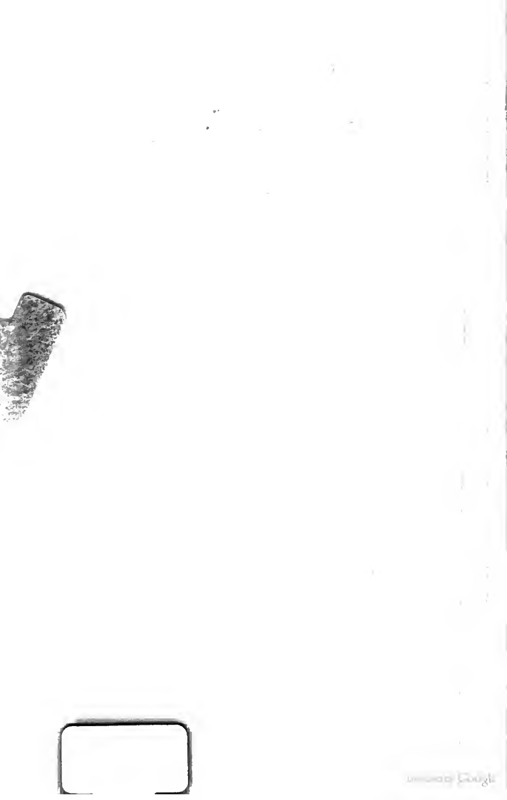
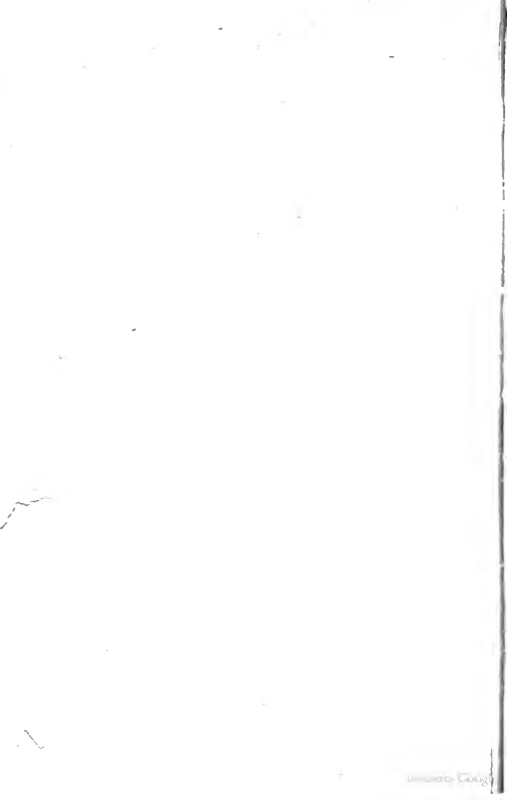


Zeitschrift für Ethnologie

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, ...







ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.



Fünfzehnter Band.

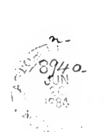
1883.

Mit 10 lithographirten Tafeln.

BERLIN.

Verlag von A. Asher & Co.

1883.



Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte unter besonderer Paginirung.

Ein specielles Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namen- und Sach-Register befinden sich am Schlusse der Verhandlungen.

Verzeichniss der Tafeln.

Verzeichniss der Holzschnitte.

Zeitschrift für Ethnologie.

Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft.

Dolichoc | Mesoc | Brachyc | Hyperbr. | Künstl. Brachyc.

I.

Autochthonen des Amerikanischen Kontinentes (ohne die Mound-Builders) 1392 Schädel

II.

Indianer Nordamerikas 917 Schädel

III.

Central- und Südamerikaner 248 Schädel

IV.

Eskimo 127 Schädel

V.

Praekolumbische Völker (Mound-Builders etc.) 200 Schädel

I.

Die Autochthonen Amerika's.

Von

Prof. J. Kollmann in Basel.

Hierzu Tafel I.

Die vorliegende Untersuchung über die autochthone Bevölkerung Amerikas bezieht sich ausschliesslich auf somatologische Merkmale. Es handelt sich in allererster Linie um die Feststellung der Rassenvielheit und um eine vergleichende Prüfung über die Vertheilung der Rassen in diesem für Völkerwanderung ungünstig geformten Kontinent. Seine langgestreckte Gestalt und die Richtung seiner Gebirge sind offenbar weniger hierfür geeignet als Europa, das streng genommen nur ein Vorgebirge des compakten asiatischen Welttheiles darstellt. Es kommt aber noch eine andere Erwägung hinzu, welche gerade die Prüfung Amerikas nach dieser Seite hin als wünschenswerth erscheinen liess. Für Europa ist uralte Einwanderung nachgewiesen und zwar zum erstenmal während der diluvialen Periode. Seit jener fernliegenden Zeit ist der Strom der Einwanderung nie mehr zur Ruhe gekommen. Die Folgen davon zeigen sich überall. Die Spuren **anthropologisch verschiedener** Elemente sind unter jedem Volk nachweisbar. Schon seit vielen Jahrhunderten bestehen die Völker Europas nicht mehr aus einer einheitlichen Rasse, und in der Gegenwart existirt kein auch noch so entlegenes Thal, das Reinheit der Rasse aufzuweisen vermöchte. In Europa sind dadurch alle die ethnischen Fragen sehr complicirt und es lag nahe von einer anderen Seite her, diesem Problem von der Herkunft der Völker nahezutreten. Amerika schien hierfür manche Vortheile zu bieten, wie gänzlicher Mangel an ausgedehnter Vermischung durch moderne Einwanderung, zweifellos für die präcolumbische Geschichtsperiode, und ein bereits sorgfältig beobachtetes Material von gesicherter Provenienz. Man durfte also erwarten, Aufschluss über manche Fragen von Völkerwanderung und Völkerehe, die auf gegenseitiger Durchdringung beruht, von dort drüben her gerade auch für Europa zu gewinnen. In welch' unerwarteter Weise dies der Fall ist, werden die nachfolgenden Blätter zeigen.

Bei einer anthropologischen Umschau über den weiten Raum zweier

Kontinente treten aber noch andere Probleme in den Vordergrund, deren Berücksichtigung kaum umgangen werden kann. Darunter ist dasjenige von der Lebensdauer der menschlichen Rassen und dasjenige von der Einheit oder Vielheit menschlicher Spezies in dem folgenden besprochen worden, beide freilich nur auf Grund der somatologischen Erfahrungen. Ich habe jüngst die Thesis von der Unveränderlichkeit der menschlichen Rassen aufgestellt und manche Belege beigebracht (16. 28), dass die Menschheit heute nicht mehr unter dem allgewaltigen Einfluss der natürlichen Zuchtwahl stehe, dessen fördernde Kraft für die Stammesgeschichte aller Lebewesen unverkennbar ist. Gerade dieser Satz von der Unveränderlichkeit der Varietäten des Menschen soll noch weiter ausgeführt werden, als dies bisher geschehen konnte.

Eine ausgedehnte Vergleichung diluvialer und moderner Schädel hat herausgestellt, dass sich die am Schädel und am Skelet vorhandenen Rassenmerkmale seit der diluvialen Periode nicht geändert haben. Seit jener Zeit hat also in dem Sinn des Darwin'schen Wortes „Variation" der Mensch nicht variirt unter dem Einfluss der natürlichen Zuchtwahl. Seine Rassenzeichen haben mit grosser Zähigkeit den äusseren Einflüssen widerstanden und haben trotz derselben ausgedauert. Dieses, wie mir scheint, wichtige Ergebniss craniologischer Prüfung steht freilich im Widerspruch mit der geläufigen Ansicht, welche das Gegentheil: eine beständige Umänderung des Menschen annimmt. Allein bei genauerer Ueberlegung wird man zugeben müssen, dass sich die von mir beigebrachten Belege wenigstens (16) in meinem Sinne deuten lassen. Die folgende Darstellung meiner Auffassung von der Beständigkeit der Menschenrassen wird aber, wie ich hoffen darf, zeigen, dass sie weder mit der Descendenztheorie noch einer unserer täglichen Erscheinungen im Widerspruch steht. Ich nannte den Menschen einen „Dauertypus" (28). Diesen Ausdruck hat Huxley in die Literatur eingeführt. Ich citire ihn aus einem Vortrag über die Entwicklungslehre (29), von dem ich wünschen möchte, dass ihn alle lesen, welche sich für die Urgeschichte des Menschen interessiren, weil darin eine vortreffliche Darstellung von der langen Dauer specifischer Lebensformen zu finden ist. Cuvier versuchte bekanntlich die Lamark'sche Hypothese, dass die Thiere allmählige, fortschreitende Umbildungen erfahren, durch Vergleichung der Skelete und der Mumien, mit den entsprechenden Theilen der jetzt in Aegyten lebenden Vertreter dieser Arten zu prüfen. Das Resultat ist bekannt, er kam dabei zu der Ueberzeugung, dass bei diesen Thieren im Laufe dieses beträchtlichen Zeitraumes keine merkliche Veränderung stattgefunden habe. Und die Berechtigung seiner Schlussfolgerung ist unbestreitbar. Ganz dasselbe gilt für die Menschen des Nilthals. Diese, wie die mumificirten Ibisse und Krokodille Aegyptens, sie liefern alle Beweise von der langen Dauer spezifischer Lebensformen. Der Fortschritt der Forschung hat aber noch viel auffallendere Beispiele

aufgedeckt. Ein bemerkenswerther Fall findet sich in Amerika in der Nähe der Niagarafälle. In den oberflächlichen Ablagerungen, welche den felsigen Untergrund in jenen Gegenden bedecken, kommen Ueberreste von Thieren in vollkommener Erhaltung vor, und darunter Molluskenschalen, welche zu genau denselben Arten gehören, die gegenwärtig die ruhigen Wasser des Erie-Sees bewohnen. Aus der Beschaffenheit des Landes geht hervor, dass diese Thierreste dort zu einer Zeit abgelagert worden sind, wo der See sich noch über die ganze Gegend erstreckte. Daraus ergiebt sich aber, dass sie gelebt haben und gestorben sind, ehe die Fälle sich ihren Weg durch die Niagaraschlucht gebrochen hatten, und man hat berechnet, dass damals, als diese Thiere lebten, die Niagarafälle mindestens 10 Kilometer weiter stromabwärts gelegen haben müssen als jetzt. Ueber die Geschwindigkeit, mit der sich die Fälle rückwärts verschieben, glaubt Huxley innerhalb der Grenzen der Vorsicht zu sprechen, wenn er annimmt, dass sie dazu einige 30 000 Jahre gebraucht haben. So lange Zeit wird etwa vergangen sein, seitdem diese Species, deren Reste wir in den erwähnten Ablagerungen finden, nicht variirt haben. Allein wir haben noch stärkere Belege für die lange Dauer gewisser Typen. In der langen Reihe der tertiären Formationen giebt es viele mit den jetzt lebenden identische Thierarten. Die Gesteine der Kreidezeit zeigen Ueberreste von einigen Thieren, welche sich selbst bei der genauesten Untersuchung in allen wesentlichen Beziehungen als nicht verschieden von den jetzt lebenden erweisen. Das ist z. B. bei einer Terebratula aus der Kreide der Fall, welche bis auf den heutigen Tag unverändert oder wenigstens ohne bedeutende Veränderungen geblieben ist. Das ist ferner der Fall bei den Globigerinen, deren angehäufte Skelete einen grossen Theil der englischen Kreide ausmachen. Jene Globigerinen lassen sich bis auf die Globigerinen hinab verfolgen, welche an der Oberfläche der jetzigen grossen Oceane leben, und deren zu Boden fallende Ueberreste einen kreideartigen Schlamm bilden. Danach muss man zugeben, dass es gewisse Thierarten giebt, welche keine deutliche Spur einer Veränderung oder Umgestaltung im Laufe der ganzen Zeit, die seit der Kreideperiode verflossen ist, zeigen, d. h. in einer Zeit, die, mag ihr absolutes Maass sein, welches es wolle, sicher weit über 30 000 Jahre gedauert hat. In der mesozoischen Periode giebt es Gruppen von Reptilien wie die Ichthyosaurier und die Plesiosaurier, welche kurz nach dem Beginn dieser Periode auftreten und in ungeheuren Mengen vorhanden sind. Sie verschwinden mit der Kreide, und während der ganzen Reihe der mesozoischen Gesteine sind keine Veränderungen an ihnen nachzuweisen, welche sich mit Sicherheit als Belege für eine fortschreitende Umbildung betrachten liessen. Thatsachen dieser Art sind ohne Zweifel verhängnissvoll für die Annahme, dass alle entstandenen Thierformen sich beständig umbilden; und ebenso entschieden widersprechen sie der Ansicht, dass solche Umbildungen mit derselben Geschwindigkeit bei allen verschiedenen Typen der Thier-

und Pflanzenwelt stattfinden müssten. Ein anderer Forscher, der sich auf das eingehendste und Jahre hindurch mit grossen Gruppen der Säugethiere befasst hat, kommt gänzlich unabhängig von Huxley zu ähnlichen Anschauungen. Ich will sein schwerwiegendes Zeugniss besonders deshalb hier anführen, weil diese Säugethiere hoch hinauf reichen auf der Stufe der Organisation, mitten unter uns leben und noch heute jedem die Prüfung und Beobachtung gestatten. Rütimeyer (30) legt neuestens die Ergebnisse seiner anatomischen, speciell craniologischen Studien über die Familie der Hirsche vor, die sich jedoch gleichzeitig auf geographische und historische Beziehungen erstrecken. Bei Vergleichung der gewonnenen Resultate mit denjenigen, zu welchen ähnliche Arbeiten an anderen Wiederkäuergruppen führten, drängt sich ihm der Eindruck auf, dass der Typus Hirsch trotz fast cosmopolitischer Verbreitung in Bezug auf Schädelbau sich innerhalb viel knapperer Grenzen bewegt, als die Mehrzahl der anderen Formen von Wiederkäuern. Man könnte geneigt sein, solche Einförmigkeit als ein „Symptom geringer Elasticität von Structur oder als Folge einförmiger Schicksale der Familie zu deuten. Allein weder die Zeichen von Lebensenergie noch die geologische Frist, in der wir bereits die Thiere kennen, gestatten eine solche Deutung. Viel eher würden solche Erscheinungen für eine ungewöhnliche Unabhängigkeit von Einflüssen irgend welcher Art sprechen, wofür sich unter Thieren, welche für Nahrung und Bewegung so vollständig auf die Festlandoberfläche angewiesen sind, kaum ein zweites Beispiel namhaft machen liesse". Hier ist allerdings von einer grossen Familie die Rede, aber was für sie gilt von Zähigkeit gegen äussere Einflüsse, ist eben das Resultat der Eigenschaften einzelner Gattungen und einzelner Species. Es giebt übrigens gerade unter der Hirschfamilie zwei Arten, welche die äusserste Zähigkeit zeigen. An den Rand der nördlichen Hemisphäre verdrängt stehen zwei verschiedene Formen neben einander unter demselben Klima, unter ähnlichen Lebensbedingungen, und dennoch haben sie sich unverändert erhalten während der ganzen letzten geologischen Epoche. Es hat sich weder die systematische Kluft zwischen ihnen abgeschwächt, noch haben sie, soviel mir bekannt ist, irgend welche Modifikationen der Speciescharaktere erfahren. Obwohl Hausgenossen, stehen Elenthier und Renthier nach Structur einander seit alter, alter Zeit gegenüber und Keines der differirenden Merkmale hat sich ausgeglichen seit dem Diluvium. Das ist ein deutlicher Beweis, dass es Dauertypen im strengsten Sinn des Wortes selbst unter hoch organisirten Thieren giebt, ja ganze Gattungen und Species in den Zustand der Beharrung ihrer typischen Merkmale eintreten können.

Ganz dasselbe ist nun bei dem Menschen der Fall, er befindet sich seit dem Diluvium, was Species und Varietätenmerkmale betrifft, in dem Zustand der Beharrung, er ist eine Dauerform der Schöpfung geworden. Die Thatsachen, auf die ich (16) hingewiesen habe, verlieren nichts an ihrer

Beweiskraft durch den Einwurf, dass dadurch ja die Periode der Variabilität in der Menschennatur hinter das Diluvium zurückverlegt würde. Zu derselben Annahme ist die vergleichende Anatomie und die Palaeontologie längst gezwungen für die grösste Zahl der Wesen des Thier- und Pflanzenreiches. Wir haben uns allzu sehr daran gewöhnt, gerade unter der Herrschaft der Darwin'schen Theorie, alle Wesen um uns her in beständiger Umwandlung zu wähnen. Wir müssen jetzt daran gehen, die Unterschiede und die Grenzen des Variirens im Raum und in der Zeit genauer zu studiren. Die lange Dauer gewisser Thier- und Pflanzentypen oder die des Menschen ist deswegen noch kein Einwurf gegen die Entwicklungshypothese. Man kann sich um so mehr in dieser Beziehung beruhigen, als gerade die Geschichte der Sängethiere auch entgegengesetzte Fälle klargelegt hat. Rütimeyer hat auf das Schlagendste z. B. für Rinder und Pferde den Nachweis erbracht, dass ihre Formen noch heute nicht fest gefügt, sondern im Gegentheil bis in tiefliegende Einzelheiten noch formbar im höchsten Grade sind, sowohl durch die natürliche als durch die künstliche Zuchtwahl. Das letztere wissen die Thierzüchter nur zu gut. Auf der heute noch fortwirkenden Variabilität beruhen allein die erfolgreichen Resultate der künstlichen Züchtung bei diesen Familien. Aber sie hat zweifellos auch ihre Grenzen. Die einen erreichen diese Grenzen später, die andern früher. Der Mensch gehört aber nach allen Zeugnissen, die er uns in seinen Grastätten hinterlassen hat, zu den letzteren Wesen. Er hat sich, so lange er in Europa wandert, weder in seinen osteologischen Rassencharakteren noch in seinen osteologischen Merkmalen der Varietäten verändert. Ja man kann dasselbe auch bezüglich der Muskeln annehmen, insofern ja die Knochen durch ihre Muskellinien einen Rückschluss auf diesen beträchtlichen Bruchtheil seines Organismus gestatten. Diese Ueberzeugung habe ich an osteologischem Material europäischer Rassen gewonnen, sie steht jedoch für mich auch fest für diejenigen Amerikas und der übrigen Kontinente. Ein auffallendes Exempel von der weitgehenden Gültigkeit dieser Regel ist abgesehen von vielen andern die Differenz zwischen Papuas und Malayen. Seit undenklichen Zeiten wohnen sie neben einander in denselben tropischen Gegenden, welche physikalisch so gleichgeartet sind, und dennoch sind sie verschieden.

Obwohl die Varietäten und Rassenmerkmale des Menschengeschlechtes nach meiner Ueberzeugung von zäher Dauer sind, und noch keine Aenderung erworbener typischer Merkmale nachgewiesen werden konnte, halte ich doch selbstverständlich an der gleichzeitig bestehenden Thatsache der induviduellen und sexuellen Variabilität der Menschen fest. Es ist ferner wohl überflüssig hier zu erklären, dass die Widerstandsfähigkeit der thierischen oder menschlichen Natur gegen die Specieszeichen nicht auch Immucität gegen Krankheiten in sich schliesse. Das Individuum, die Person kann in ihren physiologischen Lebensäusserungen gestört werden, und wird

es ja oft genug, Mensch wie Thier, aber die Species hat ein anderes Leben, sie überdauert geologische Epochen.

Nichts liegt mir also mehr fern, als die auffallenden Erscheinungen der sexuellen Variabilität zu bestreiten, um deren Feststellung die menschliche Anatomie schon so manchen Streit geführt hat. Denn was ist es denn anders, wenn der weibliche Schädel kleiner ist als der männliche, die Muskulatur schwächer, wenn das Skelet der Brust und des Beckens verschieden ist gegen dasjenige des Mannes und sofort bis in die Organe hinein und selbst bis in die geheimnissvollen Tiefen der physiologischen Function? Also Variabilität existirt, aber die eben hier flüchtig skizzirte gehört in das Bereich der sexuellen Variabilität, deren Grenzen noch immer der endlichsen Feststellung harren. Daneben giebt es noch eine individuelle, welche aber ebensowenig, wie die vorhergehende meine Annahme von der Unveränderlichkeit der Menschenrassen irgendwie berührt. Die Höhe der menschlichen Gestalt, die Stärke der Knochen, der Umfang der Muskelatur, die Dicke der Haut, kurz alle Organ können variiren innerhalb einer bestimmten Grenze. Ich will nur an ein Organ, an das hervorragendste von allen, an das Gehirn erinnern. Welche individuellen Unterschiede! Kann doch seine Schwere innerhalb der enormen Grenze von mehr als 500 *g* bei dem Durchschnittsmenschen hin und her schwanken, der physiologischen Leistung gar nicht zu gedenken! Um die Schwankungen der individuellen und sexuellen Variabilität festzustellen, ist es aber unerlässlich, dass erst die Merkmale der Rassen bestimmt seien. So lange dies nicht der Fall, wird der Boden der Rassenlehre überhaupt, und auch derjenige der Craniologie, die ja ein Theil derselben ist, jene Festigkeit vermissen lassen, welche die physiologische oder die pathologische Betrachtung erheischt. Nun sind die Schwierigkeiten nicht gering. Die meisten Männer von Fach ziehen sich überdies von dieser Aufgabe zurück, und folgen nicht selten mit Geringschätzung den Bemühungen der Morphologie der Menschenrassen. Auch dass ändert sich wohl noch, unterdessen wächst, wenn auch langsam, der Schatz der Thatsachen, freilich wie überall nur in dem Widerstreit der Meinungen. So wird mir neuestens entgegengerufen wegen meiner Thesis von der Unveränderlichkeit der Menschenrassen seit dem Diluvium, die Craniologie sei also jetzt glücklich an der Arche Noah angekommen; das erste Auftreten rücke eben in unfassbare Ferne. Ich bedaure, dass wir selbst noch hinter die Arche auf die Suche gehen müssen, wie wir das schon längst gethan haben mit sammt der ganzen Paläontologie, und bedaure, dass wir noch nicht soweit sind, den Proanthropos vorzeigen zu können. Wer übrigens nach dieser Seite schnelle Befriedigung wünscht, dem können wir nur dringend rathen, eine moderne Anthropogenie oder eine sogenannte Schöpfungsgeschichte zur Hand zu nehmen, er wird darin selbst weitergehende Wünsche erfüllt sehen.

Ein wichtiges Ergebniss, das ich mit ausgedehnten Belegen versehen

habe, und das unmittelbar aus der Unveränderlichkeit folgt, ist ferner, dass wir Europäer, die wir alle von uraltem Geschlechte sind, seit dem Diluvium beständig auf der Wanderschaft begriffen sind. Durch ein unablässiges Hin- und Herziehen durchdrangen sich im Laufe der Zeiten die verschiedenen Rassen, ein Vorgang, den ich mit Penetration bezeichnen will. Sie brachte es dahin, dass heute, wie schon vor vielen Jahrtausenden überall in Europa Vertreter mehrerer Rassen neben einander leben, jedes Volk und jeder Staat also einen Theil der verschiedenen Rassen in verschiedener Proportion enthält. Diesen Schluss zog ich aus einer Vergleichung von mehr als 3000 Schädeln europäischer Völker. Die Zahlen selbst ergaben dieses Resultat, und ich habe mich jeder Interpretation enthalten. Dass dieses Ergebniss überraschen, und liebgewonnene Vorstellungen zerstören, folglich auf Widerspruch stossen würde, habe ich wohl erwartet, dass es nebenbei als „Nekrolog auf die ganze von Retzins inaugurirte Craniologie angesehen würde und als erfreuliches Ende der Selbstzersetzung" ist eine jener seltsamen Hoffnungen, welche mehr erheiternd als nachhaltig wirken. Es ist allerdings unbequem, dass die Möglichkeit, an den Gräberschädeln die Nationalität abzulesen, dabei verloren geht, wenn es sich herausstellt, dass das gegenseitige Durcheinanderwandern der Rassen, schon überall seit langer Zeit in ergiebigstem Maasse stattgefunden. Allein man darf doch nicht übersehen, dass nur im Anfang der anthropologischen und speciell der craniologischen Studien ein blindes Vertrauen auf solch' diagnostische Leistungen bestanden hat. Sehr bald wurde es erschüttert und wird heute nur mehr von wenigen mit ganzer Ausdauer festgehalten. An dem Schädel lassen sich eben nur anatomische Merkmale ablesen. Als diese sich entwickelten und befestigten, gab es weder Germanen noch Sarmaten noch Gallier u. s. w. Unseren westlichen Nachbarn und vor diesen, den Jung-Amerikanern blieb es vorbehalten, politische Craniologie zu treiben. Die einen fühlten das Bedürfniss hierzu um die Sclaverei mit Hülfe der Craniologie zu rechtfertigen, die andern um „natürliche" Grenzen zu ziehen oder nationalen Ingrimm auf anthropologische Gründe zurückzuführen. Eine Variante aus einem allerdings edleren Beweggrund vertritt Hölder (31), der mit unerschütterlicher Ausdauer für die anthropologische Einheit der Germanen eintritt, offenbar darauf hingeführt, weil sie einst als grosse kulturhistorische und staatliche Einheit in der Geschichte auftraten. Er beharrt bei seinem Glauben trotz aller Beweise, dass an die 50 pCt. aus andern Rassenelementen und aus Mischlingen bestanden. Das ficht ihn wenig an. Er hilft sich auf seine eigene Art über die Schwierigkeiten hinweg. Da sind nur einige „Servi", Knechte, die in die gute Gesellschaft eingeschleppt wurden, im übrigen „bestehen die Germanen aus lauter Menschen gleichen Schlages. In dem glänzenden Bilde eigenartiger Kulturentwicklung, welches einen grossen Zeitraum und das weite Gebiet von ganz Westeuropa umfasst, stehen in der That die Germanen als eine ge-

schlossene Völkergruppe da. Nichts erscheint einfacher, mit der gleichgearteten Entwicklung in Sitte und Sprache mehr übereinstimmend, als die Annahme, dass alle diese Völker einer und derselben Abstammung gewesen seien, dass dieser grosse einheitliche Zug in den Gehirnen und Schädeln einer und derselben Menschenabart allmählich gewachsen, und durch sie über die Hälfte eines Welttheiles getragen worden sei. Allein während ich die Einheit germanischer Kultur, und germanischen Geistes anerkenne, muss ich gestehen, dass der Beweis von einer specifischen „germanischen Rasse" nicht erbracht ist, und dass er sich auch niemals erbringen lässt. Niemals in keiner Epoche, die hier in Betracht fällt, bestanden die Germanen aus einer einzigen Rasse, sondern sie waren eine mechanische Mischung von Abkömmlingen verschiedener Rassen, die sich zu einem einheitlichen Volk ineinandergelebt hatten.

Es ist keine schwierige Aufgabe, den Nachweis eines zusammengesetzten craniologischen Gefüges innerhalb der germanischen Völker zu führen (16, 28). Wer irgend nur eine gewissenhafte Zahlentabelle über die Formverhältnisse der vorliegenden Schädel gemacht, kann unmöglich die Ueberzeugung von der anthropologischen Gleichartigkeit der Germanen festhalten. Ueber die geradezu unvereinbaren Gegensätze der Schädel aus germanischen Gräbern hilft sich Hölder dadurch hinweg, dass er fünf verschiedene Typen innerhalb der Germanen unterscheidet. Also doch typische Unterschiede trotz der Einheit? Dabei denkt er sich offenbar die Völker herangezüchtet wie Taubenrassen. Europa ist bewohnt, woher die Menschen kamen, ist für ihn eine müssige Frage, genug sie vermehrten sich wacker, bildeten staatliche Gruppen, welche sich immer schärfer trennten, nicht blos geographisch oder politisch, nein, auch physisch. Mit einem Schlag sind die Germanen auf dem Plan mit fünf für ihn „langen Schädeltypen". Das klingt scheinbar sehr einfach, aber doch nur für die Craniologen von Württemberg zufriedenstellend. Dass in der paläolithischen und in der neolothischen Periode mit Mammuth und Renthier und später mit unsern Hausthieren genau dieselben „Typen" vorkommen, wird einfach ignorirt, erst mit den Germanen kommen nach seiner Anschauung die echten Langschädel in die Welt, aber gleich mit fünf verschiedenen Typen. Was er sich unter „Typen" denkt, ist unklar. Sicher ist für den Leser nur, dass Hölder folgendermassen rechnet: Fünf mal Eins, macht Eins, ergo beweisen fünf Typen die Einheit der Germanen. Ich denke diese „zoologische" und von ihm besonders als „natürliches System" bezeichnete Aufstellung können wir zu weiterem Ausbau ihm selbst überlassen.

Wichtiger ist die Stellung zu der Frage von der Einheit des Menschengeschlechtes. Die Craniologie muss sie mit entscheiden helfen, soll sie festen Boden gewinnen. So lange man nicht klar ist, ob nur eine Species und mehrere Rassen, oder viele Species und wenig Rassen, kommt auch der Streit, wo Rassenmerkmale beginnen und die Speciesmerkmale auf-

hören, zu keiner Entscheidung, ja man wird nicht einmal im Stande sein, die sexuellen Charaktere festzustellen zu können. Nun möchte ich hier wiederholen, dass ich an der Einheit des Menschengeschlechtes festhalte, und dass ich von diesem Gesichtspunkt aus nur verschiedene Unterarten, und in sehr secundärer Reihe dann Varietäten, Subvarietäten u. s. w. sehe. Die Unterschiede zwischen dem Neger, dem Indianer, Kaukasier u. s. w. sind einmal nicht so gross, dass man jeder Form den Werth einer besonderen Species beilegen könnte.

Wozu also die Voraussetzung eines grossen Saatenwurfes von verschiedenen Species, der sich nicht beweisen lässt? Daraus folgt, dass ich von einer einzigen Stammform aus die Subspecies oder Unterarten ableite und von diesen aus die Varietäten. Nach meiner Auffassung von der Einheit des Menschengeschlechtes, und von der Unveränderlichkeit der Species- und und Varietätenmerkmale seit dem Diluvium, folgt selbstverständlich, dass ich die Periode ihrer Variabilität in die präglaciale Periode verlege. Offenbar hatte auch die Species homo sapiens eine präglaciale Urgeschichte, in welcher der gemeinsame Stamm in die verschiedenen Zweige auseinanderging. Diese erste Periode musste sich präglacial abspielen, nachdem seit dem Diluvium keine Variabilität zu beobachten ist. Der Mensch verhält sich eben hier genau so wie die grösste Zahl der noch heute ihn umgebenden Wesen. In der That, „hinter der Arche Noah", wie sich Rieger (24) ausdrückt, ist nach meiner Meinung die Differenzirung der Species erfolgt, nachdem man sich heute vergeblich nach Beweisen für die fortdauernde Kraft umgestaltender Einflüsse auf den Menschen umsieht.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, findet der Leser am Schluss einen Stammbaum des Menschengeschlechtes aus der präglacialen Periode, von einer Stammform, einer Species ausgehend. Er enthält sechs Unterarten, von denen sich je drei, also 18 Varietäten abgliedern. Ein Stammbaum für die Menschenrassen der glacialen Periode ist überflüssig, weil sie sich seit jener Zeit ja nicht mehr geändert haben. Die Aufgabe der Anthropologie und der Craniologie für diese jüngere Periode liegt darin, die Zusammensetzung der Völker zu geben, soweit sie dazu berufen ist, d. h. soweit osteologische Merkmale Aufschluss geben. Die Ethnologie Linguistik und Archäologie mögen von andern Punkten ausgehen, die Herkunft und die Eigenschaften der Völker zu bestimmen; die Wege werden sich schliesslich begegnen, dessen darf man überzeugt sein.

I.

Die Frage nach der Herkunft der autochthonen Bevölkerung Amerika's knüpft an die übrigen Kontinente an. Ist das Räthsel gelöst für Europa-Asien, oder für Afrika, dann liegt auch die Lösung für Amerika nicht mehr fern, vorausgesetzt, dass man sich auf den Boden von der Einheit der Abstammung stellt. Dann ist nämlich der innige Zusammenhang selbst-

verständlich. In der That unterscheiden sich die Unterarten nicht so tief von einander, dass nicht die Hauptmerkmale überall dieselben wären und trotz beträchtlicher Varianten immer wieder erkennbar blieben. Der Schädel zeigt verschiedene Längen hier wie dort, dieselben Gesichtsformen kommen in allen Gebieten vor, sie bieten dem Beobachter lediglich Varietäten dar, schmale und breite Gesichtsschädel sitzen unter der Hirnkapsel, allerdings modificirt, sie weichen in secundären Merkmalen von einander ab. Der Schwerpunkt der Rassenanatomie liegt also darin, das Rassenzeichen innerhalb eines Kontinentes vollständig erkannt zu haben. Es wäre aber falsch, zu glauben, dieses Ziel sei dadurch erreichbar, dass man sich nun zunächst mit vollem Eifer auf das anthropologische und craniologische Studium eines bestimmten Kontinentes ausschliesslich werfe. Im Gegentheil, je weiter die Umschau, desto rascher werden die Nebel sich zerstreuen.

In Europa lassen sich verschiedene Unterarten nachweisen. Dieselben kommen, soweit meine Erfahrungen reichen, überall vor, aber in anderen Varietäten. So kann es nicht überraschen, dass wir auch in Amerika Lang- und Kurzschädel in alter und neuer Zeit und weit in die präkolumbische Periode zurück finden. Es handelt sich also um die Zahl der amerikanischen Menschenvarietäten und um ihre hauptsächlichsten Merkmale. In dieser Fragestellung zeigt sich schon ein wesentlicher Fortschritt in der Kenntniss der anthropologischen Verhältnisse dieses Kontinentes. Früher glaubte man, eine einzige Rasse sei über ihn verbreitet, vom Kap Horn hinauf bis zu den grossen Seeen des Nordens. Ich bin weit entfernt, für diese Ansicht ausschliesslich Blumenbach verantwortlich machen zu wollen, nachdem noch viel später Morton und Andere auch für dieselbe eingetreten sind. Denn es scheint mir der naheliegende um nicht zu sagen naturgemässe Gang unserer Vorstellungen zu sein, dass wir einen Kontinent von solcher Form und solch isolirter Lage — die starren Eisfelder des Nordens sind von ebenso isolirender Kraft, wie das wogende Meer — zunächst von einer einzigen Rasse bevölkert denken. Die genauere Untersuchung hat zwar bald gelehrt, dass diese eine Rasse doch sehr bedeutende Varianten besitze, und der Gedanke von mehreren autochthonen Rassen ist auch bisweilen ausgesprochen worden, aber festen Fuss hat er trotz mancher anatomischer Gründe nicht gefasst. Wer den Standpunkt bis zum Jahr 1865 kennen lernen will, den darf ich auf die vortreffliche Studie von Th. Waitz: Die Indianer Nordamerika's verweisen, welche von Dr. Ploss nach dem Tod dieses bewunderungswürdigen Gelehrten herausgegeben wurde. Entscheidende Thatsachen gegen die unitarische Ansicht hat später erst Andreas Retzius beigebracht. Wenn sie nicht jene Beachtung fanden, die sie verdienten, so liegt der Grund unzweifelhaft darin, dass er sofort die Lösung der grossen Probleme, welche die physische Anthropologie Amerika's birgt, mit kecker Zuversicht versucht. Er beweist aber, dass in Amerika zwei verschiedene Menschenrassen zu finden sind, im Westen des ganzen Continentes eine

kurzköpfige und im Osten eine langköpfige. Das ihm vorliegende Material war entscheidend für die Doppelnatur der Autochthonen. Das Dogma von der Rasseneinheit war für Amerika dadurch zerstört, und scheinbar war er im Recht, nach der Provenienz des ihm vorliegenden Materiales eine ganz bestimmte Vertheilung dieser beiden Rassen anzunehmen. Aber es hat sich später herausgestellt, dass sie in dieser Art nicht existirt. Der Gebirgstock, welcher den langgestreckten Erdtheil vom Norden bis zum Süden durchzieht, bildet keine Völkerscheide, wie A. Retzius nach der Provenienz der ihm zur Verfügung gestellten Schädel annehmen durfte. Der Wunsch, auch die Herkunft dieser beiden Rassen sofort aufzuklären, legte ihm dann noch die Vermuthung nahe, die langköpfige Bevölkerung sei vom Osten von Afrika her, eingewandert vielleicht als Berbern und Guanchen, während die des Westens von Asien stammen sollte, und auf mongolische und vielleicht auch malayische Stämme zurückgeführt werden müsse. Die angenommene geographische Trennung der Rassen war aber bald durch die Beobachtung als falsch erwiesen, und so hat auch weder sein Erklärungsversuch von der Herkunft derselben noch der Nachweis zweier Rassen tiefere Spuren in der Anthropologie Amerika's zurückgelassen.

Mit einem Vortrage R. Virchow's (3) tritt die Rassenfrage Amerika's in eine neue Phase. „Von dem Standpunkt der klassificirenden Anthropologie aus drängen die Beweise zu dem Schlusse, dass es unter der autochthonen Bevölkerung Amerika's keine Einheit der Rasse giebt." Wir haben, führt er aus, nach zwei Richtungen hin, in den am wenigsten cultivirten Theilen des grossen Continents zwei ganz auseinanderliegende Typen kennen gelernt. Bei den Eskimo's, den Tapuio's, Botokuden und Patagoniern, selbst bei Peruanern und Chibchas sind dolichocephale Formen gefunden, und auf der anderen Seite stossen wir bei den Moundbuilders und Muschelmenschen, den Caraiben, Araucanern und Pampeos auf kurzköpfige Rassen. Beide müssen seit undenklicher Zeit existirt und sich durcheinander geschoben haben. Mit ruhiger Objectivität enthält er sich jeder Folgerung, welche von beiden die frühere ist und welche die spätere. Denn es steht, wie er ausdrücklich hervorhebt, noch keineswegs fest, dass nur eine dolichocephale, und eine brachycephale Rasse sich gegenseitig verdrängt haben. In diesen letzten Worten liegt deutlich der Hinweis, dass das Problem der physischen Anthropologie Amerika's mit der Entdeckung der Zweiheit der Rassen keineswegs abgeschlossen sei. In der That taucht in Amerika sofort die Frage nach der Vielheit und in naturgemässem Zusammenhang damit auch diejenige nach dem Alter dieser Rassen auf, gerade wie in Europa. Bei uns währt der Streit hierüber schon geraume Zeit, und die Ueberzeugung gewinnt mehr und mehr die Oberhand, dass wie in der Geologie eine Reihe von Schichten in strenger Zeitfolge sich über einander gelagert, so auch in der Bevölkerung des kleinsten aller Continente eine Stratifikation von aufeinanderfolgenden Rassen nachzuweisen sei. Die Entscheidung dieser Frage

für Amerika würde für die in Europa von nicht geringerem Einfluss sein, als es der Nachweis mehrerer Rassen ist. Auch hierfür giebt Amerika einen uuerwarteten Beitrag, um die Sachlage in Europa zu entscheiden.

Ich will zunächst lediglich an der Hand craniologischen Materiales Zahlenbelege beibringen:

1. Für die Pluralität der Varietäten[1]) in Amerika.
2. Für die Verbreituug aller dieser Varietäten über den ganzeu Kontinent.

Das Verfahren, das ich hierfür eiuschlage, besteht in der Benutznng der Längenbreitenindices vou 1500 Schädeln aus alleu Gebieten vom Feuerland bis zur Behringstrasse. Diese Zahl scheint mir ausreichend, um damit wenigstens eine allgemeine Uebersicht zu gewinnen. Denn ans einem zahleumässigen Vergleich der Hauptdimeusiouen an der Hirnkapsel muss nicht allein die Frage über Einheit oder Vielheit sich eudgiltig entscheiden lasseu, auch die Verbreitnng dürfte wenigstens in den allgemeinsten Umrissen bei einer solch ansgedehnteu Vergleichung gewonuen werden.

Die in dcr Literatur vorhandenen Zahlen verzeichnen die Länge und Breite nnd zwar

aus den Gebieten Nordamerika's für	917	Schädel
„ Central- und Südamerika für	248	„
„ den Gebieten der Eskimo's für	127	„
„ „ Mounds, Muschelhaufen u. s. w. für .	208	„

Die meisten Angaben über die autochthone Bevölkerung enthält Otis G. A. (1).

In diesem Catalog des Army medical Museum von Washington, ist die Provenienz all der aufgeführten Specimina gegeben, nnd zwar in so vollständiger Weise, dass keinerlei Zweifel bleiben kann über das Gebiet, aus welchem das mit der Catalognummer aufgeführte Objeot erhalten wurde. Die Sorgfalt ist noch weiter getrieben, denn die Indianerstämme sind mit Namen aufgeführt, deren Vertreter sich in dem Army medical Museum finden, so dass jedes Cranium bis zu seinem Stamm, also bis zu seiner ethnischen Ursprungsstätte zurückverfolgt werdeu kann. Neben der Länge und Breite, Höhe und Circumferenz des Schädeldaches ist dann noch ein Gesichtswinkel nnd die Distanz der Jochbogen angegeben und überdies das Geschlecht bezeichnet wordeu. Ich führe diese Umstände an, um einen Beleg für die Genauigkeit und Sorgfalt dieser Arbeit zu geben. Denn dadurch rechtfertigt sich auch das Vertrauen in die genaue Abnahme der einzelnen Masse, welche für die vorliegende Arbeit in Verwendung kommen[2]).

Für die vorliegende Untersuchung enthält ferner der Thesaurus Craniorium

1) Meine Bezeichnung „Varietät" ist identisch mit dem, was gewöhnlich als Rasse bezeichnet wird.

2) Ich möchte die Anthropologen auf diese Publication aufmerksam machen, weil in ihr noch eine Fülle werthvoller Zahlen zur Bearbeitung niedergelegt ist.

von B. Davis ansehnliche Zahlenreihen, und ebenso fruchtbar erweist sich jetzt schon das von der deutschen anthropologischen Gesellschaft in der Durchführung begriffene Verzeichniss des in Deutschland vorhandenen anthropologischen Materiales. Die, unter Leitung des Vorsitzenden Schaaffhausen, zu diesem Zweck ernannte Commission hat bereits unter dem Titel „die anthropologischen Sammlungen Deutschlands“ mehrere Verzeichnisse veröffentlicht. Diejenigen, welche für meine Untersuchung Material boten, sind in dem Literaturverzeichniss am Schluss besonders aufgeführt.

Dieses ansehnliche Material bedurfte einer bestimmten Gruppirung. Sie erfolgte nach folgenden Gesichtspunkten. Zunächst wurden die Schädel aus den Mounds ausgeschieden. Wie Europa so hatte auch Amerika eine Hügelgräberepoche höchst überraschender Art, über die bereits eine reiche Literatur vorliegt. Aus diesen Hügeln (Mounds) sind Artefakte aus Metall und Stein und Thon etc. erhoben worden, und ebenso menschliche Reste. Wie weit diese Mounds und andere Arten von präcolumbischen Bauten, welche von einer hohen und weitverbreiteten Cultur Zeugniss geben, in die vergangenen Jahrhunderte zurückreichen, ist nicht festgestellt. Jedenfalls hat der Craniologe die Verpflichtung, die Schädel aus dieser Periode einer gesonderten Prüfung zu unterwerfen. Diese Mounds kamen vorzugsweise in Nordamerika vor. Es sind aber auch in Central- und Südamerika Schädel in alten Grabstätten und Muschelhügeln gefunden. Alle solche Schädel, selbstverständlich auch jene der Cliff-Dwellers, der Bewohner der Felsenburgen sind unter dem Collectivbegriff der präcolumbischen Bewohner oder kürzer, obwohl nicht ganz richtig, der Mound-Builders, zusammengefasst worden. So bleiben denn noch 1292 Schädel, welche zu einer

1. Aufstellung einer Gesammtübersicht benutzt wurden. Sie umfasst Cranien, welche nur von Autochthonen Amerika's stammen.

Dieser Ausdruck schliesst jedes Missverständniss, wie ich hoffe, vollständig aus. Es sind damit die Eingeborenen des Continentes gemeint von der Entdeckung Amerika's bis in unsere Tage herein. Es ist dabei gleichgiltig, ob die betreffenden Schädel aus Indianergräbern stammen, oder in irgend einem der letzten Kämpfe gewonnen wurden, ob also ihre einstigen Besitzer im 16. Jahrhundert nach europäischer Rechnung gelebt, oder die Schwelle der letzen Jahrzehnte überschritten hatten. Diese Gesammtübersicht findet ihren zahlenmässigen Ausdruck in der Tabelle I, in welcher, wie in allen folgenden der Längenbreitenindex (L. B.) in der ersten Columne, die Zahl der auf jeden Längenbreitenindex gefundenen Schädel in der zweiten Columne aufgeführt ist, während die dritte Columne diese Zahlen auf Procente reducirt enthält. Diese letzte Reduction der 1292 Cranien auf 100, in procentischer Zusammensetzung und nach dem Längenbreitenindex geordnet, gewährt einerseits eine klare Uebersicht der sonst schwerfälligen Zahlen, und entspricht andererseits selbst weitergehender strenger Methode. Wenn Rassenverschiedenheiten existiren, so müssen sie durch ein solches

Verfahren, das auf einem grossen Beobachtungsmaterial beruht, zum Ausdruck gebracht werden können. —

Tabelle I

für eine Curve der Autochthonen Amerika's, nach dem Längenbreitenindex des Schädels (L : B) bestimmt.

L : B	Zahl der auf jeden L : B kommenden Schädel	Schädelzahl auf 100 reducirt		Bemerkungen
63	2	0,15		Benützt wurden für diese Tabelle:
64	0	0,00		Eskimoschädel 127
65	3	0,23		Indianerschädel aus Nordamerika 917
66	2	0,15		Indianerschädel aus Central- und Südamerika . 248
67	11	0,85		zusammen . . 1292
68	13	1,00	(22,77 pCt.) Dolichocephalie	
69	9	0,69		
70	32	2,74		
71	29	2,24		
72	25	1,93		
73	35	2,70		
74	58	4,64		
75	74	5,72		
76	78	6,03		
77	74	5,72	(35,92 pCt.) Mesocephalie	
78	107	8,28		
79	104	8,00		
80	102	7,89		
81	89	6,88		
82	68	5,26	(22,60 pCt.) Brachycephalie	
83	50	3,81		
84	49	3,79		
85	57	2,86		
86	32	2,47		
87	27	2,08		
88	31	2,47		
89	23	1,77		
90	17	1,31	(14,3 pCt.) Hyperbrachycephal.	
91	11	0,85		
92	14	1,08		
93	10	0,77		
94	8	0,61		
95	8	0,61		
96	3	0,23		
97	4	0,30		
98	10	0,77		
99	3	0,23		
100	12	0,92		
101	7	0,54		
102	2	0,15		
103	4	0,30	(4,55 pCt.) Künstliche Brachycephalie	
104	0	0,00		
105	3	0,23		
106	2	0,15		
107	2	0,15		
108	1	0,07		
109	3	0,23		
111	1	0,07		
114	1	0,07		
115	1	0,07		
116	1	0,07		

Auf die Berechnung von Mittelzahlen wurde gänzlich verzichtet. Der Grund hiervon soll später hervorgehoben werden. Dagegen habe ich von der sogenannten graphischen Methode Gebrauch gemacht, wie solche seit lange in den physikalischen, physiologischen und statistischen Disciplinen verwendet wird, und die neuerdings auch in der Anthropologie Eingang gefunden hat. Sie überträgt die Ergebnisse der Messung der Cranien und die der prozentischen Berechnung von den Unterschieden der Form in eine Figur, die aus auf- und absteigenden Linien zusammengesetzt ist. Giebt es z. B. von einem bestimmten Längenbreitenindex viele Schädel, so steig die Linie in die Höhe, umgekehrt fällt sie auf die sogenannte Abscisse zurück. So entstehen jene Curven, welche dem Kenner mit einem Blick alles sagen, was in den Zahlen verborgen ist.

Als **Abscissen** sind an der Curventafel, ähnlich wie in den Tabellen die Längenbreitenindices fortschreitend von 62 — 116 aufgezeichnet, als **Ordinaten** stehen die Zahlen der Schädel, an welchen dieser Index beobachtet wurde. Durch die Curven sind Trennungsstriche gezogen, um die einzelnen Abtheilungen für Dolicho-, Meso-, Brachycephalie und namentlich auch für die künstliche Brachycephalie leichter unterscheiden zu können[1]).

Die enorme Länge der Abscisse ist nothwendig geworden für Amerika, weil dort die künstliche Schädelverbildung geübt wird und zwar vorzugsweise in der Absicht, möglichst breite und hohe Schädel hervorzubringen. Dadurch erhält die Curve ein für diesen Continent eigenartiges Gepräge. Ich habe aus guten Gründen auch diese künstlich erzeugten Formen mit aufgenommen, weil es zur Zeit unmöglich ist, die äussersten Grade der Hyperbrachycephalie von derjenigen durch absichtliche Umformung entstandenen zu unterscheiden. Im Allgemeinen dürfen wir sagen, dass alle Schädel, deren Längenbreitenindex jenseits von 95 liegt, nur durch gewaltsame mechanische Mittel soweit getrieben wurden. Unter diesen allgemeinen Ausdruck fallen auch jene alten Gräberschädel, welche post mortem durch das Gewicht der Erde allmählich „verdrückt wurden."

Es ist in vielen Fällen unmöglich zu entscheiden, ob vor dem Tod oder nach dem Tod die Deformation eingetreten ist. In weitaus den meisten Fällen ist sie nach den vorliegenden Berichten intra vitam geschehen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht über die 1292 Schädel (siehe Tabelle 1 und Curve 1), wurden dann noch einzelne grosse Gebiete speciell untersucht, und zwar

2. **Nordamerika**, umfassend das Gebiet der Vereinigten Staaten und Britisch-Amerika mit Ausschluss der sog. Polarvölker: Tabelle 2 und Curve 2.
3. **Central- und Südamerika**. Tabelle 3 und Curve 3. Wegen der

1) Bei der Berechnung der Indices und der Herstellung der Tabellen und Curven hat mich Herr Studiosus med. **Nordmann** aus Basel unterstützt.

eigenartigen Kultur wurde Mexiko in diese Abtheilung eingestellt. B. Davis zählt wie üblich in dem Thesaurus craniorum Mexiko zu dem Norden. Nach meiner Ueberzeugung hat der Anthropologe das Recht, anthropologische Grenzen zu ziehen und sich von den politischen Grenzen zu befreien, wie dies offenbar stets auch die Rassen gethan haben. Eine besondere Zusammenstellung umfasst ferner:

4. Die Eskimo's. Es ist dies der Collectivbegriff für die verschiedenen Stämme, welche unter einem anderen allgemeinen Ausdruck auch als Polarvölker betrachtet werden. Es wurden alle Cranien von dem arktischen Gebiete Nordamerikas berücksichtigt, also das ganze durch die Literatur erreichbare Material zusammengetragen. Die gewonnenen Resultate enthält die Tabelle 4 und die Curve 4.

Endlich sind wie schon erwähnt

5. die präcolumbischen Völker getrennt von den Uebrigen aufgeführt in der Tabelle 5 und der Curve 5. Diese Trennung hat etwas willkürliches, allein es giebt bei dem Fehlen jeglicher geschichtlichen Grenze kein anderes Mittel, als der Archäologie das letzte Wort einzuräumen. Die Art der Bestattung wurde hier der Wegweiser.

Um überdies möglichst sicher zu gehen, wurden alle Cranien, welche als Alt-Peruaner und als Peruaner überhaupt in der Literatur aufgeführt sind, der actuellen Bevölkerung Centralamerikas zugezählt. Ich glaube, man hat kein Recht, die Altperuaner als präcolumbisch zu bezeichnen und sie mit den Mound-Builders zusammenzuwerfen. Sie gehören mit zu der Gruppe der spätern Autochthonen, ihre Nachkommen leben noch heute, Reste des Volkes haben sich erhalten wie seine Gräber und seine Mumien. Der ethnische Zusammenhang ist gewahrt von der Eroberung des Continentes bis herein in unsere Tage. Das alles lässt sich von den Mound-Builders nicht sagen, sie gehören einer früheren für uns völlig dunkeln Periode an und was von ihnen an anatomischem Material vorliegt, können und müssen wir getrennt beurtheilen.

Ich darf diese Bemerkungen über die Methode, das vorliegende craniologische Material zu benützen, nicht schliessen, ohne einige andere Bemerkungen über den Werth des Längenbreitenindex für die Bestimmung der Rassenmerkmale beizufügen. Für die vorliegende Studie wurde nur ein einziger Schädelindex verwendet, der allerdings stets eine besondere Beachtung für die Bestimmung der Rassen gefunden hat. Der Längenbreitenindex giebt nämlich einen zahlenmässigen und kurzen Ausdruck für die Länge der Schädelkapsel in dem Verhältniss zu ihrer Breite. Die Species Homo zeigt in dieser einen Dimension so bedeutende Unterschiede, dass man schon seit A. Retzius Unterarten mit langem und solche mit kurzem Hirnschädel von einander trennt. Sie werden einander gegenüber gestellt, und die Berechtigung zu dieser Auffassung ist von allen Seiten anerkannt. Später hat

Tabelle II

für eine Curve der Autochthonen Nordamerika's, nach dem Längenbreitenindex der Schädel (L : B) bestimmt.

L : B	Zahl der auf jeden L : B kommenden Schädel	Schädelzahl auf 100 reducirt	
65	1	0,10	(15,75 pCt.) Dolichocephalie
66	—	—	
67	—	—	
68	2	0,21	
69	1	0,10	
70	8	0,87	
71	10	1,09	
72	7	0,73	
73	15	1,63	
74	43	4,68	
75	58	6,32	
76	61	6,65	(40,26 pCt.) Mesocephalie
77	58	6,32	
78	90	9,25	
79	88	9,05	
80	83	8,99	
81	72	7,85	(25,81 pCt.) Brachycephalie
82	58	6,32	
83	39	4,14	
84	39	4,14	
85	31	3,36	
86	18	1,90	(11,96 pCt.) Hyperbrachycephal.
87	13	1,41	
88	20	2,18	
89	12	1,30	
90	14	1,52	
91	7	0,73	
92	11	1,19	
93	5	0,54	
94	5	0,54	
95	0	0,65	
96	1	0,10	(4,48 pCt.) Künstliche Brachycephalie
97	4	0,43	
98	8	0,87	
99	3	0,32	
100	8	0,87	
101	5	0,54	
102	1	0,10	
103	2	0,21	
104	—	—	
105	2	0,21	
106	1	0,10	
107	2	0,21	
108	—	—	
109	3	0,32	
110	—	—	
111	1	0,10	
112	—	—	
113	—	—	
114	1	0,10	

Bemerkungen

Benützt wurden für diese Tabelle 917 Schädel von Autochthonen Nordamerika's i. e. von Indianern. Davon befinden sich 845 im U. S. Army med. Museum zu Washington. Die übrigen in verschiedenen Museen Europa's.

Namen der Autoren, denen das Zahlenmaterial entnommen ist:

Otis (Nr. 1)
Spengel (Nr. 2a)
Broesike (Nr. 2b)
Ecker (Nr. 2c)
Schaaffhausen (Nr. 2d)
Virchow (Nr. 3)
Davis B. (Nr. 5)

NB. Die Schädel aus Mexiko wurden zu der Tabelle der autochthonen Rassen Central- und Südamerika's gestellt.

man dann zwischen den Dolichocephalen und den Brachycephalen auf Grund eingehender Studien eine mesocephale Unterart festgestellt. Neuestens ist endlich noch eine hyperbrachycephale unterschieden worden, in der also alle jene Cranien zusammengefasst werden, welche durch eine besondere Kürze sich auszeichnen. Die zahlenmässigen Grenzen für diese verschiedenen Schädelformen werden wie folgt angenommen:

Die Dolichocephalie (Langschädel) liegt unter . 75,0
„ Mesocephalie reicht von . . . . 75,1—80
„ Brachycephalie (Kurzschädel) reicht von . . 80,1—85
„ Hyperbrachycephalie liegt über . . . . . 85,1[1])

Dieser allgemein gehaltene Maassstab unterscheidet also nach dem Längenbreitenindex vier verschiedene Rassen. Die Skala dient, das sei ausdrücklichst bemerkt, für die methodische Craniologie überhaupt, nicht blos für jene Amerika's und wenn ich sie anwende, so halte ich jede Diskussion über die Berechtigung einer solchen Aufstellung selbstverständlich offen. Die Einwürfe sind ja bekannt. Man kann darüber streiten, ob es hyperbrachycephale Rassen und ob es mesocephale Rassen gebe. Ich will bezüglich dieser noch bestrittenen Kategorien hier keinerlei Norm aufstellen, obwohl ich zu der Frage über die Existenz einer typischen Mesocephalie wenigstens für Europa viele Thatsachen beigebracht habe. Man kann getrost die Entscheidung hierüber noch der Zukunft überlassen. Das Zahlenmaterial in den Tabellen und die Gestalt der Curven an jener Stelle, wo die Grenzen für die Mesocephalie eingetragen sind, sprechen so vernehmlich, dass sie jedem Craniologen ein quos ego zurufen, und die Erörterung dieser Frage für Amerika ebenso wenig umgangen werden kann wie für Europa. Ich ziehe es aber vor, über die Mesocephalie und die Hyperbrachycephalie zunächst nur die Tabellen und die erklärenden Curven reden zu lassen.

Bezüglich der am meisten nach rechts in den Curven befindlichen Abtheilung, derjenigen für die künstliche Brachycephalie bemerke ich dagegen folgendes. Die künstliche Schädelbildung ist in Bezug auf die extremen Grade der künstlichen Verdrückung und in der Häufigkeit des Vorkommens eine charakteristische Eigenthümlichkeit des amerikanischen Continentes. Aus keinem Gebiet mit dem barbarischen Gebrauch gewaltsamer Umformung des Hirnschädels sind so zahlreiche Specimina bekannt geworden, und dabei Cranien von solch extremer Kürze. Ganz besonders lehrreich sind in dieser Hinsicht die Curven 1, 2, 3 und 5, auf welchen künstliche Brachycephalie bis zu einem Längenbreitenindex von 114—116 wiederholt vorkommt. Dar-

1) In den Curven kommen stark ausgezogene Linien vor. Sie bezeichnen die Grenzen der obigen Schädellängen. Solche Linien erleichtern den Ueberblick, denn die äusserste linke Abtheilung jeder Curve enthält die graphische Darstellung von der Häufigkeit der Langschädel; an der äussersten rechten Abtheilung sind die künstlich verbildeten und extrem kurzen Cranien erkennbar, und die mittleren Abtheilungen enthalten die Meso- und Brachycephalie.

über hinaus scheint sich der kindliche Schädel nicht widernatürlich verschieben zu lassen. Während damit die eine Grenze der künstlichen Brachycephalie festgestellt ist, fehlt an den Cranien leider oft das Criterium, um die leichteren Grade zu erkennen. Das ist zwar für uns hier in diesem Fall im Ganzen gleichgiltig. Um jedoch vollkommen sicher zu gehen, habe ich in den Tabellen und Curven den Anfang auf den Längenbreitenindex von 95,0 gesetzt. Manche der als hyperbrachycephal durch den Maassstab bestimmten Schädel mögen wohl schon künstlich deformirt sein, allein das ändert wenig an dem Ergebniss, dass die Hyperbrachycephalie auch durch natürliche Bedingungen hergestellt sehr bedeutend vertreten ist. Die Angaben der Autoren, welche die Schädel gemessen haben, sind in dieser Hinsicht so präcis als immer möglich. Rechnet man alle Fälle ab, in denen auch nur der Verdacht auf künstliche Umformung besteht, so bleibt dennoch eine beträchtliche Zahl reiner Hyperbrachycephalen in Amerika, die übrigens ja auch in Europa in grosser Ausdehnung zu finden ist. Ich verweise in dieser Hinsicht nur auf die Arbeiten J. Ranke's (15) über die Schädel der altbayerischen Landbevölkerung und meine Beiträge zu einer Craniologie der europäischen Völker (16). So aufgefasst dürfte weder die in den Tabellen und Curven erscheinende Kategorie der Hyperbrachycephalen, noch diejenige der künstlichen Brachycephalen auf schwerwiegende Bedenken stossen.

Die weite Grenze, welche ich der Hyperbrachycephalie gesteckt, schliesst jedenfalls den Vorwurf aus, dass ich die Zahl der künstlich erzeugten Kurzschädel zu hoch gegriffen. Ich verzichte darauf, in weitere Details über die Arten der künstlichen Schädelumformung hier einzutreten. Sie sind schon oft, und erst wieder in der jüngsten Zeit erschöpfend behandelt worden, z. B. durch v. Lenhossék (18) und A. B. Meyer (17). Es handelt sich hier nur um eine übersichtliche Darstellung der allgemeinen Rassenverhältnisse Amerika's. Das überraschende Ergebniss, dass unter den Mound-Builders die Deformirung am stärksten betrieben wurde, zeugt für das hohe Alter dieser seltsamen Sitte.

Ich muss wohl noch des Umstandes gedenken, dass die Methode die Länge des Schädels zu messen nicht überall dieselbe ist, und dass manche der von mir benützten Autoren ein anderes Verfahren angewendet haben. Allein ich darf daran erinnern, dass die Unterschiede nicht sehr beträchtlich sind. Für brachycephale Schädel ist es nahezu gleichgiltig, ob man die Länge nach dem Projectionssystem bestimmt, oder mit dem Tasterzirkel. Für die Dolichocephalie ist der Unterschied in manchen Fällen, nicht in allen, etwas beträchtlicher, allein er kommt nur in Frage an den Grenzen zwischen der Dolichocephalie und Mesocephalie. Zur Beruhigung kann ich mittheilen, dass Schädel, welche nach dem Projectionssystem einen Längenbreitenindex von 74,6 aufweisen, durch kein Messverfahren der Welt in die Mesocephalie hinaufgerückt werden, sondern stets der Seite der Dolichocephalie zufallen. Dadurch, dass also Projectionssystem und gewöhnliche

Art der Längsmessung für diese Studie Zahlen geliefert, wird nur die Menge der Mesocephalen etwas geringer, ein Umstand, der vielleicht Manchem vertrauenerweckend erscheint, nachdem die Mesocephalie in den Tabellen und Curven, und folglich auch unter der autochthonen Bevölkerung Amerika's eine kaum minder hervorragende Rolle spielt, als in Europa.

Die letzte Abtheilung der Curven 1, 2, 3 und 5, die der künstlichen Brachycephalie ist nicht vollständig dargestellt, sondern aus rein äussern Gründen abgekürzt. Es hätte die Curventafel zu sehr in die Breite gedehnt, wären alle einzelnen Abscissen von 96 bis 114 oder bis 116 eingetragen worden. Ich habe also einen Theil eliminirt und die höchste Ziffer der beobachteten künstlichen Schädelverkürzung an das Ende der Ordinate gesetzt. In den Tabellen ist dagegen die auf die betreffenden Indices beobachtete Zahl eingetragen. —

Wie schon erwähnt sind die Curven nach der auf 100 reducirten Zahl entworfen, siehe die dritte Columne der Tabellen. Bei der starken Reduction entstehen nothwendig Brüche, die sich in der Curventafel nicht ausdrücken lassen, wie z. B. von 2,3 pCt. Dolichocephalen. Es wurden nun alle Brüche nach oben abgerundet, und die betreffende Zahl auf der Ordinate eingetragen. Es erscheint also in den Curven die reducirte Zahl von 0,10—0,99 pCt. ebenso, wie 1,0 pCt. auf der Ordinate 1, 1,10—1,99 und 2,00 auf der Ordinate 2 u. s. f.

Diese Erörterungen haben den Leser, wie ich hoffen darf, in den Stand gesetzt, die Zahlentabellen und ihre Uebersetzung in Curven richtig zu beurtheilen. Ich kann nunmehr daran gehen, die Sprache der Tabellen und Curven in unser geliebtes Deutsch zu übertragen, wie folgt: die verschiedenen Schädellängen, welche wir als Lang-Kurzschädel u. s. w. unterscheiden, sind durch alle Grade über den ganzen amerikanischen Kontinent zerstreut, und zwar von der extremen Dolichocephalie (Längenbreitenindex 63,0) bis zu der extremen Brachycephalie (Längenbreitenindex 95,0). Siehe die Tabelle 1 und Curve 1.

Um zu beweisen, dass weder der Norden noch der Süden eine andere Zusammensetzung aufweise, wurden die Indianer Nordamerika's und die Autochthonen Central- und Südamerika's gesondert untersucht. Allein die beiden grossen Gebiete zeigen dieselben Schädelformen. In der nördlichen, wie in der südlichen Hälfte des Kontinentes ist die autochthone Bevölkerung aus denselben Rassen zusammengesetzt. Nur die Procentverhältnisse derselben verschieben sich. Tabellen und Curven II und III. Man kann angesichts der Zahlenbelege also nicht von einer amerikanischen Menschenrasse sprechen, sondern nur von amerikanischen Menschenrassen. Die drei oberen Curven und die entsprechenden Tabellen sind unumstössliche Beweise für die Pluralität der Rassen in

Amerika. Der Gedanke an Einheit muss, wie schon Virchow auf Grund seiner vergleichenden craniologischen Studien angenommen hat, vollständig aufgegeben werden. Ich will sogleich hinzufügen, dass auch die Hoffnung ausgeschlossen ist, vielleicht noch innerhalb kleinerer Gebiete die Einheit der Rasse zu finden, in der Weise zum Beispiel, dass einzelne Stämme, sei es des Nordens oder des Südens, nur aus Dolichocephalen oder nur aus Brachycephalen beständen. Es wäre ja denkbar, dass in einigen Thälern die Penetration der verschiedenen Rassen noch nicht so weit gediehen wäre, dass man nicht doch irgendwo einen Stamm fände, der undurchsetzt geblieben ist. Aber wir können aus mehrfachen Gründen mit einer solchen Möglichkeit nicht rechnen. Ich bemerke in dieser Hinsicht folgendes. Diese Annahme setzte voraus, dass in präcolumbischer Zeit der Grad der Vertheilung aller Rassen über den ganzen Kontinent geringer gewesen sei. Prüft man nun diese Voraussetzung an der Hand der Tabelle 5 und der Curve 5, so ergiebt sich, dass die Völker der Mound-Builders und Cliff-Dwellers schon aus denselben Rassen bestanden, welche später vorkommen. Ja, so wie die Zahlen erweisen, war die Penetration schon so vollständig, dass ein gewisses Gleichgewicht herrscht. Auf Procente reducirt befanden sich unter denselben:

Dolichocephale	12,56 pCt.
Mesocephale	23,09 „
Brachycephale	22,09 „
Hyperbrachycephale	20,65 „

Die präcolumbische Kultur, welche bekanntlich viel höher war, als die der heutigen Indianervölker, war nicht von einer einzigen Rasse getragen, sondern von mehreren. Man wird also zugeben, dass schon die ältesten Schädelfunde des Continentes die Pluralität der Rassen verkünden[1]). Quatrefages und Hamy (20) stellen die Ansicht auf, dass die Mound-Builders brachycephal seien und dass Brachycephale überhaupt die erste ethnische Schichte Amerika's darstellten. Offenbar war das den beiden Forschern vorliegende Material ungenügend, um diese Frage endgiltig zu entscheiden. Mit der Erweiterung desselben hat sich das Ergebniss völlig geändert. Schon die Mound-Builders und Cliff-Dwellers sind Völker aus mehreren Rassen zusammengesetzt gerade wie die Menschen der ersten diluvialen Periode in Europa, oder unsere Rennthierjäger, Pfahlbauern, Germanen und Kelten. Das ist ein höchst überraschendes Ergebniss, denn es lehrt, dass Amerika wohl ebenso lange bewohnt ist, wie Europa und Asien, wo ebenfalls jedes Volk aus mehreren Varietäten besteht. Man muss sich diese Thatsache immer vor Augen halten, und es wird noch vieler Be-

1) Für die Pluralität der präcolumbischen Rassen finden sich bei Virchow (21) einige bemerkenswerthe Beispiele, auf die ich besonders hinweise, weil sie altpatagonische und altchilenische Schädel betreffen.

weise bedürfen, um ihr allgemeine Geltung zu verschaffen. Ich werde deshalb noch eine besonders schlagende Beobachtung hierfür mittheilen. Es liegen aus Amerika vollkommen zuverlässige Beweise vor, und zwar aus der Zeit der Mound-Builders, dass innerhalb der allerengsten geographischen Grenzen die verschiedenen Rassen Amerika's untereinander und miteinander lebten. Im Staat Tenessee wurden Ausgrabungen gemacht, und zwar auf einer Farm fünf Begräbnissmounds untersucht, welche zusammen 600—800 Steingräber enthielten, einer derselben enthielt allein 200. Dieselben waren in fünf unregelmässigen Reihen oder Stockwerken aufgebaut, und jedes Stockwerk war von dem folgenden durch eine Schicht Erde getrennt. 60 englische Meilen entfernt (bei Nashville) wurden ähnliche Begräbnissstätten geöffnet, die Ausbeute bestand ebenfalls in einer Anzahl leidlich wohl erhaltener Schädel und in einer bedeutenden Menge sehr interessanter Artefakten. Die letzteren führen zu folgenden Schlüssen: Das Volk Tenessee's, welches seine Todten in Steingräbern beisetzte, stand in naher Beziehung zu den Erbauern der Mounds in Missouri, Arkansas und Illinois Die Gleichheit der Thonwaaren in Bezug auf Form und Ausführung, die Uebereinstimmung des Ornaments auf Schmucksachen, Muscheln etc. geben Grund zu dieser Annahme. Dieses Volk begrub wenigstens in diesem Theil Tenessee's seine Todten stets in aus Steinplatten zusammengesetzten Steingräbern, es hat ohne Zweifel bis zu einer gewissen Ausdehnung Landwirthschaft getrieben, es stand in ausgedehnten Handelsbeziehungen (Kupfer vom Lake superior, Seemuschelschalen). Die ausgedehnten Untersuchungen Putnam's (19) haben „keinen einzigen Gegenstand europäischer Herkunft zu Tage gefördert". Es lässt sich daher mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit sagen, „dass die Stone-grave Leute vor dem Eindringen der Europäer in Amerika lebten." Soweit der Archäologe von Fach. Seine Wissenschaft zeigt ihm ein Volk, eine Sitte, einen und denselben Grad der Kultur. Nun sollte man doch wohl erwarten, analog den herrschenden Vorstellungen, dass die Schädel aus diesen Mounds einer einzigen Rasse angehörten, dass sie alle dieselben charakteristischen anatomischen Merkmale an sich trügen. Aber das entgegengesetzte ist in Wirklichkeit der Fall. Hören wir den Anatomen, der diese Schädel untersucht hat, Hrn. Luc. Carr (12): „Die aus den erwähnten Gräbern stammenden Schädel kommen von Localitäten, deren ganze Verhältnisse dafür sprechen, dass es ein einziges Volk gewesen ist, dem sie angehörten. Nichtsdestoweniger zeigen sie sehr bedeutende Verschiedenheiten untereinander, es finden sich Dolichocephale, Meso- und Brachycephale darunter und starke künstlich deformirte. Ich setze die folgenden Zahlen aus der dem Bericht beigefügten Tabelle hierher.

	Schädelzahl	Capacität	Breiten-index
1. Dolichocephale Schädel	5	1325	71,6
2. Mesocephale „	18	1346	77,5
3. Brachycephale „	29	1284	85,6
4. stark skoliopädische Schädel	15	1461	97,3

Diese Zahleu bedürfeu keines Commentars. Sie reden lant nicht alleiu für die Pluralität der Varietätcu, soudern auch für ihre Verbreitung über den ganzen Kontinent. Jetzt, wie in der Periode der Mound-Bnilders und der Muschelhanfen sind sie alle, überall vorhanden, im Süden[1]) wie im Norden.

Das kann nur geschehen unter dem Einfluss eiues nnaufhörlichen Wanderns der Raseeu in der allerfrüheBten Zeit.

Seit der Mensch auf der Erde lebt, wandert er, sowohl die Individuen wie die Völker. Da mögen manche lauge, beharrlich an ihrem Platze bleiben, aber endlich treibt irgeud ein äusserer oder innerer Grund eelbst die sesshaftesten fort. Seit der glacialen Epoche danern diese Wanderuugeu, das ergeben die Schädelfuude iu Enropa, das zeigt die Ubiquität der amerikanischen Rassen auf dem weiten nnd für eiue rasche Verbreitung sehr ungünstig geformten Continent. Für dieses unablässige Durcheinanderlaufen branchen wir in der Ethnologie und Anthropologie eineu besouderen Begriff, sollen nicht beständig Missverstäudnisse auftauchen. Ich habe dies bisher als die mechanische Mischuug der Rassen bezeichuet und davon die Kreuzuug unterschieden. Alleiu bei dem Ausdruck „Mischung" tancht doch der Gedanke an Kreuzung immer wieder auf, und alle lateinischeu nud griechischen Ansdrücke, welche den Begriff Mischnug euthalten, rufen dieselbe Vorstellnng hervor. Ich werde deshalb den Process, der schliesslich das Resultat der Allgegenwart aller Rassen eiues Continentes herbeiführt durch das lateinische Wort Penetratio[2]) bezeichnen.

Diese Penetration ist jedoch, das sei bemerkt, keine nnr iu Amerika vorhandene Erscheinnug. Genau in derselben Weise hat sie auch in Europa und in Central- und Südafrika stattgefunden, von Nordafrika zn schweigeu, das ja seit Jahrtausenden der geschichtlich erwiesene Boden für Rassenpenetration ist.

Ueber Central- und Süd-Afrika wird in der nächsten Zeit eine Arbeit erscheiuen, welche diese Thatsache anch für diesen Welttheil mit Zahlen nachweist. Für Europa Belege beizubringen, halte ich an dieser Stelle für

1) Die von Ecker (13) beschriebenen Schädel von einer nnd derselben Begräbnisstätte der Halbinsel Florida zeigen dieselbe Erscheinung.

2) Das Durchdringen oder Durchsetzen eines Volkes, Landes, Continentes mit verschiedeneu Rassenelementen.

überflüssig. Sie finden sich in der Literatur der Anthropologischen Gesellschaften Deutschlands zu Dutzenden. Virchow allein hat eine ganze Reihe davon beigebracht. Die Rassen verhielten sich jedoch dabei nicht etwa so, dass jede an einem besondern Fleck sich festgesetzt und dort ein Volk gebildet hat, nein die Rassen drängten sich durch unaufhörliche Wanderungen durcheinander (Penetration), und aus bestimmten, durch natürliche Grenzen oder anderen Ursachen zusammengefügten Haufen dieses Rassenaggregates entwickelten sich die Völker. Die Begriffe von Rasse und von Volk sind also streng auseinander zu halten. Rasse bezeichnet stets eine anatomisch charakterisirte Varietas generis humani, Volk bedeutet dagegen eine ethnische Einheit, welche nach den Ergebnissen der Craniologie aus einer anatomischen Vielheit (von Rassen) besteht. Ethnos schliesst nur den Begriff politischer und socialer Verwandtschaft in sich, nicht auch den der Rasseneinheit. Erst in der letzten Zeit hat man diese Vorstellung irriger Weise häufig damit zusammengeworfen, und von einer germanischen, slavischen und romanischen Rasse gesprochen. Es giebt nach dem eben Gesagten einen germanischen, romanischen etc. Sprachstamm, germanische, slavische und romanische Völker, aber keine germanische etc. Rasse, ebensowenig eine Rasse der Mound-Builders. Die Mound-Builders und die Germanen u. s.w. bestehen aus mehreren Rassen, welche sich zu einer ethnischen, einer nationalen Einheit vereinigt haben.

Sociale, religiöse, sprachliche Kräfte haben z. B. die Entwicklung der Germanen, Slaven, Romanen etc. seiner Zeit vollzogen. Diese gewaltigen, geistigen Mächte haben sie zu dem gemacht, was sie waren, eben dieselben Mächte haben das Reich der Abbassiden auf drei Welttheile ausgedehnt und das der Pharaonen mit begründet. Durch Einheit der Varietäten hat sich keines derselben ausgezeichnet. Weder in Afrika noch in Europa waren jemals die eben genannten Völker das Produkt einer einzigen Rasse, sondern umgekehrt aller Orten bestanden sie aus mehreren[1]). Ich habe dieses Resultat craniologischer Prüfung schon früher ausgesprochen, und für Europa durch eine Curventafel bewiesen (16). Ein Blick auf jene Curven lehrt, wie ausserordentlich verschieden der Grad der Penetration in Wirklichkeit ist. Sobald man von dieser Erscheinung an und für sich spricht, so taucht zunächst die Vorstellung auf, als ob sich die Penetration überall gleichmässig im Lauf der Zeit vollzogen habe. Allein es hat jedenfalls eine grosse Mannigfaltigkeit der Bedingungen geherrscht und sehr verschiedene Grade nicht blos in Europa, sondern in allen oben erwähnten Welttheilen hervorgebracht. Für Amerika ist der Vergleich der Curven untereinander und namentlich mit derjenigen der Eskimo's in dieser Richtung

1) Ueber die Inselwelt fehlen mir hinreichende Belege, um die obigen Sätze auch auf sie auszudehnen. Was bis jetzt vorliegt, ist noch zu fragmentarisch. Jedenfalls dürfen wir auf höchst überraschende Erscheinungen von dort her gefasst sein, ebenso wie auf die Resultate craniologischer Untersuchungen des schwarzen Continentes.

Tabelle III

für eine Curve der Autochthonen Central- und Südamerika's, nach dem Längenbreitenindex (L : B) der Schädel bestimmt.

L : B	Zahl der auf jeden L : B kommenden Schädel	Schädelzahl auf 100 reducirt		Bemerkungen
66	1	0,40	(16,54 pCt.) Dolichocephalie	Benützt wurden für diese Tabelle 248 Schädel, darunter auch die Mexikaner.
68	1	0,40		
69	2	0,80		
70	4	1.61		
71	5	2,01		
72	6	2,42		
73	7	2,82		Namen der Autoren, denen das betreffende Zahlenmaterial entnommen ist:
74	7	2,82		
75	8	3,26		
76	13	5,24	(29,02 pCt.) Mesocephalie	
77	11	4,43		Otis (Nr. 1)
78	15	6.05		Spengel (Nr. 2a)
79	16	6,45		Broesike (Nr. 2b)
80	17	6,85		Ecker (Nr. 2c)
81	15	6,05	(19,79 pCt.) Brachycephalie	Schaaffhausen (Nr. 2d)
82	8	3,26		Virchow (Nr. 3)
83	10	4,03		Virchow (Nr. 4)
84	10	4,03		Böhr (Nr. 6)
85	6	2,42		Broca (Nr. 7)
86	14	5,61	(27,73 pCt.) Hyperbrachycephal.	Flower (Nr. 8)
87	13	5,24		Huxley (Nr. 9)
88	11	4,43		Bessels (Nr. 14)
89	11	4,43		Davis (Nr. 5)
90	3	1,20		
91	4	1,61		
92	3	1,20		
93	5	2.01		
94	3	1,20		
95	2	0,80		
96	2	0,80	(7,00 pCt.) Künstliche Brachycephalie	
97	—	—		
98	2	0,80		
99	2	0,80		
100	3	1,20		
101	2	0,80		
102	1	0,40		
103	2	0,80		
105	1	0.40		
106	1	0,40		
107	—	—		
108	1	0,40		
109	—	—		
110	—	—		
115	1	0,40		
116	1	0,40		

Tabelle IV

für eine Curve über die Eskimo's, nach dem Längenbreitenindex des Schädels (L : B) bestimmt.

L : B	Zahl der auf jeden L : B kommenden Schädel	Schädelzahl auf 100 reducirt		Bemerkungen
63	2	1,57	(85,14 pCt.) Dolichocephalie	Benützt wurden für diese Tabelle 127 Eskimoschädel, von denen 76 in der Check-List von Otis aus dem Army med. Mus. verzeichnet sind.
64	—	—		
65	2	1,57		
66	1	0,80		
67	11	8,66		
68	10	7,87		Namen der Autoren, denen das betreffende Zahlenmaterial entnommen ist:
69	6	4,72		
70	20	16,55		
71	14	11,02		Otis (Nr. 1)
72	12	9,43		Spengel (Nr. 2a)
73	13	10,23		Brösike (Nr. 2b)
74	8	6,73		Ecker (Nr. 2c)
75	8	6,37		Schaaffhausen (Nr. 2d)
76	4	1,14	(8,21 pCt.) Mesocephalie	Virchow (Nr. 3)
77	5	3,93		Dall (Nr. 10)
78	2	1,57		Toldt (Nr. 11)
79	—	—		Davis (Nr. 5)
80	2	1,57		
81	2	1,57	(3,94 pCt.) Brachycephalie	
82	2	1,57		
83	1	0,80		
84	—	—		
85	—	—		
86	—	—	(0,80 pCt.) Hyperbrachycephal.	
87	1	0,80		

Tabelle V

für eine Curve der präcolumbischen Bewohner **Amerika's** (Mound-Builders etc.), nach dem Längenbreitenindex des Schädels (L : B) bestimmt.

L : B	Zahl der auf jeden L : B kommenden Schädel	Schädelzahl auf 100 reducirt		Bemerkungen
72	4	1,92		Benützt wurden für diese Tabelle 208 Schädel.
73	7	5,36	(12,56 pCt.)	
74	10	4,80	Dolichocephalie	Die Alt-Peruaner blieben ausgeschlossen.
75	1	0,48		
76	9	4,36		
77	7	3,36	(23,09 pCt.)	
78	13	6,25	Mesocephalie	
79	8	3,84		Namen der Autoren, denen das betreffende Zahlenmaterial entnommen ist:
80	11	5,28		
81	10	4.80		
82	3	1,44	(22,09 pCt.)	
83	13	6,25	Brachycephalie	Otis (Nr. 1)
84	10	4,80		Carr (Nr. 12)
85	10	4,80		Ecker (Nr. 13)
86	10	4,80		Virchow (Nr. 3)
87	12	5,77		Bessels (Nr. 14)
88	5	2,40		
89	7	3,36		
90	3	1,44	(20,65 pCt.)	
91	6	2,88	Hyperbrachycephal.	
92	4	1,92		
93	3	1,44		
94	3	1,44		
95	3	1,44		
96	4	1,92		
97	4	1,92		
98	5	2,40		
99	3	1,44		
100	5	2,40		
101	3	1,44		
102	2	0,96		
103	—	—		
104	—	—		
105	—	—	(17,76 pCt.)	
106	—	—	Künstliche	
107	—	—	Brachycephalie	
108	4	1,92		
109	—	—		
110	—	—		
111	2	0,96		
112	—	—		
113	—	—		
114	—	—		
115	—	—		
116	2	0,96		

höchst lehrreich. Die letzteren Völker enthalten 85 pCt. Dolichocephale. Die Zahl anderer Rassenindividuen, welche unter die Langköpfe sich hineingeschoben, ist also sehr gering: ein lehrreiches Beispiel sowohl für die geringe penetrirende Lust der Rassen nach den polaren Gegenden, die ja sehr erklärlich ist, als für den Satz, dass die am zahlreichsten vorhandene Rasse einem Volk das anthropologische Gepräge verleiht. Die dolichocephalen Amerikaner erscheinen als der an Zahl hervorragendste Theil der Eskimovölker und die reisenden Forscher werden nur von solchen erzählen und die anderen kaum beachten, wie das in der That der Fall ist. Einer ähnlichen Erscheinung begegnen wir bei den germanischen Völkern, welche zur Zeit der fränkisch-allemannischen Periode aus ungefähr 50 pCt. europäischer Dolichocephalen bestehen. Sowohl von diesen als den übrigen Repräsentanten der verschiedenen Rassen war wohl ein Theil, wie noch heute, blond. Vielleicht war die Zahl der blonden Männer noch grösser als heute. Sie mussten den vorzugsweise brünetten Römern auffällig erscheinen, weil sie so oft davon sprachen, dass es selbst Tacitus zu Ohren kam. Wie wir uns heute den Italiener oder den Franzosen nur mit dunkelm Aug', rabenschwarzem Haar und gelblicher Hautfarbe vorstellen, also in dem extremsten Brünett, ebenso stellten sich damals die Römer alle Germanen, aber als blond vor. Das war zweifellos für viele richtig, doch keinesfalls für alle. Allein wie so oft, so ward auch von Tacitus die pars pro toto genommen. In ganz denselben Fehler verfällt jeder bezüglich der Indianer. Die Bezeichnung „Rothhaut" genügt, um die falsche Vorstellung immer aufs Neue auf die Oberfläche zu treiben, dass alle Indianer eine kupferrothe Farbe besässen. Colorirte Abbildungen vollenden dann noch den Irrthum. Die Hautfarbe variirt aber auch dort in grossem Maasstabe Der Continent bietet alle möglichen Farben von dem tiefsten fast schwärzlichem Braun bis zu einem sehr hellen, fast europäischen Weiss. Nur das eigentliche Negerschwarz fehlt. Das ist ein für Alle offen daliegender Beweis von der Verschiedenheit der Varietäten und gleichzeitig von dem gänzlichen Erlöschen der Variabilität seit undenklicher Zeit. Hätte der Continent an sich, sein Clima etc. irgend einen Einfluss auf die Rassencharaktere gehabt, dann könnte man nur lauter „Rothhäute" finden. Das wirkliche Verhalten, die Verschiedenheit der Farbe ist ein vortrefflicher Beleg für den Menschen als Dauertypus. In derselben Form, in der die Varietäten in Amerika einwanderten, haben sie sich erhalten. Nur bezüglich eines einzigen Rassenzeichens scheint völlige Uebereinstimmung in Amerika zu herrschen, nämlich bezüglich der Haare. Die straffen Haare scheinen allen amerikanischen Rassen gemeinsam zu sein, soviel wir bis jetzt wissen. Ich füge jedoch bei, dass diese Haarsorte nicht lediglich auf den amerikanischen Continent beschränkt ist, sondern bekanntlich auch in Asien vorkommt (bei nordasiatischen Völkern und auf Inseln des stillen Oceans).

Also auch die Form der Haare ist nicht ausschliesslich auf den amerikanischen Continent beschränkt, wieder einer jener starken Beweise, dass Rassenmerkmale unter dem Einfluss des Climas seit der glacialen Epoche sich nicht änderten.

Die Zahlentabelle und die Curven zeigen, das dürfte als sichergestellt erscheinen, dass in Amerika, wie in Europa, die Zusammensetznng der Völker auf denselben anatomischen Grundlagen beruht. Sie bauen sich auf aus verschiedenen Rassenelementen, heute gerade so, wie in den vorgeschichtlichen Epochen (Mound-Builders und Germanen). Man ist nun, namentlich im Anschluss an die Ergebnisse der Ethnologie, sehr geneigt, an jedem Volk auch nach einer gewissen Summe anatomischer Eigenschaften zu suchen, welche ihm ausschliesslich angehören, die aus ihm eine besondere Varietas generis humani machen sollen. Die Theorie von der natürlichen Zuchtwahl hat diese Meinung besonders plausibel gemacht. Denn wenn, so hört man sagen, im Laufe der Zeit unter dem Einfluss der Variabilität Thierrassen entstehen, warum nicht auch Menschenrassen und Völker? So ist es naheliegend, jeder der grossen Nationen auch spezifische Rassencharaktere zuzuschreiben und die Berechnung der Mittelzahlen aus den Maassen einer bestimmten Schädelmenge hat dafür scheinbar craniologische Belege geliefert. Allein die Mittelzahlen geben, in der bis jetzt gebräuchlichen Form angewendet, nur einen ganz allgemeinen Ausdruck für die craniologische Beschaffenheit eines Volkes, weil sie eine mittlere Schädelform herausstellen, die nicht existirt. Und dennoch steckt ein Theil von Wahrheit in diesen Zahlen. Sie verkünden eben doch den Satz von einer spezifischen Eigenart der ethnischen Einheit. Berechnet man nämlich die Mittelzahlen der Schädelindices für verschiedene Völker, so stellt sich schliesslich doch ein bestimmter Unterschied heraus, der zahlenmässig gefunden ist und der sich nicht wegdisputiren lässt. Ueberdies ist eine gewisse physische Verschiedenheit der Nationen augenfällig, und es wäre falsch, sie zu leugnen, von der man so viel spricht, die jeder zu kennen glaubt, ohne doch im Stande zu sein, die unterscheidenden Merkmale klar und bestimmt anzugeben. Wenn ich selbst immer und immer eine solche Differenz anerkannt habe, so habe ich mich dabei mehr auf den Standpunkt des allgemeinen Urtheils gestellt, und habe mich von der weitverbreiteten Stimme, der eigentlichen vox populi leiten lassen, mehr als von den Ergebnissen einer direkten Beobachtung. Denn sobald man die zweifelhafte Bahn des sog. ersten Eindruckes verlässt, und an die Erscheinung näher herantritt, dann gleiten alle die überraschenden Angaben von deutlichen Unterschieden zwischen benachbarten Gebieten durch die Löcher, welche die kritische Umschau in diese Rassenhülle der Nationalitäten schlägt. Und mit jedem Schritt, den man weitergeht, wird das Problem complicirter. Ich will gar nicht davon reden, dass der Engländer von dem Franzosen durch physische Merkmale unterschieden ist; die Existenz von ganz prägnanten Unterschieden wird bis in die Amtsbezirke

hinein behauptet. Ich habe überall, wo ich immer reiste, Erkundigungen eingezogen, und jeder, selbst der urtheilsfähigste, ist der festen Ueberzeugung gewesen, die Bevölkerung eines Dorfes sei von der des nächsten verschieden. Hier in der Schweiz, wie in Bayern, und wohl wie überall, ist diese Ueberzeugung allgemein verbreitet, und sie tritt mit einer Sicherheit auf, welche jeden zum Nachdenken darüber zwingt und die Annahme eines einfach negirenden Standpunktes ausschliesst. Ein solch' allgemeines Urtheil kann doch nur auf einer thatsächlichen Unterlage beruhen und der Respect vor den Zahlen, obwohl nur Mittelzahlen, hat mich immer aufs Neue veranlasst, dem Problem nahe zu treten, obwohl ich in dieser meiner respectvollen Rücksicht sehr oft und sehr auffallend erschüttert worden bin. Bei dem internationalen anthropologischen Congress zu Pest umgab uns auf den Ausflügen nach Valko und Hatvan Landvolk in Menge und einige Gutsbesitzer aus der Umgegend begleiteten mich, um mir echte Ungaren zu zeigen. Sie behaupteten des bestimmtesten, sie von eingewanderten Slaven und Deutsch-Oesterreichern unterscheiden zu können. Sie waren nicht wenig erfreut darüber, dass ich mich für die Magyaren interessire und Name und Alter und Wohnort, die Farbe der Augen, der Haare und Haut aufschreibe. Sie gaben sich also alle Mühe, nur Magyaren von reinstem Blut ausfindig zu machen. Das Resultat war für die Lehre von der physischen Charakteristik der Nationalitäten höchst bedenklich. Denn da fanden sich Blonde mit blauen Augen darunter und alle Uebergänge bis zu den Brünetten mit geraden und krummen Nasen. Sehr bald war zu bemerken, dass der Schnitt der Kleidung, der Haare, bei Männern die Art den Bart zu tragen und ähnliche Dinge die Entscheidung herbeiführten. Kehrte ich nunmehr das Experiment um, dann waren die Irrthümer meiner Führer nahezu permanent. Griff ich aus der Schaar junger Männer solche heraus, die den kleinen gekrempten Hut und die kurze geschnürte Jacke trugen, so ging die Diagnose stets auf Magyar, während mehr als 50 pCt. bei der Erkundigung nach der Herkunft sich als Slaven oder Deutsch-Oesterreicher entpuppten. Noch niederschlagender waren meine Erfahrungen in der grossen Kabylie. Von den zwei Völkern, welche das alte Numidien und Mauritanien bewohnen, sind nach der Ansicht der Ethnologen die Kabylen der autochthone Stamm, und in allem, in Sitte und Sprache und körperlichen Merkmalen verschieden von den Arabern. Aber auch hier wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Da wurde bald der Araber für einen Kabylen oder umgekehrt, der Kabyle für einen Araber erklärt. Immer war der Schluss lediglich auf die Merkmale der Tracht gegründet. Das Exterieur der eigentlichen Menschen, nämlich seine Gesichtsform, die des Schädels, die Farbe der Haut spielten nur eine secundäre Rolle dabei. Es liegt dies offenbar daran, dass die Beurtheilung rein körperlicher Merkmale bestimmte und sehr genaue Vergleichung erfordert. Zeigt es sich doch selbst bei Reisenden von Profession im Innern des dunklen Continentes, dass die

Trennung in Völker und Stämme bei dem Mangel der Bekleidung sich auf Sprache, Sitten, auf Ackerbau oder Viehzucht, oder auf bestimmte Form der Waffen (Lanzen-, Messerformen, Bogenarten) u. s. w. gründet, anatomische Zeichen dagegen sehr spärlich herbeigezogen werden.

Sobald man also an die einzelnen Individuen herantritt, hört die Unterscheidungsfähigkeit auf, welche doch den grossen ethnischen Gruppen gegenüber mit einer grossen Beharrlichkeit und mit Recht festgehalten wird. Um diese Unterschiede zu erklären, kommt man immer wieder auf die Vermuthung von dem allmählichen, umändernden Einfluss der Natur. Dennoch ist sie falsch, denn die Rassenmerkmale ändern sich nicht. Es giebt nirgends in der Literatur zuverlässige Belege eines umgestaltenden Einflusses. Man hört so viel von dem, europäische Einwanderer so tief modificirenden Einfluss des amerikanischen Continentes, die Rasse würde mager und hoch, die Muskeln würden dünn, das Fettpolster verschwinde, aber abgesehen davon, dass dies gar keine Rassenmerkmale sind, sondern lediglich individuelle Varianten, welche unter jeder Himmelsgegend wechseln, haben sie absolut nichts charakteristisches für Amerika. Denn competente Leute versichern, dass eingewanderte Europäer auch in Amerika muskulös und fettleibig würden, und ich kann das von vielen Amerikanern bestätigen. Aber der stärkste Beweis für die Unveränderlichkeit der Rassen bleibt, ich wiederhole es, die Thatsache, dass seit dem Diluvium die Rassenmerkmale am Skelet sich trotz des Wechsels der natürlichen Bedingungen nicht im geringsten geändert haben. Wenn nun dennoch die Nationen körperliche Unterschiede aufweisen, so müssen sie auf einem anderen Wege entstanden sein, als demjenigen der Umwandlung der einzelnen Individuen durch die sogenannten natürlichen Einflüsse. Ich habe weiter oben diese Bedingung schon erwähnt, es ist die Penetration der Rassen untereinander. Aber sie erfolgte nicht überall in derselben Weise. In Europa, auf dessen Boden fünf verschiedene Rassen noch heute aufzuweisen sind, ist die Penetration in verschiedenen geographischen Gebieten sehr verschieden gewesen. Diese zahlreichen und feinen Abstufungen lassen sich mit Hilfe der Längenbreitenindices oder irgend eines anderen Rassenmerkmales, zum Beispiel der Farbe der Augen, der Haare und der Haut, leicht nachweisen. Das habe ich für mehrere Gebiete Europa's gethan. Es hat sich dabei ausnahmslos herausgestellt,

1. dass jede ethnische Einheit Europa's aus den Nachkommen mehrerer Rassen aufgebaut ist;
2. dass die Penetration in allen Culturstaaten schon so weit gediehen ist, dass in jedem noch so entlegenen Dorf Vertreter der verschiedenen Rassen vorkommen;
3. dass das Verhältniss, in welchem die verschiedenen Rassen und ihre Abkömmlinge zu einander stehen, in den verschiedenen ethnischen Gebieten eine verschiedene ist.

In dieser Verschiedenartigkheit der Penetration liegt der Schlüssel zu einer naturgemässen Erklärung jener typischen Züge der einzelnen ethnischen Gruppen, welche mit so grosser Zähigkeit in der Tradition wie in der Gegenwart festgehalten werden. Diejenige Rasse, welche innerhalb eines politiscben Verbandes, sei er gross oder klein, am zahlreichsten vertreten ist, giebt der ethnischen Einheit das bestimmte somatologische Gepräge. Sie tritt, weil in der Ueberzahl, uns am häufigsten entgegen, prägt sich in einem Collectivbild unserer Vorstellung ein, und wird für das, was wir nationalen Typns nennen, erklärt.

Die übrigen noch vorhandenen Rassenelemente werden, auch dann, wenn ihre Zahl beträchtlich ist, von unserm Urtheil nicht weiter berücksichtigt, sie stecken in denselben Kleidern, und die Aufmerksamkeit wird gerade dadurch von den körperlichen Merkmalen des Gesichtes völlig abgelenkt. Dennoch sind sie vorhanden, und die complicirte Znsammensetzung, ebenso das numerische Uebergewicht einer bestimmten Rasse innerhalb einer ethnischen Grnppe lässt sich zahlenmässig nachweisen. Die noch so wenig beachtete Statistik über die Farbe der Angen, der Haare und der Hant ergiebt in Verbindung mit den Schädelmessungen die nnumstössliche Thatsacbe, dass nicht allein die centraleuropäischen Völker, nein, auch Stämme, donen sonst Rasseneinheit nachgerühmt wird, wie Esten, Letten und Finnen, in Wirklichkeit ein Produkt mehrerer Rassen darstellen.

Und dieses Ergebniss hat craniologisches Material geliefert, das nicht aus den Städten stammt, sondern aus ländlichen Bezirken, welcho eine sogenannte ungemischte Bevölkerung enthalten, ein Material, das überdies aus den älteren Grabstätten dieser Gebiete entnommen ist, nnd die Garantie bietet, dass die politischen Umgestaltungen der letzten zwei Jahrhunderte von keinem Einfluss auf unser Ergebniss gewesen sind. Die Thatsache von der Rassenmehrheit innerhalb der Nationen muss also dem früheren irrigen Dogma von der Rasseneinbeit gegenüber gestellt werden. Der Gedanke an solch' beträchtliche Mischung innerhalb der Völker mag dabei vielleicht unwillkommen sein. Die Vorstellung von „reinem Blnt" in den Adern scbmeichelt Individnen und Völkern und das Gegentheil klingt nicht wie ein Lob. Als man im Jahr 1870 den Preussen vorwarf — es war Herr de Qnatrefages — sie seien eine Mischung von Slaven, Finnen und Bornssen, da sollte damit entschieden etwas sehr Schlimmes der Welt mitgetheilt werden. Vielleicht wird man aber bei genauerer Untersuchnng einsehen lernen, dass gerade in dieser starken Penetration der Rassen nntereinander ein Vorzug liegt. Bringt doch jede Rasse ein bestimmtes Erbtheil nicht allein körperlicher, nein auch geistiger Eigenschaften als Vermögen mit in die Ebe. Und nachdem, wie nach einem Naturgesetz, die edleren Eigenschaften des Geistes allmählich die Oberhand gewinnen, so mnss diese Penetration günstig wirken. Ferner ist es bekannt, dass nicht die Ebe unter Blutsverwandten, sondern diejenige unter

Fremden die besser organisirten Nachkommen liefert. So ist es im Leben der Familie und im Leben der Völker. Ja man könnte den Satz mit guten Beispielen belegen, dass eine hohe Culturstufe von dem Grad der Rassenmischung abhängig sei. Die Häufung verschiedener Rassenelemente innerhalb einer Nation ist nach der Zusammensetzung der central- und westeuropäischen Völker eher als eine Bürgschaft für vielseitige geistige Begabung und physische Vollkommenheit zu betrachten, als mit vorwurfsvollem Tadel aufzufassen. Alle Völker, die Englands, Scandinaviens, Frankreichs, Deutschlands, Italiens etc. sind aus verschiedenen europäischen Rassen zusammengesetzt. Jener Winkel unseres Kontinents, auf dem eine auch noch so kleine Gemeinde reiner Rassenmenschen lebt, harrt noch der Entdeckung und wird wohl niemals aufgefunden werden. Diese Erfahrungen der Anthropologie über die Zusammensetzung der europäischen Völker haben ihre volle Geltung auch für die Autochthonen Amerikas. Dort kommen andere Varietäten in Betracht, allein ihre Penetration ist auf diesem Continent ebenso intensiv gewesen, wie in Asien oder irgend einem andern der grossen Continente. Dabei sehen wir aller Orten, dass die Völker sterblich sind, „unzählige versanken im gähnenden Schoos der Zeit“, aber die Rassen bleiben erhalten und dauern aus mit ihren physischen Merkmalen. Dieselben Elemente werden unter neuen Namen Theile anderer Nationen. Die Sitte wechselt, die Sprache ändert sich, die Tradition erblasst oder nimmt neue importirte Bilder auf, während die verschiedenen Rassenelemente sich ewig verjüngen, und sich im breiten Strom des Lebens untereinander verbinden.

Wenn man den Ergebnissen der vergleichenden Craniologie Rechnung trägt, dann lehrt die Untersuchung der Autochthonen Amerikas und die zweifellosen Parallelen innerhalb europäischer Völker, dass sich die Eigenart der ethnischen Gruppen auch ohne die Annahme von äusseren umgestaltenden Einflüssen, und naturgemäss als eine nothwendige Folge der Zusammensetzung aus verschiedenen Rassen erklärt. Die Zahlentabellen und die Curven sind hierfür die nächsten unumstösslichen Belege. — Wird die Beweiskraft der Zahlen anerkannt, so kommen wir zu dem ferneren Ergebniss, dass die amerikanischen Menschenrassen, soweit sie craniologischer Untersuchung erreichbar sind, keine Zeichen von auffallender Abweichung ihrer Merkmale durch die Natur aufweisen. Ich erinnere an die Mound-Builders und die heutigen Indianer. Die Schädelformen sind dieselben und zeigen keine Spuren von Umänderung durch die äusseren Einflüsse des Klimas oder um ganz allgemein zu sprechen, keine Spuren der natürlichen Zuchtwahl seit undenklicher Zeit.

II.

Ich habe bisher zumeist den Ausdruck Rasse gebraucht, um die charakteristischen Unterschiede in der Menschheit anzudeuten. An und für

sich ist dies vielgebrauchte Wort hierfür verwerflich. In Wirklichkeit bezeichnet es ja die im Culturzustande durch die künstliche Zuchtwahl entstandenen Subspecies und Varietäten. Nachdem aber jede künstliche Zuchtwahl bei dem Menschen ausser Betracht fällt, muss man versuchen, dem Begriff „Rasse" sein Bürgerrecht in der Anthropologie für die Zukunft gänzlich zu entziehen. — Der Formenkreis der Species Mensch ist ausserordentlich gross. Aber selbst die extremsten Formen werden nach den systematisirenden Grundsätzen von den Naturforschern zu einer einzigen Art gehörig angesehen, wenn sie durch eine zusammenhängende Reihe fein abgestufter Zwischenformen continuirlich verbunden sind, oder sobald sich die Abstammung von der gemeinsamen Stammart empirisch erweisen lässt. Bei dem Menschengeschlecht treffen diese beiden Bedingungen zusammen, und deshalb entsteht die Verpflichtung, alle Formen unter eine Species zu ordnen. Die aus einer Art hervorgegangenen unterscheidbaren Formen, welche bestimmte, erworbene und dauernde Eigenschaften regelmässig auf die Nachkommen übertragen, müssen dann je nach der Summe dieser charakteristischen Eigenschaften entweder in die Kategorie der Subspecies, Unterarten, oder in jene der Spielarten, Varietates eingereiht werden. Es sind Rangstufen, welche innerhalb der Species Gruppen vereinigen, welche sich durch eine bestimmte Summe von Eigenschaften auszeichnen. Ihre Unterscheidung ist von der höchsten Bedeutung für das Verständniss der natürlichen Verwandtschaft. Während ich nun den Regeln der klassifizirenden Zoologie folge, und den Nachdruck auf die Unterschiede lege, so bin ich doch weit entfernt, das Gemeinsame in der Erscheinung des Menschengeschlechtes aus dem Auge zu lassen. Die Qualität der unterscheidenden Merkmale ist ja niemals das für eine Art Charakteristische, sondern die Constanz. Constanten Merkmalen kommt auch eine viel höhere Bedeutung zu, als z. B. der räumlichen Trennung, der wir unbewusst ein grosses Gewicht beilegen. Was Häckel (25) in dieser Beziehung für die Thier- und Pflanzenvarietäten als wichtig hinstellt, hat auch für die des Menschen Geltung. Zwei Varietäten, wenn sie aus zwei entfernten und nicht zusammenhängenden Gegenden stammen, werden oft als zwei gute Species betrachtet, während Jedermann dieselben nur als untergeordnete Varietäten einer und derselben Species betrachten würde, wenn sie in derselben Gegend gemischt vorkämen[1]).

Um die Unterschiede innerhalb des Menschengeschlechtes zu klassifiziren,

1) Von urtheilsfähigen Beobachtern habe ich wiederholt bei den Schaustellungen der Lappländer oder der Indianer das Urtheil gehört, das seien einfach maskirte Schwaben oder Bayern, obwohl die Aechtheit, von den berufensten Ethnologen festgestellt, ausser Zweifel war. Das ist ein deutlicher Fingerzeig, wie auffallend gering der Unterschied selbst sehr differenter sog. Rassen ist, und dass es nothwendig wird, im Hinblick auf die vorliegenden Thatsachen von der Gemeinsamkeit der wichtigsten Merkmale, in der Aufstellung der verschiedenen Kategorien den Maassstab nicht zu hoch anzulegen.

genügen vollauf zunächst die Begriffe von Subspecies und Varietas.[1]) Damit können vollauf die verschiedenen Grade in der Constanz der wesentlichen Differentialcharaktere bezeichnet werden, wobei die Subspecies eine grössere Summe von solchen Differentialcharakteren enthält, die Varietät eine geringere.

Von diesen Grundsätzen ausgehend, werde ich einen Stammbaum der lebenden Formen des Menschengeschlechtes weiter unten aufstellen, worin von einer Species eine begrenzte Anzahl Subspecies (Sonstypes der Franzosen) abstammt und zwar nur sechs, welche wiederum die Ausgangspunkte der Varietäten geworden sind. Darüber hinauszugehen ist hier nicht meine Aufgabe, doch wird es später wohl nothwendig werden, auch Untervarietäten anzunehmen.

Ethnologische Bezeichnungen sind, weil die Missverständnisse und Irrthümer durch sie in Permanenz erklärt werden, gänzlich bei Seite geblieben. So habe ich mich denn bei der Herstellung des Stammbaumes lediglich von anatomischen Merkmalen leiten lassen. Nach dem Prinzip der Vermehrung und der stufenweisen Divergenz der Eigenschaften der von einem gemeinsamen Ahnen abstammenden Unterarten, Varietäten, und in Verbindung mit der erblichen Erhaltung eines Theiles des gemeinsamen Charakters lassen sich die ausserordentlich verwickelten und strahlenförmig auseinandergehenden Verwandtschaften begreifen, wodurch alle Glieder dieser Gruppe miteinander verkettet werden. Denn der gemeinsame Stammvater einer Reihe von solchen Unterarten und Varietäten hat einige seiner Charaktere allen gemeinsam mitgetheilt, und die verschiedenen Formen werden nur durch Verwandtschaftslinien von verschiedener Länge mit einander verbunden sein, welche eben in der Stammform ihren Vereinigungspunkt finden. Die Schwierigkeiten, sich von dem verwickelten Vorgange einer solchen Descendenz ein deutliches Bild in der Vorstellung zu entwerfen, sind sehr beträchtlich. Darwin hat hierfür einen treffenden Vergleich gewählt. Wie es schwer ist, die Blutsverwandtschaft zwischen den zahlreichen Angehörigen einer alten Familie sogar mit Hilfe eines Stammbaumes zu zeigen, und es fast unmöglich ohne dieses Hilfsmittel zu thun, so begreift man die mannigfaltigen Schwierigkeiten, auf welche Naturforscher ohne die Hilfe einer bildlichen Skizze stossen, wenn sie die verschiedenen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den vielen lebenden und erloschenen Gliedern einer grossen natürlichen Gruppe nachweisen wollen. Dabei ist die Annahme, dass viele Zwischenformen erloschen sind, welche einen grossen Antheil an der Bildung und Erweiterung der Lücken zwischen den verschiedenen Abarten und Varietäten des Menschengeschlechts hatten, nicht von der Hand zu weisen. Sowohl aus den früheren Erörterungen, als aus den zunächst folgenden geht

1) Ich verzichte auf physiologische Varietäten und Subspecies. Die Morphologie hat allein bei der praktischen Unterscheidung einer Benennung zunächst den Ausschlag zu geben

deutlich hervor, dass auch ich an ein Variiren des Menschengeschlechtes glaube, aber die Zeit der Variabilität auf Grund der vorliegenden Constanz der heutigen Abarten und Varietäten in die präglaciale Periode zurückversetze. Man kann dies die erste Epoche in der Urgeschichte des Menschen nennen, und muss die zweite mit der glacialen Epoche beginnen lassen, in welcher diese Varietäten bereits in Dauertypen umgewandelt waren. Nach den vorliegenden Thatsachen ist nun folgende Auffassung über die Entwicklung der Unterarten und Varietäten des Menschengeschlechtes von einer gemeinsamen Stammform aus, gestattet.

Aus der ursprünglichen, einen Menschenspecies, die wir der Deutlichkeit halber als Stammform, als Homo sapiens primigenius bezeichnen wollen, und die ich mir als eine mesocephale Form mit niedrigem und breitem Gesicht, niedrigen, viereckigen Augenhöhlen, platyrrhiner Nase, überhaupt was die Form des Gesichtes betrifft, mit niedrigem Gesicht, also chamaeprosop vorstelle, gingen unter dem Einfluss der natürlichen Zuchtwahl die Subspecies von folgender Beschaffenheit hervor:

a) chamaeprosope Langschädel, Breitgesichter mit langem Schädel.

b) chamaeprosope Kurzschädel, in der Weise nämlich, dass die chamaeprosopen Mesocephalen zunächst die Form des Gesichtes im Wesentlichen beibehalten, dagegen am Hirnschädel beträchtliche Variationen zur Entwicklung brachten. Die Annahme einer chamaeprosopen mesocephalen[1]) Stammform liegt in dem Umstand, dass die chamaeprosope Mesocephalie wie die übrigen chamaeprosopen Unterarten entschieden mehr pithekoide Zeichen an sich tragen, als die leptoprosopen Formen.

Der eine Zweig erhielt also dolichocephale Hirnkapsel, der andere brachycephale. So lieferte die Stammform zunächst zwei Varietäten, während die ursprüngliche gleichfalls erhalten blieb.

Die Stammform der chamaeprosopen Mesocephalen veränderte sich aber auch noch in folgender Weise. Unter anderen Einflüssen der Zuchtwahl kam nicht allein die Urform des Hirnschädels in Fluss, sondern auch diejenige des Gesichtes.

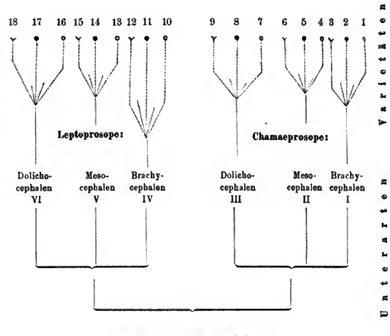
Es wurde schmal und hoch, die Augenhöhlen wurden rund, der Nasenrücken erhob sich, wurde gerade und gebogen, und es entstand so eine Form

1) Der Widerspruch gegen die Existenz einer chamaeprosopen Mesocephalie wird sich wohl nach und nach verlieren, wenn man statt der Raisonnements die genaue Vergleichung der Schädel einmal versuchen wird. Dasselbe ist der Fall mit den Randbemerkungen über die Bedeutung der chamaeprosopen Dolichocephalie (Hölder). Die bekannte Unterscheidung einer neolitischen und paläolithischen Dolichocephalie, wie sie von sorgfältigen Beobachtern gemacht wird, und die Existenz einer ganzen Literatur hierüber dürfte wenigstens Veranlassung geben, diese Angaben objectiv zu prüfen. — Dass die Chamaeprosopie an sich der primären Gesichtsform entspricht, wird durch das Antlitz des neugeborenen Kindes, durch die „Jugendform“ ebenfalls nahegelegt, welche stets niedrig ist. Auch bei den jugendlichen Anthropoiden ist die Chamaeprosopie vorhanden, wie sich aus den Zahlen bei Virchow (22) berechnen lässt.

des Gesichtes, die ich schmal, leptoprosop genannt habe. Diesen schmalen Gesichtern gesellten sich bei den einen kurze Calvarien, bei den andern auf dem Wege allmähliger Entwicklung lange Calvarien hinzu, und so entstanden die längst bekannten und oft beschriebenen Rassen:

a) leptoprosope Dolichocephalen (dolichocephale Langgesichter),
b) „ Mesocephalen (mesocephale „),
c) „ Brachycephalen (brachycephale „).

So ergeben sich sechs Unterarten, deren nähere oder entferntere Verwandschaft die folgende Tabelle errathen lässt.



Wir erhalten drei chamaeprosope und drei leptoprosope Unterarten aus der einen Stammform. Offenbar musste die Isolirung[1]) der neuen Unterarten anfangs geschehen, damit sich dieselben befestigen konnten.

Der Stammbaum auf der vorhergehenden Seite macht verständlich, dass die Divergenz der einen Species in sechs verschiedene Unterarten sehr wesentlich differirende Formen erzeugt hat, welche durch so markirte Zeichen getrennt sind, dass der Gedanke an besondere Species wohl auftauchen konnte. Ein chamaeprosoper Dolichocephale III des Schema ist von dem chamaeprosopen Brachycephalen durch eine beträchtliche Kluft getrennt. Diese vergrössert sich, je weiter wir in der Reihe nach IV, V, oder VI fortschreiten. Das Schema bringt in diesem Fall eine Erscheinung zum klaren Ausdruck, welche die Craniologie und die klassifizirende Anthropologie schon längst festgestellt haben. Denn es treten sowohl die Unterschiede als der gemeinsame Ursprung ins rechte Licht, oder wie dies weiter oben angedeutet wurde, die Qualität der Unterarten in die Constanz der Species.

Auf die Periode der isolirten natürlichen Entwicklung der Unterarten musste eine Periode der Wanderung folgen, in welcher sie gegenseitig penetrirten, und allmählig die ganze Oberfläche der bewohnbaren Erde erfüllten. Es entwickelten sich nun erst weitere Formen, so wie dies etwa die punktirten Linien andeuten mögen. Diese Formen gehören in die Kategorie der Varietäten. Für ihre Bezeichnung habe ich die Eigenschaft der Haare gewählt, und zwar die drei Hauptunterschiede derselben, die schlichten Haare Crines lissotriches, die straffen Haare Crines euthycomi und die Wollhaare Crines ulotriches. Jede der sechs Unterarten ging in drei Varietäten auseinander, die wir, um jedes Missverständniss zu beseitigen, zunächst mit ihrem vollständigen systematischen Namen bezeichnen müssen, der die Charaktere der Unterart und der Varietät in sich vereinigt.

Wir unterscheiden also folgende Varietäten:

1. schlichthaarige Langköpfe mit niederem Gesicht,
2. straffhaarige „ „ „ „
3. wollhaarige „ „ „ „
4. schlichthaarige Mesocephalen mit niederem Gesicht
5. straffhaarige „ „ „ „
6. wollhaarige „ „ „ „
7. schlichthaarige Brachycephalen „ „ „
8. straffhaarige „ „ „ „
9. wollhaarige „ „ „ „

1) Jene, welche sich über die Bedeutung der Isolirung für die Entstehung der Arten ein Bild verschaffen wollen, verweise ich auf die beachtenswerthen Abhandlungen von Moritz Wagner (32) über die Migrationstheorie. Vielleicht finden wir auf einzelnen Inseln des indischen Oceans noch Unterarten, die, nicht penetrirt von anderen, ihre Wohngebiete erreichten, auf denen sie seit der präglacialen Epoche geblieben sind.

10—18. desgleichen für die { Langköpfe mit hohem Gesicht
Mesocephalen " " "
Kurzschädel " " " }

Jede der sechs Unterarten liess eine schlichthaarige, eine straffhaarige und eine wollhaarige Varietät aus sich entstehen. Um diese differente Eigenschaft je nach der Beschaffenheit der Haare wenigstens anzudeuten, endigen die punktirten Linien, welche die Varietäten andeuten, abwechselnd gabelförmig, punkt- oder ringförmig (Stammbaum Nr. 1—18). Die schlichthaarigen Varietäten der Lang-Kurzschädel und der Mesocephalen Europas werden also von mir in die Stufe der *Varietäten*, nicht der Subspecies verwiesen. Dasselbe ist der Fall mit den straffhaarigen Menschenformen, oder mit den Wollhaarigen.

Alle miteinander bilden eine Reihe, deren extremste Formen sehr weit von einander abstehen (Vergleiche den Entwurf des Stammbaumes und den Abstand zwischen 1 und 10—18). Man wird dadurch mindestens den grossen Unterschied der in der Reihe entferntesten Varietäten verstehen, der schon wiederholt soweit geführt hat, dass man eine grosse Zahl von Species aufgestellt hat (*Häckel* u. A.). Ebenso erklären sich die allmähligen Uebergänge. Bekanntlich bedarf es genauer und sorgfältiger Prüfung um die einzelnen Merkmale der Unterarten am Schädel aufzufinden, selbst innerhalb grosser somatologischer Provinzen. Einmal deshalb, weil wir die grosse Thatsache von der Constanz der gemeinsamen Varietäten-Merkmale nicht hinreichend berücksichtigen, und uns die Differenzen grösser vorstellen, als sie in Wirklichkeit sind, und überdies Mischformen und wohl noch ein Theil der „Uebergangsformen" das Auffinden erschwert. Es wird noch besonderer Studien bedürfen, die Charakteristik der verschiedenen Varietäten festzustellen. Denn die Beschaffenheit der Haare ist nur *eines* der somatologischen Merkmale. Als in der präglacialen Entwicklungsperiode des Menschen dieses Merkmal sich entwickelte, nahmen auch *die anderen Organe* an der Umänderung theil. Bis zu welchem Grad, ist nur für die schlichthaarigen Varietäten Europas und Westasiens in den Hauptumrissen bekannt. Ich will bezüglich des Schädels daran erinnern, dass bei den schlichthaarigen leptoprosopen Formen der Knochen in allen Beziehungen ein gewisses Gleichgewicht und ein Ebenmaass in der Gliederung zur Schau trägt, das bei den straffhaarigen Formen nicht in jenem Grade zum Ausdruck kommt. Ein ähnlicher Gegensatz besteht zwischen den schlichthaarigen Chamaeprosopen Europas und den straffhaarigen Amerikas. Ich möchte hier auf diesen Unterschied nur hinweisen, ohne weiter in diese Aufgabe der Anthropologie einzutreten. —

Die Existenz grosser somatologischer Provinzen soll hier ebenfalls nur berührt werden. Es ist schon längst bekannt, dass die schlichthaarigen Varietäten, oder die straffhaarigen u. s. w. nicht auf einen Continent beschränkt sind, sondern viel umfangreichere Verbreitungsgebiete besitzen.

Entstehung der Unterarten (Subspecies) und der Varietäten (Varietates) de
Menschengeschlechtes während der praeglacialen Entwickelungsperiode (Schem

Sechs Unterarten (Subspecies)	Penetration der Varietäten unter sich und in die Continente	Lfd. Nr.	Varietäten, bestimmt nach de Beschaffenheit der Haare
1. Chamaeprosope Dolichocephalen (Langschädel mit breitem Gesicht)	Europa	1	Varietas cham. dolich. **lissotri**
	Nordafrika	2	„ „ mesoc. „
	Westasien	3	„ „ brach. „
		5	„ leptopr. dolich. „
2. Chamaeprosope Mesocephalen (Mittelköpfe mit breitem Gesicht)		6	„ „ mesoc. „
3. Chamaeprosope Brachycephalen (Kurzköpfe mit breitem Gesicht)	Amerika	7	Varietas cham. dolich. **euthyco**
	Ostasien	8	„ „ mesoc. „
		9	„ „ brach. „
	Inseln des stillen Oceans	10	„ leptopr. dolich. euthyco
		11	„ „ mesoc. eythyco
4. Leptoprosope Dolichocephalen (Dolichocephale Langgesichter)		12	„ „ brach. „
	Centralafrika, Südafrika u. benachbarte Inseln.	13	Varietas cham. dolich. **ulotric**
5. Leptoprosope Mesocephalen (Mittelköpfe mit langem Gesicht)		14	„ „ mesoc. „
		15	„ „ brach. „
		16	„ leptopr. dolich. „
		17	„ „ mesoc. „
		18	„ „ brachy. „
6. Leptoprosope Brachycephalen			

Die geographische Verbreitnng der ersteren Formen erstreckt sich z. B. über ganz Europa, über Nordafrika und Westasien. Die straffhaarigen Varietäten zerstreuen sich über ganz Amerika, Ostasien und die östlichen Inseln des stillen Oceans. Den Rest der übrigen Erde nehmen die Wollhaarigen ein. Diese Gebiete, die nur in ganz allgemeinen Umrissen angedeutet wurden, stellen also trotz trennender Meere grosse somatologische Provinzen dar, in welche die verschiedenen Unterarten eingewandert sind[1]). In ihnen erhielten sie dann wohl das specifische Gepräge der Varietäten. Zur Zeit kenne ich keine andere Deutung für die überraschende Erscheinung, dass in Europa mit dem Beginn der glacialen Epoche schon Abkömmlinge von fünf der obenerwähnten Varietäten auftauchen, chamaeprosope Dolicho-, Meso- und Brachycephalen und die leptoprosopen Vertreter derselben Schädelformen. Alle treten sofort auf den Schauplatz, wo wir sie noch heute finden. Es ist aus diesem Grunde unstatthaft, von alten nnd jungen Menschenrassen zu sprechen, denn alle sind gleich alt und gleich jung. Man mag von jungen und alten Völkern sprechen, aber darf nicht vergessen, dass wir als Repräsentanten der Varietäten von uraltem Adel sind, der seinen Stammbaum in der präglacialen Epoche hat.

Die Wanderung der Unterarten in die grossen somatologischen Gebiete, und die Entwicklung der Varietäten mag in den allgemeinsten Zügen das Schema veranschaulichen. Die erste Columne enthält die Namen der sechs Unterarten. Von ihren verschiedenen Standorten begann die Wanderung in die grossen somatologischen Provinzen (zweite Columne). Diese Standorte mögen sehr weit auseinander gelegen haben, so dass z. B. Amerika von mehreren, verschiedenen Punkten aus Sendlinge empfangen konnte und zwar zu sehr verschiedenen Zeiten. Nach den vorliegenden Erfahrungen drangen also in diese grossen Provinzen stets mehrere Unterarten ein, um dort unter dem Einfluss der Variabilität sich weiter umzuändern, sich in Varietäten zu spalten. Diese Ereignisse der menschlichen Urgeschichte werden durch die Columne III und IV ersichtlich. Das Schema stimmt mit der Thatsache überein, dass wir überall die Pluralität der Unterarten in ihren Varietäten finden[2]).

Es bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten, wie viel Rassen in die grossen somatologischen Heimathländer (Columne II) eingewandert sind. Für die Länder der schlichthaarigen Varietäten (Europa, Westasien und Nordafrika) ist die Zahl derselben von mir genauer bestimmt worden. Ich habe (16 des Literaturverzeichnisses) deren Zahl auf folgende fünf berechnet, nämlich:

1) Auf dem Inselarchipel mögen sich die Verbreitungsgebiete sehr mannichfach durchschneiden, ich lasse also jeder schärferen Umgrenzung völlig freie Bahn.

2) Man darf die Wanderung der Varietäten nicht als eine so gleichmässige auffassen, wie sie in dem Schema erscheint. Durch Einflüsse des Klimas, des Bodens u. s. w. sind offenbar mannichfache Modificationen des in dem Schema gleichmässig erscheinenden Vorganges veranlasst worden.

1. Leptoprosope Dolichocephalen
2. " Brachycephalen
3. Chamaeprosope Dolichocephalen
4. " Mesocephalen
5. " Brachycephalen.

Sie treten sämmtlich als schlichthaarige Varietäten auf. Dabei ergiebt sich aus den vorliegenden Arbeiten (Ecker, His und Rütimeyer, Virchow, Bogdanow und Anderer), dass oft einzelne Varietäten lange an Zahl überwiegen, so z. B. in der neolithischen und in den Anfängen der Metallperiode die schlichthaarigen leptoprosopen und chamaeprosopen Langschädel, während später die schlichthaarigen Brachycephalen in der Ueberzahl erscheinen, soweit die Gräberfunde ein Urtheil gestatten.

Diese Schwankungen in der Zeit wiederholen sich in anderer Form auch im Raum, insofern als wir in einem bestimmten Gebiet mehr die breitgesichtigen Unterarten antreffen (Amerika), oder diejenigen mit den schmalen Gesichtern (Europa). Diejenigen Unterarten, welche am zahlreichsten vertreten sind, bestimmen dann den anthropologischen Charakter des ganzen Welttheiles.

In Central- und Südafrika und den angrenzenden Inseln sind dies die wollhaarigen Varietäten, in den beiden anderen Gebieten andere.

Dieselben Erfahrungen, die in Europa über die Einwanderung von mehreren Varietäten und über ihre Verbreitung gemacht worden sind, gelten auch für Amerika. Soviel bis jetzt bekannt ist, sind nur straffhaarige Varietäten eingewandert. Nämlich:

1. Breitgesichter mit langem Hirnschädel,
2. " " mittellangem Hirnschädel,
8. " " kurzem Hirnschädel,
4. Langgesichter mit kurzem Hirnschädel.

Ob die übrigen Unterarten in der Form von straffhaarigen Varietäten überhaupt fehlen, müssen erst weitere Untersuchungen unterscheiden. Ich kann auf Grund craniologischer Vergleiche nur für die Existenz dieser ebenerwähnten Varietäten einstehen, welche sich, wie schon wiederholt gezeigt, auf den ganzen Kontinent verbreitet haben, aber nicht überall in gleicher Zahl. Die langschädeligen Breitgesichter mit ihrem straffen Haar kann der Craniologe überall finden, im Süden und im Norden, am häufigsten wird er ihnen aber unter den Eskimos begegnen (Curve und Tabelle IV). Die mesocephalen Breitgesichter sind in den arktischen Regionen gering an Zahl, ebenso die brachycephalen Breitgesichter (siehe dieselbe Curve), dagegen beherrscht ihre Zahl den ganzen übrigen Continent. (Vergleiche die Tabellen I—V und die Curventafel). Was die straffharigen Schmalgesichter mit kurzem Hirnschädel betrifft, so besitze ich Objecte aus Peru, welche diesen Typus an sich tragen, sich durch einen hohen Nasenrücken auszeichnen, und gegen die Breitgesichter mit eingedrückter

platter Nase einen anffallenden Gegensatz bilden, welche ebenfalls in peruanischen Gräbern und nnter den Peruanern von heute vorkommen.

So lässt sich trotz lückenhafter craniologischer Untersuchung schon jetzt des Bestimmtcsten aussagen, dass die grossen nnd kleinen ethnischen Gruppen Amerikas eine complicirte Zusammensetznng besitzen, gerade so wie dies in Enropa der Fall ist. Die einzelnen Völker sind seit nndenklichen Zeiten auf den beiden so weit entfernten Continenten aufgebaut aus den Vertretern verschiedener Varietäten, die sich nnverändert erhalten haben, dort als straffhaarige, hier als schlichthaarige. Hier wie dort bestimmt die Individnenzahl der einzelnen Varietäten das anthropologische Gepräge. Wenn die Ethnologen berichten, dass die Indianer Nordamerikas, dann die Autochthonen Central- und Südamerikas verschieden seien unter cinander, so ist diese Angabe gewiss zntreffend, aber ihre Erklärnng ist nicht auf Einfluss des Klimas zurückzuführen, sondern auf die innige Penetration. Dio statistische Vergleichnng eines einzigen Merkmales wie des Längenbreitenindex reicht aus, um den durchschlagenden Beweis hierfür zu erbringen. In den vorliegenden Curven konnte nur dieser Index benützt werden, und dennoch zeigt sich eine höchst bemerkenswerthe Differenz auf den Curven von II—V. Keine gleicht der andern vollständig. Jede Zeit und jede der ethnischen Regionen erhält ihr eigenartiges Gepräge durch die Verschiebung der Prozentverhältnisse dor einzelnen Varietäten und zwar in Amerika so gut, wie in Europa-Asien[1]).

Die Hauptsätze der vorausgegangenen Erörterungen lauten dahin, dass in Amerika

1. die Pluralität der Varietäten erweisbar ist, welche in Form straffhaariger Varietäten auftreten;
2. die Ubiquität dieser Varietäten auf dem ganzen Gebiet ist zweifellos;
3. die Penetration der Varietäten untcreinander ist so vollständig, dass nirgends Völker nachzuweisen sind, welche aus einer einzigen

1) Was weiter oben von grossen somatologischen Gebieten gesagt wurde, die sich durchaus nicht in die engen Grenzen der sogenannten Welttheile einschränken lassen, schliesst gleichzeitig die Anforderung in sich, die Eintheilnng der Varietäten nach Welttheilen fallen zu lassen, so schwer es anch werden mag, diese gewohnte Vorstellung zn verlassen. Es ist also wünschenswerth, nicht von amerikanischen, europäischen etc. Varietäten des Menschengeschlechtes zu sprechen, weil damit denselben engere Verbreitungsbezirke angewiesen werden, als sie in Wirklichkeit besitzen. Nachdem eine besondere Erschaffung der Autochthonen z. B. Amerika's ausgeschlossen bleibt, also die Abstammnng anf die gemeinschaftlichen Stammeltern hinleitet, so dürfen die physischen Merkmale der Constanz der Unterarten niemals aus den Augen gelassen werden, sobald die klassificirende Anthropologie in ihr Recht tritt. Das obige Schema ist jeder Erweiternng fähig, welche sich nach einer Richtung hin schon jetzt voraussagen lässt. Die Zahl der Unterarten wird wohl durch eine vermehrt werden, für jene der Pygmäen, welche, wie es scheint, eine eigenartige Stellnng einnehmen.

Varietät bestehen; stets sind sie aus mehreren zusammengefügt. Ferner ist erweisbar, dass

4. diese vollständige Penetration schon in der präcolumbischen Zeit in sehr intensivem Grade vollzogen war. (Tabelle V und Curve V). Parallele Verhältnisse sind von mir bereits für die schlichthaarigen Rassen Europas nachgewiesen worden (Nr. 16 und 28 des Literaturverzeichnisses).

Der Nachweis der Ubiquität und der Penetration der Varietäten präcolumbischer Periode wurde in der vorliegenden Mittheilung mit Hilfe des Längenbreitenindex des Schädels erbracht. Auf Grund weiterer Untersuchung an lebendem und todtem Material lassen sich jedoch noch folgende Angaben machen:

Es findet sich in Amerika

a) die leptoprosope Brachycephalie, Kurzschädel mit schmalem Gesicht,
b) die chamaeprosope Brachycephalie, „ „ niedrigem „
c) „ „ Mesocephalie, Mittelköpfe „ „ „
d) „ „ Dolichocephalie, Langköpfe „ „ „

sämmtlich als straffhaarige Varietäten. (Varietates euthycomae).

5. Die Unterschiede der Autochthonen Amerikas von denjenigen anderer Continente lassen sich nicht auf klimatische Einflüsse zurückzuführen, soweit auch craniologische Prüfung zurückreicht.
6. Die Unterschiede der Indianervölker untereinander, d. h. die ethnischen Gruppen sind abhängig von dem Grad der Penetration der Varietäten, welcher weder im Raum noch in der Zeit gleichmässig war.

Was das grosse Problem von dem Einfluss der umgebenden Natur auf den Menschen betrifft, so fehlen positive Anhaltspunkte für eine solche Annahme. Wie in Europa alle Zeichen dafür sprechen, dass seit der diluvialen Epoche die Organisation keinerlei Umwandlung in Bezug auf die typischen Merkmale erfahren habe, so zeigen sich nirgends an den verschiedenen Varietäten Amerikas Eigenschaften, welche durch Klima oder ähnliche Wirkungen erzeugt worden wären. Auch die amerikanischen Varietäten des Species homo sapiens sind wie diejenigen Europas in den Zustand der Dauertypen seit lange übergetreten. Die Zeit der Elasticität, die Entstehung neuer physisch verschiedener Formen ist längst vorüber. Dagegen ist der Geist entschieden in einer wachsenden Periode, die Kraftentfaltung des Gehirns ist in der Zunahme. Ich spreche ausdrücklich nur von der Kraftentfaltung des Gehirns und verstehe darunter die Entwicklung der schon in das Diluvium mit hinüber gebrachten Fähigkeit zu geistiger Vervollkommnung.

Wo wir Menschen finden in den glacialen Schichten Europas, da sind sie sofort hoch organisirt, ebenso wie heute. Sie standen allerdings auf einer niederen Culturstufe. Die gleichzeitige Annahme von der körper-

lichen Inferiorität der ältesten Einwanderer beruht auf der falschen Voraussetzung, dass die roh behauenen Steinbeile von Menschen hergestellt worden seien, welche soeben die pithekoide Natur abgestreift hätten. Die Schädelreste liefern den schlagendsten Gegenbeweis; sie sind ebenso hoch organisirt, als die der Culturmenschen unserer Tage. In der ersten Ueberraschung ob der unerwarteten Funde von Menschenschädeln in so alter geologischer Zeit gab man etwas übereilte Entscheidungen über ihre physischen Eigenschaften und sprach von unergründlicher Inferiorität z. B. der Mammuthjäger. Bei ruhigerer Ueberlegung stellt sich nun aber mit aller nur wünschenswerthen Bestimmtheit heraus, dass man sich darin gründlich geirrt hat. Man darf also heute nicht mehr von primitiven Rassen Europas sprechen in dem Sinn, sie dadurch als „inferior“ zu erklären. Die europäischen Rassen haben einen primitiven Culturzustand aufzuweisen, das liegt in dem Entwicklungsgang der Menschheit, und diesen Nachweis erbracht zu haben, ist das Verdienst der prähistorischen Forschung, aber es ist falsch, von einer niedern Culturstufe auf „inferiore Rassen“ zu schliessen.

Damit fällt auch das alte und oft verkündete Dogma: die höher organisirten Rassen wären später gefolgt, und hätten die nieder stehenden vernichtet. Auch nicht der geringste anatomische Beleg ist hierfür zu finden. Wahr und unzweifelhaft ist nur ein stetiges Aufsteigen von niederer Culturstufe zu höherer. Vom rohen Steinbeil bis zum Bronzehammer und bis zum Eisen und Dampf und Telegraphen folgt ohne Unterbrechung eine culturgeschichtlich austeigende Bahn. Es ist also eine gänzlich irrige Voraussetzung, jeden Fortschritt von dem Auftreten einer neuen, höher organisirten Rasse abzuleiten. Die Craniologie kann beweisen, dass dieselben Varietäten es sind, die zu immer höheren Stufen sich emporarbeiten. Es ist nicht die Verbesserung der physischen Merkmale, welche den Fortschritt gebracht hat, sondern der Gebrauch des Gehirns, die Weiterentwicklung der schon vorhandenen Fähigkeiten in dem belebenden Kampf um die Existenz.

Basel, Ende Oktober 1882.

Literaturverzeichniss.

1. Otis, G. A., Check List of praeparations and objects in the section of human anatomy of the U. S. Army medical Museum. Washington D. C. 1876. 8°.
2. Schaaffhausen, die anthropologischen Sammlungen Deutschlands. Archiv f. Anthropologie von A. Ecker u. Lindenschmit. Braunschweig. 4°. Zur Benutzung standen:

a) Spengel, J. W., die anthrop. Sammlung von Göttingen.
b) Broesike, " " " Berlin.
c) Ecker, A., " " " Freiburg.
d) Schaaffhausen, " " " Bonn.

3. Virchow, R., Anthropologie Amerika's. Zeitschrift für Ethnologie Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellschaft. Ausserordentliche Sitzung vom 7. April 1877.
4. Virchow, die Feuerländer. Ebenda. Sitzung vom 14. November 1881. 8°.
5. Davis, B. J., Thesaurus Craniorum. London 1867. 8°.
6. Bühr, Besuch von Feuerländern an Bord S. M. S. Hansa. Eine Notiz. Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen der Berliner anthropolog. Gesellschaft. Sitzung vom 15. Januar 1881.
7. Broca, Sur deux séries de crânes provenant d'anciennes sépultures indiennes des environs de Bogota. Bulletin de la société d'Anthropologie. Paris 1876. 8° p. 359.
8. Flower, H., Catalogue of the specimens illustrating the osteology etc. contained in the museum of the Royal Colleg of Surgeons of England London 1879. 8°. Part I., Man.
9. Huxley, Journal of Anatomy and physiology. 1868. Vol. II. pag. 268.
10. Dall, H. W., Tribes of the extrem Northwest U. S. Geographical and geological Survey of the Rocky-mountain Region. Smithsonian Institution. Washington 1877.
11. Toldt, Ueber die Schädelform der Eskimo. Prager medicinische Wochenschrift. 1881. Nr. 3 Mit 2 Holzschnitten.
12. Carr, L., Observations on the crania from the Stone graves in Tenessee in II Ann. Report Peabody Museum. Vol. II, pa. 381—384. Siehe auch die Literaturangabe Nr. 19.
13. Ecker, A., Ueber die körperlichen Eigenschaften der früheren Einwohner von Florida. Archiv für Anthropologie, Bd. X, S. 101 und in: Die anthropologische Sammlung von Freiburg i. B. ebenda.
14. Bessels, J., The human remains found among the ancient ruins of Southwestern Colorado and Northern Mexico. Bulletin of the U. S geolog. and geograph. survey. Washington 1876. Vol. II. pag. 48. Hierzu Taf. 23—29.
15. Ranke, J., Die Schädel der altbayerischen Landbevölkerung. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. München 1880 gr. 8°. Bd. III. S. 108. Mit 1 Curventafel.
16. Kollmann, J., Beiträge zu einer Craniologie der europäischen Völker. Archiv für Anthropologie, Bd. XIII 1881 u. Bd. XIV 1882. Mit 5 Tafeln u. 1 Curventafel
17. Lenhossék, Jos. v, Die künstlichen Schädelverbildungen im Allgemeinen u. zwei künstlich verbildete Schädel aus Ungarn. Budapest 1878. 4°. Mit 11 phototypischen Figuren auf 3 Tafeln und mehreren Figuren im Text.
18. Meyer, A. B., Ueber künstlich deformirte Schädel von Borneo und Mindanao, nebst Bemerkungen über die Verbreitung der Sitte der künstlichen Schädel-Deformirung. Mit 1 Tafel. Leipzig und Dresden 1881.
19. Putnam, F. W., Annual reports of the trustees of the Peabody museum of american archaeology and ethnology 1868—1878. 11. Rep. pag. 305 erschienen 1879. Nach einem Referat von E. Schmidt in dem Archiv für Anthropologie.
20. Quatrefages et Hamy, Crania ethnica. Paris 1882. 4°. pag. 462. Ebenda eine sehr gute Uebersicht der Geschichte der amerikanischen Rassenfrage.
Die beiden Autoren enthalten sich jedoch ausdrücklich einer bestimmten Classification und bringen nur thatsächliches Material bei, das durch mehrere Tafeln auch bildlich vertreten ist.
21. Virchow, R., Ueber altpatagonische, altchilenische und moderne Pampas-Schädel. Zeitschrift für Ethnologie 1874. Bd. 6. Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellschaft S. (50).
22. Virchow, R., Ueber den Schädel des jungen Gorilla. Monatsberichte der k. Akademie der Wiss. zu Berlin. Sitzung der physik.-math. Klasse vom 7. Juni 1880. S. 516. Mit 2 Tafeln.
23. Virchow, R., Darwin und die Anthropologie. Rede gehalten bei der Versammlung der

deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. Correspondenzblatt dieser Gesellschaft f. d. Jahr 1882. September. S. 80.
24. Rieger, Dr., Ueber die Beziehungen der Schädellehre zur Physiologie, Psychiatrie und Ethnologie. Würzburg 1882. 8°.
25. Haeckel, E., Generelle Morphologie der Organismen. Berlin 1866. II. Bd. S. 336.
26. Darwin, Ch., Die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung. 2. Aufl. Stuttgart 1863. S. 125 ff.
27. Kollmann, J., Ueber Slaven und Germanen. Ein Vortrag bei der XIII. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. Correspondenzblatt dieser Gesellschaft 1882. S. 203.
28. Huxley, Th. H., Wissenschaftliche Vorträge, in Amerika gehalten. Autorisirte deutsche Ausgabe von J. W. Spengel. 2 Aufl. Braunschweig 1882. S. 26.
29. Rütimeyer, L., Studien zu der Geschichte der Hirschfamilie. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel VII. 1. S 3.
30. v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Stuttgart 1876. 4° und: Die Skelete des römischen Begräbnissplatzes in Regensburg. Archiv f. Anthropologie Bd. XIII, Supplement.
31. Wagner, M., Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen. Leipzig. Verlag von Dunker und Humblot. 1868. Derselbe: Ueber den Einfluss der geographischen Isolirung und Colonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen. Vortrag in der Sitzung der k. bayer. Akademie d. Wiss. vom 2. Juli 1870.

Erklärung der Curventafel.

Jede Curve giebt ein Bild der Vertheilung der verschiedenen Varietäten und der Häufigkeit ihrer Vertreter (vergl. S. 12 u. ff.). Für die Herstellung (vergl. S. 15) sind die Längenbreitenindices (L : B) von 1500 Schädeln verwendet worden. Die stark ausgezogenen senkrechten Linien zeigen übersichtlich für alle Curven die Grenzen für die einzelnen Varietäten und die Form des dazwischen befindlichen Curvenabschnittes die Häufigkeit der Vertreter. Links befindet sich die Abtheilung für die Langschädel, rechts jene für die künstlich deformirten Schädel (siehe S. 18 u. f.), die mittleren Abtheilungen zeigen die Häufigkeit der Meso-, Brachy- und Hyperbrachycephalen.

I. Curve für die Schädelformen des ganzen amerikanischen Continents mit Ausschluss der präcolumbischen Völker. Nach der reducirten Zahl von 1292 Schädeln hergestellt. Vergleiche hierzu Tabelle I, S. 14.

II. Curve für die Schädelformen der Indianer Nordamerika's mit Ausschluss der Polarvölker. Nach der reducirten Zahl von 917 Schädeln hergestellt. Vergl. Tabelle II, S. 17.

III. Curve für die Schädelformen der Central- und Südamerikanischen Völker mit Einschluss der Mexikaner. Nach der reducirten Zahl von 248 Schädeln hergestellt. Vergleiche Tabelle III, S. 25.

IV. Curve für die Schädel der Eskimo's Nach der reducirten Zahl von 127 Schädeln hergestellt. Vergleiche Tabelle IV, S. 26.

V. Curve für die Schädelformen der präcolumbischen Bewohner Amerika's (Moundbuilders, Cliffdwellers etc.). Nach der reducirten Zahl von 208 Schädeln hergestellt. Vergleiche Tabelle V, S. 27.

II.

Die Gemme von Alsen und ihre Verwandten.

(Nachtrag und Berichtigung.)

Von

Dr. **Max Bartels** in Berlin.

Als ich im Juli des Jahres 1882 meine unter dem obigen Titel auf Seite 179 bis 207 des vorigen Bandes veröffentlichten Aufsatz der Redaktion übergab, da sprach ich bereits die Hoffnung aus, dass die in der Abhandlung beschriebenen und in Holzschnitt reproducirten zwölf Gemmen noch nicht die gesammte Anzahl der Exemplare dieses absonderlichen Typus wären, welche auf uns gekommen sind. Diese Hoffnung hat sich bedeutend schneller bestätigt, als ich selbst es gedacht und erwartet hatte und ich habe mit dem vorliegenden Nachtrage gleichzeitig eine Unterlassungssünde wieder gut zu machen. Zwei unserer Gruppe angehörende Gemmen waren nämlich, wie Herr Dr. Ingvald Undset (Christiania) mir auf der anthropologischen Generalversammlung in Frankfurt am Main mittheilte, bereits im Jahre 1877 von dem Conservator des Rijksmuseum für Alterthümer zu Leiden, Herrn Dr. W. Pleyte, publicirt worden. Sie sind in seinem Werke: Nederlandsche Oudheden van de vroegste tijden tot op Karel den Groote. Leiden 1877) auf Tafel XVII Figur 12 a und e abgebildet und auf meine Bitte hatte Herr Dr. Pleyte die Gefälligkeit, mir Siegelabdrücke derselben zu übersenden und einige erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen. Das erste dieser beiden Specimina ist:

XIII. Die Gemme von Franeker.

Fundort: Franeker. (Westergo, Friesland, Niederlande).

Jetziger Besitzer: Die friesische Sammlung in Leiden. (Man vergleiche W. Pleyte a. a. O. Fig. 12a).

Ovale Glaspaste, einen nachgemachten Niccolóstein darstellend.. Bildfläche: 27 *mm* zu 21 *mm*.

Drei stehende Figuren von ungefähr gleicher Grösse, die linke nach rechts blickend und die mittlere und die rechte nach links blickend. Es sind kurze, breite, gedrungene Gestalten, an diejenigen des zweifigurigen Typus erinnernd. Sie gehören ganz unverkennbar zu unserer Gruppe von Kunstwerken und bilden ein interessantes Mittelglied zwischen den Gemmen mit zwei und denjenigen mit drei Figuren.

Die linke Figur hat einen niedrigen Kopf mit flach abgeschnittener Scheitelhöhe nnd einer langen, ganz gegen die Stirn hin aufgekippten Nase. Das Kinn ist kurz nnd spitz und auch der Hals ist nicht lang. Der Rumpf ist kurz und breit. Der rechte Arm ist vom Ellenbogen abwärts sehr verdickt und die klumpige Hand hält nicht, wie es sonst das Gewöhnliche ist, einen Körperfortsatz, sondern sie berührt scheinbar das hintere Körperende. Von dem letzteren entspringt ein dicker Körperfortsatz, welcher einem Schwanze ähnlich fast senkrecht herabhängt und unten glatt abgeschnitten erscheint. Dieses Gebilde ist nngefähr noch einmal so dick, als sonst die Körperfortsätze und die Arme zu sein pflegen und reicht bis zur Höhe der Kniekehle abwärts. Es ist wohl das Wahrscheinlichste, dass wir darin ein Schwert, welches nmgegürtet ist und in der Scheide steckt, zu erkennen haben.

Der linke Arm ist kurz und trifft sich nicht genau, wie das sonst immer der Fall ist, mit der rechten Hand der mittleren Figur. Beide Hände liegen vielmehr in gleicher Höhe neben einander und scheinen einen kurzen, horizontalliegenden Stab zn halten, welcher sich bis zu der Unterbauchregion der mittleren Fignr verfolgen lässt und als ein kurzer Stummel am hinteren Körperende derselben wieder zum Vorschein kommt. Auch dieses ist vermuthlich wieder ein Schwert. Die Beine der linken Figur verlaufen im leichten Bogen; die Füsse sind dick und klumpig und scheinen dadurcht dass sie etwas oberhalb des untersten Endes den Unterschenkel treffen, mit hohen Absätzen versehen zu sein.

Die mittlere Figur hat an der Scheitelhöhe des Kopfes drei kleine, spitze Fortsätze, welche wohl als die Andentnng der Zacken einer Krone betrachte, werden müssen. Die Nase ist kurz, das Kinn ist lang, breit und unten abgerundet, wie ein grosser Kinnbart. Der Hals ist ebenfalls lang und breiter als wir es sonst bei diesen hageren Gestalten zu sehen pflegen. Die rechte Schulter steht etwas höher, wie die linke, nnd die linke Hand berührt das vordere Endstück des bereits bei der vorigen Figur besprochenen Körperfortsatzes, den wir als ein nmgegürtetes Schwert gedeutet haben, in einer Weise, als ob sie sich auf den Schwertgriff stütze und es scheint hierdurch die Schulter in die Höhe gedrängt zn sein. Die ganze Gestalt bekommt durch diese Asymmetrie in der Haltung einen nngemein trotzigen Ausdrnck, von dem ich wohl glanben möchte, dass er von unserem Künstler wirklich beabsichtigt worden ist, nnd nicht nnr zufällig zu Stande kam.

Der linke Arm ist in gewöhnlicher Weise nach unten ausgestreckt und kreuzt sich mit dem nntersten Ende des Schwertes. Seine Berührung mit dem rechten Arme der Nachbarfigur ist anch eine ganz absonderliche und wird bei dieser besprochen werden. Die Beine sind gerade und steif, die Füsse ziemlich gross und dick; der Absatz des linken Fusses steht auf der rechten Fnssspitze der rechten Figur.

Die rechte Figur hat einen hohen, absonderlich abgerundeten Kopf,

welcher aussieht, als ob ihm eine niedrige Kaiserkrone aufgesetzt wäre. Eine ganz feine, aber lange Nase geht wagerecht von der Mitte des Antlitzes ab. Das etwas aufgekippte Kinn springt stark nach vorn hervor, einem spitzen, von nnten hinten her hochgestrichenen Kinnbarte ähnlich. Der Hals ist lang und sitzt dem Rumpfe schief auf, so dass der Kopf etwas vorgeschoben erscheint. Der Rumpf ist plnmp nnd in seiner untersten Parthie gespalten. Der rechte Arm ist dem linken der mittleren Fignr entgegengestreckt nnd verbindet sich mit ihm auf ganz absonderliche Weise. Man kann nämlich ganz deutlich erkennen, dass die rechte Fignr den Vorderarm der mittleren von hinten her umfasst und die Hand um deren Handgelenk legt, fast so, als ob sie die mittlere Figur, deren Arm gestreckt ist, unterfassen wollte. Hierin haben wir wieder einen nenen, interessanten Beleg für die Zusammengehörigkeit sämmtlicher von mir publicirter Gemmen zu erkennen. Denn ganz dasselbe Motiv finden wir, allerdings nicht in dieser unverkennbaren Deutlichkeit, auf der (zweifigurigen) Gemme von Oldenburg (Nr. XII) wieder.

Aber anch noch etwas anderes erinnert uns bei dieser rechten Figur an den zweifigurigen Typus. Das ist der linke Arm, welcher, weit vom Körper abstehend, durch eine abgerundete, aber lang ausgestreckte Schnlter mit ihm verbunden ist. Hier haben wir diejenige Form der oberen Extremität, wie sie sich bei der kleinen Gemme des Berliner Reliquarinms (IX Nr. 5) und bei der grösseren Lüneburger Gemme (XI Nr. 7) findet. Wir waren im Stande gewesen, nachzuweisen, dass diese Form des Armes als das Rudiment eines grossen Adlerflügels betrachtet werden mnss. Das Handende dieser Extremität berührt den untersten Theil eines Körperfortsatzes, welcher, das hintere Körperende kreuzend, vorn wie ein Phallus um ein kleines Stück hervorragt. Das ist mit grösster Wahrscheinlichkeit wieder ein umgegürtetes Schwert.

Auch bei dieser Fignr sind die Beine gestreckt und die Füsse ziemlich lang. Der rechte Absatz erscheint sehr dick, was durch Ansspringen der Gemmenoberfläche verursacht ist. Demselben Umstande scheinen eine Reihe regellos über das Gemmenfeld zerstreuter, kleiner punktförmiger Vertiefungen ihren Ursprnng zu verdanken. Es sind aber noch zwei Attribute zu erwähnen, welche an gewohnter Stelle über den Köpfen der drei Figuren schweben. Sie sind jedoch im Gegensatze zu dem sonstigen Vorkommen nicht symmetrisch gebant. Ich glaube wohl, dass diese Asymmetrie eher eine Folge der Ungeschicklichkeit unseres Künstlers ist, als eine wirklich beabsichtigte.

Das rechte Attribut erscheint als ein System von vier Linien, welche, von oben her kommend, sich in einem Punkte treffen. Das ist wahrscheinlich wieder der Baumzweig, welchem wir ja schon öfters begegnet sind. Das linke Attribut steht etwas niedriger. Eine horizontale Linie kippt sich mit ihrem medialen Ende etwas nach oben; eine Senkrechte, von oben her

kommend schneidet sie eben noch, und eine von aussen herabziehende schräge Linie schneidet sie und die Senkrechte. Das hieraus resultirende Gebilde erinnert wieder mehr an die rohe Darstellung eines Vogels. Zwischen und über diesen Attributen genau in der Mitte befindet sich einer der vorhin erwähnten regellos vertheilten Punkte. Auch diesen Platz nimmt er wohl ohne Absicht ein. Ein zweiter schwebt zwischen den Köpfen der linken und der mittleren Figur, ein dritter über der Flügelschulter der rechten Figur, ein vierter zwischen den umschlungenen Armen dieser und der mittleren und ein fünfter zwischen den Unterschenkeln der mittleren Figur. Endlich steht noch ein sechster neben dem Schwanzfortsatze der linken und ein siebenter unter den Füssen der rechten Figur. Der rechte Rand des Gemmenfeldes zeigt einen Defekt fast von der Grösse eines Hanfkorns.

Angeblich wurde diese Gemme bei Franeker, einem alten Knotenpunkte früh-mittelalterlichen Verkehrs, in der Erde gefunden, in Gemeinschaft mit bearbeiteten Thierknochen und Kupferschmucksachen. Herr Dr. Pleyte erwähnt bereits die Möglichkeit, dass diese Gemme als Amulett gedient habe. Im Uebrigen acceptirt er die Stephens'sche Ansicht.

Die zweite Gemme, deren Abdruck ich Herrn Dr. Pleyte verdanke, ist

XIV. Die Gemme von Klaarkamp.

Fundort: unbekannt.

Jetziger Besitzer: Die friesische Sammlung in Leiden. (Man vergleiche W. Pleyte a. a. O. 12 e — soll wohl heissen 12 d!)

Ovale Gemme, wahrscheinlich ebenfalls eine Glaspaste. Bildfläche: 21 *mm* zu 16 *mm*. Sie stammt aus Klaarkamp, dem altberühmten Kloster Claraecampus bei Dantumadeel zwischen Dockum und Leeuwarden. (Friesland, Niederlande).

Drei stehende Figuren von ganz besonderer Dünne und Magerkeit, verbunden mit ausserordentlicher Flachheit des Intaglio. Das alles findet sich in ganz ähnlicher Weise nur noch an der grossen Gemme des Berliner Reliquariums (IV Nr. 4).

Die linke Figur blickt nach rechts, die mittlere und die rechte Figur blicken nach links.

Die linke Figur ist etwas kleiner als die beiden anderen und trägt an der Stirn einen gekrümmten hornartigen Fortsatz, mit der Convexität nach unten, eine krumme Nase, wie ein Policinello, und ein spitzes, nach aufwärts gekrümmtes Kinn. Ueber dem Horn, welches wohl einen vorspringenden Kranz bedeuten soll, entwickelt sich die etwas nach hinten übergekippte Scheitelhöhe, welche zusammen mit dem Horne fast wie eine Jockeymütze aussieht. Der Hals ist ganz besonders kurz und breit, die Schultern springen stark eckig hervor. Der rechte Arm hält einen Körperfortsatz (Schwert?),

welcher etwas oberhalb des Körperendes abgeht. Der linke Arm trifft sich mit dem rechten der Nachbarfigur so, dass beide vereint noch eine ziemliche Strecke abwärts laufen. Dieses gemeinsame Stück macht den Eindruck, als wenn die beiden vereinten Hände einen herabhängenden Gegenstand hielten.

Der schmale Körper trägt in seiner Mittellinie eine feine, erhabene Längsleiste. Sie ist zweifellos ohne jede Bedeutung und verdankt ihren Ursprung nur dem Umstande, dass der Steinschneider den Leib durch zwei sich berührende Längsfurchen darstellte; natürlicher Weise ist der Berührungsrand dieser beiden Längsfurchen erhabener, vorspringender, oberflächlicher, als ihre Mitte und erscheint somit als eine den Rumpf der Länge nach halbirende Leiste. Die Beine sind leicht im Knie gebeugt und die grossen Füsse sitzen an ihnen etwas oberhalb ihres unteren Endes, so dass dieses letztere weiter herabreicht. Hierdurch wird der Eindruck hervorgerufen, als hätte das Männchen hohe Absätze.

Die mittlere Figur hat einen kleinen, runden Hinterkopf, eine stark und lang hervorspringende Nase und ein kurzes, spitzes Kinn. Auch hier ist der Hals kurz, aber doch viel länger, als bei der vorigen Figur. Der schmale Rumpf ist kurz und die fast geraden Beine sehr lang. Der rechte Arm wurde bereits erwähnt; die linke Hand hält einen kurzen Körperfortsatz (Dolch?) an seinem unteren Ende, berührt sich aber gleichzeitig mit dem rechten Arm der rechten Figur.

Die rechte Figur hat einen hohen, schmalen, oben abgerundeten Kopf, eine grosse, rüsselförmig nach oben strebende Nase und ein langes, unten abgerundetes Kinn. Der Hals besitzt eine ziemliche Länge. Der Rumpf ist aber ausserordentlich kurz und die langen Beine sind durch zwei ganz gerade Striche gebildet. Das linke Bein wird etwas zurückgesetzt; die Füsse haben kurze Absätze. Der Arm hält einen sehr langen Körperfortsatz in seiner Mitte, vielleicht eine Lanze.

Attribute entdecke ich in dem Gemmenfelde nicht, wohl aber einige punktförmige regellos vertheilte Defekte der Oberfläche. Es sei gestattet, daran zu erinnern, dass auch die dreifigurige Gemme von Selchansdahl (die kleine Kopenhagener Gemme) (III Nr. 3) anscheinend keine Attribute besass.

Herr Dr. Pleyte hatte die grosse Freundlichkeit, mich noch auf folgende in den Niederlanden befindliche Stücke aufmerksam zu machen:

XV. Die grosse Gemme von Utrecht.

Sie zeigt drei stehende Figuren.

XVI. Die kleine Gemme von Utrecht.

Auf ihr sind nur zwei Figuren dargestellt.

Diese beiden Exemplare von unbekannter Herkunft zieren den Einband

eines Missale in dem erzbischöflichen Museum in Utrecht. Es bedarf wohl nicht erst der Erwähnung, dass ich mich direkt an die Direktion dieses Museums gewandt habe. Eine Antwort habe ich nicht erhalten und bin daher zu meinem grossen Leidwesen auch ausser Stande, Näheres über diese Gemmen anzugeben. Interessant ist es aber, dass auch hier wie bei dem Reliquarium des Berliner Museums an demselben Gegenstande des christlichen Cultus eine dreifigurige und eine zweifigurige Gemme neben einander vorkommen. Natürlicher Weise kann das aber auch ein blosser Zufall sein.

Das dritte derjenigen Stücke, auf welche Herr Dr. Pleyte mich hinwies und das er mir durch eine Skizze und kurze Beschreibung bekannt machte, verdient unser Interesse in einem ganz besonderen Grade. Es zeigt uns nämlich zum ersten Male vier eingeschnittene Figuren und eine höchst merkwürdige Abweichung in den schwebenden Attributen. Im Uebrigen sieht man aber wieder auf den ersten Blick, dass auch dieses Specimen unzweifelhaft zu unserer Gruppe zu rechnen ist. Denn die Technik, die Zeichnung und das benutzte Material ist dasselbe, wie bei den übrigen uns schon bekannten Exemplaren. Ich bezeichne dieses Stück als:

XVII. Die Gemme von Roden.

Fundort: Lieveren, Gemeinde Roden, Provinz Drenthe, Niederlande.

Jetziger Besitzer: Das Provinciaal Museum van Oudheden in Drenthe zu Assen.

Der Sekretär der Commissie van Bestuur dieses Museums, Herr C. R. W. Kijmmell hatte die grosse Gefälligkeit, meine Bitte um genaue Angaben über diese interessante Gemme zu erfüllen und mir auch eine vorzügliche farbige Zeichnung derselben mitzuschicken. Hierdurch bin ich in den Stand gesetzt, diese erste Gemme vom vierfigurigen Typus dem Leser im Bilde vorzuführen und folgendes über dieselbe auszusagen:

Es ist eine ovale, dunkelblaue Glaspaste, an den Randflächen schwarzblau, fast schwarz, welche auf der Kehrseite glatt geschliffen ist, ohne jedoch hier irgend welche Gravirung zu zeigen. Bildfläche: 26 *mm* zu 18 *mm*.

Gefunden wurde das Stück vor 25 bis 30 Jahren in einem Torfmoore bei der zur Gemeinde Roden gehörigen Ortschaft Lieveren, $1^1/_2$ Fuss unter der Oberfläche. Durch den Bürgermeister von Roden, Herrn C. W. E. Kijmmell wurde der merkwürdige Fund dem Museum in Assen geschenkt.

Von den vier stehenden Figuren, welche, wie gewöhnlich, sich die Hände reichen, blickt die linke (wie immer im Intaglio und vom Beschauer aus gerechnet) nach rechts, während die drei anderen den Blick nach links gerichtet haben. Wir müssen hierin eine interessante Analogie mit den

Gemmen vom dreifigurigen Typus erkennen, denn auch auf diesen allen steht ausnahmslos die linke Figur, nach rechts blickend, den beiden anderen gegenüber.

Die linke Figur ist um ein ganzes Stück kleiner als die Uebrigen; es fällt dieses aber nicht sofort auf, denn sie steht etwas höher, wie die anderen, ihre Füsse reichen nicht so weit herab, so dass ihr Kopf in derselben Ebene sich befindet, wie die Köpfe der übrigen drei Personen. Die Scheitelhöhe des Kopfes erscheint in horizontaler Richtung glatt abgeschnitten, was vielleicht eine Krone zur Darstellung bringen soll. Die Nase springt lang und spitz hervor; das lang nach abwärts ausgezogene, abgerundete Kinn soll wohl mit einem Barte geschmückt sein. Der rechte Arm hält einen vom Körperende abgehenden Fortsatz, welcher wahrscheinlich ein Schwert bedeuten soll. Die beiden Beine, namentlich das Rechte, sind von einer ganz ungewöhnlichen Kürze, deren Ursache wir in dem Mangel an Platz auf dem Gemmenfelde zu suchen haben. Ich halte es für berechtigt, hieraus den Schluss zu ziehen, dass der Künstler bei seiner Arbeit die linke Figur zuletzt ausgeführt hat. Er musste sie nun in den Raum componiren, so gut es eben gehen wollte. Und wir können auch hier wiederum erkennen, dass er bei aller Unbeholfenheit doch eine ganz genial angelegte Natur gewesen sein muss; denn er hat sich auch hier wieder ganz geschickt zu helfen gewusst, indem er die Beine im Knie gebeugt darstellte und sie dadurch ein Wenig verlängerte. Die Gestalt macht durch diesen Kunstgriff den Eindruck, als ob sie einen Sprung ausführte. Jedoch glaube ich, wie gesagt, nicht, dass dieser Eindruck ein beabsichtigter ist, sondern ich halte ihn einzig und allein durch die Raumverhältnisse bedingt. Die Füsse erscheinen im Vergleich zu den Schenkeln etwas gross, jedoch sind sie von der gewöhnlichen Länge und sind durch den üblichen Querstrich angedeutet.

Die linke mittlere Figur hat einen ziemlich hohen, anscheinend bekränzten Kopf mit kurzer Nase und grossem, vermuthlich bärtigem Kinn. Der Hals ist lang. Das linke Bein ist viel kürzer als das rechte und wird etwas vom Körper abgespreizt gehalten. Das rechte Bein ist wieder nur durch einen senkrechten Strich markirt, welchem als Fuss ein ziemlich grosser Querstrich angesetzt ist. Zwei grosse runde Vertiefungen markiren sich auf dem Bilde zwischen den Beinen dieser Person und zwar die eine ganz hoch oben zwischen den Oberschenkeln und die andere zwischen dem Hacken des linken Fusses und der Mitte des rechten Unterschenkels. Ob es zufällige Defekte im Glase sind, oder ob der Künstler sie absichtlich eingrub, kann ich natürlich nicht sicher entscheiden. Ich vermuthe aber das Letztere, da wir auch bei der Gemme von Schonen (VI Nr. 10) solche runden Grübchen zwischen den Beinen der beiden Gestalten vorfinden, welche der links stehenden Figur zugekehrt sind.

Die rechte, mittlere Figur erscheint in der Kopfhöhe flach und breit, wahrscheinlich bekränzt. Die Nase ist sehr klein; der Kinnbart ist kurz.

Der Körper ist schmal und lang gestreckt; die langen Beine verlaufen im leichten Bogen. Einen Körperfortsatz besitzt sie ebenso wenig, als die vorige.

Die rechte Figur hat einen kleinen, runden Kopf mit kurzer Nase und kleinem Kinnbart. Die Schulter ist schmal; die linke Hand ist durch einen kleinen, schrägen Strich markirt. Vielleicht soll dieser Strich aber auch ein kurzes Schwert bedeuten. Ihm parallel geht vom hinteren Körperende ein kurzer Körperfortsatz ab. Die Beine verlaufen in leichtem Bogen.

Ueber den Köpfen der Gestalten befinden sich in der Luft schwebend drei Attribute, während wir sonst nur zwei zu treffen pflegten. Rechts und links nämlich schweben zwei Gebilde, welche wir wohl wieder als Sterne ansprechen müssen. Sie gleichen vollkommen denjenigen auf der Gemme von Jordloese (V. Nr. 9). Jeder Stern ist dadurch gebildet worden, dass vier gleich lange Linien sich unter ungefähr gleichen Winkeln in demselben Punkte kreuzen. Somit ist jeder Stern achtstrahlig. Der Linke schwebt über und zwischen den Köpfen der beiden linken und der rechte über und zwischen den Köpfen der beiden rechten Figuren.

Das dritte der in der Luft schwebenden Attribute ist das Merkwürdigste von allen und findet sich auch nicht einmal andeutungsweise auf irgend einer der übrigen 16 Gemmen. Es ist ein grosses Kreuz, dessen Querbalken dem Längsbalken an Länge gleich ist und diesen fast genau halbirt; nur um ein ganz Geringes ist der obere Abschnitt kürzer als der untere. So entsteht also beinahe die Form eines griechischen Kreuzes. Es ist aber jedem der vier Balkenenden ein kleiner, den Abschluss bildender, Querstrich rechtwinklig aufgesetzt. Dieses Kreuz steht mit seinem senkrechten Balken ganz genau in der Längs-Mittelaxe des Gemmenfeldes und füllt den Raum zwischen den Köpfen der beiden mittleren Figuren und den beiden Sternen aus.

Was haben wir uns unter diesem Kreuze vorzustellen? Ist es das Symbol des Christenthums und sollen wir daher annehmen, dass auch unsere Gemmen von einem bereits christianisirten Volke stammen? So sehr bestechend diese Annahme auch auf den ersten Augenblick erscheinen mag, so dürfen wir doch nicht vergessen, dass uns das Kreuz in sehr verschiedenen Formen als einfaches Ornament an Artefakten unzweifelhaft heidnischer Abkunft erhalten worden ist. Allerdings bin ich nicht im Stande, mit Sicherheit anzugeben, ob unter diesen letzterwähnten Kreuzen auch das ganz absonderlich geformte unserer Gemme sich befindet.

Sollten jedoch zwingende Gründe für uns vorliegen, dieses Kreuz als ein christliches anzusehen, so bleibt uns immer noch die Frage zu beantworten, ob wir es auch als ein Werk unseres Gemmenschneiders betrachten müssen, oder ob irgend ein Epigone den leeren Platz zwischen den schwebenden Ornamenten benutzte und aus irgend welchen mystischen Gründen dieses Symbol des Gekreuzigten in sein Juwel hineingravirte. Dieses zu entscheiden bedürfte es naturgemäss der allerscrupulösesten Untersuchung des Originales. Ich bin nur im Stande nach der mir vorliegenden

Zeichnung zu urtheilen. Jedoch kann ich nicht verhehlen, dass es mir scheinen will, als ob das Kreuz in allen seinen 6 Theilen mit viel zu grosser Genauigkeit gravirt, fast wie mit dem Lineal gezogen sei, als dass wir es unserem Künstler zuzuschreiben berechtigt wären, dessen unsichere und immerhin doch recht ungeschickte Hand wir an vielen Proben kennen gelernt haben.

Was kann nun aber der Grund gewesen sein, dieses heidnische Kleinod durch das Zeichen des Kreuzes zu einem christlichen zu weihen? Ich glaube, die Antwort auf diese Frage ist nicht sehr schwer. Waren, wie ich bewiesen zu haben glaube, die uns hier beschäftigenden Gemmen wirklich Amulette, so kann es uns nicht Wunder nehmen, dass sie unter Umständen vom Vater auf den Sohn vererbt wurden und dass auch der Christ, welcher in ihren Besitz gelangte, den Glauben an ihre schützende Kraft trotz seines Christenthumes beibehielt. Um aber nicht eines Bündnisses mit den finsteren Mächten sich schuldig zu machen, so weihte und heiligte er seinen Besitz durch das Zeichen des Kreuzes. Mit Recht macht Dr. Pleyte darauf aufmerksam (Privatmittheilung), dass eine ganze Anzahl unserer Werke — es ist mehr als der dritte Theil — an Geräthen des christlichen Cultus sich vorfinden: zwei an dem Reliquarium in Berlin, zwei an der Altartafel in Lüneburg, eine im Klosterschatze in Klaarkamp und zwei an dem Missale-Einbande in Utrecht. Er ist der Meinung, dass dergleichen Steine nicht nur im gewöhnlichen Sinne zum Schmuck der heiligen Geräthe gedient hätten, sondern dass man ihnen auch noch irgend eine besondere mystische und magische Kraft und Bedeutung beigelegt habe. Natürlich ist aber hiermit noch immer nicht unwiderleglich bewiesen, dass das Kreuz ein christliches ist.

Ueber die Bedeutung unserer Gemmen spricht Herr Dr. Pleyte die folgende Meinung aus, welche ich hier anführe, allerdings ohne sie zu theilen:

„Was repräsentiren die Figuren? Zwei Männer mit den zwei Sternen sind das Bild von Castor und Pollux, das Zwillingszeichen des Thierkreises, ein Bild des Horoscopes. Die dritte oder vierte Figur ist dann die Person, welche sich unter ihren Schutz stellt. Oder sie sind die Begleiter von den Seelen der Verstorbenen. Die einzelne Person ist vielleicht ein Mercuris, Thot oder Anubis.“

Ob wirklich unser Künstler sich so viel bei seinem Werke gedacht hat, möchte ich doch bezweifeln. Auch können wir bei der Rohheit aller Figuren durchaus nicht wissen, wie ich dus ja früher schon ausgeführt habe, ob er sich immer dasselbe dachte; ganz abgesehen davon, dass er, wenn überhaupt, doch wohl viel eher an Gottheiten der nordischen Mythologie gedacht haben würde. Ich muss daher bei meiner auf Seite 203 ausgesprochenen Meinung verharren. Darin aber stimme ich Herrn Dr. Pleyte ganz vollkommen bei, dass man eine genaue Durchmusterung der noch existirenden Kirchenschätze aus byzantinischer und romanischer vornehmen muss — und

ich selbst habe seit Jahren keine, sich mir hierzu darbietende Gelegenheit vorübergehen lassen — dann wird mit aller Wahrscheinlichkeit noch manches interessante Specimen an das Tageslicht gefördert werden, dass der vorliegenden Gruppe von Kunstwerken angereiht werden muss, aber heute noch in Jahrhunderte langer Vergessenheit des glücklichen und aufmerksamen Entdeckers harrt.

In meinen Aufsatz haben sich ein Paar Irrthümer und Druckfehler eingeschlichen und ich freue mich, an dieser Stelle die günstige Gelegenheit zu finden, dieselben zu verbessern. Auf Seite 186 8te Reihe von unten ist eine Zeile ausgelassen. Der Satz muss heissen: „Der oberste Körperfortsatz, wie der Kürze wegen diese Dinge genannt werden mögen, beginnt fast stets am Hinterende des Rumpfes und bisweilen beginnt der nächstuntere fast an derselben Stelle. Dann sieht es aus, als ob die Figur mit ein Paar nach hinten flatternden Frackschössen versehen sei."

In den Figuren 2. 3 und 4 haben sich mehrere der im Text beschriebenen und auf den Holzstöcken befindlichen feinen Details im Druck leider nicht markirt.

Nr. 4. Die grosse Gemme des Berliner Reliquariums ist in umgekehrtem Sinne gezeichnet. Die im Bilde links befindliche Figur ist also die Rechte, die rechts befindliche Figur ist die Linke. Es blickt daher auch hier, wie auf den übrigen dreifigurigen Gemmen die linke Figur nach rechts, die rechte und die mittlere nach links.

Auf S. 186 ist durch ein Versehen bei der Gemme von Schonen (VI. Nr. 10) angegeben, dass die Figuren umgekehrt, als auf den übrigen Gemmen vom dreifigurigen Typus gruppirt wären. Das ist nicht richtig. Sie stehen ebenso wie auf den anderen auch, die linke Figur nach rechts blickend und die rechte und die mittlere nach links blickend, wie auch die Figur 6 dieses Verhalten richtig wiedergiebt. Dahin ist also die Angabe auf Seite 186 Zeile 3—7 und auf Seite 192 Zeile 9 und 10 zu corrigiren.

Nr. 6. Die Leipziger Gemme ist nach einem negativen Abdruck gezeichnet. Wir haben daher die linke Figur nach rechts und die rechte geflügelte nach links zu versetzen. Die Beschreibung ist demgemäss gemacht worden.

Endlich muss es auf Seite 197 Zeile 11 am Ende: Der linke Arm heissen.

Ich halte es für meine Pflicht hier noch eine andere Sache zur Sprache zu bringen. Unter dem 26. Oktober 1882 erhielt ich aus Athen folgendes Schreiben unseres Herrn Dr. Heinrich Schliemann:

„Ihren Artikel „Die Gemme von Alsen und ihre Verwandten" habe ich mit höchstem Interesse gelesen, aber dabei ungemein bedauert, dass Ihnen die von mir im Juli 1881 der trojanischen Sammlung in Berlin

beigefügten uud dort wohl im Goldschrank aufgestellten mykenischen Gemmen unbekannt geblieben sind, denn die eine davon, — obwohl aus feinem Stein und spätestens aus dem 12. Jahrhundert vor Christo stammend, ist das vollkommenste Gegenstück, welches sie nur wünschen könuen und haben die darauf intaglirten Riesen die allergrösste Aehnlichkeit mit denen der scandinavischen Gemmen. Ich habe diese Gemme immer als eine phönizische Importation angesehen, da ich mich zu erinnern glaube, höchst ähnliche Gestalten in Bronze im Museum in Cagliari gesehen zu haben. Das Werk von V. Crispi über dies Museum bildet zwar nur weniges so Rohes ab, aber Seite 54 sehen Sie bei einer eben so rohen Figur sehr ähnliche Zeichen."

Das Werk von Crispi habe ich mir leider nicht verschaffen können. Was nun aber die Schliemann'sche Gemme betrifft, so hat die Sache etwas Bestehendes: eine Aehnlichkeit ist unzweifelhaft vorhanden, aber dennoch ist sie ebenso unzweifelhaft nur eine oberflächliche, äusserliche. Die betreffende Gemme ist von Herrn Dr. Schliemann in seinem Werke über Mykenae [1]) auf Seite 412 als Figur 540 publicirt. Selbstverständlich ist meine folgende Beschreibung aber nach dem Originale gemacht worden.

Wir können ganz davon absehen, dass sie als die einzige in wirklichen Edelstein, dunkelrothen Achat eingegraben ist, während alle unsere 17 Exemplare in übereinstimmender Weise aus Glaspasten bestehen. Für uns müssen die Unterschiede in der Ausführung und Zeichnung selbst massgebend sein. Bei dem ersten Anblick der Schliemann'schen Gemme ist man allerdings frappirt durch den glatten, scharf abgeschnittenen oberen Abschluss des Rumpfes mit den spitzen Schultern und dem darauf balancirenden langen Halse. Diese scharfe Grenze ist aber nicht wie bei unsern Figuren die einfache Basis eines Keiles, dessen basale Ecken die Schultern repräsentiren. Hier stehen bei der rechten Figur auf derselben Grundlinie nach unten gerichtet drei gleichschenklige Dreiecke, ein mittleres grosses: der Brustkorb, und zwei seitliche kleine: die Schultern. Der Leib wird angedeutet durch eine unten an der Spitze des Thoraxdreiecks stehende, nach links convexe Halbkreislinie, wie ein abnehmender Mond. An der unteren Zacke derselben hängt als gerader Strich das rechte Bein, dessen hufähnlicher Fuss wieder durch ein kleines Dreieck repräsentirt wird. Das linke Bein entspringt als senkrechter, nach unten fein auslaufender, nur an der äussersten Spitze sich wieder etwas verdickender Strich von einer kurzen, schrägen Linie, welche der Halbkreislinie benachbart ist, aber weder mit ihr noch mit dem Thorax in irgend welchem Zusammenhange steht. Wahrscheinlich müssen wir hierin die linke Hüfte erkennen. Der rechte Arm hängt als ein langer, leicht gebogener Strich an der Spitze des Schulter-

1) Heinrich Schliemann, Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns. Leipzig. 1878.

dreiecks und reicht fast bis zu dem Fusse herab. Der rechte Arm ebenso an seiner Schulter hängend, verläuft nur bis zur Gürtelhöhe senkrecht und geht dann in eine sich stark verjüngende Zickzacklinie (mit vier abgerundeten Ecken) über, so dass das ganze an den überlangen Aermel einer Zwangsjacke erinnert. Der strichförmige Hals, fast dem ganzen Beine an Länge gleich, trägt den kleinen Kopf. von dem nachher noch gesprochen werden soll.

Der Rumpf der linken Figur wird durch ein kurzes, verschobenes Dreieck gebildet, welches wieder, wie bei der vorigen Figur, nur den Brustkorb repräsentiren kann. Die Beine stehen in keinerlei Verbindung mit dem Rumpfe, entspringen aber alle beide oben aus demselben Punkte. Von diesem aus verläuft das rechte Bein ganz gerade nach unten, während das linke Bein einen kurzen Oberschenkel hat, dessen im spitzen Knie gebeugter Unterschenkel fast die dreifache Länge desselben besitzt. Beide Beine haben ebenfalls hufartige Füsse.

Der linke Oberarm bildet die direkte Fortsetzung von der Grundfläche des Körperdreiecks; hierdurch erscheint er bis zur Horizontalen elevirt. Senkrecht nach oben gerichtet schliesst sich ihm der Vorderarm an, dessen Hand an Form, oder vielmehr Formlosigkeit, und Grösse den beiden rohen Köpfen der Figuren in nichts nachsteht. Der rechte Arm hat wieder sein besonderes und zwar recht grosses Schulterdreieck und von diesem aus verläuft er in scharfem Zickzack bis zur unteren Grenze des Gemmenfeldes, indem er zwei lateralwärts gerichtete feine und zwei medianwärts gestellte grosse, stark vertiefte Spitzen bildet. Das unterste Ende schliesst mit einem senkrechten Strich ab.

Der Hals erscheint noch länger, als bei der vorigen Figur und ist dabei von linearer Feinheit. „Ihre Köpfe sind nur durch eine kleine horizontale Aushöhlung dargestellt und es ist kein Gesicht vorhanden.“ Es ist das also eine Darstellungsweise, welche grundverschieden ist von den wohlcharakterisirten und individuell ausgebildeten Gesichtern auf unseren Gemmen. Und so werden wir uns doch wohl der Annahme nicht verschliessen können, dass diese Dinge überhaupt ausser allem Zusammenhange stehen. Wurde dieses eigentlich schon bewiesen durch die vielfachen Abweichungen in der Zeichnung der Körper und Extremitäten, so stellen diese Cardinalunterschiede in der Ausprägung der Köpfe die Heterogenie der Stücke in das klarste Licht.

Sollte man aber trotz alledem an die Möglichkeit glauben, dass doch eine innere Verwandtschaft dieser Gemme von Mykenae mit den unsrigen bestehen könnte, so wird man das Eine wenigstens zugeben müssen, dass nämlich die Erstere in jeder Hinsicht weit hinter den nordischen Gemmen zurücksteht und dass der Uebergang von jener zu diesen einen ganz unvermittelten Sprung darstellen würde. Es bliebe uns dann also nichts anderes übrig, als anzunehmen, dass eine Reihe verbindender und vermittelnder

Zwischenglieder existirt habe, aber nicht bis auf unsere Tage erhalten worden sei; und eine solche Annahme hat doch ganz sicherlich ihr Missliches. Ich glaube daher wohl, dass wir dabei verbleiben müssen, die entfernte Aehnlichkeit zwischen den beiden Gemmenarten als eine rein äusserliche und zufällige zu constatiren. Natürlicher Weise verliert deshalb die Gemme von Mykenae für uns durchaus nicht an Interesse, und wir müssen dem Herrn Dr. Schliemann sehr dankbar sein, dass er uns auf dieses Specimen noch besonders hingewiesen hat. Es muss uns das ein erneuter Beweis dafür sein, dass wir unsere Forschungen und Studien auf diesem Gebiete noch lange nicht für abgeschlossen betrachten dürfen, sondern dass wohl noch eine geraume Zeit hindurch von allen Seiten mit Ernst und Aufmerksamkeit auf diese Dinge geachtet werden muss, bis wir zu einem unanfechtbaren Abschluss gelangen werden.

Ganz nahe verwandt dieser Gemme von Mykenae, aber ebenfalls mit den unsrigen nicht zu verwechseln, ist das Intaglio auf einer dreiseitig prismatischen Steinperle aus Athen, welche zu den neusten Erwerbungen des königlichen Museums von Berlin gehört. Dieses kleine steinerne Prisma ist im Sternsaale des Antiqnariums ausgestellt. Es ist $1^1/_2$ *cm* hoch, in der Richtung der Längsachse durchbohrt und auf allen drei Seitenflächen gravirt. Nur das Intaglio der einen Seitenfläche ist für uns hier von Interesse. Es zeigt eine einzelne, stehende menschliche Figur, deren Kopf durch ein kleines auf der Spitze stehendes Quadrat zur Darstellung gebracht worden ist. Derselbe wird von einem überlangen, strichförmigen Halse getragen, dessen Länge die des ganzen Rumpfes um fast das Doppelte übertrifft. Letzterer ist ein ganz kleines gleichschenkliges Dreieck, von dessen unterer Spitze die langen, in leichtem Bogen verlaufenden, strichförmigen Beine ausgehen. Ihr Bogen ist nach vorn concav, so dass der kleine Mann die Kniee stark durchzudrücken scheint. Die die Füsse markirenden Querstriche beweisen, dass die Figur nach links gerichtet ist. Der rechte Oberarm ist mehr als rechtwinklig erhoben und sein Vorderarm ist wie zum Schwure senkrecht in die Höhe gestreckt. Zwei dicke, krebsscheerenartige Finger markiren die Hand. In gleicher Weise ist die linke Hand angedeutet, jedoch ist sie nach unten und etwas vom Körper abgestreckt. Der linke Arm verläuft in einem Bogen. Die ausserordentliche Rohheit der ganzen Darstellung geht wohl schon aus dieser Beschreibung hervor; ebenso deutlich aber erhellt daraus, dass wir hier kein Analogon unserer Gemmen vor uns haben. Erwähnt mag noch werden, dass links oben und rechts und links unten im Gemmenfelde sich je ein schwer zu deutendes Attribut befindet.

Erwähnen muss ich ferner noch, dass ein befreundeter Anthropologe mir den Einwurf machte, er hielte meine Annahme, dass ein einziger Künstler alle diese Stücke gefertigt habe, für eine irrige. Es handle sich eben einfach um Repräsentanten des damaligen Styles. Allerdings vermag ich ja

nicht zu leugnen, dass die Zahl der „Wanderer“ im Vergleiche zu denjenigen Stücken, welche in der von mir supponirten Heimath des Künstlers, in der Insel Seeland gefunden worden sind, eine recht erhebliche ist. Das allein widerlegt meine Hypothese aber noch nicht. Denn wenn wir in prähistorischen Zeiten einzelne Stücke von Etrurien nach Scandinavien, andere von den Bernsteinküsten der Ostsee nach Mittel-Italien, und endlich asiatische Nephritgeräthe bis nach der Schweiz und dem westlichen Deutschland wandern sehen, dann können doch auch unsere Gemmen, die im Vergleich zu jenen Entfernungen kleine Reise von Dänemark nach den Niederlanden zurückgelegt haben. Eine Wanderung dieser Stücke ist ja doch auch um so weniger zu verwundern, als ihnen, wie es wohl mit grösster Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, der Ruf von dem Besitze übernatürlicher Zauberkräfte anhaftete. Wären unsere Gemmen einfach weiter nichts als Repräsentanten des damaligen Stiles, so würden wir ohne allen Zweifel denselben Stil auch an anderen Artefakten aus derselben Zeitperiode nachzuweisen im Stande sein. Und das eben ist nicht der Fall. Es ist bis jetzt kein einziger Gegenstand bekannt geworden, welcher eine gleiche Zeichnung aufzuweisen vermöchte, wie unsere Gemmen. Wir müssen deshalb auch ferner noch an der Annahme festhalten, dass es ein einziger Künstler gewesen ist, welcher alle unsere Gemmen gefertigt hat.

Miscellen.

Der Director der Ethnologischen Sammlungen in Paris, dessen thätigen Bemühungen vor Allem die glänzende Eröffnung des Museums im Trocadero zu verdanken ist, bleibt auch, wie früher, auf dem literarischen Felde thätig, wo unter den letzten Veröffentlichungen z. B. zu erwähnen sind:

Rapport sur le développement et l'état actuel des Collections Ethnographiques, appartenant au Ministère de l'Instruction Publique. (Extrait du Bulletin de la Societé de Geographie.) Paris 1880.

Cook et Dalrymple. (Centenaire de la Mort de Cook.)

Les Toltèques, Conférence du 25 Mars 1882, faite à la Sorbonne. (Association Scientifique de France.)

Note sur les figures et les inscriptions, gravées dans la roche à El Hadj Mimoun, près Figuig. Paris 1882; aus der „Revue d'Ethnographie", die unter Leitung des gleichen Gelehrten, in jeder ihrer Nummern eine Reihe werthvoller Artikel bringt. Unter den „Memoires originaux" (im ersten Bande) sind, neben den Namen des Herausgeber's, zu verzeichnen: L. de Cessac, J. E. de la Croix, E. Duhousset, E. Féguenx, A. Landrin, Fr. Lenormant, Ern. Martin, J. Montano, J. Moura, A. Peney, A. de Quatrefages, A. Retzius, G. Révoll, A. T. de Rochebrune, Dr. Scheube, P. Schumacher und R. Verneau. Vier Tafeln mit Abbildungen sind beigegeben. A. B.

Bücherschau.

First Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretany of the Smithsonian Institution 1879—80, by J. W. Powell, Director. Washington 1881.

Dieser erste Bericht, dem in einer hoffentlich, und voraussichtlich, unabgebrochen langen Reihe weitere folgen werden, ist freudigst zu begrüssen, als eine neue Era in der Geschichte der Ethnologie inaugurirend. Hiermit ist das lange Gewünschte und für die gesunde Fortentwicklung unserer Wissenschaft unbedingt Erforderliche schliesslich begonnen, ein auf breiter Basis genommener Mittelpunkt, von dem aus die unabsehbaren Massen des Materials, deren Sichtung und Ordnung es für die inductive Behandlung bedarf, unter einer systematischen Methode wird an die Hand genommen werden können. Und nirgends war diese Initiative naturgemässer zu erwarten, als eben in demjenigen der Culturländer, welches als das jüngste aus den eingeborenen Unterschichtungen emporgewachsen ist, im Anschluss an die von der Regierung organisirten Forschungsreisen und die umfassenden Sammlungen im Museum des Smithsonian Institution.

Dass dieses Werk in keines dazu Berufeneren Hand hätte gelegt werden können, als eben in die des Herausgebers, Major Powell, bedarf keiner Erwähnung, und unter Vorbehalt eines Eingehens auf die einzelnen Artikel von Yarrow (Mortuary Customs'), von Holden (Picture writing), Mallery (Sign language) u. s. w., sowie von Powell selbst, seien zunächst nur, für allgemeine Beherzigung, seine Worte verzeichnet (S. 86):

„Anthropology needs trained devotees with philosophic methods and keen observation to study every tribe and nation of the globe almost de novo, and from materials thus collected a science may be established". Nur so allein! aber dann mit bester Zuversicht für den Erfolg.

Für die Linguistik können unter den Mitarbeitern die Namen Gatschet, Riggs, Dorsey, Pilling u. A. m. aufgeführt werden. A. B.

Wahl, L'Algérie, Paris 1882.

Statistique de la population, S. 169.

Berge, de la, En Tunisie, Paris 1881.

Histoire (3. partie).

Largeau, Le Sahara algérien, Paris 1881, 2. ed.

Les Touaregs (Cap. II, troisième partie).

Choisy, Le Sahara, Paris 1881.

A defaut des Arabes, les races les plus étranges sont ici representées, c'est un musée anthropologique vivant (in Goléah).

Bonnafort, Douze ans en Algérie, 1830 à 1842, Paris 1880.

Als Beitrag zur Betrachtung „comment dans un pays nouvellement conquis, aux moeurs, et à la religion si différents des notres, la société civile s'y est établi.

Faring, Kabyles et Kroumirs. Paris 1882.

La Kabylie (Cap. XIII—XIV). Le pays des Kroumirs (Cap. XXXVI).

Vigoni, Abissinia, Milano 1881.

Besuch bei den Bogos (S. 33 u. ff.), dann nach Gondar.

Doyle, The English in America. London 1882.

Für die Colonisation in Virginien, Maryland, den Carolinas. Später ist die Behandlung Neu-England's (down to the end of the XVII century) in Aussicht gestellt, sowie ein dritter Band.

Lesson, Les Polynesiens. Paris 1880—1881, Vol. I—III.

Nach den Reisen im Jahre 1827, dann 1840 und 1843—1849, durch Martinet herausgegeben. A. B.

Abbot, Primitive Industry or illustrations of the handiwork in stone, bone and clay of the Native Races of the Northern Atlantic Seaboard of America. Salem 1881.

Mit zahlreichen Abbildungen, denen fernere Vermehrung nicht fehlen wird, wenn der ausgesprochene Wunsch Erfüllung findet, die Beweisstücke stets gleich zu sichern „by placing them in a public museum".

Burgers, Notes on the Amoravati Stupa, Madras 1882. Archaeological Survey of Southern India (No. 3).

After some violent destruction, the stupa seems to have been reconstructed in a rough way.

A. B.

Herm. Dietrichs und Ludolf Parisius, Bilder aus der Altmark. Hamburg 1882. 4. Mit 140 Original-Holzschnitten.

Von diesem Werk liegt gegenwärtig der erste Band in bester typographischer Ausstattung vollendet vor. Die von Hrn. Dietrichs durchweg an Ort und Stelle aufgenommenen Abbildungen sind musterhaft. Für die hier vertretenen Interessen müssen namentlich die Darstellungen der megalithischen Monumente der Altmark, in der 6. Lieferung, der Aufmerksamkeit der Fachgenossen empfohlen werden. Der Text, bei dessen Abfassung Hrn. Parisius, dem Specialkenner der Altmark, Hr. Dr. Schwebel zur Seite gestanden hat, bringt eine Fülle der wichtigsten Erinnerungen aus der ersten Zeit der Besiedelung des Landes. R. V.

John T. Short, The North Americans of antiquity, their origin, migrations, and type of civilization considered. New-York 1880. Zweite Ausgabe.

Ein vortreffliches, mit zahlreichen Illustrationen ausgestattetes Werk, welches in gedrängter Darstellung die Fülle der Erinnerungen aus der Vorzeit der amerikanischen Stämme zusammenfasst. Das schnelle Erscheinen einer zweiten Anflage legt Zeugniss davon ab, welchen Eindruck dasselbe in Amerika hervorgebracht hat. Mit gleicher Vollständigkeit sind das erste Auftreten des Menschen, soweit es bis jetzt hat festgestellt werden können, und die Reihe der wichtigsten prähistorischen Entwickelungen, von den Moundbuilders und den Cliffdwellers an bis zu den Maya- und Nahua-Stämmen hin, geschildert worden. Sowohl die Anatomie, als die Linguistik sind zu der Aufklärung der dunklen und äusserst schwierigen Probleme der amerikanischen Anthropologie herangezogen worden. Man kann sagen, dass wir im Augenblick in Europa kein wissenschaftliches Werk besitzen, welches damit in Parallele gestellt werden könnte. R. V.

J. F. Bransford, Archaeological researches in Nicaragua. Smithsonian Contributions to knowledge. Washington 1881. 4.

Der Verfasser, früherer Marinearzt, schildert eigene Erfahrungen, die er als Begleiter der Expedition des Commanders Lull zur Aufsuchung einer Route für den Schifffahrtskanal durch Centralamerika gesammelt hat. Ein Hauptheil der Arbeit betrifft die sonderbaren Begräbnissurnen von der Insel Ometepec, deren Bedeutung hier zum ersten Male klar gelegt ist. Verschiedene Arten von Steingräbern, Mounds, Steinbildern und Felszeichnungen werden beschrieben Die Töpferei findet besondere Berücksichtigung. Auch brachte der Verfasser von Costa Rica 16 grüne Steine, sogenannte Chalchihuits mit. Er betont mit Recht das grosse Interesse, welches dieses auf der Grenze mehrerer alter Culturvölker gelegene Land in archäologischer Beziehung darbietet und gedenkt mit Anerkennung der Verdienste, welche der leider viel zu früh verstorbene Dr. Berendt und Hr. Bastian sich um die Erforschung seiner Alterthümer erworben haben. R. V.

Johannes Ranke, Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern. München 1883. gr. 8.

Der Verfasser hat eine Reihe von Specialarbeiten, welche seit mehreren Jahren in den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns" erschienen sind, in einem grossen Bande zusammengefasst, der mit Tabellen, Holzschnitten, Curventafeln und Lithographien reich ausgestattet ist. Hauptgegenstand der Untersuchung waren die Schädel der bayrischen Bevölkerung, wozu sich das Material in reichlicher Anzahl in den Beinhäusern des Landes und den wissenschaftlichen Anstalten gewinnen liess. Allein darauf beschränkt sich die Darstellung nicht, auch die übrigen Verhältnisse der körperlichen Entwickelung sind möglich vollständig geschildert. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz. Wir können nur sagen, dass ein gleich vollständiges und dabei gleich vorzügliches Werk über anthropologische Landeskunde nirgend existirt. Hrn. Ranke's Buch wird für alle derartigen Arbeiten ein Vorbild sein können. Hoffentlich wird es an Nachfolge nicht fehlen Denn nur auf diesem Grunde wird sich der endliche Aufbau einer wahrhaft ethnogenetischen Erkenntniss der modernen Völker herstellen lassen, nach dem alle unsere Bestrebungen zielen.

R. V.

III.

Ueber fünf lettische Grabschädel von der Kurischen Nehrung.

Von

Dr. W. Sommer,

Assistenzarzt an der Provinzial-Irrenanstalt in Allenberg bei Wehlau.

Im Laufe des Sommers 1881 hatte ich die seltene Gelegenheit, auf ein Paar Tage die Kurische Nehrung zu besuchen. Wurde ich allerdings vorzugsweise von dem Wunsch geleitet, jene so merkwürdige und in sich abgeschlossene Halbinsel vom landschaftlichen Standpunkte kennen zu lernen, so war ich doch hoch erfreut. auch eine kleine ethnologische Ausbeute davontragen zu dürfen. Ich konnte nämlich fünf Schädel einigen alten Gräbern entnehmen, die von der unaufhaltsam weiter wandernden Düne vor etwa zwei Jahrhunderten verschüttet und jetzt wieder freigelegt waren. Ich bitte nun um Erlaubniss, diesen Fund hier etwas genauer besprechen zu dürfen und hoffe nicht nur bei dem Anatomen Gehör zu finden, sondern auch bei dem Alterthumsfreund, der in poetischem Sinne es vermag, die trockenen Schädel mit frischem Leben zu beseelen und der in ihnen die Zeugen eines Volksstammes erblickt, der als solcher seiner Vernichtung schnell entgegengeht. So sind schon viele Völker im Laufe der Zeit fast spurlos verschwunden; unsere Pflicht ist es daher, wenigstens jetzt jeden sicheren Rest eines dem Untergang geweihten Stammes der Nachwelt zu überliefern, um uns ähnliche Vorwürfe zu ersparen, wie wir sie mit gewissem Recht der früheren Zeit machen dürfen.

Bekanntlich wurde die sogenannte Kurische Nehrung in den letzten Jahrhunderten von Letten bewohnt, einem indogermanischem Volksstamm, der nur noch in einzelnen Distrikten der russischen Ostseeprovinzen vertreten ist, ohne dass dort indessen eine Garantie der absoluten Reinheit der Race, wenn man sich so ausdrücken darf, übernommen werden kann. Auf der Nehrung aber gab es in Folge ihrer isolirten Lage bis zum Anfange dieses Jahrhunderts kaum einen Menschen, der nicht rein lettischer Herkunft war; heute freilich ist die Vermischung mit Lithauern und Deutschen schon so innig geworden, dass es schwer hält, charakteristische Typen

unter den Lebenden aufzufinden. Grabschädel aus früherer Zeit besitzen daher einen besonderen Werth für die Bestimmung der ethnologischen Merkmale einer Race. —

Die erste Grabstelle, die ich besuchen konnte, lag bei Pillkoppen. Es ist dies ein kleines aber freundlich und fast behaglich aussehendes Fischerdorf, das etwa in der Mitte der annähernd 13 Meilen langen Nehrung liegt und natürlich auf der Haffseite, wie alle Ansiedelungen daselbst; doch ist gerade an dieser Stelle die Kette der mächtigen Dünen von einem tiefen Pass durchschnitten, durch welchen sich früher ein Arm der Memel in die Ostsee ergossen haben soll. Wandert man nun von der Mitte jenes Passes auf dem niedrigen Plateau zwischen der See- und der Haffdüne, die hier über 100 Fuss Höhe hat, mehrere Kilometer nach Rossitten zu, so trifft man auf dem nordwestlichen, flach ansteigenden Abhange der Haffdüne eine eigenthümliche schwarze Verfärbung, die als ein dunkler horizontaler Strich mit dem, so weit das Auge reicht, monotonen Gelb des unendlich öden Sandmeeres lebhaft kontrastirt. In dieser Schicht liegen nun zahlreiche Gräber; die meisten sind freilich noch haushoch von der Düne begraben, einige aber waren zur Zeit meines Besuches schon freigelegt von ihrer bisher sie verhüllenden Decke, die durch den über die See hin wehenden Westwind den Abhang der Düne hinaufgewirbelt wird, um am Kamm derselben nach dem Haffe herabzustürzen. Auf diese Weise wandert vom Meere her jener Sandwall nach dem Binnenlande zu, Alles verschüttend, was sich seinem unaufhaltsamen Zuge bis zum Haff entgegenzustellen wagt: nach einiger Zeit aber hat er dann seinen Schritt fortsetzen müssen; das früher bedeckte Terrain wird frei, und so kamen auch jene Gräber wieder zum Vorschein, freilich nur so lange die nächste Wanderdüne sie nicht von Neuem begräbt. Ein grossartiges Gefühl erfasst wohl Jeden, der in dieser grenzenlosen Einsamkeit — kaum der grelle Schrei einer Möve dringt an das Ohr des vereinzelten Wanderers; auch nicht ein grüner Halm erquickt sein Auge — zwischen Himmel, See und Sand nichts als die Spuren vergangener Generationen trifft, über die die Zeit erbarmungslos dahingeschritten. Aehnlich schwinden die kleinen Nationalitäten vor der Alles nivellirenden Kultur.

Das Jahrhundert, welchem jene Gräber angehören, ist schwer zu bestimmen: an der Art der Bestattung, die, wie es scheint, in der Beisetzung in flachen, niedrigen Holzsärgen ohne weitere Beigaben bestand und aus der Beschaffenheit der Skelettheile kann man nur schliessen, dass der Kirchhof nicht sehr alt sein kann; soviel ich bei dem leider nur flüchtigen Aufenthalt festzustellen vermochte, ist derselbe 150 Jahre, vielleicht noch etwas älter, da keiner der Bewohner Pillkoppens etwas von seiner Existenz gewusst hat, ehe die heftigen Stürme des Winters 1880 auf 1881 ihn freilegten. Mit den jetzigen Kirchhöfen von Alt- und Neu-Pillkoppen, welcher letztere Ort übrigens seit circa 70 Jahren auch schon wieder unter

dem Sande ruht, während das früher verschüttete Alt-Pillkoppen augenblicklich zum zweiten Male bewohnt wird, hat er wahrscheinlich keinen Zusammenhang: vielleicht ist es der Begräbnissplatz, von welchem Jachmann in seiner 1825 erschienenen Schrift als von einem längst aufgegebenen berichtet.

Dieser Grabstelle konnte ich nun drei Schädel entnehmen. Einer von diesen war schon vor einigen Wochen wenigstens theilweise freigelegt und daher durch die ununterbrochen anprallenden Sandkörnchen an dem der Windseite ausgesetzt gewesenen Hinterhaupt lädirt, ja an einigen Stellen völlig durchbohrt in ähnlicher Weise, wie man in neuester Zeit durch das sogenannte Sandgebläse selbst Glasplatten schleift und durchlöchert. Sonst ist er wie die beiden anderen Schädel ausgezeichnet erhalten.

In einem wesentlich schlechteren Zustande befinden sich aber die beiden Schädel vom Konzener Todtenfeld. Hier stand in früherer Zeit ein Fischerdorf, von dem sich nur die Sage noch zu erzählen wusste, da es schon vor langer Zeit von der erbarmungslosen Sandwoge verschüttet war: erst seit etwa 20 Jahren liegen die spärlichen Trümmer jenes Dorfes wieder frei. — Von den Hütten ist freilich wenig zu erkennen; doch haben wohl auch die Bewohner, als sie flüchten mussten, Alles, was irgendwie noch zu benutzen war, mit fortgeführt. Ja, wie Passarge in seiner lebenswahren Schilderung der Kurischen Nehrung erzählt, hat sich noch bis jetzt die Tradition erhalten, das einzige massive Bauwerk, die Kirche, sei damals bis auf unscheinbare Reste abgebrochen und die Ziegel seien nach Nidden gebracht worden: dort sei aus dem Material der Konzener Kirche das Gebäude errichtet, in dem noch jetzt für die Niddener Gottesdienst gehalten wird.

Mit den Trümmern des Dorfes sind nun auch seine Gräber eröffnet. Der Wind hat den Boden tief aufgewühlt, und nun bleiben die alten Gebeine unbedeckt, ohne Schutz gegen Sand und Sturm; um sie nicht ganz zerstreuen zu lassen, hat eine pietätvolle Hand eine kleine Pyramide von Knochen und Schädeln errichtet, die jetzt selbst schon wieder halb verweht dem Wanderer ankündigt, was ihn erwartet: ein Todtenfeld, wie man es vielleicht nur noch in der Wüste erblicken kann, als Rest einer jammervoll verschmachteten Karawane. —

Allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt, sind nun freilich die Schädel im Laufe der Zeit sehr beschädigt: alle sind zerfressen, verwittert und zerfallen bei leichter Berührung in Trümmer. Ich konnte daher bei dem allerdings nur flüchtigen Besuch nur zwei und auch nicht einmal gut erhaltene Schädel aufbewahren.

Dass nun die gesammelten 5 Schädel der früheren Bevölkerung auf der Kurischen Nehrung vor mindestens 100 Jahren angehören und daher unverfälscht lettischer Herkunft sein müssen, ist nach meiner Meinung wohl nicht zu bezweifeln. Sie können daher mit grosser Sicherheit als Typen

des lettischen Racenschädels betrachtet werden. Die Fixirung desselben ist, wie schon angedeutet, um so wünschenswerther, ja nothwendiger, als in nicht allzu langer Zeit durch die fortschreitende Vermischung mit anderen Volksstämmen die ethnologische Selbstständigkeit der dem deutschen Reich angehörenden Letten verschwinden wird.

Ich lasse nun zunächst die genauere Beschreibung der 5 Schädel folgen und bemerke dazu, dass die Maasse (resp. ihre Abbreviaturen) genau den Definitionen entsprechen, die einer in Virchow's Archiv Bd. 89 und 90 veröffentlichten grösseren Arbeit über 85 pathologische Schädel von mir benutzt sind.

Maasse der 5 lettischen Schädel.

	P. 1	P. 2	K. 1	P. 3	K. 2
Kapazität	1320	1470	1400?	1240	?
Maximallänge L.	183	186	180	173	?
Iniallänge Lin.	179	175	169	167	?
Maximalbreite B.	138	138	135?	134	?
Basislänge bn.	103	97	96	91	96
Basisbreite Bas.	123	119	121?	114	116
Jhering's Höhe HI.	130	133	125	122	?
Maximalhöhe H max.	132	139	128	123	?
Auricularhöhe H aur.	111	115	112	110	?
Cristae tempor. Cr.	96	98	97	96	91
Asterialbreite Ast.	116	105	112	108	?
Squamalbreite Sq.	122	122	121	120	114
Pterialbreite Pt.	110	115?	?	?	108
Bimastoid. Bim.	101	96	105?	89	?
Bistyloid. Bist.	80	82	87	75	?
Bispinos. Bisp.	57	63	61	56	56
Distanz der Frontalhöcker	51	55	54	51	74
„ „ Parietalhöcker	127	124	?	112?	?
„ „ For. spin. u. styl. l.	22	25	?	?	?
„ „ „ „ „ „ r.	23	24	?	?	?
Basion bregma bβ.	128	130	124	120	?
„ lambda bλ.	112	126	107	110	?
Länge des For. magn.	38	38	40	36	?
Breite „ „ „	27	30	29	29	?
Horizontalumfang	515	523	505	496	?
Längsumfang L-U.	353	377	359	349	?
Stirnlänge F.	121	134	123	129	110
Parietallänge P.	114	121	133	116	?
Occipitallänge O.	118	122	103	104	?

	P. 1	P. 2	K. 1	P. 3	K. 2
Sehne zu F = Φ	106	118	109	112	97
" " P = Π	104	110	117	105	?
" " O = Ω	100	101	86	87	?
Φ + Π + Ω = LU chord.	310	329	322	304	?
Breitenumfang = BU	302	310	303	298	?
linker Ast dess. S	149	156	150	146	?
rechter " " D	153	154	153	152	?
Sehne zu S = Σ	126	129	127	121	?
" " D = Δ	125	125	125	123	?
Σ + Δ = BU chord.	251	254	252	244	?
Längenumfang bis Inion	295	327	319	301	?
Ethmoidealbreite Ethm.	25	25	24	23	28
Zygomaticofrontalbreite zz.	101	103	?	101	98
Jochbogenbreite ZZ.	130	131	?	125	126
Orbita links	39:32	39:35	39:32	40:34	36:33
" rechts	39:32	39:36	?	39:34	36:33
Gesichtslänge SL.	114	112?	?	105	?
Gesichtsbreite SB.	96	94	92?	85	94
Oberkieferlänge nx.	70	70	66	64	66
Länge der Nasenöffnung	35	37	38	35	37
Breite " "	27	27	23	24	27
Nasenlänge ns	56	57	54	51	55
Basion-Nasenstachel bs.	94	89	90	82	93
" -Alveolarrand bx.	96	92	90	88	97
Choanenbreite	26	29	?	28	26
Choanenhöhe	24	26	?	26	22
Längenbreitenindex	75,4	74,2	75,0	77,4	?
Längenhöhenindex	72,1	74,3	71,1	71,1	?
Breitenhöhenindex	95,6	100,7	94,8	91,8	?
Auricularindex	60,6	61,8	62,2	63,5	?
Gesichtsindex	118,7	119,1	?	123,5	?
Obergesichtsindex	72,9	74,4	71,7	75,2	69,1
Nasenindex	48,2	47,3	42,5	47,1	49,1
Orbitalindex	82,0	89,7	82,0	85,0	91,1
Choanenindex	92,8	89,6	?	93,0	84,6

Pillkopper Schädel P. 1.

Gut erhaltener, gelbbraun gefärbter Schädel eines 40jährigen Mannes mit mässiger Asymmetrie durch stärkere Wölbung der rechten Seite. In der Profilansicht rund, mit einem minimalen Sattel im vordersten Theil der Pfeilnaht, Scheitel flach abfallend und ohne Absatz in das Hinterhaupt über-

gehend. Alle Nähte sind einfach und anch auf der Aussenseite bereits in der Obliteration begriffen, nur die Zeichnung der Kranznaht ist komplicirt, beim Treffpunkt mit der Schläfenmuskellinie nicht geknickt. Länge der Sphenoparietalnaht l. 15, r. 23 *mm.* Beide Schuppennähte klaffen, während die vordere Begrenzung der rinnenförmig ausgehöhlten Keilbeinflügel unkenntlich ist. Links ein kleiner schuppenförmiger Schaltknochen in der Temporalfontanelle.

Alle Knochenvorsprünge, Stirn- und Scheitelhöcker, Augenbrauenwülste und Muskelansätze sind nur wenig ausgebildet.

Der Gesichtsschädel ist ohne wesentliche Abnormität; die Zähne sind zum Theil nach dem Tode ausgefallen, die vorhandenen sind aber gut erhalten, auf der Kaufläche bedeutend abgeschliffen. Der linke Jochbogen defekt; der äussere Kinnstachel weit vorgeschoben.

Kein deutlicher medianer Gaumenwulst, wohl aber die Spur einer Marginalcrista und Reste der Zwischenkiefernaht beiderseits. Leicht alveolare Prognathie des Oberkiefers und hoher Alveolarfortsatz. —

Pillkopper Schädel P. 2.

Mässig gut erhaltener Schädel eines etwa 50jährigen Mannes; die rechte Hälfte übrigens stärker verwittert als die linke. In der Profilansicht lang oval, mit fliehender Stirn, flachem Scheitel und gut gewölbtem Hinterhaupt. Alle Nähte in der Verwachsung begriffen; ihre Zeichnung, soweit sie noch erkennbar, einfach. Die Zähne der Lambdanaht greifen mit breiten massigen Zacken auf die Scheitelbeine über.

Knochenvorsprünge und Muskelansätze wenig entwickelt; Stirnhöcker deutlich, während die Parietalhöcker abgeflacht sind.

Beiderseits in der Naht zwischen Scheitelbein und Wangentheil ein rundlicher Schaltknochen.

Gesichtsschädel ohne wesentliche Abnormität; linker Jochbogen defekt. Deutliche Marginalcrista, flacher Gaumenwulst. Processus pterygoidei anscheinend wenig ausgebildet.

Unterkiefer fehlt.

Pillkopper Schädel P. 3.

Sehr gebleichter Schädel eines etwa 40jährigen Weibes, mit mässiger Asymmetrie durch seitliche Verschiebung der linken Schädelhälfte nach hinten. Das linke Scheitelbein und besonders das Hinterhaupt scheinen längere Zeit den athmosphärischen Einflüssen ausgesetzt gewesen zu sein und sind durch die anprallenden Sandkörner bis auf die Vitrea zerstört, ja an zwei ausgedehnten Parthieen ganz durchbrochen. In der Profilansicht steigt die Stirn steil in die Höhe, um dann in kräftiger Wölbung in die gleichmässige Krümmung des Hinterhauptes überzugehen.

Die Nähte sind mit Ausnahme der durch postmortale Einflüsse klaffenden Schuppennähte obliterirt, zum Theil schon verstrichen und unkenntlich. Muskelansätze und Knochenvorsprünge wenig entwickelt; Stirnhöcker sehr deutlich.

Gesichtsschädel ohne wesentliche Abnormität. Alveolarrand des Oberkiefers prognath; auf der Gaumenfläche Marginalcrista und Gaumenwulst. Innere Platte beider Processus pterygoid. wenig entwickelt. Die Zähne sind gut erhalten, sehr bedentend abgeschliffen. Der Unterkiefer zart, vorderer Kinnstachel weit vorgeschoben.

Konzener Schädel K. 1.

Stark verwitterter Schädel eines etwa 50jährigen Mannes; die beiden Schuppennähte sowie die Basisnähte klaffen weit; die Temporalschuppen sind postmortal weit nach aussen gebogen. Die rechte Hälfte des Gesichtsschädels fehlt ganz, ebenso das Gaumenbein.

In der Profilansicht gleichmässig gewölbter langer Schädel ohne Sattel und ohne Absetzung des gut entwickelten Hinterhauptes. Sagittalnaht schon verstrichen.

Alveolarrand des Oberkiefers atrophisch. Alveolen zum Theil schon geschlossen. Medianer Gaumenwulst nur angedeutet. —

Konzener Schädel K. 2.

Hochgradig verwitterter Schädel eines etwa 30jährigen Weibes, mit Stirnnaht. Alle Nähte weit klaffend, die Knochen so verbogen, dass nur wenige Maasse sicher zu nehmen sind. Das ganze Hinterhaupt fehlt. Gaumenwulst und Marginalcrista angedeutet.

Auf eine specielle Besprechung der ermittelten Maasse muss ich leider verzichten, da mein Material zu unbedeutend ist, um allein aus demselben sichere Schlüsse zu ziehen; da indessen gerade in den letzten Jahren die ethnologische Stellung des Lettenvolkes häufig und mit verschiedenem Resultat untersucht worden ist, so möchte ich mir doch noch einige Worte erlauben.

Was zunächst den Längenbreitenindex der Lettenschädel anbetrifft, so stehen sich hier augenblicklich zwei Ansichten gegenüber. Nach den Messungen dorpater Forscher, welche Letten der Jetztzeit untersucht haben, wie Stiede und Waeber, beträgt nämlich der Längenbreitenindex durchschnittlich 77,5. Virchow fand dagegen bei der Messung lettischer Grabschädel 73—75, also eine wesentliche Differenz; Kupffer und Bessel-Hagen haben dann in dem Katalog der Königsberger Schädelsammlungen für 50 Schädel von der Kurischen Nehrung als Durchschnittswerth 78 ermittelt,

75 Lettenschädel
nach dem Längenbreitenindex geordnet
(43 männl. 25 weibl. 7 unbek.)

100 B:L = 67 8 9 70 1 2 3 4 5 6 7 8 9 80 1 2 3 4 5 6 7 8 9

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

43 männl. Lettenschädel.

67 8 9 70 1 2 3 4 5 6 7 8 9 80 1 2 3 4 5 6 7 8 9

0 1 2 3 4 5 6 7

25 weibl. Lettenschädel

0 1 2 3 4 5

während meine allerdings nur wenigen Schädel wieder einen Index von etwa 75 ergeben. Nach den Einen sind also die Letten lang- oder richtiger schmalköpfig, nach den Anderen nehmen sie eine Mittelstellung ein mit Hinneigung zur Breitköpfigkeit.

Für diese immerhin auffallende Differenz Messungsfehler verantwortlich zu machen, ist wohl nicht gestattet, wenn auch die Methode Waeber's, der lebende Letten maass und dann mit Rücksicht auf die Hautdicke u. s. w. eine empirische Reduktion eintreten liess, nicht ganz einwandsfrei ist. Ich selbst habe nehmlich an einigen 20 Leichen sowohl den Kopf- als auch den Schädelindex im Sinne Broca's bestimmt und dabei in fast einem Viertel der Fälle für den frischen Schädel ohne Weichtheile einen höheren Index erhalten als für den Kopf, während Waeber einen konstanten Abzug von etwa 2 Einheiten empfiehlt; häufig ganz unberechenbar scheinen mir aber die Differenzen zwischen frischem Kopf und macerirtem trockenem Schädel zu sein; in der folgenden kleinen Tabelle habe ich fünf Fälle mit bedeutender Irregularität zusammengestellt; sie stammen sämmtlich aus der Allenberger Irrenanstalt.

Geschlecht und Herkunft	Kopf frisch	Schädel	
		frisch	macerirt
Mann, deutsch	81,2	84,2	80,8
„ Stirnnaht	79,5	76,9	77,8
„ Litthauer	83,2	85,1	84,5
Frau, deutsch	76,3	78,7	77,2
„ Stirnnaht	83,7	82,4	81,5

Dass aber trotzdem die Methode Waeber's bei einem reichen Material praktisch verwendbar ist, dafür spricht die Uebereinstimmung seiner Resultate mit denen Stieda's, Kupffer's und Bessel-Hagen's; auch dürfte vielleicht bei meinen Messungen zu berücksichtigen sein, dass es sich um Schädel geisteskranker Individuen handelte, die ja häufig an mehr oder weniger ausgebreiteten Hyperostosen leiden, so besonders am Stirnbein; die abnorm dicken Knochen werden aber bei der Eintrocknung einer anderen Verbiegung unterworfen sein, als unter normalen Verhältnissen.

Um nun auf die verschiedenen Werthe für den lettischen Längenbreitenindex zurückzukommen, so könnte man eine andere Erklärung der differenten Resultate in dem Materiale selbst suchen. Waeber und Stieda haben Letten der Jetztzeit gemessen. Virchow und ich Letten aus ältereren Gräbern; ceteris paribus ist es aber klar, dass moderne Menschen wahr-

scheinlich einer weniger reinen und unvermischten Race angehören, als Leute aus früheren Jahrhunderten, und gerade in den russischen Ostseeprovinzen, wo die lettische Sprache (nach Virchow's Mittheilungen) in der Jetztzeit an Ausbreitung gewinnt, und Liven und Esthen sozusagen lettisirt, wird der echt lettische Typus zur Zeit schwieriger rein zu finden sein, als vor 200 Jahren. Doch ist auch dieser Erklärungsversuch nicht stichhaltig: denn die Königsberger Lettenschädel mit ihrem Index von 78,05 gehören, was ihr Alter anbetrifft, mindestens dem vorigen Jahrhundert an und stammen ebenso wie meine Schädel mit dem durchschnittlichen Index 75,5 von der sogen. Kurischen Nehrung, die noch vor etwa 80 Jahren mit Ausnahme der 2 – 3 Prediger und der auch nicht viel zahlreicheren Schullehrer nur von Letten bewohnt war. Die Königsberger Lettenschädel stehen also in Bezug auf Alter und Racenreinheit den meinigen völlig gleich, an Zahl aber übertreffen sie die meinigen bedeutend; die Ergebnisse ihrer Untersuchung werden daher a priori dem wirklichen Verhalten näher kommen, als die der meinigen; voraussichtlich wird es allein auf einem Zufall beruhen, dass ich nur schmale Schädel gefunden habe, während in der Königsberger Sammlung auch sehr viel mittelbreite vorhanden sind. In jeder statistischen Arbeit können aber die Fehler des Zufalls nur durch vergrössertes Material, soweit es überhaupt möglich ist, eliminirt werden; je höher die Zahl der verglichenen Objekte, desto wahrscheinlicher wird die Richtigkeit des Resultates.

In der nebenstehenden Tabelle I habe ich mir daher erlaubt, alle zweifellosen Lettenschädel, deren Maasse ich in der mir zugänglichen Literatur zu finden vermochte, in Bezug auf den Längenbreiten- und auf den Längenhöhenindex nebeneinander zu stellen. Von dem Material Virchow's, über das in den Verhandlungen der Berliner ethnologischen Gesellschaft aus dem Jahre 1877, 78 und 79 referirt ist, habe ich nur diejenigen Schädel benutzt, die er selbst l. c. 1879, pag. 122 seq. zusammengefasst hat; aus den Königsberger Sammlungen habe ich nach dem gedruckten Katalog derselben die einzelnen Indices und ihr arithmetisches Mittel selbst berechnet, wodurch sich der geringe Unterschied gegen die Endzahlen Kupffer's und Bessel-Hagen's erklären dürfte, und Waeber's Messungen habe ich ganz ausgeschlossen, obschon sie mit den Königsberger Resultaten gut übereinstimmen, da sie, wie schon gesagt, nicht am Schädel, sondern am lebenden Kopf genommen sind.

Aus 81 Lettenschädeln ergiebt sich nun ein mittlerer Längenbreitenindex von 76,7; sie sind also mesocephal mit bedeutender Hinneigung zur Dolichocephalie, und dabei werden die männlichen Schädel in genügender Uebereinstimmung der Autoren durchgehends schmaler gefunden, als die weiblichen, ein Verhältniss, auf das bereits Virchow aufmerksam gemacht hat.

Während ferner der Längenbreitenindex innerhalb ziemlich bedeutender Grenzen schwankt, scheint sich der Längenhöhenindex einer gewissen Kon-

Tabelle I.

Autor	Citat	Längenbreitenindex						Längenhöhenindex					
		Männer		Weiber		Alle Schädel		Männer		Weiber		Alle Schädel	
		Zahl	Index	Zahl	Index	Zahl	Index	Zahl	Index	Zahl	Index	Zahl	Index
Virchow	Zeitschrift für Ethnologie 1879 (123)	11	73,1	12	76,0	23	74,6	10	73,7	11	72,7	21	73,1
Kupffer & Bessel-Hagen	Katalog der Königsberger Sammlung im Archiv für Anthropologie 1880, XII	28	77,4	11	79,5	45	77,8	25	72,2	10	73,6	41	72,9
Stieda	Archiv für Anthropologie 1880, XII	(2)	—	(4)	—	6	77,26	—	—	—	—	—	—
Davis	— — — —	1	76,0	—	—	1	76,0	1	77,0	—	—	1	77,0
Sprengel	Katalog d. Göttinger Sammlung im Archiv für Anthropologie XII	—	—	1	74,9	2	77,8	—	—	1	76,5	2	71,7
Sommer	Noch nicht veröffentlicht	3	74,8	1	77,4	4	75,4	3	72,5	1	71,1	4	72,1
Alle Autoren	" " "	43	76,08	25	77,55	81	76,74	39	72,7	23	73,2	69	72,9

Tabelle II.

Indices	Männliche Schädel		Weibliche Schädel		Alle Schädel		Differenz d. letzten Indices zwischen Virchow und Sommer
	Virchow	Sommer	Virchow	Sommer	Virchow	Sommer	
Längenbreite B : L	73,1	74,8	76,0	77,4	74,4	75,4	1,0
Längenhöhe H max. : L	73,7	72,5	72,7	71,1	73,1	72,1	1,0
Breitenhöhe H max. : B	99,7	97,1	96,2	91,8	97,8	95,7	2,1
Auricularhöhe H aur. : L	60,2	61,5	61,2	63,5	60,7	62,0	1,3
Durchschnittliche Differenz der Schädelindices							1,3
Gesichtsindex SL : SB	116,8	118,9	119,6	123,5	117,8	120,4	2,6
Obergesichtsindex nx : SB	71,3	73,0	68,5	72,1	70,2	72,6	2,4
Nasenindex	47,9	46,0	51,1	48,1	49,7	46,9	2,8
Orbitalindex	77,8	84,5	85,3	87,0	81,1	85,5	4,4
Durchschnittliche Differenz der Gesichtsindices							3,0

stanz zu erfreuen, wenigstens differirt das Virchow'sche Mittel nur ganz unbedentend von dem Mittel aller angegebenen Werthe dieses Index 73,1 gegen 72,9, ein Umstand, der vielleicht geeignet ist, Einwände gegen die Güte des verglichenen Materials zurückzuweisen, und um so mehr, als jener Werth schon an und für sich als ein relativ hoher und daher seltener anzusehen ist.

In der 2. Tabelle sind dann die von Virchow angegebenen Zahlen der gebräuchlicheren Schädel und Gesichtsindices mit meinen Ergebnissen zusammengestellt, und ich möchte darauf hinweisen, dass die Uebereinstimmung zwischen beiden Reihen genügend hervortritt; besonders die Verhältnisse der Hirnkapsel sind in jeder Weise befriedigend, sobald man berücksichtigt, dass Durchschnittswerthe von einigen 20 Objekten solchen von nur 4 gegenüberstehen. Bedeutender sind allerdings die Differenzen in der Gesichtsform; doch ist diese ja natürlich grösseren individuellen Schwankungen unterworfen, die an nur 4 Köpfen nicht gegenseitig ausgeglichen zu sein brauchen. Ferner ist noch hervorzuheben, dass die meisten Indices für die beiden Geschlechter verschiedene Werthe ergaben; bald ist der weibliche Index höher, bald ist er niedriger, als der entsprechende männliche nach Virchow. Ganz analoge Schwankungen finden sich aber auch bei meinen Indices; kein einziges Mal ist eine Inkongruenz zwischen Vir-

chow's und meinen Reihen auffallend: ist der weibliche Index bei Virchow niedriger, als der männliche, so ist er es auch stets bei mir, und umgekehrt. Trotz der verschiedenen Herkunft der untersuchten Schädel dürfte dies wohl auch für ihre Racenreinheit sprechen.

Um nun die bisherigen Resultate kurz zusammenzufassen, so sind die Lettenschädel also im Allgemeinen lang, dabei schmal und hoch; ihre Kapazität ist mittelgross, scheint aber beispielsweise von der der jetzt lebenden Bevölkerung Ostpreussens nicht wesentlich abzuweichen; sie beträgt nach meiner Messung 1396 *cm* für Männer und 1240 *cm* für Frauen. Das Gesicht sowohl wie der Oberkiefer allein ist ziemlich lang, die Nase schmal bis mittelbreit, die Augenhöhlen sind mesokonch. Eine alveolare Prognathie scheint nicht selten zu sein, doch sind sonst die Schädel wohlgeformt, Knochenvorsprünge und Muskelansätze sind nur mässig ausgebildet, Nahtanomalien und dergl. fehlen; kurz, deutliche Zeichen einer sogenannten Inferiorität sind bei den Letten nicht nachzuweisen. Dagegen scheinen einige Racenmerkmale vorhanden zu sein. Der von Kupffer und Bessel-Hagen beschriebene mediane Gaumenwulst ist häufig ausgebildet, ebenso die Marginalcrista; dass die Gaumenfortsätze des Keilbeins auffallend wenig entwickelt seien, konnte ich mich an meinem Material nicht überzeugen, wohl aber von der ebenfalls von jenen Autoren entdeckten Annäherung der horizontalen Gaumenplatte an die parallele Schädelbasis. Wenn man die Distanz des hinteren Endes der medianen Gaumennaht von der hinteren Spitze des Vomer als Höhe und die innerhalb der Alveolarfortsätze gelegene hintere Kante des knöchernen Gaumens als Breite der Choanen betrachtet, so ergiebt sich für meine Lettenschädel ein durchschnittlicher Index von 90,0, während ich an 15 zufällig herausgegriffenen Schädeln deutscher Herkunft einen Index von 100,7 berechnet habe; bei den ersteren ist also die relative Choanenhöhe wesentlich geringer, als bei den letzteren. Ob dem entsprechend der Alveolarfortsatz des Oberkiefers besonders im hinteren Abschnitt höher ist, wage ich nicht zu entscheiden, da mir nur 5 Schädel vorliegen; eine weitere Vermehrung des Untersuchungsmaterials ist jedenfalls sehr wünschenswerth, und gerade auf der Kurischen Nehrung werden sich vielleicht noch Hunderte von Schädeln bewahren lassen, die in kürzester Zeit wieder verloren sein werden, wenn jetzt nichts für ihre Rettung geschieht.

IV.

Abergläubische Kuren und sonstiger Aberglaube in Berlin und nächster Umgebung.

Gesammelt in den Jahren 1862—1882.

Von

E. Krause.

A. Abergläubische Kuren, unter Beihülfe

1. der Menschen oder menschlicher Produkte;
2. von Thieren, ihrer Theile oder Produkte;
3. von Pflanzen;
4. von Steinen und Erden;
5. ohne obige Hülfsmittel.

B. Sonstiger Aberglaube.

1. Das Familienleben betreffend:
   - α. Geburt;
   - β. Kinderzeit;
   - γ. Hochzeit;
   - δ. Tod.
2. Geschäftsleben betreffend:
   - α. im Allgemeinen;
   - β. Aberglaube einzelner Berufsklassen.
3. Aberglaube im Allgemeinen.

A 1.

Muttermale zu vertreiben. Man stiehlt beim Schlächter rohes Rindfleisch von der Grösse des Males, oder lässt es sich schenken, ohne sich zu bedanken. Dieses Fleisch wird einer Leiche in die Axelhöhle gelegt, wo es drei, nach Anderen zwölf, nach Anderen 24 Stunden liegen bleibt und dann auf dreimal 24 Stunden auf das Mal gelegt wird und darauf unter einer Dachtraufe vergraben. Wenn es verwest ist, ist auch das Mal verschwunden.

Andere lassen das Fleischstück, nachdem es frisch 24 Stunden auf dem Male gelegen, mit der Leiche begraben.

Ebenso werden Leberflecke vertrieben.

Die Krankheit einem Anderen anzuhexen und sie dadurch dem Leidenden zu vertreiben. Irgend ein Abschnitt vom Körper des Kranken, z. B. etwas Haar, oder ein Abschnitt vom Fingernagel, oder auch ein Geldstück, das er in der Tasche oder eine Zeit lang auf der kranken

Stelle getragen, wird an einem Kreuzweg niedergelegt. Hebt es Jemand auf und steckt es zu sich, so überträgt sich die Krankheit auf ihn.

An einem Junimorgen des Jahres 1879 früh 5 Uhr sah ich eine Frau an der Kreuzung zweier Strassen in der Gegend des Schönhauser Thores ein Gewirr von dünnem Bindfaden niederlegen. Ich nahm es auf und fand in seiner Mitte einen Fingernagelabschnitt, wodurch (wie durch die sonderbare Art, in der sie es niederlegte, und dann hastig verschwand) es sich als ein sympathetisches Mittel kennzeichnete, weshalb ich es dem Märkischen Provinzial Museum für seine Abtheilung für „Aberglauben etc.“ übergab.

Warzen zu vertreiben. Aus dem Hemd, in dem Jemand gestorben ist, zieht man einen Faden, kräuselt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zu einem Klümpchen zusammen, bestreicht damit dreimal kreuzweis die Warze, unter dem üblichen: „Im Namen Gottes, u. s. w., und thut ihn heimlich in den Sarg einer Leiche, am besten in die Axelhöhle des Todten. Geht dies nicht, so vergräbt man ihn unter der Dachtraufe. Wenn er verwest ist, ist auch die Warze verschwunden.

Blutbesprechen — wird noch viel geübt und selbst von gebildeten Leuten daran geglaubt.

Das „Gerstenkorn“ vom Auge zu vertreiben. Der damit Behaftete muss in Gegenwart eines Anderen entweder durch ein Astloch oder sonst eine natürliche Oeffnung sehen, oder durch einen Küchen-Durchschlag (Blechsieb) in den Schornstein, wobei der Andere einen Spruch murmelt, angeblich: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dies wirkt aber nur, wenn beide Personen verschiedenen Geschlechts und möglichst verschiedenen Alters sind.

Wenn durch den Durchschlag in den Schornstein gesehen wird, muss der Patient dreimal sagen:

„Durch den Schornstein geht der Rauch,
Und meine Gerstenkörner vergehen auch.“
Im Namen Gottes u. s. w.

A 2.

Beim Schichten der Kinderzähne wird das Wachsthum der neuen Zähne dadurch befördert, dass das Kind den ausgefallenen Schichtzahn über die Schulter wirft und dabei sagt: „Maus, da hast du den alten Zahn (oder „Beisser“), gieb mir einen neuen.“

Dasselbe muss derjenige, der sich einen Zahn hat ausziehen lassen, thun, um einen neuen zu bekommen.

Kein besseres Präservativ gegen die Cholera giebt es, als eine sogen. Elephantenlaus (in den Apotheken käuflich) nebst etwas Camphor in einem leinenen Beutelchen an einer Schnur um den Hals getragen.

Als Mittel gegen Hühneraugen wird „schwarzes Schneckenwasser" gebraucht.

Fieberkranke müssen einen Frosch in der Hand sterben lassen, so werden sie ihr Fieber binnen dreimal 24 Stunden verlieren.

A 3.

Orchis latifolia und Orchis maculata, Knabenkraut, auch „Gotteshand — Teufelshand" genannt, auf unseren Wiesen wild wachsend, bilden um Johanni neben ihrer alten, handförmig getheilten, dunklen Wurzel, die ausserdem in lange krallenartige Wurzelfäden ausläuft, eine neue gelblich weisse Wurzel, welche die langen Wurzelfäden erst später bekommt. Im Volksglauben ist die alte Wurzel die Teufelskralle, die andere die Gotteshand, daher obiger Name für diese Pflanzen. Sie werden zu mancherlei abergläubischen Gebräuchen, unter anderen auch zu Wunderkuren benutzt.

Bestreicht man um die Mittagsstunde des Johannistages (24. Juni) ein krankes Glied Jemandes mit der hellen Wurzel der frisch ausgegrabenen Pflanze dreimal kreuzweis, doch so, dass der erste Strich quer über das Glied, der zweite vom Körper nach dem Ende des Gliedes gezogen wird und ruft dabei die Sonne als Auge Gottes zum Zeugen an, so wird das Glied gesunden, sobald die dem Kranken heimlich in seinem Kleide versteckte Pflanze vertrocknet und zu Staub zerfallen (resp. von ihm fortgeworfen) sein wird. Bestreicht man jedoch irgend Jemand einen Körpertheil dreimal in umgekehrter Reihenfolge und Richtung mit der „Teufelskralle", so wird er sehr bald an diesem Theile erkranken.

Letzteres ist namentlich sehr wirksam, wenn es um die Mitte der Johannisnacht an einem Schlafenden geschieht, doch darf der Mond es nicht sehen. So erzählte mir eine alte Landfrau in der Gegend von Königs-Wusterhausen und zeigte mir auch später einen fröhlich spielenden Knaben, kerngesund, der früher den „Schwund" am linken Beine hatte, und den sie mit obiger Kur geheilt hatte, was mir von den Eltern bestätigt wurde. (Natürlich hatten sie so nebenbei einen Arzt.)

Denselben Wunderglauben fand ich in der Gegend zwischen Spandau und Potsdam; er ist überhaupt weit verbreitet.

Die „Rose" zu vertreiben. An das Besprechen der Rose wird noch viel geglaubt, es soll sogar noch hie und da von Aerzten verordnet werden. Deshalb wird es auch noch sehr viel geübt.

Ein Dienstmädchen in Berlin hatte die Rose am Knöchelgelenk des Fusses. Der Arzt, der die geeigneten Mittel anwandte, konnte ihr nach ihrer Meinung nicht helfen; sie nahm deshalb zu einer alten Streich- und Kräuterfrau ihre Zuflucht. Diese kam und brachte von 7 Hollunderblättern die drei zusammenhängenden obersten Blättchen mit. Diese wurden unter „Pusten" und „Streichen" auf die kranke Stelle gelegt, wobei die alte Frau,

welche ich unbemerkt belauschte, murmelte: „Helpt et nischt, denn schadt et nischt. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes,“ wobei sie drei Kreuze über den Fuss schlug. Acht Tage lang wurde dies mit immer frischen Blättern wiederholt. Am neunten Tage war die Rose verschwunden, worauf dem Spruch noch ein Amen hinzugefügt wnrde. Auf meine Frage, weshalb sie heute Amen sage, meinte die Alte: „Det is mien Dank, weilt nu jeholpen hat.“

In dem „Helpt et nischt, denn schadt et nischt“ liegt, nach anderem Aehnlichen zu schliessen, auch ein Aberglaube versteckt. Man darf nämlich bei allen sympathetischen Kuren nie seine Absichten deutlich aussprecheu oder zu Tage treten lassen, sondern muss sie möglichst, wenn auch nur durch Redensarten, verdecken und verstecken. Daher jene Redewendung, als ob der Besprechenden gar nichts am Erfolge der Kur läge, damit sie seiner um so sicherer ist.

Ein anderer Spruch beim Besprechen der Rose lautet:

Die Rose und die Weide,
Die lagen beide im Streide (Streite);
Die Weide die gewann,
Die Rose die verschwann (verschwand).
Im Namen Gottes etc.

dessen Wirksamkeit noch dadurch erhöht wird, dass der Besprechende eine auf dem Wege zum Kranken gepflückte Weidenruthe versteckt (zusammengeknickt) in der Hand hält, auch wohl die kranke Stelle damit bestreicht.

Die Kopfrose zu vertreiben. Man lässt sich, ohne dafür zu danken, neun Eicheln schenken. Von diesen isst man an einem Freitag, Morgens, Mittags und Abends je drei, zu Pulver gestampft, und die Rose wird vergehen und nie wiederkehren. Doch muss sich ein junger Mann die Eicheln von einer alten Frau, ein alter von einem jungen Mädchen, und umgekehrt schenken lassen. Beim Gebrauch wird natürlich wieder jedesmal gesagt: „Im Namen Gottes etc.“

Knochen- und „Krebs-“Schäden zu heilen. Hypericum perforatum, Johannis-, Jesuwunden- oder Siebziglöcherkraut. Es wird hauptsächlich gegen Knochenschäden (auch „Krebsschäden“) gebraucht und soll bei längerem Gebrauch den Urin, ja sogar die Knochen von Menschen, oder Thieren, denn auch bei diesen wird es angewendet, roth färben, — ein sicheres Zeichen, dass die Kur einschlug.

Sprüche und Anwendung:

Bei Deinen sieben Wunden[1]), bei Deinem Blute roth[2])
Befreie mich, Herr Jesu, von meiner Schmerzensnoth;
Im Namen Gottes etc.

oder (wie man in Berlin sagt):

Bei Deine sieben Wunden[1]) nnd bei Dein rothes Blnt[2])
Mach' lieber Herre Jesn mir meine Wunden gut;
Im Namen Gottes etc.

oder:

Grün wie Gras[1]), roth wie Blut[2])
Mach' bald mir meine Wnnden gut.
Im Namen Gottes etc.

Bei 1) sieht man durch die Blätter gegen das Licht, wobei die in denselben befindlichen Fetttröpfchen für Löcher und für Symbole der Wunden Jesu gehalten werden; bei 2) reibt man mit der rothfärbenden gelben Blüthe, resp. Knospe die kranke Stelle.

Schwache Angen werden gestärkt, indem man an vier aufeinanderfolgenden Morgen eine Stunde lang auf ein grünes Saatfeld oder einen Grasplatz sieht, mit dem Rücken gegen die Sonne stehend.

Der Thau, der Morgens vor Sonnenaufgang stillschweigend von der Saat mit einem reinen Gefäss abgestreift wird, ist gut gegen Augenübel.

Die Wassersncht zu vertreiben. Der Kranke muss seinen Urin dnrch einen ausgehöhlten Rettig lassen, worauf dieser im Vollmondschein znm Trocknen aufgehängt wird. Ist der Rettig vertrocknet, so ist auch die Wassersucht verschwunden.

Fieberkranke müssen um die Mittagszeit durch ein blühendes Roggenfeld gehen und die einzelnen Aehren (3, nach Anderen 7) durch die Hand ziehen. Die in der Hand bleibenden Theile der Blüthe (Staubkolben) werden eingenommen und schützen das ganze Jahr hindurch, bis zur neuen Roggenblüthe, vor Fieber. Der Gang durchs Feld muss an 7 aufeinanderfolgenden Tagen wiederholt werden. Für Gesunde ist dies Mittel ein Präservativ gegen das Fieber.

Fieber wird vertrieben dadurch, dass der Kranke dreimal nm einen Baum geht und dem Baum sein Fieber anklagt.

Drei reife Kastanien (Aesculus Hippocastanum) in der Tasche oder in einem leinenen Beutelchen am Halse getragen, vertreiben das Reissen.

Die Kastanien muss man selbst finden, sie stehlen oder geschenkt erhalten, ohne sich zu bedanken.

Das Einschneiden (oder Abmessen) der gelben Sucht (Gelbsucht). Ein junger Schuss vom Hollunder (Sambucus niger) wird abgeschnitten nnd seine Länge durch Verkürzen des oberen Endes der Höhe des aufrecht stehenden Kranken gleich gemacht. Darauf werden die einzelnen Glieder (Internodien) des Triebes abgeschnitten, doch muss der Schneidende von sich weg schneiden, nicht zu sich, weil sonst die gelbe Sucht auf ihn übergeht. Dies Alles muss Angesichts des freien Himmels geschehen. Früher, als man noch weite Schornsteine hatte, durch die man den Himmel sehen konnte, geschah es (wie auf dem Lande noch heute) unter diesen, was die Kur noch wirksamer machte. Die abgeschnittenen

Glieder des Hollundertriebes werden dann in ein Bündel gebunden in den Schornstein gehängt. Wenn sie verdorrt sind, wird auch die gelbe Sucht vergangen sein. Natürlich wird wieder: „Im Namen Gottes etc." dabei gemurmelt.

„Bewährtes Mittel" gegen Hühneraugen. Man nehme Knoblauch Freitags Nachts frisch aus der Erde, zerstosse ihn und lege ihn kurz vor Mitternacht auf, so fault das Hühnerauge heraus.

Runzeln im Angesicht, sowie Sommersprossen vergehen, wenn man sich mit Wasser von weissen Lilien wäscht; auch giebt dies ein zartes, frisches Aussehen.

Gegen das Ergrauen des Haares und zur Wiedererlangung der Farbe für schon ergrautes Haar muss man täglich zweimal zwei Loth Melissenwasser trinken.

Das Gerstenkorn zu vertreiben. Man geht mit einem entwendeten Gerstenkorn in der entsprechenden Hand stillschweigend an ein fliessendes Wasser und wirft im Anblick des Wassers das Gerstenkorn nach hinten über den Kopf, ohne sich jedoch umzusehen. Darauf geht man stromaufwärts nach Hause.

A 4.

Warzen werden durch Besprechen vertrieben, indem der Besprechende zu gleicher Zeit einen kleinen, runden Stein auf die Warze drückt, am besten einen versteinerten Seeigel (Echiniten), sogen. „Krötenkrone" oder Krötenstein.

Gelber (auch rother) Ocker heilt die Gelbsucht und schützt Gesunde davor. —

A 5.

Vertreibung des Fiebers. Auf dem Lande, namentlich in sumpfigen, oder waldigen Gegenden kommt das Wechselfieber, sogenannte Dreitägige, oft vor, bei dem der Kranke einen Tag um den andern vom Fieber frei bleibt. An einem solchen fieberfreien Tage macht der Kranke mit Kreide innen an der Stubenthür drei Kreuze und schreibt dahinter: „Fieber bleib' aus, ich bin nicht zu Haus'," wobei er: „Im Namen Gottes etc." murmelt. In Zehlendorf bei Berlin beobachtet.

In Berlin schrieb eine Dame auf Anrathen eines Bekannten, als ihr Mann am Fieber krank war, einige Worte unter eine an den Thürpfosten gehängte Schürze, doch so, dass der Kranke nichts davon sah. Er durfte auch die Schürze nicht aufheben. Sein Fieber verschwand.

Welche Worte unter die Schürze geschrieben wurden, konnte mir nicht verrathen werden, wahrscheinlich dieselben, wie oben.

B 1 α.

Nach der Geburt eines Kindes pflegt die Hebeamme dem Vater die abgetrocknete Nabelschnur zu überreichen, mit der eindringlichen Empfehlung, sie sorgsam zu bewahren; denn solange sie aufgehoben wird, lebt und gedeiht das Kind und ist vor Krankheit geschützt.

Eine Wöchnerin darf in der ersten Zeit nach der Niederkunft keinen männlichen Besucher empfangen, auch nicht die nächsten Verwandten, wenn nicht zuvor drei Besucherinnen, die nicht gleichzeitig zu ihr kamen, bei ihr gewesen sind und ihr Kindlein gesehen haben. Handelt sie dem zuwider, so wird ihr Kind kein Jahr alt werden, und sie wird nie wieder eines Kindes genesen.

Neugeborene Kinder dürfen nicht gewogen werden, weil sie sonst nicht schwerer werden, nicht gedeihen.

Säuglingen dürfen die Fingernägel nicht beschnitten werden, sondern müssen von der nährenden Mutter oder der Amme abgebissen werden, weil sie sonst nicht länger wachsen.

B 1 β.

Väter tragen die ausgefallenen oder ausgezogenen Zähne ihrer Kinder als Berloques, um ihnen neue Zähne zu verschaffen und die alten standhafter zu machen.

Fuchszähne, als Amulet um den Hals getragen, erleichtern den Kindern das Zahnen und verschaffen ihnen gute und dauerhafte Zähne.

Belemniten (sogenannte Donnerkeile), Schrecksteine, im märkischen Kiessande häufig vorkommend, werden von säugenden Müttern als Amulet getragen, damit dem Kinde die Milch nicht schade, wenn die Mutter einen Schreck bekommt. Auch wird etwas, von dem Schreckstein abgeschabtes Pulver dem Säugling zu demselben Zweck eingegeben. Belemniten-Stücke sind unter dem Namen Schrecksteine in vielen Apotheken, selbst in Berlin, zum Preise von 5 Pfennigen das Stück käuflich.

Aus Serpentin geschliffene Schrecksteine werden zu demselben Zweck als Amulet getragen.

Kindern, die nach ihren Eltern schlagen, wächst die Hand aus dem Grabe. —

Schneiden Kinder Grimassen, so wird ihnen dies ängstlich verwehrt, in dem Glauben, dass wenn inzwischen die Uhr schlägt, oder die Kinder einen Schreck bekommen, „das Gesicht stehen bleibt“.

Am (1. und) 30. April und am 1. Mai machen sich die Kinder mit Kreide weisse Kreuze auf die Schuh und die Kleider, um sich gegen böse Hexerei zu feien.

Ein Kind, das eine blaue Ader quer über der Nase hat, wird nicht ein Jahr alt.

Kinder, die Branntwein zu trinken bekommen, wachsen nicht.

Wird ein Kind „Kröte“ geschimpft, so gedeiht es nicht, sondern muss „elendiglich verquienen“ (dahinsiechen).

Steigt man über ein am Boden liegendes Kind hinweg, so wächst es nicht mehr; soll der Zauber gelöst werden, so muss man sofort wieder über dasselbe zurücksteigen.

In Caputh bei Potsdam dürfen Kinder Abends nicht an's Wasser gehen, sonst holt sie der Kockernoll.

B 1 γ.

Bei Hochzeiten muss der Wagen so vor das Haus der Braut fahren, dass er nach dem Einsteigen derselben nicht Kehrt zu machen braucht, um zur Kirche zu fahren, weil sonst die Ehe eine unglückliche wird. Auch auf dem Wege von der Kirche darf der Wagen nicht Kehrt machen.

Regnet es der Braut auf dem Wege zu oder von der Kirche in den Kranz, so wird die Ehe eine thränenreiche, unglückliche werden.

Tritt die Braut beim Jawort vor dem Altare dem Bräutigam auf den Fuss, so wird sie das Regiment im Hause haben.

Will ein Mädchen ihren Zukünftigen kennen lernen, so muss es von dem ersten Grünkohl, der im Jahre gekocht wird, einen Mund voll direkt aus dem Kohltopf nehmen, damit an den nächsten Kreuzweg gehen und dort den Grünkohl ausspeien. Der nächste, ihr entgegenkommende Mann ist ihr Zukünftiger.

Nach Anderen muss dies am Weihnachtsheiligabend, am Sylvester, namentlich aber am Gründonnerstag geschehen.

Wie man einen ungetreuen Liebhaber zur alten Treue zurückführt: Einem jungen Mädchen war ihr Schatz untreu geworden, weshalb sie sich an eine „kluge Frau“ wandte. Diese verlangte von ihr ein Bild des Schatzes, eine Nadel und ein Hemd des Mädchens, das dieses eine Nacht getragen hatte. Mit der Nadel durchstach sie die Photographie in der Gegend des Herzens und wickelte dann beides in das Hemd, welches das Mädchen Nachts unter das Kopfkissen legen musste. Andern Morgens musste das Mädchen der Alten ihren Traum der letzten Nacht erzählen, und da sie erklärlicher Weise von ihrem Geliebten geträumt hatte, wurde ihr das Erscheinen desselben am nächsten Sonntag in sichere Aussicht gestellt, was diesmal auch eintraf.

Lichtmess-Orakel sind noch vielfach im Schwunge:

Die liebesdurstige Maid muss sich Abends in ihrem Kämmerlein vor einen kleinen Tisch der Thür vis-à-vis setzen; auf dem Tisch stehen zwei Lichte und dazwischen etwas selbstgebackener Kuchen und ein Glas Wein. Bis Mitternacht muss das Mädchen am Tische bleiben, ohne sich zu rühren und ohne den Blick von der Thür zu wenden, dann erscheint der Zukünftige und kommt auf den Tisch zu. Greift er dann nach dem Kuchen, so wird

er ein häuslicher Ehemann und die Ehe eine glückliche; greift er nach dem Glase Wein, so trifft von beiden das Gegentheil ein; rührt er nichts von beiden an, so erreicht die Ehe schon vor Ablauf eines Jahres durch den Tod eines Gatten ihr Ende, oder es stirbt einer von beiden schon vor der Hochzeit. Statt des Kuchens wird auch wohl gebratener Fisch angewendet.

Fällt eine Spinnewebe von der Decke des Zimmers senkrecht herab, so kommt bald ein Freier in's Haus. An der Zimmerdecke hängende Spinneweben werden überhaupt „Freier" genannt.

Geschwister dürfen nicht an demselben Tage Hochzeit haben, weil sie damit ihr Glück verscherzen.

B 1 δ.

Auf vielen Dörfern in der Umgegend von Berlin herrscht die Sitte, dem Vieh, den Gebäuden etc. den Tod des Herrn anzusagen, sobald dieser gestorben ist; dem Vieh wird es ins Ohr gesagt, in die Scheune, die Ställe die Keller wird es hineingerufen, nachdem vorher an die Thür, oder den Thürpfosten geklopft worden ist. Auch den Obstbäumen und Weinstöcken wird es gemeldet. Es geschicht dies, um zu verhüten, dass der erste Todes-all weitere nach sich zieht, und damit keine Krankheit eintrete, sondern Alles gut gedeihe.

Der Holzwurm in den Möbeln, die sogen. Todtenuhr zeigt den Tod irgend eines Familiengliedes vorher an.

Spielen Kinder auf dem Hofe oder im Garten Beerdigung (mit Puppen, Stückchen Holz etc.), so wird bald Jemand im Hause sterben, auch wenn sie beim Spiel choralartige Lieder singen, wird es bald eine Leiche im Hause geben. Dasselbe geschieht, wenn der Hofhund ohne ersichtlichen Grund anhaltend heult, oder wenn Nachts die Eule schreit.

Sitzen Dreizehn zu Tische, so muss noch in demselben Jahre einer von ihnen sterben.

Trifft es sich zufällig, dass eines Tages sämmtliche Mitglieder einer Familie in schwarz gekleidet gehen, ohne dass sie einen Trauerfall (in kürzerer Zeit) gehabt haben, so werden sie bald einen solchen zu beklagen haben.

Fällt Jemandes Bildniss von der Wand, so muss er noch in demselben Jahre sterben.

B 2 α.

Ist man von Hause fortgegangen, so darf man, selbst wenn man zu Hause etwas vergessen hat, nicht wieder umkehren, weil man sonst Unglück hat und einem alle Unternehmungen fehlschlagen.

Beim Ausfahren von Hause darf man nicht von der linken Seite auf den Wagen steigen, weil man sonst, namentlish bei Geschäften resp. auf der Jagd, Unglück hat.

Am Freitag ein Geschäft zu beginnen oder abschliessen, ist nicht rath-



sam, da es zum Unglück ausschlägt; dagegen ist für solche Handlungen der Dienstag sehr zu empfehlen, da er ein Glückstag ist.

Der 7. und der 13. Tag jedes Monats sind Unglückstage; ebenso der 28. Februar.

Handgeld. Die Marktleute und andere Händler sah ich öfters das erste am Tage eingenommene Geldstück, das „Handgeld“, bespeien (scheinbar), dann an die Erde werfen und mit dem Fuss drehend darauf treten, worauf sie es dann erst, indem sie zugleich dabei sagten „Handgeld“, in die Geldtasche thaten. Es soll dies Verfahren Glück bringen, ihnen eine reiche Einnahme verschaffen.

Das erste in einem neuen Geschäft eingenommene Geldstück, „Handgeld,“ ist ein Heckestück und wird in Papier eingesiegelt in die Kasse gelegt und sorgfältig aufbewahrt, weil dies dem neuen Geschäft reichen Segen bringt.

Fällt Geld zu Boden, so kommt denselben Tag noch mehr ein.

B 2 β.

Kein weibliches Wesen darf das Gewehr eines Jägers berühren, weil es sonst nicht mehr trifft.

Die Eckzähne von erlegten Hirschen (Hirschhaken) werden von Jägern, namentlich von den Berliner Jagdliebhabern an der Uhrkette getragen, um ihnen Glück bei ferneren Jagden zu bringen.

Wünscht man einem Jäger Glück auf den Pürschgang, so wird er sicher Unglück haben, d. h. nichts vor's Rohr bekommen. Als Gegenmittel gegen solchen Glückwunsch muss der Jäger dem Glückwünschenden einen Besen an den Kopf werfen. Soll der Jäger Glück haben, so muss man ihm wünschen, dass er sich das Genick breche, nach Anderen — Hals und Beine. Der Wunsch wird ausgedrückt, indem man einfach sagt: „Na, Hals und Bein.“

Wenn Jemand ein guter Jäger werden will, so muss er von dem ersten in seiner Gegenwart erlegten männlichen Stück der hohen Jagd (Hirsch oder Reh) beim Ausweiden einen Hoden durchbeissen und verzehren. Noch vor einigen Jahren in der Gegend von Bernau zur Ausübung gelangt.

Trifft der Jäger nicht, so glaubt er, dass ihm Jemand „einen Waidmann gesetzt“ habe. Wie dies geschieht, darüber konnte ich nichts erfahren. Er muss dann sein Gewehr auf eine besondere Art reinigen, um es wieder trefffähig zu machen.

Andere sagen, das Gewehr sei verhext und wenden dasselbe Gegenmittel an.

Läuft dem Jäger morgens oder gleich nach Beginn der Jagd ein Hase quer über den Weg, so wird er den ganzen Tag nichts vor's Rohr bekommen oder immer fehl schiessen.

Kugeln, die ein Stück Wild erlegt haben, sogen. „Treffer“, auch wohl

„Freikugeln“ hebt der Jäger auf, denn sie treffen immer. Auch die von entwendetem oder gefundenem Blei gegossenen treffen besser, als andere, ebenso die um Mitternacht gegossenen.

Will der Jäger, dass seine Hunde klein bleiben, so giebt er ihnen in der Jugend Branntwein.

Soll Jemand ein tüchtiger Angler werden, so muss er den ersten gefangenen Fisch durchbeissen; am besten wirkt ein Kaulbarsch.

Angler speien auf den an den Angelhaken befestigten Wurm, damit die Fische besser beissen.

Fischer retten keinen Ertrinkenden, weil sie sonst selbst bald ertrinken müssen.

Diebe haben Mittel, die Hunde zu bannen, so dass sie nicht bellen und sie auch nicht beissen. Welche Mittel sie anwenden, ist mir nicht bekannt geworden.

Haben Diebe einen Einbruch ausgeführt, so verunreinigen sie den Ort der That durch eigenen Auswurf, um nicht gefasst zu werden. Noch vor einigen Jahren geschah dies in der Philipps-Kirche zu Berlin.

Holzdiebe können die Förster bannen, wenn sie ihnen in der Forst begegnen. „Und wenn hinter jedem Baum ein Förster steht, gehe ich doch in den Wald und hole Holz“ sagte ein alter Holzdieb in der Gegend von Bernau. „Ich weiss etwas, womit ich sie banne, dass sie mir nichts anhaben können.“ Womit er sie bannt, hat er nicht verrathen.

Im Volksglauben ist der Wald herrenloses Gut, „er wächst für Alle;“ deshalb ist es auch kein Unrecht, Holz aus dem Walde zu holen. Holzdiebstahl kennt das Volk nicht, doch passirt dann doch einmal etwas, was sie vom Holzstehlen abschreckt.

Ein alter Bauer im Dorf Stolpe bei Potsdam hatte auch den obigen Glauben und machte daraus kein Hehl, war aber doch schliesslich davon abgekommen und „ging nicht mehr in den Wald“, weil ihm in einer Nacht folgende merkwürdige Erscheinung wurde. Als er gerade dabei war, eine kiehnene (Kiefer) Stange mit seiner Axt zu fällen, wurde es plötzlich um ihn taghell und es ertönte ein Brausen. Als er mit der Arbeit inne hielt, verlor sich beides, stellte sich aber beim ersten Axthiebe wieder ein. „Seit dem Tage gehe ich nicht mehr in den Wald,“ erklärte er, „denn es ist doch nicht recht geheuer“.

B 3.

Zerbricht bei einer Festlichkeit (Geburtstag, Hochzeit etc.) Glas oder Porzellan, namentlich ersteres, so bedeutet das Glück.

Schwimmt mitten auf einer Tasse Kaffee oder Thee ein Häufchen kleiner Blasen, „ein Geschenk,“ so muss man dieses vorsichtig mit dem Löffel abheben und unzerstört in den Mund nehmen, und man erhält noch selbigen Tages ein Geschenk.

Klingt Einem das Ohr nnd trifft Jemand auf die Frage: „Welches Ohr klingt?“ das richtige, so wird Gntes von Einem gesprochen; Schlechtes hingegen, wenn er das richtige Ohr nicht nennt. Am Besten wird von Einem gesprochen, wenn das linke Ohr klingt nnd richtig getroffen wird.

Auch erzählt man, dass, wenn Einem ein Ohr klingt, Jemand an Einen denkt, und dass das Ohr so lange klingt, bis Einem der richtige einfällt.

Steht Jemandem ein Examen. oder sonst etwas Wichtiges bevor, so müssen seine Frennde während der Entscheidungszeit den „Daumen drücken“, d. h. den Daumen in die Handfläche legen und mit den umschliessenden Fingern drücken, so gelingt Alles gut.

Am Tage der Ziehnng einer Lotterie, in der Jemand mitspielt, mnss er und seine Freude den Daumen drücken, dann gewinnt er.

Begegnet man einem Leichenwagen, oder dem Schinder, oder hört man den Kuknk rufen, so muss man seinen Geldbeutel nmschütteln, damit er nie leer werde, sondern das Geld darin sich vermehre.

„Spinne am Morgen,
Unglück nnd Sorgen.
Spinne am Abend,
Wohlthuend nnd labend.“

Geht man aus nnd begegnet zuerst einem jnngen Mädchen oder dem Schinder, so bedentet das Glück. Man soll aber umkehren und wieder nach Hause gehen, wenn man zuerst einer alten Fran oder einem Leichenwagen, der dieselbe Richtnng verfolgt, begegnet, denn man wird Unglück haben; hingegen bringt ein einem entgegenkommender Leichenwagen Glück.

Ein gefnndenes, schon gebrauchtes Hufeisen bringt Glück; mit der geschlossenen Seite nach aussen auf die Schwelle genagelt, verwehrt es dem Teufel, überhanpt dem Bösen den Eintritt.

Sagen zwei Personen zufällig zu gleicher Zeit dasselbe Wort, oder sprechen denselben Gedanken aus, so leben sie noch ein Jahr zusammen. Nach Anderen geht ihnen ein sofort geäusserter Wunsch sicher in Erfüllung.

An einer Schafheerde so vorüberkommen, dass sie Einem links bleiben, bedeutet Glück; rechts Unglück. Schweine müssen im ersteren Falle rechts, im zweiten links kommen.

Für Juden bedentet die Begegnung mit Schweinen immer Unglück; sie müssen dann an Eisen — Schlüssel, die sie in der Tasche tragen, oder Messer — fassen, nm den Bann wieder zu heben.

Vierblätterige Kleeblätter finden bedentet Glück.

An jedem Haselstranch wächst in jedem siebenten Jahre eine Ruthe von „sehr wnnderbarem Ansehen“; das ist eine Wünschelruthe. Doch nur ein Sonntagskind, das den rechten Glauben hat und ganz unschuldig ist, kann sie in der Johannisnacht finden, dem liegen dann alle Schätze der Erde offen. —

Ehe man ein Brot anschneidet, soll man mit dem Wasser dreimal das

Kreuz auf der Unterseite schlagen, oder leicht einritzen, so wird es Einem gut bekommen.

Geht Jemand aus, so muss man hinter ihn her spucken, damit er Glück habe.

Zieht man in eine neue Wohnung, so muss zuerst ein Stück Brot und etwas Salz auf den Ofen oder an einen anderen nicht sehr zugänglichen Ort gelegt werden, und Wohlstand (Brot) und Zufriedenheit (Salz) werden in der neuen Wohnung herrschen.

Andere tragen ausserdem einen Eimer Wasser in die Wohnung oder schieben ein Geldstück (Groschen) unter den Ofen oder die Thürschwelle.

Wer des Morgens nüchtern „aus heiler Haut", d. h. ohne das Niesen künstlich erzeugt zu haben, niest, erhält am Tage ein Geschenk.

Sonntagskinder haben Glück.

Sonntagskinder, d. h. solche Leute, die an einem Sonntag geboren sind, können Gespenster sehen, doch müssen sie daran glauben.

Spricht Jemand von seiner, oder eines Anderen Gesundheit oder Glück, so sagt er dabei dreimal „unberufen", damit nicht Gesundheit in Krankheit, Glück in Unglück sich wende.

Wer Morgens mit dem linken Fuss zuerst aus dem Bette steigt, wird den ganzen Tag unwirsch sein und es wird ihm Alles fehl schlagen.

Juckt Einem die Nase früh Morgens, so wird man etwas Neues erfahren, oder auch mit der Nase in den Schmutz fallen.

Zum Binden von Blumensträussen und Kränzen, darf kein schwarzer Faden verwendet werden, weil das „Unglück bedeutet."

Wer eine Katze tödtet, wird eines schweren Todes sterben.

Wenn Einem eine Katze über den Weg läuft, muss man dreimal ausspeien („spucken") und umkehren, weil man sonst Unglück hat.

Um den Einfluss des „Bösen" abzuhalten, muss immer ein Stück von jeder Gattung Hausthiere ganz schwarz sein, also: eine schwarze Kuh, ein schwarzes Huhn, eine schwarze Katze etc.

Töpfe mit Milch, überhaupt Gefässe mit Flüssigkeiten dürfen über Nacht nicht offen stehen bleiben, — es fällt Unglük und Krankheit hinein „wie Mehlthau".

Wenn ein Mitglied der Familie stirbt, so muss der Kanarienvogel, resp. jedes andere Hausthier auf einen anderen Platz gesetzt werden, sonst stirbt es bald.

Wer sich einen Knopf an einen Rock nähen lässt, den er an hat, überhaupt Zeug auf dem Leibe flicken oder die Stiefel auf den Füssen putzen lässt, wird eines schweren Todes sterben (oder sich im Todeskampfe verunreinigen).

Eierschalen von in der Wirthschaft gebrauchten Eiern darf man nicht verbrennen, weil sonst die Hühner auch am Hintern verbrennen und nicht mehr legen.

Das Brot darf nicht mit dem Rücken auf den Tisch gelegt werden, noch mit der angeschnittenen Seite von der Mitte des Tisches abgewendet, oder es giebt Krankheit und Noth, oder überhaupt Unglück.

Wenn bei Tische ein Unverheiratheter die Butter anschneidet, so muss er noch 7 Jahr ledig bleiben.

Wer bei Tische an der Ecke sitzt, bleibt noch 7 Jahr ledig.

Von jeder anderen Speise darf man ungestraft verschütten, nur vom Brod, „dem lieben Gut“, nicht. Ein Krümchen Brot, an die Erde geworfen, zieht schwere Strafe des Himmels nach sich.

Bei Tische das Salz umschütten, bedeutet Zank.

„So viel Körnchen Du verstreu'st,
So viel Sünden Du begeuhst,“

heisst es, wenn Kinder Salz verschütten.

Wer den Mund mit der Serviette wischt, ehe er einen Bissen im Munde hat, dem gedeiht das Essen nicht.

Fällt einem ein Bissen von der Gabel weg an die Erde, so ist er einem von irgend Jemand nicht gegönnt.

Hat man aus einem Gefäss — Glas, Tassenkopf etc. — getrunken, so darf nicht eher wieder frisch eingeschenkt werden, als nachdem das Geschirr ganz geleert, weil man sonst die Gicht bekommt. Junge Mädchen, die, ohne auszutrinken, sich neu hinzugiessen, werden alte Jungfern.

Trinkt ein junges Mädchen mit einem bärtigen Mann aus einem Glase, so bekommt es einen Bart.

Zu Weihnachten muss etwas Grünes gegessen werden (Grünkohl), weil das Glück bringt; zu Neujahr werden Fische gegessen, weil man dann reich wird. Einige Fischschuppen werden in das Portemonnaie gethan, dann „wird einem das ganze Jahr hindurch das Portemonnaie nicht leer“.

Beim Essen darf man dem Nachbar, oder dem Gegenüber nicht auf den Mund sehen, weil ihm dann das Essen nicht bekommt.

Thut man Jemandem Haar, oder Fingernägelabschnitte in das Essen, und isst er das mit, so wird er siech.

Fällt Einem ein Messer, Gabel, Scheere auf den Boden und spiesst sich dabei in die Diele, so giebt es Besuch — „spitzfindigen“ sagen Einige.

Niest Jemand, der den Schnupfen hat, so darf man nicht „Prosit“ sagen, weil er dann seinen Schnupfen nicht los wird.

Wenn man einen Schlucken hat, so denkt Jemand an Einen.

Schuhe und Stiefel dürfen nicht auf den Tisch gestellt werden, sonst giebt es Zank.

Fingernägel müssen Freitags geschnitten werden, sonst wachsen sie nicht nach.

Das Haar wird bei zunehmendem Mond geschnitten, damit es zunimmt, wächst und stark wird; bei abnehmendem Mond geschnitten, würde es abnehmen, ausgehen.

Bandwurmkuren beginnen, selbst auf Verordnung von Aerzten, bei abnehmendem Mond.

Kartenlegen, Schäfer- und Scharfrichterkuren sind noch sehr beliebt, sogar bei gebildeten Leuten, ebenso das Wahrsagen aus den Linien der Hand, den Adern der äusseren Handfläche, der Kopf- und Stirnbildung, aus dem Kaffeesatz, Eiweiss, aus dem in der Neujahrsnacht gegossenen Blei etc.

Oft treiben Nachts Kobolde ihr Wesen in Küche und Schrank, indem sie Geschirr umwerfen, Flüssigkeiten, namentlich Milch, umschütten und dann anflecken, oder Fleisch und andere Speisen benaschen. Man kann sie fangen, wenn man eine tiefe Schüssel mit Wasser aufstellt und das Wasser mit Mehl bestreut; doch nur ein Sonntagskind kann sie in ihrer wahren Gestalt sehen; für Andere nehmen sie die Gestalt von Mäusen an.

Nachts bedrückt oft ein „Alp“ die Menschen. Er hat die Gestalt eines mit scheusslicher Fratze, langer Nase und Buckel behafteten Affen. Er setzt sich auf die Brust, erschwert das Athmen und verursacht grässliche Träume. Oft erstickt er auch die Schlafenden durch seinen Druck. Von ihm Befallene fühlen sich am anderen Morgen sehr matt, wie betäubt, ganz „duselig“ im Kopfe nnd haben oft wochenlang Kreuzschmerzen und Schwere in den Gliedern. Offene Fenster erleichtern ihm den Zutritt.

Wer Jemandes Blut leckt oder trinkt, kann nicht mehr von ihm lassen; Andere behaupten, dass er dann die „Sucht“ bekäme, öfters fremdes Blut zn trinken, und sich so zum Vampir ausbilde. Noch nach dem Tode wird er Nachts bei offenem Fenster in Gestalt einer Fledermans in die Schlafzimmer dringen und den Schläfern das Blut aussaugen. Dies hört erst dann auf, wenn man seinen Leichnam in der Herzgegend mit einem spitzen Eisen — Dolch etc. — oder mit einem spitzen, an der Spitze verkohlten Pfahl durchsticht und das stechende Instrument in dem Leichnam stecken lässt. Man hüte sich deshalb, wenn sich Jemand Anderes in den Finger gestochen oder geschnitten hat, die Wunde auszusaugen, weil dies der Anfang zum Vapirthum ist.

Wer einen Meineid schwört, dem schwören die bei dem falschen Schwur erhobenen drei Finger ab. Andere behaupten, dass sie, wenn er auf dem Todtenbette liegt, zuerst sterben und vor seinem Tode verwesen; ausserdem zwingt ihn dann sein Gewissen, den Meineid einzugestehen, sonst kann er nicht sterben.

Das Verzehren des Herzens, Leber und Lunge oder das Verzehren des Herzens und der Besitz von Leber und Lunge eines unschnldigen Kindes, namentlich von einem Mädchen, macht nnsichtbar und schützt vor Verfolgung. Schon oft sind in Folge dieses Wahnes scheussliche Verbrechen — Morde, Leichenschändungen — begangen worden.

In Capnth bei Potsdam wurde einer Bäuerin ein Schwein krank. Wahrscheinlich hatte es in Folge des Genusses von Fischen Gräten in den Hals

bekommen und zeigte deshalb Unlust zum Fressen. Nach Ansicht der Besitzerin war es von in ihrem Hause wohnenden Sommergästen behext. Sio malte deshalb mit Kreide drei Kreuze über der Stallthür unter fortwährendem Gemurmel und Drohen mit der Faust nach dem Fenster der Wohnung der Sommergäste hin.

Schiebt man unter die Schwelle eines Viehstalles ein Büschel Haar vom Besitzer des Viehes oder von einem seiner Familienmitglieder, so fängt das Vieh an zu siechen. Auch Theile von getragenen wollenen Kleidern thuen dieselben Dienste, nach Einigen auch die Haare und Kleider der die Hexerei ausübenden Person (meist Frau). Ich habe öfters auf dem Lande in der Nähe Berlins beim Erkranken von Vieh nach dergleichen Dingen fahnden sehen.

Um Raubvögel vom Gehöft und dem Hausgeflügel abzuhalten, wird in Zehlendorf, Kr. Teltow, eine Stange aufgerichtet, auf der ein Rad wagerecht befestigt ist.

Raupen aus dem Garten zu vertreiben, wird Folgendes angewandt. Die Besitzerin oder ein weibliches Glied ihrer Familie begiebt sich nach Sonnenuntergang, einen Reissbesen hinter sich herschleifend, in den Garten und umgeht diesen, von der Thür aus rechts anfangend, in seiner ganzen Ausdehnung, indem sie immer den Besen hinter sich herzieht und fortwährend murmelt: „Guten Abend, Mutter Rupsch (Raupe), Sie sollen mit Ihrem Mann in die Kirche kommen.“ (Doch darf sie sich dabei nicht umsehen.) Die Gartenthür bleibt dann bis vor dem nächsten Sonnenaufgang geöffnet. Nach Anderen muss der Umgang um Mitternacht ausgeführt werden. (Eberswalde, auch in Meklenburg gebräuchlich.)

Der Glaube, dass verscharrtes Geld sich Nachts durch aus dem Erdboden schlagende Flammen bemerkbar mache, ist weit verbreitet.

An der Chaussée von Königs-Wusterhausen nach Storkow steht rechts hinter Körbis-Krug dicht am Graben ein etwas stärkerer Kieferbaum, als die umstehenden. Seine Wurzeln sind beim Ausheben des Grabens zum Theil blosgelegt oder abgehauen worden. „Hier hat vorigten Mittwoch Geld gebrannt,“ sagte mir der Kutscher, als ich (vor einigen Jahren) daran vorüberfuhr. Es sei eine blaue Flamme gewesen, die aus dem Erdboden kam, ohne dass Holz da gewesen wäre. Der Maier des Gutes kam Nachts mit ihm aus der Stadt gefahren. „Wenn de Meier nich redt hädde, dann hadd' ick'n Kobold gefasst un dunn hädden wir't Geld utgraben können. De olle däselige Meier!“ sagte er betrübt. Ich stieg ab und schalmte den Baum an, um ihn wieder zu erkennen. Einige Tage darauf fuhren wir wieder nach K.-W. Ich nahm einen Spaten mit und grub an der bezeichneten Stelle dicht unter der Grabensohle aus ziemlich festem Lehmboden grosse Mengen verwitterter und unverwitterter Schwefelkiesknollen, was der Kutscher natürlich für unreines Gold hielt, das ich ihm jedoch grossmüthigst überliess. Aufklären liess er sich nicht einmal vom Goldarbeiter, zu dem er

mit seinem Schatz ging. „Der wolle blos billig kaufen," meinte er, „drum mache er es schlecht."

Auch bei Zehlendorf haben schon öfter Leute Geld brennen sehen, doch regelmässig beim Graben gesprochen und deshalb den Schatz nicht heben können.

Wie man einen Dieb ermittelt. Die „Streich- und Tretfrau" des Dorfes, d. h. diejenige, gewöhnlich sehr alte Frau, welche mit „Streichen", „Pusten", „Treten" und „Besprechen" alle möglichen Leiden heilt, oder wenigstens in dem Rufe steht, sie heilen zu können, besitzt auch das Geheimniss, nach geschehenem Diebstahle den Thäter zu ermitteln.

In einem Dorfe bei Königs-Wusterhausen waren während meines Aufenthaltes daselbst mehrfach Gänsediebstähle vorgekommen. Man hatte mehrere Personen im Verdacht der Thäterschaft, hauptsächlich aber einen etwas blödsinnig aussehenden jungen Menschen, der erst einige Monate als Knecht im Dorfe im Dienst stand. Bei einem Tanzvergnügen im Kruge war die Rede von dem letzten Diebstahl, über den man allgemein entrüstet war, weil einer armen Tagelöhnerfamilie ihre fetteste Gans gestohlen war. Da die Verdächtigen mit auf dem Tanzboden waren, wurde beschlossen, die Streichfrau zu rufen und durch sie den Dieb ermitteln zu lassen. Sie kam, liess sich die Sache vortragen, sah jeden Einzelnen scharf an und verliess dann auf kurze Zeit den Tanzsaal. Bald kehrte sie wieder zurück, ging in die Mitte des Saales, machte unter wunderbaren Gesten und stetem Gemurmel einen kreisrunden Kreidestrich um sich herum auf dem Fussboden und setzte sich mitten hinein auf einen Stuhl, doch so, dass sie die Stuhllehne unter einem Arme hatte, der Rücken also frei war. Dann liess sie alle Anwesenden in eine Reihe hinter einander treten, so dass der erste dicht hinter ihrem Rücken stand. Nun wurde alles Licht im Saale ausgelöscht und der Zug setzte sich in Bewegung; unter stetem Gemurmel der Alten musste ihr jeder einen leisen Schlag auf den Rücken geben. Der Dieb, so sagte sie, würde eine schwarze Hand bekommen. Vor dem Saale war es hell, jeder musste nach dem Schlage sofort hinausgehen und zweien Unparteiischen, die an der Thür standen, seine Hand zeigen. Alle hatten schwarze Hände, nur jener Knecht nicht. Er hatte im Bewusstsein seiner Schuld und im festen Glauben an die Zaubermacht der Alten sich wohl gehütet, sie auf den Rücken zu schlagen, um nur ja nicht die Hand schwarz zu färben. Er gestand, so überführt, den Diebstahl ein und wurde mit Schimpf und Schande fortgejagt, seine Lohnforderung den Bestohlenen als Ersatz zuerkannt.

In einem andern Dorfe war von einem Gehöfte Holz gestohlen worden. Die Streichfrau kam, zählte die Anwesenden und liess sich nach den oben beschriebenen Vorkehrungen von jedem die Hand geben, natürlich wieder im Finstern. Der Schuldbeladene machte sich wahrscheinlich durch Zittern beim Handreichen verdächtig, denn bei der Besichtigung der Hände hatten Alle nur leichte Spuren von Schwärze, er eine ganz schwarze Hand. Auch er gestand sein Verbrechen ein.

VI.

Schlange und Aal im deutschen Volksglauben.

Von

W. v. Schulenburg.

Seit Alters wird im Volke behauptet, dass Aale in warmen dunklen Sommernächten das Wasser verlassen und über Wiesen in nahe gelegene Erbsenfelder gehen. Streue man im Grase, wo sie ihren Pass haben Asche aus, so könnten sie nicht wieder zurück und man könne sie so fangen.

Ueber diese Meinung ist viel geschrieben worden und Naturforscher haben ihre Erfahrungen gegen sie ins Feld geführt. Es konnte bisher, unseres Wissens, kein zuverlässiges Zeugniss erbracht werden, dass jemals, ein Mensch Aale in die Erbsen gehen sah, um Erbsen zu fressen[1]). Nichtsdestoweniger hört man in ganz Deutschland diese Meinung von unzähligen Menschen wiederholen. Es fehlt auch nicht an ähnlichen unerwiesenen Behauptungen, z. B., dass Männer mit weisser Leber keine Frau behalten, und umgekehrt: solche Frauen keine Männer, Bienen aus Aas entstehen, Molche und Schlangen Schlafenden in den Mund kriechen und im Leibe jungen, Kröten und Schlangen den Kühen die Milch aussaugen, wie man dies und anderes von klein auf im Volke erfahren hat.

Ich selbst habe seit einer Reihe von Jahren sehr viele Landleute, darunter auch alte erfahrene Fischer, welche alle von der Erbsenliebe der Aale zu berichten wussten, gefragt, ob sie oder ein ihnen bekannter lebender Mensch Aale in Erbsenfelder hätten gehen und Erbsen verzehren sehen. Allein unter so vielen war nicht ein einziger, der, eindringlich zur Rede gestellt, hätte sagen können: „Ich selbst habe es gesehen, oder kenne einen lebenden Augenzeugen.“ Immer war schliesslich der Grossvater oder sonst ein Verstorbener der Beobachter gewesen. Ungeachtet dessen sprachen alle von der wunderlichen Aalfrage wie von einer feststehenden Thatsache.

---

1) Dass zufällig Aale auch in Erbsen gefunden worden sind, ist leicht möglich. — Mehrere glaubwürdige Leute erzählten mir, sie hätten Aale ausserhalb des Wassers, aber nahe demselben, im Grase gesehen.

Diese Sicherheit und die Allgemeinheit der Meinung liessen mich schon vor Jahren vermuthen, dass die letztere auf das mythische Gebiet zu verweisen sei.

Nichts von Allem, was die Herzen der Völker bewegt hat, selbst nicht die grossen Thaten und Ereignisse in der Geschichte, die das Wohl und Wehe von Millionen umfassten, ist haften geblieben in der Erinnerung der Menschheit; alles ging unter im Strom der Vergessenheit. Nur die alten mythischen Vorstellungen, welche, voll unverwüstlicher Lebenskraft, oft aufgefrischt durch erneute Eindrücke, in Sagen und Gebräuchen sich ablagerten, haben die Zeit überdauert und sich zum Theil aus Zeitaltern, Jahrtausende von dem unsrigen entfernt, zu uns hinübergerettet.

In vorgeschichtlichen Zeiten — und das muss bei dem Widerstande gegnerischer Meinungen immer wieder hervorgehoben werden, glaubte der in seiner Anschauung noch nicht durch viele Erfahrungen bereicherte Mensch in gewissen Erscheinungen am Himmel, wie in der Natur, Erscheinungen und Vorgänge zu sehen, welche er an sich selbst oder in seiner Umgebung auf der Erde wahrnahm, denn er hatte keine weiterliegenden Erfahrungen. Je älter, desto roher, sinnlicher, einfacher (nach unserer jetzigen Auffassung) war die Vorstellung. Je mehr der Geist des Menschen und sein äusseres Leben sich entwickelten, desto reicher und geistiger entwickelten sich auch die mythischen Anschauungen. In Wolken, welche noch heute selbst bei Gebildeten die Erinnerung an Thiergestalten wachrufen, sah man Rinder, Wölfe, Hunde, Katzen u. dgl. Trieb ein leiser Abendwind die Wölkchen, welche wir noch Schäfchen nennen, über den Himmel, so glaubten unsere „Alten“ (οἱ παλαιοί!), am Himmel treibe ein Schäfer seine Heerde, und was der Schäfer auf der Erde thun könnte, müsste auch der Schäfer am Himmel thun können. Seitdem sagt man noch: „Der Schäfer ist am Himmel, es giebt gutes Wetter.“ Wer jemals in der Natur Wolken beschaute, weiss, wie er oftmals, wieder aufblickend, erstaunte, wenn eine noch eben vorhandene Wolkenform verschwunden war, oder allmählich unsichtbar wurde, oder wie durch Zauber sich in andere Form verwandelte [1]).

Solche Verwandelungen und Zaubereien im mannichfachster Fülle sahen Jäger, Fischer und Hirten der Vorzeit, und was sie am Himmel mit Thieren und Zauberwesen vor sich gehen sahen, das übertrugen sie wieder auf ähnliche Thiere und Vorgänge in ihrer Umgebung. Nur auf Vergleichen schritt der menschliche Geist weiter. Der Blitz erschien den Alten u. A. wie eine feurige Ruthe. Oft folgt auf Blitze Regen. Darum folgerte man: die Ruthe oder Zauberwesen, die mit der Ruthe hantieren, machen den Regen. Wenn man das nachmacht, kann man sich auch Regen machen. Daher die Volksmeinung, jetzt und ehedem: bei Dürre soll man Teiche mit Ruthen schlagen, dann giebt es Regen. Aber die Einbildungskraft, diese Quelle

1) Vergl. W. v. Schulenburg, Wendisches Volksthum, Berlin, 1882, S. 165, Anm. 2.

aller Dichtung und Kunst, im Laufe der Zeit mehr und mehr vom Verstande verdrängt, indem Wissen an Stelle des Glaubens trat, war damals, weil sie das ganze Weltall in sich aufnahm nnd in ihren Anschannngen wiederspiegelte, eine so reiche und grossartige, dass wir Menschen mit vorwiegender Verstandesauffassung nur mit Mühe in jenen gewaltigen Anschauungen uns zurechtfinden, welche im Regenbogen nach Schwartz das Horn einer Kuh oder eine riesige Sichel sahen.

Bei den Dentungen solcher uralten Vorstellungen, zum Theil so alt wie das Menschengeschlecht, muss mancher Irrthum unterlaufen, wenn sie zu sehr anf Einzelheiten sich erstrecken. Sie werden da am zuverlässigsten sein, wo sie auf den Ursprung der Vorstelluugen znrückgehen. Dann kommt man an die Grenze, wo die einfachsten Vorstellungen liegen, die in den mannichfachsten Znsammensetzungen, in Sagen und Mährchen nnd Göttergeschichten, entsprechend einer höheren Entwickelung des geistigen wie äusserlichen Lebens, immer wieder so zn sagen als Grundstoffe vorkommen.

Unbestreitbar ist, dass den Indogermanen, wie den meisten Völkern der Erde, die Blitze, welche vom Himmel sich niederschlängelten, anch als Schlangen galten, gleichwie bisweilen noch Landleute bei Gewittern Blitze[1]) den Schlangen vergleichen. Herr Schwartz erfuhr dies einmal und anch ich hörte ebenso bei einem schweren Gewitter eine Wendin die Blitze voll Schrecken als Schlangen bezeichnen. Hierbei ist nicht zu vergessen, dass solche gewaltigen Naturerscheinungen in der freien Natnr ganz anders ergreifend auf das Gemüth der Menschen einwirken, als in dem Treiben und Wogen einer Grosstadt. Erwiesen ist ferner, dass das alte Heidenthum in gewissen Himmelserscheinungen ein Milchmeer, gemolkene Milch, kurz Milch[2]) wahrzunehmen glaubte, wie denn anch die Milchstrasse der verspritzten Milch der Here von einer ähnlichen Anschauung bezüglich der Sternenwelt Zeugniss ablegt.

Es ist nun, wie schon erwähnt, noch heute ein alter Glaube in unserem Volke, dass Schlangen den Kühen die Milch aussaugen. Mir erzählte[3]) ein alter sehr verständiger Bauer: „Als mein (verstorbeuer) Onkel einmal in den Kuhstall kam, fand er eine Schlange. Die hatte sich einer Kuh um das Bein gewickelt und saugte ihr die Milch aus. Als er sie todt geschlagen hatte, brüllte die Kuh nach ihr wie nach dem Kalbe“. Auch bei säugenden Frauen finden sich die Schlangen ein, springen nach der Brust und halten so fest, dass sie nur mit Mühe und Noth entfernt werden können. Allbekannt sind die Sagen vom Schlangenkönig, der zn kleinen Kindern geht und die für sie hingestellte Milch verzehrt. Dieser Vorfall,

1) Schwartz, Ursprung der Mythologie, 26; W. v. Schulenburg, Wendische Sagen, (S. 271, Anm. 1.)

2) Schwartz, Ursprung, S. 44, 229 und a. O. Oberwendisch heisst die Milchstrasse nach Pfuhl) běłosta (von běły weiss, běłomlĭčny milchweiss).

3) Wendische Sagen, S 97.

der sich in verschiedenen Bauernfamilien, wie lebende ältere Mitglieder derselben aus voller Ueberzeugung versichern, zugetragen hat, liefert ein sprechendes Beispiel für die Uebertragung mythischer Anschauungen auf die Verhätnisse des Lebens. Inwiefern die Neigung der Schlangen zu kleinen Kindern in Beziehung steht zu den Blitzgeburten, der Wiederkunft der Seelen u. d. m., muss hier übergangen werden. An jene Ueberlieferungen reihen sich in erweiterter Beziehung die Berichte vom Milchmelken aus Stricken und Peitschen, vom Buttermachen der Hexen und dem unfläthigen Buttern des Teufels u. d. m. An die Milchgelüste der Schlangen schliesst sich ferner die ganz allgemeine Meinung an, dass man Blitzfeuer nur mit Milch löschen[1]) kann, dass ebenfalls die berüchtigten Diebsfinger, wenn sie brennen, nur mit Milch auslöschbar sind. Indessen verbietet sich hier ein weiteres Eingehen auf diese Ueberlieferungen, welche alle im inneren Zusammenhange stehen mit dem Wesen der mythischen Schlange. Gleich der Schlange zitzt auch die Kröte die Kühe (ebenso soll der Iltis die Kuheuter aussaugen). Wie eine freundliche Mittheilung des Dr. Voss besagt, wird in dem südlichen Theile des Kreises Cammin in Pommern süsse (rohe) Milch als Mittel gegen den Biss der „Schnaken" (Schlangen) getrunken, ebenso aber auch, wie überall, gegen jedwede Vergiftung. Es muss daher sehr fraglich erscheinen, ob man bei diesem Mittel an mythische Beziehungen denken darf.

Fast allgemein wird bestritten, dass Schlangen überhaupt Milch saufen. Wenn aber auch vereinzelt der Fall einträte, so entzöge sich diese Thatsache wohl zu sehr der allgemeinen Kenntniss, um Veranlassung für die Entstehung so vieler uralter germanischer, litthauischer, slavischer u. a. Sagen zu werden, in denen Schlange und Milch wesentliche Bestandtheile bilden. Vereinzelte Erfahrungen geben niemals die Grundlage für einen so weit verbreiteten Glauben ab. Alles weist deutlich auf den mythischen Hintergrund. Dergleichen Ueberlieferungen leben noch immer in unseren Tagen fort, sie sind der dichterische Schimmer, der über dem Dasein des Volkes ausgebreitet liegt.

Auch ein entsprechender Gebrauch konnte nicht die Veranlassung für diesen Glauben sein, denn der Gebrauch folgt erst der Erfahrung.

Nach Prätorius[2]) setzte zu Nürnberg Paul Creuz in einem gewissen Plan ein neues Tischlein hin, deckte darauf ein weisses Tuch, stellte darauf zwei Milchschüsslein, ferner zwei Honigschüsslein, zwei Tellerchen und neun Messerchen, zerriss eine schwarze Henne über einer Kohlpfanne u. d. m. Dann kamen zwei Bergmännlein (Zwerge) aus der Erde und setzten sich

1) Wendisches Volksthum, S. 125, 164, Wendische Sagen, S. 244 und a. O. Im vorigen Jahre erwiderte mir auf meine Frage: war wieder Feuer in der Nachbarschaft? ein kleiner Junge in der Lausitz: „Bei Lapans hat der Blitz eingeschlagen, aber sie hatten Milch im Hause." Zu ergänzen war: sie konnten deshalb gleich löschen.

2) Grimm, deutsche Sagen, I, 42.

zu Tisch. Schliesslich gelang es ihm auch, ihren König zu bannen, der allein in einem rothen scharlachnen Mäntlein kam. — Also wie den Schlangen, im Besonderen dem Schlangenkönige, auf einem weissen Tuche Milch hingesetzt, oder dem (schlangenähnlichen) Drachen, der roth kommend, Geld schleppt, süsse Milch oder Milchhirse, dem Nix das schwarze Huhn dargebracht wird, oder ihm, der noch jetzt in der Mark Pumpernickel heisst, Brot, so hier den Zwergen.

Wenn nun die Schlange unbezweifelbar in mythischer Auffassung hervortritt, so wäre auch ohne Beweise zu vermuthen, dass dem der Schlange so ähnlichen Aale, dessen Vermehrung dunkel war, etwas Mythisches anhinge, oder dass auf ihn Eigenschaften jener übertragen seien, gleichwie Lachse und Hechte in der Sagenwelt verschiedener Völker bedeutungsvoll sind.

Im Volke heisst es, dass die Aale mit den Schlangen balzen, sich mit den Schlangen paaren[1]). Fast allgemein wird empfohlen: man solle Asche auf die Wiesen hinstreuen, wenn die Aale in den Erbsen wären u. d. m. An einem Orte erfuhr ich: die Aale gehen an einem bestimmten Tage im Jahre in die Erbsen, gerade wie auch die Krebse an einem bestimmten Tage aus dem Wasser kommen und ans Land gehen. Wenn dann die Aale in den Erbsen sind, so soll man mit dem Pfluge eine Furche um den Acker ziehen, dann können sie nicht wieder in das Wasser zurück. Auch die Schlangen haben ihre bestimmten Tage, Festtage, wo sie zusammenkommen und man die Schlangenkrone gewinnen kann, legt man ein weisses Tuch hin[2]). Ausserdem wird stets hervorgehoben: nur in dunklen Nächten gehen die Aale in die Erbsen; auch dies könnte mythisch bedeutungsvoll sein. Schwartz hat nachgewiesen, wie ursprünglich auch die Dunkelheit, welche das Gewitter hervorruft, für Nacht gehalten wurde. Dass solche Vorstellungen einst geherrscht haben, beweisen Sagen, in denen es heisst, dass dies und jenes eines Nachts oder eines Tages bei einem Ungewitter geschehen sei, wo also eine völlige Gleichstellung stattfindet.

Ein unmittelbarer Beweis für das Eintreten des Aals an Stelle der Schlange bietet sich in den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz[3]). Da heisst es: „Bei Heppens an der Jahde sind sieben Kirchspiele untergegangen, und das ist daher gekommen, dass die Leute dort zuletzt gar so übermüthig wurden, ihren Wagen goldene Beschläge machten, den

1) Wendisch huž Schlange, huženc Wurm, hugor Aal; Aal von aha (?) Schlange u. s. w.

2) Die krazno ludki, Fettleute (kraszno l., farbige L.) oder Untererdsche, haben einen König, quälen als rothe Würmer Menschen, die beim Versegnen Donnerstags Abends, auf Laken und Erbsstroh liegend, mit Asche rings umstreut werden; die kalten L. ziehen wie Stecknadelknöpfe reihenweise im Walde hin (Toeppen, Aberglauben aus Masuren, S. 22 ff; Frischbier, Hexenspruch, S. 13); ludki Zwerge in der Lausitz.

3) S. 293, mündlich aus dem Oldenburgischen und von der Insel Baltrum. Vergl. auch Mannhardt, Germanische Mythen, S. 82 und a. O.

Pferden silberne Hufe unterschlagen liessen und dergleichen mehr. Endlich gingen sie gar so weit, dass sie ein Schwein ins Bett legten, ihm ein Hemd anlegten und den Pastor kommen liessen, dem sie sagten, es sei da ein Kranker, welchem er das Nachtmahl reichen solle. Da ist der Pastor auch gekommen, und hat es thun wollen, aber im selben Augenblicke hat er auch gesehen, dass ein Aal aus dem Feuer des Herdes hervorkroch, und daran erkannt, dass sich Ungeheures begebe. Da hat er sich schnell zu Pferde gesetzt und ist eiligst davongesprengt, und unmittelbar hinter den Hufen seines Rosses ist das Land weggebrochen und von der See verschlungen worden und so sind die sieben Kirchspiele untergegangen."

Gleichwie der Blitz im feurigen Wolkenherde erscheint und hinter ihm die Regenfluth sich ergiesst, so erscheint hier der Aal gleich der Blitzschlange, und ihm nach die Wasserfluth.

Schärfer und bestimmter noch hebt der mythische Grundriss dieser Sage bei Müllenhoff[1]) sich ab. „Rechts vom Wege von Schalkholz nach dem jetzigen Tellingstede, nicht weit vom Schalkholzer Tegel, lag das alte Tellingstede. Die Leute waren so gottlos und übermüthig, dass sie einen Prediger zwangen, einer Sau das Abendmahl zu geben. Doch schon als er ins Haus kam, drang ihm ein Schwefelgeruch entgegen und als er nachher wieder auf die Diele trat, wimmelte sie von Aalen mit grossen Augen und zischend wie Schlangen, und grässliche Kröten und andres Ungeziefer lief umher und ein furchtbarer Sturm erhob sich und die Hunde heulten. Da rief der Prediger schnell die frommen Leute des Orts zu sich und sie flohen und erbauten nachher das jetzige Tellingstede. Gleich hinter ihnen war mit Krachen das alte Dorf in die Erde gesunken und ein trüber bodenloser See, der Ecksee oder Neckssee, steht jetzt da, in dem kein Fisch lebt." Hier finden wir eine ganze mythische Gesellschaft vereinigt. Es wimmelt von Aalen, wie die Schlangen um den Schlangenkönig wimmeln, oder bei der Unthat, die der Schlange vom Menschen widerfährt, wimmelnd sich erheben. Sie haben grosse Augen, wie die sagenhaften Fische, wie die Gewittervögel, Eulen und Hexen[2]). Sie zischen wie Schlangen, Kröten und sonstiges Ungeziefer, laufen umher und treten uns als mythische Bekannte entgegen. Dazu kommt furchtbarer Sturm, die Windhunde heulen, es fehlt nur der wilde Jäger oder der zürnende Wolkengott, der seine eiserne Keule aus der Höhe niederschleudert auf die Sterblichen.

Hier ist kein Zweifel: die Aale sind an die Stelle von Schlangen getreten. Schon der Schwefelgeruch[3]) ist bezeichnend. Er ist so oft der Gestank, den der Gewitterteufel mit höhnischem Lachen hinterlässt.

Zwei kleine Stunden von Göttingen liegt der seeburger See. In alten Zeiten stand da eine stolze Burg, auf welcher ein Graf, Namens Isang,

1) Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein, S. 131.
2) Vergl. Schwartz, Poetische Naturanschauungen, S. 108.
3) Schwartz, Ursprung, S. 6, 74, 196—198.

wohnte, der eine grössere Sünde beging. Als er einst von seinem Fischmeister einen Aal haben wollte, schickte ihm dieser statt dessen eine silberweisse Schlange, nach deren Genuss der Graf die Stimme der Thiere verstand. „In kurzer Zeit," sagten sie, „werden die prächtigen Thürme umfallen und die ganze Burg wird versunken sein." Wie der Hahn auf dem Dache krähte und zur Eile ermahnte, verliess der Graf das Schloss und sah noch auf einer Anhöhe die Thurmspitze seines Schlosses im Abendroth glänzen. Bald danach aber waren Wall, Mauern und Thürme verschwunden und an des Schlosses Stelle ein grosser See[1]).

Tschache berichtet[2]): der Diener brachte einen weissen Aal. Der Graf sagte lachend: „Es wird eine Schlange sein, aber kein Aal." „Ehe die Sonne untergeht, wird das Feuer des Himmels auf das Schloss niederfallen," krähte der Hahn . . . Plötzlich rollte ein furchtbarer Donnerschlag über den ganzen Himmel hin. — Da war die Stelle, wo das Schloss gestanden hatte, leer und nur eine ungeheure röthliche Staubwolke schwebte über den versunkenen Gebäuden.

Ein König lässt sich alltäglich durch einen vertrauten Diener nach der Tafel eine verdeckte Schlüssel bringen. Niemand weiss, was darinnen ist, selbst nicht der Diener. Denn der König deckt sie nicht eher auf und isst davon, bis er allein ist. Einmal hebt der Diener den Deckel auf und erblickt eine weisse Schlange. U. s. w. (Tschache nach Grimm.)

Das ist allgemein bekannt, dass, wer eine weisse Schlange isst, welche in grossartigster Entwickelung in die deutsche Heldensage hineinspielt, die Stimmen der Vögel versteht. Ebenso wird durch den Genuss des weissen Aals dem Esser Weissagung kund.

Fisch, Wasser und Feuer sind häufig in Sagen. Nur einer Stelle bei Wolf[3]) sei gedacht. In der schönen Erzählung vom Ritter mit dem Schwan spricht die Herzogin von Billoen zu ihrer Tochter: „Diese Nacht träumte mir, ich ringe gegen den Grafen und ich werde verurtheilt, um verbrannt zu werden. Da kam aber ein Schwan und brachte Wasser, das Feuer zu löschen, und aus dem Wasser sprang ein Fisch, vor dem jeder bebte, darum glaube ich, dass dieser Ritter mich erlösen soll."

Derselbe Forscher berichtet[4]): „Herr Hincke van Murben hatte einen Zauberdegen, den hatte ihm ein Mönch verehrt. War in der Stunde gekauft, wo Mars regierte. Das Kreuz davon war auf einen Dienstag geschmiedet, auf keinen andern Tag, und an dem Tage ganz fertig gemacht. In dem Hefte war ein Stücklein Holz eingeschlossen, in welches der Donner geschlagen hatte; bei Gebrauch davon hätte man auch ein Stück von einem Rade nehmen können, auf dem ein Missethäter hingerichtet

1) Grimm, Deutsche Sagen, I, S. 174.
2) Tschache, Märchen und Sagen, Breslau 1868, S. 163.
3) Wolf, Niederländische Sagen, S. 187. 4) Ebenda, S. 366.

worden. Diess alles lässt man verrichten in der Stunde von Mars. Dieser also zubereitete Degen liess alle Degen der Gegner in Stücke springen.

Wenn man von keinem Menschen verwundet werden will, so kann man auf den rechten Arm eine Schlangenhaut binden, welche mit einer gegerbten Aalhaut überzogen ist. Dann lässt man ein eisernes Zeichen von einem Stücke eines Henkerschwertes schmieden" u. s. w. Die Verwandtschaft des Aales und der Schlange in volksthümlicher Auffassung spricht sich hier sehr deutlich aus, wie denn auch manche Leute keinen Aal (oder Pezker) essen mögen, weil er sie zu lebhaft an die Schlange erinnert. Selbst allgemeiner war früher die Abneigung vor dem Genuss der Aale.

Auch die Erbse hat ihre mythologische Bedeutung. Dem deutschen Donnergotte, Donar, scheinen Erbsen geweiht gewesen zu sein und ihm zu Ehren isst man noch Donnerstags in Berlin Erbsen[1]). A. v. Perger führt in seinen Pflanzensagen bezüglich der Erbse siebzehn Gebräuche und Sagen an. Bei ihm heisst es u. a.: „wer eine einzelne Erbse findet, soll sie nicht unbeachtet liegen lassen, denn mancher gewann durch Erbsen eine Königstochter und ein Schloss." Darin tritt klar genug das Wesen der zauberkräftigen Erbse hervor. Bei Haupt[2]) wirft Martin Pumphut, der ein verstecktes Verhältniss mit der Schlange[3]) hat, Erbsenkörner[4]) in den Kacheltopf (Ofenblase), dem sofort eine ganze Schwadron ausgerüsteter Reiter entsteigt. Auch Pumphut fängt unerlaubt Fische und stiebitzt Aepfel im Lustgarten des alten Dessauer[5]), geht auch ungefährdet über Wasser. Bei Kuhn und Schwartz[6]) sind die Erbsen besonders berücksichtigt. Der Drache lässt seine Last in einen Brunnen fallen, und als nun einer hinging, um zu sehen, was es sei, war der Brunnen bis zum Rande mit Erbsen gefüllt. — Der Drache, der sonst auch halbverbranntes Korn, Weizen und Goldstücke fallen lässt, ist ursprünglich einer der wichtigsten Vertreter der Gewitterwesen. Auf den mythischen Ursprung aber muss man zurückgehen, will man aus dem mannichfachen Wirrwarr der Sagenwelt einzelne Gestalten bestimmen, weil ihnen trotz aller Wandlungen und Zuthaten in den verschiedenartigen Sagengebilden die mythisch wesentlichen Eigenschaften von ihrem Ursprunge her noch immer anhaften. — Einer Frau schenken Zwerge eine Erbsranke. Sie musste nämlich, zum Tode verurtheilt, in den unterirdischen Gang hinuntersteigen, der ehedem auf Usedom von Pudagla nach Mellenthin führte. Unten sprang vor ihr eine grosse eiserne Thüre auf und sie sah viele Zwerge um einen Tisch sitzen, die ihr dann die Erbsranke gaben. Als sie wieder oben war, verwandelte sich die Erbsranke vor aller Augen in eine schwere eiserne

1) Schwartz, Ursprung, S. 248. Norddeutsche Sagen, S. 445.
2) Haupt, Sagenbuch der Lausitz, I, S. 185. 3) Wend. Sagen, S. 45.
4) Sonst Häcksel, Hirse oder Hafer. 5) Wend. Sagen, S. 45.
6) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 5, 12, 133, 411, 445, 446, 534.

Kette, die zum Andenken am Soot befestigt wurde, wo sie noch bis auf den heutigen Tag hängt. — Erbsen darf man nur am Mittwoch oder Sonnabend säen, sonst holen die Vögel sie hinweg. — Am Johannisfeuer kocht man Erbsen, dienlich zur Heilung von Wunden. — Sie sind ein Sonntagsgericht. In Berlin sagt man: Erbsen mit Speck müsse man Donnerstags essen, an anderen Tagen bringen sie Schwären. — Sie bilden die Lieblingsspeise der Zwerge und das Gericht beim Mahl der Hexen. Mit Erbsen soll man an den Zwölften die Hühner füttern, dann legen sie viele Eier. — Aber durchaus nicht soll man während der Zwölften Hülsenfrüchte, Erbsen essen, das ist ganz allgemein Vorschrift aus Rücksicht für die heilige Zeit der Gottheiten. Isst man in dieser Zeit Erbsen, so bekommt man Geschwüre[1]). In einer Räubergeschichte wird erzählt, wie ein Räuberhauptmann sich als Freier auf einem Schlosse einführt und die junge Gräfin in den Wald verlockt. Hingestreuten Erbsen folgend gelangt sie durch eine Eiche und dann durch einen (wohl unterirdischen) Gang in die Wohnung oder das Schloss der Räuber[2]). Aehnlich hatten Räuber ein Mädchen gefangen und in ihre Höhle, die Mordkuhle am Mordkuhlenberge bei Damme, geschleppt. Nach langer Zeit erlaubten sie ihr (zu Ostern) in die Kirche zu gehen, wenn sie keinem Menschen ihren Aufenthalt verrathen wollte. Wie sie dann wieder aus der Kirche war, kaufte sie sich Erbsen, stellte sich vor den Kirchthurm hin und klagte ihm ihr ganzes Leid, sagte auch, dass sie wieder in die Mordkuhle zurückkehren und Erbsen hinter sich streuen werde[3]). Kuhn gedenkt dabei einer andern Sage, nach der die Räuber verdeckte Leinen über den Weg gespannt hatten, welche zu Glocken führten, und das Mädchen nach sieben Jahren Gefangenschaft die Erlaubniss erhielt, Ostern zu feiern. — Die Erbsen, welche zur Eiche und nach dem (wohl unterirdischen) Schlosse hinführen, sowie die Eiche erinnern daran, wie auch die Zwerge bei Eichen ihre unterirdischen Gänge und Löcher haben. So wird überliefert[4]), dass die Lutchen bei einer der berühmten Rieseneichen unweit von dem Dorfe Straupitz, am nördlichen Rande des Spreewaldes, ihren Gottesdienst abgehalten haben; vermuthlich wohnten sie auch in der Nähe. In oder bei dem Dorfe Lucknitz (Muskauer Gegend) sollen sie unter einer Eiche gewohnt haben, unter die ein Fusssteig führte, wo sie ein und ausgingen[5]). Noch sei aus dem Wendischen ein Volksreim erwähnt, der also lautet: „Juro, puro, pjeršćeń groch, dunder (oder dundix) baba, zběraj groch.“ Deutsch: Juro (Jürge, Georg), puro, Ring, Erbsen, Donnerfrau (Gewitteralte), lies die

1) Wendisches Volksthum, S. 134.
2) Wendische Sagen, S. 5 Anm. 1.
3) Kuhn, Westfälische Sagen, 21.
4) Wendische Sagen, S. 22, 276.
5) Wendisches Volksthum, S. 170.

Erbsen auf[1]). Diese Worte beziehen sich sicherlich auf ein mythisches Verhältniss; auch hier tritt wieder die Erbse in Beziehung zur Donnerfrau.

Es ist also ein Verhältniss der Erbsen zu den Gewitterwesen erweisbar. Wie die Erbsen mythisch zu erklären sind, ist hier nebensächlich, genug, dass sie mythisch sind.

Es wäre sehr erklärlich und kann gefolgert werden, dass auch die Schlangen mit den Erbsen zu thun haben, weil der Drache ebenfalls in Gestalt einer feurigen Schlange[2]) durch die Luft zieht.

Auch Auen oder Gärten, in denen wunderbare Blumen blühten, kennt die Mythologie. Noch spricht der Landmann vom Gewitter, das aufblüht, von blühenden Wolken u. d. m.[3]). Die Alten kannten desgleichen Wiesen mit Blumen und Kräutern. Es genügt, auf die Wiesenauen im Wasserreiche hinzuweisen, wo die Verstorbenen weilen und die Gottheit über sie waltet, jene unterseeischen Gefilde in zauberischer Pracht, die nur selten der Fuss Lebender betrat, wenn ein eigenes Schicksal sie dorthin führte, um Verwünschte zu erlösen oder Todte zu befreien. Wem wäre nicht aus den homerischen Gesängen die Aphodeloswiese vertraut? Mit jenen Kräutern haben auch die Schlangen zu schaffen, sie kommen und holen die heilenden. Asklepios, dem Gott der Aerzte, umwindet die Schlange den Stab. Es folgt nothwendig aus den vorhandenen Ueberlieferungen, dass man auch Erbsen dort vermuthete.

Wie der Aal zeigt die Schlange, welche vornehmlich nach Milch und gebratenen Eiern[4]) geht, und ihre Verwandtin, die Kröte Naschsucht. Wolf berichtet[5]): „In einem Hause zu Gent wohnten ein paar bejahrte Leutchen, die konnten kein Essen in ihrem Brodschranke über Nacht verwahren. Das klagten sie einst ihrem Schwiegersohne und der sprach, er wolle es schon machen. In der folgenden Nacht versteckte er sich unter den Tisch und da sah er denn, wie um Mitternacht ein Schlänglein unter dem Boden herauskroch und nach dem Schranke schlich. Gleich darauf kam eine Kröte aus einem andern Loche und die machte sich gleichfalls nach dem Schranke zu. Als das Schlänglein an das Schloss rührte, sprang dies auf und die beiden Thiere theilten sich in den Vorrath von Essen, den sie fanden."

1) Wendisches Volksthum, S. 216 Anm. 1; Volksthum, S. 175 Anm. 1. Ein anderer Volksreim lautet:

„Geh, hole Weizen,
Geh, hole groch (Erbsen)
Und schiess das alte Weib ινς λοχ."

Bemerkenswerth die Verbindung zwischen dem alten Weib und Erbsen, welche letzteren auch in einigen Kinderreimen noch vorkommen, indessen wohl ohne tieferen Sinn.

2) In China soll, wie ich einer Mittheilung des chinesischen Hauptmannes Herrn Za Lsnn Biau entnehme, die Auffassung vom Drachen als einer goldgeschuppten Schlange, die Regen bringt, im Volke allgemein sein.

3) Wendisches Volksthum, S. 164, 165. 4) Wendische Sagen, S. 97, 100.

5) Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, S. 492.



Ausser den Aalen mit ihrer merkwürdigen Vorliebe für Erbsen zeigen auch noch andere Geister oder mythische Wesen entsprechende Essgelüste. Vor allen sind es die Zwerge, die als Näscher in die Erbsen gehen. Statt vieler eine Sage[1]) aus dem Spreewald, die auch sonst in Deutschland sich vielfach wiederholt.

In der Dorfgemeinde Burg liegt der Schlossberg, bekannt durch seine vorgeschichtlichen Alterthümer. Auf dem hatte ein Mann Erbsen gepflanzt, aber der Schoten waren alle Tage weniger. Er hörte immer etwas in den Schoten knistern, aber sah keinen Menschen. Da wurde er ärgerlich, nahm einen Dreschflegel nnd schlug in die Erbsen. Da schlug er dem Zwerge die Nebelkappe ab und sahe, es war ein Lutchen da. Der sprang ein paar Schritte, zog sich die Nebelkappe wieder auf den Kopf und war dann verschwunden. Entsprechender noch zieht sonst ein Mann mit seinem Knechte ein Seil[2]) über das Feld nnd streift den Zwergen in den Erbsen die Nebelkappen ab[3]).

Aehnlich von himmlischer Herkunft wie die Zwerge sind die deutschen Nixe, in deren Bereiche wir auch Wasserfräulein finden. Denn von weiblichen „Nixen“ ist mir im Volke nichts bekannt geworden, trotzdem alle Welt davon redet. Darum tragen die Nixe auch rothe Käppchen, oder grüne mit rother Puschel, haben rothe Kleider und trennen mit einer Zauberruthe das Wasser wie Mauern, gleichwie der Blitz durch die Wolken fahrend auch diese wie Wände theilt und öffnet.

Bei dem Dorfe Neustadt (in Schlesien), gelegen an der Spree, die dort, umsäumt von hohen Bäumen, in breitem Bette ihr Wasser führt, war früher ein tiefes Loch in dem Flusse[4]). Nicht weit von dieser Wassertiefe hatte der Förster seinen Acker und da kam der Nix immer aus dem Wasser und ist in die weissen Rüben auf dem Felde gegangen. Also auch beim Wassergeiste Neigung in die nahegelegenen Felder zu gehen, nur dass er statt der Erbsen Rüben nascht oder stiehlt.

„Einem Manne zu Wetleren wurde in jeder Nacht, die Gott erschaffen hat, sein Tabakfeld zerstört, die Blätter niedergeschlagen, abgebrochen oder was Anderes, kurz er fand jeden Morgen eine neue Ursache zu Aerger und Verdruss. Schliesslich verbarg er sich Abends

1) Wendische Sagen, S. 285.

2) Seil heisst in vorgeschichtlicher Sprache auch Blitz.

3) Vergl. Kuhn, Westfälische Sagen. Einem Bauer naschten die Zwerge fortwährend die Erbsen aus, ohne dass er sie jemals sehen oder fangen konnte. Da erhielt er den Rath, er sollte mit seinem Knechte hinausgehen und ein slât snôre mitnehmen, aber noch vor Sonnenaufgang. Deshalb ging er bereits am Abend hin, um die Nacht hindurchzuwachen. Wie er so sitzt, hört er die Zwerge miteinander sprechen; da sagt der eine zum anderen:

„Dat's gaut, dat dat de dumme binre nich weit,
Dat de sünn um twölben upgeit“ u. s. w.

4) Wendisches Volksthum, S. 53.

mit einer Flinte in der Nähe des Feldes. Bis Mitternacht blieb alles still, dann aber regte es sich in den Blättern und eins wurde nach dem andern geknickt. Dreimal versuchte er zu schiessen und erlitt selbst Ungemach. Sein Hut wurde ihm eine Viertelstunde weit geschleudert, dabei hörte er ein schallendes Gelächter: „Hahaha! Da hab' ich euch einmal festgehabt." Da erkannte er, dass ihm der Wasserteufel den Streich gespielt habe und ging still nach Hause zurück[1])."

Gerade so gehen und schleichen auch die Hexen in die Kuhställe, um Milch oder den „Nutzen"[2]) sich zu holen. Was jenem Manne mit dem Wasserteufel, widerfuhr ähnlich einem Bauer in der Lausitz, als er na opargi (auf Wolborgen) mit geladener Flinte den Hexen auflauerte. Mondschein war und völlige Stille. Ein trockenes Blättchen kullerte an ihn heran und auf einmal war ein grosser Sturm. U. s. w.[3])

Eine Hexe sagte:

„Ich thue einen Schritt,
Butter und Käse du musst mit."

Der Bauer mit dem Knüppel:

„Ich thue einen Schlag
Auf den D u n d e r - W e t t e r - S a c k."

Hier wird ausdrücklich noch das ursprüngliche Verhältniss gekennzeichnet.

Einer wachte mit Degen und Stahl im Stall und machte einen Kreis um sich. — Um Mitternacht kam ein grosses Thier, wie ein D r a c h e, mit silberner K r o n e und vielem F e u e r; selbigem hieb er einen Flügel ab. Am anderen Morgen fehlte einer Nachbarin, einer Hexe, der Arm. So zeigt sich überall ein wechselreiches Eintreten, weil die meisten Geister Verwandte sind.

Hinter der Stadt Vetschau lebt noch jetzt ein alter, vom Volke in seiner Würde bestallter „Thierarzt", der weithin Ruf hat. Auf Bitten einer Frau „citirte" dieser eine Hexe zu sich. Die hatte zwei grosse Flügel, wie ein Drache, war ganz dünn wie ein Gerippe und fuhr durch die Decke hinaus. Davon entstand in der Stubendecke ein grosses Loch, das man noch heute sehen kann. Ein solches Loch in der Decke macht ebenso der Drache. Ein wendischer Bauer, mit dessen Sohne ich gut bekannt bin, hatte einen Drachen, der alle Nächte vom Boden zu ihm herunter kam und unter's Bett kroch; dazu war in der Stubendecke ein Loch. Sehr oft knasterte es auf der Decke, u. s. w.

Es war vorher von den Erbsen in mythischem Sinne die Rede gewesen; hier muss ihrer noch in anderer Hinsicht gedacht werden. Da sie als Schoten ein Lieblingsgericht der Kinder sind, scheucht man letztere wie aus dem Korn, den Weinbergen, von den Erbsen zurück und droht ihnen

1) Wolf, Deutsche Sagen, S. 193.

2) Das Wort „Nutzen" in diesem Sinne ist ein ganz bestimmter Fachausdruck in der Volkssprache, auch nicht zu verwechseln mit dem „Nutzen" in der Nachgeburt einer Kuh.

3) Wendische Sagen, S. 164, 170, 165, 164. 4) Ebenda, S. 104.

mit allerhand Gespenstern, so in der Gegend von Zossen mit dem Hannemann. Aber die Kinder singen spottend in den Schoten[1]):

„Hannemann! Hannemann! husch! husch! husch!
Ich sitz' in Deine Schoten,
Wenn der Hannemann käme,
Mit de rothe Bräme (Augenbraue),
Mit de rothe Mütze,
Jnch, wie wollt' ich flitzen"[1]).

Bei Trebatsch:

„. . . Wenn der Amtmann käme,
Mit de lange Zähne,
Mit de rothe Pudelmütze . . ."

In Dentschland werden verschiedene solcher Erbsengeister[2]) genannt, auf die näher einzugehen hier nicht der Ort ist.

In der Niederlausitz, da wo man wendisch spricht, heisst das Erbsengespenst pośeerdańc, přeśerpajnc, přiśerpajnc, serpołnica, serpowa baba, serpel, serp. Wie es scheint, wiederholt sich in allen diesen Namen, die der Mehrzahl nach mit Mühe nur im Volke noch aufzufinden sind, das Wort serp, Sichel. Diese ist also das Wahrzeichen des Feldgeistes, wenn wir wollen, einer Gottheit, wie auch die wendische Mittagsfrau, přezpołnica, namentlich nach der Oberlausitz zn, mit der Sichel erscheint, die sie an einer Stange über der Schulter trägt. Beide fallen zusammen[3]).

---

1) Wendische Sagen, S. 300. — Eine Volksmeinung ist, dass der Blitz Löcher wie eine Erbse schlägt. — Die Zwerge, das kleine Volk, auf der Edenburg in Sachsen, wollten Hochzeit halten nnd sprangen hinab anf den glatten Fussboden, wie Erbsen auf die Tenne geschüttet werden. Grimm, Dentsche Sagen, I, S. 34. — Der mythische Jäger, ein norddentscher Theseus, welcher das alte Schloss zu Lübbenau wieder auffand nnd von Ungethümen reinigte, nahm dem Schlangenkönig die Krone fort. Als ihn deshalb die Schlangen verfolgten, warf er zu eigener Rettung seinen Mantel vom Pferde. Den fand man nachher ganz dnrchlöchert und zerschnnden. Dieser Jäger gilt als Stammherr und Ahne der Grafen Lynar u. s. w. (Sagen, S. 97). Bei Haupt (1, S. 76) heisst es in derselben Sage: „Augenblicklich hört er ein helles Pfeifen und da schiessen die Schlangen vom Berge herab nnd links ans dem Wasser in nnzähliger Menge, nnd alle hinter ihm her wie feurige Blitze u. s. w. Zu gedenken ist hier noch der Schlange (nach den weiteren Ausführnngen des Talmud auch in die Klasse der Haus- und milchschleckenden Schlangen gehörig), welche im Wonnegarten Paradies mit den zauberhaften Apfeln zu schaffen hat, von denen Eva, die Frau des Adam (wie Embla des Ask im Germanisch-Nordischen), in zwergenhafter Weise heimlich und unerlaubt geniesst. Das Verständniss einer solchen Auffassung und Gedankenverbindung, die schon vor Jahrtausenden selbst in jenen Euphratländern im ursprünglichen Sinne nicht mehr verstanden wurden, liegt nns natürlich sehr fern (um so mehr, da wir ganz ausserhalb jener kleinasiatischen Mythen- und Sagenkreise stehen), etwa ebenso, wie jenen Alfuren, die nach dem Bericht des Herrn Joest (Zeitschr. f. Ethn., 1882, Verh., S. 75) die Missionare über die Unterhaltnng zwischen Eva nnd der Schlange auslachten nnd sagten: „Eine Schlange kann ja gar nicht sprechen, das wissen wir besser."

2) Vergl. Mannhardt, Die Korndämonen, u. A.

3) Wendisches Volksthnm, S. 148, 45. Sagen, S. 89. — Schon der treffliche Zwahr (Wend. Wörterbuch, S. 331) sagt: sserpyschyja eine Mittagsgottheit oder Gespenst, sonst pschéspolniza genannt.

Unter Deutschen schwingt der wilde Jäger, nnser mächtiger Wode, eine Sichel, Sicheln tragen die Weiber der Hulda[1]), mit Sicheln schneiden die Mäher, welche den von Odin in die Höhe geworfenen Wetzstein auffangen wollen, auf der Wiese einander die Hälse ab. Mit der Sichel verscheucht der griechische Zeus die Gewitterwesen, die Pschespoliza die, welche es wagen, in mittäglicher Ruhe den Acker zu hetreten, und der Sserpel (bei Trehatsch die Sichelfran) die Erhsennäscher.

Leute in Sakrow (nördlich vom Spreewalde) nannten das Schotengespenst Mürawa (= wend. Mórawa). Wenngleich ich diese Bezeichnung nur vereinzelt gehört habe, so verdient sie immerhin Beachtung. Morawa ist dieselhe Göttin, welche, wie die dentsche Fricka, Berchta, Holda, Harke, Fuik, nicht duldet, dass zwischen Weihnachten und Heiligen drei Königen gesponnen wird. Auch wo sie auftritt, dürfen in den Zwölften keine Erhsen (keine Hülsenfrüchte) gegessen werden.

Im wasser- und wiesenreichen Burg im Spreewalde ist der Glaube oder die Erinnerung an den Sserpel oder die Sserpelbaba, die Sichelfrau, sehr geschwunden und statt ihrer ein anderer serpel oder serp, nämlich der so genannte Wachtelkönig (Crex pratensis) eingerückt. Dieser Vogel, von vielen gehört, von wenigen gesehen, dessen Ruf man treffend mit serp, serp wiedergiebt und dem Wetzen einer Sichel vergleicht, hat daher seinen Namen. Von ihm sagt man, dass er, der hörbar, aher nnsichthar im Grase nasser Wiesen lebt[2]), Nachts in die Erhsen gehe. Ich für meine Person habe ihn nnmassgeblicher Weise niemals in den Erhsen gehört. Doch mag es vorkommen, wie denn der Wachtelkönig anch in Getreidefelder gehen soll. Indessen kommt er sicherlich nicht in Erbsenfeldern vor, welche weit von nassen Wiesen entfernt liegen, und doch sagten die Leute auch da, dass er in den Erhsen sich hören liesse. Also auch der heziehungsreiche Wachtelkönig „geht in die Erhsen“.

Oh es nun mit den Besnchen des Sserpels eine ähnliche Bewandtniss habe, wie mit denen der Aale in den Erhsen[3]), sei gänzlich dahingestellt.

---

1) Schwartz, Ursprnng, S. 113 nnd a. O.

2) Beim Henmähen wird ihm öfter Kopf und Hals weggeschnitten, darum der Rnf der Mäher: serp, serp, šyjn přec, šyja přec, Sserp, Sserp, den Hals weg!

3) Nichtig wäre der Einwand, dass keine Vorstellungen von Erbsen überliefert werden konnten, falls man s. Z. keine hatte. Dann verglich man mit ähnlichen Körnern, etwa Wicken, Sanbohnen nnd dgl., an deren Stelle in der Auffassung die Erbse trat, sobald sie Bedentung gewann.

Unter dem mehrschichtigen Urnenlager in Müschen (Kreis Cottbns) fand ich in zwei zerfallenen Thongefässen erbsenähnliche, schwarzverkohlte Körner, welche indessen nach dem Urtheile des Herrn Prof. Wittmack, der sie gütigst einer Besichtigung nnterzog, sehr wahrscheinlich San- (Pferde-, Fntter-) Bohnen, Faba vnlgaris Mönch oder Vicia Faba Linn. sind, von geringerer Grösse als die jetzt hier heimischen Arten (anch als Erbsen bestimmt, vergleiche die Verhandlungen). — Saubohnen waren früher bei der Bevölkerung der Lausitzer Niederung ebenso wie anderwärts eine Hauptnahrnng (Vergl. Zeitschr. f. Ethn., XII, 1880, S. 247, auch in Wend. Sagen, S. 18, 118). Anf alte Hoperga (stara hoperga), das war acht

So viel aber steht fest, dass der Aal mythisch an Stelle der Schlange vorkommt, daher es auch berechtigt erscheint, die durch keine naturwissenschaftlichen Beobachtungen festgestellte Vorliebe der Aale für Erbsen auf einen mythischen Ursprung zurückführen. Denn wenn wirklich mehrmals Aale in Erbsenfeldern, Erbsen verzehrend — und das könnte doch nur ihr Zweck sein — getroffen worden wären, was trotz der unzählbaren Menge der Beobachter noch niemand hat erweisen können, so würde eine so vereinzelte Naturbeobachtung schwerlich zu solchem Ansehen im Volksglauben gekommen sein; dazu gehört mehr.

Tage nach Walpurgi, der hohen Zeit der Hexen, wo sie sich versammelten und ihr Festmahl hielten, wurden nach Hantscho-Hano in Schleife früher bei den (Grenz-) Wenden in der Muskauer Gegend Saubohnen gekocht. Hierbei sei an das Erbsenessen der Hexen bei Kuhn und Schwartz erinnert.

Miscelle.

B. B. Redding: Wie unsere Voreltern in der Steinzeit ihre Werkzeuge machten. The American Naturalist, November 1879, p. 668.

Consolnin, ein kräftiger Greis vom Stamme der Wintoon oder Clond-River-Indianer, die um den Fuss des Shasta-Berges, im Norden von Californien wohnen, brachte, in Hirschfell eingewickelt, ein Stück Obsidian, etwa ein Pfund schwer, ein Stück Hirschhorn von einem der Länge nach gespaltenen Zacken, etwa 4 Zoll lang, einen halben Zoll im Durchmesser und an den Enden glatt abgeschliffen, so dass jede Endfläche einen Halbkreis bildete, ferner zwei Zacken eines Hirschgeweihes (Cariacus columbianus), deren Spitzen zu einer viereckigen scharfspitzigen Feile (a square sharp pointed file) zugeschliffen waren, die eine viel kleiner als die andere. Er hatte auch einige Stücke Eisendraht, die an hölzernen Stielen befestigt und in derselben Weise zugeschliffen waren. Diese, sagte er, benutzte er mit Vorliebe seit die Weissen in's Land gekommen, weil sie härter sind und nicht so oft geschärft zu werden brauchen. Den Obsidian erhielt er angeblich von einer Stelle, etwa 60 Miles N. vom Berge Shásta, aus einem Gebiete, das früher die Yreka-Indianer beanspruchten, und da die Trinity-Yreka und Modoc-Indianer, sowohl als die Wintoons des Steines bedurften, so erlangte man ihn selten ohne Kampf. Das Stück, welches er hatte, war hellblau, er schätzte es auf zwanzig Dollars; wäre es weiss, so würde es, wie er meinte, 40 bis 50 Dollars werth sein. Ich konnte nicht erfahren, dass weisser Obsidian härter oder leichter zu bearbeiten sei; der höhere Werth liegt wohl nur in seiner grösseren Seltenheit.

Er legte das Stück Obsidian in die linke hohle Hand, steckte zwischen den ersten und zweiten Finger derselben Hand das vorher beschriebene Stück gespaltenen Hirschhorns, so dass dessen gerade Kante etwa ¼ Zoll von dem Rande des Obsidians entfernt war, entsprechend der Dicke des abzusprengenden Scherben; dann wählte er einen kleinen, abgerundeten, etwa ein Pfund schweren Rollstein und gab damit auf das andere Ende des Hirschhorns einen scharfen Schlag. Der erste Versuch misslang, es wurde ein Scherben abgetrennt, er zerbarst aber in kleine Splitter. Der Mann wiederholte den Versuch, indem er das Hirschhorn anscheinend fester und sorgfältiger aufsetzte, der zweite Schlag gelang; ein vollkommener Scherben mit schönem muschligen Bruch sprang ab; ich kaufte ihn und liess einen anderen absprengen, um eine Pfeilspitze daraus anzufertigen. Es gelang abermals. Die Form, welche der Obsidian naturgemäss annimmt, wenn er in dieser Weise abgesprengt wird, ist die einer Lanzenspitze, und er könnte mit geringer Modification als solche verwerthet werden.

Die Dicke des abzusprengenden Scherben wird bedingt durch die Entfernung vom Rande des Obsidians, in welcher die gerade Kante des Hirschhorns aufgesetzt wird, bevor der Schlag erfolgt.

Der Mann hockte auf dem Boden, auf seinem linken Fuss sitzend, sein rechtes Bein war ausgestreckt, eine Stellung wie man sie oft bei Schneidern während der Arbeit wahrnimmt. In seine hohle linke Hand legte er ein Stück wohlgegerbtes Hirschleder, anscheinend vom Halse des Thieres herrührend, es war dick aber weich und geschmeidig, darauf legte er den Obsidianscherben, den er mit den ersten drei Fingern derselben Hand fest in seiner Lage erhielt. Den Ellenbogen stützte er auf das linke Knie, wodurch der linke Arm und die den Scherben haltende Hand festen Halt bekamen. Dann nahm er mit der Rechten den grösseren der Hirschgeweihzacken, dessen Spitze, wie erwähnt, in Gestalt einer viereckigen Feile zugeschärft war, hielt ihn wie ein Holzschneider seinen Stichel und begann damit den einen Rand des rundlichen Scherben in eine gerade Linie zu verwandeln. Indem er den Daumen der rechten Hand auf den Rand der linken Handfläche stützte, kam die Spitze des Geweihzackens etwa ⅛ Zoll, oder weniger, vom Rande des Scherben zu liegen; durch einen starken Druck derselben nach unten brach dann jedesmal ein Stück von der gewünschten Grösse mit muschligem Bruch ab. Die Spitze des Zackens wurde dann etwas weiter gerückt und dasselbe Verfahren wiederholt bis nach wenigen Minuten der eine Rand des Scherben eine gerade

Linie bildete. Da durch diese Bearbeitung alle Splitter von der unteren Seite des Scherben abgesprengt wurden, so würde die Pfeilspitze, hätte man sie in diesem Zustande gelassen, nicht gleichmässig gestaltet gewesen sein, d. h. die beiden schneidenden Kanten würden sich nicht in der Mitte befunden haben. Deshalb rieb er auf der scharfen Kante, die er gemacht hatte, mit der Seite des Hirschhornes kräftig hin und her, bis die Schärfe abgestumpft war. Dann wurde der Scherben umgedreht und das Absprengen von Neuem begonnen. Nach Vollendung dieser Arbeit war von jeder Seite des Scherbenrandes gleich viel abgesprengt und die schneidende Kante lag in der Mitte. Jetzt war es klar, dass der auf diese Weise hergestellte gerade Rand eine Seite des langen gleichschenkligen Dreiecks bilden sollte, welches die Form der von diesem Stamme verwendeten Pfeilspitze ist.

Wenn der Obsidianscherben fest in dem Kissen der linken Hand lag, und die Spitze des Hirschhorns kräftig gegen den Rand des Scherbens gepresst wurde, so war die Wirkung dieselbe, wie die des Schlages, welche den Scherben von dem grossen Stück absprengte. Während der Alte aber der Wirkung des Schlages nicht immer ganz sicher war, schien er mit der Spitze des Hirschhorns im Stande zu sein genau das gewünschte Stück absprengen zu können. Das dicke weiche Hirschleder scheint keinen andern Zweck gehabt zu haben, als die Hand gegen Schnittwunden von den unzähligen abgesprengten scharfen Splittern zu schützen. Nachdem nun die eine Längsseite der Pfeilspitze vollendet, wurde der Scherben umgedreht und die andere Seite auf dieselbe Weise hergestellt. Da aber hier vielmehr Obsidian fortgebrochen werden musste, so wurde stärkerer Druck angewendet, und grössere Stücke abgebrochen, bis der Scherben die gewünschte Form annahm, worauf dieselbe Sorgfalt der Behandlung, wie bei Bearbeitung der ersten geraden Seite angewandt wurde. Bei dem Absprengen der grossen oder kleinen Scherben blieb die Handhabung dieselbe. Der Druck der Hirschhornspitze gegen die obere Kante des Scherben schien nie ein Stück abzusprengen, welches an dem oberen Rande über den Ansatz des Hirschhorns hin aussagte, während auf der unteren Seite das ausgebrochene Stück doppelt so gross war.

Jedesmal nachdem eine Reihe Splitter abgesprengt, wurde die scharfe Kante abgerieben, der Scherben umgedreht und das Absprengen auf der andern Seite fortgesetzt. Durch dieses Verfahren erlangt man, dass diese schneidenden Kanten in derselben Ebene liegen. Die Basis des Pfeils wurde in derselben Weise gebildet. Linien wurden nicht gezogen, aber gelegentlich betrachtete der Alte sein Werk, während es fortschritt, und bearbeitete die eine oder die andere Seite, um sie gleichmässig zu erhalten. Die Basis der vollendeten Pfeilspitze wird in eine Kerbe im Ende eines hölzernen Schaftes eingepasst und mit Hirschsehnen daran festgebunden. Damit die Pfeilspitze am Schafte festsitze und die Sehne das Eindringen des Pfeiles nicht hemme, wird ein etwa ¼ Zoll grosser Ausschnitt in beiden scharfen Kanten der Pfeilspitze angebracht, etwa ¼ Zoll über der Basis. Daher sieht die Pfeilspitze aus, als hätte sie Widerhaken; es scheint aber nur auf ein Mittel abgesehen zu sein, um die Pfeilspitze fest an dem Schafte zu befestigen, ohne ein Hinderniss für das Eindringen derselben zu schaffen. Das Ausbrechen dieser Oeffnungen war die letzte Manipulation, und schien mir schwieriger als alle übrigen, ich fürchtete, dass alle bisher aufgewendete Geduld und Mühe dabei auf's Spiel gesetzt würde. In Wirklichkeit aber war das Verfahren das einfachste, sicherste und schnellste von allen. Der Mann hielt die wohlgeformte Pfeilspitze zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand, die Spitze nach oben, die Basis auf dem Lederkissen in der Handfläche ruhend, dann nahm er den kleinen Geweihzacken, der in derselben Weise, wie der grosse zugeschärft, aber in allen seinen Verhältnissen viel kleiner war; seine Enden konnten nicht über $^1/_{16}$ Zoll-Quadrat gross sein. Er stemmte dieses Ende gegen den Rand der Pfeilspitze, wo er die Vertiefung anbringen wollte, und begann in wiegender Weise damit hin und her zu sägen, die feinen Splitter sprangen von jeder Seite ab, die Spitze des Hirschhorns drang tiefer und in weniger als einer Minute war der Ausschnitt fertig; dann drehte er die Spitze um und wiederholte dieses Verfahren an der anderen Seite. Es schien, als hätte er auf diese Weise in wenigen Minuten die Pfeilspitze mitten durchschneiden können. Nun besah er seine Arbeit im hellen Sonnenlicht, und übergab mir, da er damit zufrieden war, die Pfeilspitze. Er hatte vierzig Minuten gebraucht um die beiden grossen Scherben von dem Obsidianstück abzusprengen und einen derselben zu einer Pfeilspitze zu formen. Als es an das Feilschen ging, fand ich, dass sie 75 Cents (3,20 ℳ) kosten sollten, zahlbar in Muscheln (Dentalium entalis), welche er höher schätzte, als ihren Geld-

werth. Der Werth des Scherben uud der Pfeilspitze gründete sich uicht auf die verwendete Zeit uud Mühe, sondern auf den Werth des Obsidians, da sich der Mann erhot, mir für einen Dollarwerth in Muscheln, zehn aus Bierflaschenboden gemachte Pfeilspitzen von gleicher Form und Grösse zu überlassen. Die Celte, Messer, Schaber, Meissel der Steinzeit sind alle viel leichter herzustellen, als dergleichen Pfeilspitzen. Ich bezweifle, dass bei ihrer Anfertigung Steinhämmer benutzt wurden, ausser um Scherbeu von einem grossen Stück Feuerstein oder Obsidiau abzusprengen, und in solchem Falle wurde der Schlag wohl durch ein Stück Hirschhorn oder hartes Holz, in der Art, wie ich es beschriebeu habe, übertrageu. Ein unmittelbar mit dem Steinhammer auf deu Feuerstein geführter Schlag würde selbst iu geübter Hand sehr unsicher iu seiuer Wirkung seiu. . . . Wahrscheinlich könuten grosse Splitter aus der Kante eines Scherben ausgebrocheu werden vermittelst einer Einkerbung am Eude eines Geweihzackeus, so wie jetzt die Eingeboruen von Alaska deu Walrosszahn verwenden, und wie ich Fensterglas mit einem Schlüssel habe ausbrechen sehen; eine Pfeilspitze aber ist zu klein und zu fein für derartige Manipulationen.

Ich kanu nicht nmhin zu glanben, dass unsere Voreltern iu der Steinzeit in derselben Weise wie Cousolulu verfuhreu. F. Jagor.

Bücherschau.

Beal, Abstract of four Lectures on Buddhist Literature in China. London 1882.

Die werthvollen Beiträge, welche der Verfasser seineu, zu deu fundamentaleu im Buddhismus gehörigen, Arbeiten ferner zufügt, vermehren sich durch 5 Tafeln, „copied from those fouud in Jin-chau's History of Buddhism (Fa-kiai-lih-tu),“ Mount Sumeru, the four kings, the Sakwala, the four Dvipas, the thirty-three gods. A. B.

Horn's Geschichte der Literatur des Skandinavischen Norden's von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Leipzig 1880.

Für berechtigte Ansprüche auf Interesse des deutschen Lesers, führt der Verfasser unter deu ersteu Gründen an, „weil die nordische Literatur im Ganzen genommen ein Ausdruck des Geisteslebens eiuer mit der deutscheu nahe verwandteu Volksindividualität ist,“ und fühlt sich in der That diese Verwandtschaft mehr uud mehr, je mehr in der Anthropologie und Prähistorie gerade gemeinsame Studien zusammenführen. A. B.

Cowan, The Bora Land, a description of the Country and People. Antananarivo 1881.

Dem Besuche dieses Districts (lying to the south and west of southern Betscheo) ist eine Karte beigegeben: South Central Madagascar, Sketch map of the Bora (nach den Aufnahmen der Reise). A. B.

VII.

Der Zauber des „rückwärts“ Singens und Spielens[1]).

Von

Direktor **W. Schwartz** in Berlin.

In der anthropologischen Gesellschaft ist öfter von der Zauberformel: sator, arepo, tenet, opera, rotas die Rede gewesen und die Wörter haben allerhand eigentümliche Deutungen dann hervorgerufen, wie auch sonst schon, indem eine individuelle Lösung gesucht und die Sache nicht auf eine breitere Basis dazu gestellt wurde. Die Formel steht nämlich nicht isolirt da, wie einfach ein Einblick in Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, Berlin 1869, zeigen kann, der unter vielen ähnlichen, aus dem Mittelalter stammenden Formeln auch diese anführt, indem er bei den vielen Spielereien in dieser Hinsicht mit Worten und Buchstaben auch das sator, arepo, tenet, opera, rotas als oft vorkommend erwähnt und hinzusetzt: „diese fünf Wörter zu je fünf Buchstaben, finden sich sehr oft vor zu vielerlei Zauberzweck, oft genau unter einander geschrieben, so dass man die 25 Buchstaben nach jeder Richtung lesen kann. Sie werden auch dem Vieh gegen Behexung eingegeben und auch Pferde müssen Zauberzettel fressen. Es wäre vergebliche Mühe, wenn man aus allen diesen Buchstaben und Wörtern einen Sinn heraus deuten wollte u. s. w.“ — „Die grosse Verschiedenheit der Buchstaben- und Zeichenformeln für dieselbe Sache,“ fährt er fort, „zeigt übrigens, dass (im Einzelnen) keine bestimmte Ueberlieferung vorliegt, sondern die erfinderische Willkür waltet.“ So Wuttke im Anschlus an J. Grimm, indem er zum Schluss noch darauf hinweist, „dass die speciell in aufgeschriebenen Worten bestehenden Zaubermittel sich im Allgemeinen mehr an das orientalische, durch die Araber weiter gebildete und nach Europa gebrachte Zauberwesen anlehnen, womit nicht ausgeschlossen, dass nicht auch hebräische und lateinische Wörter und Buchstaben in Anwendung kämen, ja zuletzt auch der Name Christi und der Apostel und dergleichen hineinspiele.“

Das Charakteristische dieser Art von Zauberei war nämlich, dass sie

---

1) Mit einem Nachtrag vom Todtenfährmann und der Schattenwelt.

zunächst aus mehr oder minder gelehrten, wenigstens schriftkundigen Kreisen dem allgemeinen, in Europa herrschenden Volksglauben entgegenkam, und hierin liegt auch der Grund, dass sich zum Theil doch auch in diesen Abstrusitäten eine gewisse Methode zeigt. So beruht z. B. die oben erwähnte, aus der Kenntniss des Lateinischen gebildete Formel[1]) auf dem altheidnischen, weit verbreiteten Glauben, dass ein Zauber durch Umkehrung gewandelt, ja sogar aufgehoben und man dies letztere besonders erreichen könne, wenn man Zauberlieder „rückwärts" spräche oder spiele, was dann auf dem Gebiet der Worte und Buchstaben zu solchen Konstruktionen und Erfindungen wie die obige führte. Denn der Kernpunkt des Spruches ist ja, dass in diesem Sinne die Worte zusammengestellt sind, denn sator, arepo, tenet rückwärts gelesen heisst tenet, opera, rotas; tenet ist gleichsam die Axe, um die sich das Ganze dreht; einen Sinn hat es weiter nicht!

Diese Eigenthümlichkeit beim Zauber, namentlich beim Gegenzauber, hebt auch Wuttke S. 171 hervor, indem er sagt: Eine verwandte Bedeutung hat es, wenn beim Zauber vieles umgekehrt gemacht werden muss; man geht rückwärts, spricht bestimmte Formeln und Gebete rückwärts und dergl. mehr." Das ist uralt und tritt in Sage und Gebrauch in der mannichfachsten Weise hervor, namentlich im Sinne des Aufhebens, des Rückgängigmachens, wie schon angedeutet, von jeglicher Art Zauber, Beschwörungen u. dergl., was auch schon Voss zu Georg. IV. 485 ff. für das klassische Alterthum ausspricht. Wie z. B. in deutschen Sagen der Jüngling, welcher die Prinzessin erlösen will, sich nicht nach all' dem bei dem Erlösungswerk um ihn auftauchenden Spuk umsehen, sich nicht umkehren darf, sonst verschwindet der Zauber, und die Prinzessin versinkt in die Tiefe unter dem dröhnenden Nachruf „Ewig verloren", wird auch Jason aufgefordert, als er die Hölle mit der Hekate am Himmel heraufbeschworen, ruhig fortzugehen und sich nicht nach all dem Spuk umzukehren, sonst störe er das Zauberwerk, und als Orpheus bei demselben Verbot sich doch nach der durch sein Spiel aus der Unterwelt heraufgezauberten Eurydike, welche die Sage zu seiner Gattin macht, umkehrt, so versinkt die aus der Tiefe heraufsteigende Gestalt wieder, wie die Prinzessin und ist ihm ewig verloren (Voss a. a. O. dann Heut. Volksgl. 1862 p. 109 ff. Berl. Zeitschr. f. Gymnasialwesen 1866. p. 786 ff. Poet. Naturan. II 154 f., wo die Scenerie der betr. Sagen am Gewitterhimmel, das Versinken des betr. weiblichen Wesens, ursprünglich der Sonne, im niederfahrenden Blitz u. s. w. nachgewiesen).

Was in diesen Sagen, trotz der eigenthümlichen Gestaltung, die sie in ihrer individuellen Entwickelung zeigen, immer noch hindurchreflektirt, tritt uns bei lateinischen Dichtern in Bezug auf die Anwendung von Zauber-

1) Wie weit sie auch später gewandert und welche Umwandlungen sie auch im Einzelnen erfahren hat, darüber s. Zeitschr. f. Ethnol. 1881 S. 35 und 1880 S. 555.

formeln als geforderter Gebrauch behufs Aufhebung des Zaubers (ἐπηλυσίης ἐρυσμός. Hom. hymn. in Cererem v. 230) noch direkt entgegen. So lässt z. B. Ovid den Macareus, des Odysseus Gefährten, seine und seiner Genossen Entzauberung Metam. XIV. 297 ff. folgendermassen erzählen. Als Odysseus von der Circe die Aufhebung des über seine Gefährten verhängten Zaubers fordert, heisst es:

spargimur innocuae succis melioribus herbae,
percutimurque caput conversae verbere virgae:
verbaque dicuntur dictis contraria verbis.
quo magis illa canit, magis hoc tellure levati
erigimur: setaeque cadunt etc.

Neben dem heilenden Saft treten charakteristisch die umgewandte Zauberruthe[1]) und die verba dictis contraria, um den früheren Zauber aufzuheben, und dass mit letzterem nicht etwa bloss ein Gegenzauberlied, sondern faktisch das alte rückwärts gesungen (wie oben beim sator arepo u. s. w.) gemeint ist, zeigt ausser anderen Analogien, auf die wir gleich noch kommen werden, schon einfach eine Stelle beim Valerius Flaccus I. 779 ff., wo es von Aeson in Betreff einer wieder am Himmel heraufbeschworenen Hölle heisst:

hunc (scil. taurum) sibi praecipuum gentis de more nefandae
Thessalis in seros Ditis servaverat usus.
Tergeminam tum placat heram Stygiasque supremo
obsecrat igne domos jam jam exorabile retro
carmen agens; neque enim ante leves niger avehit umbras
portitor et vinctae pigris stant faucibus Orci.

Nicht eher verschwindet die am Himmel herauf gekommene Unterwelt mit ihrem Todtenkahn, den man namentlich in der dunklen dahin gleitenden Gewitterwolke zu erblicken wähnte[2]), nicht eher sinken die dunklen Schatten wieder in die Tiefe hinab, als bis das Zauberlied, welches sie heranbeschworen, rückwärts gesungen.

Dieselbe Vorstellung zeigt die deutsche Sage beim zauberhaften Citiren und Vertreiben der Gespenster überhaupt. In Ladeburg in der Mark hörte ich eine dahin schlagende Sage. Die alten Zaubergeschichten, heisst es, stehen alle im VI. und VII. Buch Mose; das hat einmal Einer gehabt und hat es liegen lassen. Ein Knecht kommt darüber und, wie er anfängt zu

1) Eine Doppelwirkung der Zauberruthe tritt auch sonst beim caduceus hervor. Wen Hermes mit dem dicken Ende desselben berührte, der starb, wen mit dem dünnen, der lebte. Urspr. d. Myth. S. 125; ebenso heisst es allgemein bei Vergil von seiner Ruthe immer in doppelter Beziehung, IV. 242 ff.:

tum virgam capit; hac animas ille evocat Orco
pallentis, alias sub Tartara tristia mittit,
dat somnos adimitque et lumina morte resignat.

2) Eine mannichfach entwickelte Vorstellung der Indogermanen. Urspr. d. Myth. 273. Poet. Naturan. II. s. auch den Anhang zu diesem Aufsatz.

lesen, füllt sich das ganze Gehöft mit Ratten und, wie er immer weiter liest, mit Raben, die kamen von allen Seiten geflogen, dann kamen lauter schwarze Männer. Zum Glück sieht es der Gutsherr, der kannte die Geschichte und drängte sich durch und riss dem Knecht das Buch fort. Dann fing er an, rückwärts zu lesen, und wie Alles gekommen war, verschwand Alles allmählich wieder[1]). Eine ähnliche Sage, nur mit etwas modificirter Scenerie, berichtet Rochholz aus dem Aargau[2]) und bemerkt dazu: „die Geschichte von dem rückwärts gelesenen Zauberbuche wird auch dem Heinr. Cornel. Agrippa nacherzählt in Philonis Magiologie (1675) S. 246.“ Dazu stellt sich ferner, wenn Liebreich, Gervasius von Tilbury. Hannover 1856. S. 117, wo er von dem süssen, zauberhaften Gesang und Spiel der Elfen und dem dänischen Strömskarlslag, der selbst leblose Dinge tanzen machte, redet, folgendermassen fortfährt: „dem Zurückspielen des Musikstückes wird nach dänischem Glauben die Kraft beigemessen, die zauberische Wirkung zu brechen, ebenso dem Rückwärtssagen des Paternosters nach schottischem Glauben. s. W. Scott zur Ballade Young Benjie in der Minstrelsy.“

Sind es gleich nur wenige Bruchstücke eines alten Glaubens, welche uns der Zufall hat übrig gelassen, so genügen sie doch, die Entwicklung desselben erkennen zu lassen. Ergiebt sich das Rückwärtsschreiben in den Formeln wie sator arepo u. s. w., das angebliche Rückwärtslesen schon von vornherein mit der Verwendung der Schrift als eine spätere mehr mechanische Anwendung eines alten Glaubens, so gilt auch dasselbe zum Theil, einfach vom Standpunkt praktischer Ausführung aus, schon von dem sogenannten Rückwärtssprechen, während zu dem ursprünglichen Charakter aller Zauberformeln, wo es weniger auf einen bestimmten Inhalt als auf ein gewisses geheimnissvolles Wispern und Murmeln (Summen und Singen) ankommt, ebenso wie bei dem Strömskarlslag, dem zauberhaften Gesang und Spiel, sich die Vorstellung eines gleichsam ansteigenden und dann vice versa sich senkenden Affekts als etwas natürlicheres sich ergiebt, und in dieser Form auch der Ursprung der doppelten Wirkung des Heraufbeschwörens des Zaubers und die Kunst, ihn wieder verschwinden zu lassen, zu suchen sein dürfte.

Das Summen und Wispern des Zauberliedes hat ausser Grimm auch schon Wuttke a. a. O. hervorgehoben und bei griechischen wie römischen Dichtern tritt es gleichfalls auf das charakteristischste hervor. So heisst es z. B. Orpheus Argon. V. 1001, als der Schlaf beschworen wird, den Drachen einzuschläfern:

κλάγξα δ'ἄῤ ἐκ χελύος βαρυαυχένα φωνὴν
σιγαλέος ἄφθεγκτον ἐμοῖς ὑπὸ χείλεσι πέμπων; desgl.

---

1) Märkische Forschungen. Berlin 1863. VIII. 184., wo ich mich auch über das Hineinziehen des angebl. VI. und VII. Buchs Moses geäussert habe.

2) Schweizersagen. 1856. II. 147.

Ovid Metam. VII. 251 von der Medea:
quos ubi placavit (Medea) precibusque et murmure longo. Ebenso:
Valerius Flaccus Argon. VII. 463 ff.

carmina nunc totos volvit figitque per artus
Aesonidae et totum septeno murmure fertur
per clipeum atque viro graviorem reddidit hastam.

Es ist immer mehr ein gesummtes oder gemurmeltes oder still gesungenes Lied, wie es auch meist immer als carmen bezeichnet wird und von einem Singen die Rede ist, z. B. bei Silius Italicus VIII. 473 f. kurzweg von den Marsern heist:

hae bellare acies norant, at Marsica pubes
et bellare manu, et chelydris cantare soporem,
vipereumque herbis hebetare et carmine dentem.

Eine hierher gehörende Stelle erinnert auch noch speciell an die oben erwähnten Sagen vom Heraufzaubern der Gespenster und dem sie wieder Vertreiben, wenn es beim Papinius Statius IV. 550, wo Teiresias mit der Manto die Geister der Unterwelt heraufbeschwört, heisst:

jussa facit carmenque serit, quo dissipat umbras,
quo regat et sparsas.

Die exstatische Steigerung des Gemurmels aber bis zum Geheul tritt in anderen Stellen hervor und bringt uns damit die Vorstellung des Auf- und Absteigens resp. Rückwärtssingens oder Spielens noch speciell näher. So heisst es bei Ovid Metam. VII. 1874 von der Medea, als sie zu ihrem Zauberwerk die Geister der Nacht beschwört:

silet humidus aër.
sidera sola micant: ad quae sua brachia tendens
ter se convertit: ter sumtis flumine crinem
irroravit aquis; ternis ululatibus ora
solvit: . . . Di omnes noctis adeste:
quorum ope, cum volui, ripis mirantibus, amnes
in fontes rediere suos: concussaque sisto,
stantia concutio cantu freta; nubila pello:
nubilaque induco: ventos abigoque, vocoque etc.

Weiter ausführt es Lucan. Phars., wenn es von der Erichtho VI. 655 bei einer Beschwörung der Geister der Nacht heisst:

tunc vox Lethaeos cunctis pollentior herbis
excantare deos, confundit murmura primum
dissona, et humanae multum discordia linguae.
latratus habet illa canum gemitusque luporum.
quod trepidus bubo, quod strix nocturna queruntur,
quod strident ululantque ferae, quod sibilat anguis
exprimit et planctus illisae cautibus undae
silvarumque sonum fractaeque tonitrua nubis:

tot rerum vox una fuit. mox cetera cantu
explicat Haemonio, penetratque in Tartara lingua.

Diesem dämonischen Zauberlied treten nachher wieder carmina magica gegenüber, durch die, entsprechend der Scenerie, das dissipat umbras das Statius ausgeführt werden soll, denn in diesem Falle lässt Lucan nur einen Todten wieder von der Schwelle der Unterwelt zurückgerufen und belebt werden, sonst kommt, wie schon angedeutet, in finstrer Wolkennacht die ganze Hölle mit ihren Schreckbildern herauf.

Ueberschauen wir das beigebrachte Material und erwägen folgende Momente, dass nach den im Urspr. der Myth. und in den Poet. Naturan. gegebenen Ausführungen

1) bei Griechen, Römern und Deutschen — den Hauptrepräsentanten der Indogermanen für uns — die Vorstellung zauberhafter Wandlungen in plastischen Bildern und daran sich schliessenden Gebränchen (welche dann die Tradition, unbekümmert um ihre Ausführbarkeit, festhielt) besonders an die plötzlichen wunderbaren Veränderungen des Gewitterhimmels sich anlehnte und an ihnen entwickelte, und demgemäss vor allem

2) Regenzauber, Gewittermachen, sowie, — indem man die am Himmel heraufkommende Gewitternacht als eine heraufsteigende Unterwelt, eine Art Hölle fasste, welche losgelassen sei, — allerhand Vorstellungen von Todtenbeschwörungen und dergl. in den verschiedensten Formen an jene himmlischen Erscheinungen sich anschlossen, in denen der Donner dann angeblich als die himmlische (weissagende) Stimme eine Rolle spielte und dem Ganzen etwas Prophetisches gab[1]); erwägen wir ferner, dass

3) der Wind und der Blitz die hauptsächlichsten „Media" für die Herbeiführung jener im Gewitter sich abspielenden Zauberscenen abzugeben schienen[2]), letzterer als die Zauberruthe, ersterer als das geheimnissvolle Zauberlied, das Zauberspiel, welches summend, wispernd, murmelnd anhebend, sich in immer volleren Accorden steigerte, und wie das oben erwähnte Lied, zuletzt alle Tonarten des Sturmes annahm[3]), bis es die Zauberwelt, d. h. die Geisterwelt der Schatten beschwor; so werden wir auch hierin allein den Ursprung des Accidens finden, dass wie der Zauberstab die Geister heraufführte

1) z. B. der Glaube auch solche Figuren schuf wie die des Tiresias, den Propheten der Unterwelt, die Sibylle oder auch historische Personen an ihre Stelle treten und aus der Unterwelt excitirt werden liess, wie Samuel bei der Hexe von Endor, Darius in den Persern bei Aeschylos, Lajus in der Thebais bei Statius und dergl. mehr.

2) Urspr. d. Mythol. die unter „Zauberstab" und „Verwandlungen" im Index angeführten Stellen; über den „Wind". Poet. Naturan. II 61.

3) Das oben citirte Zauberlied des Lucan ist in seinem ganzen Tenor noch deutlich ein Sturmlied, indem das anfängliche Murmeln sich zum Klagen, Heulen, Zischen u. s. w. bis zum donnerähnlichen Brausen steigert, Momente, welche überall in der mythischen Auffassung des Sturmes reflektiren. s. Poet. Naturan. II unter Wind, vergl. die Stimmen des Typhoeus. Urspr. d. Mythol. 32.

und scheuchte und so im Einzelnen dann überhaupt doppelte Bedeutung erhielt, so auch das Zauberlied und Spiel einmal die Geister heraufbeschwor, dann aber umgekehrt, d. h. faktisch in entgegengesetzter Weise, d. h. rückwärts gesungen oder gespielt, die Zauberwelt wieder verschwinden liess[1]). Der Wind, zu immer volleren Tönen anschwellend, führt das Unwetter herauf; sein allmähliches Sinken von dem Höhepunkt mit dem gleichzeitigen allmählichen Verschwinden der heraufbeschworenen Gewitternacht ist das auch angeblich jenes bewirkende rückwärts Spielen. Was sonst realiter keinen Sinn hat und kaum eine Ausführung zulässt, ergiebt sich so ganz natürlich innerhalb der analogen Anschauungskreise als eine der primitivsten, auf gläubiger Naturanschauung beruhenden mythischen Vorstellungen und hat dann im Laufe der Zeiten in den verschiedensten, den Culturverhältnissen sich anschliessenden Formen weitere mehr formale Ausbildung erhalten.

Ein Nachtrag vom Todtenfährmann und der Schattenwelt. (s. S. 115.[2])

Die römischen Epiker sind, wie wir schon z. T. gesehen, besonders reich an Bildern, welche sich auf eine im Gewitter heraufkommende Unterwelt und ihre ev. Beschwörung beziehen. Ich habe in einer Abhandlung „über die angebl. Schmarotzerpflanzen am himmlischen Lichtbaum", welche sich dem Artikel über den himmlischen Lichtbaum in dieser Zeitschrift (v. J. 1881) anschliesst und demnächst mit jenem vereint, als „Beiträge zur indogermanischen Mythologie I. Heft" veröffentlicht werden wird, eingehender darüber zu handeln Veranlassung gehabt. Denn abgesehen von dem Blitz als Zauberruthe und dem Winde als Zaubergesang spielen auch gewisse Blumen und Rankengewächse in den betr. mythischen Bildern als Repräsentanten entsprechender, dem Gewitter vorangehender Wolkenbildungen, mit den „Blitzen" eben als „Ranken" zu jenen angeblichen „Wolkenblumen" gefasst, dabei eine bedeutsame Rolle, indem sie entweder auch die Unterwelt heraufbeschwören oder den Eingang zu ihr, wie z. B. die Mistel beim Vergil in der Aeneas-Sage, zu öffnen schienen.

Hier will ich nur noch auf ein in den oben erwähnten Stellen hervortretendes Moment hinweisen, welches für die Alterthümlichkeit und Volksthümlichkeit der aus den erwähnten Dichtern beigebrachten Stellen ein charakteristisches Zeugniss ablegt und den ganzen mythischen Hintergrund weitet, nebenbei aber auch noch speciell für die Elemente einer gräcoitalischen Mythologie und ihre Beziehungen bedeutsam wird. Es hiess oben beim Valerius Flaccus:

neque enim ante — ehe nicht das Zauberlied rückwärts gesungen —
leves niger avehit umbras
portitor et vinctae pigris stant faucibus Orci.

1) Es ist derselbe Gegensatz, den man im Jahre 1848 in Betreff der revolutionären Volksstimmung mit „Auf-" und „Abwiegeln" bezeichnete.

Dass die hier hervortretende Erwähnung des niger portitor als Fährmann der Schatten am Himmel nicht blos ein herangezogener, bildlicher Ausdruck, sondern die Sache auf volksthümlicher Vorstellung beruht, bestätigt neben anderem eine Stelle in Statius Thebais XI. 587 ff., wo es von ebendemselben heisst, dass er zu Zeiten sein gewöhnliches Amt in der Unterwelt verlässt und am Himmel erscheint:

qualis si (puppe relicta)
exosus pigri manes sulcator Averni
exeat ad superos solemque et pallida turbet
astra, nec ipse diu fortis patiensque superni
aeris, (interea longum cessante magistro
crescat opus totisque expectent saecula ripis)[1]).

Wie die betr. Dichter ganz gewöhnlich von einem turbo piceus, procella nigrans, einem ater Notus, einem Boreas mit schwarzen Flügeln oder in mehr mythischer Gestaltung von einem Jupiter niger oder dem Pluto als moestus rex noctis reden, der dann als Beherrscher und Führer der Todten analog dem Hermes im Unwetter gleichfalls mit einem Goldstab, dem Blitz, auftritt[2]), so eröffnet jener niger portitor, der den Himmel verdunkelt, nur ein modificirtes Bild der letzteren Scenerie, indem die am Himmel wie ein Kahn dahingleitende schwere Gewitterwolke unter dem Reflex der dahinziehenden Geisterwelt die Vorstellung einer Ueberfahrt der Seelen, eines Geisterkahnes, eines Fährmanns, dem dann in den fallenden leuchtenden Blitzen sein Zoll gezahlt werde, weckte[3]). Hat sich in jenen oben erwähnten sagenhaften Zügen römischer Dichter noch das Prototyp des mehr abgeblassten homerischen Charon erhalten und ergiebt sich nach Allem so die betr. Vorstellung als ein alter gemeinsamer gräco-italischer Glaube, so hat derselbe auch noch eine weitere Basis im celtischen Westen, wie Grimm nach Procop, Tzetzes und späteren Sagen auf das mannichfachste auch den Glauben von der Ueberfahrt der Seelen nach einer fernen Insel, von dem Todtenkahn oder dem

---

1) Die eingeklammerten Stellen beziehen sich auf die gewöhnliche Lokalisirung der Hölle in der Tiefe, neben der zu Zeiten dann der niger portitor am „Himmel" erscheint. Ursprünglich fand man ihn überhaupt nur am Himmel zugleich mit dem piger Avernus, Acheron, Styx, Pyriphlegethon u. s. w. in den betr. Gewittererscheinungen und davon ist sein zeitweises Auftreten noch eine Reminiscenz oder Reproduktion der betr. Anschauung, cf. Apoll. Rhod. 4. 1694 sqq.

Νὺξ ἐφόβει, τήν πέρ τε κατουλάδα κικλήσκουσιν.
— Ὠρώρει σκοτίη μυχάτων ἀνιοῦσα βερέθρων κτχ.

Lucrez. VI. 251. Quod hunc per totum concrescunt aere nubes
Undique, uti tenebras omnes Acherunta reamur
Liquisse et magnas coeli complesse cavernas.

2) Urspr. d. Myth. p. 126.

3) Urspr. d. Myth. p. 273 u. 248 vergl. Weinhold's Bemerkungen dazu in den Grab-Alterthümern aus Klein-Glein in Untersteiermark. Gratz 1861 p. 10. desgl. Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen 1849. S. 291 und S. 126. 5 und Heutiger Volksgl. 1862. p. 33 f. 43 f.

Todtenwagen in der Luft, dessen Räder knarren und dergl. mehr nachgewiesen hat[1]).

Wie aber der im Gewitter dahin fahrende Todtenwagen, dessen Räder man aus der Höhe hört, an den mythischen Donnerwagen erinnert, den man ganz gewöhnlich im rollenden Donner vernahm, so erscheint Pluto wie Charon daneben dann auch im Unwetter, jener zu Wagen, dieser in der niederen Mythologie der Lokalsage auf dem Donnerross, dessen hallenden Hufschlag man im Donner zu vernehmen glaubte, während in der nationalen Mythologie letzterer nur eben als Fährmann und jener als Todtenkönig galt. Ursprünglich sind die Bilder in ihrem natürlichen Hintergrund, abgesehen von der Färbung, die ihnen die betr. Sage im Uebrigen verleiht, parallel, wenn es vom Erscheinen des Pluto beim Raube der Proserpina, der Sonnenjungfrau z. B. beim Claudian heisst:

> ecce polum nox foeda rapit, tremefactaque nutat
> insula cornipedum strepitu pulsuque rotarum.
> nosse nec aurigam licuit: seu mortifer aestus,
> seu mors ipsa fuit lutor permanat in herbas.
> deficiunt rivi, squalent rubigine prata,
> et nihil afflatum vivit, pallere ligustra,
> expirare rosas, decrescere lilia vidi.
> ut rauco „reduces“ tractu detorsit habenas[2]),
> nox sua prosequitur currum; lux redditur orbi,
> Persephone nusquam. —

und daneben noch heut zu Tage neugriechischer Volksglaube den Charon im Unwetter mit den Todten hinziehen lässt, indem ein neugriechisches Volkslied von ihm sagt (cf. Urspr. der Myth. p. 126.):

> Warum sind schwarz die Berge dort und stehen da so düster?
> Oh wohl der Sturm mit ihnen kämpft? ob sie der Regen peitschet?
> Nicht kämpft der Sturm mit ihnen jetzt, nicht peitschet sie der Regen.
> Nein, Charos ist's, der über sie mit den Verstorbnen ziehet.

Alle diese verschiedenen Bilder kehren auch in deutscher Mythologie wieder und knüpfen sich hier meist an Wodan; er zieht mit dem Geisterheer im Gewitter[3]); weder der Donnerwagen, noch das Donnerross fehlen; dann steuert er auch auf goldenem Kahn — golden, weil er im Gewitter leuchtet — die Erschlagenen von Bråvalla nach Valhall. Ursprung der Mythologie 273.

Dass aber nicht blos die europäischen Indogermanen unter den mannichfachst nüancirten Bildern die Vorstellung eines im Gewitter auftretenden Todtenreichs gehabt, ergiebt der indische Jama, der auf der einen Seite himmlischen Ursprungs als Sonnensohn, andererseits als Todtengott

1) Grimm, Myth. 790 f. und das Ende dieses Aufsatzes. 2) Die „reduces" habenae entsprechen dem „rückwärts" Spielen, sowie „Umkehren" des Zauberstabes. 3) Heutiger Volksgl. 1862.

mit dem Scepter auf einem Büffel (dem brüllenden Donnerstier) einherreitend mit seiner ganzen dämonischen Umgebung in echt indischer Weise dann die ganze Gewitterhölle repräsentirt, s. namentlich die Schilderung eines Kampfes der Diener Jamas mit denen Wischnu's in der Altindischen Myth. v. Wollheim da Fonseca, Berlin 1857. p. 106 f. Die Blitze erscheinen als Seile seiner Diener oder als Schlangen, cf. Angelo de Gubernatis, Die Thiere u. s. w. Leipzig 1874. S. 647.

Ja noch weitere Kreise zieht die Vorstellung, und eigenthümlicher Weise finden wir auf den Südseeinseln nicht blos den Glauben an in der Nacht dahin ziehende Seelen, wie bei Homer, sondern auch die oben geschilderte Vorstellung der Todtenkähne in der primitivsten Form im Anschluss speciell an den Gewitterhimmel. „Auf Neuseeland hört man zur Nacht, besonders nach grossen Schlachten, den Flug der Geister durch die Luft. Unaufhaltsam ziehen sie ihren Weg wie Schatten, welche man vergebens zu greifen trachtet.“ Besonders aber heisst es, „wenn es stürmt, blitzt und regnet, bereiten die Götter ihre Kähne zur Todtenfahrt. Schirren, Die Wandersagen der Neuseeländer. Riga 1856. S. 93 und 110[1]).

Die Anfänge derartiger Vorstellnngen treten überall mehr oder weniger hervor[2]). Sie sind eben menschlich natürlich und reflektiren im Glauben wie in der Sprache, aber bei begabteren Völkern und unter einem fortschreitend sich entwickelnden Kulturleben haben sie selbst reicher sich entfaltet und, indem sie Poesie, Religion und die Knnst in ihren Entwicklnngsphasen begleitet, in diesen Kreisen allmählich immer ideellere Elemente menschlichen Denkens und Empfindens in sich aufgenommen und damit Scenerie und Form oft in solcher Weise gewandelt, dass der elementare Ursprung fast ganz verdeckt worden ist und nur stellenweise noch in einzelnen Momenten hindurchschimmert. In den unteren Volksschichten leben freilich noch öfter Ueberreste der alten Vorzeit, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, in alter roher Form fort, um den Weg zu weisen zu der Urzeit, wo die ganze Menschheit sich noch in ähnlichen Kreisen bewegte.

1) Wie oben beim Todtenwagen das Rasseln und Rollen des Donners mit hineinspielte, mag auch hier neben der Vergleichung einer langsam dahin ziehenden Wolke mit einem Schiff ein Analogon mit dem Kamtschadalischen Glanben mitgewirkt haben, nach welchem, wenn es donnert, „der Kutka seine Kähne“ aus dem Fluss über die Kieselsteine nach dem Ufer ziehe nnd davon der Donner entstehe. Stelter, Kamtschatka 1714. p. 64.

2) Wie weit historischer Zusammenhang für die Urzeit geht, mit Sicherheit zu bestimmen, dazu fehlen uns noch viele Mittelglieder, auch müsste eine derartige Untersuchnng allseitiger und blos zu diesem Zweck unternommen werden. Ziel der mythologischen Wissenschaft bleibt auch dies; znnächst gilt es aber erst, die Fnndamente zu legen.

VIII.

Der Yuma-Sprachstamm, nach den neuesten handschriftlichen Quellen,

dargestellt von

Albert S. Gatschet in Washington.

Zweiter Artikel.

Seit dem Jahre 1877, in dem ich einen längeren Artikel über obigen Gegenstand in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe (Seiten 341—350; 365—418), ist wieder neues Material zu Handen gekommen, welches unsere Kenntniss des Sprachstammes auf dessen Nord- und Südgränze beträchtlich erweitert und gleichzeitig werthvolle grammatische Andeutungen über alle Dialekte liefert. Ich halte es daher für angezeigt, das Neue in seinen wichtigsten Zügen in der Form von Vocabularien und zugehörigen ethnographischen und grammatischen, namentlich phonologischen Bemerkungen den Lesern des früheren Aufsatzes zum Studium vorzuführen, und bedauere nur, dass sich der Horizont diesmal nicht auch über diejenigen Stämme aufgeklärt hat, die höchst wahrscheinlich noch dem Yumastamme angehören: die Kóninos und die Indianer des Südens der Halbinsel Californien.

Ich führe nun die diesmal abzuhandelnden Stämme und Dialekte in folgender Ordnung auf: Yávapai, Kónino, Tonto, M'Mat, Seri, und gebe die einschlägigen Vocabularien zum Schluss des Artikels.

Nationale Stammesnamen.

Als Ergänzung zu der in der Ztschr. f. Ethnol., 1877, Seite 368—371, enthaltenen Liste erwähne ich folgende, von den Zuñi, Yávapai, Seri und Nachbarn gebrauchte Stammesbezeichnungen (der Stamm, der sie gebraucht, ist in Klammern beigefügt):

Ahwa-páya-kwaúwa: „Feinde, alle, sprechen"; die Apache-Tontos (Yávapai).

Atchi-hwá: die Maricopa (Yávapai).

Apats: die Tinné-Apaches (Seri).

Avĕsú-pai: „Drunten-Volk"; die Kónino (Yávapai, Hualapai etc), d. h. das Volk, das drunten im tiefen Cañon wohnt.

Hayako-háni: Mexikaner (Yávapai).
Hayako-nyätchi: Neger (Yávapai).
Ha-hwádsha: die Pinaleño- oder Pinal-Apaches (Yávapai).
Kmike: so nennen sich die Seri selbst.
Kohenín: die Apache-Mohaves oder Yávapai (Pinaleño, Návajo).
Koksol: die Einwohner der mexikanischen Staaten (Seri).
Kónino, Cssnino etc. Siehe Avĕsú-pai. Der Name Kónino soll der Mókisprache entlehnt sein.
Kúχni, plur. Kúχni-kue: Kóninos (Zuñi).
Kuweveka-páya: „Volk im Süden", die mit den Tontos zusammen lebenden Apache-Mohaves oder Yávapai; von den übrigen Yávapai so geheissen.
Mukába: die Mohaves (Yávapai).
Nasuiá-kue: die Uta-Indianer (Zuñi).
Nätchón: „Eidechsen", die Apache-Yuma oder Tulkepáya (Pinaleño).
Pa-ingotisátch: die Amerikaner oder Weissen (Mohave); Whipple.
Payúdshĕ, die Pai-Uta; so corrumpirt, bedeutet der Name im Yávapai: „alle Augen", oder „ganz voll Augen".
Papani: die Pápagos (Seri).
Shiwi, plur. Áshiwi: so nennen sich die Zuñi-Indianer selbst.
Täbke-páya: „Nordvolk", die Huálapais (Yávapai); abgekürzt aus Mataveke-páya.
Tchikún; so nennen sich die Pinaleño-Tinné selbst.
Tulkepáya venúna tchĕhwále: „Tulkepáya mit gefleckten Bäuchen"; Spottname der Apache-Yuma, gegeben von den Yávapai.
Tchíshe-kue: Tonto-Indianer von der Tinné-Rasse (Zuñi).
Yákkom: die Yaqui am Yaquiflusse in Sonora (Seri); vgl. komkak: Volk.
Yava-páya, Yavapé: so nennen sich die Apache-Mohaves selbst.

Yávapai.

In einem ethnographischen Anhange zu seinem Yávapai-Vocabular berichtet der Arzt W. H. Corbusier Folgendes über diesen Yuma-Stamm:

„Die Yava-páya oder Apache-Mohaves behaupten, dass sie als Erbe von ihren Vorfahren das ganze Thal des Rio Verde, sowie die Black Mesa zwischen dem Rio Salado und dem Bill Williams-Berge empfangen haben. Können wir indess einer Sage der Móki-Indianer Glauben schenken, so haben diese bis vor fünf Menschenaltern („five old men ago", wie der charakteristische Ausdruck lautet) das Rio Verde-Thal bewohnt, die jetzt in Ruinen liegenden Steinhäuser darin erbaut und die Höhlungen unter den überhängenden Felsen (cliffs) mit Mauern versehen; verlassen hätten sie das Thal bloss, weil eine anhaltende Dürre mit gleichzeitiger Epidemie viele dahinraffte. Dass die Yávapai den Mohaves und anderen Stämmen des Colorado-Thales entsprossen sind, unterliegt wegen der Aehnlichkeit der Sprache keinem Zweifel, doch

sagen ihre Traditionen hierüber nichts Bestimmtes aus, und die Trennung gehört daher einer bereits längst vergangenen Zeit an."

Die Männer der Yávapai sind von ebenmässigem und hohem Wuchse, messen im Mittel 5 (engl.) Fuss 8⅛ Zoll, und zeigen ein mittleres Gewicht von 157⅞ Pfund. Diese Messungen wurden an 24 Individuen vorgenommen, von denen einige wenige, wie der Arzt bemerkt, noch nicht völlig ausgewachsen waren. Die Weiber sind meist kurz und corpulent, und zeigen eine Mittelhöhe von 5' 3", bei einem mittleren Gewichte von 140 Pfunden. Im Winter ist die Hautfarbe dieser Indianer ein helles, im Sommer ein dunkles Mahágony-Braun. Ihr grobes, straffes Haar wird in der Höhe der Augenbrauen quer über die Stirne abgeschnitten; im Sommer etwas tiefer, um die Augen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.

Der Stamm der Apache-Yuma oder Tulkepáya spricht dieselbe Sprache wie die Yávapai, ist jedoch an Zahl geringer. Die Tulkepáya sind ein Mischvolk, das sich erst in neuerer Zeit aus Bestandtheilen der Kutchán, der Yávapai und Mohaves gebildet hat und als ererbtes Land die Gebirgsgegend zwischen den Yávapai und dem Coloradoflusse beansprucht. Dieselben sind etwas knochiger und schlanker als die Yávapai; als Mittelwerth für die Statur der Männer fand Corbusier 5 (engl.) Fuss 8⅛ Zoll, für ihr Gewicht 152$\frac{11}{16}$ Pfund (Mittel aus 22 Individuen).

„Langjährige Kämpfe mit den Truppen der Vereinigten Staaten-Regierung übten einen so vernichtenden Einfluss auf diese Stämme aus, dass sie im Mai 1873 allen Widerstand aufgaben. Ungefähr 1000 Apache-Mohaves und 500 Apache-Yuma wurden auf die im Rio Verde-Thale für sie eingerichtete Reservation gebracht. Ausserdem befanden sich dabei Tontos oder Tonto-Apaches, sowie Tinné-Apaches von den Pinal-Gebirgen (oder Pinaleños), beide zusammen etwa 500 zählend. Sie erholten sich bald von dem ausgestandenen Elend und begannen mit Erfolg den Boden zu bebauen. Doch als im Frühjahr 1875 die Regierung deren Verpflanzung nach der San Carlos-Reservation, südlich vom Rio Verde, anbefahl, protestirten viele gegen diese Maassregel und als dies nichts half, flüchtete sich eine Anzahl in ihre früheren Gebirgssitze zurück, während andere sich als Kundschafter in die Armee aufnehmen liessen. Die Mehrzahl ist indess seit jener Zeit auf der San Carlos-Reservation verblieben, in unmittelbarer Nachbarschaft einiger Tinné-Apaches-Horden, die ebenfalls auf dieser Reservation untergebracht sind und in neuester Zeit (Spätjahr 1881) die Fahne des Aufstandes erhoben haben."

In diesen zwei Volksbenennungen: Apache-Mohaves und Apache-Yuma, ist, wie Corbusier erklärt, das Wort Apache aus apa-áhua-tche in contrahirter Form enthalten. Apa ist, wie pá, pá-a, ópa: Mann, im Plural Volk, áhua Krieg, Kampf, und -tche ein Substantive bildendes Suffix, und apátche, apátch bezeichnet demnach kriegerische, oder feindlich gesinnte, weiterhin auch wilde, ungezähmte, in den Gebirgen lebende Indianer, ohne Unterschied der Rasse, der sie angehören. (Vgl. Ztschr. f. Ethnol., 1877, S. 369.)

„Diese zwei Stämme, wie auch andere Yuma-Völker, besitzen ein eigenes Mittel, um sich vor allzu starker Sonnenhitze zu schützen. Beide Geschlechter bedecken sich nämlich mit pulverisirtem Thon, meist von rother Farbe, den sie vorher mit Speichel angefeuchtet haben, in ziemlich dicken Lagen den ganzen Leib. Ist dies geschehen, so ziehen sie mit den Fingern gerade sowohl als wellige Linien durch diese Masse, so dass die Haut daselbst wieder zum Vorschein kommt. Das Gesicht wird dagegen mit einer Mischung von Bleiweiss und verkohltem Mescal eingerieben und die freigelassene Nase, sowie das Kinn, roth angemalt. An Abwechselung in den im Gesichte angebrachten Farbenlinien und -Punkten fehlt es nicht; diese Bemalung verleiht indess den Indianern nicht gerade ein anziehendes Aeussere. Sie schützt das Individuum gegen Kälte im Winter, gegen allzu grosse Hitze im Sommer, und Vorräthe von geknetetem Thon werden daher zu künftigem Gebrauche, in Ringen geformt, am Leibgürtel befestigt, beständig herumgetragen.“

Einige der in Dr. Corbusier's Wortsammlung [1]) enthaltenen Ausdrücke werden durch folgende Analyse verdeutlicht:

pa-hĕmí: Mann; wörtl.: „grosser Mann“; hĕmí: gross, erscheint auch in hamányĕ-hĕmí: „Kind, grosses“, d. h. Knabe; wohl auch in yavinyĕmí: Bart.

hi: mein. Dies Pron. praefixum tritt in diesem Vocabular blos als hi-, nicht als i- auf.

hwaiyóa: Feind, feindlicher Krieger; enthält abwá: Krieg.

akua hamát: Kochkessel; wörtl.: Eisen, Metall (akua) für das Fleisch mátĕ, mat).

bapú: Bogen; heisst so, weil aus Weiden-(hapú)-Holz verfertigt.

mătĕ-haíya: Wind, d. h. „was über das Land (mate) bläst“ (yaíya, blasen, athmen).

ikwi-wó: Regen, von ikwi: Wolke.

ahake tchíkĕmi: Thal; wörtl.: „Wasser-Schlucht“.

kwáka: Reh und kwakatá: Hornvieh; von kwa: Horn, Geweih; letzteres also: grosses Reh (táya, ta gross).

kanûmó: bezeichnet ursprüngl. die Enten-Species, genannt teal-duck (Querquedula).

hamí: sehen, anblicken, betrachten.

Kónino.

Eine enge, bei 7000 Fuss tiefe und äusserst steil abfallende Schlucht im Nordwesten Arizonas führt die Gewässer des Cataract Creek in westsüdwest-

1) Am Schlusse dieses Artikels folgen Auszüge aus Hrn. Dr. Corbusier's, des Arztes auf der St. Carlos-Reservation, handschriftlichem Yávapai-Vocabular, das derselbe dem Bureau of Ethnology in Washington, D. C., eingesandt hat. Ich habe besonders solche Ausdrücke berücksichtigt, die von ethnographischem Interesse sind.

licher Richtung dem Coloradoflusse zu. Diese Schlucht enthält die Wohnsitze des, wie man glaubt, etwa 100 Familien umfassenden Stammes der Kónino-Indianer, und die Unwirthlichkeit der Gegend ringsum erklärt es, warum diese Schlucht erst vor Kurzem von Forschern gesehen worden ist.

Herr G. K. Gilbert, Mitglied der alljährlich nach dem Westen entsendeten geologischen Regierungsexpeditionen, gelangte zuerst 1879 an den Rand dieses schreckenerregenden Abgrundes und erblickte unten die Hütten der Bewohner, bekam jedoch keinen derselben zu Gesichte. Die Huálapai in der Nähe theilten ihm indessen mit, „dass sie eine ähnliche Sprache sprächen wie sie selbst und nannten sie Ávesú-pai, Ákuesú-pai, Nävĕsú-pai, Súpai. Der Name Kónino sei ihnen von den Móki in Oraívi gegeben worden und auch die Návajos nennten sie so.“ Die Zuñi nennen sie Kúχni-kue (kue: Volk, Stamm) und auch die Namensformen: Kokoninos, Coçoninos, Cochnichnos werden dort gehört. Avĕsú-pai heisst: „das Volk da drunten“ und in den jährlichen Berichten des Indianer-Bureaus in Washington werden sie jetzt als Suppai aufgeführt.

Alphonse L. Pinart besuchte fast gleichzeitig den Stamm unten im Cañon und nahm ein Vocabular ihrer Sprache auf, das über seine Zugehörigkeit zum Yuma-Sprachstamme, wie er behauptet, keinen Zweifel aufkommen lässt.

Der Cataract Creek ist ein Flüsschen von etwa 25 Meilen Länge, das einen westsüdwestlichen Lauf durch das Colorado-Plateau innehält und da in den Coloradofluss einmündet, wo sich der Grand Cañon desselben befindet (112° 50′ westl. L., 36° 10′ nördl. Br.). Die Wohnsitze der Avĕsú-pai liegen zwischen zwei Wasserfällen, nicht allzu weit vom Coloradoflusse.

Eine Abbildung von drei dieser Indianer findet sich in Capt. Sitgreaves Bericht an die Vereinigte Staaten-Regierung, abgestattet den 12. Februar 1853; ebenso von Yávapai, Zuñi und anderen Stämmen. Neuerlich hat auch Frank H. Cushing, ein Ethnolog des Smithson'schen Instituts in Washington, eine sehr ausführliche und lesenswerthe Schilderung seines dortigen Besuches im Bostoner „Atlantic Monthly“, vom Oktober 1882 veröffentlicht, betitelt: „The Nation of the Willows“ (pag. 541—559). Herr Cushing hat sich von 1879 an stets bei den Zuñi-Indianern aufgehalten und hat auch über diesen Stamm neue und wichtige Aufschlüsse in amerikanischen Zeitschriften niedergelegt. Ihm zufolge nennen sich die Coçoninos die „Kinder des Coyotewolfes“, leben in polygamischer Ehe, beerben sich in männlicher Linie und sprechen einen Yuma-Dialekt. Letzteres ist auch durch ein von ihm erwähntes Wort ahániga: „Dank“ angedeutet, das dem Mohave aχótk, dem Huálapai aχánega, dem Tonto abónni: gut, recht entspricht.

Tonto.

Durch das Beisammenwohnen von Tonto-Yuma mit Apache-Indianern von echter Tinné-Rasse hat sich, wie neuerlich vielfach bezeugt wird, der

Name Tonto auch auf echte Tinné-Apaches ausgedehnt, was natürlich ethnographische Confusion zur Folge haben muss.

Diese Tonto-Tinné gehören am nächsten zu den Coyotero-Apaches und das Vocabular von Charles Smart (erwähnt 1877, S. 374), das sich seither vorgefunden hat, enthält einen Apache-Tinné-Dialekt. Die Sprache der Tonto-Yuma zeigt grosse Aehnlichkeit mit der der Yávapai und hat sich wohl einst von ihr abgezweigt.

Charles Smart erwähnt, dass vor dem Eintreffen der amerikanischen Bundestruppen in Arizona, also bis 1866, die Tinné-Tontos, die sich selbst Coyoteros nannten, in der Gegend des späteren Fort Mac Dowell gewohnt hätten, am Rio Verde, wenige Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Salinas. Dort führten sie ein Räuberleben, befehdeten sich mit den Pima und nährten sich von Hasen und Coyotewölfen. Die Amerikaner und Mexikaner geben den Namen Coyoteros einem südlich vom Gila in den Gebirgen wohnenden Tinné-Stamme.

Am Schlusse dieses Artikels gebe ich eine Fortsetzung der Auszüge aus Dr. John B. White's Tonto-Vocabular, die sich für das Studium des ganzen Sprachstammes als sehr fruchtbar erweisen wird.

M'Mat.

Der Kutchán-Stamm der M'Mat wurde im Januar 1876 von J. T. Helmsing am unteren Coloradoflusse, und zwar zu beiden Seiten desselben, auf Californischem und auf Arizona-Gebiet angetroffen. Sein Name enthält das Wort amat: Erde, Land, Landstrich, das allen Yuma-Dialekten gemeinsam ist.

Helmsing, der seiner Handschrift zufolge ein Deutscher ist, hat sich sein Alphabet aus spanischen und englischen Lautwerthen zusammengetragen; er bemerkt dazu, „dass sich das spanische Alphabet am besten zur Darstellung der Yumasprachen eigne.“ Sein c, qu habe ich durch k, j durch χ, ch durch tch, n durch ny wiedergegeben; h, sh, w sind wie im Englischen, th ist der engl. Aspiratlaut th in: month, dh der in: other, the; zh ist das franz. j, gh das gälische gh. Geminirte Consonanten setzte ich als einfach, wo nicht die Phonetik es anders erforderte. Die Wörter des Vocabulars sind durchweg accentuirt.

Da dasselbe von den zwei früher von mir publizirten Kutchán-Wortverzeichnissen oft bedeutend abweicht, so habe ich es hier nach dem Yávapai abdrucken lassen und Leser werden viele Formen desselben als sehr instructiv für Beurtheilung der übrigen Dialekte erkennen.

Besondere Bemerkungen.

Kind, Säugling; wenn weiblich: χumár χetchín.
mein Vater: na-ayá, wenn von der Tochter angeredet.
mein Sohn: s'áwa, wenn von der Mutter angeredet.
meine Tochter: nyepesa-úts, wenn von der Mutter angeredet.

Die Substantiva und Adjectiva auf -gne sind vermuthlich Zeitwörter, oder waren es früher; so urávgne: es blitzt, χatsúrgue: es ist kalt; espérgue: er ist stark, mächtig.

χazatá-ik: Frühling, und Meer ist ein und dasselbe Wort; „viel Wasser“ (?).

kuloyomo 'yá-ik: Morgen, d. h. der nachfolgende Tag.

nikopílke: Sommer; d. h. nyá-ik apílke: die Sonne ist heiss.

Die Wörter in ll, wie χuáll: Fichte, χellá-u: Kaninchen, tchámill: jeder, enthalten wohl alle das spanische mouillirte ll.

Die Fürwörter man, abán, s'tubán, bezán, vedán enthalten im Auslaute das spanische mouillirte ñ.

Wir ist entweder aχabíktik: wir zwei, oder aχamóktik: wir drei, oder etche-umbáptik: wir vier u. s. w.

In den etchi-, tchi, etsu- etc., welche als Präfixa einige Verba bilden, erkennen wir das itchi-, tchi- des Tonto, das itcha-, tcha- des Mohave mit Leichtigkeit wieder.

Seri.

Die Seri, auch Ceri, SSeri geschrieben, sind ein unabhängiger Volksstamm des Küstenstaates Sonora, der, in neuerer Zeit wenigstens, auch die Insel Tiburon (d. h. Haifischinsel) bewohnt und wegen seiner Rohheit und Grausamkeit stets bei den Mexikanern ein Gegenstand des Abscheues gewesen ist.

Der Chronist Villa Señor (Theatro Americano, Mex. 1748, p. 392) erwähnt die heidnischen Seri und Tepoca als die Wüste bewohnend vom Presidio Pitiqui bis zur Küste des Golfes von Californien. Die von ihm (p. 400—401) geschilderten Seri waren sämmtlich Christen geworden und bewohnten die Missionen el Populo und los Angeles; die Salineros, eine Unterabtheilung derselben, lebte an der Mündung des Pitiqui-Flusses. Bartlett (1851—52) lässt die Seri dagegen hauptsächlich die Insel Tiburon bewohnen, mit Ausnahme der zu Christen gewordenen, welche ein Dorf bei Hermosillo inne haben. Die älteren Nachrichten über dieses Volk sind gesammelt bei Buschmann, Spuren der aztek. Sprache, S. 218—221. Die Guaymas und Upanguaimas werden von Pimentel und Orozco y Berra (p. 354) ebenfalls den Seri beigezählt; dagegen sagt Pinart, der die Gegend bereist hat, das Guaymas sei ein Dialekt des Pima bajo, indem er von demselben sogar noch einige Ausdrücke hat sammeln und zu Papier bringen können. Die Cocomaques sprachen nach Orozco y Berra dieselbe Sprache wie die Guaymas.

Die Kähne der Seri, welche nachfolgend beschrieben sind, scheinen in ihrer Construction beträchtlich von den central- und südamerikanischen Balsas abzuweichen; ihr Vordertheil und Stern endigt nämlich in einer bogenförmig geschwungenen Linie.

Herr H. v. Bayer, ein deutscher Ingenieur an Bord des Ver. Staaten-Vermessungsdampfers „Narragansett", besuchte diese Küste im Jahre 1874 und giebt folgende Einzelheiten in seinem Berichte[1]) (p. 145): „Die Seri-Indianer, die auf dem Festlande leben, bringen einen grossen Theil des Jahres auf der Tiburon-Insel zu, und ihre Lager sind dem Strande entlang, namentlich auf der Ostseite der Insel, von der See aus sichtbar. Sie gelten für höchst gefährlich und sollen sich namentlich den Landungen Fremder mit vergifteten Pfeilen widersetzen. Beim Besuche des Dampfers „Narragansett" zeigten sie sich erst scheu und machten drohende Geberden; da sie jedoch bald unsere friedliche Gesinnung bemerkten, so wurden sie freundlicher und besuchten uns selbst an Bord, wo sie oft lange verweilten. Auf der Jagd und beim Fisch- und Schildkrötenfang sind sie äusserst behende. Ihre sonderbaren Kähne sind aus langen, mit Stricken faschinenartig zusammengebundenen Stäben von Schilfrohr construirt. Drei dieser Bündel werden alsdann zusammen verbunden und besitzen Schwebekraft genug, um eine bis zwei Personen zu tragen (hierzu Abbildung im Bericht). Das Wasser dringt in die Kähne ein und steht darin ebenso hoch als ausserhalb; wenn sie ihre an beiden Enden mit einer Schaufelfläche versehenen Ruder handhaben, so knieen sie am Boden des Kahnes. Sie verkauften uns eines dieser Fahrzeuge gegen zwei Paar alte Hosen und eine Flasche Alkohol, stark mit Wasser versetzt."

I. Alph. L. Pinart's Wörtersammlung. Im Frühjahr 1879 trat Herr Alphonse L. Pinart eine Forschungsreise durch die nördlichen Staaten Mexikos an. Er gedachte auch das Gebiet der Seri-Indianer zu berühren, vernahm jedoch, als er im Gebiete der Ópata und Pima Felseninschriften indianischen Ursprungs copirte, dass im Lande der Seri Krieg ausgebrochen sei (laut Correspondenz aus Caborca, Sonora, vom 6. März 1879). Dieser Stamm verwüstete damals die Ansiedlungen auf dem Festlande gegenüber der Insel Tiburon und massakrirte z. B. auf einer Hacienda über ein Dutzend weisse Ansiedler. Nichtsdestoweniger gelang es Pinart, am 18. April mit einem Anführer oder Haupt des Stammes (un jenerál) in Verbindung zu treten; er erlangte von ihm und einem Begleiter ein reichhaltiges Vocabular, wovon inliegende Wortreihe ein Auszug ist. Derselbe war der einzige Mann von seiner Abtheilung oder Bande, der einigermassen des Spanischen mächtig war. Alle Fragen des Reisenden über die religiösen Gebräuche und Anschauungen seines Volkes liess er unbeantwortet. Pinart schildert die Aussprache als sehr guttural und findet hierin Analogie mit den Dialekten der Santa-Barbara-Sprachgruppe im südlichen Küstentheil des Staates Californien.

1) The West coast of Mexico; from the boundary line between the U. S. and Mexico to Cape Corrientes etc. Washington, 1880. 8°. 209 Seiten, mit vielen Küstenprofilen. — Bildet Band Nr. 56 der Publicationen des U. S. Hydrographic Office, Bureau of Navigation. Leider wurde eine grosse Zahl naturwissenschaftlicher und ethnographischer Beobachtungen, die H. v. Bayer niedergeschrieben, aus dem gedruckten Berichte weggelassen.

Weitere Dialekte des Seri giebt es, seiner bestimmten Aussage zufolge, keine. Das Tepoca, das südlich vom Rio del Altar gesprochen wurde oder wird, ist identisch mit Seri.

Nach Pinart's Wortsammlung stellt sich das Lautsystem dieser Sprache dar, wie folgt:

Vocale: u, o, a, e, i mit ihren Längen; der Urlaut ĕ (bei Lepsius: e) und ein dem russischen Halbvocale yersi entsprechender Laut, auch lang gesprochen; von mir durch ũ wiedergegeben.
Diphthonge: oi, ai, ei.
Gutturale: k, k̂, χ; laryngeale G.: ·̵, h.
Palatale: y, χ̇.
Linguale: îl, š, l, l̂.
Dentale: t, s, n.
Labiale: p, b, f, v, m.

In vootth: Coyotewolf, patth: Röhricht, erscheint ausserdem noch ein Laut, der vielleicht dem englischen th (ohne Stimmton) entspricht. Das îl wird beschrieben als „un son détonnant assez semblable au tl des Mexicains et de la côte nordouest", also wohl das dental-linguale ṭ des Lepsius'schen Standard-Alphabet. l̂ ist „beinahe das ll im Welsh"; ·̵ ist das plötzliche Einhalten des Athems, das allen Indianern eigen ist und das willkürlich angebracht werden kann. B erscheint blos einmal in ba-aχ̇t: Mistel, r nur in meron: Melone, also einem Fremdworte; letzterer fehlt daher vermuthlich in der Sprache. Die meisten explosiven Laute finden sich auch geminirt vor, sowie alle Vokale; unter den Consonanten namentlich k, t, m, l, p, s, v, sogar š.

Consonantenhäufungen sind nicht selten (mtk, stkl, îlχ, χ̇sh u. A.) und es lauten ebenso viele Vocabeln consonantisch wie vocalisch aus; in dieser Hinsicht ist der Unterschied gegenüber dem Maricopa und Tonto, namentlich dem letzteren, sehr auffallend.

In Folge der genaueren Notirung lässt sich aus Pinart's Wörtersammlung ein bedeutend schärferes Bild der Seri-Phonetik gewinnen, als es bei den zwei anderen Vocabularien der Fall ist.

Nach dem Vorstehenden ist die gutturale, linguale und labiale Artikulation über die anderen stark vorwiegend; die palatale ist sehr schwach vertreten, was den übrigen amerikanischen Sprachen gegenüber fast wie eine Ausnahme erscheint. Nicht vertreten in diesem südlichen Lautsystem sind mehrere Diphthonge, die Umlaute: ä, ö (ü?), die Consonanten: w, g, d (b?), dsh, ń, z (das mit Stimmton gesprochene s) und ž; š ist im Vocabular durch sh wiedergegeben. Die Zahlwortreihen von 1 bis 10 im Vocabular rühren beide, die absolut wie die construirt gebrauchte, von A. L. Pinart her.

II. Herr John Russell Bartlett nahm das hier an zweiter Stelle abgedruckte reichhaltige Vocabular am 1. Januar 1852 von einem Seri-Indianer

in Hermosillo auf. Dasselbe liegt in der Gestalt vor, wie es von G. Gibbs (in einigen Ausdrücken wenigstens) transliterirt wurde und befolgt die von dem Letzteren empfohlene Orthographie. Eine Anzahl Wörter sind accentuirt; der Lautanstoss (arrested sound) zeigt sich häufig, wie in kipk'ha: klein; so auch die gedehnten Vocale: â, î, û.

Eigene Buchstaben für Laute, die der Sprache eigenthümlich sind, wurden von B. nicht verwendet; der Laut ch steht hier meist für χ, oft auch für χ̇, scheint jedoch nirgends den Palatal: tch (deutsch: tsch) zu bezeichnen; Bartlett hat auch hie und da h für χ̇ gesetzt. Mit seinen hr, sr, sch, pch, tl will er offenbar eigenthümliche Laute bezeichnen, die bei Pinart oft genauer angedeutet sind. Das Pron. praefixum mein steht bei allen Verwandtschaftsgraden und Theilen des menschlichen Körpers in der Form i-, während es bei Pinart meist hi- lautet. Ueberhaupt erscheinen die Wörter bei Bartlett fast durchweg in einer abgeschliffeneren Gestalt, als bei Ersterem und namentlich gilt dies von den Endungen.

Zum besseren Verständniss diene Folgendes:

Die Begriffe: Bruder, Schwester sind bei Bartlett nicht in älter, jünger differenzirt.

si-ip: Knabe, bedeutet ursprünglich jung, und alternirt mit sep.

ı-ap'l: Winter und kalt ist ein und dasselbe Wort. Die dortige Gegend besitzt nur zwei Jahreszeiten: Regenzeit und trockene Periode des Jahres.

Das für Name gegebene Wort ist vermuthlich ein ganzer Satz.

iko-oht: tanzen; vielleicht ikocht zu lesen.

Bartlett und Pimentel haben nur je eine Serie von Zahlwörtern; Bartlett hat die kürzeren, beim continuirlichen Zählen benutzten Formen wie folgt:

1 = tohom. 2 = kahom. 3 = phra-om. 4 = scoch-hom. 5 = huavat'hom. 6 = napk'schoch. 7 = kachq'hue oder kachkwe, kachkue. 8 = phraque oder phrakwe. 9 = sohántl. 10 = honachtl. Die übrigen sind in der Zahlenreihe aufgeführt.

III. Herr Francisco Pimentel hat in der zweiten Auflage seines „Cuadro de las lenguas indígenas de México“, II, 229—242 (Mexico, 1874—75), eine, wie es scheint, anonym der Geographisch-Statistischen Gesellschaft von Mexico zugegangene Liste von etwa 70 Seri-Vocabeln abgedruckt, welche ich hier unter Chiffre P. zur Vergleichung beifüge. Der Autor derselben hat das spanische Alphabet zu seinem Zwecke benutzt, und da er zur Bezeichnung eigenthümlicher Laute keine eigenen Zeichen verwendet, so sind gewisse Laute höchst unvollkommen wiedergegeben. Sein j ist unser χ, wie jedoch das daneben vorkommende x ausgesprochen werden soll (okaxla Wolke), wird nicht gesagt; sein b, bb entspricht ziemlich unserem v, und das h steht oft für χ̇.

Zur Bildung des Plurals bei Nomina bietet er folgende Anhaltspunkte:

tam (für ktam): Mann; pl. tamuk, ktamuk.
kmam: Weib; pl. kamujik.
sip: jung, Knabe; pl. psipilkj.
atepim: Handkorb; pl. atepiska.
Das seinen Zeitwörtern präfigirte p- bezeichnet die erste Person. Die Zahlwörter lauten bei Pimentel wie folgt:

1 = taso (tujon: der erste). 2 = kokjl (kujom: der zweite). 3 = kupjtku.
4 = kosojkl, kosojhl. 5 = ko-uton. 6 = snapkashroj. 7 = tomkujkcui.
8 = osrojoskum(?). 9 = ksobbejo-aul. 10 = taul. 20 = taul jaukl.
100 = taul taul.

Weitere Vocabeln, die sich in der Liste bei Pimentel noch vorfinden, sind:

ajojkom: zündender Blitzstrahl (rayo); haχoχkum bei Pinart; im Cahita: yukuma.
yutj: Blume.
asot, Maguey: hassoot bei Pinart.
moan: eine Art Bohnen (judias).
mazojl: amerikanischer Löwe; χaño massol bei Pinart.
kokeb, Chile (eine Gewürzschote); vergl. Wald.
obeke: Balg.
ataskai: Brot.
juakir: hören.
amtiki: hinab; unten.
amtarsu: Jahr.
ijae: Oheim.

Die mir vor einiger Zeit vom Pfr. Wilh. Herzog in Oppau (Rheinpfalz) mitgetheilte Vermuthung, dass das Seri ein Yuma-Dialekt sei, habe ich vollkommen bestätigt gefunden und habe daher diese Sprache dem Yumastamme beigezählt. Die Eigenthümlichkeit der spanischen Orthographie verdeckt zwar nicht selten die Zeichen der Affinität; das Seri ist ein von den Gila- und Colorado-Dialekten sehr weit abstehender Dialekt und Indianern jener Gegenden nur in wenigen Ausdrücken verständlich. Bezüglich der Theile des menschlichen Körpers stimmen indess die Ausdrücke für Blut, Fingernägel, Kopf, Stirn, Zunge, und ich vermuthe, dass in den Wörtern für Arm, Hand, Finger auch das sal, säl der nördlichen Dialekte enthalten sei. Wenigstens findet es sich im Seri: isselka = Flügel. In den Zahlwörtern findet wenig Uebereinstimmung statt, am ersten noch mit dem Cochimí auf der anderen Seite des californischen Golfes. Andere Ausdrücke, die übereinstimmen, sind:

Seri: χaño massol amerikanischer Löwe; Yávapai: hána wild, in: kuthár't hána: Coyotewolf, wörtl.: „wilder Hund".
„ ehe, e-a Baum; Yávapai: i-i'h; M'Mat: e-i etc.
„ hukkua Fichte (auch unter Holz); M'Mat: χuall, Moh.: o álya.
„ apis Tabak; Diegueño: öpe'; Cocopa: opi etc.
„ amime Himmel; Yávapai: umiyă etc.
„ kotam spalten, in e-ipa-kohotom: Beil, Axt; Yávapai: tĕkäte, in i-i-tĕkäte: Beil; vergl. die übrigen Dialekte, wie Tonto etc.

In den Ausdrücken für Erde, Wasser zeigt sich ebenfalls Affinität mit allen Dialekten Arizonas und wäre die Phonetik des Seri einfacher, so würden noch weit mehr derselben sich zeigen.

Augenfällige Aehnlichkeiten mit anderen Yuma-Dialekten weist Seri ferner auf in: sehen (Yáv., Huál.); sechs (Tonto, Huál., Yáv.); Du, Pronomen (alle Dialekte); Taube (Cochimí, M'Mat); Fliege, Hund (M'Mat); Abend, Nacht (Maric., Huál.) u. s. w.

Aus welchem der vielen Yumastämme sich die Seri-Indianer zunächst ablösten, als sie nach Süden zogen, ist aus dem jetzt vorhandenen Sprachmaterial wohl kaum mit Sicherheit zu entnehmen, doch war es jedenfalls einer der westlichen Stämme.

Vergleichende Worttafel dreier Yuma-Dialekte.

Deutsch.	Yávapai. W. H. Corbusier.	M'Mat. J. T. Helmsing.	Seri. A. L. Pinart; J. R. Bartlett; P. = F. Pimentel.	
Mann (vir)	pa, pa-hĕmí	kura-áka (s. alt)	ktam;	eketam; P. 'tam
Weib (mulier)	pukí	sinya-aka	kmam;	ekemam; P. kmam
Knabe	hamányĕ-hĕmi	χumár	sep;	si-ip; P. sip
Mädchen	musí	muzhaχá-i	shakam;	srakam; P. —
Kind, Säugling	hamányĕ	χumár	ove (Säugling);	h'racht kisil; P. —
mein Vater	tchiti; táli	iniko; na-áya	hio;	ive; P. ih, ip
meine Mutter	tchiti	ntayá	hittan;	ita; P. itta
mein Gatte	—	i-ngra-áke	hikam;	ikam; P. ikum
meine Gattin	lewáh	nya-abé	hikkom;	ikem; P. —
mein Sohn	homih; thaúwi	χumáya; s'áwa	isaak;	iket; P. isak
meine Tochter	hĕvĕtchí; ha-tchån	nyepevetsits	hivek;	iket hrákam; P. —
mein älter. Bruder	—	nyepentsen ku-kútsintsah	imiak;	imiak; P. —
mein jüng. Bruder	—	she-otskuannogh intsah	ishksh;	— P. e-iach-j
meine ältere Schwester	tchi-musí	nyepentsen ku-kútsintsah	hipāk;	— —
meine jüngere Schwester	kĕli	nyák	hikömmi;	ikemi; P. —
Indianer	—	kutchán; yuká-i; pi-ipá	—	— —
Volk	—	pi-ipá tsepalle-nám	kemkak;	komkak; P. —
Kopf	—	e-dsukshá	iĺĺit;	i-hlit; P. —
Kopfhaar	kúwáwa	e-é	iĺĺit kept'no;	i-na; P. —
Antlitz	yu	e-dokuámkeba	—	i-yén; P. —
Stirn	himĕpúla	doknllemé	hipen;	i-pén; P. —
Ohr	smålĕka	shmálke	—	i-stla; P. —
Auge	yu'h	e-dhó	hitte-eχs;	i-te; P. iktoj
Nase	hu	i-χó	hif;	î-fe; P. —
Mund	ya	i-yá	hiten;	i-ten; P. iten
Zunge	hi-pål	i-pál	hipχl;	î-pĭl; P. —
Zähne	ye'h	e-tháyo	hitast;	î-tast; P. —
Bart	yavinyĕmi	e-yavomé	hitamokken;	i-tamóken; P. —
Hals	hi-púk	m'lak'ké	ī-ap;	y'-apé; P. —
Arm	thudí	e-shál	innelχ'-;	i-noyi; P. inis

Deutsch.	Yávapai. W. H. Corbusier.	M'Mat. J. T. Heimaing.	Seri. A. L. Pinart; J. R. Bartlett; P. = F. Pimentei.	
Hand	sāl	e-sháitchagpeyén	intîash;	i-nosiakersk; P. —
Finger	—	e-shaike shárap	inoi'-tis;	i-nos'-shak; P.
Danmeu	sāl kuhĕté	i-shál tchevetá	inoi'-vekoχ;	— —
Nägel	sĕiĕhó	shái gioχó	inoskiχ;	i-nósk'l; P. —
Leib, Körper	mátĕ; mat	i-mát	isaoχ;	i-soch'i; P. —
Brust	—	i-wá	ippes;	— —
Bauch	venúna	i-tó	anoyahet;	i-aχ'-; P. —
weibl. Brüste	nyimáya	i-nyamá	himt;	— —
Fussschenkel	thimuwála	e-mé	hippeχl;	î-tahom; P. —
Fuss	mĭ'h	e-megu zlapaziáp	ittovaχ;	i-tóva; P. itoha
Fusszehen	sĕlĕhó	e-megue zaráp	—	i-nos'sbak; P. i-tóva
Knochen	tchiyáka	ndshashahk'	—	hrehitak; P. —
Knie	mūpúk	—	hifl;	— —
Herz	hi-waiya	i-guáko-obo-ót	himmoa;	i-morch; P. —
Blut	hwat	uyeχuit	avăt;	avt; P. —
Ansiedelung	—	abá (s. Haus)	—	a-irritom; P. —
Häuptling	pa-múiwa	kapitáu	—	ki-éheh; P. —
Krieger	hwaiyóa (Feind)	mutapúe; enékov-ga	—	h'tammukoka; P. —
Freund	—	metashu-upaúgh	—	e-ahamikoka-eme; P. —
Haus	—	uba	ashamtako;	áki; P. —
Kochkessel	ákua hamát	itsiiúigue	—	hrehrepásonich; P. —
Bogen	hapú	o-otish	hakken;	ákon; P. —
Pfeil	apá	e-epá	haχash-sba;	ahása; P. —
Beil	i-itĕkāte	takiát	e-ipa-kohotom;	e-epakótam; P. —
Messer	ákua tchĕmālĕ	sha'hk	venuom;	béno; P. —
Boot, Canoe	kĕlhó	guiχoχá	—	is'sháskom; P. —
Moccasins	uyāhāuyó	uχamiuyú	asapato (span.);	ataint; P. —
Tabakspfeife	mûihû	miiχó	—	amahi-inpákka; P. —
Tabak	úba	u-ñv	apiakuptua;	apîs; P. —
Himmel	ûmiyå	m'má-i	aminune;	amime; P. ammime
Sonne	nyā	nyá	ahaa;	schra; P. rabj, tabj
Mond	halá	χeii'á	iah-ahaχ;	isah; P. —
Stern	hamĕsi	χamersé	vastîk;	vasoh; P. bassojh
Tag	—	nyá-ik	shaahepkak;	amtifev'r; P. —
Nacht	—	tinyám	ihammok;	i-amôk; P. yamok
Finsterniss	—	—	—	kekupó-ii; P. jikopo'hi
Morgen	—	kuioyomo 'yá-ik	itapiχk;	itaipch; P. —
Abend	—	nyaχábuk	aneiyaot;	anayâuet; P. —
Frühling	muémi	χazatá-ik	—	eshaketamoch; P. —
Sommer	nyăr'nyi	nikopilke	—	ekasyom; P. —.
Herbst	—	matámk	—	i'pkeki; P. —
Winter	ĕtchúdrĕ	χatsúrgue	—	i-api; P. —
Wind	mātĕ-haiya	mutχá	avū;	âve; P. ahb (aire.)
Donner	kûb'ho	amopótka	hinχi;	iuekl; P. —
Blitz	mĕr'āhi	urávgue; ukásk	ivamχo;	ivámqua; P. —
Regen	ikwi-wó	obá-uk	hipka;	ip'ka káokuk; P. ipka
Schnee	páki	sá-ik	—	ach'hihaps; P. —
Feuer	o-óh	a-á-u	—	amakinoch; P. amak

Deutsch.	Yávapai. W. H. Corhusier.	M'Mat. J. T. Helmsing.	Seri. A. L. Pinart; J. R. Bartlett; P. = F. Pimentel.	
Wasser	ahá; há	χá	aχ́;	sche; P. shj
Eis	thĕpútch	χá-napátsk	aχ́eχ́apsh;	— —
Erde, Land	mát; ámát; máte	h'mát	hamt;	am't; P. ampte
Meer	—	χazatá-ik	χ́eppe;	hépe; P. —
Fluss	aha ketchíkĕmi	χa abil	hassolχ́;	asoch; P. —
Landsee	—	χenyó	—	asb kakiton; P. —
Thal	—	mats-káksi	hamtkash (cañada);	kavilcb-k'mllcht; P. —
Wiese, Prairie	—	χatamáts paχaike	—	— —
Berg	wi; wi-kutáya	mata-ulke; abí	hast;	ast kakoch; P. ahste kakoj (peña)
Hügel	—	—	—	— P. ast asro (cerro)
Insel	—	atásbke	—	hepé-lpach; P. —
Stein, Fels	wi; wi'h	abi	hast;	ast; P. —
Salz	bathi	s'i	—	amtipt; P. —
Eisen	ákua; kwá	χataχmanyin	—	bênnom; P. —
Wald	—	tomarresí-imá	—	— P. kokabste (bosque)
Baum	i-i'b	e-i	ehehapek, ehehsmtisp;	e-a-omt-kite; P. ehe
Holz	i-i'h	e-i	akaχ-χ́ukua (s. Fichte);	akáhoke; P. —
Blatt	thĕrk; babĕsúwi	analverbéra	ehe-istkl;	iatl; P. —
Baumrinde	thĕrk	χana-odif	—	ina-olch; P. —
Gras	lwilla	χatamáts (siehe Wiese)	—	koné; P. amptijubl (yerba)
Fichte	—	χuáll	hukkua (pino);	— —
Mais	tiyătch	teditche	vapχollχ;	— P. bapute
Kürbis	—	χmat	χ́am;	— P. jam, kam
Fleisch	máte; mat (siehe Leib)	kuekuá-iv	—	éven; P. —
Hund	kuthár't	χatsoksók	aχ́sh;	achks; P. —
Büffel	—	kuekuav-ipá	—	— —
Bär	—	baχuét	tonuom;	— —
Wolf	—	χatelué	χ́ekkos;	hashokévlch; P. —
Coyotewolf	kuthár't hána	—	vaotth;	— P. bo-ot
Fuchs	kokótra	matkoavá	—	— —
Hirsch, Reh	kwáka	koák	heppem;	epem; P. —
Biber	pinā	χam-abir	—	— —
Hase	—	—	hevve;	— P. ebe
Kaninchen	kúlĕ; hĕló	χellá-u	vapχ́a;	— —
Schildkröte	hälĕkābá	kapét	χ́tamosūu;	'h'tamósn; P. —
Pferd	ahát; hat	χat emsin	kavai (span.);	— —
Fliege	thimpúdr'ka	χál-esmo	χ́lχ́ommoχ́t;	hlomolch; P. —
Moskito	—	shampúilke	koshipka (zancudo);	kosbipka;
Schlange	bănupúga	abé	—	kovémach; P. kabimaj
Klapperschlange	ĕlĕwi	a-abé	—	— —
Vogel	—	etsiyérre	shek;	schaik; P. —
Ei	sakaúwa	kuliyá-stere-úr	ipχ́;	schek-âipch; P.
Federn	mûséma	etsiyérre e-emist	inna;	hrek-iua; P. —
Flügel	wálle	etsiyerré milaχó	isselka;	iséka; P. —
Ente	kanûmó	χsnamó	vak;	ahanohrâ-ik; P. —

Deutsch.	Yávapai. W. H. Corbusier.	M'Mat. J. T. Helmsing.	Seri. A. L. Pinart; J. R. Bartlett; P. = F. Pimentel.	
Trutbahn	yâs	orota	—	— P. to-obo
Taube	ikuwi	koá	kniukku;	koyóchko; P. —
Fisch	etchi	etsi	sheχkam;	schechkam; P. —
Name	—	mumúlk	—	ítasi-iyatcuyip; —
weiss	nyuměsábi	χamálguo	kohoχp;	kôpcht; P. —
schwarz	nyåtchi; nyā	nyélgue	kopoχl;	kópolcht; P. —
roth	tchĕ'hwáta (siehe Blut)	kuikáv-oχuit	kēveχl;	kévilch; P. —
hellblau	habĕsúwi	m'mai; m'maiko-χoshunyá	kovũlχ;	valch kopolch; P. —
gelb	akuátha	akuéske	kmassolχ;	k'másol; P. kmozol
hellgrün	habĕsúwi	χabashúk	kovũlχ, χpanams;	kóvilch; P. —
gross	táya, ta; hèmi	betá-ik	kakkoχ;	kakolch; P.
klein	kétchi	n'nok	kissilχ;	kipk'ha; P. —
stark, mächtig	—	espérgue	—	kavohách; P. —
alt	—	kura-áka	—	ikomákolch; P. kmakoj
jung	—	i-ipák	—	si-ip (s. Knabe); P. —
gut	háni	aχótk	χeppe;	kípi; P. —
böse, schlecht	kalépi	l'lá-ik	χomiplă, kmiplă;	homi-ip; P. —
todt	pi'h	opú-ik	koχχe;	koch'he; P. —
lebendig	—	ellopú-imuk	—	ekâm; P. —
kalt	múni	χotsúrgue	kapll;	hyapl; P. —
warm	mué	—	—	— —
heiss	r'uyi'h	apílk	kmatkî;	kemachtl; P. —
ich	nyâtche	n'nyép	eve, ivve;	ive; P. ibe
du	match	mañ	me;	me; P. —
er	nu-idshi; nyuwi	abáñ	imki;	imk; P. —
wir	—	—	ove;	óve; P. —
ihr	—	man dshekedik	movve;	move; P.
sie	—	s'tubáñ	imkove;	move; P. —
dieser	nyivá-a; viá-a	bezáñ; vedáñ	—	ipké; P. —
jener	niuyŭ-i; nyŭépi	s'tubáñ	—	imké; P. itám (s. Mann)
jeder, alle, ganz	páya	tchámill	movekos;	koch; —
viel	laúwi	e'tá-ik	katχo, χotχo;	kat'ho; P. —
welcher	—	mukitch	ki-ia?	kiya? wer? shemme? was? P. —
weit, entfernt	tuwáya; kúrama	ekórk	toχkaka;	— —
nahe	hipé	χeipánik	imtaχl;	ickh; P. —
hier	viäki; yām	ved'hi	ishkak;	— —
dort	viál; vál	zevill	imkahaka;	— —
heute	nyåvam	nyata-órvuk	sha-ipkapete;	aposhk; P. —
gestern	ĕnyåhúm	tená-i	muχemma;	moch'hémms; P. —
morgen	yĕgi; yégúm	kuliyé-um	ampoχen;	ampt poher; P. —
ja!	ĕh! éká!	h'a-á! tá-ut!	—	yoa! P. yoha!
nein!	opi! ómi!	kubárg'l	—	ó-om! P. o-om!
eins	siti	shéntik	tash-sho;	tokχom; P. —
zwei	hĕwáki	χubik	ko-okχ;	kaχkum; P. —
drei	hĕmúki	χamók	kapχa;	p'χao; P. —
vier	hopá	tchu-umpáp	kshuχkuă;	shoχkum; P. —

Deutsch.	Yávapai. W. H. Corbusier.	M'Mat. J. T. Helmsing.	Seri. A. L. Pinart; J. R. Bartlett; P. = F. Pimentel.	
fünf	hĕrāpi	sa-aráp, saráp	ko-oχtom;	kuaotom; P. —
sechs	despė	χo-nmχȯk	imapkasho;	napshoχ́; P. —
sieben	hĕwak-espė	pa-aχkėk	tomkaχkne;	kaχkχue; P. —
acht	hėmuk-espė	si-ipχȯk	kshoχolka;	pχ́akχne; P. —
neun	hûlĕthûyi	χumχamúk	ksovikaulχ́:	soχanthe; P. —
zehn	buwáwi	shahaχȯk	kaulχ;	χonalχ́; P. —
eilf	sitikwa-ā'hli	shahaχȯk umsiga shėnd	—	tantasokue; P. —
zwölf	hĕwakĕ kwa-ā'hli	shahaχȯk umai χavik	—	tauchltokue; P.
zwanzig	hĕwakĕ huwáwi	shahaχȯk a-a χavik	kaulχ́ ko-okχ́;	e-anslkoch; P. tanl jaukl.
dreissig	hĕmukĕ huwáwi	sh. a-a χamúk	—	eanslkapka; P. —
vierzig	hopachĕ huwáwi	sh. a-a tse-umpáp	—	— —
fünfzig	hĕrāpĕ huwáwi	sh. a-a sa-aráp	—	— —
sechszig	despáya huwáwi	sh. a-a χo-nmχȯk	—	— —
siebenzig	hĕwakespáya hu.	sh. a-a pa-aχkėk	—	— —
achtzig	hĕmukespáya hu.	sh. a-a se-ipχȯk	—	— —
neunzig	hûlĕthûyi huwáwi	sh. a-a χumχomúk	—	— —
hundert	sĕhuna-siti huw.	sh. a-a shahaχȯk	—	hiantl kantl; P. tanl taul
tausend	sĕhuna huwáwi	sh. a-a sh. abába ashėntik	—	— —
essen	ma	m'mam	ikohet;	iko-ėt; P. —
trinken	—	e'sim	kassi;	ikosi; P. —
rennen	—	habėshk	—	ikoch'horch; P. —
tanzen	himå	i-imák	avūt;	iko-oht; P. —
singen	—	ahashhárgue	—	ikos; P. —
schlafen	sma-kiyúkum; sma	ashmám	iki;	iki-im; P. —
sprechen, reden	kwaúwi	tchoknėrk	—	ikavato; P. —
sehen	hami	iyúk	—	ikehom; P. —
lieben	—	aramuyinámgue	—	ikomsho; P. —
tödten	nėhi	topúik	ikovink;	ikovikue; P. —
sitzen	muá	n'nák	amtîlχ́;	amtikiche; P. —
stehen	gúskui	ab'á-uk	—	ikafit; P. —
gehen	yńmi	eh'ák	—	ikatarch; P. psitahj
kommen	—	abedik'	—	m'keven; P. psif
zu Fuss reisen	bo	araó-ik	—	— —
arbeiten	hāráhāŕa	etsumėvgue; et-suvim	—	— —
stehlen	—	kutsitsuigue	—	— —
lügen	—	etchinyá-ik	—	— —
geben	—	áhik	—	— —
lachen	tchikĕváre	tchikahárgue	—	— P. psiyzou
weinen	—	hamim	—	— —
schreien	—	—	ikkentl̂;	— —

Yávapai-Wortverzeichniss.

Von

Dr. W. H. Corbusier.

ahàh: Riesencactus (Cereus giganteus, bis 70' hoch).

ahahátchl: 1. bitter; 2. Chinarinde.

Aha ka teheŕàkna: Name von Peck's Lake, 18 engl. Meilen nördlich von Camp Verde; wörtl. „gebogenes Wasser"; See in Gestalt eines Halbmondes.

Aha kidshekédaha nom. pr.: Gilafluss.

aha púk: Quelle. Vgl. puk, Wi-puk.

ahat musí: Stute.

ahănăle, hănăle: 1. Kürbis; 2. kleiner, hohler Kürbis, der von dem Schamanen mit Steinchen gefüllt und dann beim Curiren als Lärminstrument verwendet wird.

akuamuéŕka: Taschenmesser.

akua-sehiúwa: Pfeilspitze aus Stein.

akua tikewékua: Taschenmesser.

a-kwál: gegerbte Hirschhaut. Vergl. tchl-thkuíla.

amát: 1. Erde, Koth; Land. 2. irdener Topf, Krug. amát hathiwa: grosser irdener Wasserkrug.

apa makuána: Schiesspulver.

atá: 1. Sumpfrohr; 2. Pfeilschaft aus Rohr. Vergl. hatawil.

atáta: 1. Dorn; 2. Granne. Vergl. tchetatáta.

beté: 1. adj. gross; gross und breit; dick, corpulent; 2. adv. viel, beträchtlich.

despéhika: der andere (von zweien). Vergl. midespéba.

drubi, drábi, rubi: 1. dünn, mager; 2. trocken, dürre, ausgedörrt; s. ravi im Mohave. Vergl. ya: Mund.

dshélka: 1. Exkrement; 2. Verrichtung der Nothdurft.

dshélka-hwáte: Ruhr; von dshélka, und hwát: Blut.

dshelkó: After, Ende des Mastdarms.

emú: die drei Sterne im Gürtel des Orion; wörtl. „Bergschaf".

eŕieŕe: Návajo-Ueberwurf; ein äusserst dauerhaftes wollenes Gewebe, auch als Bettdecke dienend.

esabăthú tche-údre, oder esabăthú: Federschmuck; an den Haaren befestigt und meist aus Adlerfedern bestehend.

etchi-yóye: Fischangel, Fischhaken.

etchúdre: Jahr.

Ha k' athiéla, nom. pr.: Rio Salado, oder Salt River, nördlicher Zufluss des Gila. (hathi: Salz.)

Ha ka ŕúya: Name eines Baches auf der Rio Verde-Reservation, der warm aus dem Felsen strömt. Vergl. áha, ŕuyí'h.

Ha ke so-óuwa, nom. pr. von Camp Date-Creek; wörtl.: „der einsame Cottonwoodbaum."

hala ke ŕápa: Schale einer Bivalve, als Halsschmuck getragen.

hamánie kuádro, oder h. yăki: Tragekorb, an welchem Säuglinge befestigt und umhergetragen werden.

hamesí: Stern; hamesi sikewékwa: Polarstern.

hána: 1. wild, ungezähmt; 2. wildes Thier.

hána tómekum! es ist in der Ordnung! so recht!

hanikeŕápa: Schmetterling.

hanikusába: Tausendfuss.

hapí: steinerne Reibeplatte: die mexikanische metlatl. Vergl. hăbetchă.

hapú-mesmá: Bogensehne.

hatawíl: 1. ein Gewächs, zu Pfeilschäften verwendet. Vg. atá. 2. Pfeilschaft.

hatălnin mesába: Esel.

hatyá: die Pleiaden.

hat venúua: Spielkarten. Diese Karten werden aus dem Bauchfell (venúna: Bauch) der Pferde (háta) verfertigt und 40 machen ein Spiel aus.

hathi: trinken; wörtl. „Wasser schlürfen".

hăbetchă: Stein, womit auf dem hapí Körner zu Mehl zerrieben werden.

hănóbi, hoyómi: rechtseitig; săl h.: rechte Hand.

he-élla: Laus.

henáku: Halsschmuck; bestehend aus einem Strang aus Hirschleder, an dem Korallen, Glasperlen etc. aufgereiht sind.

hené: Constellation des Grossen Bären.

hepă-tumi: Morgendämmerung.

hithúl-tchiyă: Unterkiefer; wörtl.: „Kinn-Knochen".

hiuye-úyebi: eine ganz der skăliskăli gleichende Kinn-Tätowirung der Frauen; drei Verticalstriche statt sieben.

homí'h: Gürtel, Gurt.

howál: Weisstanne.

hówal tchiháyi: Bretterboden.

hnále: Vertiefung im Boden, Loch; aha hnálewa: Cisterne, Ziehbrunnen.

hnalehnále: röhrenförmig.

hnmiŕápa: aus Haaren ge-

fertigte Schnur; von den Návajo-Indianern verfertigt.
huniekó: Frosch.
hwsiyóa: 1. feindlicher Krieger; 2. Kriegsgefangener.
hwoyómi: zielen (mit dem Bogen, Gewehr etc.).
i-i musmá: Wurzel, Baumwurzel.
i-i tekåte: Kriegskeule.
isåya, yisé: Schatten eines Baumes, Felsens etc.; tukosáya: Schatten eines Menschen.
itåse: Sykomore (Platanus).
itemárika: Begräbniss.
itchinåli! fallen lassen! mitchinåli! lass es fallen!
itchipáya: Thier.

ya: Mund; yá-a rúbi: durstig; wörtl.: „Mund trocken".
yåko: Bett, Nachtlager.
yālåka: wilde Gans.
yåtch: Pflanzensamen; durchweg als Nahrungsmittel gebraucht.
yipúhi: Köcher.
yiti: genug; yebel witha yiti? ist dies hinreichend?
yu, yuh: 1. Auge; yuh-baomi: blind; yuh-kelemé: Augenbranen; 2. Gesicht, Antlitz; yu-theluthélu: Blatternnarben.
yuhupúki: vorne dran, auf der Vorderseite.

kapúmpka: Heuschrecke.
kava, kwa? pron. relat.; in kwátha? was? kavayúmi? was? warum? weshalb? kava nyúku? wann?
kāthåro: linkseitig; säl kåthåro: linke Hand.
kédshi: wenig; pa kédshi: wenig Männer; púki kédshi: wenige Weiber.
kele-úlki: Kugel; pa kele-úlki: kurzer, dicker Mensch; säl tchikele-úlki: geballte Hand, Faust.
kenámi, in: säl kenåmi: Zeigefinger.
kiyåmi: losschiessen, abschiessen (Pfeil, Kugel etc.).
kithié: Arzt; wörtl.: „zu trinken gebend"; von thi: trinken, schlürfen.
kiúli, kiůli: lang, hoch, hochgewachsen.
kókwa, adv.: sehr; yá-a rúbi kókwa: sehr durstig.
kuádra, kuåd: Schminke, Farbe zur Bemalung des Körpers.
kuadrakió: rother Thon, in Kuchen- oder Ringform gebacken; als Schminke und Ueberzug über den Körper dienend.
kuadra-tchiślui: rother Thon, als Farbe in's Gesicht geschmiert.
knáka takwá: Pulverhorn.
knáka tapábi: Fleisch in einer Erdhöhlung rösten, braten.
kuathevriya: Tasse, Schale.
kulumá: After, Ende des Mastdarms. Vgl. dshelkó.
kumehnidewi: Fell zur Bedeckung der Lenden und Schamtheile.
kuthák: grosser Korb von konischer Form; von den Weibern zum Gewinnen von Pflanzensamen benutzt und auf dem Rücken getragen.
ku-ú'h: runder, niedriger und wasserdichter Korb.
kuwé-i, kuwévi: 1. herab, abwärts; 2. Süden.
kwa tesotchåtcha: Regenbogen.
Kwáths siki-ita: nom. pr. von Prescott, politische Hauptstadt von Arizona.
kwaúwa: Grossvater.

lahe-ányi: scheibenförmig.

máka: hinter, hintendrau, auf der Rückseite, auf der anderen Seite (im Tonto: Rücken).
maka-tetchéku: der hintere Theil des tetchékwa, s. d.
matávi: Norden.
Mát hathi: nom. pr. von Camp Verde, Lagerplatz auf der Rio Verde-Reservation; wörtl.: „Salz-Erde".
mateyúsi: Jahr.
matekúnu miélla: Adobe; Lehmziegel.
Máte kutebåba, nom. pr.: Rio Verde, ein nördlicher Zufluss des Gila, Arizona.
máte kutchúka: Lehm und Stroh mischen (zur Adobefabrikation).
mat-sehepé-i: Schaufel.
mā'rāmā'ra: bald, baldigst.
metáma: hinauf, aufwärts.
mevál: hölzerne Pfeilspitze.
miåvi: hinauf, aufwärts. Vgl. metáma.
miélla: Gebackenes; Brot.
midespéba: ein halber Real; sechs amerik. Cents-Münze.
mí'h: Fuss; in mi-muwála: Wade; mi-tikitha: Absatz des Fusses.
miyúli: süss.
minyi-háta: zahmes Thier, Hausthier.
muát: wildwachsende Gerste.
mué: warm; ha ka mué: warmes Wasser; muémi: Frühling.
muhú: Gesichtsmaske oder maskenartiger Anzug, um auf der Jagd das Gewild zu täuschen: Rehfelle, Hirschgeweihe u. s. w.
mulhú: Tabakspfeife aus Stein oder gebranntem Thon und ohne Biegung.
muniemiya, s. tchipébi.
muséma: Pfeilfeder.
músi: weibl. Thier; kúthe'rt m.: Hündin.
musmá: 1. Wurzel; vanat musmá: Wurzel der Yucca baccata; 2. Strang, Schnur, Sehne. Vgl. hapú-mesmá.
muwiye, adv., 1. mehr, in grösserer Menge; 2. wiederum, nochmals; múwi kuwárubi: immer, stets.

nåli: hinabsteigen, herunterkommen; hat náli: vom Pferde absteigen; ve nåli! me nålki! komm herab!

négi: die Bogensehne anziehen, spannen.
nishapú: Schiesswaffe; sowohl Feuerwaffe als Bogen und Pfeile; hapú, Bogen.
niä, nya, nyä: Pfad, Fährte, Weg. Vergl. Sonne.
niä r̓ópi: Sonnenuntergang; niä r̓opóbi: Westen.
niä tcheyëlóbi: Osten.
niä vemú kakwám? zu welcher Zeit (od. Stunde)? wörtl.: „die Sonne wo?"
ni-ibáya: Suppe.
nistuknwálka: Skorpion.
nyawih: Kleidungsstück; Bekleidung.
nyini: Begattung.

o'hwayä: Rauch
o-o kádshi: 1. der Busch, der das poröse Holz zum Feuer-Reibeapparat liefert; 2. Feuer-Reibeapparat; o-ó vihulúbi: Feuersignal, Rauchsignal.
o-othúa: Stein zum Glätten der Pfeilschäfte; ist drei Zoll lang und wird vor dem Gebrauche heiss gemacht.

pádur: Spitze (des Messers, Pfeiles etc.).
pádurmi: weniger als die Hälfte; ein Viertheil u. s. w.
pahú: Kerbe am unteren Ende des Pfeiles.
pa-semátche: Zauberer, Schamane; s. semátche.
pémi: nicht mehr, nicht länger.
pidúr: nur, blos, allein; match pidúr: du allein, nur du; viátchi p.: nur dieser allein.
pokulúta: Tarantel.
pudr': Hut; Kopfbedeckung.
pudr'pudr'kum: walzenförmig, cylindrisch-rund.
puk: unteres Ende, Basis; Baumstrunk.
pumiä: Ruthen zum Verfertigen von Körben.

r̓nyi'h: heiss, siedend; haka r̓nyi'h: siedendes Wasser.

sáya (zsgz. sä): 1. adj. fett, fettig; beleibt; 2. subst. Fett; kwakata sáya: Fett von Rindern.
sälám: Vorrichtung z. Schutz der Hand beim Abschiessen von Pfeilen.
sebehuwébi: Kreuz.
sedshútui: 1. eine aus sieben Verticalstrichen bestehende Tätowirung am Kinn der Weiber; 2. eine dito am Kinn der Männer, aus drei Strichen bestehend.
semá, s'ma: Schlaf.
Semátche: 1. Name des im Osten wohnenden Genius; sein symbolisch gebrauchtes Zeichen ist ein Stierkopf, der auch die Sonne darstellt. Von semá: Schlaf u. dem Nominalsuffix -tche. 2. Schutzgeist eines Zauberers oder Schamanen.
sili: auf den Kohlen rösten (Fleisch).
simkuirki: Cigarrette; wörtl.: „gerollt".
sitemi: irgend einer; ein anderer (von mehr als zweien). Vergl. despébika.
siúyi; dasselbe wie hiuyeúyebi, q. v.
skäliskëli: dieselbe Kinnverzierung wie sedshútui, die zwei äussersten verticalen Seitenlinien laufen jedoch zickzackartig aus.
smälekakúli: Maulthier; wörtlich: „lange Ohren".
soku-úla: Glasperlen: Korallen zu Halsschnüren etc.
sowáh: Wasserflasche aus Flechtwerk, oder aus gebranntem Thon.
sukábi: Schnur zum Binden. nyähányo sukábi: schmaler Riemen zur Befestigung der Moccasins.
sukwínya: Fruchtkapsel der amerikanischen Aloë.
suminui: Franse an Fellen.
supébi: Vordertheil des tetchékwa, q. v.

tabile: Eidechse.
táma, und wi'htámi: Steine mit der Schleuder (udshelite) werfen.
täl'täl: Flöte; aus dem Stengel der Yucca- oder Soapweedpflanze verfertigt.
Täse kubeté: nom. pr. der Rio Verde-Indianer-Reservation; wörtlich: „grosse Sykomore". Vgl. itäse.
teniúdewa: Buch.
teniúr̓i, tenyúri: 1. Schrift, Geschriebenes; 2. Zeichnung, Malerei; magischer Zirkel oder Zeichnung des Zauberers.
terä́fi: eine aus vielen Punkten und drei Verticalstrichen bestehende Kinnverzierung. Vgl. sedshútui.
tetchékwa: Unterrock oder Schürze von Hirschfell; ein Kleidungsstück d. Frauen.
thempó: gelbe Wespe.
thi: schlürfen; s. hathi.
thipidúr: Haarschmuck.
thir̓ikuthir̓iku: Heimchen.
thitu: farzen.
tibi: tatuirtes Bild auf den Armen der Weiber; eine rohe Menschenfigur darstellend.
tiyúdsha: Vorfahren.
tirhui: um etwas herum gewunden; säl tirhui: Armband von Glasperlen. Vgl. nyähányo tiri: Schnur zur Befestigung der Moccasins.
tóhobi: Karten spielen.
to-óle: kochen; to-óle ni-ibáya: Suppe kochen.
tuhumi: halb, die Hälfte (räumliche Dimension); tumu-hubó: halbwegs.
tuelkepúba: Kreuz, das im Haar befestigt wird und als Amulet dient.
tuh: Todtenverbrennung.
tukó: Magen im Yávapai; tälkó im Tulkepáya.
tulkwúm: gehörnte Eidechse.
tumesáya: Nusskern.
túr̓ebi: 1. Stab, Stange; 2. ein Gesellschaftsspiel, worin geworfene Ringe mittelst Stä-

ben aufgefangen werden. Die Kutchåns üben dasselbe Spiel.

tchâk: hinauf, aufwärts; s. metáma, miâvi.
tchehnanimahnéln: Johannisbeere.
tchesa nyewá: Vogelnest.
tchéta: Weizen.
tchetatáta: cultivirte Gerste. Vergl. atáta.
tchibekábo: rennen: nyi hát tch.: mein Pferd läuft.
tchimiyúl: grosse Ameisen-Art.
tchinapúka: kleine Ameisen-Art.
tchiniéki: Bogen mit gespanntar Sehne.
tchipébi: Bettdecke; Ueberwurf; die Apache-Yuma sagen dafür munyemíya.
tchitmíai: abwechselnd rothe u. schwarze verticale Striche von Schminke, in's Gesicht geschmiert.
tchi-thkuila: Hirschfell, Rehfell.
tchiviyámi: rennen, laufen.
tchiwâki: temporäres Lager, aus uwá'h (s. d.) bestehend.
tchó-obi: kämpfen, fechten (von zweien); tchañ-obi (von vielen Individuen).

úbatcha: Tabak rauchen.
udahelite: Schlander. Vergl. táma.
umuhúl: Asche.
utchi: glühende Kohle.
uwá'h: Hütte oder Zelt von Strauchwerk und Zweigen.

vam: jetzt; vam drâbl: gerade jetzt; vam hepá: letzte Nacht.
venát: eine Yuccaspecies: Yucca baccata.
viél: amerikanische Aloë; ihre Blätter: viél thérk; ihre Fruchtkapsel: aukwinya.
viél matkamá: Mexcal (Frucht der amerik. Aloë) in einer Erdhöhlung rösten.
viké-i? wo?

wâya: Sessel, Stuhl.
walwálle, wadwádre: Fieberfrost, Schüttelfieber.
wikiyátch: Bergkrystall; als Amulet getragen.
Wi-kuse-úyebâ, n. pr.: North Peak, in den Matzatzal-Gebirgen.
Wi-kutchása, nom. pr.: „Four Peaks", mit Gebüsch bedeckte Anhöhen in den Matzatzal-Gebirgen.
Wi-múne-kwá, nom. pr.: die San Francisco-Gebirge; wörtl.: „sehr kalter Berg".
Wi-púk, nom. pr.: der Mogollon-Mesa; wörtl.: „breite Basis".

(Corbusier's ŕ ist ein halbvocalisches r.)

Tonto-Wortverzeichniss.

Von

Dr. John B. White.

(Die Seitenzahlen in vorliegendem Vocabular beziehen sich auf die früheren Verzeichnisse in dieser Zeitschrift, 1877, Seite 408—418. — Hier sind die Vocabeln, die mit u und nachfolgendem Vocal beginnen, unter w eingetragen und die Wörter auf tch-, ts- von denjenigen auf t- im Alphabet getrennt. Da s mit sh durchweg alternirt, so wurden beide, wenn zu Anfang eines Wortes befindlich, in eine Reihe combinirt. — muviami, S. 410, corrigire man in nuveyami; sasawi, S. 411, in aavawi; hamili, S. 408, bedeutet Haut.)

a-a-ivi-l: zuhören, aufmerken.
ahale: Wasserkrug.
aha aiyu: Ziehbrunnen; vgl. hati siyu, S. 408.
ahat itchitaima: Hafer; vergl. hata: Pferd.
ahata tatikui-isa-u: Sattel.
ahonami, hanámi, hani-omi: schlecht; vgl. ahónni: gut.
akalavi: erzürnt, aufgeregt.
akawi: brechen; vergl. itikati.
akna, oft aphäret. kua; s. S. 408 (auch Glas, und Glasfabrikate).
ákua am'lo, amblo: kleines Trinkglas, oder zinnerner Trinkbecher; akua hamilu: Lederbecher.
akua ashaikuavi yuli: Zügel, Zaum.
akua gawuge: Pfeilspitze.
akua gúli: langes Messer, Dolch; wörtl.: „langes Metall, Eisen."
akua hatchuti: Zinn.
akua imishikuavi: Schnalle.
akua iwa! knöpfe Dich zu!
akua yovi: Messer, scharfes Instrument.
akua kaitchi: kleine Glocke.
akua kanishewa: Glasflasche; s. kanésha.
akua kuavi: Schloss (an Thüren).
akua nala: Traggefäss für Flüssigkeiten, Kantine.
akua shuádi, ehwáti: Bügel (Blasinstrument).
akua tigiti, a. tikati: Spitzhammer, Spitzhaue; siehe S. 408.
akua timapi: Schleifstein.
akua tiwagi: Leuchtstock, Kerzenstock.

akua wakan hita: Geschütz; wörtl.: „Metall - Geräusch viel“.
asiguilvi: Tuch.
atikuadi: Kohle.
atitiyatie, akua toyidie: Sieb, Steinsieb oder Kiessieb.
atoye, itoye: warm, heiss; vergl. imat atú-i, n. itnye, S. 409.
aulikwa: Gattin.
aweya: Flamme, Lohe; vergl. oveya: rauchen n. o-naiti, S. 411.

ba-imile: Verwandter; s. pa-imila, S. 411.
bika, im Plural owidimi, wokoniwi: Frau; vgl. aulikwa, biki, bite (make b. Loew, S. 390).
biki: alt; ipa b.: alter Mann.
bik-lapi oder ipa bik-lapi: alte Frau; vergl. halapi, S. 408.
bokiyade: Schale, Schüsselchen (patella).
bomushma: Drücker an der Flinte etc. Vergl. gititi.

etra-i: Tragebrett, worauf der Säugling befestigt wird; Wiege.

gäli: Pferdefliege (horse-fly); eine grosse, farbenschillernde Fliege.
gatchimi-i: Bajonnet.
geidiĕ: kurz; gowáva geidiĕ: kurzes Haar.
gĕ-ishali: Regenschirm.
giagi, giadi, tiyagi: Knochen.
gid-hidawague: kauern, — hocken.
gilage: Narbe.
gimaimi: grosser Löffel, Schöpflöffel; g. shivi: Löffel.
gititi: Drücker am Flintenschloss; vergl. bomushma.
golave; identisch mit kalyave, q. v.
golko; s. shal golko.
gouo: Herd, Feuerstätte, s. gono giwo, S. 408.
gudiyudeke: dumpfig, dunstig.
gulsúli: Kork, Stöpsel.
gúli: lang; gowáva g.: langes Haar; ipa gúli: erwachsener Mann; vergl. yula: Strick.
guspall, itispali: Knoten (an Stricken etc.).
gutwima-hatui: Unterhosen.

ha (aus aha): 1. Wasser; 2. alles wässrige, flüssige, trinkbare.
ha dshúki: tiefes Wasser.
ha-kidito: Speichel.
ha meteshue: Wassermelone.
ha nudsha: Kaffee; wörtl.: „schwarze Flüssigkeit“.
ha tchawi yukie: Ruder.
ha-vidsho: Thau, Thautropfen.
ha-wäli: Damm, Flusseindämmung.
hadilwayi: lieben.
hale veta: Vollmond.
halhaic: Streifen.
halpiti: rauh, uneben.
hamdokiti: anzünden.
hamili: ungegerbte Haut; akua hamilu: Lederbecher.
hanámi, hani-omi: schlecht, unbrauchbar; dass. Wort wie ahonami.
hashma: in Blasen aufsteigen, Blasen bilden.
hata: Ueberschwemmung (ha: Wasser, ta: gross).
hata, ahata, ahat: 1. Pferd; 2. die Königin im Kartenspiel.
hata hatchelgi: Pferdedünger.
hatavi: Peitsche.
hata vi-i-i oder hatavi i-i: Peitschenstock; engl. whipstock.
háte kná-e: Pferdemähne.
háte ahakamwite: Pferdehuf.
hat sävi: Fohlen; vgl. sava.
hátsi: sich erniessen.
hawagitawi: sich niederlegen.
hempi: durstig.
hi-ivi? verstehst du? verstanden? s. ivi, S. 409.
hiio: Salz; auch Izi.
himami atadiwe: letzte Nacht, gestern Nachts.
hipawo: Jahr; vergl. halawági, halayági: Monat.
ho giadi, ho-kiati: Nasenbein.
ho - giali: Schlundzäpfchen, Uvula; w.: „Kopf-knochen“.
ho-kins: den Kopf schütteln; verneinen.
ho yovi: die Nase abschneiden.
howale: Fichte und Fabrikate aus Fichtenholz; wal (aus howale): hölzerner Tisch.

ihultavi ko: Kopfschmerzen; vergl. travi.
i-io: Zündhölzchen; wörtl.: „Stab des Feuers“; ho-o: Feuer, S. 394.
i-itugo: es ist so, dem ist also.
i-i twayi: Baum.
iyogi: gurgeln, z. B. mit Wasser; vergl. yoki, S. 409.
iyule: herumdrehen, quirlen.
ikil hops: Fass.
ikitchidi: verstecken, verhehlen.
ikódshe: schwerer Wagen (engl. wagon).
ikulgámi? dasselbe wie: kaweitnye?
ikuísi: die Arme binden, arretiren.
ikule: lang, langgestreckt; dass. Wort wie gúli; vergl. yula, S. 409.
iidshegowali: Schlundkopf, Larynx.
imat stúi, stóyi: Hitze der Haut. Vergl. atoye.
imat wiknidi: Papierdrache.
imi, mi: beweinen, seufzen; s. mi, S. 410.
imishikusvi, s. akua.
imitige: giessen.
imoni hati: zahmes Schaf; amo-nio hat, im Mohave.
impádi tigiomi! kreuze die Beine!
inavi: peitschen. Vgl. hatavi.
inina: wiegen, hin- und herbewegen.
inyeti tinnti: Dinte; vergl. tinuvl, tinutivi, S. 411 und itiyndi: schreiben.
inkátye? was willst Du?

intobohi: klopfen, anklopfen.
ipa, hipa: 1. dunkel; vergl. natchips; 2. Lehm von dunkler Farbe; 3. Abends; heute Abend.
isapngi: winken.
isi: eine Vogelspecies.
ishiyugi: an etwas ziehen, heranziehen, reissen.
ishkoni: Scheide (f. Degen etc.)
iskwi-i: aufheben; in die Höhe heben.
ishma: 1. schlafen; 2. Schlaf; 3. Zauberer, Beschwörer, Schamane, d. h. „sie schlafen"; vergl. tishmatie.
ishma go-odo-iki: Pillen.
isola: Kinnbacken.
isolui: faul, lässig.
ishwadi: Geige; vergl. akua shwâti.
ishwali: Fischhaken, Angel.
ishwsweva: Kreuz.
itamiavi: Frost, Kälte.
itavi: werfen.
itavikaki: Bett, Lager.
itbitkoni: Huf der Wiederkäuer.
itiawáli: Pflanzen des Maiskorns.
itidshedshi kedshe: kleine Axt.
itidshedshi iwa-i: Axtstiel.
itigolviki: Wage.
itiyudi: 1. Bleistift, Schreibstift; Schreibfeder; i. wami: Freipass, vom Agenten der Reservation den Indianern ausgestellt; 2. schreiben.
itikapi: Stecknadel.
itikneyi, ikuavi, itima: sprechen, sich unterhalten; s. ma kuariwa, S. 410.
itikwitha: grün; s. idikuithi, S. 408.
itipasi: fühlen, empfinden; vergl. miknithi.
itopalawi: mit Karten spielen; vgl. tohi, S. 411; s. Paláwi, S. 371.
ito-i: losknöpfen, losbinden.
itcha-epolwa: Haus, Wohnung; vergl. owapulti.
itchenigo: sich aufhalten, stehen bleiben.
itchi ishwáli: Fischhaken.
itchi yábi: Flosse.
itchi yula: Fischangelschnur.
itchi sipide: Fischschuppe.
itchi-idi: öffnen, aufmachen; shale i.: die Hand öffnen.
itchikámi: 1. schütteln, z. B. eine Flasche; 2. mit der flachen Hand schlagen.
itchi-yukama: getrocknete Trauben.
itchi-maidshidshi: stehlen.
itchiwa inudshe, nedye: Neger; wrtl.: „ein Schwarzer".
ivivi: Lärm, Geräusch.
ivoti ynli: Zaum; Halfter.
iwakitoave: Dolmetscher.
iwalkanie: Strumpf.
iwsmeshtchi: wischen; engl. to sweep.
iwo: gehen, zu Fuss gehen; vgl. magawo.
iwutoye: kotschiren(?); engl. to drive.

ya, ye: 1. Mund; 2. Lippe; vergl. ya apidimi; 3. Loch, Höhlung, Vertiefung.
ya (ye) apidimi und ya kelepe: Unterlippe; s. yápi, S. 409.
yahahi: schlagen (von Uhren)
yaynguali: Stiefel; vgl. yayu, ikuali.
yali: unten, unterhalb.
yames hosi: Rasirmesser.
yandiwa nali! lege es wieder hin! bringe es dahin wo znvor! vgl. mamávi, S. 412.
yapa: lebendig, lebend; vgl. ipa, Mann.
yebudshe: Hals (nicht yehuka, S. 390).
yowitavi-i: Hutpilz.
yude, yudi: Leibesumfang, Taille.
yude-okina: Weste.
yu golavi: von hässlichem Aussehen.
yuguegi, yumihimi: von etwas abtreten, weggehen (to get off).
yula: Faden; Strick; Sehne; siehe nkuavi, kasata yuli, S. 410.
yuli knoml: stehen.
yumidikami: aufrühren.
yumi havashua: Troddel.
yuntihini, yuntikami: stossen, schieben.
yuwadin: Zahnfleisch; s. yuwatu, S. 409.

ka-itohi, ka-idshi: klein; vgl. ketiya; akua und naga ksitchi: kleine Glocke.
kaleva, kalyavbe, kalyeve, golavi: 1. schlecht, böse; 2. hässlich; 3. sauer.
kali: eine Habichtspecies, engl. sharp-shin hawk (Accipiter fuscus).
kanésha, kanishewa: Glas.
kasake: Korb; kasake ketiya: kleiner Korb.
kasata-savă: Hündin.
kastohidiwihi: Speer mit langem Griffe.
kaweitoye? was ist los? um was handelt es sich? auch: ikuigami.
ketiya: klein; kasakerota ketiya: kleiner Korb.
kishav shave: Maus.
kohita: Elennthier; aus kua bita: „Gross-Horn".
kotcho: pulsiren, schlagen: k. iya: das Herz pulsirt.
kowáta ikwashse: Reisesack, Felleisen.
kowavi shinkuihi: Haarlocke.
kua: Horn d. Viehes, Hirsches n. s. w. (Davon:)
kuaki, kvoaki: Hirsch, Reh.
kuakiti, kuariti, kua-iti: Rind; Kuh.
kuakiti bita: Stier; vgl. kobita.
kua-iti iboga: ein Joch Ochsen.
kua-emake: Occipitalknochen; vergl. mágo: Rücken.
kuakthávi: Biber.
kuali amyoga: Stiefelrohr; ikuali.
kua-mati: Rindfleisch; kuamatuvi: getrocknetes Ochsenfleisch.
kuamkuandi: Pulver.
kuapo-uli: Nastuch.
kuashwade, goswandi: Pansflöte, Mundharmonika.
kuate veyili imi: lediger Mann; vergl. manhi.

kuat' imeyi: Kuheuter; vergl. imeye: Milch.
kue giaga meshava; Hemdknopf (kue statt akua).
knini: Band; pndi knini: Hutband.
kuino, kuno: Koth.
kuiti: Zuber, Eimer.

ma-anmi: zwischen.
magawo: zu Fuss zurückkehren; vergl. iwo, makibomi.
makibomi: zurückgehen.
makiyumiwita: Hosen; im Mohave: memtokohava.
makiwagui: sich herumdrehen.
maknoge: riechen, v. trans.
manba, manbi: Jüngling, unverheiratheter Mann; m. mantéyi und m. teyihi: Knabe, dem Jünglingsalter nahe.
mantéyi: Mädchen; etwas älter als himania.
mashkoni: Anstreicherpinsel.
mashma: Adern.
matati, matyali, mutati: laufen, rennen.
mategatie: Koth, Schlamm; s. knino.
matnsholi: Harke; auch ha matepiye.
matingulihi: Staub.
matyali: laufen, rennen; tispida m.: schnell rennen; s. matati.
matchikiati: Nabelschnur.
matskaswavi: Grund, Boden, Erdoberfläche; vgl. mata: Erde; mi-am'ti, S. 410.
'mbule: Stirn, Stirnbein; pola (Loew).
menokno: hässlich, unschön; s. kaleve.
-mi, -omi, -ami ist ein oft vorkommendes Privativ-Suffix in Adjectiven, wie ahonami, ni-eveami, washiami.
miabi: zerstossen, durch Stossen oder Schlagen zerkleinern.
mi-edshi! nimm es!
migishma: Flechse, Sehne, Ligament.
mi-igegi: sich zanken.
miyugi: 1. sich niederlegen; vgl. hawagitawi; 2. niederlegen; shal miyngi: sich die Hand reichen.
mikuithi: fühlen, empfinden; vergl. itipasi.
minyuti: Schwester.
mi-o-i: schulden.
mi-pate, mi-tchishuve: Fusszehe.
mi-shalehon: Zehen-Nagel.
mishe-i, wishe-i: Athem, Athemholen.
misheve: brav, tapfer; vergl. mishawi: feige.
misili: auswinden, z. B. nasse Tücher. Vergl. mitylali, S. 410.
mishitéyi: Mädchen; etwas älter als himania.
mitavigoge: drücken (Hand z. B.).
mitamtatami: Spund, Pfropf; engl. stopper.
mityiyiga: eine Art Bohnen.
mituyi! binde es zusammen!
mowa: sich niedersetzen; vgl. 'nkowa.
mushimiknidi: eine Flasche verkorken.

naga, nage: Glocke; n. hita: grosse Glocke; n. kaitchi: kleine Glocke.
napodikami: mit der flachen Hand schlagen, züchtigen; engl. to spank.
natchipa: Tag, Tageslicht. Vergl. nia: Sonne.
ndshésha: Erdbau, Erdwohnung (der Nagethiere etc.).
nia: Säugling.
nia shita: heute; vergl. nia: Sonne, und natchipa.
nia shipogo? verstehst Du? ishipo, S. 412.
nianiheyi: schwitzen.
niatúyi: Sommer; aus nia, atúyi: „heisse Sonne". Auch yataki atúyi.
ni-eveami: grün; vergl. itikuithe.
nimeyagedie: Brustwarze; vgl. imeye: Milch.
nimiweyowa, s. wasipill.
nishe: Skorpion; mani-is im Mohave.
nindsha, nndsha: schwarz; vergl. ha nudshe.
ninva! vorwärts!
'nkowa, ingowa, wamowa: sitzen. Vergl. mowa.
nknávi: Bogen; n. yula: Bogensehne.
nowaha: freundlich; vergl. enovaha: Freund (Mohave).
'nahavi i-imi: Fahne, Banner.
nudllamwitbi: bürsten.
nulmiwavi: hassen, verabscheuen.

o-o-i: 1. husten; 2. schnarchen.
oskidi: schrauben.
otiwati: Docht der Kerze.
ov' mishavi: Cigarette; s. aumishawl, S. 408; ova, S. 411.
owapulti: Haus, Wohnung; vgl. hnwá: Haus (Diegueño).
owidimi, s. bika.
owilaita: Eichel.
owilegeyn, o-uvehu: Weidenbaum.

pa-geteya: junger Mann.
pavigo-ita: Hefe-Pulver.
pokego-otega: Hagel.
polwudshi: Tausendfuss.
pute, putyi shavă: Mütze, Kappe.

shakawi: Vogelnest. Vgl. wakei-tchi.
shale, shal, sal: 1. Hand; 2. Hand mit Vorderarm; 3. Flügel.
shal giagi: Radius am Vorderarm.
shal golko: Handschelle.
shal helo, shale ade: Handfläche.
shal goigidshe: Handgelenk.
shal igitámi: Zeigefinger.
shal tokvodshiavi: Ringfinger.
shal tome: Fingerring.
shal tchëyŭdi: Handschuh.
shale-wó: Fingernagel.
shateyi: Zaunkönig.

sava, shavä, shave: jung; klein; knaki s.: junger oder kleiner Hirsch. pute shavä, s. d.
savawi: Geburtswehen (nicht sasawit)
seiseyl: es regnet.
sbeya: Fett, Oel; vgl. shavie: fett.
sès, ses: pfeifen.
simpu wi: Wespennest.
shitivi: Haarbürste. Vergl. -tbi in nudliamwitbi.
sivilidikua: Gefängnissraum.
shivisbo: Rippe.
sodi: Knoten im Holz.
sndya: Harnblase.
shumbilobi: ertränken.
suvi giage: Ulna-Knochen am Vorderarm.

tama: Zwieback; englisch cruckers.
tuwakwodiwi: hochroth, zinnoberroth; engl. vermilion; auch itchi-wakuota, s. d.
tiyagi, tiagi: Knochen, bei Loew kuevata. S. giadi, suvi giage.
tiyu deke: Pillen.
timieki: behalten, bewahren (to keep).
tishmatie: Traum (aus itiishma-tie); vgl. ishma.
tispida, adv.: schnell, geschwind.
tisuli (statt itisuli): Waschbrett; s. S. 409.
tishwalvi: Fingerknöchel.
titkami: klatschen, klappen; vergl. itchikámi.
togobogobi: klopfen, anklopfen.
tome, s. shal tome.
travi, ravi: krank; vgl. maunua travi, S. 410: im Mohave: rávi.

tchagi-isto-i: mit dem Fusse stampfen.
tchakuadshi: gaffen.
tchaviyedl: sich niederlegen. Vergl. hawagitawi.
tchaweyi: auf etwas treten, hinauftreten (to get on).
tchawiti: Ellbogen.
tcheyúgi, aha tcheyúgi: schwimmen; aha tchayugi, S. 408.
tchewata: Flanell.
tchidipavi: Leiter.
tchikapa: hinaufklettern, besteigen.
tsidigo: in Furcht gesetzt.
tchiviliokuandiobu: Oeffnung des Flintenlaufes.
tchokgo havasbuva: „bluebird“ (h.: blau).
tchovinkinmi: springen; einen Sprung machen.
tchukato-i oder tchitato-i: einen Fusstritt versetzen.
tchulkuibi: krumm, gebogen.
tchutchnli: grübeln; yo t.: in den Zähnen stochern.

uviami: stumpf (Messer etc.).

wailayi: erzürnt, missgestimmt.
wakei-tchi: Vogelnest; vergl. tisha: Amsel, und shakawi.
wuke yági: vorgestern.
wakuabubu, wakuambo: langsam gehen, schlendern; vgl. iwo.
wakitibivi: Hof um das Haus, Vorplatz.
wákue, wakua: 1. Schale; shikváli wakue: Eierschale; 2. Clitoris.
wakuiamikaro: flüstern, zuflüstern.
wamitávi: 1. miauen; 2. blöken; auch vom Geschrei anderer Thiere gebraucht.
walailse: Ahle.
wamyamtche: junger Mann; vergl. pa-getega.
wa'nshuve: Zelt; wtl.: „weisse Wohnung“ (owa).
wasbami: 1. zuschliessen; 2. Thür.
washiami, pashiami: 1. einfältig, idiotisch; 2. betrunken.
wasipili: Lederzelt, Wohnung mit Häuten bedeckt; auch nimiweyowa.
washiwi! lebe wohl!
watapave: Brot.
wawati: bluten; ho w.: aus der Nase bluten.
wedshi: oberster Theil; putu wedshi: Kopf des Hutes.
wevä: Wade.
wi: 1. vagina, s. weya, S. 411, 2. Schamlippen; 3. Oeffnung, Behälter; simpu-wi: Wespennest.
wi bita: Felsen, Felsblock.
wi-iboga: Schulterbein (humerus).
wi-lipi: os innominatum, ein Knochen in der Lendengegend.
wilmiya: Gerste.
wisinyu: Mark.
wia'hoei: schnitzen.
wisiti-i: erschrocken; auf der Hut seiend.
wokonivi, s. bika.
wudiwatige: kitzeln.

Zahlwörter.

Die von Dr. J. B. White notirten Tonto-Zahlwörter lauten wie folgt:

1	sisi.	14	wabopa.	80	mogispiwavi.
2	wagi.	15	wasarapi.	90	alesuyiwavi.
3	mogi.	16	wadishpi.	100	shuneshidi.
4	bopa.	17	wawagispi.	200	wagishuneshidi.
5	sarapi.	18	wamogispi.	300	mogishuneshidi.
6	dishpi.	19	wa-alisuyi.	400	bopashuneshidi.
7	wagispi.	20	wakwavi.	500	sarapishuneshidi.
8	mogispi.	21	wakwavi sisi.		etc. etc.
9	alesuyi.	30	mogoavi.	1000	owavishuneshidi.
10	wavi.	40	bopayiwavi.	5000	sarapiwavishuneshidi.
11	washidi.	50	sarapiwavi.	10000	owavi-wavishuneshidi.
12	wawagi.	60	dishpiwavi.		
13	wamogi.	70	wagispiwavi.		

IX.

Untersuchung der Thermopylen.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.

(Briefliche Mittheilung an Herrn Virchow.)

Athen, 4. Februar 1883.

Das Dampfboot mit welchem ich am Dienstag, den 30. Januar, von Stylis abzureisen dachte, kam gar nicht an, denn es war bei Euboia gescheitert; ich ging daher nach Volo, dem alten Jolkos, wo das Schiff „Argo“ für die Argonautenfahrt gezimmert wurde, um von dort mit dem französischen Dampfer zurückzukehren; dieser war aber durch das schlechte Wetter um 2 Tage verspätet; aus gleicher Ursache blieb auch der österreichische Lloyd-Dampfer aus, und so konnte ich erst gestern den Piraeus erreichen. Der Engpass der Thermopylen hat seinen Namen von den heissen Salzquellen, die aus der steilen östlichen Felswand des Berges Kallidromos, eines Ausläufers der Oetischen Bergkette, hervorströmen und jetzt, wie auch bestimmt im Alterthum, als Heilquellen benutzt werden. Die starken Ablagerungen dieser Quellen, sowie die Alluvia des das Thal durchströmenden Flusses Spercheios haben die Physiognomie der Thermopylae so total umgestaltet, dass der Reisende Zeit braucht, um sich zu orientiren und auszufinden, wo denn eigentlich der berühmte Engpass gewesen ist, der nach Herodot nur eine Wagenbreite hatte. Bekanntlich wurde derselbe auf der Südseite von der steilen Felswand des Kallidromos, auf der Nordseite vom unmittelbar daran grenzenden Meere und tiefen Sümpfen gebildet. Durch die Alluvia aber ist im Laufe von 2363 Jahren das Meer um mehr als 10 *km* zurückgedrängt. Man findet zwar genau den Ort des Engpasses, denn dieser kann ja nur auf der kurzen Strecke gewesen sein, wo die Felswand am steilsten ist und keinen Ausläufer hat, aber unmöglich ist es jetzt, genau den Schauplatz der von Herodot beschriebenen verschiedenen Phasen des Kampfes der Spartaner und Perser auszufinden: den engsten Theil nämlich, wo die Spartaner in den ersten Tagen fochten, und den breiteren Theil, in den sie hervortraten, als sie wussten, dass Ephialtes (vgl. Herodot VII, 213) ihnen die Perser in den Rücken führte. Denn gerade da, wo die Felswand zu steil ist,

um erstiegen zu werden, sind die heissen Salzquellen, deren Ablagerungen eine sich auf mehrere Kilometer nach Norden und Osten ausdehnende horizontale Felsfläche von Kalkstein gebildet und den Boden bedeutend erhöht haben. Ein am östlichen Ende der heissen Quellen befindlicher, etwa um 200 *m* vorspringender, circa 80 *m* breiter, unter einem Winkel von etwa 18° ansteigender Ausläufer des Kallidromos, der wohl so alt ist als der Berg selbst, bringt den Besucher noch mehr in Verlegenheit, denn die Versuchung ist stark, anzunehmen, dass im Engpass, westlich vor diesem Ausläufer, die von Herodot (VII, 225) erwähnte Schutzmauer war, und dass daher dieser Ausläufer die Anhöhe ist, auf die sich die Spartaner, nachdem Leonidas gefallen war, zurückzogen, um den letzten Todeskampf zu fechten; ja, man ist um so mehr zu dieser Annahme versucht, als hinter oder östlich von diesem Ausläufer der Fels weniger steil abfällt, und daher von hier ab von einem Engpass eigentlich nicht mehr die Rede sein kann. Man ist ebenfalls stark versucht, anzunehmen, dass dieser Ausläufer die Anhöhe ist, die Herodot (VII, 216) *Κερκώπων ἕδραι*[1]) nennt und als an der engsten Stelle des Passes gelegen bezeichnet. Weiterhin (VII, 228) sagt Herodot, dass die Spartaner dort, wo sie gefallen waren, begraben wurden; jedoch besteht diese Anhöhe aus, mit nur wenig Humus und vielen grossen Steinen bedecktem, mit Gebüsch überwachsenem Fels, und ist daher an ein Polyandreion hier gar nicht zu denken; ebenso wenig konnte ich, trotz eifrigster Nachgrabungen, hier auch nur eine Spur von einzelnen Gräbern entdecken. Uebrigens nennt Herodot (VII, 225) die Anhöhe, auf die sich die Spartaner zurückzogen und auf der sie von den Persern niedergemetzelt wurden, „*κολωνός*", welches Wort nur auf einen einzeln dastehenden, kegelförmigen Hügel angewandt werden kann, unmöglich aber auf diesen ansteigenden und mit dem Höhenrücken des Kallidromos zusammenhängenden Ausläufer. Ausserdem sagt Herodot (VII, 225), dass auf dem *κολωνός* dem Leonidas zu Ehren ein steinerner Löwe errichtet wurde, der auf diesem Abhange ebenfalls nicht wohl gestanden haben kann, da es hier an einer horizontalen Fläche dazu durchaus fehlt. Da nun die Natur dieser Anhöhe den Angaben Herodot's widerspricht und sich weiter westlich kein Hügel findet, so müssen wir den *κολωνός* weiter östlich suchen. Nach dieser Seite hin begegnen wir, etwa 300 *m* von jenem Ausläufer entfernt, einem 9 *m* hohen, unter einem Winkel von etwa 45° ansteigenden, sich lang ausstreckenden Hügel, der eine durchschnittlich 8 *m* breite, ziemlich ebene, 53 *m* lange Oberfläche hat und von allen Reiseführern als das Polyandreion gezeigt wird. Zwar passt die Gestalt dieses Hügels durchaus nicht für die Bezeichnung „*κολωνός*", auch eignet sich seine Lage nicht recht dafür, besonders da er durch eine etwa 3 *m* hohe, 50 *m* lange, 8 *m* breite Anhöhe mit dem steilen südlichen Höhenrücken zusammenhängt und daher leicht umgangen werden konnte. Dieser Hügel

1) Die Cercopes waren possierliche, koboldartige Wesen, welche den Hercules bald neckten, bald belästigten.

hat aber den Umstand für sich, dass auf ihm jedenfalls der steinerne Löwe gestanden zu haben scheint, denn alle älteren Reiseführer in Athen erinnern sich sehr wohl der hier auf der Fläche des Hügels gelegenen, grossen, wohlbearbeiteten Blöcke, die 1856 weggenommen und zum Bau der vom Strom der heissen Salzquellen gedrehten Mühle verwandt wurden, und die höchst wahrscheinlich als Fundamente des steinernen Löwen gedient haben, der hier wenigstens bis zur Zeit des Kaisers Tiberius gestanden hat[1]) und auf dem die Inschrift war: „*Ὦ ξεῖν', ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῇδε κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι.*“ Noch jetzt sieht man hier die Spuren der Ausgrabungen zur Hebung jener Blöcke. Dieser Hügel besteht aus uralten Kalkablagerungen der Salzquellen und ist mit einer nur 40 bis 50 *cm* tiefen Humus-Schicht bedeckt. Er eignet sich daher ausgezeichnet zum Polyandreion, und dennoch ist hier, wie meine Ausgrabungen bewiesen haben, weder ein solches, noch eine Spur von einzelnen Gräbern. Auch an der steileren Nordseite dieses Hügels, wo vom Winterregen ein bedeutender Theil desselben abgelöst ist, sieht man nur reinen Kalkboden. Etwa 300 *m* weiter östlich ist ein zum grössten Theil aus naturwüchsigem Fels bestehender Hügel, welcher der Kegelform etwas näher kommt und der identisch sein mag mit dem von Herodot „Melampygos“ genannten Felsen, bei dem der geheime Fusssteig endete, auf dem Ephialtes die Perser leitete; dieser Fusssteig hiess, gleich dem Berge, über den er führte, „Anopaea“. Dieser letztere Hügel, auf dem man die Ruine eines kleinen türkischen Gebäudes, wahrscheinlich eines Wachthauses, sieht, kann aber, nach meiner Meinung, in gar keine Beziehung mit dem letzten Kampfe der Spartaner gebracht werden, da er reichlich 600 *m* östlich vom eigentlichen Engpass, ausserdem auf viel höherem Boden liegt und von allen Seiten angegriffen werden konnte. Noch viel weniger kann ein noch um ca. 50 *m* weiter östlich gelegener kegelförmiger Fels in Betracht kommen.

Das Resultat meiner Forschungen nach dem Polyandreion fasste ich daher in dem einen Wort „unfindbar“ zusammen, welches ich Ihnen am 30. Januar von Lamia telegraphirte.

---

1) Vergl. das Epigramm von Bassus.

Besprechungen.

J. W. Powell, First annual report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution 1879—80. Washington 1881. kl. 4. 603 p.

Durch eine Congressakte vom 3. März 1879 wurden die verschiedenen Abtheilungen des Geographical and Geological Survey of the Territories in einen einzigen United States Geological Survey vereinigt, zugleich aber angeordnet, dass die bisher von jenen Behörden ausgeführten anthropologischen Untersuchungen über die nordamerikanischen Indianer durch ein Bureau of Ethnology unter der Direktion der Smithsonian Institution fortgesetzt werden sollten. Professor Baird, der Secretär der Institution, stellte an die Spitze des neuen Bureaus als Direktor den verdienten Leiter des bis dahin bestehenden Geogr. and Geol. Survey of the Rocky Mountain Region, der so viel dazu beigetragen hatte, dass die anthropologische Kenntniss des Westens in wenigen Jahren so gewaltige Fortschritte gemacht hat, Major Powell. So ist es möglich geworden, die Continuität der Arbeiten ohne jede Störung zu erhalten, wie der jetzt vorliegende erste Jahresbericht des Bureaus in seiner stattlichen Ausdehnung und mit seinem reichen Inhalt bezeugt. Die Ausstattung des Buches ist mit jener Liberalität ausgeführt, die wir von den Publikationen der Smithsonian Institution kennen: Karten, Lichtdruck- und chromolithographische Tafeln, sowie Holzschnitte sind in reichster Weise den Artikeln beigegeben, welche eine Reihe der bewährtesten Forscher bearbeitet hat. Wir müssen uns hier darauf beschränken, eine kurze Inhaltsangabe zu geben: 1) Hr. Powell selbst bringt 4 Artikel (über Entwickelung der Sprache, Skizze der Mythologie der nordamerikanischen Indianer, sociale Einrichtungen bei den Wyandots und Beschränkungen in der Benutzung anthropologischer Daten) voll geistvoller Bemerkungen und umfassender Kenntniss; 2) Dr. H. C. Yarrow, jetzt am Army Medical Museum angestellt, liefert eine grosse, sehr reich illustrirte Abhandlung über die Begräbnissgebräuche der nordamerikanischen Eingebornen, welche eine staunenswerthe Mannichfaltigkeit der allerverschiedensten Behandlungsweisen der Todten ergiebt; 3) Hr. Holden, Professor der Mathematik an dem U. S. Naval Observatory, hat Studien über die centralamerikanische Bilderschrift angestellt. Es ist ihm gelungen, einige grundlegende Punkte festzustellen, z. B. die völlige Uebereinstimmung gewisser Zeichen, die Richtung, in welcher die Zeichen gelesen werden müssen, aber da ihm die Kenntniss der Sprachen, namentlich der Maya-Sprache abgeht, so konnten positive Ergebnisse nicht gewonnen werden. 4) Landabtretungen Seitens der Indianer von Hrn. Royce. 5) Zeichensprache der Indianer von Oberst Garrick Mallery, eine weit umfassende und höchst lehrreiche Abhandlung über einen fast prähistorischen Gegenstand. 6) Katalog der linguistischen Manuskripte in der Bibliothek des Bureaus durch Hrn. Pilling. 7) Darlegung der Methode, die Indianersprache in Beispielen und Erzählungen zu fixiren, durch die Herren Dorsay, Gatschet und Riggs.

Wir begrüssen das schöne Werk mit unserer herzlichen Theilnahme und sprechen im Voraus unsere Ueberzeugung aus, dass auf diesem Wege, bei einer so glücklichen Cooperation der besten Kräfte, das Dunkel der amerikanischen Vorgeschichte bald in grösserer Ausdehnung gelichtet werden wird. Major Powell drückt an verschiedenen Stellen seine Ueberzeugung aus, dass die Reste der Eingebornen, nachdem sie sich der Culturbewegung des Landes angeschlossen haben, nicht nur in guten Verhältnissen leben, sondern sich auch wieder zu ver-

mehren anfangen; es ist daher auch Aussicht vorhanden, dass eine erschöpfende Untersuchung derselben, namentlich in linguistischer und mythologischer Richtung, wird hergestellt werden können. Virchow.

Lewis H. Morgan, Houses and house-life of the American Aborigines. Washington 1881. (Contributions to North American Ethnology. Vol. IV.)

Die letzte Publikation des früheren Geogr. and Geol. Survey of the Rocky Mountain Region ist der prächtige Band, dessen Titel oben angeführt ist. Eine grössere Anzahl der darin mitgetheilten Einzelheiten ist schon früher in Zeitschriften und Encyklopädien erschienen, aber gerade das europäische Publikum, dem viele dieser Veröffentlichungen verschlossen geblieben sind, wird Major Powell in hohem Grade dankbar dafür sein, dass er es dem Verfasser ermöglicht hat, das „nordamerikanische Haus" einmal im Ganzen darzustellen und daran zugleich die interessantesten sociologischen Mittheilungen zu knüpfen. Die neu gewonnene Kenntniss der Pueblos von Neu-Mexico hat wesentlich dazu beigetragen, diesen Untersuchungen eine breite thatsächliche Unterlage zu schaffen. Als Hauptergebniss stellt sich die merkwürdige Erscheinung heraus, dass überall in Nordamerika, nachdem die niedersten Stufen der Existenz überwunden waren, das einfache Familienhaus aufgegeben und dafür grössere Gemeinhäuser errichtet wurden, in welchen eine Mehrzahl von Familien Unterkommen fand. Diese Einrichtung wird ausführlich dargestellt und durch gute Zeichnungen erläutert. Nach den Ausführungen des Verfassers sind die Eingebornen von Nordamerika nirgends bis zu der letzten Periode der Barbarei, welche unmittelbar in die Civilisation übergeht, vorgeschritten; ein Theil von ihnen verharrte in der älteren Periode, deren Beginn Hr. Morgan mit der Einführung der Töpferei datirt; ein anderer gelangte bis in die mittlere Periode, welche durch die Anwendung der Backsteine (adobe bricks) und durch die Einführung der Rieselcultur für Mais und andere Pflanzen bezeichnet ist. Die Darstellung gewinnt eine besondere Vervollständigung dadurch, dass der Verfasser nicht bloss die nordamerikanischen Eingebornen, einschliesslich der Mound-builders und Cliff-dwellers, behandelt, sondern auch das Haus der Azteken und das der sesshaften Indianer von Yucatan und Centralamerika ausführlich erörtert.

Ein besonders interessanter Theil ist derjenige, welcher die Pueblos von Neu-Mexico betrifft. Mit Vergnügen ersehen wir, dass sich Mr. Cushing im Auftrage des Bureau of Ethnology unter den Zuñi-Indianern angesiedelt hat, um eingehende Studien zu machen. Auch Dr. Gustav Brühl hat diesem „far west" einen Besuch abgestattet, über welchen vorläufige Berichte in dem „Täglichen Cincinnati Volksblatt" veröffentlicht sind. Virchow.

Victor Gross, Les Protohelvètes ou les premiers colons sur les bords des lacs de Bienne et Neuchatel. Berlin 1883. A. Asher & Co. gr. 4. 114 p. Mit 33 Lichtdrucktafeln und Holzschnitten.

Ein reich ausgestattetes und inhaltsvolles Werk, welches den Abschluss jener langen, durch Desor und Schwab eingeleiteten und so überaus fruchtbaren Reihe von Untersuchungen der Pfahlbaustationen der Westschweiz bringt. Die Senkung der Seen durch umfassende hydrotechnische Arbeiten in Verbindung mit dem geringen Wasserstande des letzten Jahres hat es ermöglicht, den Boden der Pfahlbauten, der früher mühsam durch Baggern and Fischen ausgebeutet wurde, unmittelbar in Angriff zu nehmen und der Art zu durcharbeiten, dass damit wohl für immer ein Abschluss gegeben sein wird. Selbst die berühmte Station von La Tène, welche übrigens nicht direkt Gegenstand der diesmaligen Besprechung des Verfassers ist, darf gegenwärtig nahezu als erschöpft angesehen werden. Hr. Gross, der seit vielen Jahren mit grösster Aufmerksamkeit die Ausbeute der Jura-Seen theils überwacht, theils selbst gesammelt hat, bespricht in dem vorliegenden Werke die Stationen der Stein- und der Bronzezeit und liefert eine ganz vollständige Uebersicht des gesammten „Mobiliars" derselben. Die von ihm selbst gemachten photographischen Aufnahmen und die darnach von Hrn. Bäckmann in Carlsruhe aufgeführten Lichtdrucktafeln werden wohl für lange Zeit die

Grundlage des vergleichenden Studiums aller derer bilden, welche diese frühe Periode in der Entwickelung des europäischen Mannes genauer studiren wollen. Die Darstellung des Hrn. Gross ist eine so sorgfältige und seine Treue in der Wiedergabe der wesentlichen Merkmale der Gegenstände eine so vielfach erprobte, dass sein Werk als ein wahres Urkundenbuch der Protohelvetier, wie er das alte Volk nennt, angesehen werden kann. Es mag hier bemerkt werden, dass er die Pfahlbauten als die wirklichen Wohnstätten dieses Volkes und nicht als blosse Zufluchtsstätten oder Magazine ansieht. Die von ihm construirte und als Titelvignette gegebene Abbildung des „protohelvetischen Hauses", beiläufig gesagt, eines Rundhauses mit herumlaufender Plattform, entspricht dieser, durch seine Nachweise unzweifelhaft festgestellten Anschauung.

Die Verlagsbuchhandlung, welche mit so grosser Entschlossenheit und Rüstigkeit die archäologische und anthropologische Literatur in die Hand genommen und in wenigen Monaten eine Anzahl der kostbarsten Kupferwerke veröffentlicht hat, erwirbt sich ein besonderes Verdienst, indem sie eine Publikation in Vertrieb genommen hat, welche für die Culturgeschichte des Menschen überhaupt bleibenden Werth haben wird. Möge ein reicher Absatz ihr und noch mehr dem Hrn. Verf., der so viel Mühe, Zeit und Kosten an die Arbeit gesetzt hat, lohnen, was sie der prähistorischen Wissenschaft durch dieses Werk geleistet haben.

Virchow.

Alfred Kirchhoff, Rassenbilder zum Gebrauch beim geographischen Unterricht. Erste Lieferung. Kassel 1883. Verlag von Th. Fischer.

Die sehr thätige und durch die Trefflichkeit ihrer Illustrationen weit bekannte Verlagshandlung hat es unternommen, eine Art von Schulatlas anthropologischer Typen in grösstem Format herauszugeben. Das ganze, auf 4 Lieferungen zu je 3 Blatt berechnete Werk soll noch im Laufe dieses Jahres beendigt werden. Der Preis (3,60 M. für die Lieferung, 1,20 M. für das einzelne Blatt) kann als ungewöhnlich billig bezeichnet werden, so dass die Anschaffung für Schulanstalten dadurch sehr erleichtert wird. Der Text, soviel zu ersehen, nur als Tafelerklärung gedacht, soll in deutscher, französischer und englischer Sprache erscheinen. Wie jede neue, auf weitere Entwickelung des Anschauungs-Unterrichts berechnete Unternehmung, begegnet auch diese unserer Sympathie. Die Berliner anthropologische Gesellschaft hat bei verschiedenen Gelegenheiten, insbesondere bei der unter ihrer Mitwirkung erfolgten Herausgabe des Atlas Dammann, gezeigt, wie sehr ihr die Verbreitung guter Abbildungen der Menschenrassen am Herzen liegt. Noch jetzt ist die Anthropologie nur beiläufig ein Gegenstand des Schulunterrichts, und auch in der vorliegenden Ankündigung erscheint sie in fremdem Gewande, als ein Glied des „geographischen Unterrichts". Indess jeder Weg, auf welchem sie einen Zugang zu der Schule findet, kann ihr an sich recht sein; man wird sich bei der praktischen Handhabung am schnellsten davon überzeugen, dass weder in dem Inhalt, noch in der Methode der Anthropologie ein Grund liegt, sie in die Geographie einzuverleiben, und die Emancipation der Anthropologie, die in der wissenschaftlichen Behandlung vollständig vollzogen ist, wird auch in der pädagogischen Behandlung nicht mehr lange zurückgehalten werden können.

Die erste Lieferung bringt die Brustbilder eines Schwarzfuss-Indianers vom obersten Missouri nach dem Reisewerke des Prinzen Maximilian zu Wied, eines ostafrikanischen Negers nach Dammann's Atlas, und eines Papua von Neu-Guinea nach Joh. Müller's Humboldtsbai. Es treten dabei einige Misstände recht lebhaft hervor. Vor Allem der ganz verschiedene Maassstab der einzelnen Blätter. Um die Rothhaut und den Papua in weit abstehendem Federschmuck darstellen zu können, musste durch Verkleinerung des Körpers Raum auf dem Blatt geschaffen werden. Das erschwert natürlich das Verständniss ausserordentlich und lenkt den Blick des Schülers auf das Aeusserliche. Man mag ja zugestehen, dass es von Interesse ist, auch das blosse Ornamentale in der Erscheinung der Menschen mit zur Anschauung zu bringen, aber man wird nicht leugnen können, dass durch das Hervordrängen von Schmuck und Tracht die Aufmerksamkeit in eine ganz falsche Richtung gelenkt wird. Nichts ist schwieriger, als das Verständniss für die physischen Besonderheiten der einzelnen Stämme zu erschliessen. Man kann diess am besten daraus ersehen, dass unsere Künstler, sowohl die Zeichner, als die Bildhauer sich von den ihnen geläufigen europäischen Typen

seltan ganz losmachen können; unwillkürlich europäisiren sie die Fremden, und auch den vorliegenden Blättern ist dieser Vorwurf nicht abzusprechen. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Behandlung des Haares des Negers und des Papna, welches recht gut auch auf dem Kopfe eines Europäers Platz finden könnte. Jede Hervorhebung des Kostüms ist eine Erschwerung für das Studinm des Körpers, und wenn sie, wie hier, zugleich zu einer Veränderung des Maassstabes zwingt, geradezu verwerflich. Nicht mindere Bedenken hat es, in demselben Werke Photographien und blosse Zeichnungen als Vorlagen zu benutzen, zumal wenn man reine Profile mit ganzen und halben Vorderansichten zusammenstellt. Die besonderen Fehler jeder einzelnen dieser Methoden vergrössern sich bei der Vergleichung mehrerer Blätter unter einander, und wie der Zeichner nur zu leicht in die Gefahr kommt, durch Hineinziehen ihm geläufiger Züge in das fremde Bild eine Carrikatur zu schaffen, so erzeugt ein ganzer Atlas der Art den Eindruck übertriebener Gegensätze, ohne doch das Diagnostische zu voller und reiner Erscheinung zu bringen. Wir möchten durch diese Bemerkungen das Verdienst der Verlagsanstalt nicht herabsetzen, aber es wird vielleicht möglich sein, bei den folgenden Lieferungen noch eine gewisse Einwirkung auf die Ausführung und die Wahl der Objekte auszuüben. So richtig es ist, dass man nicht componirte, arteficielle Typenbilder, sondern wirkliche Individualbilder giebt, so wird es doch nothwendig sein, in der Auswahl grosse Vorsicht zu beobachten, und wir würden es mit Freuden begrüssen, wenn dabei von dem besonderen Aufputz der Individuen möglichst abgesehen und als Vorlagen ausschliesslich gut ausgeführte Photographien benutzt würden. Die Ethnologie kann allerdings auf Kostümbilder nicht verzichten; für die Anthropologie dagegen stellen sie nur „erschwerende Umstände“ dar.

Virchow.

From Benguella to the Territory of Yacca. Description of a Journey into Central- and West-Africa by Hermenigildo Capello and Roberto Ivens. Expedition organized in the years 1877—1880. Translated by A. Elwes. London 1882. 2 vol. 8°.

So lautet beträchtlich abgekürzt der Titel eines Reiseberichtes, welchen vor Kurzem die beiden portugiesischen Marineoffiziere Capello und Ivans, ursprünglich als Begleiter dem Durchquerer Afrikas, Major Serpa Pinto zuertheilt, über ihre unabhängig von letzterem ausgeführte Reise in Westafrika in englischer Bearbeitung veröffentlichten. Serpa Pinto hatte in seinem eigenen Reisewerk die beiden Offiziere angeklagt, ihn in Aengsten und Nöthen zu Bilombo am Caláe-Flusse verlassen zu haben. Capello und Ivens vertheidigen sich in ihrer Vorrede sehr energisch gegen jeden derartigen ihnen gemachten Vorwurf. Wir verlassen aber diese rein persönliche Angelegenheit um so schneller und um so lieber, als schliesslich durch sie keiner der Betheiligten ernstlich geschädigt erscheint. Das Buch der beiden Portugiesen ist gut und spannend geschrieben, enthält auch viel Belehrendes in ethnologischer und in rein naturgeschichtlicher Beziehung, so dass wir es immerhin unter die besseren Reisewerke über Westafrika rechnen müssen. Ueberall sind die Herren Capello und Ivens bestrebt gewesen, selbst zu beobachten, mit Fleiss und Umsicht zu sammeln. Ein ähnliches Verdienst gebührt übrigens auch Serpa Pinto. Wenn diese drei wackeren Offiziere nun nicht ganz selten die naturwissenschaftliche Nomenclatur u. s. w. etwas salop behandelt haben, so sollte ihnen daraus kein besonderer Vorwurf gemacht werden. Dieser könnte höchstens den englischen und den deutschen Uebersetzer treffen, welche sich hätten bedenken sollen, lapsus, wie Fetus arboreus (Filix arborea? d. h. Baumfarn? — bei Pinto) und Aehnliches, durchgehen zu lassen. Die oben erwähnten Reisenden sprechen ohne Ausnahme mit grossem Lobe von dem Naturforscher Jozé de Anchieta, welcher hochgebildet, arm, aber selbstlos, ein anderer Poeppig und Tschudi, viele Jahre seines beschwerdenreichen Lebens der Flora, Fauna und den ethnographischen Verhältnissen des inneren Westafrika gewidmet, welcher das lissaboner Museum und andere europäische Sammlungen mit den kostbarsten Präparaten bereichert hat. Am Schluss des Werkes von Capello und Ivens finden sich recht dankenswerthe naturwissenschaftliche Anhänge, ferner Vokabularien, namentlich des Kimbunda u. s. w. Ein Schlussessay über die Westafrika bewohnenden nigritischen Stämme enthält manches Beherzigenswerthe. Auch dieser Theil verräth das Bemühen der Reisenden, Licht in die zum

Theil noch so wenig bekannte Länder- und Völkerkunde Afrikas hineinzubringen. Der illustrative Theil des Werkes ist bis auf einige Darstellungen von Waffen und Geräthen, sowie von einzelnen Thieren des Landes nur sehr mässig gerathen. Die beigegebenen Karten sind dagegen sauber ausgeführt. R. Hartmann.

Alfredo de Sarmento, Os Sertoes d'Africa. (Apontamentos de Viagem.) Lisboa 1880. 8. 731 p.

Ohne die Prätension, eine wissenschaftliche Darstellung liefern zu wollen, bestrebt sich Verfasser, welcher am 27. Juli 1856 von Loanda nach den Kupferminen von Bembe aufbrach, interessantes über den Charakter, den Fetischismus, die Sitten und Gebräuche der westafrikanischen Schwarzen, über die natürlichen Hülfsquellen von Congo und Angola beizubringen. Verfasser beklagt, wie schon Manche vor ihm, dass so grosse vegetabilische Reichthümer, nutzbare Hölzer u. s. w., dass die vieles versprechende Bienenzucht, dass werthvolle mineralische Stoffe unter der gegenwärtigen Colonialwirthschaft vergeblich ihrer methodischen Ausbeutung harren. Eine angeblich schreckliche Geissel dieser Gegenden, a doença do somno, die in Tod endigende Schlafsucht, wird vom Verfasser in Kürze berührt. Die von ihm und Dr. Débenge veranlasste Obduktion dreier Opfer dieses Uebels ergab keinen Anhalt für dessen Entstehung. Habituelle Raucher einer angeblich narkotischen Pflanze, der Llembe (vielleicht Hanf?), sollen jener Krankheit besonders leicht anheimfallen. Unter den, Sarmento's Werkchen begleitenden, nur dürftigen Abbildungen fiel dem Referenten die recht charakteristische Kopfsilhouette eines der „Raça Muxiconga" angehörenden, jugendlichen Individuums auf. Die beigegebene Kartenskizze enthält fast nur eine zwischen Ambriz, Bembe und Encoge sich erstreckende Marschroute. R. H.

Falb, Das Land der Inca. Leipzig 1883.

Wer nach dem Aufschlagen des obigen Buches noch weiter hineinzublicken den Muth haben sollte, wird unter dem Verwunderlichen aus dem Wundern kaum herauskommen, — bis zum Erstaunen über die hier verschwendete Ausstattung nicht minder, wie über die desperaten Versuche, welche sich hie und da in den Spalten einiger Blätter hervorgewagt haben, eine scheinbar ernstlich gemeinte Besprechung zu simuliren.

Aus geologischen Antecedentien könnte dieses Buch erinnern an das „Buch Chevilla", das über die „bevorstehenden Katastrophen am Ende der Welt Jobel" unterrichtet, und in „Enthüllung der göttlichen Hieroglyphen" entdeckt war (1783 p. d.). Doch treibt bei den peruanischen der Wirrwarr noch wüster, vom Kopf bis zur Zehe (susque deque), weil meist auf philologischem Gebiet, einem an sich schlüpfrigen, das selbst die mit scholastischer Vorbildung Ausgerüsteten oft genug zu Falle bringt. Wer nun ohne solche sich hineufwagt, dessen Irrfahrten pflegen allzu sehr in's pathologische Gebiet zu streifen, als dass sie auf einem anderen in ernsthafte Betrachtung gezogen werden könnten.

Aus derartigen Hexenküchen und dem, was der Wahnwitz dort zusammenbraut, fällt gerade auf die Augen derjenigen, auf deren Urtheil es ankommt, zeitweise Miscreditirung der Ethnologie und ihrer Ziele. Unverbrüchlich, wie an einer Lebensfrage, hat sie festzuhalten an dem Grundsatz, dass beim Betreten der ungeheuren Weiten ihres noch unerforschten Gebietes jeder und jeglicher einzelne Schritt vorsichtig nüchternste Prüfung erfordert, dass es bedarf voller Kraft der Entsagung (einer ἐποχή und ἀοριστία, wie von altersher schon verlangt): nicht heute, am Tage erster Anpflanzung, die Früchte schon geniessen zu wollen, die nach hundertjähriger Arbeit erst vielleicht zur Reife herangedeihen mögen (und dann zum Besten unserer Kenntniss vom Menschen). Von dem zehrend, was unsere Vorfahren für uns angelegt, haben wir unsererseits für die später Kommenden naturgemäss gesunde Nahrung vorzubereiten, — sofern bewahrt vor solchen Katastrophen, wodurch Erdbeben- und andere Unglücks-Propheten die fest unter den Füssen gebreitete Basis der Thatsachen erschüttern zu können meinen (im Sinne jenes Neger-Potentaten, dem das Weltall aus den Fugen geht, wenn sich auf seinem krausen Scheitel die Mütze schief rücken sollte, wofür dann meist gute Gründe). A. B.

Medina, José Toribio: Los Aborijenes de Chile. Santjago 1882.

Dieses, dem um unsere wissenschaftliche Kenntniss von Chile hochverdienten Director des Ethnologischen Museum's, Hrn. Dr. R. Philippi, gewidmete Werk ist als werthvoller Beitrag zu fernerer Förderung der Studien zu betrachten, denen darin eine Menge schätzbaren Materials geboten wird, zum Theil völlig Neues, wie schon aus den Abbildungen der Tafeln wiederholentlich hervortritt. Die Nummern 1—213 begreifen ethnologische Objecte, 215 bis 230 Schädel und 232 zeigt die „piedra con jeroglificos que existe en el valle de Rapiantu."

A. B.

Burgess: Notes on the Amaravati-Stupa. Madras 1882

Die „History of the excavations" (p. 4) lässt bei dem Vielen und Wichtigen, was noch jetzt geboten wird, um so mehr bedauern, was leider bereits unersetzbar verloren gegangen ist.

A. B.

Sewell: Lists of the antiquarian remains in the Presidency of Madras. Madras 1882.

Aufgenommen in Verbindung mit dem „Archaeological Survey of Southern India". Ein zweiter Band wird Uebersichten für die Benutzung der Mitarbeiter bringen, deren Hülfe besonders bei diesen auf Zusammenwirken hingewiesenen Unternehmungen besonders erforderlich ist. A. B.

Klutschak: Als Eskimo unter den Eskimos. Wien 1881.

Von dem Zeichner und Geometer der Schwatka'schen Expedition (mit seinen Illustrationen). Mittheilungen über die Eskimo, Cap. XIV. A. B.

Kaltner: Konrad von Marburg. Prag 1882.

„Das Traurige, was der luciferianische Spiritismus zurückliess, war das Zauber- und Hexenwesen, gegen das sich der Apparat der Ketzergesetze wieder sollte in Bewegung setzen" S. 181), und dazu die ethnischen Parallelen von überall. A. B.

Voigt: Die Wiederbelebung des classischen Alterthums. Bd. I u. II. Berlin 1880—81.

Zweite Auflage dieses klassischen Werkes, der Classicität der damaligen Anfänge ihres Bildungsganges zeigend, woraus die jetzt einsetzende Epoche der naturwissenschaftlichen Richtung manche belehrende Fingerzeige wird entnehmen können. A. B.

Bonnemère: L'ame et ses manifestations à travers l'histoire. Paris 1882.

Les peuplades de l'Océanie, de l'Amerique, de l'Afrique, les Groenlandais, la Finlande werden in einem Capitelchen zusammen abgefunden (p. 11—25). A. B.

Maine, Sir Henry Sumner: Dissertations on early law and custom. London 1883.

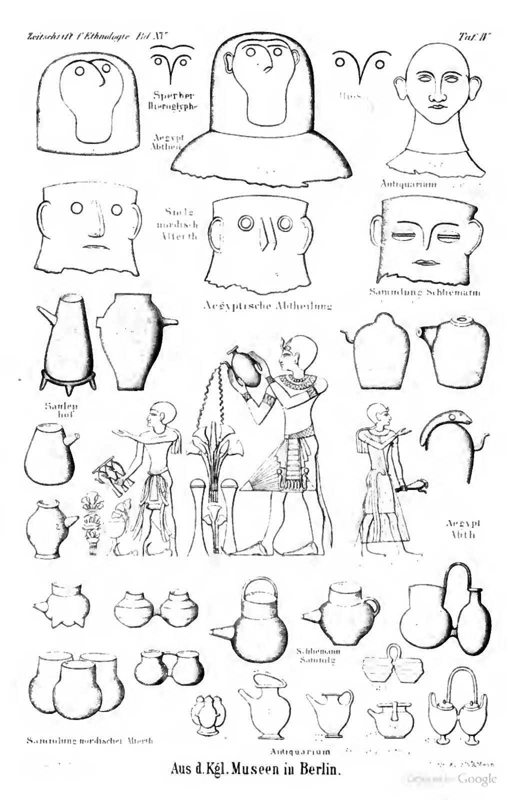
In diesem neuen Werke verfolgt der Verfasser weiter seine für die Ethnologie bedeutungsvollen Bestrebungen, „to connect a portion of existing institutions with a part of the primitive or very ancient usages of mankind and of the ideas associated with these usages".

A. B.

Transactions and Proceedings of the New-Zealand Institute 1881. Vol. XIV. (edited by James Hector, M. D.) Wellington (issued May 1882).

Mit ethnologischen Beiträgen von Colenso, Haast, Wohlers u. A. m. A. B.


THE ASTOR LIBRARY
NY



Aus d. Kgl. Museen in Berlin.

X.

Analogien der Funde von Hissarlik.

Von

Ernst Böttiocher,
Hauptmann a. D. zu Berlin.

(Hierzu Tafel IV.)

I. Gesichts-Urnen.

In Hissarlik sind, gleichwie in vielen Grabstätten, Gesichts-Urnen gefunden worden. „Eulenvasen" nennt sie Hr. Dr. Schliemann. Ihr Aussehen hat zwar Nichts ansschliesslich mit der Enle gemein, man könnte sie z. B. ebenso gut „Sperbervasen (-kanopen)" nennen. Hr. Prof. Virchow stimmt Hrn. Dr. Schliemann in der Eulenfrage nicht völlig bei (Ilios, Vorrede, S. XV) und exemplificirt auf die nordischen Gesichts-Urnen. Auch Hr. Dr. Schliemann erwähnt zwar eine Gesichts-Urne mit Falkenschnabel des Danziger Prov.-Musenms (cfr. Ilios, 331), aber die Gesichts-Urnen mit „Sperbertypus" in der ägyptischen Abtheilung der Kgl. Museen in Berlin scheint er nicht zu kennen (sie stehen sehr versteckt), sonst dürfte er diese vollkommenste Analogie zu seinen Eulenurnen nicht übergehen. Der Schmuck der Graburnen mit einem Vogeltypus, mag man Falken, Eulen oder Sperber darin erkennen, die Ansbreitung derselben Sitte von der Ostsee bis an den Nil, ist sehr bemerkenswerth. In der Darstellung des Vogelgesichts treten, trotz der verschiedensten Grade künstlerischer Leistung, durchgehende Analogien hervor:

1. Im Allgemeinen: Die Bogenlinien über den Angen sind überall gleichgezeichnet und stark accentuirt, wo sie oder entsprechende Leisten und Vorsprünge überhaupt vorhanden sind, was bei nordischen Urnen nicht immer der Fall ist. Dieser Zeichnung entspricht die bekannte ägyptische Sperberhieroglyphe nnd die analoge auf den Hissarlik-Idolen, z. B. Nr. 202, 209 u. a. in Ilios (cfr. Tafel).

2. Im Besonderen: Die ägyptische Kanope, Nr. 7184, im Saal V der ägyptischen Abtheilung der Kgl. Museen, zeigt uns ein wunderliches Gemisch von Menschen- nnd Vogeltypus in einer Ausführung, die jeden Zweifel

ausschliesst, dass hier ein Gesicht von menschlichen Umrissen mit menschlich gebildeten Ohren einen Schnabel, deshalb keinen Mund, und kreisrunde Vogelaugen besitzt. Andere Kanopen, z. B. Nr. 7201, 345 u. a., haben dagegen ein reines Vogelgesicht vom Sperbertypus, bestehend lediglich aus dem Schnabel zwischen kreisrunden Augen. Wieder andere Kanopen, z. B. Nr. 7165 und 7168, zeigen in ebenso künstlerisch vollendeter Ausführung ein menschliches Gesicht.

Alle drei Kategorien nehmen wir auch unter den Gesichts-Urnen von Hissarlik und vom Ostsee-Gebiet wahr, so schwierig auch bei den nordischen, in Folge geringer Kunstfertigkeit ihrer Verfertiger, die Unterscheidung zwischen Nase und Schnabel sein mag. Aegyptische Kanopen, wie Nr. 345 (gelbes Etiq.), haben auch keinen so scharf ausgeprägten Schnabel wie andere, z. B. Nr. 7184.

Kategorie 1: Die in Ilios Nr. 235 abgebildete Gesichts-Urne hat, gleich ägyptischen Kanopen mit Sperbertypus, nur Schnabel und kreisrunde Augen. Gleiches finden wir an dem kanopischen Gesichtsdeckel, Ilios Nr. 236 u. v. a., und an nordischen Gesichts-Urnen. Das ist der reine Vogeltypus.

Kategorie 2: An dem kanopischen Gesichtsdeckel, Ilios Nr. 991, bemerken wir den gemischten Typus, wie an der ägyptischen Kanope 7184 (s. oben) mit menschlich geformten Ohren. Gleiches lässt die nordische Gesichts-Urne I, 5123 a der Sammlung nordischer Alterthümer der Kgl. Museen erkennen; an ihr ähnelt die Bildung des Schnabels — mangels Mundes werden wir nicht Nase sagen dürfen — durchaus derjenigen in Ilios Nr. 234, 235, 986 u. a. m.

Kategorie 3: „Rein menschlicher Typus." Wir finden in der Schliemann-Sammlung der Kgl. Museen 3 Gesichts-Urnen mit ausgesprochen menschlichem Typus, Nr. 604, 606, 609. Sie sind sicher nicht die einzigen, welche in Hissarlik an's Licht gefördert wurden, scheinen aber Herrn Dr. Schliemann's Aufmerksamkeit entgangen zu sein. Der menschliche Typus ist unverkennbar, nicht nur wegen Vorhandenseins eines Mundes, sondern auch durch die längliche menschliche Bildung der Augen mit halbgeschlossenen Lidern, eine für Todtenurnen sinnreiche Besonderheit. Trotzdem erwähnt Hr. Dr. Schliemann Nichts von solchen Gesichts-Urnen in seiner Abhandlung (Ilios 318—332). Er sagt, die Verfertiger der nordischen Urnen hätten zweifellos immer ein menschliches Gesicht darstellen wollen und unterscheidet von ihnen seine Eulenurnen (cfr. Ilios 330) als einzig in ihrer Art. Einzig! Und die ägyptischen Sperberkanopen? — Ilios 372 sagt Hr. Dr. Schliemann bei Besprechung des Kopfes, Nr. 190, der wie ein rohes Urbild des von uns abgebildeten, etruskischen, kanopischen Gefässdeckels (vgl. Tafel) aussieht, jene Völker hätten trotz dieses Beweises für ihr Können nicht auch menschlichen, sondern beständig Eulentypus auf ihren Vasen (Urnen) und Idolen angebracht. Diese Behauptung wird durch die Existenz von Gesichtsurnen mit rein menschlichem Typus widerlegt!

Auf nordischen Urnen habe ich kaum einen so ausgesprochen menschlichen Typus feststellen können, wie der auf den Hissarlikurnen ist; auf keiner so menschlich gebildete Augen im Gegensatz zu den kreisrunden Vogelaugen. Auf Anfrage war Hr. Director Dr. Conwentz so freundlich, die Danziger Sammlung eigens darauf zu prüfen. Es scheint, dass die Augen der nordischen Gesichtsurnen durchweg kreisrund sind, sei es als Tüpfel • oder gehöfte Tüpfel ⊙ oder als Doppelkreise.

Nach ägyptischer Analogie könnte man bei ihnen das Vorhandensein oder Fehlen des Mundes entscheiden lassen, und z. B. auf unserer Tafel die Urne I, c. 208 der Sammlung nordischer Alterthümer der Kgl. Museen als von menschlichem Typus ansprechen, die mundlose aber, I, 5123 a, in die Kategorie des gemischten Typus rechnen. An diesen beiden Urnen unterscheidet sich auch deutlich Nase von Schnabel, dessen stumpfwinklige Form auch die ägyptische Kanope 345 und verschiedene Hissarlikvasen aufweisen. Nordische Urnen, ähnlich wie I, 5123 a, aber ohne Ohren, würden alsdann dem reinen Vogeltypus (Kategorie 1) angehören.

Ein gemeinsamer Zug an allen diesen Gesichts-Urnen vom menschlichen und vom gemischten Typus scheint zu merkwürdig zu sein, um ihn mit Stillschweigen übergehen zu dürfen: die eigenthümliche Stellung der Ohren nach ägyptischem Typus. Es scheint dies nicht aus roher Kunstfertigkeit erklärbar zu sein, denn die etruskische Kanope des Antiquariums der Kgl. Museen, welche ich nach Levezow's „Verzeichniss der Denkmäler" etc., Taf. XV, 308, in dreifach vergrössertem Maassstabe zum Vergleich stelle, ist gewiss nicht von roher Arbeit, trägt aber ganz denselben Typus.

II. Libirgefässe.

„Gefässe mit Ausguss", in Hissarlik wie überall gefunden, hat Herr Dr. Schliemann für etwas ganz Besonderes gehalten. Siehe Sachregister zu Ilios 864: „Saugflaschen für kleine Kinder." 3. Stadt 453, 454. 5. Stadt 649. 6. Stadt 666. — S. 453 heisst es, diese kleinen Gefässe mit Ausguss könnten nur als Nährflaschen für kleine Kinder gedient haben. Diese originelle Idee hält er fest, obgleich ihm bekannt ist (siehe ebendort), „dass kleine Terrakottagefässe mit Ausguss am Bauch sowohl in den Gräbern auf Cypern als in altägyptischen Grabmälern häufig sind."

Ausser den kleinen giebt es auch grössere derartige Gefässe, aber immer nur so grosse, dass sie noch bequem mit den Händen erfasst und regiert werden können. Von diesen sagt Hr. Dr. Schliemann, er könne ihren Gebrauch nicht anders erklären, als durch die Annahme, dass sie unter eine Quelle gestellt wurden, deren Wasser oben in die Vase rann, und dass die „durstigen Seelen" den Mund an die kleine Rinne legten und tranken. (Wörtlich, S. 453.)

11*

Hr. Dr. Schliemann hat die in Rede stehenden Gefässe aus ägyptischen Gräbern zwar im Louvre und British Museum gesucht, aber nicht in den Kgl. Museen zu Berlin, sonst würde er hier auch ihren Gebrauchszweck erkannt haben. Die von Hrn. Prof. Lepsius eingerichtete Aegyptische Abtheilung dieser Museen ist eben einzig in ihrer Art.

Bekanntlich sind die ihre Wände bedeckenden Abbildungen, meist Scenen des ägyptischen Kultus, der Mythologie und der Geschichte, mathematisch genaue Copien von ägyptischen Originalen aus Gräbern, Tempeln und anderen Denkmälern. Sie geben Aufschluss auch über den Gebrauch dieser kleinen Gefässe mit Ausguss, wenigstens der ägyptischen, und dies schliesst die Wahrscheinlichkeit gleichen Zweckes der anderen in sich, angesichts des mächtigen Einflusses ägyptischer Kultur weithin über die Erde.

Unsere Tafel bringt ägyptische Kultscenen, worin solche kleinen Gefässe mit Ausguss als „Libirgefässe“ in der Hand der Könige und Priester erscheinen. Vgl. im Saal I der genannten Abtheilung das 5. Bild der Ostseite (Lepsius, Wandgemälde, Taf. 28, 2): „Ramses X. libirt der löwenköpfigen Göttin Tefennt und dem Sonnengotte Sū.“ Der libirende König hält ein Gefäss mit Ausguss mit beiden Händen empor und lässt seinen Inhalt (Honigmilch, Wein oder Wasser) auf Lotosblüthen träufeln. Die beiden säulenartigen Ständer dienen, wie aus anderen Bildern ersichtlich, zum Aufstellen des Libirgefässes, wozu sie eine entsprechende Vertiefung (wegen dessen Kugelgestalt) besitzen[1]). Sehr häufig ist ein Opferstein über sie gelegt (Lepsius, Taf. 27, 2. 23, 2). Solche Ständer hat man auch in Hissarlik gefunden (Ilios, Nr. 1473. 2 *m* tief).

Während auf den in Rede stehenden Gemälden eine gewisse elegante Form der Libirgefässe hervortritt, trägt ein solches Gefäss aus dem alten Reich (siehe Gräber-Saal (II) Nr. 1430), von rothem Thon, ein primitiveres Gepräge. Ihm gleich in der Form, aber von schönerer Arbeit, ist das kleine Bronzegefäss, Nr. 4383, im Saal V (Schaukästen). Vgl. Tafel. Eine sehr primitive Form, entsprechend den Hissarlikgefässen (Ilios, Nr. 1126, 444, 447 u. a.), besitzen Libirgefässe, welche ich auf der Grabstele, Nr. 7273, im Säulenhof abgebildet fand. Vgl. Tafel. Sie sind oben schmal, unten weitbauchig, ein Typus, der eher nordischen Gefässen eigen ist.

Zwei kleine Gefässe mit Ausguss in der Schliemann-Sammlung der Kgl. Museen, Nr. 281 und 819, sind in Ilios nicht abgebildet. Da gerade sie eine hervorstehende Formverwandtschaft zu antiken Gefässen dieser Art bekunden, bringt unsere Tafel sie. Man wolle mit ihnen die im Antiquarium der Kgl. Museen befindlichen, sogenannten Tropfgefässe vergleichen, deren einige aus Levezow's Verzeichniss der antiken Denkmäler im Antiquarium u. s. w. hier reproducirt sind. Ragen sie auch durch ihre Formen-

1) Im Saal II (der bekanntlich nur Dinge aus dem alten Reich enthält) stehen solche Ständer, sind aber im Verzeichniss der Aegyptischen Alterthümer als Kandelaber bezeichnet. Vgl. Nr. 62, 74, auch 100.

schönheit weit über jene hinaus, so tritt doch die Analogie vollkommen deutlich, z. B. auch in den Henkeln, hervor (cfr. auch Ilios, Nr. 445, 1395 u. a., mit seitlichem Henkel, und Levezow X, 195).

Hr. Dr. Schliemann erwähnt keine Analogie seiner „Saugflaschen" zu nordischen Gefässen mit Ausguss. Die Abtheilung der nordischen Alterthümer der Kgl. Museen enthält mehrere Exemplare. Zwei, nämlich I, 1262 und I, 1856, sind bei Cöln gefunden, andere aber (I, 3948) bei Bernburg und (I, 5296)[1]) im Kreise Sorau. Vgl. Tafel.

Wie wieder ägyptische Wandmalereien lehren, brachte man Opferspenden auch aus Gefässen dar, die bis zu dreien, selbst zu vieren gekuppelt waren. Ihnen entsprechen diejenigen, welche z. B. Ilios Nr. 161 und 1174 abgebildet sind. Einem ägyptischen Zwillingsgefäss aus Alabaster, Nr. 4582, im Schaufenster 27, Saal V, sowie den klassischen Zwillings-, Drillings- und Vierlingsgefässen im Antiquarium (dort als Tafelaufsätze(!) bezeichnet; vgl. Levezow's Verzeichniss der antiken Denkmäler im Antiquarium, Taf. X, 213; Taf. XI, 218, Taf. XVI, 322 u. a.) entsprechen Hissarlikgefässe wie Ilios Nr. 1331, 356, 1332.

Gleiche Gefässe, aber niemals von klassischen Formen, darin vielmehr den Hissarlikgefässen sehr verwandt, sind bekanntlich auch in Deutschland, zumal im slavischen Osten häufige Funde (vgl. Katalog der prähistorischen Ausstellung zu Berlin 1880). Die in der Sammlung nordischer Alterthümer der Kgl. Museen vorhandenen Exemplare (I, 579) aus der Neumark, VII a, 2, und VII a, 56, aus dem Kreise Guben, überraschen geradezu durch ihre grosse Uebereinstimmung mit den obengenannten Hissarlikgefässen (Ilios, Nr. 1331, 356, 1332).

Die Reihe ägyptischer Analogien können wir noch durch den Hinweis auf ein Kultgefäss vervollständigen, woraus der Pharao im 1. Bilde der Nordseite des Saales V libirt. Es trägt nämlich einen gehörnten Schlangenkopf wie der Ilios Nr. 1402 aus 6 *m* Fundtiefe abgebildete.

Wir brachten im Vorstehenden eine Reihe bisher unbeachtet gebliebener Thatsachen, aus welchen jene merkwürdige Ideengleichheit von der Ostsee bis zum Nil, welche wir in den Gesichtsurnen nachgewiesen haben, auf's Neue hervortritt.

Soweit die Funde bis heute reichen, ist weder im Norden noch in Hissarlik unter den in Rede stehenden Gefässen ein einziges von der Formvollendung und Schönheit constatirt worden, wie das neu-ägyptische Reich und die Antike sie gezeitigt haben. Dagegen besitzen wir aus älteren Perioden der Mittelmeerländer die archaischen Formen, aus welchen jene Veredelung erblüht ist, und diese sind (wie wir zum Theil auch oben verfolgen konnten) den rohen Formen aus Hissarlik und vom Norden ganz analog. Es fragt sich daher, ob die alte Erklärung von einem im Süden archaisch genannten Charakter für nordische Funde genügt, nämlich, jene rohen Völker

1) Dies Exemplar besitzt zwei Ausgüsse.

hätten die auf dem Handelswege zu ihnen gebrachten Originale schlecht kopirt. Wenn dem so wäre, warum hat sich denn nie ein klassisches Original dort gefunden, und warum giebt es im klassischen Boden die gleichen rohen Formen wie dort?

Könnte nicht, hier wie dort, die Kulturentwickelung von gleichen Anfängen aus gleiche Wege gegangen sein? Dann würden unsere nordischen Funde eine eigene Kultur bedeuten, deren höhere Stufe entweder unbekannt oder nicht vorhanden ist. Die Ursachen, warum am Mittelmeer eine gleich primitive Kultur zur höchsten Blüthe sich entfaltete, bedürfen keiner Erörterung.

XI.

Neue Beobachtungen am Nephrit und Jadeït.

Nach einem, am 17. März 1883 in der Berliner anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage.

Von

A. Arzruni, Professor in Breslau.

Die Hauptveranlassung, die mich dazu bewogen hat, hier noch einmal auf die sogenannte „Nephritfrage“ zurück zu kommen, ist das Erscheinen eines diesen Gegenstand behandelnden äusserst verdienstvollen Werkes des Herrn Dr. A. B. Meyer, Director des zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden, betitelt: „Jadeït- und Nephrit-Objecte“ [1]), welches bereits vielorts in ethnographischen Vereinen und auch in mehreren Blättern besprochen worden ist. Ausserdem ist aber gerade in letzterer Zeit auch von anderen Seiten mancher werthvolle Beitrag geliefert worden, um der Lösung der Frage näher zu kommen [2]). Ich habe es daher für zweckmässig erachtet, diese Gelegenheit zu ergreifen, um an den Gegenstand der Frage selbst zu erinnern und über ihren gegenwärtigen Stand zu berichten, um so mehr, als, meiner Ansicht nach, dieselbe in eine Phase ge-

1) Der genaue Titel ist: „Königliches Ethnographisches Museum zu Dresden. II. und III. Jadeït- und Nephrit-Objecte. A. Amerika und Europa.“ 1882. Gross-Folio. 36 Seiten Text und 2 Tafeln in Lichtdruck (eine colorirt). B. Asien, Oceanien, Afrika. 1883. Gross-Folio. 33 Seiten Text und 4 Tafeln in Lichtdruck. Herausgegeben mit Unterstützung der Generaldirection der Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden von Dr. A. B. Meyer, Director des Königl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. — Leipzig. A. Naumann und Schröder.

2) Darunter sind zu erwähnen die bereits auch im Werke des Hrn. Meyer berücksichtigten Abhandlungen mineralogischen Charakters:

A. Damour. Nouvelles analyses sur la jadéite et sur quelques roches sodifères. Bull. soc. minéralog. de France IV, 157; Comptes rend. de l'Acad. Paris **92**, 1312 und Ann. de Chim. et de phys. [5], **24**, 136. 1881.

E. Jannettaz et L. Michel. Note sur la nephrite ou jade de Sibérie. Bull. soc. minéralog. de France IV, 178. 1881.

H. Fischer. Ueber die mineralogisch-archäologischen Beziehungen zwischen Asien, Europa und Amerika. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1881. II. 199—227.

W. v. Beck und W. J. v. Muschkétow. Ueber Nephrit und seine Lagerstätten. Mit 5 Tafeln. Verh. der Kaiserl. russ. Mineralog. Gesellsch. St. Petersburg [2]. XVIII. 1—76. 1882.

treten ist, in welcher sie für's Erste verbleiben wird, wenn nicht unerwartete und kaum in nächster Zeit vorauszusehende Entdeckungen dazu beitragen werden, sie umzugestalten, in andere Bahnen zu lenken, oder, was wahrscheinlicher ist, die gewonnenen Ansichten noch mehr zu kräftigen. Denn ich bin, für meinen Theil, der Ueberzeugung, dass wir augenblicklich auf den richtigen Standpunkt angelangt, genauer — zu ihm zurückgekehrt sind, obwohl uns noch mancher erwünschter Beweis dazu fehlt.

Die Nephritfrage ist bereits vor längerer Zeit angeregt worden, eine Reihe von Gelehrten hat schon längst diesem Mineral ihre Aufmerksamkeit zugewendet und über die Bedeutung, welche ihm von Seiten vieler Völker beigelegt wird, berichtet, es ist und bleibt aber ein Verdienst des Herrn H. Fischer, in seinem bekannten, umfangreichen Werke die ganze Wichtigkeit der dem Nephrit sowie dem Jadeït in der prähistorischen Cultur und in dem Völkerverkehr zufallenden wichtigen Rolle eingehend hervorgehoben zu haben.

Die meisten Funde von verarbeiteten Steinen erweisen auf's Deutlichste, dass die prähistorischen Menschen zu ihrem Bedarf sich desjenigen Materials bedienten, welches ihnen zugänglicher war, also meist denjenigen Gesteinsarten entnommen wurde, die in nächster Nähe der Funde anstehend oder auch als Gerölle in Flüssen und Alluvionen angetroffen werden. — Neben der überwiegend grössten Zahl aus nachweislich einheimischem Material gearbeiteter Steingegenstände finden sich aber auch solche, deren Material in natürlichem Zustande an Ort und Stelle unbekannt ist und daher als exotisch gelten könnte. — Unter solchen mineralischen Substanzen unbekannten Ursprungs verdient gewiss der Nephrit eine specielle Beachtung, schon aus dem Grunde, weil ihm auch jetzt an vielen Punkten der Erde, bei vielen Völkern eine ganz besondere Bedeutung, Heilkraft, Schutz vor Unglück und sonstige nützliche Eigenschaften und Wirkungen zugeschrieben werden, wozu zweifelsohne die ihn kennzeichnenden physikalischen Eigenthümlichkeiten, wie hohe Härte, Zähigkeit, vielleicht auch seine meist gefälligen Farben nicht um Wenigsten beitragen. Möglicherweise ist auch seine Seltenheit ein Moment für den hohen Werth, der ihm beigemessen wird. — Jedenfalls ist es allgemein bekannt, dass der Nephrit auch jetzt in Süd- und Ostasien, auf den Inseln der Südsee zu Schmuck- und Prunk-Gegenständen, zu Amuletten und dergl. verarbeitet wird, und mag er vielleicht auch in früheren, vorgeschichtlichen Zeiten eher zu solchen Zwecken gedient haben, als zur Herstellung wirklicher Waffen, trotz der Waffenform, welche bei weitem die grösste Zahl der prähistorischen Nephrit-Objecte besitzt.

Mit dem Nephrit wurden und werden auch jetzt noch andere derbe, feinkörnige, krystallinische Mineralien (zum Theil auch Gesteine, d. h. Mineralgemenge) verwechselt. Sie wurden wie der Nephrit verarbeitet und werden häufig unter demselben Namen ausgegeben, — was entweder auf einer Analogie der meisten Eigenschaften oder der Farbe allein beruht. Unter diesen

dem Nephrit ähnlichen Substanzen und mit ihm gleich hoch oder oft noch höher im Werthe stehend ist der Jadeït zu nennen, dessen chemische Verschiedenheit vom Nephrit von Hrn. Damour (C. R. Acad. Paris. vol. 56, pag. 861. 1863) festgestellt wurde, während es anderen Beobachtern vorbehalten war, dieser Substanz eine richtige Stellung im Mineralsystem zuzuweisen. Der von Hrn. Damour gewählte Name — „Jadeït" sollte an die ursprüngliche, auch von Seiten der Mineralogen geübte Verwechselung mit „Jade", d. h. Nephrit, erinnern.

Auch dem Jadeït ist eine ebenso wichtige Rolle in der Prähistorie zugefallen, wie dem Nephrit, auch an ihn knüpfen sich bei vielen Völkern Vorstellungen, die einen Besitz aus diesem Mineral angefertigter Gegenstände erwünscht und nützlich erscheinen lassen. Solcher Aberglaube hat sich auch bis in die Gegenwart bei der Landbevölkerung derjenigen Theile Europas erhalten, in denen das Vorkommen resp. Auffinden von Jadeïtbeilen nicht zu den Seltenheiten gehört. So berichtet Hr. Damour (C. R. Acad. Paris. vol. 61. p. 362. 1865) über die Aufbewahrung von Jadeïtobjecten in Frankreich, als Mittel gegen verschiedene Uebel, über das Einmauern solcher Beile in das Fundament mancher Häuser, um ein Einschlagen des Blitzes zu verhüten u. s. w.

In Europa ist bisher weder der Nephrit noch der Jadeït anstehend angetroffen worden, auch nicht mit Sicherheit als Gerölle, sondern in verarbeitetem Zustande in der Nähe ehemaliger menschlicher Ansiedelungen, in Höhlen, Pfahlbauten, Dolmen u. dergl. — Die verbürgten Fundstätten des Nephrites sind: in Asien — die Gegend von Yarkand und Khotan, im östlichen Turkestan, wo er anstehend von Hermann v. Schlagintweit und von Stoliczka angetroffen wurde; ferner an und in den Flüssen des südlichen Transbaikaliens, wo er in den Alluvionen in Gestalt von Geröllen abgelagert vorkommt, während man dort über die primäre Lagerstätte nichts Positives weiss. Eine dritte Fundstätte ist die Westküste der Süd-Insel von Neuseeland, wo zahlreiche lose Blöcke von vielen Reisenden gesehen und gesammelt wurden, während es Forster allein gelungen ist, bis an das Anstehende zu kommen. Endlich ist vor wenigen Jahren dasselbe Mineral anstehend in Neu-Caledonien gefunden worden.

Eine Fundstätte des Jadeït war bis vor Kurzem überhaupt nicht bekannt; erst in ganz neuerer Zeit erfuhren wir, dass er in rohem Zustande aus Ober-Birma nach China und Indien importirt wird, von welchem Punkte aber speciell — ist immer noch ungewiss.

In verarbeitetem Zustande besitzen beide Mineralien, wie aus den Nachgrabungen hervorgeht, eine nicht unbedeutende Verbreitung über den ganzen näher erforschten Theil der Erde, was zu der Frage drängt: Wo haben die Menschen das ungewöhnliche Material gewonnen oder woher haben sie es erhalten? —

Der Aufgabe, diese schwierige Frage zu lösen, unterzog sich nun Hr.

H. Fischer, und ein noch so flüchtiger Blick in sein Werk reicht schon aus, nm zu überzeugen, wie viele zu berücksichtigende Nebenfragen dazu beitrugen, die Beantwortung immer verwickelter zu gestalten und die Hauptfrage ihrer Lösung zu entrücken. — Durch Aufwand der vielseitigsten Erfahrungen, Stndium der ältesten, unzugänglichsten nnd fast von neuem zu entdeckenden Quellen, kritische Sichtung des in Folge dessen angesammelten gewaltigen Materials gelang es Hrn. Fischer, nicht nur auf beqnemere und einfachere Mittel zur Unterscheidung der beiden in Frage kommenden Substanzen von anderen ihnen auf den ersten Blick äusserst ähnlich sich verhaltenden Mineralien, sowie von einander hinzuweisen, sondern auch Klarheit über die Verbreitung von Nephrit- und Jadeït-Objecten zu verschaffen. Er gelangte znm Aufbau der bereits von Anderen mehrfach geäusserten Hypothese, dass die Fundstätten der beiden Mineralien in Europa und Amerika blos deswegen nnbekannt geblieben seien, weil sie hier ebenso wenig wie dort vorhanden sind, dass alles Material vielmehr, sei es in rohem oder verarbeitetem Zustande, aus Asien, entweder durch Handelsverkehr oder während frühzeitiger Völkerwanderungen, herübergebracht worden sei. Er suchte seine Ansicht unter Anderem auch dadurch zu begründen, dass er in der Kunst der Verarbeitnng, in der Ausführung der Arbeit selbst sowohl, wie in den dargestellten Motiven, Annäherungen bei Gegenständen, die einander sehr entlegenen Gegenden entstammen, wie z. B. China und Mexico, hervorhob. Auf Grund genauer statistischer Aufzeichnungen über die europäischen Funde von Gegenständen aus den beiden Substanzen, versuchte dann Hr. Fischer in Gemeinschaft mit Hrn. Damonr (Revne archéologique. vol. 36. p. 12. 1878. Paris) die Verbreitungsgebiete derselben in allgemeinen Zügen abzugrenzen. Er zeigte, dass währeud der Jadeït vorzngsweise im nordwestlichen Theil Europas sich findet, die Nephritwerkzeuge fast ausschliesslich auf die Schweiz beschränkt sind, dass sie nnr vereinzelt im östlichen Theile Europas angetroffen worden sind, während im Westen, in Frankreich, blos zwei Nephritwerkzenge sich fanden, von denen es sogar zweifelhaft geblieben ist, ob man sie nicht vielleicht einem modernen Importe zuzuschreiben hat. — Schliesslich wurde auch darauf hingewiesen, dass die Form der in Europa aufgefundenen Nephrit- und Jadeït-Beile eine von einander abweichende ist — für Nephrit sind verhältnissmässig dicke Beile ebenso charakteristisch, wie es, nach Hrn. Virchow's Bezeichnnng, die „Flachbeile“ für Jadeït sind. — Diese Uniformität ist, meiner Ansicht nach, offenbar auf die näheren Beziehungen der Bewohner innerhalb jedes der beiden gesonderten und durch das Auftreten des specifischen Materials charakterisirten Rayons unter sich und eher auf die specielle Verwendung der Objecte, als auf die Natur des Materials znrück zn führen.

Gegen die von Hrn. Fischer vertretene Ansicht des Transportes exotischen Materials erhob sich von verschiedenen Seiten und von verschiedenen Gesichtspunkten aus Widerspruch. Man griff sie unter Anderem

aus dem Grunde an, weil in Norddeutschland mehrere Nephritblöcke gefunden worden waren, deren bedeutende Dimensionen einen Transport durch Menschen während ihrer Wanderung unwahrscheinlich machten; weil man ferner annahm, dass, welchen Weg von Asien nach Europa der Verkehr auch eingeschlagen haben mochte, er sich, einer berechtigten Erwartung gemäss, durch eine Continuität in der Verbreitung von verarbeiteten Objecten oder von rohen Stücken desselben Materials ausweisen lassen müsste.

Auf den ersten Einwand und die sich daran knüpfenden anderweitigen Hypothesen komme ich gleich zurück. Dem zweiten aber braucht man keine besondere Bedeutung beizumessen. Auf blossem Raisonnement basirend, lässt er sich, ebenfalls durch Raisonnement, wenn nicht widerlegen, so doch bedeutend abschwächen: die Annahme einer Wanderung schliesst nämlich nicht zugleich eine solche von dauernden Ansiedelungen auf dem durchschrittenen Wege in sich ein, ebenso wenig wie es unbedingt nothwendig ist, dass, falls solche Niederlassungen auch bestanden haben, sie nachweisbare oder bereits entdeckte Spuren ihrer Existenz zurückgelassen haben müssen. Noch viel weniger braucht der Weg des Durchzuges durch verstreute Gegenstände gekennzeichnet zu sein.

Im Gegensatz zu Hrn. Fischer's Ansicht, vertritt Hr. Meyer den Standpunkt, dass uns in den verarbeiteten Gegenständen weder in Europa, noch in Amerika oder sonst wo exotisches Material vorliege; er ist vielmehr der Meinung, dass hinsichtlich des Nephrits und des Jadeïts dieselbe Regel wie auch für alles andere Material volle Gültigkeit besitzt, dass nämlich immer das bei der Hand gewesene auch zur Verarbeitung verwerthet worden sei, natürlich unter sorgfältiger Auswahl des Geeignetsten. Hr. Meyer kann, selbstverständlich ebenso wenig wie seine Vorläufer in der von ihm verfochtenen Ansicht (z. B. Damour, Berwerth u. A.), auf bestimmte Localitäten als auf sichere Fundpunkte der beiden in Rede stehenden Mineralien hinweisen, meint aber auf Grund des differenten Verbreitungsrayons der aus jeder der beiden Substanzen gearbeiteten Gegenstände in Europa, dass Nephrit in den östlichen Alpen sich finden dürfte, während er im Westen desselben Gebirges Fundstätten für den Jadeït prognosticirt, hauptsächlich sich auf die Ergebnisse einer Analyse des Hrn. Damour stützend, die ein dem Jadeït sehr nahe kommendes, angeblich vom Monte Viso in Piemont herstammendes Gestein betrifft. Für die in Norddeutschland gefundenen Nephritblöcke beansprucht Hr. Meyer, wie es vor ihm schon Desor gethan hatte, einen skandinavischen Ursprung. Für die amerikanischen (in Mexico, Central- und Süd-Amerika gefundenen) Jadeït-Objecte — denn blos solche sind aus Amerika mit Sicherheit bekannt, während Nephrit dort gänzlich zu fehlen scheint, bis auf am Mackenzie-Fluss in Canada gefundene Nephritstäbe, die aber möglicher Weise sibirischen Ursprungs und dann wahrscheinlich neueren Importes sein dürften — will er auch eine einheimische Provenienz annehmen. — Vom ethnologischen Standpunkte aus erklärt er sich gegen

die Annahme von Handelsbeziehungen oder Wanderungen von Continent zu Continent in prähistorischen Zeiten und will die Auffindung anstehenden Nephrits nnd Jadeïts in Europa wie in Amerika der Zeit und genaueren geologischen Nachforschungen in den Erfolg versprechenden Gebieten überlassen, zumal er der Meinung ist, dass die Nephritfrage aufgehört habe, eine ethnologische zn sein und lediglich als eine geologische zn betrachten sei[1]).

Im Wesentlichen Hrn. Meyer's Ansicht theilend, will ich hier zunächst diejenigen Pnnkte hervorheben, in denen ich seinen Erklärungen nicht beistimmen kann.

Dem Ausspruch, die Ethnologie habe sich mit der Nephritfrage nicht mehr zu beschäftigen, kann ich insofern nicht beitreten, als immerhin bestimmte Beziehungen, bestimmte Wanderungen auch prähistorisch angenommen werden müssen, da solche allein die Verbreitung der Objecte aus einem und demselben Material auf einem und demselben Continent zu erklären vermögen. Es ist klar, dass man nicht überall, in jeder beliebigen geologischen Formation nach Nephrit oder Jadeït zu suchen habe, sondern blos in Gebieten, in welchen krystallinische Schiefer zur Entwickelung gelangt sind, indem alle Aussagen über die Nephritvorkommen, sowohl in Turkistan, wie in Sibirien und in Neuseeland darin mit einander im Einklange stehen, dass der Nephrit, der ein dichter Strahlstein ist, in Nestern an die ältesten krystallinischen Schiefer gebunden ist. Dasselbe dürfte auch vom Jadeït gelten, dessen Lagerstätten zwar geologisch noch nicht erforscht sind, der aber, als dichte Pyroxenvarietät, wohl unter ähnlichen Bedingungen sich findet, wie der ihm verwandte Rhodonit, der einzige dichte Pyroxen, der in grösseren Anhäufungen in der Natur bekannt ist, also ebenfalls in krystallinischen Schiefern. — Mag man für beide Mineralien in Europa die Alpen, Skandinavien, Schlesien, Sachsen oder ein sonstiges Schiefergebiet als Heimath ansehen, — von Amerika nnd dessen Jadeïtlagerstätten abstrahiren wir, da das Land in geologischer Hinsicht zu nngenügend bekannt ist, als dass wir irgend welche bestimmte Theile desselben als wahrscheinlich Jadeït-führende Gebiete betrachten könnten[2]), — so mnsste von diesen Punkten ans das Material, ob roh oder verarbeitet, exportirt worden sein, um bis nach den nordwestlichsten Grenzen Europas oder nach dem Süden und Südosten dieses Continents zu gelangen, kurz, überall dahin, wo es jetzt in Gestalt verarbeiteter Objecte angetroffen wird. Die Wanderungen oder Handelsbeziehungen müssen dann doch angenommen werden, wenn auch in beschränkterem Maasse, als es Hr. Fischer will, weshalb es mir keineswegs correct erscheint, die Nephritfrage in ihrem ganzen Umfange der Geologie allein zu

1) Herr Meyer hat diesen seinen Standpunkt ausführlich in einem in Dresden gehaltenen und als besondere Schrift erschienenen Vortrage — „Die Nephritfrage kein ethnologisches Problem“, Berlin, R. Friedländer & Sohn, 1883 — dargelegt.

2) Ich möchte daher Herrn Meyer in der Bevorzugung der Gebiete am Amazonenstrom und von Mexico nicht folgen.

überweisen. Die Geologie weist nach den Gebieten hin, die Nephrit oder Jadeït beherbergen könnten, die Geologen werden vielleicht auch über kurz oder lang auf die Spur des längst gesuchten Materials kommen, den Ethnologen allein fällt aber nachher die Aufgabe zu, darüber Klarheit zu verbreiten, wie die Objecte aus dem Ursprungsorte der Substanz nach einem entlegenen Punkte, wenn auch desselben Continents, gelangt sind; welche Vorstellungen, welcher Glaube an diese Mineralien sich knüpfte; welche Bedeutung von Seiten der prähistorischen Menschen bestimmten Gegenständen beigelegt wurde; welche Nutzanwendung sie fanden u. s. f. Die Unsumme von ethnologischen Fragen, die sich an den Gegenstand knüpfen, hier aufzuzählen, kann nicht meine Aufgabe sein: den Ethnologen sind sie ihrer ganzen Bedeutung, ihrem Umfange, ihrer Tragweite nach besser bekannt und ihnen kommt es zu, sich derselben als Mittel zu bemächtigen zur Bereicherung unserer Kenntniss der Urgeschichte, zur Erschaffung eines möglichst vollkommenen Bildes vom prähistorischen Menschen.

Wenn Hr. Meyer die eminent-ethnologische Bedeutung der Nephrit-Frage leugnet, so hat er wohl die vorhistorischen Beziehungen von Continent zu Continent im Auge, welche allerdings Hrn. Fischer's leitender Gedanke sind. Dieses „Eminente" mag der Nephritfrage nunmehr abgehen, eine grosse ethnologische Bedeutung, ein grosses berechtigtes Interesse bleibt dem Nephrit darum nicht minder gesichert, denn nicht unwesentlich ist die Rolle, welche er im psychischen Leben der Völker besessen hat und auch noch besitzt.

Wenn ich so eben gesagt habe, dass eventuelle neue Funde von anstehendem Nephrit und Jadeït in den Regionen der Entwicklung der krystallinischen Schiefer zu erwarten seien und einige solcher Gebiete in Europa namhaft machte, so will ich, um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen, gleich bemerken, dass, meiner Ansicht nach, in den Alpen, Skandinavien etc. die in Rede stehenden Mineralien gefunden werden können, nicht dass sie gefunden werden müssen. Freilich, hinsichtlich der Alpen lässt sich das Müssen kaum umgehen, denn die europäischen verarbeiteten Nephrite sind sämmtlich und zum Theil in grosser Anzahl in der Nähe der Alpen gruppirt (Schweiz, Süd-Baden, Bayern). Eine exotische Herkunft derselben ist ziemlich ausgeschlossen, nicht blos weil der Transport aus weitentlegenen Gegenden aus manchen Gründen unwahrscheinlich ist, sondern, wie ich es weiter ausführen werde, weil die schweizer Nephrite einen bestimmten, eigenartigen, keinem andren Nephrit zukommenden Charakter an sich tragen. — Anders gestaltet sich die Frage bezüglich Skandinaviens, wo nicht nur kein anstehender, sondern überhaupt kein Nephrit, weder als Gerölle, noch in verarbeiteter Form bisher gefunden worden ist. Trotzdem ist speciell auf Skandinavien das Augenmerk mehrfach schon gelenkt worden und zwar jedesmal, um die problematische Provenienz der zwei norddeutschen Nephritblöcke, welche bei Potsdam und bei Schwemsal gefunden wurden, zu erklären. Ueber einen dritten Block, der auch in der Literatur erwähnt

worden ist, den leipziger, herrscht nicht nur ein zweifelhaftes Dunkel, sondern sicher auch eine nicht zu lösende Verwirrung, weshalb es angebracht sein dürfte, denselben, vorläufig wenigstens, von jeglicher Betrachtung auszuschliessen. —

Wie bereits erwähnt, hatte sich früher Desor, wie jetzt Hr. Meyer, in Anbetracht der Grösse des Schwemsaler Stücks (die sich aber leider nicht controliren lässt, sondern auf einem „on dit" beruht) dasselbe für ein nordisches Geschiebe zu erklären bewogen gefühlt, wonach auch für das Potsdamer Stück denselben Ursprung anzunehmen nahe lag. Dieser Ansicht ist neuerdings auch Hr. H. Credner (Corr. Bl. Nr. 4, 1883) beigetreten. In einem, in dem Leipziger Anthropologischen Verein gehaltenen Vortrage hat er die geologischen Gründe darzulegen gesucht, weshalb, seiner Meinung nach, die norddeutschen Nephrite aus Skandinavien nicht etwa stammen könnten, sondern daher stammen müssen. Das Vorkommen des krystallinischen Schiefergebirges in Schweden; das anderweitig erwiesene Auftreten des Nephrites in Nestern, Knollen oder Bänken in solchen Schiefern; die unvollständige Kenntniss der Geologie Schwedens, die das bisherige Nichtauffinden des Nephrits daselbst erklärt; das Vorkommen unzweifelhaft schwedischer Gesteine als Geschiebe im norddeutschen Diluvium, — das sind die ganz richtigen Voraussetzungen, von denen Hr. Credner ausgeht, um die von ihm adoptirte These zu vertheidigen. — Er giebt freilich zu, dass in Skandinavien kein Nephrit gefunden worden sei, meint aber, dass man sich dadurch nicht beirren lassen dürfte: es sei dies kein Hinderungsgrund für die Annahme einer nordischen Herkunft der norddeutschen Nephrite. Bekanntlich lassen sich die meisten Geschiebe Norddeutschlands mit unzweifelhafter Sicherheit mit dem Anstehenden in Schweden identificiren, weshalb auch ihr Transport von dort als erwiesen angesehen wird. Umkehren lässt sich aber, meiner Meinung nach, der Satz nicht, indem wir Alles, was sich hier findet und hier nicht als einheimisch gelten kann, auf einen nordischen Ursprung zurückführen. Es mag in dieser Beweisführung viel Prophetisches oder Divinatorisches liegen, für mich ist sie trotzdem eine Umschreibung des schlichten Ausdrucks: „darüber wissen wir Nichts!" — Wenn Herr Credner die norddeutschen Nephritblöcke als auf einer Transportlinie durch Schonen — Bornholm — Odermündung — Berlin — Leipzig sich befindend ansieht, so erblicke ich darin nichts weiter als eine Construction. Diese Linie ist allerdings dadurch charakterisirt, dass sie, von Nord nach Süd verlaufend, Schweden mit Deutschland verbindend, zugleich die beiden Fundpunkte der norddeutschen Nephrite, Potsdam und Schwemsal berührt; sie könnte aber bequemer durch Verbindung dieser Punkte und Verlängerung nach Norden hergestellt werden und würde auch dann, ebensogut wie jede andre nach Schweden mündende Gerade, als Geschiebetransport-Richtung gelten, indem bekanntlich die auf skandinavischen Ursprung zurückführbaren Geschiebe der norddeutschen Ebene nach fächerförmig divergirenden Linien

über dieselbe ausgebreitet sind. Bemerken will ich übrigens noch, dass gegen die Geschiebenatur des Nephrits von Potsdam die Abwesenheit jeglicher Eisspuren, Kritzen, Schrammen auf dessen Rinde spricht. Die ursprüngliche Oberfläche des Schwemsaler Stückes dürfte wohl nicht erhalten geblieben sein.

Obwohl ich nach all dem Gesagten mich zu der keinesfalls erwiesenen Auffassung über den nordischen Ursprung des norddeutschen Nephrits nicht bekennen kann, will ich dennoch nicht in Abrede stellen, dass dies im Bereich der Möglichkeit liegt, und beeile mich, eine für Hrn. Credner willkommene Mittheilung hinzuzufügen, dass nämlich im Berliner ethnographischen Museum (Nordische Abtheilung, Katalog II. 76) ein flaches, dreieckiges, dunkelgrünes Nephritgerölle, welches angeblich bei Suckow (bei Prenzlau) in der Uckermark gefunden worden ist, aufbewahrt wird[1]. — Suckow liegt allerdings auch auf der Linie Potsdam-Schwemsal-Leipzig. — Wunderbar bleibt es aber immerhin, dass auf der ganzen übrigen norddeutschen Ebene auch nicht die Spur von Nephrit vorgefunden worden ist. Sollte es eine einzige Linse gewesen sein, die alle die erwähnten Stücke geliefert hat, die auf einer Linie sich ablagerten, oder sollten vielleicht andere Linsen in Folge ihres grösseren absoluten Gewichtes nicht so weit transportirt, sondern in demjenigen Theil ihres Weges geblieben sein, der später zur Einsenkung der Ostsee sich gestaltete?!

Die beiden Stücke von Potsdam und Schwemsal sind übrigens ihren sämmtlichen Charakteren nach so verschieden, dass sie kaum demselben Punkte entstammen dürften, da die Nephrite einer und derselben Localität, wie weiter gezeigt werden soll, durch auffallende Constanz ihrer Merkmale sich auszeichnen.

Für die Annahme einer nordischen Provenienz würde, wie mir scheint, viel mehr sprechen, wenn die Roh-Nephrite der norddeutschen Ebene nicht auf einer Geraden sich befänden.

Wollte man sich in Hypothesen weiter bewegen, so könnte man ja sagen: wenn wir auch niemals zur Entdeckung von anstehendem Nephrit in Europa kommen sollten, so brauchen wir immer noch nicht der Annahme zu huldigen, er sei exotischen Ursprungs; — es können ja in Europa die Nester dieses Minerals viel weniger zahlreich und viel weniger mächtig gewesen sein, als z. B. die turkistanischen oder neuseeländischen, und können im Laufe der Zeiten sämmtlich aus den krystallinischen Schiefern, die sie beherbergten, erodirt worden sein; sie sind darauf als Gerölle liegen geblieben, da sie vermöge ihrer Härte der Zerreibung viel weniger ausgesetzt waren, als die sie umschliessenden Schiefer, und leisteten auch in Folge

---

1) Herrn W. v. Schulenburg bin ich zu aufrichtigem Danke verpflichtet, mich auf dieses Stück aufmerksam gemacht zu haben. Dieses Gerölle ist noch nicht näher untersucht worden, jedoch hat Hr. Bastian die Freundlichkeit gehabt, das spec. Gewicht desselben bestimmen zu lassen. Dasselbe beträgt 3,01, also auf Nephrit gut passend. Das absolute Gewicht des Stückes ist 113,36 *g*.



ihrer Compactheit der Zersetzung einen grösseren Widerstand. Dieser Gerölle haben sich nachher die Menschen bemächtigt und sie sämmtlich zu Steinbeilen verarbeitet, so dass sämmtlicher europäischer Nephrit jetzt blos in Beilform existirt, soweit er nicht in der Tiefe der Ostsee liegt! . . . . Ich sehe nicht ein, weshalb eine solche „Hypothese" (!) für absurder gelten sollte, als manche andre, der man doch mit allem Ernste nachhängt und durch deren Aufstellung man unsere Kenntnisse wesentlich gefördert zu haben glaubt. Es werden sich immer Menschen finden, die sich auch zu so einem Nonsens bekennen werden, wenn er nur mit genügender wissenschaftlicher Umhüllung vorgebracht wird, vielleicht auch mit aufrichtiger Ueberzeugung von Seiten des Begründers einer so bahnbrechenden nnd nenes Licht verbreitenden Hypothese! — Ist doch noch neuerdings allen Ernstes z. B. behauptet worden, dass die Reste der nächsten Uebergangsformen von den anthropomorphen Affen zum Menschen in den vom Meere bedeckten Gebieten begraben liegen dürften!

Uebrigens haben vorläufig, wie Hr. Meyer richtig bemerkt, die norddeutschen Nephrite keine ethnologische Bedeutung, da die hier in Betracht kommenden verarbeiteten Gegenstände Deutschlands, bis auf das eine badische Beilchen und die zwei am Starnberger See gefundenen, ausschliesslich aus Jadeït gefertigte sind. Ich berührte hier aber diesen Theil der Frage, weil die sich an denselben knüpfenden, wenn auch lediglich geologischen Charakter besitzenden Hypothesen dennoch das uns beschäftigende Mineral und dessen Provenienz betreffen.

Unter den Beweisen, welche Hr. Meyer gegen den Import asiatischen Materials oder verarbeiteter Gegenstände nach Amerika vorbringt, vermisse ich einen sehr nahe liegenden. Alle dortigen Gegenstände, wie er selbst betont, sind lediglich aus Jadeït gearbeitete, denn es ist bisher kein verbürgter Nephrit von daher nachgewiesen worden. Kämen die Gegenstände aus Asien, so würden sich sicher darunter auch solche aus Nephrit finden, zumal, wie es scheint, man in China selbst nicht immer genau zwischen beiden Mineralien nnterscheidet. Es müsste dann angenommen werden, dass zur Zeit, als die Wanderung nnd der Transport stattfanden, kein Nephrit in Asien gewonnen wurde, sondern lediglich Jadeït. Eine solche Annahme, dass die Gewinnung und Verarbeitung des Jadeïts älteren Datums sei, als die des Nephrits, dürfte aber wohl jeglicher Begründung entbehren nnd dafür schwerlich ein logischer Beweis zu erbringen sein. Man müsste, um das gänzliche Fehlen von Nephrit in Mexico nnd Centralamerika zu erklären, zu einer der so vielen, auf den bestimmten Fall zugeschnittenen Hypothesen greifen, wodurch die Sache nicht einfacher, nicht annehmbarer sich gestalten würde. — Wie neuerdings Hr. Meyer, auf eine briefliche Mittheilung des Hrn. Baird in Washington sich stützend, berichtete („Ausland" Nr. 23, S. 456, 1883), wäre es übrigens nunmehr gelungen, in Amerika, und zwar in Alaska (nicht Louisiana, wie Hr. Baird in Folge eines Versehens schrieb.

Vgl. ebenda Nr. 27, S. 540 und Nr. 29, S. 580), eine Fundstätte von Jadeïtobjecten und rohem Material, welches zu ihrer Anfertigung gedient hat, zu entdecken. Wenn hierin vielleicht auch nicht der Fundort desjenigen anstehenden Jadeïts zu erblicken ist, welcher den Mexicanern und Centralamerikanern das Material zu ihren Jadeïtobjecten geliefert hat, so ist derselbe dennoch von grosser Wichtigkeit: er widerlegt die Behauptung, dass Amerika keinen eignen Fundort dieses Minerals besitze und es daher aus einem anderen Continent erhalten haben müsse. — Leider liegt uns über die geologischen Verhältnisse dieser Fundstätte, über Aussehen und Beschaffenheit des Materials zur Stunde noch nichts Näheres vor. —

Vollkommen plausibel erscheint es mir, wenn Hr. Meyer die Annahme einer eventuellen nachträglichen Ummodelung bereits verarbeitet importirter Gegenstände als entschieden unwahrscheinlich verwirft. Wenn er sich aber dabei hauptsächlich auf den Geröllcharakter mancher Stücke stützt, so wäre vielleicht daran zu erinnern, dass dieser einem Stücke auch nach dessen Verfertigung verliehen werden kann. Offenbar wurden auch in den ältesten Zeiten die Ansiedelungen naturgemäss vorwiegend in der Nähe von Wasserläufen oder an Seeufern angelegt. In Folge dessen konnten also bereits fertige oder gar in Gebrauch gewesene Gegenstände unschwer (etwa bei Ueberschwemmungen oder auch sonst durch irgend einen leicht denkbaren Zufall) ins Wasser gerathen, von demselben fortgerissen, dabei abgerundet, abgeschliffen werden und somit einen theilweisen Geröllcharakter erlangen.

Doch alle diese Beweisführungen beruhen auf ebensovielen Vermuthungen, Voraussetzungen, Deutungen, die für sich zwar eine grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit beanspruchen dürfen, dennoch zu einer positiven Entscheidung nicht zu führen vermögen, wofür die so divergirenden, ja oft diametral entgegengesetzten Auffassungen bestimmter Facta einen ausreichenden Belag liefern. — Ich für meinen Theil bin der Ansicht, dass wenn auch der Import, als Ausnahmefall, nicht ausgeschlossen ist, die Regel doch lautet: das Material zu den in Europa und Amerika sich findenden Gegenständen ist, ohne Rücksicht auf die mineralische Natur desselben, ein einheimisches.

Mit Recht hat Hr. Meyer zum Motto seines Aufsatzes, des bereits citirten Vortrages, die Worte: „Was der Ethnologie vor Allem Noth thut, ist — Methode“ gewählt. Hier, in der vorliegenden Frage, kann nur mit naturwissenschaftlicher Methode vorgegangen werden und von dieser allein ist eine Entscheidung — wenn eine solche überhaupt möglich ist — zu erwarten. Blos chemische und mineralogische Untersuchungen sind hier am Platze und am besten ist es, wenn beide Hand in Hand geführt werden, sich gegenseitig controliren. — Die chemische Analyse vermag Differenzen in der Zusammensetzung nachzuweisen, die, wenn auch noch so gering, von hohem Werth sein können, falls sie constant wiederkehren, gesetzmässige sind. Hrn. Meyer's Werk beweist uns, dass auch dessen Verfasser dieser An-

sicht huldigt, indem er sich die werthvolle Mitarbeiterschaft des Herrn A. Frenzel sicherte, durch welche die Kenntniss der chemischen Natur der beiden Mineralien in hohem Grade gefördert worden ist. Hrn. Frenzel's zahlreiche und sorgfältige Analysen werden sicher noch zu manchem nicht gezogenen Schlusse berechtigen.

Die mikroskopische Untersuchung (denn es handelt sich ja hier um dichte Mineralvarietäten, bei denen andere Untersuchungsmethoden nur in ganz exceptionellen Fällen mit Erfolg anzuwenden sind) ihrerseits ist im Stande, auf Structurunterschiede, auf charakteristische Einschlüsse hinzuweisen, die für eine bestimmte Localität, für eine bestimmte Art des Vorkommens unter bestimmten geologischen Verhältnissen sprechen, wenn diese selbst, falls nicht genauer bekannt, sich vielleicht auch nicht in ihrer Vollständigkeit dadurch reconstruiren lassen. — Ein Beispiel mag das Gesagte verdeutlichen: die sibirischen, Nephritgerölle führenden Flüsse durchfliessen ein Gebiet von krystallinischen Schiefern, unter welchen die Graphitschiefer eine nicht unbedeutende Mächtigkeit besitzen und welche durch den Alibert'schen Graphit eine Weltberühmtheit erlangt haben. Hrn. Fischer gelang es nun, zu beobachten, dass die Sibirischen Nephrite häufig mikroskopische Flitter von Graphit eingeschlossen enthalten, was nicht nur als Merkmal für den Nephrit dieser Provenienz dienen könnte, wenn sich diese Erscheinung als constanter Charakter erwiesen hätte, sondern auch zum Schlusse berechtigt, dass die ausgewaschenen Nephrit-Gerölle und Blöcke ehemals auf primärer Lagerstätte in der Nähe des Graphits Nester in den krystallinischen Schiefern bildeten. — Dadurch ist einigermassen auch das geologische Bild der Gegend mit grosser Wahrscheinlichkeit in seinen allgemeinen Zügen reconstruirt, obwohl jegliche genaue Kenntniss der dortigen geologischen Verhältnisse darum nicht minder fehlt.

Andere physikalische Merkmale sind, wie es scheint, nicht entscheidend, so z. B. das spec. Gewicht, das zwar erfahrungsgemäss bei einer und derselben Substanz mit deren Zusammensetzung etwas variabel ist, jedoch nicht in dem Maasse, dass etwaige geringe chemische Differenzen sich auch durch regelmässige Abweichungen in demselben kundgäben. — Das spec. Gewicht, welches von Hrn. Fischer anfänglich zur Unterscheidung von Nephrit und Jadeït von einander mit Erfolg angewendet wurde, lässt uns selbst darin in manchen Fällen im Stich, wie neuerdings Versuche der Herren Damour und Frenzel gezeigt haben, geschweige denn, dass es sich eignen sollte, als Kennzeichen für verschiedene Varietäten des Nephrits oder Jadeïts oder irgend eines anderen Minerals benutzt zu werden. — Dass übrigens auch die chemische Analyse allein oder neben der Bestimmung des spec. Gewichts nicht immer ausreicht, oft nicht einmal zur sicheren Bestimmung des Minerals, ist dadurch erwiesen, dass ein Mineral-Gemenge, also ein Gestein zufällig eine Elementar-Zusammensetzung aufweisen kann,

die zu einer einfachen chemischen Formel eines Minerals führt und auch ein mit diesem ähnliches spec. Gewicht besitzt. Auch nach dieser Richtung hin hat sich Hr. Fischer hohe Verdienste erworben, indem er für zahlreiche sogenannte Mineralien den Nachweis führte, dass sie Gemenge verschiedener Substanzen seien; er gelangte zu diesen wichtigen Resultaten durch die mikroskopische Untersuchung (Kritische mikroskopisch-mineralogische Studien Freiburg i. B. 1869. 1. Forts. 1871, 2. Forts. 1873). Herr Damour zeigte seinerseits, dass die von ihm analysirten verarbeiteten Jadeïte Frankreichs oft aus nicht einheitlicher Substanz bestehen, sondern ein Gemenge, also nicht ein Mineral, sondern ein Gestein sind.

In unserem Falle würde die Frage etwa so zu stellen sein: ist es möglich, durch die chemische Analyse, combinirt mit der mikroskopischen Untersuchung, zu entscheiden, ob zwei Nephrite oder Jadeïte derselben oder verschiedenen Localitäten entstammen?

Auf diese Fragestellung macht uns die Geologie gleich verschiedene berechtigte Einwände, die, wenn sie durchweg gültig wären, uns auch diese Methode aufzugeben veranlassen könnten. Es werden uns nämlich zwei Erfahrungssätze in Erinnerung gebracht: erstens, dass unter gleichen Bedingungen Gleiches resultirt, aber auch unter verschiedenen Bedingungen das Nämliche entstehen kann, und zweitens, dass diese Bedingungen innerhalb einer und derselben Localität geringe Schwankungen erfahren können, in Folge deren das Endproduct nichts Einheitliches, vielmehr unzählige Uebergänge darbietet.

Betrachten wir beide Einwände näher. Der erste würde also, auf unseren Fall übertragen, Folgendes besagen: Der Nephrit und der Jadeït bilden beide Einlagerungen in krystallinischen Schiefern, diese aber verhalten sich überall, wo sie auftreten, auffallend ähnlich, folglich dürften auch für die uns hier beschäftigenden Einlagerungen derselben keine typischen, von der Oertlichkeit abhängenden Differenzen zu erwarten sein. Darauf lässt sich aber bemerken, dass die krystallinischen Schiefer selbst aus einer Reihe von Gliedern bestehen, von denen die entsprechenden an verschiedenen Punkten der Erde allerdings grosse Analogien, fast Identität zeigen, dass dagegen die einzelnen Glieder von einander wohl unterschieden sind und es also wohl auch deren Einlagerungen (d. h. Nephrit und Jadeït) sein dürften, falls sie in verschiedenen Niveaux, oder auch sonst, wenn auch unter unmerklich verschiedenen Bedingungen, auftreten. Ausserdem ist zu erwähnen, dass allerdings gewisse Mineralien eine auffallende Constanz in ihrem Habitus aufweisen trotz der verschiedensten Verhältnisse, unter denen sie entstanden sein mögen, dass andere im Gegentheil unter speciellen Verhältnissen auch ein ganz bestimmtes Gesicht annehmen. — Auf den zweiten Einwand lässt sich mit denselben Thatsachen antworten, und somit reducirt sich unsere

Frage auf die folgende: Sind dem Nephrit und dem Jadeït constante Charaktere unter den verschiedensten Entstehungsbedingungen eigen oder sind sie mit diesen variabel und typisch in jedem einzelnen Falle oder ist endlich die Variation ihrer Charaktere unabhängig von ihrer geologischen Umgebung und dabei so bedeutend, dass sie nicht einmal innerhalb einer und derselben Localität beständig bleiben?

Von diesen drei Möglichkeiten ist selbstverständlich blos die zweite geeignet, um in unserem Falle verwerthet zu werden, und glücklicherweise trifft sie beim Nephrit in der That zu. Der Jadeït dagegen scheint in seinem Verhalten der ersten und dritten Kategorie anzugehören, indem er innerhalb derselben Localität weitgehenden Schwankungen in seiner chemischen Zusammensetzung unterworfen ist, dabei aber ein merkwürdig constantes Verhalten hinsichtlich seiner Mikrostructur, sofern diese die reine Substanz betrifft, zeigt, welches so weit geht, dass man nicht nur die verschiedensten Nuancen — von weiss bis grün und graublau — besitzenden Jadeïte von einander, sondern sie alle sogar von einem anderen zur selben Gruppe gehörenden Mineral, dem himbeer-rothen Rhodonit, nicht zu unterscheiden vermag, obwohl dieser ein Manganbisilicat, während jener ein Natron-Thonerde-Silicat ist. — Wenn uns also nicht etwaige andere Merkmale, wie z. B. für bestimmte Vorkommnisse charakteristische fremde Einschlüsse, ein Erkennungsmerkmal liefern (was sich bei vermehrten Beobachtungen herausstellen wird), so werden, in Folge der Constanz der Mikrostructur aller Jadeïte und der, selbst bei dem aus derselben Localität stammenden Materiale nachgewiesenen grossen Schwankungen in ihrer chemischen Zusammensetzung, unsere Bemühungen, um die Provenienz festzustellen, scheitern. Wie weiter unten gezeigt werden soll, scheinen aber die Einschlüsse und Verunreinigungen in den Jadeïten geeignet zu sein, als leitende Merkmale verwerthet werden zu können.

Beim Nephrit gestalten sich die Verhältnisse günstiger. Wenn auch nicht alle Nephrite so typische und constante Structurmerkmale darbieten, dass man sie mit vollkommener Sicherheit als von einem ganz bestimmten Fundorte stammend erklären kann, so sind doch einige wohl unterscheidbare Typen vorhanden, die jegliche Verwechselung ausschliessen [1]). So vermag man auf den ersten Blick die schweizer Pfahlban-Nephrite von den neu-

1) Auf zu erwartende Unterschiede in der Mikrostructur und event. in den Einschlüssen machte bereits Hr. Fischer (N. u. J., 384) aufmerksam, gelangte aber selbst zu wenig entscheidenden Resultaten. Er bemerkte jedoch mit Recht, dass die Mikroskopie „bei fortgesetzten Studien noch mehr zu leisten vermögen" wird. Hrn. Fischer's Angaben über die Structur, die meiner Ansicht nach typisch ist, sind ungenügend. Er berücksichtigt hauptsächlich die Farbe und die Einschlüsse. Allein hinreichend dünn geschliffen, sind selbst die tiefgrünen Varietäten wasserhell, während er von den Einschlüssen mit einiger Sicherheit blos Magneteisen und Graphit hat erkennen können.

Durch denselben Gedanken geleitet, unternahmen auch die Herren v. Beck und v. Muschkétow eine combinirte chemische und mikroskopische Untersuchung der asiatischen Nephrite. Auf die Resultate dieser Arbeit komme ich weiter zurück.

seeländischen, sibirischen und turkestanischen, sowie die beiden letzteren von den neuseeländischen unter dem Mikroskop zu unterscheiden. Viel schwieriger gestaltet sich oft die Aufgabe, wenn es darauf ankommt, andere Vorkommnisse in sicherer Weise zu charakterisiren und typische Unterscheidungsmerkmale für sie zu finden, wobei übrigens ein mehrmaliges Betrachten eines und desselben Schliffes häufig hilft und viel dazu beiträgt, Eigenthümlichkeiten herauszuerkennen, die anfänglich verborgen oder unberücksichtigt blieben.

Es standen mir zur mikroskopischen Untersuchung folgende 18 verschiedene Varietäten des Nephrits (22 Objecte) zu Gebote:

Aus dem Berliner mineralogischen Museum:

Potsdam[1]), Fluss Bjelaja, „Türkei“ (Originale zu Hrn. Rammelsberg's Analyse. Pogg. Ann. 62. 148. 1844), Gulbashen in Turkistan (durch H. von Schlagintweit), Neuseeland (durch Hrn. G. von Bunsen).

Aus dem Breslauer mineralogischen Museum:

Eslohe, sw. von Meschede, Sauerland. Länge : Breite : Dicke = 8 *cm* : 7½ *cm* : 2 *cm* (durch Hrn. von Lasaulx)[2]).

1) Herrn A. B. Meyer ist es gelungen, die älteste, auf dieses Vorkommen sich beziehende und vom Pagenhofmeister Johann Christoph Fuchs herrührende Angabe ausfindig zu machen. Herr Meyer hatte die Freundlichkeit, sie mir mitzutheilen. Dieselbe ist betitelt: „Fortgesetzte Beyträge zur Geschichte merkwürdiger Versteinerungen. Potsdam 1781“ und ist in den Schriften d. Berl. Ges. d. Naturforsch. Freunde III, S. 151, 1782 abgedruckt worden. Die betreffende Stelle lautet: „Unter den übrigen in diesem Jahre gefundenen Versteinerungen scheinen mir folgende nicht unwürdig, bekannt gemacht zu werden: 1. Ein durch seine weissliche, verwitterte Oberfläche mit einer schönen grünen Farbe durchschimmernder, ziemlich grosser Stein, dergleichen mir in unserer Gegend noch niemals vorgekommen war, gab bey der Probe, die ich davon abschneiden liess, alle Merkmale des lapidis nephritici cornei zu erkennen. Der Herr Leibmedicus Brückmann in Braunschweig hat eine andere, ihm davon gesandte Probe bewährt gefunden. Und einer von meinen berlinischen Freunden hat aus der verwitterten Rinde sehr gute lapides mutabiles erhalten.“ Herr Meyer theilt mir ferner mit, dass auch der erwähnte Leibmedicus Brückmann (Urban Friedrich Benedict) in der 2. Fortsetzung seiner „Abhandl. von den Edelsteinen“, Braunschweig 1783, S. 217 von diesem Nierenstein spricht und dessen Entdecker, den Pagenhofmeister Fuchs in Potsdam nennt. Die Angaben Brückmann's hat auch Hr. Fischer (in Mitth. d. Anthrop. Ges., Wien 1879, VIII, S. 12) citirt, es ist mir aber leider weder die Originalnotiz Brückmann's noch Hrn. Fischer's Aufsatz zugänglich gewesen.

2) Bezüglich dieses Nephrits, welcher schon von Hrn. Fischer erwähnt wird (vergl. „Nephr. u. Jad.“, S. 336 u. 387, wo von einem „fast schieferigen Bruch“, den ich nicht habe beobachten können, die Rede ist), hatte Hr. v. Lasaulx die Freundlichkeit, mir noch mitzutheilen, dass er das Stück im Jahre 1861 in Siegen erwarb, dass aber auch ihm selbst unbekannt ist, wie es zur Bezeichnung Eslohe gekommen. Hr. v. Lasaulx hegt ferner die Vermuthung, dass es mit dem im Bonner mineralogischen Museum befindlichen als „aus China“ stammend bezeichneten Block, dessen dunkle, bläulich-grüne Farbe mit der des Esloher Stückes übereinstimmt, von gleicher Provenienz sei. Da ich nun Hrn. v. Lasaulx Material zur Herstellung eines Dünnschliffs verdanke, so werde ich in der Lage sein, den Vergleich auch hinsichtlich der Mikrostructur beider Stücke anzustellen. — Ueber den Bonner Block vgl. Fischer, l. c. 336 und Zeitschr. f. Krystallogr. III, 598, 1879, wo auch eine Analyse des Hrn. v. Rath abgedruckt ist und wo es auch heisst, dass ein anderer Theil dieses selben Blocks sich in der Privatsammlung des Hrn. Sack in Halle, mit der Fundortsangabe „Topayosfluss in Südamerika“ befindet.

Von Hrn. H. Fischer in Freiburg, Baden:

Fluss Kitoj.

Von Hrn. A. B. Meyer in Dresden:

Stücke von „Lapis nephriticus“ aus einem von einer Urkunde aus dem Jahre 1658 begleiteten Vorrathe einer Dresdener Apotheke[1]; Cilli a. d. Sann (vgl. „Ausland“ Nr. 27, 1883), Fluss Onot = Berg Botogol (durch Hrn. Alibert. Dresd. ethn. Mus. Nr. 5049 und Hrn. A. B. Meyer's Werk, S. 40a); China, grünes Blatt (a. a. O. S. 45a, Nr. 5102); China, mit hohem Thonerdegehalt (ebend. S. 44b); Yunan, Beil (Indian Musenm Calcutta Nr. 985. ebend. S. 48a Nr. 8 und S. 68b): Platte von unbekanntem Fundort, Dresd. Mus. Nr. 5037 (ebend. S. 38b); Neucaledonien, Steinbeil, hell mit grünen Adern, Dresd. Mus. Nr. 5104 (ebend. S 54a); Neucaledonien, dunkelgrün.

Von Hrn. A. Stübel in Dresden:

Schwemsal, „Türkei“[2]).

Von Hrn. Virchow in Berlin:

Maurach, drei Steinbeile (vgl. diese Zeitsch. 1882, Verh. S. 563).

Allen den genannten Herren, sowie den Herren Websky und Roemer, Directoren der Mineralogischen Museen zu Berlin und Breslau, möchte ich nicht unterlassen, auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank für das Interesse auszusprechen, welches sie durch Ueberlassung des Materials meiner Untersuchung gegenüber bewiesen haben[3]).

Die folgende Zusammenstellung kurzer Diagnosen der einzelnen so eben erwähnten Vorkommnisse mag als Versuch, dieselben von einander zu unterscheiden, angesehen werden. Es muss dabei freilich bemerkt werden, dass es allerdings nur schwer gelingt, scharfe und präcise Diagnosen aufzustellen, zumal das Auge oft deutliche und constant wiederkehrende Unterscheidungsmerkmale wahrnimmt, die in Worten sich trotzdem äusserst unvollkommen wiedergeben lassen. Diese Diagnosen beziehen sich auf Unterschiede, die

1) Ueber Vorräthe von Lapis nephriticus in Apotheken vgl. Fischer, „Nephr. u. Jad.“, S. 305.

2) Dieses Material von trüber, weisser Farbe („molkenfarbig“ nach Hrn. Fischer's Bezeichnung), welches Hr. Stübel beim Mineralienhändler Dr. Bondi in Dresden erworben hatte, ist mit dem von Hrn. Rammelsberg analysirten unzweifelhaft identisch, wie die Mikrostructur, durch welche die beiden Stücke sich von anderen Nephriten unterscheiden, beweist. In der citirten Arbeit des Hrn. Rammelsberg findet sich keine Angabe über das spec. Gewicht, eine Etiqnette aber, welche er den im Berl. Min. Mus. befindlichen Splittern beifügte, giebt „Spec. Gew. = 2,981 Br.“ an, wo „Br.“ wahrscheinlich Breithaupt bedeutet, von dem das Material herrührte. Hr. Fischer, der die Analyse des Hrn. Rammelsberg auf den problematischen Leipziger Nephrit bezieht, beansprucht für denselben spec. Gew. = 2,965, während die obige Zahl nach ihm einem anderen, grün-granen bis berggrünen, angeblich 76 Pfund schwer gewesenen Block zukommt, der von einem polnischen Offizier aus der Türkei mitgebracht worden sein soll. — Vgl. darüber Fischer, a. a. O. 204 und 217. Wie sind nun diese Angaben mit einander in Einklang zu bringen?

3) Ausser den hier aufgezählten Nephritvarietäten liegen mir noch andere zur Untersuchung vor, über die ich bei einer anderen Gelegenheit zu berichten beabsichtige.

lediglich durch den Vergleich der Strnctnr der einzelnen Vorkommnisse miteinander hervortreten; sie heanspruchen daher keinesfalls als ahsolnter Ausdruck der Kennzeichen zn gelten. So ist z. B., die durchgängige Feinfaserigkeit aller Nephrite vorausgesetzt, der Ausdruck „grobfaserig“ selbstverständlich blos relativ zu nehmen. —

Nochmals hetone ich hesonders die scharfen Differenzen, welche die schweizer, nenseeländischen nnd sibirischen Nephrite, mit einander verglichen, darhieten im Gegensatz zu Hrn. Fischer's Ansicht, dass die ersteren auf einen gemeinschaftlichen Ursprung sowohl aus der zweiten wie aus der dritten der genannten Localitäten zurückgeführt werden können. Die mikroskopische Structur, welche auffallende und hinsichtlich der Vorkommnisse ans räumlich getrennten Gehieten constante Unterschiede anfweist, spricht ganz entschieden gegen die Hypothese gleicher Provenienz, also auch gegen diejenige des Transports.

Alle nunmehr folgenden Angaben heziehen sich auf Beohachtungen in polarisirtem Lichte zwischen gekreuzten Nikols, da sonst die Struktur in Folge der vollkommenen Wasserhelligkeit der Dünnschliffe (bis auf einzelne opake oder gefärbte Einschlüsse) in den seltensten Fällen deutlich genug hervortritt. Unter gekreuzten Nicols kommen hei allen Varietäten mehr oder minder lebhafte Interferenzfarben[1]) zum Vorschein, was hier hemerkt wird, um später Wiederholungen zu vermeiden.

Europa.

Maurach; hräunlichgrün, an den dünnsten Stellen durchscheinend[2]). Lange, sanftwellige, sehr dünne, seidenartige Fasern, die ziemlich parallel gruppirt sind (mikroschiefrige Strnctur) und in einer dichten flaumartigschimmernden, aus noch feineren, selhst bei sehr starken Vergrösserungen kaum in ihre Elemente anfzulösenden filzigen Masse liegen. Einschlüsse von Magneteisen, z. Th. in Brauneisen umgewandelt, welches dann in die umliegende Masse diffundirt ist und derselben eine bräunliche Färhung verliehen hat.

Cilli a. d. Sann; tief grün, Gerölle. Im Wesentlichen dem vorigen ähnlich; die sehr langen Fasern dicker, weniger elastisch, daher nicht gebogen, sondern vollkommen gerade gestreckt, zu parallelen, optisch wie ein

1) Es ist eine vollkommeu falsche Ansdrncksweise, wenn die Herren Jannettaz und Michel (Boll. soc. min. de France. 1881. p. 182) in ihrer Beschreibnng des Nephrits vom Flnsee Onot von „dichroïsme des plus éclatants“ reden. Die Erscheinnng, die eie so bezeichnen, ist das dnrch Interferenz der polarieirten Strahlen erzeugte Anftreten bnnter Farben; sie hat mit dem Dichroïsmus, d. h. mit der den doppelbrechenden Krystallen eigeuthümlichen verschiedenartigeu Absorption einzelner Componenten des weissen Lichtes, je nach der Richtnng, in welcher dasselbe dnrch den Kryetall geht, also der daraus sich ergebendeu Verschiedenfarbigkeit des in verschiedenen Richtungen dnrchgelassenen, reep. anstretenden Lichtes nichts zu schaffen.

2) Die Angabe über Farbe und Durchschienenheit bezieht sich hier, wie auch weiter, auf das Stück selbst. Der Dünnschliff ist stets nngefärbt und vollkommen durchsichtig.

Krystall einheitlich sich verhaltenden Bündeln gruppirt. An einem von beiden Enden abgebrochenen Bündel wurde gemessen: Dicke = 0,011, Länge = 2 *mm*. Mikroschiefrige Structur. Einschlüsse — nicht vorhanden.

Potsdam; dunkelgrün, wolkig, an den Rändern durchscheinend, mit einer theils weissen, theils orangerothen Rinde. Hr. Frenzel in Freiberg wird demnächst eine Analyse dieses Vorkommens veröffentlichen. — Die Fasern kurz, nicht stark gekrümmt, zu federballartigen Büscheln gruppirt, sonst die Masse feinkörnig, wie punktirt; die beiden Arten des Aussehens entsprechen longitudinalen und transversalen Schnitten durch die Büschel, wodurch auch ihre nicht durchgängig parallele Lage erwiesen ist: Abwesenheit deutlicher Schieferung. Einschlüsse: grössere grau erscheinende Krystalle des Nephrits mit allen Merkmalen des Amphibols: rhombische Querschnitte mit Winkeln von 52°—56½°, je nach der Schiefe des Schnittes zur Längsrichtung variirend, mit deutlichen Spaltungsdurchgängen parallel der äusseren rhombischen Begrenzung, — theoretischer Werth des normal zur Längsrichtung geführten Schnittes: um 55½° herum — mit diagonaler Auslöschung. Längsschnitte unter 15°—17° gegen die Längsrichtung (welche durch parallel verlaufende Sprünge kenntlich) auslöschend. Optische Axenebene durch den stumpfen Winkel des rhombischen Querschnitts gehend, also parallel der Symmetrieebene des Krystalls; in denselben Querschnitten eine optische Axe excentrisch sichtbar. An fremden Einschlüssen: ein Pyroxenmineral, vereinzelt Quarz (?) in Körnern. Nahe der Rinde Umwandlung in eine Serpentinähnliche Substanz.

Schwemsal; hell graugrün, durchscheinend. Die Fasern kurz und sehr verworren, daher einheitlich faserige Partien nicht vorhanden; punktirte, wie bei Potsdam, sind äusserst sparsam. Abwesenheit von Mikroschieferung. Fasern sehr dicht aneinander gedrängt, zu plattigen Ausbreitungen vereinigt. Einschlüsse: schmutzig grüngelbe Körner bis zur Grösse von 0,283 *mm*, mit deutlichem Pleochroismus; die Auslöschungsschiefe spricht nicht gegen ein Amphibolmineral, d. h. Nephrit selbst oder ein verwandtes; auch die Spaltrisse lassen sich auf ein solches zurückführen. Also keine fremde Einschlüsse.

Eslohe; dunkelbläulich grün, wolkig, durchscheinend. Auch von diesem Vorkommen hat Hr. Frenzel eine Analyse in Aussicht gestellt. Masse feinkörnig oder faserig, je nach der Richtung des Schnittes; fast identisch mit Potsdam. Einschlüsse: zahlreiche grössere und kleinere Kryställchen derselben Substanz, deren zwei, unter beiläufig 60° (theor. Werth = 55½°) sich durchkreuzenden Spaltrichtungen und deren optisches Verhalten, wie die je nach der Lage des Schnittes zwischen 0° und 14° 50′ variirende, diesen letzten Werth aber niemals übersteigende Auslöschungsschiefe mit Amphibol vollkommen harmoniren. Fremde Einschlüsse: grössere, bis 0,226 *mm* Breite und die doppelte und mehrfache Länge erreichende Krystalle eines Pyroxens (Auslöschungswinkel = 33° 55′), der durch Paramorphose (moleculare Umwandlung) in den faserigen Nephrit übergeht (vgl.

weiter unten). An den Rändern des Präparates, nahe der Rinde (?), eine anscheinende Umwandlung in serpentinähnliche Substanz.

Dresdener Apotheke; zwei Stück. 1. „molkenfarbig", 2. grünlich gelblichgrau. Rundliche, äusserst feine, z. Th. punktartige Körner, wie die der folgenden Varietät, neben breiteren, parallelen Bändern, die aus sehr feinen Fasern bestehen. Die Bänder auseinandergerissene, parallel auseinandergerückte und umgewandelte Spaltungsstücke eines ursprünglichen wahrscheinlich pyroxenischen Minerals, dessen z. Th. frische Reste noch vorhanden (mit Auslöschungsschiefe um 18° herum; auch 0°—13° 15′ ist beobachtet worden); sie sind an den Rändern in die faserige Nephritsubstanz verwandelt und laufen in dieselbe aus. In 1. sind keine weiteren Einschlüsse vorhanden; in 2. ein einziges ziemlich grosses Korn von Quarz (?).

„Türkei" = Leipzig?; milchigweiss. Aeusserst feinkörnig, punktirt; bei 275 maliger Vergrösserung theils körnig, theils blätterig, stengelig und faserig. Die Blätter unregelmässig begrenzt, zerfetzt, abgerundet, von feineren Fasern z. Th. quer durchwachsen, weshalb im Schnitt wie durchlöchert; sehr frisch. (Auslöschungsschiefe 10½° im Querschnitt: Rhomben mit nahezu 44° resp. 136°, statt 55½° bezw. 124½°, wegen nicht genau normaler Lage zur Längsrichtung; optische Axenebene parallel zur Symmetrieebene; eine Axe fast in der Mitte — ebenfalls ein Hinweis auf die Schiefe des Schnitts. Alles spricht für Amphibol). Die Fasern kurz, verworren, scharf gekrümmt. Parallel- (Schiefer-) Structur nicht zu beobachten. Fremde Einschlüsse nicht vorhanden. — Mit dieser Varietät ist die des Apothekenvorraths zu vereinigen. Ist „Türkei" thatsächlich = Leipzig (deswegen hier zu Europa gestellt), so würde die Identität des Apothekenmaterials damit erklärlich erscheinen.

Asien.

Fluss Bjélaja; dunkelgrün, kaum durchscheinend. Theils verworren- und kurz-faserig, theils mikroschieferig; einzelne gelbliche, unregelmässig verlaufende Bänder — offenbar Spalten und Sprünge, in denen sich grössere Krystalle mit allen Merkmalen des Amphibols (Winkel von 55° 25′, 51° 15′ — theoretischer Werth um 55° 30′ herum) finden. An fremden Einschlüssen: rundliche, z. Th. in Brauneisen umgewandelte und dann braun durchscheinende Körner von Magneteisen (oder Chromeisen?), die fast stets von einem braungelb gefärbten Hofe umgeben sind. Damit stimmt auch der Befund des Hrn. Muschkétow überein (a. a. O. S. 11).

Fluss Kitoj; dunkelgrün; Hr. Muschkétow giebt helle Flecke an, die ich indess nicht beobachtet habe, da mir blos ein kleiner Splitter vorlag. Sehr dicht aneinander gedrängte, sehr kurze Fasern, an gewissen Stellen einzelne Bündel nur schwer zu unterscheiden, weil in verworrener Lage; an wenigen Stellen gleichgerichtete, sanft wellige, zu Bündeln gruppirte Fasern; versteckte Schieferstructur. Fremde Einschlüsse: Magnetit (oder Chromit?). Nach Hrn. Muschkétow (a. a. O. S. 18) noch Pyrit, Brauneisen, und hellere

Adern mit Quer- oder Längsfaserung, die er für Asbest hält. (Vgl. unten bei Fluss Onot.)

Fluss Onot; hell, grünlichweiss mit dunkelgrünen Bändern. Mikrostructur ähnlich der des vorigen; doch ganz deutlich parallel gefaserte (schiefrige) Grundmasse, in welcher Gänge einer äusserst feinfaserigen, seidenglänzenden Substanz, deren Fasern quer zur Richtung des Ganges stehen und die beiden gegenüberliegenden Wandungen desselben verbinden oder auch frei in einen Spaltenraum hineinragen. (Vielleicht ist es die Substanz, welche Hr. Muschkétow bei Kitoj mit Asbest identificirte.) Wahrscheinlich nicht verschieden von der Hauptmasse. An fremden Einschlüssen nichts beobachtet.

Gulbashén; milchigweiss, mit einem Stich in's Gelbe. Unter dem Mikroskope sanft gebogene, fast gerade Fasern, aber verschieden gerichtet: an den Mauracher Typus etwas erinnernd; doch sind die Fasern hier viel dicker und viel kürzer, zeigen auch den seidenartigen zarten Glanz nicht: die flaumartige Grundmasse fehlt. Auch in radial gruppirten, kurzen, federballartigen Büscheln. Andeutungen auf schiefrige Structur, welche Hr. Muschkétow (a. a. O. 36) leugnet, indem er sie körnig, dünnfaserig, lamellarkörnig, radialstrahlig nennt. An Einschlüssen fand Hr. Muschkétow Magneteisen, als welches ich die äusserst feinen, schwarzen Körner, die ich beobachtete, anzusehen geneigt bin; dagegen sah ich keine Diopsid-(Pyroxen-)Einschlüsse, für welche Hr. Muschkétow den Krystallwinkel von 87° angiebt, die Auslöschungsschiefe longitudinaler Schnitte aber nicht erwähnt. Ich beobachtete hingegen vollkommen umgewandelte, parallel gelagerte, band- oder leistenförmige Reste eines ursprünglichen Minerals, über dessen Natur sich aber, selbstredend, Nichts aussagen lässt. Sollten es aber ebenfalls Pyroxene gewesen sein, so ist aus einzelnen Einschlüssen immerhin noch nicht zu folgern, dass die turkistanischen Nephrite keine dichten Amphibole, sondern Pyroxene (Diopside) sind (a. a. O. 38 und 57). Auch ist der Ausdruck „Strahlstein der Diopsidreihe“ kein glücklich gewählter. Strahlstein ist eine Amphibol-Varietät und eben kein Diopsid, der zu den Pyroxenen gehört. Als besonderes Merkmal für die Yarkander Nephrite führen die Hrn. Beck und Muschkétow die Abwesenheit von Chrom in denselben an. Allein sie selbst haben gezeigt, dass dieses Element auch in manchen sibirischen gänzlich fehlt (Fluss Bystraja). Es ist ferner der höhere Eisengehalt der sibirischen Nephrite ebenfalls nicht geeignet, sie von den turkistanischen zu unterscheiden, denn, wie Hr. Muschkétow selbst (a. a. O. 65) bemerkt, ist es in hohem Grade wahrscheinlich, dass es auch unter den turkistanischen Nephriten grüne Abänderungen giebt, welche sich dann aber sicher als ebenfalls eisenreich erweisen würden. Andererseits sollen unter den Vorräthen, welche Hr. Alibert aus Transbaikalien nach Europa mitbrachte, zahlreiche Stücke sich finden, die hellfarbig sind (vgl. oben das Stück vom Fluss Onot, welches ebenfalls den Vorräthen des Hrn. Alibert entstammt). Diese hellen



Varietäten Sibiriens müssen naturgemäss eisenarm sein, wie übrigens auch die Analyse der Hrn. Jannettaz und Michel beweist (Bull. soc. min. de France 1881, pag. 179, wo dieselbe als „variété blonde“ bezeichnet wird). Der verschieden hohe Eisengehalt ist mithin nicht als untrügliches Merkmal für eine Bestimmung der Provenienz zu verwerthen. — Noch will ich bemerken, dass es mir, ebenso wenig wie Hrn. Muschkétow, gelungen ist, in den sibirischen Nephriten Graphit nachzuweisen, obwohl ich absichtlich, zum sichereren Vergleich, Schliffe eines Graphit führenden Gesteins anfertigen liess.

China; grünes Blatt; feinkörnig mit zerfaserten Krystallresten, die grosse Aehnlichkeit mit Serpentin (Chrysotil) aufweisen.

China; mit hohem Thonerdegehalt. Ausgezeichnet durch sehr zahlreiche Pyroxen-Einschlüsse, denen wohl auch die viele Thonerde zuzuschreiben ist. Grössere, unregelmässig contourirte krystallinische Partien einer mattgrauen, stark zersetzten Substanz (Amphibol?), die an den Rändern rundum in feine, durchweg parallel gerichtete Fasern (Serpentinbildung?) ausläuft.

Yunan; grünlichgrau. Typisch durch eine sehr ausgeprägte Bildung von plattigen Ausbreitungen der Faserbündel. Einschlüsse nicht bestimmbarer Natur, weil stark zerfasert. Gänge eines feinfaserigen, serpentinähnlichen Minerals, wie bei Onot. Braune Eisenoxydfärbung.

Platte von unbekanntem Fundort, fast identisch mit dem vorigen, daher hierher gestellt; etwas reicher an parallel gruppirten Faserbündeln — mikroschiefrig.

Neucaledonien; hellfarbig mit grünen Adern. Grundmasse an die gröberen, büscheligen Partien von Potsdam oder auch an Bjélaja erinnernd. Parallel gelagerte Reste eines zerfaserten (Pyroxen?) Minerals.

Neucaledonien; dunkelgrün. Grobe Fasern, z. Th. parallel gelagert, daneben noch nicht vollständig zerfaserte Bänder mit oft einheitlich auslöschendem (Schiefe um $17\frac{1}{2}°$ herum) Amphibolkern; endlich schön silberglänzende Faserbündel.

Neuseeland; die bekannte grüne Varietät. Die ganze Masse aus ausserordentlich dicken, scharfgekrümmten und zu hahnenschweifförmig gewundenen Bündeln sich vereinigenden Fasern bestehend. Einzelne Stellen, durch diffundirtes Brauneisen, gelb gefärbt. Intacte fremde Einschlüsse fehlen.

Aus den gegebenen Diagnosen ist es ersichtlich, dass man bequem feinkörnige („Türkei“, Dresdn. Apotheke), feinfaserige mit weichem, flaumartigen Seidenglanze versehene (Maurach, Cilli), körnig-kurzfaserige (Potsdam, Eslohe, Schwemsal), langfaserige, des zarten Seidenglanzes aber entbehrende (alle asiatischen und neucaledonischen), grob- und krumm-faserige (Neuseeland) Varietäten des Nephrites unterscheiden kann. — Nur sind die einzelnen Glieder der asiatischen Gruppe schwer von einander auf Grund ihrer Structur zu unterscheiden, indem sie darin ziemliche Uebereinstimmungen zeigen und man sich dabei an secundäre, nicht sofort auffallende Merkmale, wie die Serpentinbildung bei den chinesischen (vgl. China, Yunan), oder den auf-

fallenden Silberglanz bei den neucaledonischen u. s. w., halten muss. Wenn je ein solches Merkmal je zwei Vorkommnissen gemeinsam ist, so lassen sich doch drei Varietäten vielleicht durch Combinirung zweier Merkmale unterscheiden. Z. B. Turkistan und Neucaledonien wären vielleicht durch Abwesenheit von Magneteisen im letzteren zu unterscheiden, Sibirien von Turkistan durch das Auftreten von Amphibolausscheidungen im ersteren, während die mehr oder minder mikroschiefrige Structur allen drei Varietäten gemeinsam ist. Jedenfalls bedürfen die Glieder der Gruppe Neucaledonien-Turkistan-Sibirien noch einer präciseren Charakterisirung.

Beim Jadeït, zu dem wir nunmehr übergehen, wäre zunächst daran zu erinnern, dass der Entdecker desselben, Hr. Damour, dem das Mineral anfänglich (1863) in einer reinen, ungemengten Varietät vorlag, bald (1865) die Ueberzeugung gewann, dass in manchen verarbeiteten Gegenständen (forêt de Sénart) Gemenge oder Gesteine zu erblicken seien, in denen verschiedene Pyroxene[1]) und andere Mineralien (Hr. Damour nennt auch Epidot, wie wir sehen werden, nicht mit Unrecht) in Betracht kommen dürften.

1) Es ist dies die erste Andentung, dass der Jadeït zu dieser Mineralgruppe gehören könnte, denn derselbe Autor hatte ihn zunächst (1863) zu den Werneriten, darauf Hr. Sterry Hnnt (1863) zu den Zoïsiten gestellt. Uebar das Krystallsystem des Minerals war bis 1880 Nichts bekannt, als Hr. Fischer (Zeitschr. f. Krystallogr. IV, 371) für dasselhe als wahrscheinlich eine monokline Symmetrie in Anspruch nahm. Hr. Des Cloizeaux zeigte daranf (in einer Anmerkung zu Hrn. Damour's Arbeit über Jadeït nnd jadeïtähnliche Snbstanzen — Bull. soc. miner. de France 1881, 158), dass der Jadeït optische und sonstige Charaktere eines Pyroxens anfweise, dem Diopsid besonders nahe komme nnd entweder dem monoklinen oder dem triklinen Krystallsysteme angehöre. Für letztere Annahme und dass der Jadeït ein Pyroxen sei, wofür die Priorität Hrn. Des Cloizeanx gehührt, sprach auch ich mich dann (diese Zeitschr. 1881, Verh. S. 281) auf Grund der Beobachtnngen, die ich am Rabber Beii anstellte, aus. Das grobkrystallinische, aus Barma gekommene Material gestattete mir Winkelmessnngen an losgelösten Fasern anzustellen, dabei zwei nngleichwerthige Spaltbarkeiten nnd eine Unsymmetrie in den optischen Charakteren zu beohachten, was meine vorherige Auffassung über die Zngehörigkeit des Jadeïts zu den Pyroxenen nnd zwar zur asymmetrischen Abtheilung derselben befestigte. Neuerdings hat anch Hr. Krenner in Budapesth sich mit den Eigenschaften dieses Minerals heschäftigt und eine vorläufige, vom 9. April 1883 datirte Notiz veröffentlicht, von der ich durch die Freundlichkeit des Hrn. A. B. Meyer in Dresden, der mir eine Abschrift des Flugblattes sandte, dia erste Kunde erhielt. Das gedruckte Blättchen hatte nachher anch Hr. Fischer die Güte, mir mitzutheilen. Hr. Krenner erkannte im harmanischen Mineral eine Diopsidvarietät (also, wie Hr. Des Cloizeaux nnd ich selbst, ein Pyroxenmineral), welcher er ein monoklines System zuschreiht. Daraus folgert er aber, dass das Mineral kein Jadeït, sondern Nephrit sei! Wenn ich auch trotzdem am asymmetrischen System des Jadeïts, d. h. anch des barmanischen Minerals, festhalte, bin ich doch gern bereit, die Beweise, weiche Hr. Krenner für seine Ansicht in Aussicht stellt, abzuwarten. Bezüglich der zweiten Behauptung aber, dass nämlich das barmanische Mineral bisher fälschiich zu den Jadeïten gestellt wurde, möchte ich schon hier hemerken, dass Hr. Krenner im offenbaren Widersprnch nicht hlos mit den Thatsachen, sondern mit sich selbst sich befindet. Er erkennt iu dem barmanischen Mineral richtig einen Pyroxen uud stellt ihn doch zu dem Nephrit, der, wie Hr. Fritz Berwerth (Sitzh. d. Wien. Akad. 1879. I. Abth. Bd. 80. Juli-Heft) nachwies, ein Amphibol, also kein Pyroxen ist. Die Zurechnung des harmanischen Minerals zum Nepbrit geht auch aus dem Grunde nicht an, weil wir unter „Nephrit" bisher noch niemals ein Alkali-Bisilicat verstanden haben, und darüber, dass das barmanische Mineral

Meine Untersuchung erstreckte sich auf folgende Jadeïte und ähnliche Substanzen, die ich den Herren Fischer, A. B. Meyer und Virchow verdanke.

Vom ersteren genannter Herren erhielt ich:

1. „Orient", 3 Stück; 2. Mongkoung, Barma, 8 Stück; 3. Mexico (6 Perlenfragmente eines Kranzes); 4. Lüscherz (2 Stück); 5. einen Schliff eines im Berner Museum aufbewahrten Discus, Fundort(?); 6. Schliff eines Fragmentes der Substanz des Humboldt'schen Aztekenbeils (Berl. ethnogr. Mus.); 7. ein Stück des von Hrn. Damour analysirten jadeïtähnlichen Gesteins vom Monte Viso.

Herr A. B. Meyer sandte mir: 1. zwei Bruchstücke von Perlen aus Mexico (vgl. A. B. Meyer, a. a. O. S. 9a und 9b, No. 1606, 4 und 1606, 8); 2. ein Stück eines Steinbeiles von Yunan (ebend. S. 48a, No. 5, Mus. Calcutta, No. 979; S. 68b).

Durch Hrn. Virchow's Güte standen mir zu Gebote: 1. das Beil von Rabber; 2. ein Beil von Unteruhldingen.

Die gewonnenen Resultate sind, kurz, folgende:

Europa.

Rabber. Grobkrystallinische Masse. Pyroxen, asymmetrisch, ungleiche Vollkommenheit der zwei unter 86° 5′ — 89° 25′ sich schneidenden Spaltrichtungen: die eine bedeutend schärfer, die andere kaum angedeutet oder treppenförmig abgesetzt; in Querschnitten ungleiche Auslöschungsschiefe gegen die beiden Spaltrichtungen 54° resp. 35°. In der reinen Pyroxensubstanz, die lebhafte Polarisationsfarben bei gekreuzten Nicols aufweist, kleine schmutziggrüne Kryställchen — Epidot(?). Vgl. diese Zeitschr. 1881, Verh. S. 281, wo ich übrigens den Kryställchen eine andere Deutung gegeben hatte.

Unteruhldingen. Aus rundlichen Körnern bestehendes Gemenge eines Pyroxens mit viel Quarz. Der Pyroxen gab in sehr sparsam beobachteten deutlichen Längsschnitten als Auslöschungsschiefe 36°. Einschlüsse kleiner, stark lichtbrechender Krystallnadeln (Epidot?), die unter einem stumpfen Winkel mit einander verwachsen — vorwiegend in Quarz eingelagert. Das Material ist also wohl kaum als echter Jadeït anzusehen, um so mehr als die schwere Schmelzbarkeit auch dagegen zu sprechen scheint,

---

ein solches ist, lassen Hrn. Damour's Analysen keinen Zweifel aufkommen. Hr. Krenner mag vielleicht ein anderes Mineral in den Händen gehabt haben, als dasjenige, welches die HHrn. Damour und Fischer und ich selbst untersucht haben; Eines steht aber fest, dass kein Mineral zugleich Diopsid und Nephrit sein kann, falls es nicht Jedem von uns eine Sprache und eine Terminologie für sich zu gebrauchen beliebte. Eine Verwechselung in der Nomenclatur kann blos zu einer solchen in den Begriffen führen. — Auch die Hrn. Beck und Muschkétow unterscheiden nicht zwischen Nephrit und Jadeït, halten vielmehr letzteren für eine Varietät des ersteren (a. a. O. S. 49). Verführe man in dieser Richtung consequent weiter, so brauchte man überhaupt auch zwischen Pyroxenen und Amphibolen keine Unterscheidung zu machen, wofür doch genügende Gründe, vor allem ihre abweichende geologische Rolle und die Verschiedenheit aller ihrer physikalischen Eigenschaften sprechen.

worauf mich auch Hr. Fischer brieflich aufmerksam machte. Danach sind meine früheren Angaben (diese Zeitschr. 1882, Verh. S. 566), zu berichtigen.

Lüscherz. Sehr feine, z. Th. abgerundete Körner; Pyroxenstructur: Spaltbarkeit unter 86° 55' — 89°, Auslöschung gegen die Längsausdehnung = 38° 5'. Punktförmige, feine opake, in Haufen gruppirte Einschlüsse — Epidot(?). Ob die Hauptsubstanz ganz homogen?

Monte Viso. Fein- und gleichkörnige Masse, vielleicht nicht homogen; von Pyroxennatur nicht die Spur! Zahlreiche Einschlüsse schmutzig-grüner, etwas pleochroïtischer Körner — Epidot(?). Ist wohl kaum zum Jadeït zu stellen; wohl zufällig Jadeït-ähnliche Zusammensetzung und spec. Gewicht.

Asien.

„Orient". Reiner Jadeït. Die goniometrische Untersuchung abgelöster Fasern ergab für den Spaltungswinkel (zwei ungleichwerthige Spaltbarkeiten): 85° 56'. Unter dem Mikroskope — parallel stengelige Structur. Auslöschung an manchen Präparaten ganz einheitlich, was für einen vollkommenen Parallelismus einzelner Krystallelemente spricht; Auslöschungswinkel = 33° bis 40°. Lebhafte Polarisationsfarben.

Mongkoung, Barma (z. Th. Originale zu Hrn. Damour's Analysen, Bull. soc. miner. de France 1881, pag. 157 ff.). Vollkommen homogene, grobkrystallinische Massen, die manchmal aus radial gruppirten längeren Krystallen bestehen. Ungleichwerthige Spaltbarkeit nach zwei Flächen. Spaltwinkel goniometrisch bestimmt zu 86° 56' — 87° 20' (Hr. Des Cloizeaux fand 85° 20', Hr. Krenner 86° 55'). Unter dem Mikroskope wurde derselbe Winkel zu 86° 40' (Mittel aus 12 Messungen an verschiedenen Krystallen und verschiedenen Präparaten) gefunden. Auslöschungsschiefe in den Längsschnitten gegen die Verticalaxe, resp. die Spaltrisse, meist um 35° herum (Hr. Des Cloizeaux giebt 31° — 32° an, Hr. Krenner: 33° 34'; beim Diopsid beträgt dieser Winkel nach Hrn. Des Cloizeaux 38° 54'); das Maximum, welches ich beobachtete, betrug 41°. Die Auslöschungsrichtung in den Querschnitten ist unsymmetrisch gegen die beiden Spaltrichtungen (vgl. oben bei Rabber) und beträgt im spitzen Winkel des Rhombus 34° — 35° gegen die eine, 48° — 54° gegen die andere (Summa = 82° — 89°, im Mittel 85½, was mit obigen direkten Messungen des Spaltungswinkels gut harmonirt. Wenn die einzelnen Werthe stark schwanken, so liegt es daran, dass die Schnitte nicht vollkommen normal auf die Spaltflächen geführt wurden). Diese Jadeïte sind die reinsten von sämmtlichen von mir untersuchten: sie führen nicht einmal kleine fremde Einschlüsse, wie Rabber, der sonst auch wesentlich homogen ist. Durchweg grelle Polarisationsfarben.

Yunan. Ist ein merkwürdiges Gemenge eines Jadeïtähnlichen Pyroxens mit anderen, Bronzit-ähnlichen Varietäten dieser Mineralgruppe. Deutliche Umwandlung in ein serpentinähnliches Gestein, wie solche aus Thonerde-

freien und Thonerde-armen Amphibolen und Pyroxenen (Diallag, Bronzit etc.) entstanden, nachgewiesen worden sind. Darin Reste des frischen Minerals.

Amerika.

Mexico. Alle Präparate führen, neben dem Jadeït mit allen seinen, auch in den reinen Varietäten nachgewiesenen Merkmalen, Quarz, z. Th. in vorherrschender Menge. Beim Jadeït: Auslöschungsschiefe in den Längsschnitten 32—35, in Querschnitten: 35° resp. um 50° herum. Spaltwinkel = $85\frac{1}{2}$°. Derselbe ist nicht direct goniometrisch bestimmt worden, da die Substanz feinkörniger als die barmanische und zu sehr mit Quarz gemengt ist, um ein Abspalten geeigneter Fasern zu gestatten. — Es scheinen einige Jadeïte von Mexiko auch einen Amphibol zu führen. In den Quarzpartien sind Jadeït-Leisten häufig radial vertheilt. — Mit diesen Varietäten, sowie mit der von Yunan hat ein mir von Hrn. A. Frenzel in Freiberg freundlichst gesandtes Gestein von Waldheim grosse Analogien. Darin sind freilich ausser den hier erwähnten Gemengtheilen noch andere (Glimmer, Feldspath?) enthalten, einzelne aus Quarz und Pyroxen bestehende Partien sind aber fast ebenso beschaffen, wie die mexicanischen Jadeïte.

Aztekenbeil. Ist kaum Jadeït. Die Masse aus äusserst feinen, rundlichen, dicht aneinandergedrückten Körnern bestehend; ein Pyroxenmineral scheint vorhanden zu sein, aber ob Jadeit? Lange schmutziggrüne, quergegliederte Krystalle mit schwachem Pleochroïsmus — Epidot (?) — sind in der körnigen Substanz eingebettet.

Discus, Berner Museum, Fundort? Weissgrau, mit grünen, absolut nicht pleochroïtischen Bändern und Adern. Unzweifelhafte Jadeït-Structur; sonst sehr zerfasert.

Resultat: Die reinsten und typischsten Jadeïte sind die barmanischen. Einige europäische sind einschlussarm (Rabber, Lüscherz); ihre Einschlüsse (Epidot?) kehren aber bei allen europäischen, auch jadeït-ähnlichen Substanzen wieder. Die mexicanischen sind sämmtlich mit Quarz gemengt, so dass nur einzelne Partien aus homogener Jadeïtsubstanz bestehen und einschlussfrei sind; charakteristisch ist für sie auch das Auftreten von Amphibol. Yunan zeigt eine Serpentinisirung. Das Material vom Aztekenbeil, vom Monte Viso und vom Beil von Unteruhldingen ist entweder vollkommen frei von Pyroxen, also kein Jadeït, oder als Pyroxengestein aufzufassen. Bemerkenswerth ist es, dass die beiden letztgenannten Gesteine dieselben Einschlüsse führen wie die europäischen Jadeïte, während die Einschlüsse des Aztekenbeils zwar auch ähnlich sind, was Farbe und Pleochroïsmus betrifft, jedoch durch ihre Quergliederung von den übrigen, meist körnig oder kurzprismatisch gestalteten sich unterscheiden. Die Bestimmung, oder richtiger Vermuthung, dass hier Epidot vorliege, bedarf noch weiterer Prüfung.

Es möge mir hier noch gestattet sein, an die eben dargelegten Thatsachen einige Bemerkungen über beide in Frage stehenden Mineralien vom geologischen Standpunkte aus anzuknüpfen.

Bei dem Nephrit, der eine Amphibolvarietät ist, sind von Hrn. Muschkétow zuerst (und nun auch von mir) Einschlüsse einer Pyroxensubstanz beobachtet worden, woraufhin der genannte russische Gelehrte die Ansicht äusserte, dass manche Nephrite überhaupt keine Amphibole, sondern Pyroxene sein dürften. Diesem Ausspruch kann ich mich nicht anschliessen. Meinerseits beobachtete ich aber in allen Pyroxene führenden Nephriten einen deutlichen Uebergang ersteren Minerals in die Nephritsubstanz, eine Erscheinung, die ich mit der sogenannten „Uralitisirung“ (wie die moleculare Umwandlung von Pyroxen in Amphibol ohne Veränderung der Zusammensetzung genannt wird) in Zusammenhang bringen möchte. Für mich giebt es keine Nephrite oder Strahlsteine der „Pyroxenreihe“ oder „Diopsidreihe“, wie Herr Muschketow sich ausdrückt, weil ich mir, wie gesagt, unter einem Mineral, welches zugleich ein Pyroxen und ein Amphibol ist, nichts vorzustellen vermag. Wohl aber kann ich mir den Fall denken, dass manche Nephrite aus ursprünglichen Pyroxen-Mineralien von gleicher oder nahezu gleicher Zusammensetzung mit dem Nephrit, durch „Uralitisirung“ hervorgegangen sein mögen und ihre ursprüngliche Natur durch die eingeschlossenen z. Th. frischen Pyroxenreste, die aber auch in Nephrit-Fasern auslaufen, verrathen. Man könnte mir zwar einwenden, dass das gerade dasselbe sei wie „Nephrite der Pyroxenreihe“ anzunehmen. Allein dem ist nicht so: ein „Nephrit“ letzterer Art müsste mit der Feinfaserigkeit, die wir mit diesem Begriff verbinden, die Charaktere eines Pyroxens aufweisen; diese besitzt er aber nicht und sind solche meines Wissens auch niemals beobachtet worden. Aus den Pyroxenresten können wir schliessen, dass die ursprüngliche Substanz, falls sie gleichmässig beschaffen war, grob krystallinisch sein musste, und dass sie später erst, durch Umwandlung, faserig wurde und Amphiboleigenschaften annahm. Ein Faserig-werden unter Beibehaltung der Pyroxennatur, also eine Umwandlung eines Minerals in sich selbst, ist ein Unding und also, auf alle Fälle, ausgeschlossen.

Unter Nephrit verstehen wir einen faserigen Amphibol, die ursprüngliche Substanz aber, sofern wir über dieselbe nach den Resten urtheilen dürfen, war weder das Eine noch das Andere. Dem Ausdruck „Pyroxennephrit“ könnte blos dann eine Berechtigung zugesprochen werden, wenn damit angedeutet werden sollte, dass es sich um einen aus Pyroxen entstandenen Nephrit handelt, wie wir in der petrographischen Nomenclatur „Diallagserpentin“ u. dgl. anwenden. Der Pyroxennephrit, in diesem letzteren Sinne, wäre demnach ein secundäres Mineral, während andere Nephrite als primär angesehen werden können, wie frische Amphibolkrystalle, die in manchen derselben auftreten, zu beweisen scheinen. Uebrigens ist auch die Annahme eines ursprünglichen Gemenges von Pyroxen und Am-

phibol nicht ausgeschlossen, wobei blos der erste „uralitisirt“ wurde, während der zweite, der überhaupt viel beständiger ist und dessen Rückumwandlung nirgends in der Natur nachgewiesen worden ist, unverändert bleiben oder Umwandlungen anderer Art, auf die wir gleich zurückkommen werden, erleiden musste.

Eine zweite Erscheinung, die ich beobachtete, ist die Umwandlung der Nephrite in ein serpentinähnliches Gebilde (für andere Amphibole liefern z. B. die Serpentine der Vogesen, deren ursprüngliches Mineral unzweifelhaft ein Amphibol war, Analoga) mit allen Merkmalen eines solchen. Für eine solche (beginnende) Umwandlung spricht zunächst die Beobachtung, dass fast überall die grösseren Amphibole der Nephrite mattgrau, trübe, nicht mehr frisch und durchsichtig sind, zwischen gekreuzten Nicols nicht einheitlich dunkel werden, sondern wandernde Schatten zeigen (Potsdam, Eslohe), besonders aber die direkt zu sehende, bereits begonnene Umwandlung in eine kurzfaserige Chrysotil-ähnliche Substanz (Potsdam, Eslohe, besonders aber China, Yunan, Onot); endlich aber bestätigt sich diese Ansicht durch die Beobachtungen in den neuseeländischen Nephritlagerstätten, wo der Nephrit von Tangiwai, d. h. Serpentin (Var. Bowenit), begleitet wird.

Der Jadeït, wie im Verlaufe dieser Zeilen mehrfach betont wurde, ist ein Pyroxenmineral. Es gelang mir aber, an Faserspaltstücken des barmanischen Materials in zwei oder drei Fällen ganz scharf auch den typischen Amphibolwinkel von $55\frac{1}{2}°$ goniometrisch zu bestimmen, dabei aber auch die Wahrnehmung zu machen, dass die Spaltflächen gleich vollkommen waren, was bei frischen Jadeïtfasern niemals beobachtet wurde. Es liegt hier also wohl eine Umwandlung des Jadeïts in einen gleich zusammengesetzten Amphibol, eine moleculare Umlagerung, eine Paramorphose vor. Das Auftreten von Amphibol in einigen mexicanischen Jadeït-Quarz-Gesteinen (vgl. oben) würde eine solche Umwandlung des Jadeïts, eine partielle „Uralitisirung“ desselben bestätigen. Endlich ist auch seiner Umwandlung in ein serpentinähnliches Gestein (Yunan) Erwähnung gethan worden, wofür Analoga in den aus z. Th. auch Thonerde-reichen Pyroxenen hervorgegangenen Serpentinen (Windisch Matrey, St. Gotthard, Ural — sog. Diallagserpentine u. dgl. mehr)[1]) vorliegen.

1) Mit diesen Gesteinen identisch oder vielleicht aus Amphibol auf ähnliche Weise hervorgegangen ist auch die von Hrn. Pichler neuerdings für Nephrit angesprochene Substanz (vgl. Corr.-Bl. d. D. Anthr. Ges. 1883. No. 3. S. 17, auch in Tschermak's Min. u. petr. Mitth. V. 301, ferner in Hrn. A. B. Meyer's Werk 66b und 67a, und auch Corr.-Bl. 1883. No. 4. S. 25 und 29). Was aber die von Hrn. Fraas bei dieser Veranlassung gemachten Bemerkungen (Corr.-Bl. 1883. No. 3. S. 26) betrifft, so sind dieselben so überraschend, dass sie nicht einmal einer Widerlegung bedurft hätten. Auch hat Hr. Fraas seine Sache dadurch nicht verbessert, dass er im Corr.-Bl. 1883, No. 5, S. 35, erklärte, er habe es wohl gewusst, dass Fibrolith kein Nephrit sei, — denn diese Verwechselung hatte Hr. Fraas veranstaltet, um über die Auffindung des „Nephrits“ durch Hrn. Pichler seiner Freude Ausdruck zu geben und auch seinerseits auf weitere europäische Nephrite, die „die Spanier Fibrolith nennen“,

Demnach wäre die Entstehung der beiden hier abgehandelten Mineralien einerseits und ihre Umwandlung andererseits folgendermaassen auszudrücken:

Pyroxen mit Nephrit-Zusammensetzung { — Nephrit / — Serpentin

Jadeït- { — Uralitisirter Jadeït d. h. Amphibol mit Jadeït-Zusammensetzung / — Serpentin

Hieraus erhellt, dass der Nephrit, **wenigstens zum Theil**, als secundäres Umwandelungsproduct anzusehen ist, während der Jadeït als primär gelten muss. Ob zur Umwandlung des Jadeïts in Serpentin ein Zwischenstadium der Uralitisirung anzunehmen ist, oder ob es zwei unabhängig voneinander und parallel verlaufende Umwandelungsprozesse sind, können erst weitere Beobachtungen lehren.

Da vorstehendem Aufsatze eine gastfreundliche Aufnahme in einer **ethnographischen** Zeitschrift zutheil geworden ist, so will ich ihn denn auch damit schliessen, dass ich das ethnologische Ergebniss meiner Untersuchung nochmals hervorhebe, ein Ergebniss, zu welchem auch Herr A. B. **Meyer**, obwohl auf anderem Wege und von anderen Gesichtspunkten ausgehend, gelangte:

Die typischen, constanten structurellen Unterschiede der einzelnen Nephrit- und Jadeït-Varietäten lassen sich meist mit einer Provenienz derselben aus räumlich getrennten Localitäten in Einklang bringen, was die Annahme eines exotischen (und gemeinschaftlichen) Ursprungs aller über die ganze Erde verstreuten verarbeiteten Objecte überflüssig, ja unhaltbar macht.

---

hinzuweisen. Wenn aber Hrn. Fraas bekannt ist, dass der Fibrolith kein Nephrit ist, und er ersteren mit dem Namen des zweiten bezeichnet, um „sich auf den Standpunkt der alten Steinschleifer", denen bis auf Härte und Zähigkeit alles egal war, zu stellen, so dürfte die Frage vielleicht gestattet sein: in welcher Weise der spanische Fibrolith zur Auffindung von Nephrit in Europa beitragen kann? Denn darum handelte es sich in diesem Falle und nicht um harte, zähe „Steine" im Allgemeinen, und deswegen hatte sich Hr. Fraas an der „Discussion über die Nephritfrage" wohl auch betheiligt.

XII.

Die Behandlung der Kinder und der Jugend auf den primitiven Kulturstufen.

Von

M. Kulischer.

Bei der Besprechung dieses Gegenstandes, könnte ich mich eigentlich mit dem Hinweis auf die Werke von Bastian (insbesondere „Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde“) und Ploss („Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“) beschränken, wo die Thatsachen in Hülle und Fülle vorhanden sind. Da aber meine Folgerungen auf dem Boden der Thatsachen fussen, so konnte ich nicht umhin, dieselben, wenn auch in Kürze, hier zusammenzufassen.

I.

Die Nothwendigkeit, der Mangel an Lebensmitteln führt zum Kindermord, zur Ausrottung der Neugeburt, inwiefern die Mittel zu ihrer Ernährung fehlen. Diese Beseitigung der überflüssigen „Mäuler“, der bouches inutiles, erscheint als eine allgemeine Thatsache auf den primitiven Kulturstufen. — Bei den Knistenos ermorden die Frauen zuweilen ihre Töchter, „um ihnen das Elend dieses Lebens zu ersparen“. Wie Mackenzie berichtet, treiben sie auch durch gewisse einfache Mittel die Frucht ab[1]).

Die Indianer in Californien übten ebenfalls den Kindermord, „weil die Mütter nicht die Mittel hatten, die Kinder zu ernähren“[2]). Nach Lafitau tödten die nordamerikanischen Indianer „nach der Geburt von Zwillingen eins der Kinder“[3]). Bei den Eskimo des Smith-Sundes erlebte Bessels einen Fall, dass eine Mutter, „das jüngste ihrer drei Kinder, ein Knäblein von fünf Monaten, eigenhändig erdrosselte, um der Nahrungssorgen überhoben zu sein“[4]). Von den Guanas in Südamerika erzählt Azara, „dass die Mütter den grössten Theil ihrer Töchter gleich nach der Geburt tödten, indem sie dieselben lebendig begraben“[5]). Dasselbe erzählt Azara von den Mbayas, „nur mit dem Unterschiede, dass diese auch männliche Kinder tödten“[6]). Den Untergang der früher zahlreichen Nation der Guayacurus schreibt derselbe Azara dem Gebrauche des Kindermordes zu[7]). Bei den Abiponern ist der Kindermord, nach Dobritzhoffer, eine gewöhnliche Thatsache[8]). Auch von anderen südamerikanischen Völkern wird berichtet,

---

1) Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte II, S. 84.
2) Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Stuttgart 1876. S. 181.
3) Lubbock, Enstehung der Civilisation. S. 27. 4) Ploss, II. S. 181.
5) Klemm, II, S. 83. Ploss, II, S. 182. Darwin, Abstammung des Menschen, II, S. 320. 6) Klemm, ib., l. c. Ploss, ib., l. c. 7) Klemm, ib., l. c.
8) Klemm, ib., l. c. Ploss, ib., l. c.

dass sie den Kindermord üben, speciell an missbildeten Kindern. „Unförmliche Kinder oder Missgeburten sollen von den Manaos in Südamerika, wie berichtet wird, lebendig begraben werden und es ist merkwürdig, dass hier ein Gebrauch wiederkehrt, der von den Zigeunern erzählt wird, dass sich nämlich . . . . die Bewohner der Hütte heulend so lange im Kreise um die Grube bewegen, bis das Neugeborene gänzlich von der Erde bedeckt ist, die Einer nach dem Andern darauf wirft"[1]). Auch im alten Mexico wurde von Zwillingskindern eins getödtet[2]). In Afrika war und ist dieser Gebrauch weit verbreitet. „Werden zu Arebo in Guinea, so heisst es bei Smith und Bosmann, Zwillinge geboren, so pflegt man nicht nur die Kinder, sondern auch die Mütter zu ermorden. In Dahomey und in Ngura, einer der Schwesterprovinzen von Unyanyembe, bringt man ebenfalls die Zwillinge um's Leben und wirft sie in's Wasser, damit das Land nicht von einer Dürre, Hungersnoth oder Ueberschwemmung heimgesucht werde"[3]). Hier hat sich das Motiv — die Hungersnoth, die den Brauch wahrscheinlich hervorgebracht hat, in eine von Aussen her verhängte Strafe verwandelt. Folge und Ursache haben ihren Platz gewechselt. Nach Barth stehen Doppelgeburten überhaupt bei fast allen afrikanischen Völkern in Misskredit „und werden Zwillinge wohl meist getödtet"[4]). Als Missgeburten werden schon solche Kinder betrachtet, die sich in irgend einer Hinsicht von anderen Kindern unterscheiden. „Wird bei den Sotho-Negern ein Kind mit einem Gebrechen oder mit Zähnen geboren, so wird es von den Wehemüttern in einem schon bereitstehenden Topfe mit Wasser ertränkt"[5]). Bei einigen Völkern in Ostafrika wird ein Kind getödtet, dessen beide „Schneidezähne in der oberen Kinnlade früher durchbrechen, als die in der unteren". Solche Kinder heissen „tlola", d h. sie haben die von der Natur gestellten Normen und Grenzen überschritten"[6]). „Bei den Kaffern ist Kindesmord nicht selten; namentlich werden missbildete und eins von Zwillingskindern getödet. Bei den Zulus geschieht diess, nach Arhousset, in ähnlichen Fällen." Die Hottentoten begraben, wie Kolbe berichtet, „theils das Kind lebendig, indem sie es in die von einem Stachelschweine, Tiger oder anderem Thiere ausgegrabene Höhle legen, und Erde und Steine darauf werfen, oder es an einen Baum binden, wo es sich todtschreien und verhungern kann, bis ein Raubthier es verzehrt, oder sie begnügen sich auch, das Kind in irgend ein Gebüsch hinzuwerfen"[7]). Die Thatsachen über den Kindermord in Australien und Polynesien werden wir unten kennen lernen, wo sie zu einem anderen Zwecke angeführt sind. Bei einigen Völkern von Hindostan pflegt man, falls „Zwillinge geboren werden, meistens ein Kind zu tödten"[8]). Ueberhaupt ist in Ostindien die Aussetzung oder Tödtung Neugeborener, insbesondere der Mädchen sehr gebränchlich, wenn man glaubt, sie nicht ernähren zu können[9]). Auch in China ist „das Aussetzen der Kinder weiblichen Geschlechts am Wege oder dicht am Wasser... noch Sitte"[10]). In Japan bringen die Ainos „immer nach der Geburt eines Zwillingspaares das eine Kind um"[11]). Bei den alten Persern „war bis nach der Eroberung Persiens durch die Chalifen der Kindermord gestattet"[12]). Der Kindermord herrscht noch gegenwärtig bei den Beduinen, wie er auch in alter Zeit bei allen Araberstämmen geherrscht hat[13]). Der Koran erwähnt diesen Brauch: „Ihr sollt euere Kinder, heisst es dort, aus Furcht in die Armuth zu gerathen, nicht tödten; denn wir wollen sie erhalten, so wie wir

1) Ploss, II, S. 182. Bastian, Rechtsv., S. 356. 2) Ploss, II, S. 196.
3) Lubbock, S. 26. 4) Ploss, II, S. 192. 5) Ploss, ib., S. 188.
6) Ploss, II, S. 187. Bastian, Der Mensch in der Geschichte, S. 284.
7) Klemm, III, S. 277. 8) Lubbock, S. 26. 9) Ploss, II, S. 188.
10) Idem, II, S. 189. Klemm, VI, S. 112.
11) Lubbock, S. 26. 12) Ploss, II, S. 175. 13) Klemm, VI, S. 154—156.

Euch erhalten"[1]). Bei den alten Hebräern muss diese Sitte ebenfalls gebräuchlich gewesen sein, wie die von der jüdischen Chronik einem ägyptischen Pharao zugeschriebene Verfügung, alle Kinder männlichen Geschlechtes zu tödten, und die Aussetzung Mosis im „Schilf am Ufer des Wassers" beweisen[2]). Die Procedur der Aussetzung am Wasser und der Ertränkung im Wasser ist fast überall heimisch und es kann also bei der Aussetzung Mosis von keinem extraordinären einzelnen Fall die Rede sein, wie es die biblische Chronik darstellt. — Die Tschuktschen tödten, nach Wrangel „alle missgestalteten Kinder"[3]). Bei den Kamtschadalen herrscht, wie Steller berichtet, die Sitte, „dass Mütter durch allerlei Getränke und äussere Mittel die Schwangerschaft hintertreiben und der Frucht auf unnatürliche Weise sich entledigen, oder auch dass sie die neugeborenen Kinder erdrosseln, sie lebendig den wilden Thieren zuwerfen und den Hunden überlassen"[4]). Wenn Zwillinge geboren werden, bringt man Eins um[5]).

II.

Durch den Kindermord werden einerseits alle diejenigen, von denen im Vorans schon constatirt werden kann, dass sie zum Kampf um's Dasein untauglich sein werden, aus der Welt geschafft. Alle Schwächlinge, Missgeburten allerlei Art, wobei man schon die kleinste Abweichung von der gewöhnlichen körperlichen Organisation als Fehler betrachtet, werden aus den primitiven Kommunen beseitigt. Man erzieht nur diejenigen Kinder, von denen man hoffen kann, dass sie im Stande sein werden, die altgewordenen Mitglieder zu ersetzen, d. h. die Thätigkeit der ausgeschiedenen Mitglieder für die Ernährung und Vertheidigung der Kommune aufzunehmen, oder, was auf dasselbe herauskommt: diejenigen aus dem Nachwuchs, welche die Ernährungskosten, die auf sie in ihrer Kindheit verwendet werden müssen, im späteren Alter durch ihre Arbeit der Kommune werden zurückerstatten können. Andererseits wird durch den Kindermord das Gleichgewicht zwischen der Zahl der Mitglieder der Kommune und der Ernährungsmittel, die ihr in einer gegebenen Zeit zu Gebote stehen, festgehalten und bei jeder möglichen Störung durch Uebervölkerung immer von Neuem hergestellt. Nicht von dem Willen des Einzelnen hängt also die Verminderung oder Vermehrung der Neugeburt und in Folge dessen der Bevölkerung ab. Feste Normen über die Zahl der zu erziehenden Kinder sind aufgestellt und eine Abweichung, eine Ueberschreitung dieser objektiven Normen wird keineswegs gestattet. Bei den Abiponern pflegten mehr als zwei Kinder nicht aufgezogen zu werden[6]). Bei den meisten nordamerikanischen Völkern werden, wie Hunter berichtet, meistentheils „nicht mehr als zwei bis drei Kinder aufgezogen"[7]). Bei den Mbayos wurde nur das muthmasslich letzte Kind leben gelassen[8]). Von den Eskimos des Smith Sundes berichtet Bessels: Die Zahl der Kinder einer Familie beträgt bei ihnen durchschnittlich zwei; was darüber ist, wird meistens getödtet; indem die Mutter das Kleine entweder strangulirt oder es an einem entlegenen Orte aussetzt und dem Hungertode oder dem Tode durch Erfrieren preisgiebt .... Man scheint hierbei weniger auf das Geschlecht, ob Knabe oder Mädchen zu achten"[9]). Nach v. Martius

---

1) Koran, Sure VI. 2) 2. Mosis, I, 15—16, 22. II, 3.
3) Ploss, II, S. 188. Bastian, Mensch, III, S. 284.
4) Steller, Beschreibung über Kamschatka 1774, S. 349. Klemm, II, S. 208.
5) Bastian, Mensch, III, S. 285.
6) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, III, S. 476.
7) Idem, III, S. 106. 8) Klemm, II, S. 83.
9) Archiv f. Anthropologie, VIII, 2. Heft, S. 112. Ploss, II, S. 180—181.

ist es „bei den Guyacurus ... sehr häufig, dass die Weiber im Allgemeinen erst vom dreissigsten Jahre an Kinder zu gebären und aufzuziehen anfangen".[1]). Sobald die Eingeborenen Australiens „so viele Kinder haben, als sie bequem mit sich herumschleppen können, tödten sie die anderen gleich nach der Geburt ... Am Spencer-Golf, in Victorialand, an der Moreton-Bai und in Australia felix wurden ausserordentlich viele Kinder umgebracht; das dritte Mädchen ganz gewiss, oft schon das zweite ... Am Cap York unter den Muralugs zieht man nur sehr selten mehr als drei Kinder auf, im Süden fast nie mehr als vier"[2]). Auf einigen Carolinen-Inseln durfte „keine Frau aus dem Volke ... wegen der Unfruchtbarkeit der Inseln mehr als drei Kinder auferziehen, alle übrigen mussten lebendig vergraben werden"[3]). Auf den Marianen durfte, nach Chamisso, keine Frau „wegen der Unfruchtbarkeit der Inseln mehr als drei Kinder auferziehen, alle übrigen mussten lebendig begraben werden"[4]). Auf einer der melanesischen Inseln, der Insel Fate, zieht man nur zwei oder drei Kinder auf, die übrigen aber werden lebendig begraben[5]). „Auch auf Neu-Guinea ist Kindermord zu Haus: selten zieht man .... mehr als zwei Kinder auf und künstlicher Abortus ist hier sehr verbreitet"[6]). Auf den Fidschi-Inseln sterben zwei Drittel aller Kinder auf diese Weise[7]) — es wird also nur ein Drittel der Neugeborenen am Leben gelassen. Auf Tahiti wurden ebenfalls zwei Drittel aller Kinder, hauptsächlich Mädchen, umgebracht; die ersten drei Kinder, sowie Zwillinge tödtete man immer und mehr wie zwei oder drei Kinder zog Niemand auf"[8]). Ueber diese That schämten die Einwohner dort sich gar nicht, „vielmehr gestand man sie offen ein und wunderte sich nur über die Europäer, die sie tadelten"[9]). In Hawai zog man ebenfalls „nie mehr als zwei oder drei Kinder auf"[10]). Auf einer polynesischen Insel Tikopia werden, wie Capitain Dillon berichtet, „alle männlichen Kinder mit Ausnahme der zwei ältesten nach der Geburt erdrosselt. Alle Kinder weiblichen Geschlechts lässt man am Leben"[11]). Bei den Malagaschen auf Madagascar werden alle Kinder, „welche im März und April, in der letzten Woche jedes Monats, an den Mittwochen und Freitagen des ganzen Jahres geboren werden .... ausgesetzt und so dem Tode preisgegeben"[12]). Die Guanchen, die Ureinwohner der canarischen Inseln, haben, „um der Uebervölkerung ihrer Inseln vorzubeugen, in den frühesten Zeiten nur das erste Kind der Ehe am Leben gelassen"[13]).

III.

Die am Leben gelassenen Kinder müssen während ihrer Kindheit bis zu einem gewissen Alter von der Commune ernährt werden. Nachdem sie dieses Alter, gewöhnlich die Zeit der Mannbarkeit, erreicht haben, werden sie selbständige Mitglieder der Commune und müssen ihrerseits zur Ernährung und Erhaltung der Commune beisteuern. Zu dieser Thätigkeit werden sie aber nur dann herangezogen, wenn sie die zu diesem Zwecke nöthigen Fähigkeiten und Eigenschaften thatsächlich besitzen. Die Neugeburt wird unter einer sogenannten resolutiven Bedingung am Leben gelassen und auferzogen, nämlich: dass sie in einer späteren Zeit, in einem gewissen Alter im Stande sein wird, gewisse Leistungen zu verrichten. Beim

6) Ploss, II, S. 182. 1) Idem, II, S. 183. Waitz-Gerland, VI, S. 778—779.
2) Ploss, II, S. 185. 3) Waitz-Gerland, V, 2 Abth., S. 111.
4) Idem, VI, S. 639. 5) Idem, I. c. 6) Idem, VI, S. 638.
7) Idem, VI, S. 139. Lubbock, S. 329. Darwin, Abstammung des Menschen, II, S. 320. 8) Ibid, l. c. 9) Ibid., l. c.
10) Ploss, II, S. 185. Waitz-Gerland, V, 2. Abth., S. 191.
11) Ploss, II, S. 186. 12) Idem, II, S. 188.

Eintritt dieses Alters, dieser festgesetzten Zeit wird daher die herangewachsene Jugend einer Prüfung unterworfen, ob das Vorausgesehene sich bewährt hat, ob das, was als wahrscheinlich angenommen, in der Wirklichkeit eingetroffen ist, ob die Jugend die ihr gestellten Bedingungen erfüllen kann. Diese Prüfungen sind ihrem inneren Wesen nach eine Wiederholung des früheren Mord- und Aussetzungsprocesses, mit dem Unterschied, dass diese Processe nicht an unbehülflichen Kindern verübt werden, die ihrem Loose nicht entgehen können, sondern an Erwachsenen, die aus den an ihnen verübten Gewaltthaten die Möglichkeit haben dennoch unbeschädigt hervorzugehen. Das heisst: die Prüfung besteht darin, dass man den früher bei ihrer Geburt unterlassenen Mord oder die Aussetzung an ihnen jetzt als Erwachsenen verübt; wenn sie nach den Martern, denen sie unterworfen werden, am Leben bleiben, so erscheinen sie dadurch ipso facto lebensfähig. In Bezug auf die Kinder, die am Leben gelassen sind, ist der Mord- und Aussetzungsprocess nur aufgeschoben, auf eine spätere Zeit anberaumt, aber nicht aufgehoben. Bei den Huronen, Irokesen und den Algonkinvölkern begeben sich die Kinder zur Zeit der Mannbarkeit, wie Lafitau berichtet, in einen Wald, die Knaben unter der Aufsicht eines älteren Mannes und die Mädchen unter der Aufsicht einer älteren Frau. Während dieser Zeit müssen sie streng fasten, das Gesicht, die Schultern und die Brust schwärzen. Sie beobachten mit grosser Sorgfalt ihre Träume und geben über sie umständliche Berichte an diejenigen, unter deren Aufsicht sie stehen. Nach den Träumen und der Anführung der Kinder wird für sie ein Schutzgott — Manitou — gewählt, von welchem das Glück ihres Lebens abhängt[1]). Bei den Ojibwäeren bereiten sich die mannbar gewordenen Knaben im Frühling eine Hütte auf einem hohen Baum und verbleiben dort, auf Moos gelagert, „soviel Nächte fastend, bis die Qualen des Hungers und Durstes nicht mehr gefühlt werden und die Seele frei wird“. Nach der Ansicht der Ojibwäer soll die Seele während des Schlafes im Himmel sich aufgehalten haben und ihr dort die Kenntniss des Lebens enthüllt worden sein[2]). Nachdem in Virginien „die Knaben geprügelt und sonst gequält waren, wurden sie, indem die Mutter weinend das Grab bereitete, einer über den andern in ein Thal geworfen, gleichsam als wenn sie todt wären“. Sie blieben nachher neun Monate lang in einer Wüstenei und konnten während dieser Zeit mit keinem Menschen umgehen[3]). Sie gebrauchen hier keine andere Nahrung als ein Decoct von Wurzeln, das eine Verwirrung der Gehirnthätigkeit hervorruft und dieses Getränk wird ihnen so lange servirt, bis man voraussetzen kann, dass sie dadurch ihre ganze frühere Umgebung vergessen haben. Wenn sie in ihre Heimath zurückgeführt werden, müssen sie sich anstellen, als ob ihnen hier Alles fremd ist, sie sich an Nichts erinnern. „Auf diese Art fangen sie auf's Neue zu leben an, nachdem sie eine kurze Zeit gestorben waren, und werden zu den älteren Mitgliedern gezählt, nachdem sie vergessen haben, dass sie einmal Kinder gewesen sind[4]). Durch die hier geschilderten Handlungen wird unsere Annahme über den Ursprung und den Sinn aller Ceremonien dieser Art auf das Glänzendste bestätigt. Eine Variation dieses Brauches finden wir in West-Carolina. Dort wurden die jungen Männer und selbst die Mädchen 5—6 Wochen lang in ein dunkles Haus eingesperrt, ... wo sie hart fasteten, angeblich um sie gehorsam zu machen und abzuhärten“[5]). Bei den Dakota und Sioux müssen die jungen Leute, ehe sie in die Zahl der Erwachsenen aufgenommen werden, verschiedenen Martern unterworfen werden, ohne dass

1) Bastian, Rechtsv., S. 394, 398—399 Anm. 2) Idem, Rechtsv., S. 398—399.
3) Ibid., S. 400. 4) Ibid., S. 401. 5) Waitz, III, S. 118.



sie dabei einen Seufzer ausstossen. Eine von den Prüfungen besteht darin, dass „der Candidat, mit einem durch die Haut gezogenen Strick an eine Säule befestigt, den Tag über“ sich drehen muss, „dem Lauf der Sonne folgend“[1]. In Californien gab man den Kindern bei Erreichung der Mannbarkeit ein sinnverwirrendes Getränk, wie in Virginien. Nachdem sie in einen Zustand der Besoffenheit gerathen, liess man sie nicht einschlafen, indem man sie ohne Unterlass befragte, ob sie irgend welche Raubthiere: einen Löwen, einen Bär, einen Wolf u. s. w. sähen. „Je nach der Hallucination wird ihnen dann die Figur des Thieres auf Brust und Armen eingebrannt[2]). Bei den Eskimo, die Franklin besuchte, wurde den Knaben, die ihr sechszehntes Jahr erreicht haben, „die Unterlippe auf beiden Seiten des Mundes und der Nasenknorpel durchstochen, in welche dann Knochen, Glasperlen u. s. w. gesteckt wurden“[3]). Bei den Thlinket in Alaska wurden die Mädchen bei Beginn der Mannbarkeit „durch drei Monate, früher sogar durch ein Jahr in eine abseits gelegene Hütte verbannt . . . . Zu Ende des bestimmten Termins wurde ihnen die untere Lippe durchbohrt und ein silberner Stift . . . durchgesteckt“[4]).

Bei den Koljuschen an der Küste der Behringstrasse herrscht dieselbe Sitte, wie Erman zu sehen Gelegenheit hatte. „Ausserhalb des Dorfes,“ erzählt er, „steht eine Reihe 6—8 Fuss hoher Hütten oder Käfige, die nur mit einem vergitterten Lichtloch versehen sind. In jedem dieser Ställe befand sich ein Mädchen . . . . Man erfuhr, dass diese Mädchen eben menstruiren“[5]). Nach Wenjaminow soll diese Einsperrung nach altem Gebrauch ein Jahr dauern, der unmittelbar die Durchschneidung der Unterlippe folgt[6]). Bei den Indianern im Norden von Mexico musste der mannbare Knabe, ehe er aufgenommen wurde, von einigen Kriegern ein Zeugniss erhalten, dass er etwas aushalten könne. „Darauf macht der Häuptling die Probe an dem nackenden Knaben: er rauft ihn an den Haaren, wirft ihn hin und her auf den Boden, stösst ihm mit Fäusten. Dies ist die erste Prüfung. Sollte der Knabe dabei nur einen einzigen Seufzer ausstossen, würde er als ein untauglicher verworfen und abgewiesen. Wenn er dazu lacht, sich frisch und munter zeigt und zu viel mehrerem sich erbietet, wird an ihm die zweite Probe gemacht.“ Der Häuptling peitscht den Knaben mit Ruthen und Dornen „am ganzen Leibe, wobei zwar Blut fliesst, aber kein Ach dem Knaben entfallen darf. Jetzt muss er sich noch dem dritten spitzigen Examen unterwerfen.“ Der Häuptling „nimmt unterschiedliche, den grossen Raubvögeln abgeschnittene, ausgestreckte und mit Fleiss dazu gedörrte Füsse, sticht, hackt, kratzt und reisst den Candidaten am ganzen Leibe, dass er fast durchaus blutet, wozu der Knabe sich ganz munter ohne Winden und Drehen darstellen muss. Ein einziger ausbrechender Seufzer würde nicht zum Krieger tauglich erklärt werden.“ Nach bestandener Probe giebt der Häuptling dem Knaben Pfeil und Bogen und hält ihm eine Anrede, dass er niemals zaghaft sein soll, dass er und sein Volk allein nur Menschen wären, „und alle ihre Feinde nur als wilde Thiere von ihm müssen angesehen und niemals gefürchtet werden, dass er sich und seine Landsleute allezeit zu beschützen suche“. Kaum ist der Bube angenommen, so schiebt man auf ihn die schwersten Arbeiten. „Er muss täglich die Wege ausspioniren, um zu sehen, ob nicht Fusstapfen der Feinde vorhanden sind, muss mit Schwitzen die höchsten Berge ersteigen, bei jeder Witterung, Tag und Nacht das Vieh hüten . . . . und immer Boten laufen“[7]). Bei den südamerikanischen Manhes „werden die Knaben im Alter von 8—9 Jahren den versammelten Nachbarn vorgestellt, denen

1) Bastian, Rechtsv., S. 345 Anm., 390 Anm. 2) Bastian, Rechtsv., S. 398.
3) Klemm, II, S. 209. 4) Ploss, II, S. 261—262. 5) Idem, II, S. 262.
6) Idem, l. c. 7) Klemm, II, S. 89—90. Bastian, Rechtsv., S. 395.



man ein Mahl bereitet. Dem Knaben legt man baumwollene Aermel an, die oben und unten zugebunden werden, nachdem man einige grosse, heftig beissende Ameisen hineingesperrt hat. Sobald nun der Knabe vom brennenden Schmerze gepeinigt zu jammern und zu schreien beginnt, schliesst die tobende Rotte der Männer einen Kreis um ihn und tanzt so lange jauchzend und aufmunternd um ihn her, bis er erschöpft zu Boden sinkt. Er wird nun, da die Extremitäten furchtbar angeschwollen sind, den alten Weibern zur Behandlung mit dem frischen Safte des Mandioccakrautes übergeben. Hat der Zögling seine Kräfte wieder erlangt, so wird der Versuch gemacht, wie er den Bogen spannen kann. Diese Ceremonie wird gewöhnlich bis ins vierzehnte Jahr wiederholt, wo dann der Zögling den Schmerz ohne Zeichen des Unmuths zu ertragen pflegt. Nun wird er als Mann betrachtet und darf heirathen"[1]). Die Mädchen müssen ähnliche schmerzhafte Proben aushalten[2]). Diese Proben bestehen bei den südamerikanischen Macusis, nach dem Berichte von Martius in Folgendem: „Mit dem Eintritt der Pubertät wird das Mädchen von den übrigen Bewohnern der Hütte .... abgesondert und bringt den Tag in der Kugelspitze der rauchigen Hütte zu, die Nacht an einem von ihr entzündeten Feuer. Nach sieben Tagen Fasten darf es im dunklen Winkel den Brei sich bereiten und später wird es durch den Paje (Zauberer) durch murmelndes Anblasen entzaubert," wobei die von dem Mädchen gebrauchten Gegenstände zerbrochen werden. Das Mädchen wird nachdem gebadet. „Nach der Rückkehr aus dem ersten Bade muss es sich während der Nacht auf einen Stuhl oder Stein stellen, wo es von der Mutter mit dünnen Ruthen gegeisselt wird, ohne eine Schmerzensklage ausstossen zu dürfen, welche die Schlafenden in der Hütte aufwecken könnte. Bei der zweiten Periode der Menstruation wiederholt sich diese Geisselung. Dann gilt das Mädchen für rein" und kann von einem Bräutigam heimgeführt werden[3]). Aehnlichen Prüfungen werden, nach dem Berichte desselben Reisenden, die Mädchen bei einem anderen südamerikanischen Volke — den Uaupes — unterworfen. Sie werden ebenfalls im oberen Theil der Hütte gehalten, auf karge Kost beschränkt und einer Geisselung unterworfen. „Sie empfangen von jedem Familiengliede und Freunde mehrere Hiebe über den nackten Leib, oft bis zu Ohnmacht oder Tod. Diese Execution wird in sechsstündigen Zwischenräumen viermal wiederholt, während sich die Angehörigen dem reichlichen Genuss von Speisen und Getränken überlassen, die zu Prüfende aber nur an dem in die Schüssel gelegten Züchtigungsinstrumente lecken darf. Hat sie die Marter überstanden, so wird sie für mannbar erklärt"[4]). Bei den Guanas werden die Knaben im Alter von 8 Jahren, nach dem Berichte von Azara, folgendermassen behandelt. Sie „gehen ganz früh Morgens in's Feld und kehren erst Abends nüchtern in feierlicher Weise heim. Hier werden sie von einigen alten Weibern gestochen und ihre Arme mit einem spitzigen Knochen durchbohrt. Die Knaben geben kein Zeichen von sich und erhalten dann von ihrer Mutter zu essen"[1]). Und ebenso werden bei den südamerikanischen Passes die Knaben nur dann für waffenfähig erklärt, wenn man ihnen mit einem Speerschnabel die Brust blutig geritzt hat[2]).

IV.

Bei den afrikanischen Völkern finden wir dieselben Qualen zur Zeit der Pubertät wie bei den amerikanischen Völkern, mit dem Unterschied,

1) Klemm, I, S. 237. 2) Klemm, ibid., l. c. 3) Bastian, Rechtsv., S. 391.
4) Bastian, Rechtsv., S. 392—393. 1) Klemm, II, S. 89.
2) Bastian, Rechtsv., S. 395.



dass die Qualen in Afrika eine bestimmtere Form allgemein angenommen haben: die Form der Beschneidung. Auch hier ist das Resultat der Qualen sehr oft der Tod des betreffenden Subjectes. Wenn aber der Tod auch nicht erfolgt, so ist allenfalls ein Theil seiner körperlichen Organisation statt des ganzen Körpers — ein nothwendiges Aequivalent zu Grunde gegangen. Bei den Hottentoten bestehet die Beschneidung „in der Ausschneidung des linken Testikels, welche ein alter, für dieses Geschäft besonders geübter Mann an den Knaben zwischen dem 8. und 18. Lebensjahre mit einem ganz gemeinen, wenn auch scharf geschliffenen Messer vornimmt. Der Knabe wird mit ausgespreizten Armen und Beinen auf die Erde gestreckt, festgebunden und gehalten, an die Stelle des ausgeschnittenen Testikels eine mit Kräutern gemischte Fettkugel gelegt . . . . Dann wird der Knabe losgebunden, mit Fett tüchtig eingeschmiert und von dem Ausschneider über und über mit Urin benetzt. Hierauf darf der Knabe in eine für ihn in der Nähe erbaute Hütte kriechen, während seine Verwandten einen Schmaus halten. Arme Hottentoten lassen ihre Knaben erst mit dem 18. Jahre beschneiden, damit sie, im Falle der Knabe stirbt, wenigstens die Kosten, welche die Feierlichkeit verursacht, ersparen. Damit ist jedoch der Jüngling noch nicht vollkommen in den Kreis der Männer aufgenommen, dazu bedarf es einer anderweiten Ceremonie; der Aelteste im Kral versammelt die Männer, diese setzen sich im Kreise auf die Hacken, stemmen die Ellenbogen auf die Kniee. Der Aelteste befragt nun die Versammlung um ihre Einwilligung und tritt, wenn diese erfolgt ist, zu dem ausserhalb des Kreises harrenden Jüngling und kündigt ihm an, dass er von nun an des Gehorsams gegen die Mutter enthoben und ihm gestattet sei, in die Gesellschaft der Männer zu kommen“ [1]).

Bei den Kaffern findet die Beschneidung nicht bei einzelnen Knaben statt, sondern bei mehreren zusammen, nämlich, wenn der Sohn des Häuptlings das erforderliche Alter erreicht hat. „Alle die Knaben, die mit ihm von gleichem Alter oder etwas darüber sind, werden vor den Fürsten gebracht. Dieser lässt sie in eine eigens dazu an einem einsamen Orte erbaute Hütte bringen, wo sie eine Zeit lang miteinander leben, und die Aufsicht über eine Heerde Kühe führen, deren Milch ihnen zugleich als Nahrung dient.“ Endlich wird die Beschneidung vorgenommen. „Die Knaben werden einer nach dem andern auf den Rücken gelegt, an Händen und Füssen festgehalten, und, indessen sich zum Ueberflusse noch ein starker Mann über ihre Brust legt, verrichtet die dazu bestimmte Person die Operation mit einer scharfen Hassagay . . . . . Dann werden die Wunden mit gewissen heilkräftigen Kräutern . . . verbunden. Man gestattet durchaus nicht, dass sich eine Kruste auf der Wunde erzeuge, und hält streng darauf, dass die Knaben die Wunden immer frei davon erhalten. Dadurch wird die Heilung sehr in die Länge gezogen, und dauert oft zwei Monate lang . . . Nach völliger Heilung bringen die Jünglinge die Kleider, die sie bisher trugen, nebst den Milchkörben und allem übrigen Hausgeräthe, dessen sie sich während ihrer Absonderung bedienten, in die Hütte, und stecken diese in Brand.“ Man überreicht ihnen zuletzt Wurfspiesse und andere Waffen und erklärt ihnen, „dass sie nun unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen seien, und sich fortan als Männer zu betragen haben“ [2]). Bei den Negern von Central-Afrika findet die Beschneidung im 14. bis 15. Jahre statt und wird, wie Mungo-Park berichtet, „wie bei den Kaffern, bei mehreren jungen Leuten zu gleicher Zeit vorgenommen. Die Jünglinge bleiben zwei Monate lang von aller Arbeit frei, und bilden während dieser Zeit eine Gesellschaft, welche Sobimana genannt wird. Sie legen Besuche

1) Klemm, II, S. 289. 2) Klemm, III, S. 290—291.

in den umliegenden Ortschaften ab „und leben von Almosen“ [1]). Man muss annehmen, dass diese Gesellschaft auch von Raub lebt, denn durch die Ausscheidung der Jugend aus der Kommune wird wahrscheinlich ihre Fähigkeit sich Nahrungsmittel zu verschaffen auf die Probe gestellt. Von Bambuck wissen wir ausdrücklich, dass die herumirrenden Knaben diese von uns bezeichnete Aufgabe lösen müssen [2]). Aehnlichen Proben werden die Mädchen bei Antritt der Pubertätszeit, die mit der Verheirathung gewöhnlich zusammenfällt, bei den Kaffern und Negern unterworfen [3]). In Kalabarien wird die Beschneidung der Mädchen, wie Dapper berichtet, auf folgende Art vollführt: Sie binden „Ameisen an einen Stock und stecken sie in ihre Schaam, auch wiederholen sie es zuweilen mit den Ameisen, damit der geile Kitzel um so besser möchte ausgebissen werden. Hiermit bringen sie zwei bis drei Monden zu, ja so lange, bis um die Schaam herum ein Rand wächst, ungefähr einen Finger lang und dann werden sie zum Beischlafen geschickt gehalten“ [4]). Dieselbe Art der Beschneidung soll auch, nach dem Bericht desselben Reisenden, in Ulkami zwischen Ardra und Benin gebräuchlich gewesen sein [5]). „Bei der Beschneidung der Knaben und Mädchen in Tombura ist, wie Raffenel meldet, das Gebot zugefügt, kein Wasser zu berühren, sondern getränkt zu werden, nur Abends zu essen, sowie Ruthenschläge zur Erduldung des Schmerzes“ [6]). Bei den Paravilhana, den Nachbaren der Cuburicena am Cabuny, mussten die Knaben nach der Beschneidung eine Schale „mit dem bitteren Prüfungstrank Caapi leeren“. Nach Leerung der Schaale „wirft sie der Knabe hefig an die Erde, und flieht in den Wald, wo er sich einen Monat einsam aufhält, nur verstohlen Nachts zur väterlichen Hütte kommend. Auch die Mädchen haben bei ihnen durch Fasten und Schläge eine Prüfung zu bestehen“ [7]).

Bei den Einwohnern des Rio-Nunez werden, nach Caillie, die Knaben im Alter von 12—14 Jahren an einen Ort versammelt, worüber man dem Zauberer — Simo meldet. Er erscheint an dem angezeigten Orte, um die Kinder zu beschneiden. Nach der vollzogenen Beschneidung zieht sich der Simo in den Wald zurück, wohin er alle der Beschneidung unterworfenen Kinder mit sich nimmt. Von dieser Zeit an haben sie keinen Umgang mit ihren Landsleuten. Im Walde wohnen sie in Hütten, die von Baumzweigen eingerichtet sind. Als einzige Bedeckung für den Körper dienen ihnen die Blätter der Bäume. Die Knaben müssen losgekauft werden, um in ihre Heimath zurückkehren zu können. Alle 7—8 Tage bringt der Simo die Losgekauften zurück, — die Anderen bleiben bei ihm im Walde, kehren nur zur Erntezeit zurück, aber nachher wieder in den Wald [8]). Bei den Quojas in Afrika werden die Knaben, nach dem Berichte von Dapper, nach der Beschneidung gewaltsam nach dem Walde gebracht. Dort bleiben sie einige Jahre und werden von den älteren Mitgliedern der Gemeinschaft — den Seggone — „in den Rechten des Dorfes und in den Kriegssachen unterwiesen“. Die Proben, denen diese Knaben unterworfen werden, nennt man Belli-Paato oder Belli-Paaro. Ihr Sinn und Bedeutung wird von den Quojas auf folgende Art erklärt: Es ist „ein Tod und eine Wiedergeburt, indem die im Busch Eingeweihten ganz verändert werden, dem alten Leben und Wesen absterben und einen neuen Verstand mit neuer Wissenschaft erhalten.“ Wenn daher die Knaben „aus dem Busch zurückkehren, erzählt Dapper, stellen sie sich an, als ob sie erst in die Welt kämen und nicht einmal wüssten,

1) Idem, III, S. 291. 2) Bastian, Rechtsv., S. 389 Anm.
3) Klemm, III, S. 292. Bastian, Rechtsv., S. 390, 392.
4) Bastian, Rechtsv., S. 392. 5) Ibid., l. c. Anm.
6) Bastian, Rechtsv., S. 390—391. 7) Ibid., S. 389, 390. 8) Ibid., S. 387 Anm.

wo ihre Eltern wohnten, oder wie sie heissen, was für Leute sie seien, wie sie sich waschen sollen oder mit Oel beschmieren, was Alles ihnen die Aelteren — Soggone — lehren müssen. Zuerst sind sie ganz mit Buschgewächsen und Vogelfedern behangen, aber später werden sie mit Kleidern, Korallen Leopardzähnen geschmückt"[1]). Die frappante Aehnlichkeit dieser Ceremonien mit denjenigen, die wir bei manchen amerikanischen Völkern gesehen haben, wie auch die ihnen gegebene Erklärung sind ein sehr starker Beweis für unsere oben aufgestellte Ansicht, dass hier in Bezug auf die leben gelassenen Kinder der früher unterlassene Mord- und Aussetzungsprocess vorgenommen wird. Von diätetischen Massregeln und Gesundheitsrücksichten, die man der Einführung der Beschneidung immer noch zu Grunde legt, von rationalistischen Erklärungen dieser Sitten, die einfach auf Qual und Martern hinauslaufen, kann keine Rede sein. Richtig aber ist, dass diese von der Vorzeit vererbten Qual- und Marter-Handlungen sich an die späteren Umstände anpassen und dadurch umgeändert werden. Die an den Kindern zu vollziehenden Martern passen sich an die späteren Bedürfnisse der Gesellschaft an. Man will die Kinder nicht durch Martern und Peitschen umbringen und zu Grunde richten, sondern man **erzieht** sie dadurch zu ihrem späteren Berufe. Sie müssen durch Mangel, Noth und Schläge abgehärtet werden. Die alte Gewohnheit bekommt ein neues Motiv, um beibehalten zu werden. Es ist die Erziehungsmethode der Abhärtung, die der vererbten Gewohnheit zu Hilfe kommt. Auch die nothwendige Betheiligung der Jugend am Militärdienste erscheint als Stütze der alten Ordnung, wonach die Kinder in Schule und Haus nicht zart behandelt werden sollen.

V.

In Australien und Polynesien finden wir dieselben Qualen und Martern zur Zeit der Mannbarkeit. Meistentheils ist auch hier die Beschneidung heimisch. Zusammen mit der Beschneidung oder anstatt derselben findet die Verstümmelung anderer Körpertheile statt. So wird ein Zahn bei dem betreffenden Subjecte ausgeschlagen oder ein Fingerglied abgeschnitten. Diese verstümmelten Theile dienen ebenfalls als Ersatz für das bei der Geburt unterlassene Umbringen des ganzen Körpers. Dabei werden diese Marter- und Qualprocesse von solchen Gebräuchen begleitet, die **auf ein Absterben und Wiederaufleben** der mannbar gewordenen hindeuten.

„Am Cap York, wo Beschneidung und Ausschlagen des Zahnes im Gebrauch ist, geschicht beides verborgen im Walde .... Es folgt auf die Operation ein Monat, in welchem die Jünglinge gleichsam Novizen ihrer neuen Würde der Mannheit sind ....; nach Ablauf desselben kehren sie zu ihren Eltern zurück, noch mit dem Schmuck jener Festzeit, den sie tragen, bis er abfällt"[2]). Bei dem Goulburnstamm, nördlich von Melbourne, wird der Jüngling, der zur Mannheit eingeweiht werden soll, von drei Stammesgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und sich die zwei oberen Schneidezähne ausschlägt, die er sorgfältig aufhebt und zurückgekehrt seiner Mutter giebt. Dann geht er wieder in den Wald, wo er nun zwei Nächte und einen Tag bleibt"[3]). In anderen Gegenden von Australien werden die zu beschneidenden Knaben „gewaltsam den Weibern entführt, dann mit Ruthen gepeitscht, auf die anderen, welche sich nach feierlichem Zuge auf die Erde legen, hingesetzt und beschnitten"[4]). Wenn im östlichen Theil von Australien irgendwo in einem Orte eine Anzahl mannbarer Knaben vorhanden ist, so ertönt plötzlich

1) Ibid., S. 388—389, 399. 2) Waitz-Gerland, VI, S. 787.
3) Idem, VI, S. 785. 4) Waitz-Gerland, VI, S. 785.



in der Nacht ein Schrei im Walde .... die Männer führen sie an einen verborgen Platz und da werden sie unter Tanzen und Fechten, unter allerhand .... Ceremonien, unter verschiedenen Proben von Muth und Standhaftigkeit mit den Mannespflichten bekannt gemacht." „Dann wird bei der Küstenbevölkerung den Knaben ein Vorderzahn ausgeschlagen[1]). Das Ausschlagen des Zahnes wird, wie Hunter berichtet, auf folgende Art vollzogen. Dem jungen Menschen wird „das Zahnfleisch mit einer scharfen Muschel etwas losgemacht; der Zahn wird mit einem Stöckchen oft angeschlagen und gestossen, bis ihm endlich der entscheidende Streich versetzt wird — die darauf folgende Entzündung und Geschwulst wird mit grosser Geduld ertragen"[2]). Diese Sitte, die Beschneidung als Aequivalent für den ganzen Menschen anzunehmen, hat wahrscheinlich ihren Grund darin, dass an diesem Gliede sich die vorzügliche Manneskraft oder Frauenkraft äussert. Es scheint mir, dass ich eine solche oder ähnliche Erklärung schon irgendwo gelesen habe. Ganz anders verhält es sich mit der Sitte, einen Zahn speciell als Aequivalent anzunehmen, und ihn bei dem Uebergang vom Jugendalter zum Mannesalter auszuschlagen. Der Brauch hat sich wahrscheinlich dadurch gebildet, dass man dabei einem Naturvorgang nachahmte. Wie bei dem Uebergang vom Kindesalter in das Jugendalter ein Wechsel in den Zähnen von selbst vorgeht, so wird hier der Uebergang aus dem Jugendalter in das Mannesalter ebenfalls durch Ausschlagen eines Zahnes bezeichnet. Es ist dasselbe Merkmal des Ueberganges mit dem Unterschied, dass es nicht von selbst geschieht, sondern gewaltsam vorgenommen wird, als Nachahmung des ersten.

In Sparta wurde der Knabe im siebenten Jahre „dem Pädenomen, dem Vorsteher der gesammten Jugenderziehung zugeführt, der ihn dann einer bestimmten Abtheilung von Altersgenossen zuwies. Die Abtheilungen hiessen Ilai oder Rotten, deren mehrere wieder eine grössere Gesammtheit, eine Schaar ausmachten"[3]).

Die ganze Lebensart der Jungen war auf sogenannte „Abhärtung" gerichtet. „Sie gingen unbeschuht, ohne Kopfbedeckung, leicht und knapp bekleidet, vom zwölften Jahre an selbst im Winter im blossen einfachen Oberkleide, ohne Untergewand, und mussten mit einem Kleide das ganze Jahr hindurch ausreichen. Das Haar trugen sie kurz verschnitten, durften sich selbst nicht baden und salben, einige Tage im Jahre ausgenommen, lagen in ihren Schlafstellen ohne Teppich und Decken, nur auf Heu oder Stroh, und vom fünfzehnten Jahre an, wo die Pubertät sich zu entwickeln beginnt, auf Schilf oder Rohr .... Ihre Kost war nicht blos einfach im höchsten Grade, sondern auch so knapp zugemessen, dass sie zur vollen Sättigung nicht hinreichte, und die Knaben, wenn sie nicht hungern wollten, genöthigt waren sich Lebensmittel zu stehlen." Ausser den gewöhnlichen harten Strafen für Vergehen waren jährlich Dimastigosis — Geisselproben — angestellt „am Altar der Artemis Orthia oder Orthosia, wo die Jungen bis auf's Blut gepeitscht wurden und es für schimpflich galt, Schmerz zu äussern oder um Nachlass zu bitten, derjenige aber, der am längsten standhaft aushielt, als Bomonikas, Sieger am Altar, gepriesen wurde. Es kam aber auch vor, dass Knaben unter der Geissel den Geist aufgaben"[4]). Diese Erziehungsart hat sich in Sparta bis auf die späteste Zeit erhalten[5]). Diejenigen, die auf Eigenartigkeit und Differenzen im Leben der Völker pochen, insbesondere aber im Leben der indo-europäischen Rasse, sollten diese spartanische Erziehungsart mit der Erziehungsart bei den oben angeführten Völkern vergleichen. Am allerwenigsten würde ein solcher Vergleich diese

1) Idem, VI, S. 786. 2) Klemm, I, S. 291.
3) Schoemann, Griech. Alterthümer, I, S. 265.
4) Schoemann, Griechische Alterthümer, I, S. 266—267. 5) Idem, S. 267.

Schlüsse fördern, denn die Uebereinstimmung in der Behandlung der Kinder bei den Spartanern und den sogenannten wilden Völkern ist überraschend. Aber diese sogenannte spartanische Erziehungsmethode finden wir überall in Europa im Mittelalter.

Von der Erziehungsmethode, die im Mittelalter gebräuchlich war, erzählt der heilige Augustinus aus eigener Erfahrung: Man gab „mich in die Schule, um mich in den Wissenschaften zu belehren, deren Nutzen ich Armer nicht einsah, während ich doch Schläge bekam . . . Das hatte den Beifall der Aeltern; und Viele, die vor uns diese Lebensart (d. h. das Lernen) erwählt, hatten uns den mühevollen Weg bereitet; wir mussten ihn gehen unter einer Pein und Mühsal, die den Kindern Adams noch vervielfacht war". Im weiteren Verlauf seiner Erzählung kommt der heilige Augustinus wieder darauf zurück, dass die Aeltern zu lachen pflegten über die „Martern, die uns Knaben von den Lehrmeistern angethan wurden . . . Es ergötzte uns das Spiel, und das wurde an uns von denselben gestraft, welche ohne Anstand dasselbe trieben. Aber die Kurzweil der Alten nennt man Geschäfte; thun die Knaben dasselbe, so werden sie von jenen gezüchtigt" [1]).

Auf die Kinderzucht im Mittelalter wirft auch die Kaiserchronik ein Licht. Dort heisst es:

Da sprach der König hehre,
Nun vernehmet meine Lehre:
Wer den Besen dem Leibe des Sohnes entzieht,
Der hasset und schadet dem Sohn.
Zucht und Furcht ist gut [2]).

Und weiter heisst es in derselben Chronik:

Meine Kinder müssen werden bezwungen
Mit Frost und auch mit Hunger,
Mit Nöthen und mit Arbeit.
Ueberwinden sie so die Kindheit,
Dann ehret ihre Weisheit das Reich" [3]).

Dieser Zucht wurde das ganze Mittelalter unterworfen, gleichviel, ob sie reich oder arm waren. Diese Zucht war „hart, streng, mönchisch-finster. Die Ruthe war das allgemeine Strafinstrument. Fasten und Kasteien gehörten zu den Schulstrafen" [4]). In der sogenannten Pariser Universität „bestand eine sehr gewöhnliche Strafe in Ruthenstreichen, die dem Schuldigen auf den entblössten Rücken in Gegenwart des Rectors und der Procuratoren gegeben wurden; und diese Strafe, die schon im Jahre 1200 als bekannt vorausgesetzt wird und die im „XV. Jahrhundert noch sehr gewöhnlich war, wurde nicht nur an Scholaren, sondern selbst an Baccalaureen vollzogen" [5]).

Ueber die Erziehung in einem Pariser Collegium, wo Erasmus seine Jugend zugebracht hat, haben wir einen Bericht desselben, der aus dem Jahre 1496 stammt: „Das Lager war hart, die Speisen so schlecht und kärglich, die Arbeit mit dem Nachtwachen so beschwerlich, dass viele sehr begabte Jünglinge in den ersten Jahren ihres dortigen Aufenthaltes starben, oder blind, wahnsinnig, aussätzig wurden. Dabei wurde die Strafe in Peitschenhieben mit Henkerstrenge vollzogen" [6]). In einem Manuscript vom Jahre 1560 wird u. A. berichtet, dass in dem bekannten englischen Eton-College Freitag ein Tag der Züchtigung war — flogging day [7]). In der mittelalterlichen Behandlung der Jugend finden wir also die beiden Rich-

1) Schmidt, Geschichte der Pädagogik, II, (Cöthen) 1874, S. 11—60.
2) Schmidt, Geschichte der Pädagogik, II, S. 374. 3) Idem, l. c.
4) Idem, II, S. 173. 5) Idem, II, S. 372. 6) Idem, II, S. 172. 7) Ibid., S. 424.

tungen, das sogenannte Abhärtungssystem einerseits wie das Isolirungswesen andererseits vertreten. Das Isolirungssystem der Jugend, das Entfernen derselben aus dem Schoosse der Gesellschaft vor der Pubertät haben wir schon bei den wilden Völkern gesehen. Dieses System ist eine Nachahmung des Aussetzungsprocesses. Im Mittelalter findet diess von einer früheren Zeit vererbte System eine neue Stütze in dem Umstand, dass die ganze damalige Wissenschaft sich in den Klöstern concentrirt und dass die ganze Wissenschaft in lateinischer Sprache vorgetragen wird. Die Kinder, Knaben wie Mädchen müssen ins Kloster gehen, um ihre Studien zu machen. Sie werden also isolirt. Dort treiben sie Griechisch und Latein und sind daher bei der Rückkehr in ihre Heimath von ihrer ganzen Umgebung entfremdet. Sie erscheinen als ganz neue Persönlichkeiten, als Wiedergeborene, die mit der früheren Kindheit in geistiger Hinsicht keine Aehnlichkeit haben. Die von alter Zeit vererbte Aussetzungstendenz, die in der Erziehung lag, hat also dazu mitgewirkt die Kluft zwischen Schule und Leben, zwischen Lehrgegenständen und Lebensbedürfnissen auszubilden. Die Schule hatte ursprünglich keineswegs den Zweck, den Knaben für das Leben vorzubereiten, sondern einen neuen, nicht dagewesenen Menschen zu schaffen. Erst allmählich haben die Mord- und Aussetzungsprocesse sich zu Erziehungsmethoden ausgebildet.

Besprechungen.

Proceedings of the Royal Geographical Society. Mai 1883, London,

mit „Notes on the Central Provinces of Colombia", durch Robert Blake White, der durch seinen langen Aufenthalt dort am sachverständigsten darüber zu berichten vermag. A. B.

Ploss: Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Berlin, 1882.

Eine der monographisch grundlegenden Arbeiten, wie sie unter der Masse des sich ansammelnden Material's für Concentrirung auf die einzelnen Gesichtspunkte der Ethnologie jetzt als nächste Aufgabe gestellt sind. Und keine günstigere Fügung konnte eintreten, als dass sie sogleich in solch' musterhafter Weise in Angriff genommen ist von einem Altmeister unserer jungen Wissenschaft, die auch von ihm, aus der Wiege zu heben, thätig mitgeholfen worden, und die er noch lange durch's Leben begleiten möge, gleich dem Kinde, dessen Leben er uns von der Wiege an erzählt. A. B.

Revue de l'histoire des religions. Tome III. Paris 1881.

Neben kritischen Besprechungen und Mittheilungen finden sich selbstständige Artikel von Maurice Vernes (dem Herausgeber), Lenormant, Nicolas, Perrat, Tiele, Beauvois, Bouché-Leclerq. A. B.

M. Balland: Ein altes Straussenei. Journal de Médec. et de Pharmac. de l'Algérie. October 1881.

In der Umgebung von Cherchel, dem römischen Cäsarea, dem alten Jol — unter Juba, Hauptstadt von Mauretanien — finden sich zahlreiche Ruinen. Im Jahre 1878 entdeckte man beim Umarbeiten des Bodens ein Columbarium und in diesem neben Medaillen aus der Zeit der Antonine, neben Münzen, Vasen nach Art der schwarzen Töpferwaare von Aretium und menschlichen Gebeinen, welche Spuren der Verbrennung trugen, zwei Straussen eier. von denen das eine, ausser einem 5—7 *mm* grossen Loche an einer seiner Spitzen intakt, das andere zerbrochen war. Der Verfasser verglich die chemische Beschaffenheit der antiken Eifragmente mit denen eines frischen Straussen eies aus Südalgerien. Die Dicke der Schale betrug bei beiden 2 *mm*. Die Aussen- und Innenfläche des alten hatte jedoch Glanz und Glätte verloren und erschienen runzlig, ähnlich wie Biscuit-Porcellan. Das alte löste sich ausserordentlich schnell in verdünnter Salzsäure, das frische ganz langsam. Die weiteren Unterschiede stellen sich folgendermassen dar:

	Alte Eischale.	Frische Eischale.
Dichte bei 20°	2,525	2,514
Kohlensaurer Kalk	94,14	91,44
Kohlensaure Magnesia	0,69	2,03
Phosphorsaurer Kalk	1,82	0,70
Organische, schwefelhaltige Materie	3,05	4,92
Wasser	0,15	0,73
Verlust	0,15	0,18
	100	100

L. Lewin.

XIII.

Ueber weisse Papuas.

Von

Dr. Otto Finsch in Bremen.

Während meines Anfenthaltes an der Südostküste Neu Guineas traf ich zum ersten Mal Eingeborene von so heller Hautfärbung wie Europäer, die ich deshalb als „weisse Papuas“ und nicht als „Albinos“ bezeichne, weil ihnen der Hauptcharacter reiner Albinos, nämlich die röthlichen Augen, fehlten. Anch waren die betreffenden Personen nicht tagblind, wie echte Albinos, sondern konnten vollkommen gut sehen. Von irgend einer Vermischnng mit weissem Blnte kann bei keinem dieser Individuen nnr entfernt die Rede sein. Ich traf überhaupt nur einen Mischling von einer Papuamutter und einem weissen Vater: ein kleines Mädchen, welches sich, wie alle Mischlinge von Weissen nnd Farbigen, sogleich nls solcher erkennen liess. Das blonde, schlichte Haar dieser weissen Papuas, die ohne Zweifel in die Kategorie des Albinismus gehören, hat nichts mit einer mnthmasslichen Vermischung mit Weissen zu thun, da solches Haar öfter bei reinen, dnnklen Papnas in Neu Gninea vorkommt.

Indem ich die Resultate meiner Untersuchungen hier folgen lasse, will ich noch erwähnen, dass die Eingeborenen diesen weissen Individuen keinerlei besondere Beachtung schenkten, obwohl die Hautfärbung des weissen Mannes noch immer ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit nnd Bewunderung war. Sie haben keinen Eigennamen für solche weisse Individuen, sondern bezeichnen sie nur mit „uro-uro“ d. h. „weiss“. Auch haftet an solchen Personen keinerlei Aberglaube, Abscheu oder Verachtung, wie dies in einem Falle von Melanismus bei weissen Eltern wahrscheinlich eintreten würde.

Ich beobachtete sonst nur noch einen Fall von Albinismns in der Südsee und zwar an einer Maorifrau, im Gefolge des Königs Tawihao in Waikato. Ich hielt sie anfänglich für eine Enropäerin, fand aber, und die eingezogenen Erkundigungen bestätigten es, dass sie eine Vollblut-Maori war. Sie hatte ganz hellblondes Haar nnd etwas blöde Augen, die das helle Sonnenlicht nicht gut ertragen konnten, — eine Eigenthümlichkeit, die ja für Albinos als typisch gilt.

Albino No. 1. Kwarinam, kräftig gebauter, starker Mann von gewöhnlicher Mittelgrösse, ca. 30—32 Jahr alt, aus dem Fischerdorfe Hula in Hood-Bai. (Hierzu Gesichtsmaske No. 171.)

Höhe 1,61 *cm*; Brustumfang 93 *cm*; Längsaxe des Schädels 182 *mm*. — Hautfärbung so hell als die eines Weisen, im Gesicht No. 23 (Broca), aber Ohren, Nase, Wangen, Brust, Arme, Schultern, obere Bauchpartie, also alle am stärksten von der Sonne beschienenen Theile lebhaft fleischroth, weil sonnverbrannt. Lippen roth, wie bei Weissen; Scrotum fleischroth; Brustwarzen klein, ohne dunklen Hof. An den sonnverbrannten Theilen fühlt sich die Haut rauh an, an den übrigen weich. Auf fast allen Körpertheilen mehr oder minder stark, im Ganzen aber spärlich mit kleineren und grösseren, hell- und dunkelbraunen Flecken bespritzt. Die grösseren Flecke sind dunkelbraun und stehen am dichtesten längs der Wirbelsäule, obwohl auch hier die grössten nicht mehr als 6 *mm* im Durchmesser messen; keine der Flecken fliessen ineinander. Sie haben keine scharf abgesetzten Ränder, sondern die letzteren sind mehr oder minder ausgezackt. Die hellen Flecke haben ganz die Färbnug und das Aussehen von Sommersprossen, und sind alle kleiner als die dunkelbraunen. Die dunklen Flecken sind, wie erwähnt, am zahlreichsten längs der Wirbelsäule. Hier bemerkt man ca. 20, von denen 5 auf der Rückenmitte fast einen Stern bilden; auf Oberschenkel ca. 8, auf Schultern 7; im Ganzen sind die Flecke also spärlich.

Augen gelbbraun, ungefähr wie No. 4, aber lebhaft und glänzend; sie verrathen keine Spur von Blödigkeit, wie der Mann in der That bei hellem Sonnenlicht sehr gut sehen kann, was bekanntlich bei Albinos nicht der Fall ist.

Haar fein, lockig, ganz hellblond, wie sogenannte Flachsköpfe, aber mehr mit gelbem Schein. Augenwimpern hellblond; Augenbrauenhaar ausgerissen; Bart, soweit derselbe nicht ausgerissen, hellblond; Arme und Beine mit kurzem, feinkräusligem, ganz hellblondem Flaumhaar ziemlich dicht besetzt, was aber wegen der hellen Haut nicht deutlich sichtbar ist, auf Brust und Rücken kaum bemerkbar. Scham mit hellbraunem, kräusligem Haar bewachsen.

Die Physiognomie dieses Papua ist ganz europäisch, trotzdem aber von irgend einer Blutsvermischung nicht die Rede.

Ich untersuchte diesen Mann wiederholt und zog, als ich nach Hula kam, eingehende Erkundigungen über die Familie ein.

Die Eltern von Kwarinam sind beide dunkel. Der Vater ist ein kräftiger Mann, anscheinend im Anfang der 50er Jahre; Hautfärbung etwas heller als No. 29; Haar schwarzbraun mit helleren Enden; Augen dunkelbraun, etwa wie No. 3. —

Der Bruder dieses Mannes ist ebenfalls dunkel, zwischen No. 29 und 30.

Die Mutter ist etwas dunkler als ihr Mann, mehr zu No. 28 hinneigend.

In der ganzen Familie war kein Fall von Albinismus bekannt; die 3 übrigen Kinder dieses Elternpaares sind dunkel, wie dieses.

Die Frau von Kwarinam war eine kräftig gebaute Frau von ca. 25 Jahren, etwas heller als No. 29 gefärbt; Haar schwarz, schlicht; Augen dunkel.

Mit dieser Frau hatte Kwarinam zwei Kinder:

1. ein Mädchen, ca. 4—5 Jahre alt; dunkel, zwischen No. 29 und 30, im Gesicht etwas heller; Haar dunkelbraun, an der Endhälfte blond, in langen, schmalen Locken; Lippen hübsch blassroth; Augen dunkel.

2. einen Knaben, ca. 2 Jahre alt, kaum heller als die Schwester; Haarfärbung ebenso, aber fein lockig; Augen dunkel. —

In demselben Dorfe (Hula) lebte ein zweiter Albino, der übrigens in keinerlei Familienbeziehung zu Kwarinam stand und in dessen Familie ebenfalls kein weiterer Fall von Albinismus bekannt war. Seine Eltern waren beide dunkel.

Albino No. 2. Kräftig gebauter Mann von ca. 28—30 Jahren. Färbung ganz wie bei Kwarinam, ebenfalls sommersprossenartig dunkel gesprenkelt, aber weit weniger; Haar hellblond, eine zarte, weiche Wolke bildend; Augen wie beim vorigen.

Der Mann war auf einem Auge blind, konnte aber auf dem anderen, auch bei Sonnenlicht, vollständig gut sehen.

In dem zu dem grossen Dorfe Keräpuno in Hood-Bai gehörigen Fischerdorfe Alt-Hula, von Hulaleuten bewohnt, die vor der Zerstörung des Dorfes hier siedelten, traf ich zwei weitere Albinos, Kinder, von dunklen Eltern, die ausserdem zwei dunkle Kinder hatten. Weder in der Familie des Vaters, noch in der der Mutter sind Fälle von Albinismus vorgekommen.

Der Vater war ein kräftiger Mann von ca. 35—40 Jahren; Hautfärbung wie No. 29; Haar schwarz, groblockig mit braunen Spitzen. Augen dunkel.

Die Mutter ca. 30—32 Jahr alt, hatte dieselbe Hautfärbung, wie ihr Mann; Haar ganz kurz geschoren, schwarz. Augen dunkel.

Die Kinder dieser Eltern waren nach dem Alter folgende:

1. ein Sohn, ca. 16 Jahr alt, unbedeutend heller als die Eltern, zwischen No. 29 und 30.

2. Albino No. 3, eine Tochter, ca. 9 Jahr alt. Schlank gewachsenes hübsches Mädchen, das ihrer Mutter bereits über die Achsel reichte. Hautfärbung No. 23; auf den der Sonne ausgesetzten Theilen, namentlich Brust und Knieen, stark roth tingirt; die vom Grasrock bedeckten Theile so hell wie der übrige Körper; etwas sommersprossenartig dunkel gesprenkelt. Haar schlicht, hellblond. Augen hellbraun (zwischen No. 3 und 4); das Kind konnte auch am Tage sehr gut sehen.

3. ein Sohn, ca. 7 Jahre alt; dunkler als der Vater fast wie No. 28; Haar lockig, dunkelbraun mit hellen Enden.

4. Albino No. 4, ein Sohn, ca. 5 Jahre alt; Hautfärbung genau wie bei der Schwester (No. 3), ebenfalls, aber äusserst wenig dunkel gesprenkelt

schlichtes, hellblondes Flachshaar; über den ganzen Körper ein zarte weisses Milchhaar; die langen Wimpern weiss; Lippen schön roth, Wange zart geröthet. Augen hell gelblichbraun. Das Kindchen schielte auf eine Auge, was im Ganzen äusserst selten ist, konnte aber sehr gut sehen.

Die Hautfärbung dieser Kinder war genau so hell, wie die meines Arme und sie würden, modern angezogen, auch nicht, was den Gesichtsausdruc anbelangt, in irgend einer Weise von Kindern weisser Eltern zu unterscheide gewesen sein.





1.



3.

Lith. v. W. A. Meyn.

XIV.

Zwei Grabstelen von Pesaro.

Von
Dr. **Ingvald Undset** aus Christiania.

Hierzu Tafel V.

In seinem, an neuen weittragenden Gedanken und anregenden Ideen so reichen Buche „Ueber die Anfänge der Kunst in Griechenland“ hat Dr. Milchhöfer ausgesprochen, dass die etruskischen Grabstelen von Bologna in vielen Hinsichten uns an die von Schliemann über den alten Gräbern in der Burg von Mykenae aufgefundenen Grabstelen erinnern, trotz dem grossen chronologischen Unterschiede, der stattfindet. Diese rühren aus einer vorhellenischen, geradezu vorhistorischen Zeit her, jene gehören einer nicht mehr frühen etruskischen Epoche an, in dem Gebiete nördlich des Apennin; und doch bieten sich für die Betrachtung mehrere Vergleichspunkte dar: in der Hauptform der Stelen, in der Art der Bearbeitung, in den Ornamenten, in der Anordnung und auch im Inhalt der Darstellungen. Bemerkenswerth bleibt dabei, dass solche Stelen im eigentlichen Etrurien, südlich des Apennin, nicht aufgefunden worden sind.

Auf meiner Studienreise durch das adriatische Küstengebiet Italiens kam ich im letzten Juni auch nach Pesaro, und sah dort in der Biblioteca Oliveriana die zwei Stelen, die ich hier veröffentliche. Ich gehe sofort zur Beschreibung dieser hochinteressanten Denkmäler über.

Figur 1—3 auf Tafel V stellen das grössere Exemplar dar, Vorderseite, Rückseite und Randseite. Die Stele ist, wie man sieht, oben vollständig und dort am breitesten, verjüngt sich nach einem kleinen Absatze nach unten, ist aber leider hier abgebrochen; was wir übrig haben, ist 0,90 *m* hoch; die Breite beträgt 1,46 *m* oben, 1,48 *m* unten; wie viel fehlt, lässt sich vor der Hand nicht feststellen. Die Dicke ist etwa 11 *cm*. Die Steinart ist ein ziemlich weicher Sandstein.

Von den Darstellungen auf der figurenreichen Vorderseite nimmt zuerst die Abbildung eines grossen Schiffes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Kiel läuft vorn wie ein Stachel aus; der Vorderstefen ist hoch emporragend, nach vorn gebeugt, wie ein Vogelhals, und endet scheinbar als ein Kopf mit Hörnern; der Hinterstefen ist nicht mehr deutlich; das Steuer-

ruder ist aber hier bestimmt wahrnehmbar. Mitten im Schiff steht der Mast, mit einem grossen viereckigen, quadratisch eingetheilten Segel; Taue laufen vom obersten Rande des Segels nach beiden Stefen. Im Schiffe sehen wir 15 Mann, alle in derselben Stellung, wie sitzend, mit vorgestreckten Armen', rudernd, dargestellt; nur in der Mitte deuten schräge Striche vier Ruder an. In der Mitte, am Mast, hat man wahrscheinlich auch eine stehende Figur zu erkennen, die mit dem Segel beschäftigt ist. Unter dem Schiff sind 5 Fische gezeichnet. Unterhalb des grossen Schiffes sehen wir zwei kleinere Schiffe offenbar im Kampf; sie liegen gegen einander an, so dass die Vorderstefen sich kreuzen. Die Form ist im Ganzen wie die des grossen Schiffes, nur dass diese kleineren ohne Mast und Segel sind. Das Steuerruder ist nur bei dem linken angegeben; bei dem Schiffe rechts, das seine linke Seite uns zuwendet, müssen wir uns das Steuerruder an der anderen Seite denken; an beiden Schiffen scheinen 4 schräge Striche an der Schiffsseite Ruder anzudeuten, wie an dem grossen Schiffe oben. In diesen Schiffen stehen kämpfende Personen: in dem links drei (und hinter diesen vielleicht noch am Ruder eine sitzende Figur), in dem grösseren Schiffe rechts fünf Personen; alle schwingen Schwerter; ob die runde Form, die den Körpern gegeben, dadurch zu erklären ist, dass die Männer schildtragend aufzufassen sind, scheint nicht ganz klar. Links sind unter diesen Schiffen 6 Fische. Rechts sieht man vier schreitende menschliche Figuren, die etwas tragen; diese sind umgekehrt gezeichnet, so dass sie die Füsse gegen den Schiffskiel wenden; ihre Köpfe fehlen, indem der Stein gerade hier abgebrochen ist.

Oberhalb, vorn und hinten vom grossen Schiff sind mehrere zum Theil unklare Darstellungen. Rechts oben stehen zwei Menschen-Paare: die einen wenden sich gegen einander, die anderen folgen einander nach; in beiden Paaren sind die zwei Figuren durch eine Linie verbunden. Links vom grossen Schiff sehen wir drei Menschen, die mit etwas beschäftigt sind, was als eine grosse viereckige Fläche, innen mit parallelen Zickzacklinien angefüllt, gezeichnet ist; das soll vielleicht ein Netz darstellen und somit eine Fischerei-Scene. Weiter oben eine räthselhafte Figur: von einem Mittelstück, das oben in 3 kleine Zungen ausläuft, gehen unten zwei lange gebogene Arme aus. Zu oberst erkennt man ein Thier, auf dem Rücken liegend, zwei Menschen stehen oberhalb; links davon sind zwei kleine Thiere, das eine mit einem langen Schwanz; vielleicht Jagdscenen? — Alles ist nur in Umrisszeichnung dargestellt, und wie man sieht, ganz roh. Die Verwitterung des Sandsteins hat viele Linien verundeutlicht, so dass mehrere Einzelheiten nicht mehr klar zu erkennen sind.

Die ganze Rückseite ist mit Spiralornamenten gefüllt, in eigenthümlicher Verschlingung, so dass in jedem Spiralknoten Linien aus zwei Spiralen zusammmenlaufen und davon wieder in zwei andere Spiralen übergehen; echte, wirklich aufgerollte Spiralen kommen eigentlich nur an beiden Enden

der obersten Reihe vor; die anderen sind nur spiralartig in einander eingehakte Doppellinien, je zwei und zwei. Diese Seite des Steins hat von der Verwitterung sehr gelitten, namentlich an den Rändern; nur am obersten Rande ist ein grähtenförmiges Ornament sichtbar, das gewiss diese ganze Seitenfläche einrahmte.

An den Schmalseiten laufen ähnliche Ornamente: zwei Reihen spiralartiger Doppellinien, durch eine in der Mitte hervortretende Kante getrennt.

Dieser merkwürdige Stein wurde um 1860 ausgegraben, 4 Miglien südlich von Pesaro, bei San Nicola nel Valmanente, unter der Höhe des Dorfes Novilara, oder genauer auf der halben Höhe der Hebung von San Nicola gegen Novilara. An dem Fundorte war früher Wald, jetzt sind Vignen da, aber die Localität trägt noch den Namen Selva di San Nicola. Der Fundort liegt jetzt etwa 1 *km* vom Meeresufer entfernt; das Land ist aber hier, wie überall an der oberen italisch-adriatischen Küste, stark angewachsen, so dass das frühere Ufer ziemlich nahe an San Nicola lag; der Weg, welcher von Pesaro nach Fano führt, wird etwa die ältere Küstenlinie bezeichnen. Der Stein lag nur zwei Fuss tief in der Erde; doch war er vielleicht früher tiefer, indem die oberen Schichten bei Wegräumung des Waldes und Anlage der Vignen natürlich viel umgegraben worden. Nach dem Bericht des Finders lagen in der Erde an dieser Stelle vielfach Fragmente von Thongefässen, Menschenknochen und „sostanze carbonate."

Der Stein wurde durch Vermittelung des Herrn F. Odorici, damals Bibliothekars der Biblioteca Oliveriana in Pesaro, 1871 in Bologna während der dortigen Session des internationalen archäologischen Kongresses ausgestellt; bei dieser Gelegenheit wurde dies Denkmal aber nicht zum Gegenstand einer Verhandlung gemacht; es scheint nicht, dass Jemand damals eine bestimmte Meinung darüber geäussert hat. Allein Worsaae, der an dem Kongress von Bologna Theil genommen hatte, soll kurz danach in der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen einige Bemerkungen über dies Denkmal mitgetheilt haben [1]); dieselben sind aber nicht publicirt und der Inhalt ist mir unbekannt; wahrscheinlich hat er zunächst auf die auffallende Aehnlichkeit dieser Darstellungen mit den nordischen Felsenbildern (Helleristninger) aufmerksam gemacht. 1873 hat Odorici diesen Stein veröffentlicht und abgebildet [2]), ohne aber zu wagen, eine Meinung über Zeit und Stilcharakter zu äussern; er theilt mit, dass er Abbildung an mehrere hervorragende Archäologen Italiens und des Auslandes geschickt habe, aber Niemand habe eine bestimmte Ansicht aussprechen können. Es war eben zu der Zeit noch nichts ähnliches bekannt, so dass wir wohl verstehen können, dass man nicht wusste, wie man dies Monument auffassen sollte. Indessen scheint die Publikation von Odorici, —

1) Mémoires de la société les antiquaires du Nord. 1871. Séances.

2) F. Odorici: Di una pietra figurata, a forma di stele, discoperta a Pesaro (in: Giornale di erudizione artistica, II, 1873, Perugia).

in einer provinziellen nicht-archäologischen Zeitschrift — unbeachtet und wieder ganz vergessen worden zu sein; ich halte es deshalb für nützlich, hier die Abbildungen dieser Stele zu wiederholen, zugleich mit der einer zweiten, früher nicht publicirten [1]).

Figur 4 auf Tafel V stellt diese andere etwas kleinere Stele dar, Vorderseite und Randseite. Sie hat dieselbe Form, wie die erste, oben am breitesten, nach unten sich verjüngend; auch sie ist unten leider unvollständig. Die Breite ist oben 0,96, unten 0,82 *m*. Die Höhe des erhaltenen Stückes beträgt 0,75 *m*; nach der Anordnung der Ornamente können wir schliessen, dass mindestens ein Stück von 0,25 *m* abgebrochen ist. Der ornamentirte Theil ist also von etwa 1 *m* Höhe gewesen. Dazu kam das nicht ornamentirte Stück, was in die Erde eingesetzt sein sollte. Auch dies Exemplar ist von demselben Sandstein wie das erste; die Platte ist 10 *cm* dick.

An diesem Exemplar ist nur die eine Seitenfläche decorirt und zwar mit Spiralornamenten von Doppellinien, hier in klarer, durchdachter Anordnung [2]). In der Mitte ist ein viereckiger Raum mit drei schrägen Spirallinien ausgefüllt, durch Reihen von kleinen schrägen Strichen getrennt; die zwei leeren Eckräume sind mit Spiralschlingen ausgefüllt, die ganz an die Form der sogenannten brillenförmigen Bronzespiralschlingen unserer prähistorischen Funde erinnern. Ausserhalb dieser Mittelpartie laufen parallel mit den Kanten zwei Spiralreihen. Alle diese drei Abtheilungen der Fläche sind durch dasselbe grähtenförmige Strichornament eingerahmt, was wir auch an der Rückseite der ersten Stele bemerkt haben. Die Schmalseiten sind mit einer einfachen Spiralreihe decorirt. Die Rückseite dieses Steins ist ganz ohne Decoration.

Wie man sieht, sind die Spiralen an dieser Stele klarer gezeichnet wie an der ersten; hier kann man immer die eine Linie im Zusammenhang verfolgen; die andere Linie scheint in die Knoten an beiden Seiten wie eingehakt. Die Eckschlingen in der Mittelpartie, von einer einfachen Linie gebildet, haben regelmässig aufgerollte Spiralen.

Dies Exemplar wurde um 1865 gefunden, in der Nähe von Novilara, nicht weit von der Stelle, wo der erste Stein gestanden hatte. Das Grundstück, wo diese zweite Stele eingegraben war, führt den Namen La tomba, weil dort viele Gräber und Menschenknochen gefunden sind. Odorici hatte auch von der Existenz dieses Exemplars gehört, es aber nicht gesehen, so dass er keine Beschreibung oder nähere Nachrichten geben konnte; es diente

1) Den Abbildungen Fig. 1—3 auf unserer Tafel V sind die von Odorici gegebenen Lithographien und eine, allerdings sehr mässige Photographie zu Grunde gelegt. Die Abbildung der zweiten Stele Fig. 4 ist nach einer Photographie, die ich in Pesaro durch die gütige Vermittelung des Herrn Professor Grossi, des jetzigen Bibliothekars der Oliveriana, habe anfertigen lassen.

2) Man könnte vielleicht hieraus schliessen wollen, dass diese kleinere die ältere sei; jedoch kann der Zeit-Unterschied nur so unbedeutend sein, dass man an diesem Punkt nicht näher zu verweilen braucht.

damals als Tischplatte im Garten des Pfarrers in Novilara; nachher ist auch dies hochwichtige Monument vom Untergang gerettet worden und wird jetzt in der Biblioteca Oliveriana in Pesaro mit dem andern aufbewahrt.

Ich habe jetzt nicht die Musse, diese zwei Denkmäler in erschöpfender Weise zu besprechen; wenn ich die mehrjährige Studienreise, auf der ich mich noch befinde, beendet und zu der nöthigen Literatur Zutritt habe, werde ich darauf zurückkommen; speciell werde ich dann die Schiffsfiguren einer näheren Untersuchung unterziehen, in ihrem Verhältniss zu den ältesten Schiffsdarstellungen auf den ägyptischen und phönicischen Monumenten, sowie zu verschiedenen sehr alten Münztypen aus dem inneren Mittelmeergebiet, und innerhalb der Gruppe des Kunststyls der Dipylon-Vasen. Da ich aber eben jetzt die Abbildungsmaterialien bekommen habe, halte ich es für wünschenswerth, sie sofort zu veröffentlichen. Der Beschreibung der Objecte füge ich hier nur noch einige vorläufige Bemerkungen und Andeutungen bei.

Dass diese Steine Grabstelen sind, ist unzweifelhaft; nach den Berichten scheint es, als ob zugleich Gräber an den Fundstellen aufgedeckt worden sind, von deren Inhalt aber leider nichts erhalten worden ist.

Wir können verstehen, wie vor 10—12 Jahren, als Odorici die erste Stele einigen Archäologen in Abbildung vorführte, man nichts damit anzufangen wusste. Dank den Funden Schliemann's in Mykenae ist uns jetzt eine neue, reiche, grosse Culturgruppe erschlossen worden, die unseren Gesichtskreis über die ältesten Verbindungen der Völker im inneren Mittelmeergebiet und ihre Culturbeziehungen im ungeahnten Grade erweitert hat; mehrere Forscher sind jetzt ernstlich an die Arbeit gegangen, diese Gruppe zu durchforschen, ihren Ursprung und ihre Entwickelungsgeschichte näher ans Licht zu rücken.

Jetzt ist es nicht mehr schwer zu erkennen, dass diese zwei Grabstelen in nächster Beziehung zu der Gruppe der mykenischen Alterthümer stehen. Die Spiralornamentik, die Weise wie an der Rückseite der ersten Stele mehrere Spiralknoten mit einander verbunden sind, die Art der Arbeit, indem die Linien in ganz niedrigem Relief herausgearbeitet sind [1]), endlich auch die Hauptform, — Alles erinnert uns bestimmt an die Mykenae-Gruppe, während wir sonst nichts Aehnliches kennen. Die figürlichen Darstellungen auf der Vorderseite des grösseren Steines werden wohl noch ziemlich alleinstehend innerhalb dieser Gruppe sein; die Zeit wird aber hoffentlich mehr ähnliches Material bringen. Die am meisten ähnlichen Darstellungen bieten uns, wie schon berührt, die nordischen Felsenbilder (Helleristninger).

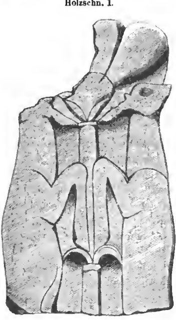
Alterthümer, die in näherer Beziehung zu der Mykenae-Gruppe stehen,

1) Wie oben bemerkt, sind aber die Figuren an der Vorderseite der grösseren Stele nur Umrisszeichnungen mit eingeritzten Linien.



waren bisher in Italien nicht bekannt[1]). Es existirt jedoch noch ein Stück, was in diesem Zusammenhange vorgeführt werden muss, nämlich der in Holzschnitt 1 abgebildete Stein. Gozzadini hat zuerst denselben beschrieben als eine Grabstele; er ist in der Stadt Bologna selbst gefunden. Die Darstellung ist eine merkwürdige: um eine Säule in der Mitte sind zwei Thiere wappenartig angeordnet. Der unterste Theil des Steins ist abgebrochen; scheinbar aber sind die Thiere an den Hinterfüssen sitzend

Holzschn. 1.



1) Ich benutze diese Gelegenheit, um auf einen allgemeinen Irrthum aufmerksam zu machen. Im Antiquarium zu München befindet sich ein eigenthümliches Gefäss, das allgemein als eine Art Hausurne aufgefasst wurde: sieben runde Hütten stehen auf einer Art Plattform, die auf 4 Beinen ruht, und umgeben einen offenen Hof in der Mitte; vorn ist ein Portal. Man hat an einen Pfahlbau gedacht. Aussen ist das Gefäss mit Spiralornamenten versehen. Dieser merkwürdige Gegenstand ist bei Lindenschmit, Alterthümer, I, XIII, Fig. 3 abgebildet als ein Thongefäss aus Albano; so wurde nämlich früher im Antiquarium angegeben. Es ist zuletzt bei Virchow: Ueber die Zeitbestimmung der Hausurnen, Seite 7 und 13 wiederholt. Wie ich aber vor Kurzem in München erfuhr, hat genauere Nachforschung ergeben, dass dies ein Irrthum ist; in der Ausgabe von 1883 des Führers durch das K. Antiquarium in München, von W. Christ und J. Lauth, heisst es jetzt S. 25 von diesem Gefäss: „Grabgefäss von Topfstein, in einem alten, wahrscheinlich karischen, Felsengrab der Insel Milo (Melos) gefunden." Wenn es hier karisch heisst, so ist das wohl mit Beziehung auf Koehler's Abhandlung in den Mittheil. des archäol. Inst. in Athen geschehen, wo er die Ansicht zu begründen versucht hat, dass die Mykenae-Gräber karischen Seeräubern zuzuschreiben sind. — Sicher scheint es also, dass wir den Monumentenvorrath der Mykenae-Gruppe auch mit diesem Topfsteingefäss von Melos zu bereichern haben.

dargestellt; ihre Körper sind längs der Säule in die Höhe gestreckt; mit den Vorderfüssen stützen sie sich an einem volutenartigen Absatz an der Säule; ihre Köpfe sind nach hinten gedreht; sie sehen Kälbern am meisten ähnlich. Die Säule endet nach oben kapitäl-ähnlich und ist mit einer palmettenartigen Krönung abgeschlossen. Die Darstellung ist identisch an beiden Seiten des Steins; indem der Rücken der Thiere und die krönende Palmette zugleich die Contouren der Platte ausmachen, bildet das Ganze mehr eine Vollbild-Gruppe, als ein doppelseitiges Relief. Brizio hat, glaube ich, zuerst ausgesprochen, dass diese Darstellung an das bekannte Relief vom Löwenthore in Mykenae erinnere [1]). Bekanntlich sind in neuester Zeit in Kleinasien zwei ähnliche Reliefs entdeckt worden, auch über Thoren angebracht. Nun hat Zannoni mir mitgetheilt, dass dieser Stein gefunden worden ist eben an der Stelle, wo die alte „umbrische" Stadt gegen den kleinen Fluss Aposa (der jetzt mitten durch Bologna unterirdisch fliesst) ihre Grenze gehabt haben muss, wo wir also ein Thor anzunehmen haben; die Stelle ist in der Nähe der bekannten zwei schiefen mitteralterlichen Thürme; alte Gräber sind erst eine Strecke weiter aussen gefunden worden. Die Annahme liegt also ganz nahe, dass dieser sculpirte Stein von einem Thor des aller-ältesten Bologna herrührt; die Form, nach oben sich verjüngend, passt auch zur Einfügung in einen über dem Thore ausgesparten dreieckigen Raum, ganz wie an dem Thore von Mykenae und den gedachten kleinasiatischen Thoren.

Diese Monumente reichen einander jetzt die Hand und eröffnen uns neue hochinteressante und weite Perspectiven: Zur Zeit der mykenischen Cultur im griechischen Archipel drangen bereits dreiste Seefahrer tief ins adriatische Meer; an der Küste bei Pesaro haben sie uns reich dekorirte Grabstelen hinterlassen, mit Spiralschlingen im Mykenae-Styl, mit Figuren, die ihre Schiffe darstellen, Scenen von Kampf und vielleicht aus ihrem Leben an dem fremden Ufer, von Fischerei und Jagd. Wenn wir fragen, welchem Volke diese Seefahrer wohl angehört haben können, liegt es ja am nächsten, an Phöniker zu denken, die zu der Zeit und noch lange nachher die Rolle ausfüllten, Handels- und Industrieprodukte, Impulse und Samenkörner der Cultur von Volk zu Volk an den Ufern des Mittelmeers zu übertragen und zu verpflanzen. Das uralte Thorrelief von Bologna tritt uns als das erste Zeugniss entgegen, wie auch diese Einflüsse von der Küste ins Innere weiter vorgedrungen sind. Jetzt fällt auch neues Licht auf die Analogien der Certosa-Grabstelen mit denen von Mykenae; sie stehen einander nicht mehr so fern: unsere Stelen von der Küste bei Pesaro fallen in die geographische Lücke hinein; fernere Funde werden hoffentlich auch die chronologische mehr füllen. Ein derartiger Fund ist schon im letzten Jahre gemacht: auf dem Grundstück Arnoaldi, wo die Gräber bedeutend

1) In einer Abhandlung: Monumenti archeologici della provincia di Bologna, erschienen in einer Publication von 1881 des Club Apennino in Bologna.



älter sind als in der Certosa, ist ein Fragment von einer figurirten Stele entdeckt worden, die bedeutend älter scheint als die von der Certosa. In den Darstellungen zeigt sie anfallende Uebereinstimmungen mit einer ebenfalls dort entdeckten nenen fignrirten Situla, die auch noch nicht publicirt, aber älter ist, als die von der Certosa. Diese Stele wird wohl Zannoni, bei dem ich eine Photographie davon sah, nächstens pnbliciren. — Die Sitte, Gräber mit derartigen sculpirten Stelen auszustatten, ist also schon in mykenischer Zeit an die adriatische Küste direct übertragen worden und hat dort lange Zeit fortgelebt, noch bis in die verhältnissmässig späte etruskische Zeit herunter, gegen das Jahr 400. So wird es auch verständlich, dass wir solche Stelen im eigentlichen Etrurien nicht wiederfinden.

Fernere Entdeckungen und Forschungen müssen nns über die wahre Art und Bedeutung dieser überseeischen Einflüsse auf das norditalische adriatische Küstenland belehren, ob wir nicht nnr mit „Cultnreinflüssen", sondern auch mit einem Eindringen von Volkselementen zu rechnen haben, ob Eigenthümlichkeiten in der Cultnr der ältesten Bologneser Nekropolen auch unter diesem Gesichtspunkte aufzufassen sind u. s. w. Die Traditionen des klassischen Alterthums hatten keine klaren Erinnerungen mehr an solche Vorgänge hier; handelt es sich doch auch um Verhältnisse, die mindestens etwa ein Jahrtausend vor Christo fallen!

Das Erste aber, was die Forschung auf diesem Punkte erwarten kann, ist, dass Ausgrabungen in den Grundstücken, wo diese Stelen gefunden worden sind, vorgenommen werden. Die Fundberichte sprechen ja davon, dass die Bewohner der Gegend an diesen Stellen vielfach Gräberreste und Alterthümer beobachtet haben. Ohne Zweifel werden die italienischen Archäologen sich in Bewegung setzen, nachdem die Aufmerksamkeit auf diese merkwürdigen Fundstellen nun hingelenkt worden ist.

Einen Punkt will ich hier noch berühren. Es ist bekannt, dass an mehreren Orten des westlichen Mittelmeers, und noch weiter, eine Reihe von grossen merkwürdigen Steindenkmälern erhalten ist, auf Malta, Sardinien, den Balearischen Inseln, in Apulien, Spanien und noch weiter bis Frankreich, Irland und England; mehrere von diesen Monumenten erinnern an die Tholosbauten der Mykenae-Grnppe, an anderen finden wir Spiralmonnmente, die jetzt unsere Gedanken in dieselbe Richtung lenken [1]). In äusserster Reihe kommen auch hier die Felsenbilder der nordischen Bronzezeit in Betracht. Der alte Nilsson, der Nestor unserer paläo-ethnologischen Forschungen, hat das meiste von diesem Material zusammengefasst und für seine phönikische Bronzezeit-Theorie verwerthet. In dem Sinne, wie Nilsson vor 50 Jahren seine Theorie formulirt hat, wird sie nicht mehr erstehen;

1) Sophus Müller hat auch neuerdings in einer Abhandlung über die Alterthümer von Mykenae (in den dänischen Jahrbüchern von 1882) dieses Monumenten-Zusammenhangs gedacht und auch auf die analogen Erscheinungen innerhalb der Mykenae-Gruppe und der nordischen Bronzezeit hingewiesen.



wenn wir aber viele Phänomene in jener fernen Epoche, welche die Bronzezeit in Mittel- und Nord-Europa umfasst, erforschen und erklären wollen, werden wir gewiss auch mit den ausgedehnten Reisen und Handelsbeziehungen der Phöniker zu rechnen haben.

Es besteht ein äusserer merkwürdiger Parallelismus zwischen der mykenischen Culturgruppe in der griechischen Welt und der älteren nordischen Bronzezeit: auf beiden Gebieten tritt eine glänzende, reiche Cultur, mit grossen technischen und künstlerischen Mitteln auf, um nachher wieder zu verschwinden, ohne sich in der folgenden Entwickelung fortzusetzen; sie stirbt aus, fast ohne der folgenden Zeit etwas von dem in technischer und künstlerischer Hinsicht Errungenen zu hinterlassen. Wenn später die Entwickelungen beginnen, die nachher in der historischen Blüthezeit ihre Früchte setzen, fangen sie so ziemlich von Neuem an.

Ob und wie ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Parallelen stattfindet, können wir noch nicht darlegen; unsere Forschungen sind noch nicht weit genug vorgeschritten, unser Material reicht noch nicht aus und fehlt gerade vollständig aus dem wichtigsten Zwischengebiet. Aber einige Facta können doch hervorgehoben werden: wie noch in homerischer Zeit Thrakien eine ganz andere Rolle spielt, uns als ein ganz anderes Culturland entgegentritt, als in der späteren historischen Epoche, wo es halb Barbarenland geworden; wie Scherben mykenischer Thongefässe in Thrakien und selbst in Siebenbürgen gefunden worden; wie die drei Alterthumsgruppen, innerhalb welcher die Spiralornamentik eine Hauptrolle spielt, gerade die Mykenae-Gruppe, die ungarische und die nordische Bronzezeit sind; wie in der Ornamentik dieser Gruppen schlagende Detailübereinstimmungen sich wiederholen.

Die wahre Bedeutung dieser Analogien und Uebereinstimmungen vermögen wir aber noch nicht zu überblicken.

Salzburg, 15. September 1883.

Nachschrift.

Als ich vor 10 Tagen diesen kleinen Artikel in Salzburg schrieb, ohne ein Buch bei mir zu haben, erinnerte ich mich nicht klar, wie es sich mit den ältesten Bologna-Stelen verhält. Indem ich mich jetzt wieder in Bologna befinde, supplire ich das oben Angeführte mit Folgendem. Mehrere von den Bologna-Stelen, die kleineren und offenbar älteren, rühren nämlich auch von dem Grundstück Arnoaldi her; sie sind meistens ohne Ornamente oder mit einer einzelnen Figur u. s. w. Unter diesen kleinen Arnoaldi-Stelen befindet sich aber speciell ein Stück, welches in jeder Beziehung die Lücke ausfüllt. Auf der Vorderseite ist diese Stele, wie umstehender Holzschnitt 2 deutlich macht, mit Kreis- und Spiralornamenten dekorirt, sowie mit fünf



Thierfiguren, welche äusserst roh ausgearbeitet und durch die Verwitterung des Sandsteins sehr undeutlich geworden sind [1]).

Die Stele hat in der Hauptsache die viereckige Form, wie die von Pesaro; sie ist 60 *cm* hoch, 40 *cm* breit, 7 *cm* dick; mitten am oberen Rand hat sie eine halbrunde Bekrönung. Auch bezüglich der Form ist sie somit Vermittlerin zwischen den viereckigen und trapezoiden von Mykenae

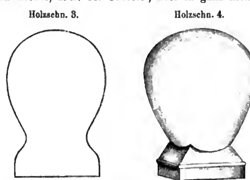
Holzschnitt 2.



1) Gozzadini: Intorno agli scavi archeologici fatti dal Sig. A. Arnoaldi Veli, Bologna 1877, Tav. XIII, Fig. 7, wonach unsere Abbildung gemacht ist, mit Correcturen nach dem Original. Die ganze Dekoration ist auch hier in ganz flachem Relief gegeben oder wie mit breit ausgearbeiteten Contourlinien gezeichnet. Erst wenn wir uns die ganze Fläche ausserhalb der Figuren bis zur Tiefe der Umrisslinien weggemeisselt denken, treten die Bilder in flachem Relief hervor; so ist das Verhältniss an den Mykenae-Stelen und an den am sorgfältigsten ausgeführten späteren von Bologna.

und Pesaro und den bogenförmigen von der Certosa. Nachstehende Umrisszeichnung (Holzschn. 3) stellt die Form der jüngeren Arnoaldi- und der Certosa-Stelen dar. Holzschnitt 4 zeigt die Form einiger bei Arnoaldi vorkommenden grossen kugelrunden Stelen mit Basis. Dieselbe Form kehrt auch im eigentlichen Etrurien wieder, z. B. bei Orvieto, aber in ganz kleinen Exemplaren.

Holzschn. 3. Holzschn. 4.



Man sieht, dass Figur 3 und 4 dieselben Contouren zeigen. Haben dann die eigentlichen Certosa-Stelen ihre Plattenform von der älteren nordapenninischen Form, die uns in den Pesaro-Exemplaren und den ältesten Arnoaldi-Stelen in der Form, wie Holzschnitt 2, entgegentritt, ihre Contouren aber von der auch in Etrurien vorkommenden kugligen, vollen Stelen-Form (Holzschn. 4) bekommen?

Conestabile hat in seiner Abhandlung Sovra due dischi etc. die Pesaro-Stelen erwähnt, die Schiffsdarstellungen mit denen der griechischen Dipylon-Vasen verglichen und auf die angenommenen Kriegszüge von Mittelmeer-Völkern nach Aegypten unter Ramses II hingewiesen, sie aber nicht ausführlicher besprochen oder bestimmter charakterisirt.

In seinem grossen Werke Gli scavi della Certosa hat Zannoni ebenfalls der Pesaro-Stelen Erwähnung gethan, p. 121, Not. 10, und sie als wahrscheinlich „umbrischen Ursprungs“ hingestellt.

Bologna, 27. October 1883.

Besprechungen.

A. Bastian: Amerikas Nordwestküste.

Zum ersten Mal erhalten wir in dem vorliegenden Prachtwerk ein Bild von der eigenthümlichen Cultur der Indianerstämme Nordwest-Amerikas, von der wir bis dahin fast nur durch die kleinere Arbeit von Dawson (Raport on the Queen Charlotte Islands 1878) einige Kunde erhalten haben und deren Erzeugnisse vor Kurzem in den europäischen Museen beinahe gänzlich fehlten. —

Während seines Aufenthaltes in Portland (Oregon) war der berühmte Verfasser von Neuem auf das betreffende Gebiet aufmerksam geworden, und mehr noch wie anderswo drängte sich ihm die Wahrnehmung auf, dass hier ein hochinteressantes Stück ursprünglichen Culturlebens in Gefahr war, verloren zu gehen und vergessen zu werden. Seinen eifrigen Bemühungen gelang es nach seiner Rückkehr, diejenigen Kreise Berlins, die schon mehrfach wissenschaftliche Unternehmungen durch ihre gern gewährte Unterstützung gefördert haben, für seine Pläne zu interessiren, und es glückte ihm ferner, in der Person des Herrn Jakobsen einen Reisenden zu finden, der mit Geschick und Verständniss die ihm gestellte Aufgabe löste. — Wem es vergönnt war, die im vorigen Sommer nach Berlin gesandte Sammlung von ethnographischen Gegenständen aus dem Gebiet der Haida-Indianer auf den Queen Charlotte Inseln zu besichtigen, wird überrascht gewesen sein nicht nur von der Reichhaltigkeit, sondern auch von der verständnissvollen Auswahl der Gegenstände in der Sammlung, die, ausser den noch vor hundert Jahren allgemein im Gebrauch gewesenen Werkzeugen aus Knochen und Stein (die jetzt für die Eingeborenen nur noch als Reliquien Werth haben), alle die kunstvoll gearbeiteten Geräthe des Krieges, der Jagd, des Fischfangs und der Hausindustrie, wie auch die Symbole des Schamanenthums und die eigenthümlichen Wappenbilder — Totems — in einer grossen Mannichfaltigkeit umfasste. — Die in dem vorliegenden Werke gegebenen prächtigen Abbildungen einiger ausgewählter Stücke dieser Sammlung, welche durch ausführliche kritische Beschreibungen der Herren Dr. Grünwedel und Krause erläutert werden, sprechen in ihrer Vorzüglichkeit für sich selbst. Was Referent nur noch nach eigenen Erfahrungen in benachbarten Gebieten hervorheben möchte, ist dies, dass diese Sammlung, die erste, welche einigermassen erschöpfend die Cultur des Haidavolkes in ihrer natürlichen Ursprünglichkeit darstellt, höchst wahrscheinlich auch die letzte ist, die in einer der Wissenschaft nutzbringenden Weise zusammengebracht werden konnte. Bis vor wenigen Jahrzehnten hatten die Haidas und die benachbarten Völker der Tschimsean und Tlingit, trotz des lebhaften Verkehrs, den sie seit längerer Zeit mit Russen und Engländern unterhalten hatten, ihre Individualität fast unverändert erhalten; aber seitdem das frühere Russisch-Nordamerika in die Hände der Vereinigten Staaten übergegangen ist, haben sich die Verhältnisse sehr geändert. Hier und dort in dem Gebiete entstanden Ansiedlungen der Weissen, industrielle Unternehmungen wurden gegründet, Schulen und Missionen folgten, und seitdem die regelmässig an der Küste nach Norden fahrenden Dampfer nicht bloss den Geschäftsmann, sondern auch zahlreiche Vergnügungsreisende aus S. Franzisko und Portland, die allerorten die „Indian curiosities“ aufkaufen, zu den gletscherreichen Küsten Alaskas hinaufführen, seitdem ist der Verfall der alten Sitten und Gebräuche ein so unaufhaltsam schneller geworden, dass ihr völliger Untergang nur eine Frage der nächsten Zeit ist. Von besonderem Einfluss in dieser Hinsicht ist der Charakter des Indianers selbst, der die neue Civilisation mit Begierde aufnimmt; er ist zu klug, um sich nicht die Ueberlegenheit des weissen Mannes einzugestehen: er sucht ihm ebenbürtig zu werden und zwar zuerst in Aeusserlichkeiten, in der Kleidung. Derselbe Indianer, den wir auf der Jagd in seinem kleidsamen Lederkostüm sahen, das seinen muskulösen Körper vortheilhaft zeigt, der auf weichem Mokassin geräuschlos durch das Walde-

dickicht hindnrchgleitet, präsentirt sich uns zu Hause jedenfalls in einem schlecht sitzenden Arbeitsanzuge aus dem Laden des Händlers, mit groben Nägelschuhen an den Füssen und einem abgetragenen Filzhut auf seinem Haupte. Aber nicht nur auf Aeusserlichkeiten beschränkt sich sein Nachahmungstrieb; er hockt unter Knaben und Mädchen in der Schulstube des Missionärs, um in die Geheimnisse des A B C einzudringen, er lernt Bibelsprüche auswendig und singt einen Hymnus zum Lobe des Gottes der Weissen mit eben der Andacht und Erwartung auf guten Erfolg, mit der er früher die Beschwörungen der Schamanen anhörte und im feierlichen Chorgesange die mystischen Manipulationen derselben begleitete. — Der Indianer der Nordwestküste ist nicht zufrieden, sein Leben nothdürftig zu fristen; vielmehr ist der Trieb zu erwerben in ihm ausserordentlich entwickelt, und dem kann er nur durch engen Anschluss an die Weissen gerecht werden. Nicht nur, dass er diesen die Produkte seiner Jagd und des Fischfanges verkauft, dass er den Zwischenhändler zwischen ihnen und den Indianervölkern des Inneren macht, er verdingt sich auch als Tagelöhner zu jeglicher Arbeit, er wird in den „Canneries“, den Anstalten zur Herstellung von Fischconserven und Fischöl, beschäftigt, in denen er sich mit allerhand Maschinerie und Handwerkzeug vertraut macht, er hilft dem Händler bei Einkauf und Verkauf und befasst sich als persönlicher Diener mit Kochkunst und Aufwartung. Dem Prospector — Goldsucher — dient er als Führer und Träger auf Märschen in's unbekannte Innere und vermittelt die Communication zu den Goldminen; so namentlich in den sechziger Jahren nach den Caribou-Minen am oberen Fraserflusse, in den siebziger Jahren zu den Cassiare-Minen, zu denen der Weg von Fort Wrangel in Alaska den Stakhinfluss hinauf vorzugsweise in den Canoes der Eingeborenen gemacht wurde und jetzt vom Lynnkanal zum Yukongebiet hinüber. In den Goldwäschereien selbst, z. B. in Juneau City, werden sie als gute Arbeiter gern beschäftigt. — Seine altbewährte Kunstfertigkeit in der Herstellung von Schnitzereien in Holz, Stein und Horn hat der Indianer keineswegs vergessen, aber er bethätigt sie jetzt mehr in der fabrikmässigen Anfertigung von „curiosities“ zum Verkauf an die Händler und Besucher. Dabei hat er seinen Geschmack mehr nach dem des weissen Mannes geformt; er giebt seinen hölzernen Schüsseln und Geräthen fremde Gestalten und fremde Zeichnungen. Die hübschen, dauerhaft geflochtenen Körbe, Taschen und Hüte zeigen neue Formen und Muster, auf den silbernen Arm- und Fingerreif werden unsere Arabesken eingravirt und die Frauen und Mädchen sticken Blumen nach den vom weissen Manne erhaltenen Vorbildern auf die zierlichen Lederschuhe. — Wie die alte Kleidung und die alten Geräthe verändert werden, so verändern sich auch Sitten und Gewohnheiten. Unsere Kartenspiele treten an die Stelle des alten Stabspiels, die Kunst, das Feuerwasser zu brauen, ist dem Wilden nicht mehr fremd, Frauen und Töchter demoralisiren im Verkehr mit den niedrigsten Schichten der weissen Gäste und ansteckende Krankheiten bringen das Volk auch physisch herunter.

Der Untergang der alten Cultur vollzieht sich unaufhaltsam überall, wo eine höhere Civilisation eindringt; aber an der Nordwestküste Amerikas verknüpfen sich mehrere Ursachen, um diesen unvermeidlichen Prozess zu einem besonders raschen zu machen, Ursachen, die vor allen Dingen in den Charaktereigenschaften der ursprünglichen Bewohner, wie nicht minder in der Eigenartigkeit derjenigen Civilisation zu suchen sind, die im raschen Triumphzuge durch den amerikanischen Continent hindurch jetzt in dieses Gebiet gedrungen ist. — Um so mehr müssen wir dem hochverdienten Forscher Dank wissen, der mit scharfem Blicke das Rechte erkennend, noch in der letzten Stunde für die Wissenschaft die Reste einer untergehenden Cultur gerettet hat, deren näheres Studium von ganz besonderer Wichtigkeit für die Ethnographie Nordamerikas werden muss. Ehrend müssen wir auch die Bereitwilligkeit derjenigen Männer anerkennen, die in uneigennützigster Weise die erforderlichen Mittel zu einem Unternehmen hergegeben haben, dessen ausgezeichneter Erfolg, wie vorliegendes Werk beweist, die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. A. Krause.

Arthur Milchhöfer. Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Leipzig. 1883.

Dieses interessante, in vieler Beziehung epochemachende Werk unternimmt es, gestützt auf die ältesten Reste der griechischen Kunst, ein Bild des ältesten Culturlebens der vorhellenischen Völkerstämme zu entwerfen, zugleich aber auch die erzielten Resultate für die

Geschichte der Gesammtcultur zu verwerthen. Der Verfasser beginnt mit der Charakterisirung der Funde von Mykenae aus fünf, von Schliemann innerhalb der Burg im Jahre 1876 aufgefundenen Schachtgräbern: es sind Schmuck- und Geräthsachen, welche die verschiedenartigste Ornamentirung zeigen. Gerade die Gliederung dieser mannichfaltigen Elemente, die vortrefflich angelegte Gruppirung der verschiedenen Formen hat dem Verfasser die bedeutendsten Resultate ermöglicht. Da ist in erster Gruppe eine „orientalische“ Richtung, welche assyrisch-ägyptische Formen bietet und sofort ausgeschieden wird, daneben aber eine zweite rein ornamentale, deren Hauptformen die Spirale, welche auch zu Knauf- und Knopfverzierungen verwendet wird, dann aber auch die Typen der Flechtung, der Holzverschränkung und Webemuster enthalten. Diese Gruppe ergiebt sich als eine ungemischte Ornamentgrundform, welche dem assyrisch-ägyptischen fremd gegenübersteht und als deren Parallelen der Verfasser die alte Metalltechnik Phrygiens und die Teppichmuster an phrygischen Gräbern (speciell am Grab des Midas) heranzieht. Indem der Verfasser in trefflicher Weise die Stellung der Phryger zu den übrigen Völkern Vorderasiens, ihre Verwandtschaft mit den Armeniern und Iraniern hervorhebt, betritt er zuerst den Boden, auf dem im Verlaufe der Darstellung seine Vergleichungen theils von Kunst-, theils von Cultusformen der arischen Völker Asiens so interessante Resultate erzielen. Die erwähnten zwei Richtungen ergänzt eine dritte, welche aus den Elementen beider gemischt ist, sie enthält Abbildungen von Thieren des Meeres, — Polypen, zu deren Darstellung die alte Spirale verwendet ist, und derbnaturalistische Wasservögel und -Pflanzen. Diese dritte, auch dem Material nach bedeutendste Gruppe umfasst meist Goldringe oder massivgoldne „Schieber“, auf denen äusserst lebendige Scenen von Jagden, Wettfahrten und Kämpfen, oder blosse Thiergruppen, in vertiefter Arbeit, gebildet sind. Damit findet der Verfasser den Uebergang zu den „Inselsteinen“.

Jene letzte Gruppe von Goldschmucksachen aus Mykenae steht nämlich im Zusammenhange mit den Grabstelen und besonders mit den geschnittenen Steinen (ebendaher und aus dem Kuppelgrabe von Menidi). Diese Gemmen aber stehen nicht allein, sondern reihen sich in eine ganz Griechenland vertretende Gruppe ein. Kypros, Rhodos, besonders aber Kreta, dann Melos, der Peloponnes und Nordgriechenland sind vertreten, daneben allerdings nur schwach auch Böotien und Attika. Die Darstellungen umfassen, den semitischen Einfluss fast völlig ausschliessend, was die Thierwelt betrifft, nur die europäischen Thiere des Hauses, des Waldes, des Wassers (hier allerdings wohl nur Geflügel) — aus der ersten Reihe aber als das wichtigste das Pferd und zwar in verschiedenartiger Verwendung. Dies Lieblingsthier der geometrischen Kunst erscheint hier auch symbolisch: „pferdehäuptige, geflügelte, gewaltig kräftige Wesen, die ganze Stiere fortzuschleppen im Stande sind, zeugen von dem mythischen Gehalte der Darstellungen.“ Der Verfasser betont mit Recht die Bedeutung des Pferdes bei den Völkern arischer Rasse und bespricht in der interessantesten Weise mehrere epische Stellen, welche über die erwähnten Wesen ungeahnten Aufschluss geben.

Er erklärt uns diese Bilder als die der ältesten griechischen Götter, — er findet Analoga in Iran und bei den indischen Aryas und entwickelt uns die ältesten Typen der Harpyien, der Erinnys, der Gorgo, der Iris, sowie der Kentauren und Satyren; wir erfahren die Entstehung der Hippokampen und die der monströsen Chimaira. Und dass auch das Hauptstück alter arischer Sage nicht fehle, erscheint auf zwei Gemmen der vom Geier gequälte Prometheus! So viel Mythisches weise der Verfasser aus den Darstellungen zu gewinnen: daran anschliessend entwirft er uns, indem er die Jagden, Schlachten u. s. w. behandelt, ein Bild der ältesten griechischen Cultur, in dem Schmuck, Bewaffnung und Bekleidung besprochen und das Resultat gewonnen wird, dass Bewaffnung und Bekleidung der Männer nicht so ganz ausser Zusammenhang stehen dürften mit den auf ägyptischen Denkmälern der Ramessidenzeit vorkommenden und so oft schon in anderem Sinne erklärten Abbildungen von „Völkern des Nordens“, während in der Tracht und dem Goldschmuck, besonders der Frauen, sich deutlich die Verwandtschaft mit den arischen Völkern Asiens bis über Iran nach Indien hin herausstellt.

Diese Resultate werden nun auf Grund der griechischen Literatur in Bezug auf die ethnographische Stellung gewisser Stämme geprüft. Die Minyer, Leleger und Karer erscheinen als „Sonderbildungen der arischen Pelasger“, zugleich wird ihr Zeuskult, den man theilweise

zum Beweise für Semitismus genommen hat, als arisch in Anspruch genommen. Dieser Kult ist der älteste und einzige der Pelasger, neben dem nur noch ein Kult von Dämonen steht, die ihre Entwicklung und feste Fixirung in bestimmte Gestalten erst dem Epos verdanken. Die älteste Culturentwicklung im griechischen Leben gehört, so führt der Verfasser weiter aus, Kreta an, die Gestaltung der Kunst des Festlandes (Mykenae) ist nur von dorther abgeleitet.

Doch genug! Alle übrigen Ausführungen, die sich in der klarsten und fast unwiderstehlichen Weise anreihen, sollen dem Leser selbst überlassen sein; es soll nur, um die Bedeutsamkeit dessen, was sie bieten, hervorzuheben, erwähnt werden, dass die Culturarbeit des homerischen Zeitalters, die Entwicklung fester mythischer Gestalten, wie die Fortpflanzung and Verwerthung gewisser, auf mythische Stoffe verwendeter künstlerischer Typen sich anschliessen und dass endlich noch die Ausführung des Verfassers, auch das alte Italien, — die Etrusker dürften vom Pelasgerthum nicht getrennt werden, das Werk zu Ende führt. Es ist in der That schwer, in kurzen Worten den Inhalt des Buches zu charakterisiren, da man der gewaltigen Anregung des frischen und forschungsfrohen Werkes nur langsam sich wieder entziehen kann.

Grünwedel.

Oscar Schneider. Naturwissenschaftliche Beiträge zur Geographie und Culturgeschichte. Dresden 1883.

Ein ungemein interessantes und lehrreiches Werk, zugleich vortrefflich ausgestattet, welches allerdings nur in einzelnen Abschnitten die in dieser Zeitschrift vertretenen Disciplinen berührt. Der Aufmerksamkeit unserer Leser mögen besonders folgende Abschnitte empfohlen sein:

1) Ueber Auschwemmungen von antikem Arbeitsmaterial an der Alexandriner Küste. Der Verf. schildert in eingehender Weise, unter Heranziehung des mannichfaltigsten literarischen Stoffes, den Reichthum eines gewissen Abschnittes der Küste bei Alexandrien an Edelsteinen und anderen werthvollen Mineralien, welche aus den Trümmern der alten Stadt stammen, und auf welche schon Hr. Fraas hingewiesen hatte. Von besonderem Werthe für das Verständniss der alten Handelsbeziehungen sind die Erörterungen über die Herkunft gewisser Edelsteine, welche schon lange den Gegenstand der Untersuchung gebildet haben, wie des Sapphirs und des Lapis lazuli. Der Verf. erwähnt mit Anerkennung, jedoch nicht ohne Einspruch, die Arbeiten des Hrn. H. Fischer, dem gegenüber er geneigt ist, den einheimischen Ursprung mancher Gesteine (jedoch nicht des Lasursteins) zu vermuthen; er verweist insbesondere auf die mangelhafte geologische Erforschung des Berglandes zwischen Nil und Rothem Meer, das in alter Zeit mit Bergwerk- und Steinbruchcolonien reich besetzt war, jetzt aber fast öde ist.

2) Ueber den rothen Porphyr der Alten (porfido rosso antico). Derselbe stammt von dem Gebel Duchan (mons Porphyrites) in Aegypten, der neuerlich durch Hrn. Schweinfurth einer genaueren Durchforschung unterworfen worden ist. Ausführlich wird der gesammte Bestand der aus dem Alterthum erhaltenen Nachrichten und Kunstgegenstände dargestellt. Es möge daraus erwähnt sein, dass auch in Metz, Trier und Bergheim bei Cöln Stücke der Art gefunden worden sind und dass die herrlichen Sarkophage der letzten Normannen und der Hohenstaufenkönige im Dom von Palermo derselben Quelle zugeschrieben werden.

3) Zur Bernsteinfrage, insbesondere über sicilischen Bernstein und das Lynkurion der Alten. Es ist dies derjenige Abschnitt, welcher die Prähistorie am direktesten berührt, und zugleich derjenige, den der Verf. mit besonderer Vorliebe bearbeitet hat. Er geht davon aus (S. 184), dass nach Plinius, der sich auf Nikias beruft, der Bernstein im Altägyptischen (wie später im Koptischen) Sakal heisst. Dieses Wort erinnere an Sikelos, wie denn die Bezeichnung Sakalacha in einer Inschrift Ramses' III auf die Sicilier bezogen werde. Bei Moses II. 30. v. 34 werde unter dem Räucherwerk Schechelet erwähnt. Da nun, wie er ausführlich nachweist, in Sicilien Bernstein (oder nach Hrn. Helm Retinit) sehr häufig vorkomme, auch in neuerer Zeit viel zu Schmuck verarbeitet sei, so erscheine es in hohem Maasse wahrscheinlich, dass auch schon in sehr alter Zeit eine Verarbeitung desselben stattgefunden habe. Indess dürfte das Material nicht als Bernstein (succinum), sondern als Lyn-

kurion in den Verkehr gebracht worden sein. In der Septuaginta werde das Wort Leschem durch Lynkurion wiedergegeben und Strabon, der das Land der Ligyer als Fundort des letzteren anführt, sage ausdrücklich, dass Lyukurion auch Elektron genannt werde. Wir müssen wegen einer genaueren Würdigung der sehr ausgedehnten Beweisführung auf das Original verweisen, möchten aber darauf aufmerksam machen, dass den Ausführungen des Hrn. Verf. ein empfindlicher Mangel anhaftet, der gerade für seine Schlussmeinung von der uralten Kenntniss des sicilischen Bernsteins von grosser Bedentung erscheint, nehmlich auf den Mangel aller thatsächlichen Beweise für das Vorkommen prähistorischer oder ältester historischer Funde aus sicilischem Bernstein. Ich erinnere mich nicht, in den sicilianischen Museen irgend ein prähistorisches Stück gesehen zu haben, welches auf einheimische Bernsteinbearbeitung hingedeutet hätte. Das Vorkommen von Bernstein im alten Aegypten ist bis jetzt überhaupt nicht nachgewiesen, und es ist daher die Frage wohl erlaubt, ob in der That das Wort Sakal, wenn es wirklich alt-ägyptisch ist, die Bedeutung von Bernstein hatte. Dass dagegen in jener ziemlich späthistorischen Zeit, aus welcher die uns zugänglichen Citate über das Lynkurion stammen, diese Bezeichnung auf den, durch seine Fluorescenz so ausgezeichneten Retinit von Sicilien gedeutet werden könne, erscheint nach den Ausführungen des Verf. in der That möglich. Sache der Philologen wird es sein, die sprachlichen Annahmen des Verf. einer genaueren Kritik zu unterziehen. Virchow.

John Anderson. Catalogue and hand-book of the archaeological collections in the Indian Museum. Calcutta 1883. Part. I. Asoka and Indo-Scythian Galleries.

Das Indische Museum in Calcutta wurde 1856 gegründet. Den Kern desselben bilden die archäologischen Sammlungen der Asiatic Society; die Erweiterungen bestehen hauptsächlich aus Skulpturen von Bharhut, aus den Gāndhāra-Basreliefs, aus den Schätzen des Buddha Gayā und aus Abgüssen von den Tempeln von Orissa. Mr. Anderson, ursprünglich Zoologe, gegenwärtig Superintendent des Museums, hat in Form eines räsonnirenden Katalogs ein übersichtliches Handbuch der indischen Archäologie begonnen, dessen erster, jetzt vorliegender Theil die ältesten Abtheilungen des Museums umfasst. Dabei muss jedoch bemerkt werden, dass die Funde aus den Cromlechs von Südindien, sowie die Steingeräthe, also die noch älteren Sachen, anderweitig untergebracht sind. Nach Mr. Anderson enthält die Asoka-Gallerie Skulpturen, welche mindestens zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung entstanden sind. Darunter steht obenan die durch General Cunningham aufgefundene buddhistische Stupa von Bharhut (in dem kleinen Staate Nagode), deren Einzeichnungen wichtige Aufschlüsse über die Bevölkerung jener alten Zeit gewähren. Nach dem Verf. war es eine verhältnissmässig kleine Rasse mit mehr kurzem, rundem und flachem Gesicht, ganz verschieden von der grösseren, mehr scharf- und langgesichtigen Bevölkerung, welche jetzt die Gegend bewohnt; sie war mehr den Urrassen des Plateaus von Centralindien, als einem arischen Volke ähnlich. Die Einzelheiten der Stupa werden in ausführlicher Weise geschildert und erläutert. — Die zweite Abtheilung, die sog. indoskythische Gallerie, umfasst Gegenstände, welche den ersten zwei oder drei Jahrhunderten der christlichen Aera zugeschrieben werden. Darunter befinden sich vor allem Skulpturen aus den Ruinen von Mathura am Jumna (Jomanes des Plinius) im Distrikt von Agra, einem der ältesten Plätze Indiens (Methora bei Arrian, Plinius, Ptolemaeus etc). Darin sind Leute dargestellt, welche mit denen auf einer noch älteren Stupa von Sanchi (p. 157) zusammengebracht werden; die Herren Fergusson, Beal und W. Simpson halten sie für nördliche „Skythen“ aus Afghanistan (p. 264). Es wird namentlich auf ihr lockiges (curly) oder wolliges Haar hingewiesen, wie es sich übrigens auch an den ältesten Buddha-Bildern findet (p. 175). Schon in jener alten Zeit müssten Skythen im Gangesthal gewohnt haben, während die Sākyas, zu denen Buddha selbst gehöre, ein turanischer Stamm gewesen seien.

Diese Hinweise werden genügen, um zu zeigen, eine wie grosse Bedeutung diese Alterthümer für die so schwierige Erforschung der indischen Ethnologie besitzen, und wie viel Dank wir dem Verf. schulden, dass er in so anschaulicher Weise die seltenen Schätze, welche seiner Obhut anvertraut sind, geschildert hat. R. Virchow.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1883.

BERLIN.
Verlag von A. Asher & Co.
1883.

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

1883.

Vorstand.

Dr. **Virchow**, Professor, Vorsitzender.

Dr. **Bastian**, Professor } Stellvertreter des Vorsitzenden.
Dr. **Beyrich**, Prof., Geh. Bergrath } Stellvertreter des Vorsitzenden.

Dr. Rob. **Hartmann**, Prof., erster Schriftführer.

Dr. Max **Kuhn**, zweiter Schriftführer, Luisenstrasse 67, NW.

Dr. Albert **Voss**, dritter Schriftführer, Alte Jacobstrasse 167, SW.

W. **Ritter**, Banquier, Schatzmeister, Beuthstrasse 2, SW.

Ausschuss.

Dr. **Koner**, Professor, Obmann.

Dr. W. **Reiss**.

Friedel, Stadtrath.

Dr. F. **Jagor**.

Dr. G. **Fritsch**, Professor.

Dr. **Wetzstein**, Consul a. D.

Dr. **Steinthal**, Professor.

Deegen, Geh. Regierungsrath.

Dr. W. **Schwartz**, Gymnasialdirector.

Ehrenmitglieder.

Dom Pedro d'Alcantara, Kaiser von Brasilien.

Dr. **Lisch**, Geh. Archivrath, Schwerin, Mklbg.

Dr. **Schott**, Prof., Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Berlin.

Caesar Godeffroy, Hamburg.

Dr. Heinrich **Schliemann**, Athen.

Correspondirende Mitglieder.

1. John **Beddoe**, M. D., F. R. S. Clifton, Glocestershire.
2. **Huxley**, Professor, F. R. S., London.
3. Sven **Nilsson**, Professor, Lund.
4. **Worsaae**, Kammerherr, Kopenhagen.
5. Graf **Uwaroff**, Präsident der archäologischen Gesellschaft, Moskau.
6. **Capellini**, Professor, Bologna.
7. Dr. Giustiniano **Nicolucci**, Isola di Sora, Napoli.
8. Paolo **Mantegazza**, Professor, Florenz.
9. Juan **Vilanova y Piera**, Prof., Madrid.
10. Francisco M. **Tubino**, Professor, Madrid.
11. Edouard **Dupont**, Directeur du Musée royale d'histoire naturelle, Bruxelles
12. Japetus **Steenstrup**, Professor, Kopenhagen.
13. Sir John **Lubbock**, M. P. High Elms, Farnborough, Kent.
14. Dr. **Philippi**, Professor, Santiago, Chile.

15. Dr. Julius **Haast**, F. R. S., Christchnrch, New-Zealand.
16. Dr. med. A. **Weissbach**, Constantinopel.
17. Luigi **Calori**, Professor, Bologna.
18. Edgar Leopold **Layard**, Britischer Consul, Pará, Brasilien.
19. Gustav **Radde**, Director des kaukasischen Museums, Tiflis.
20. **Riedel**, Holländischer Resident, Flores.
21. Dr. **Burmeister**, Professor, Buenos-Ayres.
22. Luigi **Pigorini**, Capo Sezione nella direzione generale dei Musei e degli Scavi del Regno, Roma.
23. Dr. Pereira **da Costa**, Prof., Lissabon.
24. Dr. **Grewingk**, Professor, Dorpat.
25. Augustus W. **Franks**, M. A., London.
26. **v. Tschudi**, Schweizerischer Gesandter, Wien.
27. Dr. **Leemans**, Director, Leiden, Holland.
28. Dr. Hans **Hildebrand**, Reichsantiquar, Director des historischen Museums und des Medaillencabinets, Stockholm.
29. Dr. Carl **Rau**, Washington, D. C.
30. Conte Giovanni **Gozzadini**, Senator, Bologna.
31. Dr. Oscar **Montelius**, Stockholm.
32. Baron **von Düben**, Professor, Stockholm.
33. Baron F. **v. Müller**, Melbourne, Australien.
34. Dr. **von Heldreich**, Professor, Director des botanischen Gartens, Athen.
35. Dr. Georg **Zwingmann**, Medicinalinspector, Astrachan.
36. Oscar **Flex**, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien.
37. Bror Emil **Hildebrand**, Reichsarchivar, Stockholm.
38. A. L. **Lorange**, Director des Alterthums-Museums, Bergen, Norwegen.
39. Dr. J. R. **Aspelin**, Helsingfors, Finland.
40. John **Evans**, F. R. S., President of the Numism. Society, Nash Mills, Hemel Hempsted.
41. **Spiegelthal**, Schwed. Consul, Smyrna.
42. Frank **Calvert**, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien.
43. Dr. **Kopernicki**, Krakau.
44. Dr. N. **von Miklucho-Maclay**, Sydney, Australien.
45. Alexander **Cunningham**, Major-General, Direct. Archaeol. Survey, Calcutta.
46. **Lepkowski**, Professor, Director des Archäologischen Cabinets, Krakau
47. Jos. **von Lenhossek**, Professor, K. Rath, Budapest.
48. George M. **Wheeler**, Lieut. Corps of Engineers, Washington, D. C.
49. Dr. F. V. **Hayden**, U. S. Geologist in Charge, Washington, D. C.
50. J. W. **Powell**, Major, Washington, D. C.
51. Franz **v. Pulszki**, Director des National-Museum, Budapest.
52. Dr. Fl. **Romer**, Canonicus, Grosswardein.
53. **Boyd W. Dawkins**, Prof., Manchester.
54. Dr. **Bessels**, Washington, D. C.
55. Dr. Wenzel **Gruber**, Prof., St. Petersburg
56. Dr. **Ornstein**, Chefarzt der griechischen Armee, Athen.
57. A **Bertrand**, Director des Museums zu St. Germain en Laye.
58. Don Francisco **Moreno**, Director des National-Museums, Buenos Ayres.
59. Dr. **Majer**, Präsident der Academie, Krakau.
60. Dr. **Bogdanoff**, Professor, Moskau
61. Raja **Rajendra Lala Mitra**, Bahádur, Calcutta.
62. John **Shortt**, M. D., Ercaud, Shevaroy Hills, Madras Pres., Ostindien.
63. Giuseppe **Ponzi**, Professor und Senator, Rom.
64. Dr. **Ernst**, Director des Nationalmuseums, Caracas.
65. F. A. **de Roepstorff**, Assistant Superintendent, Port Blair, Andaman Islands.
66. **Houtum-Schindler**, General und Telegraphendirector, Teheran.
67. Dr. **v. Duhmberg**, Staatsrath, Barnaul, Westsibirien.
68. Dr. **Rygh**, Professor, Christiania.
69. Dr. Rich. **Schomburgk**, Director des botanischen Gartens, Adelaide, Südaustralien.
70. Prof. Dr. Paul **Topinard**, Generalsecretär der anthropologischen Gesellschaft, Paris.
71. Ch. E. **de Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Professor, Paris.
72. **Hubrig**, Missionar, Canton.
73. William Henry **Flower**, Prof., London.
74. Dr. med. V. **Gross**, Neuveville, Schweiz.

75. Dr. med. **Gerlach**, Hongkong.
76. Ferd. **von Hochstetter**, Intendant des k. k. naturhistorischen Museums, Wien.
77. J. F. Nery **Delgado**, Att. Geol. Landesaufnahme, Lissabon.
78. E. **Chantre**, Prof., Subdirector des Museums, Lyon.
79. E. **Cartailhac**, Toulouse.
80. Giuseppe **Bellucci**, Professor, Perugia.
81. Dr. med. **Morselli**, Professor, Turin.
82. **v. Erckert**, General, Petrowsk, Russland.
83. Friedrich **Bayern**, Tiflis.
84. Dr. Ingvald **Undset**, z. Z. in Rom.
85. Dr. Sophus **Müller**, Kopenhagen.
86. Dr. E. T. **Hamy**, Paris.
87. Prof. Dr. Gust. **Retzius**, Stockholm.
88. E. **Guimet**, Lyon.
89. J. H. **Rivett-Carnac**, Allahabad, Ostindien.
90. Dr. **Rütimeyer**, Professor, Basel.

Ordentliche Mitglieder.

1. **Abarbanell**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
2. **Abbot**, Dr. med., Berlin.
3. **Abeking**, Dr. med., Berlin.
4. **Achenbach**, Dr., Staatsminister, Oberpräsident, Potsdam.
5. **Adler**, Dr. med., Berlin.
6. **Adolph**, Herm., Commerzienrath, Thorn, Westpreussen.
7. **Albrecht**, P., Dr., Professor, Königsberg.
8. **Alfieri**, L., Kaufmann, Berlin.
9. **Althoff**, Dr., Geh.-Reg.-Rath, Berlin.
10. **v. Andrian**, Frhr., Ministerialrath, Wien.
11. **Appel**, Ch., Dr. phil., Stockholm.
12. **Arons**, Alb., Commerzienrath, Berlin.
13. **Arzruni**, Dr., Privatdocent, Berlin.
14. **Ascherson**, P., Dr., Professor, Berlin.
15. **Ascherson**, F., Dr. phil, Berlin.
16. **Aschoff**, Dr. med., Berlin.
17. **Assmann**, Dr. med., Magdeburg.
18. **Audouard**, Major, Charlottenburg.
19. **Awater**, Dr. med., Berlin.
20. **Baer**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
21. **Band**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
22. **Barchewitz**, Dr., Hauptmann, Treptow bei Berlin.
23. **Bardeleben**, Dr., Geh. Medicinal-Rath, Berlin.
24. **Barnewitz**, Realgymnasiallehrer, Brandenburg a/H.
25. **Barschall**, Dr. med., Berlin.
26. **Bartels**, M., Dr. med., Berlin.
27. **Bastian**, Dr., Professor, Director der ethnologischen Abtheilung des Kgl. Museums, Berlin.
28. **Bauermeister**, A., Saigon, Cochinchina.
29. **Becker**, Bauinspector, Berlin.
30. **Behla**, Dr. med., Luckau.
31. **Behn**, W., Maler, Tempelhof bei Berlin.
32. **Behrend**, Buchhändler, Berlin.
33. **v. Benda**, Rittergutsbesitzer, Berlin.
34. **v. Bennigsen**, Landesdirector, Bennigsen bei Hannover.
35. **Berendt**, Dr., Professor, Berlin.
36. **Berglus**, Oberstlieutenant, Berlin.
37. **Bernhardt**, Dr. med., Professor, Berlin.
38. **Bernhardy**, Kaufmann, Berlin.
39. **Berthelm**, Stadtverordneter, Berlin.
40. **Beuster**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
41. **Beyfuss**, Dr. med., Stabsarzt, Berlin.
42. **Beyrich**, Dr., Prof., Geh. Bergrath, Berlin.
43. **Rogalla von Bieberstein**, Vorsteher des statist. Bureau der Niederschl.-Märk. Eisenbahn, Berlin.
44. **Biefel**, Dr., Sanitätsrath, Breslau.
45. **Bischoff**, Dr., Professor, Berlin.
46. **Blasius**, Dr., Professor, Braunschweig.
47. **Blumenthal**, Dr. med., Berlin.
48. **Bodinus**, Dr., Berlin.
49. **Boer**, Dr. med., Berlin.
50. **Boehm**, Dr., Medicinalrath, Magdeburg.
51. **Boeninger**, M., Rentier, Berlin.
52. **v. Boguslawki**, Dr., Berlin.
53. **du Bois-Reymond**, Dr., Professor, Geh. Medicinalrath, Berlin.
54. **v. Bork**, Kammerherr, Mölleubeck, Meklenburg-Strelitz.
55. **Born**, Dr., Berlin.
56. **v. Brandt**, Oberst z. D., Berlin.
57. **v. Brandt**, Gesandter, Peking, China.
58. **v. Bredow**, Rittergutsbesitzer, Berlin.
59. **Breslauer**, Dr., Professor, Berlin.
60. **Bretschneider**, Dr., Berlin.
61. **Bröslke**, Dr. med., Berlin.
62. **Bruchmann**, Dr. phil., Berlin.

63. **Brückner** sen., Dr. med., Neu-Brandenburg.
64. **Brückner**, Professor, Dr., Berlin.
65. **Buchholz**, Custos des Märkischen Museums, Berlin.
66. **Budczies**, Schulvorsteher, Berlin.
67. **Büchtemann**, Regierungs-Assessor a. D., Reichstags-Abgeordneter, Berlin.
68. **Bütow**, Geh. Rechnungs-Rath, Berlin.
69. **v. Bunsen**, Georg, Dr., Berlin.
70. **Busch**, Dr., Unterstaatssecretair, Berlin.
71. **Caro**, Dr., Hofapotheker, Dresden.
72. **Castan**, Besitzer d. Panoptikums, Berlin.
73. **Christeller**, Dr. med., Berlin.
74. **Cordel**, Schriftsteller, Berlin.
75. **Crampe**, Dr., Proskau i/Schles.
76. **Cremer**, Abgeordneter, Berlin.
77. **Croner**, Dr. Sanitätsrath, Berlin.
78. **Curth**, G., Dr. med., Berlin.
79. **Dames**, Dr., Professor, Berlin.
80. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
81. **Davidsohn**, L., Dr. med., Berlin.
82. **Deegen**, Geh. Regierungsrath, Berlin.
83. **Degener**, Amtsrichter, Königs-Wusterhausen.
84. **Dengel**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
85. **Döring**, Dr., Ober-Stabsarzt, Berlin.
86. **Driemel** jr., Fabrikbesitzer, Guben.
87. **Driese**, Ernst, Kaufmann, Guben.
88. **Dümichen**, Dr., Prof., Strassburg i/Els.
89. **Dumont**, Dr., Berlin.
90. **Dzieduszycki**, Graf, Lemberg.
91. **Ebell**, Dr. med., Berlin.
92. **Ehrenreich**, Dr. med., Berlin.
93. **Ende**, Professor, Baurath, Berlin.
94. **Engel**, Dr., Médecin-Insp. des bains d'Helouan, Egypten.
95. **v. Eperjesy**, K. K. Oestr. Kammerherr, Rom.
96. **Erdmann**, Gymnasiallehrer, Züllichau.
97. **Eulenburg**, Dr., Geheimer Sanitätsrath, Berlin.
98. **Ewald**, J., Dr., Professor, Berlin.
99. **Ewald**, Ernst, Professor, Berlin.
100. **Ewald**, C. A., Dr., Professor, Berlin.
101. **Falkenstein**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
102. **Fasbender**, Dr., Professor, Berlin.
103. **Feldberg** in Meklenburg Strelitz, Anthropologischer Verein.
104. **Felkin**, R. W., Edinburgh.
105. **Finkelnburg**, Dr., Geh. Regierungsrath, Godesberg bei Bonn.
106. **Fischer**, Dr., Marine-Assistenzarzt, Berlin.
107. **Förster**, F., Dr., Berlin.
108. **Fraas**, Dr., Professor, Stuttgart.
109. **Fränkel**, J., Dr. med., Berlin.
110. **Fränkel**, Bernh., Dr. med., Berlin.
111. **Fraude**, Rentier, Dessau.
112. **Friedel**, Stadtrath, Berlin.
113. **Friederich**, Dr., Stabsarzt, Dresden.
114. **Friedländer**, Dr., Berlin.
115. **Frisch**, Photograph, Berlin.
116. **Fritsch**, Gust., Dr., Professor, Berlin.
117. **Frohnhöfer**, Major, Berlin.
118. **Fürstenheim**, Dr. med., Berlin.
119. **Gaertner**, Consul, Berlin.
120. **Gaffky**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
121. **Gelm**, Banquier, Berlin.
122. **Gentz**, Professor, Berlin.
123. **Gesenius**, Stadtältester, Berlin.
124. **Gierke**, H., Dr., Professor, Breslau.
125. **Götz**, Dr., Ober-Medicinalrath, Neu-Strelitz.
126. **Götze**, Bürgermeister, Wollin.
127. **Götze**, Ernst, Kaufmann, Zossen.
128. **Goldschmidt**, Leo B. H., Banquier, Paris.
129. **Goldschmidt**, Heinr., Banquier, Berlin.
130. **Goldschmidt**, Geh. Justizrath, Professor, Berlin.
131. **Goldstücker**, Buchhändler, Berlin.
132. **Goltdammer**, Dr. med., Berlin.
133. **Goslich**, Rentier, Berlin.
134. **Gosemann**, J., Verlagsbuchh., Berlin.
135. **Gottschau**, Dr. med., Würzburg.
136. **Grawitz**, Dr. med., Berlin.
137. **Grempler**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
138. **Greve**, Dr. med., Tempelhof in Berlin.
139. **Griesbach**, Dr. med., Weissenburg i Els.
140. **Grünwedel**, Dr. phil., Berlin.
141. **Gubitz**, Rud., Notar, Berlin.
142. **Gubitz**, Erich, Dr., med., Berlin.
143. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin.
144. **Güssfeldt**, Dr. phil., z. Z. Südamerika.
145. **Güterbock**, P., Dr. med., Berlin.
146. **Guttstadt**, Dr. med., Berlin.
147. **Hagenbeck**, Carl, Hamburg.
148. **Hahn**, Gust., Dr., Oberstabsarzt, Berlin.
149. **Hahn**, Dr. med., Director des Allgem. Städtischen Krankenhauses, Berlin.

150. **Hahn**, Dr. med., Stabsarzt, Spandau.
151. **Halberstadt**, Kaufmann, Berlin.
152. **Handke**, Rentier, Berlin.
153. **Handtmann**, Prediger, Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe.
154. **Hansemann**, Rentier, Berlin.
155. **Harms**, L. Heinr., Lübeck.
156. **Harseim**, Geh. Kriegsrath, Berlin.
157. **Hartmann**, R., Dr., Professor, Berlin.
158. **Hartung**. Dr., Stabsarzt, Trier.
159. **v. Haselberg**, Dr. med., Berlin.
160. **Hattwich**, Dr. med., Berlin.
161. **Hauchecorne**, Geh. Ob.-Bergrath, Berlin.
162. **Heimann**, Dr., Redacteur, Berlin.
163. **Heintzel**, Dr., Lüneburg.
164. **Henning**, Prof., Dr., Strassburg i. Els.
165. **Henoch**, Anton, Kaufmann, Berlin.
166. **Hermes**, O., Dr., Berlin.
167. **Herrmann**, Reinh., Fabrikant, Guben.
168. **Hertz**, William D, London.
169. **Herzberg**. Dr. med., Berlin.
170. **Heudtlass**. Hotelbesitzer, Berlin.
171. **Hilgendorf**, Dr. phil., Berlin.
172. **Hille**, Dr. med., Strassburg i. Elsass.
173. **Hirschberg**, Dr., Professor, Berlin.
174. **Hitzig**, Dr., Professor, Halle a. S.
175. **Hoffmann**, Dr., Geh. Sanitätsrath. Berlin.
176. **Hoffmann**, Landrath, Spremberg.
177. **v. Holleben**, Ministerresident, Berlin.
178. **Hollmann**, Landgerichtsrath, Berlin.
179. **Horn v. d. Hork**, Dr., z. Z. in Hongkong.
180. **Horwitz**, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
181. **Hosius**, Professor, Münster.
182. **Housselle**, Dr, Geh. Med.-Rath, Berlin.
183. **Huld**, Fr., Dr., Stabsarzt, Gnesen.
184. **Humbert**, Geh. Legationsrath, Berlin.
185. **Jacob**, Dr. med., Roemhild.
186. **Jacobsen**, Dr. phil., Berlin.
187. **Jacobsthal**, Professor, Charlottenburg.
188. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
189. **Jagor**, F., Dr., Berlin.
190. **Jahn**, Rentier, Burg Lenzen a. Elbe.
191. **Jannasch**, Dr. jur. et phil., Berlin.
192. **Jaquet**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
193. **Ideler**, Dr. med., Sanitätsrath, Dalldorf bei Berlin.
194. **Jentsch**, Dr., Oberlehrer, Guben.
195. **Jetschin**, Geh. Calculator, Berlin.
196. **Joest**, Wilhelm, Berlin.
197. **Israel**, Oscar, Dr. med., Berlin.
198. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Berlin.
199. **Junker**, Dr., z. Z. in Africa.
200. **Junker v. Langegg**, Dr., Berlin.
201. **Kahlbaum**, Dr. med., Görlitz.
202. **Kantecki**, Clemens, Dr., Posen.
203. **Karls**, Kaufmann, Berlin.
204. **v. Kaufmann**, R., Dr., Prof., Berlin.
205. **Kayser**, Em., Dr., Professor, Berlin.
206. **Kirchhoff**, Dr., Professor, Halle a/S.
207. **Kny**. Dr., Professor, Berlin.
208. **Koch**, Dr, Regierungsrath, Berlin.
209. **Koehl**, Dr., Pfeddersheim bei Worms.
210. **Koehler**, Dr. med, Kosten, Prov. Posen.
211. **König**, Kaufmann, Berlin.
212. **Körbin**, Dr. med., Potsdam.
213. **Körte**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
214. **Koner**, Dr., Professor, Berlin.
215. **v. Korff**, Baron, Oberst a. D., Berlin.
216. **Krahmer**, Carl, stud. phil., Halle a/S.
217. **Krause**, Ed., Architekt, Berlin.
218. **Krug**, Rittmeister a. D., Jessen, Kr. Sorau.
219. **v. Krzyžanowski**, Probst, Kamieniec bei Wolkowo, Posen.
220. **Kuchenbuch**, Amtsgerichtsrath, Müncheberg.
221. **Künne**, Buchhändler, Charlottenburg.
222. **Küster**, Dr., Prof., Sanitätsrath, Berlin.
223. **Kuhn**. M., Dr. phil., Berlin.
224. **Kuntze**. Dr. phil, Eutritzsch b. Leipzig.
225. **Kunz**, Stadtrath, Berlin.
226. **Kunze**, Kreisbaumeister, Samter, Provinz Posen.
227. **Kurtz**. Dr. phil., Berlin.
228. **v. Kusserow**, H., Geh. Leg.-Rath, Berlin.
229. **Laehr**, Geh. Sanitätsrath, Schweizerhof bei Zehlendorf.
230. **Landau**, H., Banquier, Berlin.
231. **Landau**, Dr. med., Privatdoc., Berlin.
232. **Landau**, W., Dr. phil., z. Z. auf den Philippinen.
233. **Lange**, Henry, Dr. phil., Berlin.
234. **Langen**, Capitain, Cöln a/Rh.
235. **Langen**, Königl. Baumeister, Kyritz.
236. **Langerhans**, Dr. med, Berlin.
237. **Lassar**, Dr. med., Berlin.
238. **Lazarus**, Dr., Professor, Berlin.
239. **Lehnerdt**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
240. **Leiningen**, Graf zu, Lieut. im 3. Garde-Regiment, Spandau.
241. **v. Le Coq**, Darmstadt.

242. **Lemke**, E., Rombitten bei Saalfeld, Ostpreussen.
243. **Lesser**, Ad., Dr. med., Privatdocent, Berlin.
244. **Lessler**, P., Consul, Dresden.
245. **Lewin**, Dr., Professor, Berlin.
246. **Lewin**, Dr., Geb. Sanitätsrath, Berlin.
247. **Liebe**, Dr., Professor, Berlin.
248. **Liebe**, Professor, Gera.
249. **Liebenow**, Geh. Rechnungsrath, Berlin.
250. **Liebermann**, Geh. Comm.-Rath, Berlin
251. **Liebermann**, Felix, Dr., Berlin.
252. **Liebermann**, Dr., Professor, Berlin.
253. **Liebreich**, Dr., Professor, Berlin.
254. **Liman**, Dr., Professor, Geh. Medicinal-Rath, Berlin.
255. **Löffler**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
256. **Loew**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
257. **Lossen**, Dr. phil., Professor, Berlin.
258. **Lüdden**, Dr. med., Wollin.
259. **Lühe**, Dr., Oberstabsarzt, Belgard.
260. **Lührssen**, Dr., Generalconsul, Berlin.
261. **Lüneburg**, Museumsverein.
262. **Lustig**, Dr. med., Berlin.
263. **Magnus**, P., Dr., Professor, Berlin.
264. **Mantey**, O., Dr. med., Cairo.
265. **Maass**, Heinr., Kaufm., Berlin.
266. **Maass**, Jul., Kaufm., Berlin.
267. **Marasse**, Dr. phil., Berlin.
268. **Marcard**, Ministerialdirector, Berlin.
269. **Marcus**, Dr. med., Berlin.
270. **Marcuse**, Siegb., Dr. med., Berlin.
271. **Marcuse**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
272. **Marggraff**, Stadtrath, Berlin.
273. **Marimon y Tudo**, Sebastian, Dr. med., Sevilla.
274. **v. Martens**, Dr., Professor, Berlin.
275. **Marthe**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
276. **Martin**, Dr. med., Berlin.
277. **Mayer**, L., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
278. **Mayer**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
279. **Mehlis**, Dr., Dürkheim.
280. **Meitzen**, Dr., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
281. **Meitzen**, E., Dr., Berlin.
282. **Mendel**, Dr. med., Privatdoc., Berlin.
283. **Menger**, Dr. med., Berlin.
284. **v. Mereschkowsky**, C., Custos am Zoologischen Institut, Petersburg.
285. **Meyer**, Moritz, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
286. **Meyer**, Ad., Buchhalter, Berlin.
287. **Meyer**, Geh. Legationsrath, Berlin.
288. **Meyer**, G. Alf., Dr. phil., Berlin.
289. **Meyer**, Hans, Dr., Leipzig.
290. **Möller**, Professor, Dr., Berlin.
291. **Moses**, Dr. med., Berlin.
292. **Much**, M., Dr., Wien.
293. **Mühlenbeck**, Gutsbesitzer, Gr Wachlin in Pommern.
294. **Mühsam**, Dr med., Berlin.
295. **Müller**, L., Dr, Berlin.
296. **Müller**, O., Buchhändler, Berlin.
297. **Müller**, Bruno, Kaufmann, Berlin.
298. **Müller**, Carl, Dr., Medicinal-Rath, Hannover.
299. **Müller-Beeck**, Berlin.
300. **Mützel**, Gust., Thiermaler, Berlin.
301. **Munk**, Herm., Dr., Professor, Berlin,
302. **Nachtigal**, Dr., General-Consul, Tunis.
303. **Nagel**, Kaufmann, Berlin.
304. **Nathan**, J., Kaufmann, Berlin.
305. **Nehring**, Dr., Professor, Berlin.
306. **Neumann**, G., Kaufmann, Guben.
307. **Neumayer**, Dr., Professor, Wirklicher Admiralitätsrath, Hamburg.
308. **Niendorff**, Amtsrichter, Berlin.
309. **Nothnagel**, Hofmaler, Berlin.
310. **Oelsner**, Fr., Amsterdam.
311. **Oesten**, Subdir. d. Wasserwerke, Berlin.
312. **Olshausen**, Otto, Dr., Berlin.
313. **Orth**, Dr., Professor, Göttingen.
314. **Orth**, Dr., Professor, Berlin.
315. **Osborne**, Rittergutsbesitzer, Dresden.
316. **Oske**, E., Vereid Makler, Berlin.
317. **Paechter**, Herm, Buchhändler, Berlin.
318. **Paetel**, Stadtverordneter, Berlin.
319. **Paetsch**, Joh., Dr., Berlin.
320. **Palm**, Dr. med., Berlin.
321. **Parey**, Buchhändler, Berlin.
322. **Pedell**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
323. **Peipers**, Dr., Stabsarzt, Frankfurt a/M.
324. **Pfleiderer**, Prof., Dr., Charlottenburg.
325. **Pfuhl**, Dr. phil., Oberlehrer, Posen.
326. **Philipp**, Dr. med., Berlin.
327. **La Pierre**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
328. **Pippow**, Dr. med., Kreisphysikus, Eisleben.
329. **Plessner**, Dr. med., Berlin.
330. **Ponfick**, Dr., Professor, Breslau.
331. **Pringsheim**, Dr., Professor. Berlin.

332. **v. Prollius**, M., Meklenburgischer Gesandter, Geh. Leg.-Rath, Berlin.
333. **Puchstein**, Dr. med., Berlin.
334. **Pudil**, H., Bau-Verwalter, Bilin in Böhmen.
335. **von Quistorp**, General, Commandant von Spandau.
336. **Rabenau**, Oeconom, Vetschau.
337. **Rabl-Rückhard**, Dr., Regim.-Arzt, Berlin.
338. **Rahmer**, H., Dr., Berlin.
339. **v. Ramberg**, Freihr., Premierlieutenant im 2. Garde-Regiment, Berlin.
340. **Raschkow**, Dr. med., Berlin.
341. **Rath**, Paul vom, Cöln a. Rh.
342. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
343. **Reichert**, Professor, Geh. Medicinalrath, Berlin.
344. **Reichert**, Apotheker, Berlin.
345. **Reinhardt**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
346. **Reinhardt**, Rud., Kupferwerksbesitzer, Bautzen, Königreich Sachsen.
347. **Reiss**, W., Dr., Berlin.
348. **Reiss**, Uhrenfabrikant, Berlin.
349. **Richter**, Berth., Banquier, Berlin.
350. **Richter**, Isidor, Banquier, Berlin.
351. **Rieck**, Dr. med., Köpenick bei Berlin.
352. **Riedel**, Dr. med., Berlin.
353. **Ritter**, W., Banquier, Berlin.
354. **Robel**, Dr. phil., Berlin.
355. **Rocholl**, Amtsgerichtsrath, Berlin.
356. **Röhricht**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
357. **Roloff**, Dr., Geh. Med.-Rath, Director der Thierarzneischule, Berlin.
358. **Rosenthal**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
359. **Rosenthal**, Dr. med., Berlin.
360. **Roth**, Dr., Generalarzt, Dresden.
361. **Ruge**, Max, Dr. phil., Berlin.
362. **Ruge**, Carl, Dr. med., Berlin.
363. **Ruge**, Paul, Dr. med., Berlin.
364. **Runge**, Stadtrath, Berlin.
365. **Sachau**, Prof., Dr., Berlin.
366. **Samson**, Banquier, Berlin.
367. **Sanchez**, Don José Villar, Sevilla.
368. **Sander**, W., Dr. med., Dalldorf b. Berlin.
369. **Sander**, Jul., Dr. med., Berlin.
370. **Sattler**, Dr. med., Fluntern bei Zürich.
371. **v. Saurma-Jeltsch**, Baron, Bukarest.
372. **Schaal**, Maler, Berlin.
373. **Schall**, Gutsbesitzer, Neu-Roofen bei Menz, Kr. Ruppin.
374. **Scheibler**, Dr. med., Berlin.
375. **Schemel**, Max, Fabrikbesitzer, Guben.
376. **Scherk**, Dr. med., Berlin.
377. **Schierenberg**, Frankfurt a. M.
378. **Schillmann**, Dr., Stadt-Schulinspector, Berlin.
379. **Schlemm**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
380. **Schlesinger**, H., Dr. med., Berlin.
381. **Schlesinger**, Georg, Dr. jur., Berlin.
382. **Schmidt**, Emil, Dr., Leipzig.
383. **Schmidt**, F. W., Fabrikbesitzer, Guben.
384. **Schneider**, Ludwig, Fabrikdirector, Gitschin, Böhmen.
385. **Schoch**, Dr. med., Berlin.
386. **Schöler**, Dr., Professor, Berlin.
387. **Schoene**, R., Dr., Generaldirector der Königl. Museen, Berlin.
388. **Schönlank**, W., Kaufmann, Berlin.
389. **Schröder**, Dr., Geh. Med.-Rath, Professor, Berlin.
390. **Schroeter**, Dr. med., Dalldorf bei Berlin.
391. **Schubert**, Kaufmann, Berlin.
392. **Schubert**, Dr., Generalarzt, Berlin.
393. **Schuchardt**, Th., Dr., Görlitz.
394. **Schütz**, Dr., Professor, Berlin.
395. **Schütze**, Alb., Acad. Künstler, Berlin.
396. **v. Schulenburg**, W., Charlottenburg.
397. **Schultze**, Osc., Dr. med., Berlin.
398. **Schwartz**, W., Gymnasialdirect., Berlin.
399. **Schwarzer**, Dr., Zilmsdorf, Kr. Sorau.
400. **Schwebel**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
401. **Schweinfurth**, Georg, Dr., Prof., Cairo.
402. **Schweitzer**, Dr. med., Daaden, Kreis Altenkirchen.
403. **Schwerin**, Ernst, Dr. med., Berlin.
404. **Selle**, Apotheker, Kosten, Prov. Posen.
405. **v. Siebold**, Alex., Freiherr, Berlin.
406. **v. Siebold**, Heinrich, Attaché d. K. K. Oesterr. Gesandtschaft in Berlin.
407. **Siegmund**, Gustav, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
408. **Siehe**, Dr. med., Kreisphys., Calau.
409. **Siemens**, W., Dr., Geh.Reg.-Rath, Berlin.
410. **Sierakowski**, Graf, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
411. **Sieskind**, Rentier, Berlin.
412. **Simon**, Th., Banquier, Berlin.
413. **Simonsohn**, Dr. med., Friedrichsfelde bei Berlin.

414. **Souchay**, Weinhändler, Berlin.
415. **Springer**, Verlagsbuchhändler, Berlin.
416. **Stahl**, Dr. med., Berlin.
417. **Starke**, Dr., Oberstabsarzt, Berlin.
418. **Stechow**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
419. **Stechow**, Kammerger.-Referend., Berlin.
420. **v. d. Steinen**, Stabsarzt z.Z. Süd-Georgien.
421. **Steinthal**, Leop., Banquier, Berlin.
422. **Steinthal**, Dr., Professor, Berlin.
423. **v. Strasser**, Fabrikbes., Rusin bei Prag.
424. **Strauch**, Corvetten-Kapitän, Kiel.
425. **Strebel**, Herm., Kaufmann, Eilbeck bei Hamburg.
426. **Strecker**, Kreissekretair, Soldin.
427. **Stricker**, Verlagsbuchhändler, Berlin.
428. **Struck**, Dr., Dir. des Reichs-Gesundheits-Amtes, Geb. Reg.-Rath, Berlin.
429. **Stübel**, Alf., Dr., Dresden.
430. **Sükey**, G., Kaufmann, Berlin
431. **Tappeiner**, Dr., Schloss Reichenbach, bei Meran.
432. **Telge**, Juwelier, Berlin.
433. **Tepluchoff**, A., Gubernial-Secretär, Iljinsk, Gouv. Perm, Russland.
434. **Teschendorf**, Protraitmaler, Berlin.
435. **Tesmar**, Rittergutsbesitzer, Eichenhagen, Provinz Posen.
436. **Thorner**, Dr. med., Berlin.
437. **Thunig**, Domänenpächter, Kaiserhof, Dusznik, Posen.
438. **Tiedemann**, Rittergutsbesitzer, Slaboszewo bei Mogilno.
439. **Timann**, Dr. med., Berlin.
440. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
441. **Trautmann**, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
442. **Treichel**, A., Rittergutsbesitzer, Hoch-Paleschken bei Alt-Kischau, Westpr.
443. **Uhl**, Major, Ingenieur-Officier vom Platz Spandau.
444. **Ulrich**, Dr. med., Berlin.
445. **Umlauff**, J. F. G., St. Pauli, Hamburg.
446. **v. Unruhe-Bomst**, Freiherr, Landrath, Wollstein, Provinz Posen.
447. **Urban**, J., Dr. phil., Schöneberg bei Berlin.
448. **Vater**, Dr., Oberstabsarzt, Spandau.
449. **Veit**, Dr., Geb. Sanitätsrath, Berlin.
450. **Viedenz**, Bergrath, Eberswalde.
451. **Virchow**, R., Dr., Professor, Geheimer Medicinalrath, Berlin.
452. **Voigtmann**, Carl, Baumeister, Guben.
453. **Vorländer**, Fabrikant, Dresden.
454. **Vormeng**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
455. **Voss**, A., Dr. med., Directorial-Assistent am ethnologischen Museum, Berlin.
456. **Wankel**, Dr. med., Blansko bei Brünn.
457. **Wassmannsdorff**, Dr. phil., Berlin.
458. **Wattenbach**, Dr., Professor, Berlin.
459. **Weber**, Maler, Berlin.
460. **Wegscheider**, Dr., Geb. Sanitätsrath, Berlin.
461. **Weichand**, Kaufmann, Berlin.
462. **Weinberg**, Dr. med., Berlin.
463. **Weisbach**, V., Banquier, Berlin.
464. **Weiss**, H., Professor, Berlin.
465. **Weiss**, Guido, Dr., Berlin.
466. **Weissstein**, Bauführer, Berlin.
467. **Welthe**, Dr. med., Buk, Provinz Posen.
468. **Wensierski-Kwilecki**, Graf, Wroblewo, Provinz Posen.
469. **Werner**, F., Dr. med., Berlin.
470. **Wessely**, H., Dr., Berlin.
471. **Westphal**, Dr., Geh. Medicinal-Rath, Professor, Berlin.
472. **Wetzstein**, Dr., Consul, Berlin.
473. **Wiechel**, Ingenieur, Dresden.
474. **Wilke**, Theod., Rentier, Guben.
475. **Wilsky**, Director, Rummelsburg bei Berlin.
476. **Witt**, Stadtrath, Charlottenburg.
477. **v. Wittgenstein**, H., Gutsbesitzer, Berlin.
478. **Wittmack**, Dr., Professor, Berlin.
479. **Woldt**, Schriftsteller, Berlin.
480. **Wolff**, Alex., Stadtrath, Berlin.
481. **Wolff**, Max, Dr. med., Privatdocent, Berlin.
482. **Wolff**, J., Kaufmann, Berlin.
483. **Woworsky**, A., Rittergutsbes., Berlin.
484. **Wredow**, Professor, Berlin.
485. **Wutzer**, Dr. med., Berlin.
486. **Zabel**, E., Gymnasiallehrer, Guben.
487. **Zenker**, Rittergutsbesitzer, Brunow bei Heckelberg.
488. **Zierold**, Rittergutsbesitzer, Mietzelfelde bei Soldin.
489. **Zuelzer**, Dr., Privatdocent, Berlin.

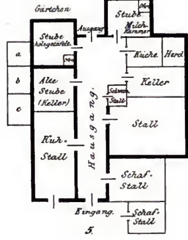
1.

Wohnstube
Schlaf-stube
Schweine- u. Schaf-Stall
Hausgang
Küche
Wiener Herd.
Keller
Gross-Viehstall

2.

3.

4.



5.

A. B. M. del. W. A. Meyn lith.

Sitzung am 20. Jan. 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Die Wahl der Mitglieder des Ausschusses für das Jahr 1883 erfolgt in statutenmässiger Weise durch schriftliche Abstimmung. Aus der vom Vorstande vorgelegten Vorschlagsliste werden mit Stimmenmehrheit gewählt die Herren W. Reiss, Friedel, Koner, F. Jagor, Wetzstein, G. Fritsch, Steinthal Deegen und W. Schwartz.

(2) Der Vorsitzende begrüsst das in der Sitzung anwesende correspondirende Mitglied Hrn. Dr. Gustav Radde.

Hr. Rivett-Carnac in Allahabad dankt für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede.

Als neue Mitglieder sind angemeldet:

Hr. Stabsarzt a. D. Dr. Hahn — Spandau.
Hr. Graf Wensierski-Kwilecki — Wroblewo.
Hr. Geh. Rath Prof. Goldschmidt — Berlin.
Hr. Prof. Dr. Sachau — Berlin.
Hr. Prof. Dr. Brückner — Berlin.
Hr. Dr. Paul Ruge — Berlin.
Hr. General von Quistorp — Spandau.

(3) Hr. A. B. Meyer in Dresden übersendet folgende Mittheilung über ein

alterthümliches Haus im Pflertschthal (Tirol).

(Hierzu Taf. II.)

Als ich diesen Sommer einige Wochen in Gossensass auf dem Brenner weilte, hörte ich von Hrn. Ludwig Gröhner, dem gefälligen Wirthe des Gröbner'schen Gasthauses daselbst, dass im Pflertschthale, welches oberhalb Gossensass in das Eisackthal einmündet, ein uraltes Haus stünde: man sehe es als das älteste der ganzen Gegend an und schreibe ihm ein Alter von über 700 Jahren zu.

Im Pflertschthal ist in früheren Jahrhunderten Bergbau betrieben worden, wie noch heute an den vielen Halden, besonders an der rechten Thallehne, zu sehen ist; auch ein grosses Stück Schwarzkupfer wurde mir als merkwürdiger Fund von einem Schmied im Thale gezeigt. Es sollen s. Z. 2000 Knappen dort beschäftigt gewesen sein; in Gossensass befand sich ein Bergamt, dessen Wahrzeichen aus Serpentin (?) noch heute über der Thür des Wohnhauses der Gröbner'schen Familie zu sehen ist, da diese nunmehr jenes alte Gebäude bewohnt, und eine Knappschaftskapelle; diese stammt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts und ist eine gut erhaltene Sehenswürdigkeit des Ortes.

Man erzählt nun von einem früheren Besitzer des alten Hauses im oberen Pflertschthal, er sei so reich und mächtig gewesen, dass die Messe Sonntags in Gossensass nicht eher beginnen durfte, als er mit seinen Knappen eingetroffen war

und dem Geistlichen das Zeichen gegeben hatte. Ob es sich wirklich um einen Besitzer des betr. Hauses gehandelt hat — die Wahrheit der Erzählung vorausgesetzt — konnte ich nicht ermitteln. Von Wohlstand ist im schönen Pflertschthal heute nichts mehr zu sehen; der Weg am Flusse entlang ist miserabel gehalten, kaum fahrbar; man passirt auf einer zwei Stunden langen Strasse in einem trotz seiner Höhe von 1000—1300 *m*, wie der Pflanzenwuchs: Weizen, Laubhölzer, wilde Rosen u. dgl. zeigt, milden Hochthale nur wenige Häuser, und der „Herr Curat" in Innerpflertsch sucht seine Heerde möglichst von dem Verkehr mit der Aussenwelt abzuschliessen. Nach einem halb- bis dreiviertelstündigen Aufstieg vom „Curaten" aus gelangt man noch Hinterpflertsch an das „Blasbichl" genannte alte Haus, das letzte im Thal, welches als solches in Tirol vielfach diesen Namen führt.

Es gelang mir nicht aus einer Inschrift oder an sonstigen äusseren Zeichen einen Anhaltspunkt für das angeblich hohe Alter des Hauses zu finden; allein dennoch bezweifle ich nicht, dass man es mit einem Hause von beträchtlichem Alter zu thun hat, da es manche Eigenthümlichkeiten aufweist, welche man an anderen Häusern der Gegend nicht findet und welche daher die Tradition stützen

Von aussen fällt zweierlei auf:

1. die terrassenförmig aufsteigenden Heukästen unter dem Giebel (Figur 3) und
2. der Umstand, dass der Eingang des Hauses nicht, wie sonst, unter dem Giebel, sondern an der Seite liegt (Figur 4).

In Hrn. Meitzen's belehrender Abhandlung: Das Deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen, mit 6 Tafeln und 1 Karte (Verb. d. Deutschen Geogr.-Tages zu Berlin 1881), fand ich keinen Typus, welcher demjenigen des Hauses in dieser Gegend Tirols entspricht, oder etwa speciell demjenigen des vom dortigen tiroler Typus abweichenden alten Hauses von Hinterpflertsch; weder das fränkische noch das friesisch-sächsische, noch das schweizer oder nordische Haus zeigen ähnliche Grundrisse.

Grundriss und Ansicht des einfachen, in der Gegend von Gossensass üblichen Bauernhauses sind schematisch in Figur 1 und 2 dargestellt; der Haupteingang liegt unter dem Giebel, und Wohnung, Küche und Stallungen befinden sich an beiden Seiten eines Ganges, welcher die ganze Tiefe des Hauses durchläuft. Die Giebel sind in dieser Gegend meist mit Ziegenköpfen geziert.

Bei dem alten Bauwerk im Pflertschthal aber läuft der Gang nicht von vorn nach hinten, sondern von einer Seite des Hauses zur andern; hierin und in den auch sonst nicht üblichen terrassenförmig aufsteigenden Heukästen unter dem Giebel (Figur 5a, b, c) liegt eine Sonderstellung, welche auffällig und wohl nicht bedeutungslos ist. Der ganze Zustand des Hauses, Steinmauern und Balkenwerk machen den Eindruck grossen Alters, wenn es auch nicht möglich zu sein scheint, ausser etwa durch Ausgrabungen im Hause selbst, zu eruiren, wie lange das Bauwerk steht. Da aber Wassers- und Feuersnoth dem interessanten Bau über kurz oder lang ein Ende bereiten könnten, so schien es mir nicht überflüssig, denselben zu skizziren. Grundriss (Fig. 5), Vorder- und Seitenansicht (Fig. 3 und 4) geben eine genügende Vorstellung, so dass ich von einer detaillirten Beschreibung absehe. Ich bemerke nur, dass die Bezeichnung „Keller" nicht einen tief gelegenen unterirdischen Raum bezeichnet, sondern überhaupt einen Raum, welcher zum Aufbewahren von Speise und Trank dient. Wahrscheinlich war früher der Haupteingang dort, wo jetzt der Ausgang ist, so dass man s. Z. zuerst rechts und links die Stuben betrat; jetzt geht man an der dem Thalausgang zugewendeten Seite ins Haus und durchschreitet erst den ganzen Hausgang, ehe man an Stube und Küche gelangt. Das Ganze ist sehr verfallen und schmutzig. Die schwarz ausgezogenen dicken Linien

in Figur 5 bedenten Steinmauern, die dünnen Holzwände. Der Herd ist enorm gross und nimmt den ganzen hinteren Theil der Küche ein.

Leider ist wenig Aussicht vorhanden, über die Besiedelung und die Geschichte dieser so lange ganz abgeschlossenen Gebirgsthäler etwas Genaueres zu erforschen.

Der Vorsitzende begrüsst diese Mittheilung mit Freuden. Seitdem die sich ergänzenden Arbeiten der Herren Meitzen und Henning die allgemeine Aufmerksamkeit auf das deutsche Haus gelenkt haben, tritt auch für die anthropologische Gesellschaft die Aufgabe heran, die noch vorhandenen Reste der ältesten Wohngebäude zum Gegenstand ihrer Studien zu machen. Viele Mitglieder werden vielleicht gerade in dieser Richtung einen angenehmen Anreiz für praktische Betheiligung an den Arbeiten der Gesellschaft finden.

(4) Der Herr Cultusminister übersendet zur Kenntnissnahme den 36. Bericht zur Alterthumskunde Schleswig-Holsteins von Handelmann.

(5) Hr. Handelmann übermittelt im Auftrage des Vorstandes des Meldorfer Museums eine Photographie der Immenstadter Fundsachen, aufgenommen vor deren in Mainz erfolgter Reinigung, sowie eine Abhandlung über

Thongefässe und Haselnüsse im Moor.

In den Verhandlungen 1880, S. 17 und 135, 1881, S. 22 kamen die Thongefässe zur Sprache, welche hie und da in Mooren gefunden sind und ausser der hineingewachsenen Torfmasse nichts enthalten. Eine Zusammenstellung derartiger Funde habe ich früher in den Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein Bd. II, Heft 2, S. 87 ff. veröffentlicht und ich bin jetzt in der Lage, einige andere Fälle mitzutheilen, welche zu einer weiteren Discussion dieser Frage anregen dürften:

1. Hr. Hofpächter H. Böckmann schenkte dem Kieler Museum No. 4907: ein kleines Töpfchen mit aufgesetzter schwarzer Glätte, hoch 8½ *cm*, Durchmesser am Boden 5 *cm*, an der Mündung 11½ *cm*, während auf 5 *cm* Höhe der grösste Durchmesser 13 *cm* beträgt. In der Einschnürung des Halses ist eine kleine, 1 *cm* lange, leistenförmige Erhöhung. Gefunden in einem Moor bei Hornsdorf (Kirchspiel Schlamersdorf, Kreis Segeberg), welches vor zwanzig Jahren noch als Fischteich benutzt wurde und früher mit dem Honsdorfer See in Verbindung gestanden haben mag.

In diesem Moor kommen wiederholt Töpfe vor; aber, wie Hr. Böckmann schreibt, „es ist nie etwas darin oder dabei gefunden.“ Die früher ausgegrabenen Töpfe waren bedeutend grösser, wurden aber niemals heil zu Tage gefördert. Eine derartige Scherbe ist im hiesigen Museum unter No. 4270 inventarisirt; s. Bericht 36, S. 4.

2. Die Zeitung „Dannevirke“ berichtete, dass im Sommer 1880 „in einem kleinen Moor zwischen den Dörfern Ladegard und Stüding (Kirchspiel Hammeleff, Kreis Hadersleben) beim Torfgraben Urnen von verschiedener Gestalt gefunden wurden, und dass es dem Finder gelang, eine wohlerhaltene Urne herauszuheben. Man hat seiner Zeit in das Moor Löcher bis zu ein Paar Ellen Weite gegraben, um die Urnen hineinzusetzen. Dass sie nicht in einen See versenkt sind, ist deutlich, denn die Erde ringsum ist sowohl dunkler, als auch loser, wie die übrige Moorerde. Der betreffende Torfgräber meint, dass die Urnen sich meistens in der Nachbarschaft der im Moor vorkommenden Eichenstämme finden, und dass diese Bäume nicht umgestürzt, sondern von Menschen umgehauen sind. Im Moor finden

sich viele Haselnüsse, was keine Seltenheit und auch nicht sonderbar ist, da Haselbüsche oft das Unterholz im Eichwalde bilden. Dagegen erscheint es bemerkenswerth, dass zwischen dem Moos vom Grunde des Moors kleine rothe Beeren vorkommen, vermuthlich Moorheidelbeeren (Kranichbeeren, Vaccinium oxycoccus), was jedoch der Torfgräber bezweifelt, da dieselben nach seiner Meinung zu klein dafür sind."

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das obgedachte wohlerhaltene Thongefäss mit einer neuerdings angekauften Privatsammlung in den Besitz des Kieler Museums übergegangen. No. 5091: Thongefäss mit schwarzer Glätte, hoch 13½ *cm*, Durchmesser am Boden 7 *cm*, an der Mündung 17 *cm*. Der Untertheil gleicht einer Schaale, welche oberhalb ihrer grössten Weite (21 *cm* Durchmesser auf 6 *cm* Höhe) einen ringsumlaufenden eingeritzten Streifen mit Ornamenten zeigt. Der darüber ansetzende Hals ist scharf eingezogen und am Rande wieder auslegend. Gefunden in einem Moor bei Ladegard in der Nähe des Törningsees (welche Ortsangabe mit obiger Zeitungsnotiz zutrifft).

3. Laut einer Aufzeichnung im Archiv des Kieler Museums (No. 66 vom Jahre 1875) fand der hiesige Anatomiediener Hansen vor Jahren beim Torfgraben in einer zum Gute Freudenholm (Kirchspiel Preetz, Kreis Plön) gehörigen Moorparcelle unter dem mindestens 14 Fuss mächtigen Torflager auf dem sandigen Grunde eine Stelle, welche mit Asche bedeckt war, zwischen welcher eine Menge Topfscherben lagen. Als er seine Mitarbeiter herbeirief, erklärten diese, solche Stellen hätten sie daselbst schon mehrere gefunden. In demselben Moor, mehr nach der Mitte hin, lagen viele dickstämmige Tannen, der ganzen Länge nach, und zwar sämmtlich, als ob sie bei einem Sturm aus Nordwesten umgestürzt seien. Die Aschenstellen oder Herdstätten waren an der Kante des Moors belegen.

Auch in dem Moor bei Rasdorf (Kirchspiel Preetz, Kreis Plön), wo die Steinaxt mit hölzernem Stiel No. 3557, s. Bericht 36, S. 12, gefunden ist, waren wiederholt Urnen mit einer schmierigen schwarzen Masse vorgekommen, aber achtlos zerschlagen worden.

4. Als der Einbaum von Vaalermoor, s. Bericht 35, S. 8, erhoben wurde, erhielt ich No. 4233: Scherben von einem kleinen dünnwandigen Thongefäss mit plattem blindem Griff, welche etwa 30 *cm* unter der Oberfläche des Moors, oberhalb des Einbaums, gefunden waren. An einer Scherbe klebten noch einige kurze Haare. Daneben hatten vertrocknete Beeren gelegen, welche die Finder nicht zu bestimmen wussten.

Am 25. Novbr. 1880 schrieb mir Hr. Lehrer P. Voss in Vaale (Kirchspiel Wacken, Kreis Rendsburg): „Es herrscht hier wie im Vaalermoor bei Cultivirung der Wiesen- und Moorländereien die Methode, dass man mittelst einer Maschine die sehr tief liegende Kleierde, den sogen. Marschmergel, an die Oberfläche fördert und denselben alsdann auf die Ländereien schafft. Etwas Moorerde liegt gewöhnlich über dem Marschmergel, welche erst weggeräumt wird, und danach beginnt die Arbeit mit der Maschine. Man hebt zuweilen den Mergel aus einer Tiefe von 20 bis 30 Fuss. An manchen Stellen kommt man gar nicht durch denselben hindurch; anderswo sitzt er nicht so tief und trifft man darunter wieder Moorerde. Bei derartiger Arbeit sind in diesem Herbst verschiedene Alterthumsgegenstände zu Tage gefördert, und zwar sämmtlich aus einer Tiefe von 20 Fuss, was sich genau an der Maschine feststellen liess. Es war in derselben Niederung, wo vor zwei Jahren der Einbaum gefunden wurde, circa 400 Ruthen nördlich von der Fundstelle.

Die eingesandten Fundsachen sind: No. 4635 a) Scherben von drei oder vier Thongefässen; b) Röhrenknochen und c) Bruchstücke vom Unterkiefer eines Schafes?

d) ein Flintspeer. Ausserdem brachte die Maschine eine ziemliche Masse Holzkohlen mit in die Höhe, sowie auch mehre faustgrosse Steine, welche in dem Marschthon eine ungewöhnliche Erscheinung sind. Hr. Voss möchte daraus folgern, dass die Thongefässe hier, ebenso wie sonst die Urnen, mit Steinen verpackt gewesen sind.

Weiter schrieb Hr. Voss: „Beim Torfketschern werden sehr häufig Haselnüsse und zwar in ziemlicher Menge herausgefördert. Ich habe das Moor schon vor fünfzig Jahren gekannt; damals war es noch an vielen Stellen unzugänglich. Wenn man darauf ging, so musste man befürchten einzusinken. Grösstentheils war es damals mit Haidekraut bewachsen, und von Sträuchern und Büschen sah man keine Spur. Nach meiner Erfahrung wächst der Haselstrauch überhaupt nicht gern auf Moor. Woher mögen also die Haselnüsse herrühren, welche beim Ketschern gefunden werden?"

Das Vorkommen von Haselnüssen ist bereits oben im Moor bei Ladegaard constatirt, und auch aus einem Moor bei Ahrenshöft (Kirchspiel Drellsdorf, Kreis Husum) im Bereich des vormaligen Friesenwaldes sind früher Haselnüsse, No. 3369, eingeliefert. Ich übermittelte die Frage daher dem Hrn. Professor Dr. A. Engler hierselbst, und erhielt von diesem demnächst den betr. Bogen des II. Bandes seiner „Botanischen Jahrbücher", worin eine Abhandlung von Axel Blytt über „die Theorie der wechselnden kontinentalen und insularen Klimate" veröffentlicht ist. Daraus möchte ich die hier in Betracht kommenden Stellen hervorheben.

(S. 20.) „Aus den dänischen Beobachtungen ergiebt sich, dass Lager von Wurzelstöcken auch in vielen Mooren Dänemarks vorkommen, und die genauen Beschreibungen Steenstrup's weisen nach, dass sie zwischen den Torfschichten der verschiedenen Perioden auftreten. Daraus erhellt, dass diese Waldschichten die einzigen Ueberbleibsel jener langen trockenen Zwischenzeiten darstellen, während welcher die Flora des Landes sich änderte und neue Baumarten einwanderten."

(S. 21—22.) „Als das Eis während einer trockneren Periode sich zurückzog, fand sich zuerst die arktische Flora ein. — Unter den zunächst hierauf folgenden klimatischen Aenderungen fand die Einwanderung der subarktischen Flora statt, während gleichzeitig die beiden ältesten Torfschichten und die älteste Waldschicht sich bildeten. — Die boreale Flora hielt ihren Einzug unter trockenem Klima mit starker Sommerwärme. Die Moore beweisen, dass die skandinavische Halbinsel einst weit mehr Laubwald besessen hat als in der Gegenwart. Reste wärmeliebender Laubhölzer finden sich massenweise in den Mooren, sogar in Gegenden, wo solche Bäume heutzutage nicht mehr vorkommen. Der Haselstrauch war einst viel häufiger als jetzt. Die Moore von Bohuslän bewiesen, dass der Vogelkirschbaum seiner Zeit viel ausgebreiteter gewesen ist, als in der Gegenwart. — Vom Haselstrauch findet man Nüsse, vom Vogelkirschbaum Steine in den Mooren. — Beide oben genannte Arten sind boreale, und die Haselstaude ist geradezu eine Charakterpflanze dieser Artgruppe."

(S. 18.) „Kohlenschichten findet man sowohl auf dem Grunde, wie oben im Torf, was auf wiederholte Waldbrände deutet. Da der Blitz dürre Bäume anzündet und solche zur Zeit der Urwälder im Ueberfluss vorhanden waren, konnten Waldbrände natürlich leicht entstehen auch ohne Zuthun der Menschen."

Zur Vergleichung möchte ich zwei Moorfunde aus Jütland heranziehen, welche Hr. Arthur Feddersen in den Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1881 S. 369 ff. ausführlich beschreibt.

Im südlichen Theil des Moore Broddenbjävg, ziemlich dicht am Rande, stiess

man beim Torfgraben, April 1880, auf einen Steinhaufen, der auf dem Grunde des hier etwa 4 Fuss tiefen Moores aufgestapelt war. Zwischen den Steinen war eine Urne verpackt, welche entzwei ging. Nach der Meinung des Finders sollte „Asche“ darin gewesen sein; aber es war durchaus keine Spur davon oder von Knochen zu constatiren. Dagegen fanden sich Scherben von wenigstens zwei Thongefässen, und auf dem einen Bodenstück war eine ziemlich unvollkommene Kreisfigur mit deutlichem Mittelpunkt eingeritzt. An der Seite des Steinhaufens stand aufrecht eine 88 *cm* hohe Priapusfigur von Eichenholz, welche Hr. F. mit der reichlich $1^1/_2$ *m* hohen Holzfigur von Alt-Friesack im Berliner Museum[1]) u. a. m. zusammenstellt.

Im Lauf des Sommers 1880 fand der Eigenthümer im östlichen Theil desselben Moors und auf einem eng begrenzten Raum etwa zwanzig Töpfe von schwarzer Masse mit den characteristischen scharfkantigen Granitkörnern; sie standen ziemlich dicht bei einander und waren alle leer. Ueberhaupt sollen in diesem Moor öfter Thongefässe vorkommen, wie daselbst auch früher ein Broncecelt und ein anderes Mal drei Stücke Ringschmuck des Bronzealters gefunden sind.

Im Moor Skjelmose fand man beim Torfgraben 1880 einen aufrecht stehenden, 1 *m* langen ausgehöhlten Eichenstumpf, auf dem die Rinde noch festsass; derselbe hatte weder Deckel noch Boden und war zum Theil mit kleinen abgerindeten Stöcken angefüllt. Darunter war ein Steinhaufen, dessen Spitze angeblich in die cylinderförmige Höhlung des Baumstumpfs hineinreichte, und als die Steine aufgenommen wurden, zeigte sich, dass sie in einer trichterförmigen Vertiefung auf dem Grunde des Moors eingegraben waren. In der südwestlichen Seite des Steinhaufens stand ein leeres Thongefäss, 17 *cm* hoch, von schwarzer Farbe und mit Ornamenten; mitten in den Boden desselben war ein Loch vom Umfange eines Bleistifts durchgebohrt. Neben dem Topfe lag ein Bruchstück von einem hölzernen Löffel nebst einigen anderen, zum Theil angebrannten Stücken Holz. Ausserdem fanden sich zwischen den Steinen Scherben von mehreren anderen Gefässen. Zwischen beiden Steinhaufen waren verschiedene Quarzite und andere Steine, welche Spuren der Bearbeitung und des Gebrauchs trugen; in letzterem Haufen auch zwei Bruchstücke von Quernsteinen.

Hr. Feddersen denkt an einen Opferbrauch, und in dem einen Falle mit der Priapusfigur wäre ich nicht abgeneigt, ihm beizustimmen. Im Allgemeinen jedoch scheint mir die Frage wegen der Thongefässe im Moor noch keineswegs spruchreif zu sein.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch berichten über

zwei anderweitige Funde von Thongefässen in Dithmarschen.

Etwa 24 *m* vom Westabhang der Düne bei Lehe (Kirchspiel Lunden, Kreis Norder-Dithmarschen) stiess ein Arbeiter, August 1882, beim Sandgraben auf einen viereckigen Holzbau, welcher reichlich 1 *m* unter der Oberfläche lag und etwa 1 *m* lang und 75 *cm* breit war. Derselbe bestand aus etwa 5 Fuss langen, zugespitzten Eichenbohlen, welche dicht aneinander in die Erde eingerammt waren, und soll angeblich mit einem (vermoderten) Holzdeckel verschlossen gewesen sein. Leider wurde dieser merkwürdige Bau ohne sachkundige Aufsicht ausgeleert und grösstentheils zerstört. Als Hr. Lehrer Heinrich Carstens in Dahrenwurth, welchem das Kieler Museum einen ausführlichen Bericht und die Uebermittelung der Fundstücke verdankt, zur Stelle kam, war insbesondere nur noch eine mit Zapfenlöchern

1) Correspondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1858, S. 104.

versehene Eckbohle vorhanden, und in diese Löcher passten genau die Zapfen von vier zerbrochenen dicken Queerhölzern. Es scheint also eine Art Rahmen in die Erde gesetzt zu sein, der die Ausdehnung der Grube bestimmte; oder die Queerhölzer könnten dazu gedient haben, ein Ausweichen der Pfähle zu verhindern. Sämmtliche Bohlen schienen glatt und sauber bearbeitet zu sein.

In diesen Holzbau waren etwa (mindestens) zehn Thongefässe hineingestellt, welche angeblich bis an den Rand mit „Asche" gefüllt waren; da diese Asche jedoch einen unangenehmen Geruch verbreitete, so wurde sie weggeschüttet. So viel ist aber durch die sorgfältigen Nachfragen des Hrn. Carstens und namentlich durch die Aussage des Hrn. Conditor H. Umlandt in Lunden, der noch früher zur Stelle gewesen, als ausgemacht anzusehen, dass unter der sogenannten Asche durchaus keine calcinirten Knochenreste vorkamen, und dass also kein Urnenbegräbniss hier gewesen ist. Auch ist von sogenannten Beigaben oder Todtengeschenken durchaus nichts gefunden worden. Dagegen wird eine gelblich-graue fettig-klebrige Masse erwähnt, die sich wie Butter schmieren liess. Die geringfügigen, eingetrockneten Reste, welche noch an den Scherben klebten, erwiesen sich als Thon, der mit organischen Substanzen vermengt ist.

Von den Thongefässen sind nur zwei heil zu Tage gefördert; die übrigen waren durch den Spaten vollständig zertrümmert und die Scherben in alle Winde zerstreut; doch gelang es, Einzelnes wieder zusammen zu passen. Es muss übrigens bemerkt werden, dass in der Umgebung der Fundstelle schon seit Jahren beim Sandgraben Topfscherben zum Vorschein kamen. Auch hat man später nördlich vom Holzbau (grösstentheils auf dem anliegenden Acker, wo sonst keine Scherben gefunden sind) eine Fläche blossgelegt, die mit schwarzer Asche übersäet war. Es wird bei der Sachlage schwerlich an eine Leichenbrandstätte zu denken sein, sondern eher vielleicht an einen Brennplatz, wo die frischgeformten Töpfe (gleich den jütländischen Tatertöpfen) im Schmauchfeuer gebrannt wurden. Andererseits möchte ich den Holzbau mit dem wenn auch viel jüngeren Keller des Burgberges auf der Insel Röm vergleichen, dessen Umfassung aus dicken Eichenpfosten bestand[1]).

Die in das Kieler Museum gelangten Stücke aus diesem Funde sind unter No. 4995 inventarisirt, wie folgt:

a. Krugförmiges Gefäss mit schwärzlicher Glätte, hoch 20 *cm*, grösster Durchmesser $17\frac{1}{2}$ *cm* auf 10 bis 11 *cm* Höhe, Durchmesser am Boden $8\frac{1}{2}$ *cm*, an der Mündung 9,8 *cm*. Unten auf dem Boden ist ein Kreuz eingedrückt.

b. Desgl. mit schwarzgrauer Glätte, hoch 17 *cm*, grösster Durchmesser $16\frac{1}{2}$ *cm* auf 9 *cm* Höhe, Durchmesser am Boden 8 *cm*, an der Mündung 11 *cm*. Das unten auf dem Boden eingedrückte Kreuz ist noch deutlicher wie bei dem vorigen Gefäss.

Bei beiden Krügen hat die Glätteschicht sich nur am oberen Theil erhalten.

c. Zusammengestücktes fragmentarisches Gefäss, wo nur am Rande Spuren einer schwärzlichen Glätte bewahrt sind. Eine horizontale Furche bezeichnet den Ansatz des Halses, und unten auf dem Boden ist ein Kreuz.

d. Bodenstück eines Gefässes mit schwarzer Glätte, auf welchem gleichfalls ein Kreuz[2]) eingedrückt ist. Dicht über dem Boden laufen fünf Parallelfurchen rings um den Fuss des Gefässes herum.

---

1) Zeitschrift der Gesellschaft für Schlesw.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. IX, S. 189; vgl. Bd. XII, S. 400.

2) Einfache Kreuze unten auf dem Boden kommen im Kieler Museum vor bei einer Graburne von Tungendorf, Kirchspiel Neumünster, und bei zwei Thongefässen aus dem Taschberger Moor. Ein drittes Gefäss aus eben diesem Moorfunde zeigt unten auf dem Boden ein Hakenkreuz.

e—l. Scherben verschiedener Art und Farbe, zum Theil mit Ornamenten (welche im handschriftlichen Katalog genauer beschrieben sind).

Ueber einen zweiten Fund von Thongefässen auf der Wurth von Hassenbüttel (Kirchspiel Wesselburen, Kreis Norder-Dithmarschen) liegt noch weniger vor. Vor sechs Jahren nämlich wurden beim Abbruch eines Backofens in der Nähe des abgebrannten Kruse'schen Geweses und bei der nachmaligen Umpflügung des Grundstücks eine Anzahl Scherben und auch einzelne heile Gefässe zu Tage gefördert. Es war die Rede von einigen dreissig Töpfen, welche an einer etwas erhöhten Stelle in gleichmässiger Tiefe nebeneinander gestanden hätten und mit irdenen Platten zugedeckt gewesen sein sollten; sonst sei nichts als Erde in den Töpfen gefunden. Jedoch im Ganzen war die Erinnerung an diesen Vorgang, dem man s. Z. keine Bedeutung beigelegt hatte, durch die lange Zwischenzeit ziemlich abgeschwächt, und man wusste kaum die eigentliche Fundstelle mit vollständiger Bestimmtheit anzugeben.

Ueber eine daselbst am 13. Juli 1882 von dem Vorstande des Meldorfer Museums veranstaltete Nachgrabung hat Herr Professor Chalybäus mir gütigst Nachstehendes mitgetheilt: „Wir liessen auf dem Grundstück, welches mit Runkelrüben bepflanzt war, mehrere Quergräben bis zu 5—6 Fuss Tiefe ziehen, während die Urnen nur ca. 3 Fuss tief gesessen haben sollen. Aber wir fanden nichts als einzelne Scherben, zum Theil vom oberen Rande, unter denen zwei fast 1 *cm* stark und von so hartem grauen Thon waren, dass wir — wären wir auf ganze Gefässe gestossen — diese ohne Zweifel unbeschädigt hätten heben können. Ein Stück hat ein Oehr mit Fingerspuren, die dasselbe an beiden Seiten zusammengedrückt haben; andere sind röthlich, in der Mitte grau, andere schwarz; die letzteren nur halb so stark wie jene. Ganze Urnen, oder Bodenstücke, welche nach Aussage des Herrn Kruse beim Pflügen an Ort und Stelle geblieben waren, konnten wir nicht finden. Da das Grundstück bepflanzt war, so war immerhin etwas Schonung geboten; mit Erlaubniss des Herrn Kruse wurden gegen fünfhundert Pflanzen ausgezogen, um Gräben nach den verschiedensten Richtungen zu ziehen; leider vergebens! Deshalb gaben wir schliesslich die Sache auf. — Die Wurth von Hassenbüttel ist übrigens im höchsten Grade interessant; sie ist fünf Dithmarscher Morgen gross und misst an Höhe in der Mitte 22½ Fuss über ordinärer Fluth. Namentlich an der Seeseite, wo der Fahrweg in einem Winkel von circa 40 Grad herabführt, ist die Höhe vortrefflich zu übersehen. In einer Tiefe von fünf Fuss folgte unterhalb der oberen Kleierde eine mehrere Fuss mächtige Schicht von verrottetem Reth, mistartigem Torf u. dgl."

Andererseits schreibt mir Hr. Kl. Peters in Jarrenwisch, welcher zuerst in den Zeitungen auf diesen Fund aufmerksam machte, dass nächstes Frühjahr eine umfangreichere Nachgrabung vorgenommen werden soll. „Davon erwarte er bessere Resultate, namentlich auch aus dem Grunde, weil ihm von glaubhaften Leuten mitgetheilt worden, dass auf jener Wurth ein riesiger Felsblock vorhanden sei, welcher mitten in die Marsch hinein nur durch Menschenhand und zu einem besonderen Zwecke hat hingeschafft werden können." — Es mag in diesem Zusammenhang auch einer alten sagenhaften Ueberlieferung gedacht werden, wonach die Kirche, welche jetzt auf der Wurth Wesselburen steht, ursprünglich auf der Hassenbütteler Wurth hätte erbaut werden sollen.

(6) Hr. Handelmann schreibt über

vorgeschichtliches Burgwerk und Brückwerk in Dithmarschen.

Die eigenthümliche politische Entwickelung Dithmarschens bis zu seiner

gewaltsamen Unterjochung im Jahre 1559 und die Sonderstellung, welche die Landschaft auch nachher noch Jahrhunderte lang behauptet hat, erklärt sich nicht zum mindesten aus den physisch-topographischen Verhältnissen. Die Dithmarscher Geest ist nämlich gegen Osten fast überall von Bächen, Niederungen und Mooren umgeben und hängt nur mittelst eines schmalen Landstreifens mit dem Mittelrücken der Halbinsel (Alt-Holstein) zusammen. Bevor also die modernen Chausseen und Eisenbahnen die Landschaft mit den andern schleswig-holsteinischen Gauen zusammen schmiedeten, war daher die Verbindung mit der Aussenwelt zu allen Zeiten auf dem Wasserwege leichter und erspriesslicher als zu Lande. Von jenseits der Elbe kam die christliche Mission; Atrebanus, der erste Märtyrer im „Diethmarsgau" (782), war ein Schüler des nachmaligen Bremer Bischofs Willehad. Und seit der Zeit Karls des Grossen gehörte Dithmarschen zusammen mit dem südlichen Ufer der Elbemündung: in geistlicher Hinsicht zum Sprengel des Bischofs von Bremen, in weltlicher Hinsicht zum Amtsbezirk des Grafen von Stade. Der damalige Hafenplatz Meldorf, unmittelbar auf dem westlichen Rande der Geest, wo derzeit die Miele in die Elbe mündete, wurde der staatliche und kirchliche Mittelpunkt des Landes. Hier ist die erste Kirche erbaut, welche lange die einzige Taufkirche für ganz Dithmarschen blieb; hier stand die Burg des Grafen, von welcher die Geschichte allerdings nichts zu melden weiss, deren Andenken aber noch in den Namen der „Burgstrasse" und des „Burgviertels" fortlebt. Ob bei solcher engeren Verbindung zwischen beiden Elbufern auch ein Gefühl gemeinschaftlicher Abstammung zu Grunde lag oder mitwirkte, d. h. ob die Dithmarscher ursprünglich dem grossen friesischen Volksstamm, der ringsum die Ufer der Nordsee bewohnte, angehört und erst in geschichtlicher Zeit allmählich die friesische Mundart mit der niedersächsischen vertauscht haben, wie desgleichen nachweislich später noch in Eiderstedt, auf Nordstrand und Pelworm geschehen ist: diese neuerdings wieder angeregte Frage[1]) muss hier unerörtert bleiben.

Auf der Landseite ist die Verbindung zwischen Holstein und Dithmarschen noch in neuester Zeit schwierig gewesen. Als vom Jahr 1849 an die Gemeinsame Regierung eine tägliche „Diligence" nach Meldorf u. s. w. einrichtete, erwiesen die Wege sich so schlecht, dass Umwerfen im eigentlichen Wortverstande eine Zeit lang zu den täglichen Begebenheiten gehörte. In der vorhergehenden Periode (ich finde diese Angabe schon im Altonaischen Almanach auf das Jahr 1785) fuhr die „Dithmarsische fahrende Post" einmal wöchentlich (Freitags Mittags) von Altona über Itzehoe nach Meldorf, Heide, Lunden und weiter über Friedrichstadt, Husum nach Schleswig (Sonntags Morgens) und von dort einmal wöchentlich (Sonntags Nachmittags) auf demselben Wege zurück nach Altona (Dienstags Nachmittags). Die alte Landstrasse ging vorüber an dem holsteinischen Grenzschloss Hanerau und folgte dann dem einzigen Passweg, welcher zwischen den Quellen der Giselau und der Holstenau die dithmarscher Grenze überschreitet, während jetzt die Eisenbahn von Neumünster nach Heide in gerader Richtung die Niederung der Giselau durchschneidet.

Nordöstlich von der jetzigen Eisenbahnbrücke, wo von Alters her eine Furth und ein Fussweg und Steg über die Giselau führten, haben sich Ueberreste der uralten Grenzbefestigung erhalten. Auf holsteinischer Seite, Feldmark Beldorf, liegt eine Erhöhung, umgeben von einem breiten Graben, um dessen südliche Seite

1) Vergl. den Aufsatz: „Friesische Spuren in Dithmarschen" von H. Chr. Tamm im VI. Bande der Zeitschrift der Gesellschaft für Schlesw.-Holst.-Lbg. Geschichte S. 1—93, 233.

ein halbmondförmiger Wall läuft. Dies ist ohne Zweifel der eigentliche Kukswall[1], der zu den Erdwerken von abgestumpfter Kegel- oder Pyramidenform, wie sie auch anderweitig zahlreich vorkommen, zu rechnen ist. Auf dithmarscher Seite, Feldmark Wennbüttel, ist eine Walllinie, die ziemlich gerade vom nördlichen Ufer der Au ausgeht und deren nördliches Ende sich schanzenförmig umbiegt; von der Mitte der Linie läuft ein Seitenwall bis über den Weg. Früher ist der Kukswall wohl als eine Gerichtsstätte gedeutet, weil man im Jahr 1500 übereinkam, dass künftige Streitigkeiten zwischen Holstein und Dithmarschen durch beiderseitige Schiedsrichter an dieser Stelle beigelegt werden sollten. Aber es kann kein Zweifel sein, dass sowohl der Wallberg als die Walllinie ursprünglich zu militärischen Zwecken aufgeworfen sind. Erinnern wir uns des romantischen Bildes aus Gustav Freytag's „Ahnen" (Bd. I), wie Ingo hinanfsteigt zu dem Verhau, der die Wälder der Thüringe von den Katten schied, und wie der Grenzwächter ihm Halt gebietet! So mag unsere Phantasie sich auch ausmalen, wie hier an der Giselau die Nachbarstämme der Holtsaten (Holsten) und der Diethmaringer (Dithmarscher) gegen einander die Landesmark wahrten. Um die Grenze wird hier oftmals und blutig gestritten sein; eine Erinnerung an diese Kämpfe haben uns die Ortsnamen bewahrt. Die Giselau z. B. ist benannt nach einer Walküre Gisila, d. h. Speerjungfrau, und auch manche Orts- und Flurnamen des holsteinischen Grenzkirchspiels Hademarschen scheinen ihren Ursprung aus der altgermanischen Mythologie herzuleiten[2]).

Längs der Grenze breitete sich ein mächtiger Waldbestand aus, der Riesewohld, wovon jetzt nur der Name und geringe Restbestände übrig sind, der aber vormals etwa das Gebiet der heutigen Kirchspiele Albersdorf und Nord-Hastedt bedeckt haben mag. Freilich ist nicht an einen unberührten Urwald zu denken; die zahlreichen Gräber aus der Stein- und Bronce-Periode zeugen vielmehr dafür, dass schon die ältesten Bewohner Dithmarschens den Riesewohld in ihren Bereich gezogen hatten. Und sie haben sich gewiss nicht darauf beschränkt, jene Grabdenkmäler zu erbauen, wo das Material, die mächtigen Felsblöcke, zur Hand waren; es mögen auch auf einzelnen Lichtungen Höfe gebaut und Ackerbau betrieben sein. Aber Herkommen und Gesetz schützten den Grenzwald vor unbedachter und muthwilliger Zerstörung. Wenn das Landrecht vom Jahre 1447 das Holzfällen in der Hamme oder im Schalkholz oder in irgend einer Landwehr mit der hohen Brüche von 60 Mark Lübsch bedrohte, so hätte in jener Vorzeit Denjenigen, der den Riesewohld zu „verhauen" wagte, gewiss noch viel härtere Strafe getroffen. Denn dieser Grenzwald war der Schirm und Schutz des ganzen Landes und mochte darum mit Recht, wie die Sage erzählt, als heilig gelten.

Wo die Grenzwaldung im Süden zu Ende geht, da finden wir einen Ortsnamen, welcher für die älteste Kriegsverfassung Dithmarschens bedeutungsvoll erscheint: „Heristede", später als ein gleichnamiges Dorf weiter nordwärts erwuchs, „Kerkherstede" (Kirchen-H.) und endlich Süder-Hastedt genannt. Der Name dürfte sich als die „Heerstätte", Versammlungsplatz des allgemeinen Aufgebots, erklären. Ob der Ringwall bei Schafstedt, von dem noch Spuren vorhanden sind, zu einer

1) Zeitschrift der Gesellschaft für Schl.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. IV, S. 16. Vergl. Förstemann: „Altdeutsches Namenbuch" Bd. II, S. 1635: „Kukesburg in der Gegend von Hildesheim."

2) Vergl. den Aufsatz: „Dithmarschenkämpfe im Heidenthum" (mit einer Karte) von W. Mannhardt in dessen Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde Bd. III, S. 70—83. Jedoch sind bei Mannhardt die Orts- und Flurnamen nicht immer richtig angegeben.

Vorpostenstellung des Volksheeres diente, oder ob ein dithmarscher Geschlecht hier den Versuch gemacht hat, sein Gehöft auf ritterliche Weise mit Thurm, Wall und Graben einzurichten, das mag dahingestellt bleiben. Auch die Hofstelle Speersdiek ist von alten Wällen umgeben, und vom Frestedter Moor bis zur Au, südlich von Quickborn, ziehen sich drei parallellaufende Befestigungslinien, welche Laufgräben genannt werden.

Unvergleichlich grossartiger ist die Bökelnburg[1]), welche auf dem Höhenzuge oberhalb des Kirchdorfes Burg belegen ist, und deren innerer Raum seit dem Jahr 1818 als Begräbnissplatz dient. Der hohe kreisförmige Ringwall hat oben auf dem

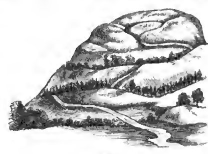


Fig. 1.

Kamm einen Umkreis von circa 547 Schritten; der innere Durchmesser beträgt etwa 330 Fuss. Als der Wendenfürst Gottschalk um das Jahr 1032 das ganze nordelbische Land mit Feuer und Schwert verheerte, da ist, wie der Chronist Helmold erzählt, seinen Händen nichts entgangen ausser den weitberühmten Burgen Itzehoe und Bökelnburg, wohin einige Bewaffnete mit Weibern, Kindern und Habseligkeiten sich geflüchtet hatten. Und zu demselben Zweck hatte der gewaltige Ringwall damals ohne Zweifel schon seit mehreren Jahrhunderten gedient. Die an seinem Fusse vorüberfliessende Au ist gleichfalls noch einer Walküre Walburg benannt. Der verstorbene Kirchspielvogt Messner zu Burg bewahrte in seiner Sammlung (jetzt im Berliner Museum) „einen halben Steinhammer, gefunden an der Ostseite der hohen Burg, am zweiten äusseren Wall“; doch darf man darauf nicht allzuviel Gewicht legen. Von anderweitigen Funden, die für eine Altersbestimmung besser zu verwerthen wären, ist nichts bekannt geworden, obwohl man sie gerade hier, wo die jetzige Bestimmung des Orts fortwährende Grabungen veranlasst, am ehesten hätte erwarten sollen.

Nach der altherkömmlichen Ueberlieferung wäre hier der Schauplatz der Sagengeschichte vom Untergang des alten Grafenhauses, die im Volksgesang fortlebte, bis sie, wie Neokorus sagt, „durch Vielheit der neuen Lieder vergessen und aus dem Gedächtniss entfallen“. Ich habe an einem anderen Ort[2]) ausführlicher meine Ansicht dargelegt, dass der alte Grafensitz nicht hier in der Bökelnburg zu suchen ist, sondern vielmehr in der obgedachten Burg bei Meldorf. Ich halte es für wahrscheinlich, dass dort im staatlichen und kirchlichen Mittelpunkte der Landschaft der Aufstand ausbrach, bei welchem Graf Rudolf umkam. Es war eben damals die Zeit, wo die Grafen der nordelbingischen Gaue, welche vom sächsischen Herzog

1) Die Ansicht Fig. 1 ist nach einer im ersten Drittel dieses Jahrhunderts von Marston angefertigten Zeichnung. Jetzt ist die ganze Anhöhe mit Bäumen bestanden.

2) Zeitschrift der Gesellschaft für Schl.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. IV, S. 3—13.

zur Ausübung der obersten kriegsherrlichen und richterlichen Gewalt bestellt waren, den Versuch machten, ihre Befugnisse weiter auszudehnen und zu einer fürstlichen Gewalt auszubilden. Dem Grafen Adolf in Holstein gelang es; er hat, wie Helmold schreibt, „den unbändigen Waldeseln zuerst den Zaum übergeworfen". Anders war der Verlauf in Dithmarschen; Graf Rudolf ward am 15. März 1144 von den Aufständischen erschlagen; ob in seiner Hauptstadt Meldorf, ob im Burger Ringwall, wo er eine letzte Zuflucht suchen mochte, darauf kommt wenig an. Mit grösserer Zuversichtlichkeit können wir annehmen, dass im Jahre 1149, als der sächsische Herzog Heinrich der Löwe heranzog, um den Tod des Grafen an „den Reichsfeinden, den Dithmarschern", zu rächen, diese ihrerseits in die Bökelnburg flüchteten, ebenso wie ihre Vorfahren bei dem Kriegszuge des Wendenfürsten Gottschalk. Ueber die Einzelheiten dieser Reichs-Execution vom Jahre 1149 ist nichts überliefert; wir wissen nur, dass die Dithmarscher besiegt und gedemüthigt sind, und dass sie (als Kriegscontribution) drittehalb Jahrhunderte lang einen jährlichen Korn- und Viehzins an die holsteinische Burg Hanerau gezahlt haben, der unter dem Namen der „Zehenten des alten Herzogs Heinrich" bekannt war.

Ich habe schon früher die Vermuthung ausgesprochen, dass den rebellischen Dithmarschern damals noch eine besondere Demüthigung auferlegt sein mag, welche den Anlass gab zu einem characteristischen Zug der Grafensage. Bekanntlich erzählt Neokorus, dass zur Zeit des Grafen Rudolf die Bauern zum Zeugniss ihrer Dienstbarkeit einen Klawen[1]) am Halse tragen mussten. Ein Gegenstück dazu finde ich in der grossen belgischen Chronik, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufgezeichnet ist. Diese berichtet: „Der Normannenkönig Gottfried, der an den Rheinmündungen herrschte und im Jahre 885 erschlagen ward, habe die widerspenstigen Westfriesen unter ein so hartes, knechtisches Joch gezwungen, dass sie alle einen Strick um den Hals geschlungen tragen mussten." Aber was die spätere Sage hier wie dort, in den Niederlanden und in Dithmarschen, als Willkürmassregel eines übermüthigen Tyrannen auslegt, das wird vielmehr als eine der im frühen Mittelalter üblichen Ehrenstrafen anzusehen sein. Missethäter mussten in demüthigendem Aufzuge, ein Zeichen der verwirkten Strafe auf ihrem Hals oder Rücken tragend, vor ihrem Herrn erscheinen und eine vorgeschriebene Strecke Weges wandern. Kaiser Friedrich I., der Rothbart, setzte diese zum Theil schon veralteten Ehrenstrafen mit grosser Strenge wieder in Kraft. Z. B. als das rebellische Mailand 1158 bezwungen war, erschienen die Rathsherren, Edelleute u. s. w. barfuss und ein blankes Schwert am Halse vor dem Richterstuhl des Kaisers; und nach der zweiten Capitulation 1162 musste die ganze Mailändische Bürgerschaft mit Stricken um den Hals ausziehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Heinrich der Löwe 1149 hier in Dithmarschen Gleiches verlangte wie sein kaiserlicher Vetter in Italien, und dass nach der Unterwerfung eine ähnliche Procession vor dem siegreichen Herzoge vorüber defilirte. Anstatt des hänfenen Seils aber pflegte man vormals die Weide, d. h. den aus frischen, zähen Eichen- oder Weiden-Gerten gedrehten Strang, zu gebrauchen, und dieser Weidenstrick kann später, als die alte Sitte in Vergessenheit gerieth, leicht mit dem hölzernen Klawen verwechselt sein.

Zwischen dem Kirchdorfe Burg und dem benachbarten Dorfe Buchholz liegt die sogenannte Burghölzung, vormals Borgholt, welche in alter Zeit zu den landes-

---

1) „Klawen" bedeutet das hölzerne Halsband für Hornvieh, woran dasselbe angebunden wird. S. die Abbildung in Schütze's holsteinischem Idiotikon Bd. II, S. 269.

herrlichen Nutzungsrechten gehörte, nachmals dem Geschlecht der Vogedingmannen[1]) zuständig war, und aus der Niemand Holz hauen durfte ohne allgemeine Beliebung. Ohne Zweifel ist dieser Waldbestand ursprünglich als öffentliches Eigenthum der Bökelnburg zugelegt gewesen, damit man aus demselben das nöthige Material an Bohlen, Brettern, Faschinen u. dgl. zum Burgwerk und Brückwerk entnehmen konnte.

Noch etwas weiter südwestlich, beim Dorfe Kuden, liegt mitten in der Niederung der Wulburgsau die sogenannte Dakwiese. Dieselbe war bei Menschengedenken ringsum von Riethwuchs (Dak: Schilfrohr, Rieth) umgeben und ist noch durch solchen vom Kudensee getrennt. Der höchste Theil wird gegenwärtig als Ackerland benutzt, und man ist hier mit dem Pflug wiederholt auf Pfähle gestossen; der übrige Theil ist feuchte Wiese. Bei einer Besichtigung im Herbst 1870 sah ich an den Gräben, welche Acker und Wiese scheiden, ein paar aufrechtstehende und mehrere querliegende Eichenpfähle; viele andere waren schon früher ausgerissen und entfernt. Neokorus (Bd. I, S. 266) hat bereits berichtet, dass, „wenn man hier ein wenig eingräbt, man viel verhauten Holzes findet; also auch eine rechte Steinstrasse, so von Norden in die Dakwiese durch gen Süden gegangen." Er fügt hinzu, „dass das Holz zu einer Grundfeste gebraucht gewesen, und dass etliche meinen, es habe hier ein Junkern-Haus (also ein adeliger Wohnsitz oder eine Ritterburg) gelegen." Jedoch daran ist nach der Beschaffenheit des Terrains ganz und gar nicht zu denken. Die alten grossen Ziegelsteine, welche hier hin und wieder gefunden werden, dürften eher als Unterlage beim Feueranmachen, als Heerdplatten gedient haben. Auch wird unter der „Steinstrasse" des Neokorus ein Pfad von sogenannten Stapfsteinen, der durch das Moor führte, zu verstehen sein. Denn das eine und das andere ist an ähnlichen Stellen in gleicher Weise beobachtet[2]). Die Dakwiese war nämlich vor Alters eine Art Insel mitten im Morast, welche wahrscheinlich in Kriegszeiten als Versteck und Zufluchtsort diente, und die Pfähle sind hier wohl zur Befestigung des schwanken Bodens, sowie der Uebergangsstellen hineingelegt oder eingerammt. Ob auch eine förmliche Bohlenbrücke vorhanden gewesen ist, wird sich jetzt schwerlich noch feststellen lassen.

(Welche Bewandtniss es mit solchem Versteck im Moor hatte, davon giebt die Kirchspiels-Chronik von Oster-Lügum, Kreis Apenrade[3]), ein lebendiges Bild. In der Kriegszeit von 1657—1660, als sowohl die feindlichen Schweden wie die verbündeten Brandenburger, Kaiserlichen und Polen auf das schlimmste im Lande hausten, hatten die Einwohner des Dorfes Haberslund sich mit ihrem besten Hausrath auf die kleine Insel Bygholm, nördlich vom Dorfe, geflüchtet. Hier waren damals höhere Bäume, und ringsum war ein tiefer Morast, über den sich so leicht kein Feind wagte. Doch war man gewöhnlich im Dorf, hielt aber stets Wache in den hohen Eschenbäumen, welche beim Hofe No. 27 A standen, und sobald die Wache das Zeichen gab, zog sich Alles nach der Insel zurück. Wenn dann der Feind ins Dorf kam und keine Leute vorfand, so nahm er was zu nehmen war, steckte auch wohl einige Häuser in Brand und zog wieder ab.)

Vom Kudensee ging früher ein Wasserlauf, der sogenannte Holstengraben, bis in die Elbe und bildete die Grenze zwischen der holsteinischen Wilstermarsch und dem Dithmarscher Süderstrand (Südermarsch). Die Grenzhecke heisst noch das

1) Vergl. den Aufsatz: „Die Vögte und das Geschlecht der Vogdemannen" von Professor Dr. Chalybaeus in Meldorf (Heider Zeitung 1882, Nr. 28—32).

2) Zeitschrift der Gesellschaft für Schlesw.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. X, S. 20, 34, 42.

3) Jahrbücher für die Landeskunde von Schlesw.-Holst. und Lbg. Bd. XI, S. 34–35.

Holstenreck, und eine Redensart, welche bis auf den heutigen Tag beim Kegelspiel gewöhnlich ist, so bald der entscheidende Gang beginnt („Wir müssen vor's Holstenreck!"), erinnert an die blutigen Grenzkämpfe, welche hier in der Vorzeit ausgefochten sind. Um die Zeit, als Graf Rudolf erschlagen ward, war die Eindeichung des Süderstrandes schon ziemlich weit gediehen und die neuen Ackerbaudörfer daselbst begannen sich den alten Geestdörfern an die Seite zu stellen. In der erzbischöflichen Urkunde, um das Jahr 1140, werden unter den Einkünften des Hamburgischen Domkapitels aufgeführt die Zehenten aus Marne, Barlt und Eddelack; auch die darin genannte Kirche zu Uthaven (Aussenhafen), welche sonst nicht wieder vorkommt, wird hier zu suchen sein. Andererseits musste neben den Geestbauern auch der vor dem Averlaker Donn belegene Marschdistrict, das Siedenfeld oder Süderfeld, zu dem nach Hanerau schuldigen Korn- und Viehzins, den sogen. „Zehenten des alten Herzogs Heinrich", beisteuern.

Wir müssen jetzt wieder auf den Punkt zurückkehren, wo wir beim Kukswall die Giselau überschritten haben. Nicht weit davon, in nördlicher Richtung, liegt das Dorf Offenbüttel, wo die Wiesen Burgkrug, Burghaken und die Koppeln Langenborstel, Kurzenborstel auf eine ehemalige Bauernburg oder Zufluchtsstätte schliessen lassen. Noch etwas weiter nördlich finden wir in einer Wiese bei Süderrade den Namen Oldenburg, der für vorgeschichtliche Befestigungen ganz allgemein und sozusagen technisch ist. Zwischen beiden Dörfern breitet sich eine weite, früher wahrscheinlich bewaldete Haidefläche nach Osten hin aus, die Immenstedter Lohe (d. h. Waldung), welche erst seit dem Jahr 1805 zum Theil wieder angebaut ist. Der Sage[1]) nach lag hier vor Zeiten ein reiches Dorf Immenstedt, das durch einen von Norden kommenden Feind bis auf den Grund zerstört wurde. Die Einwohner wollten sich nun einen anderen Wohnplatz suchen, und man kam nach langem Zwist überein, einen Schimmel laufen zu lassen; wo der stille stehe, solle das neue Dorf gebaut werden. In den beiden nächstliegenden Kirchdörfern Albersdorf und Tellingstedt behaupten die Einwohner, Nachkommen der ausgewanderten Immenstedter zu sein, und erzählen, dass der Bauplatz ihrer Kirche auf diese Weise bestimmt sei. Doch wird Gleiches auch von Süderhastedt und Delve, ebenso von anderen Kirchen ausserhalb Dithmarschens berichtet. Ueberhaupt pflegen solche „weisenden Thiere", welche nach höherem Rathschluss den Weg und den Ort der Niederlassung kundgaben, in der Mythologie vieler antiker und moderner Völker vorzukommen.

Auf der Immenstedter Lohe liegt ein vorgeschichtlicher Begräbnissplatz, der sogenannte „alte Kirchhof" (plattdeutsch „Karkhof"), wo neuerliche Ausgrabungen sehr interessante Resultate ergeben haben[2]). Neben Grabhügeln des Bronzealters und Urnenbegräbnissen fanden sich auch Skelettgräber, welche uns die Landesvertheidiger aus der Zeit des Ueberganges vom Heidenthum zum Christenthum

---

1) Müllenhoff's Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg Nr. 138, S. 111.

2) Vergl. die Aufsätze von Gymnasialdirektor Dr. Lorenz in Meldorf, Frl. Mestorf u. a. m. (Itzehoer Nachrichten 1880, Nr. 101, 104 und 106; Heider Zeitung 1880, Nr. 69, 83, 88, 102 und 108; desgl. 1881, Nr. 1, 22 und 27). Kürzere Notizen im Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1881, S. 60.

Die in das Dithmarscher Museum zu Meldorf gelangten Fundsachen von Immenstedt sind bald nach der Ausgrabung photographirt; doch haben dieselben seitdem durch die Reinigung und conservirende Behandlung im Römisch-Germanischen Central-Museum zu Mainz ein wesentlich anderes Aussehen gewonnen.

vorführten. Die meisten Gräber waren mit spärlichen Beigaben bedacht: ein Messer, ein Speereisen, ein Bündel Pfeilspitzen u. s. w. Von hervorragendem Rang und Reichthum aber zeugten zwei Gräber mit prächtigem Frauenschmuck und ein drittes, welches einen Krieger in voller Waffenrüstung barg. Sein Schwert und die mit Gold tauschirten Steigbügel entsprechen den Formen des nordischen sogenannten jüngeren Eisenalters, resp. der karolingischen Periode; sein Speer mit zwei vorspringenden Zapfen an der Tülle insbesondere dem „Knebelspiess" der Wessobrunner Handschrift vom Jahre 810. Steigbügel und Sporn erinnern auch daran, wie der Todte vor den Leuten geringeren Standes, zwischen denen er zur letzten Ruhe gebettet ist, sich dadurch auszeichnete, dass er hoch zu Ross in den Krieg zu ziehen pflegte. Dies Zahlenverhältniss stimmt zu der anderweitig verbürgten Thatsache, dass die Norddeutschen der Zeit und auch später noch gewohnt waren, hauptsächlich zu Fuss zu kämpfen. In den Jahrbüchern Einhard's wird während des langwierigen Krieges zwischen Sachsen und Franken nur einmal ausdrücklich von einem Reitertreffen an der Lippe im Jahre 784 berichtet.

Das sind die Zeiten, wo Kaiser Karl der Grosse mit eiserner Faust die norddeutschen Stämme in den Schooss der christlichen Kirche und in den deutschen Reichsverband hineinzwang. Auch Dithmarschen ist davon nicht unberührt geblieben; bei der wiederholten Schilderhebung Widukind's im Jahr 782 wurden überall die Missionäre und Christgläubigen hart verfolgt, und im Diethmarsgau erlitt der Geistliche Atrebanus den Märtyrertod. Drei Jahre später (785) erliess Kaiser Karl zu Paderborn das berühmte Kapitular für die sächsischen Lande, das wie mit Blut geschrieben ist; ein Artikel nach dem anderen lautet dahin, dass wer die neue christliche Staatsordnung verletzt oder rückfällig wird in heidnische Gräuel, „der soll des Todes sterben". Hier kommen besonders zwei Artikel in Betracht. Kapitel 7 verbietet bei Todesstrafe die Leichenverbrennung, die damals in Norddeutschland vorherrschend gewesen zu sein scheint. Doch sind daneben schon von älterer Zeit her einzelne Bestattungen vorgekommen, und um so leichter mochte der christliche Brauch sich allgemein einbürgern. Anders war es mit Kapitel 22, wo es heisst: „man solle die Leichen der christlichen Sachsen nach den Kirchhöfen bringen und nicht zu den heidnischen Grabhügeln." Damit waren offenbar solche uralte Begräbnissplätze gemeint wie der Immenstedter Karkhof, welche durch alle Perioden hindurch benutzt sind. Die strenge Durchführung dieses Gesetzes hatte um so mehr Schwierigkeiten, da die Zahl der Kirchen in den neubekehrten Provinzen anfangs nur gering und die Entfernungen deshalb um so grösser waren. In Dithmarschen war lange Zeit nur die einzige Taufkirche zu Meldorf. So musste nothgedrungen bei den meisten Beerdigungen von einer geistlichen Mitwirkung abgesehen werden, und es wird um so länger gedauert haben, ehe die althergebrachten heidnischen Begräbnissgebräuche ganz und gar abkamen. Im Uebrigen möchte ich zum Vergleich den sogenannten Thyra-Hügel bei Jellinge in Jütland heranziehen. Dort ist in derselben Grabkammer zur Seite ihres heidnischen Gemahls, des Dänenkönigs Gorm, die Königin Thyra Danebod beigesetzt gewesen, welche nach Saxo Grammaticus eine Christin war, und für deren christliches Bekenntniss auch ein daselbst gefundenes, mit Gold belegtes Bronzekreuzchen zu zeugen scheint[1]). Wer kann nach alledem wissen, ob nicht das christliche Taufwasser auch den einen oder anderen der Immenstedter Todten benetzt hatte?

---

1) Kornerup: „Kongehöiene i Jellinge" S. 20 u. ff.; Worsaae in den Mémoires de la société Royale des antiquaires du Nord 1878—1879, S. 120—121. Ueber die abweichende Ansicht Engelhardt's s. Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1876, S. 116 u. ff.

Dagegen haben wir gar keinen Grund anzunehmen, dass dieser alte Begräbnissplatz jemals zu einem christlichen Kirchhof geweiht wurde. Keine Spur deutet darauf hin, dass in Immenstedt jemals eine Kirche oder Kapelle gewesen sei.

Von der Grenze (beim Kukswall) führt die alte Landstrasse in ziemlich gerader Richtung nach Meldorf. Der Feind hatte auf diesem Wege den Riesewohld zu passiren, und innerhalb dieser Grenzwaldung oder unmittelbar hinter derselben mussten selbstverständlich Vorkehrungen zur Abwehr getroffen werden. Zunächst war bei Tensbüttel ein alter Wall, der sogenannte Königsgraben; auch soll nordwärts, zwischen Sarzbüttel und Odderade eine Burg gelegen haben. Wie es sich nun auch damit verhalten mag, als der eigentliche Schlüssel zu Meldorf ist der Pass bei Delfbrücke anzusehen, wo die Landstrasse die Norderau (Süder-Miele) überschreitet. Kurz vor Delfbrücke, diesseits (nordöstlich) von der Au, liegt ein runder Hügel, der mit einem breiten Graben versehen ist; um die Ostseite desselben zieht sich im Halbkreise ein zweiter Wall, den wieder ein äusserer Graben umgiebt. Dieser sogenannte Schlossberg wird gewöhnlich als der Ueberrest der Marienburg angesehen, welche die Holsteiner im Jahr 1403 erbauten. Es liegt jedoch auf der Hand, dass diese während des Kriegs und mitten in Feindes Land nicht Zeit noch Arbeitskräfte genug zur Anfhäufung eines solchen Erdwerks gehabt hätten. Dasselbe muss vielmehr damals schon vorhanden gewesen sein, und die holsteinischen Feldhauptleute, welche die militärische Bedeutsamkeit dieser Position zu schätzen wusten, setzten sich darauf fest; sie liessen hier ein Blockhaus mit Palissadenzaun und Gräben[1]) errichten, welches den wiederholten Angriffen der Dithmarscher trotzte, aber nach der Niederlage am St. Oswalds-Abend 1404 vertragsmässig geräumt und geschleift werden musste. Die Delfbrücke ist nachmals von den Dithmarschern weiter befestigt worden; nördlich der Au schneiden noch die Ueberreste tiefer Befestigungsgräben bastionsförmig in einen Hügel ein. Aber der Burgwall reicht offenbar in eine viel frühere Periode zurück und ist zur Landesvertheidigung, nicht zum Angriff erbaut worden.

Die Landstrasse von Delfbrücke nach Meldorf führt bei Bargenstedt vorbei; über die Spur einer Schanze südlich von diesem Dorf lässt sich schwerlich etwas sagen. Bei Nindorf mündet ein anderer Weg ein, der von Schafstedt über Krumstedt und Farnewinkel herkommt. Vielleicht dass die Holsteiner im Jahre 1259 diesen südlichen Weg eingeschlagen haben; der damalige halb sagenhafte „Hasenkrieg“[2]) soll auf dem Krumstedter Vierth geschlagen sein. Die Schanzen bei Farnewinkel sind nach der Ueberlieferung erst 1713 von den Schweden angelegt. Dagegen der Engelsberg daselbst, welchen Neokorus die „Engelsburg“ nennt und von dem er eine Räubersage erzählt, ist offenbar nichts anderes als ein grosses Hünengrab.[3])

Am nördlichen Ende des Grenzwaldes liegt das Dorf Tellingstedt, dessen Kirche bereits um das Jahr 1140 urkundlich erwähnt wird; das ältere Urdorf soll, der Sage nach[4]), zur Strafe des Frevels in dem benachbarten Ecksee versunken

1) Diese Erklärung ist um so mehr berechtigt nach dem, was der Presbyter Bremensis Kap. 29 ausdrücklich von einer gleichzeitigen Befestigung der Burg Hanerau berichtet: „castrum H. munierunt palis longis, ligneis meniis et novis domibus atque fossatis.“

2) Müllenhoff's Sagen Nr. 17, S. 19; Topographie von Holstein und Lauenburg. Bd. II, S. 58.

3) Topographie Bd. I, S. 377; Zeitschrift der Gesellschaft für Schl.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. IV, S. 14

4) Müllenhoff's Sagen Nr. 174, S. 131.

sein. Eine kurze Strecke hinter Tellingstedt ist der Uebergang über die Tielenau, die Tielenbrücke, welche als der Schlüssel zur norderdithmarscher Geest galt und bis zum Untergang der Freiheit stark befestigt war. Oestlich von Tellingstedt war vormals eine Befestigung in runder Form. Die Namen der benachbarten Ortschaften Oesterborstel und Westerborstel deuten ohnehin auf eine ältere Bauernburg oder Zufluchtsstätte. Dagegen die Hypothese, als sei hier in alter Zeit der Sitz einer adeligen Grenzermannschaft gewesen, welche man aus der ursprünglichen Namensform „Ethelingstede“ herzuleiten suchte, habe ich an einem anderen Orte[1]) zurückweisen müssen.

Westlich von Tellingstedt breitet sich ein grosses, gegenwärtig recht gut entwässertes Moor aus; südlich von diesem ist der Holmer (Süderholmer) See und jetzt auch dessen kleiner Ueberrest, der Bennewohlder See, trocken gelegt, während im Norden der trübe und bodenlose Ecksee noch den ursprünglichen Lagunen-Charakter verräth. Denn es kann kein Zweifel sein, dass die ganze Niederung in früherer Zeit vollständig versumpft, ein tiefer unzugänglicher Morast gewesen ist, aus welchem, wie noch deutlich zu erkennen, verschiedene kleinere und grössere Sandflächen inselartig hervorragten. Die grösste dieser Inseln bildet die Gemarkung



Fig. 2.

Rederstall; eine zweite heisst im Volksmunde „der Helln“; eine dritte kleinere hat, als bald nach dem Orientkrieg von 1853 — 1856 das erste Haus daselbst gebaut wurde, den Spottnamen „die Krim“ erhalten. — Hr. Lehrer A. F. W. Thomsen in Schalkholz hat gütigst die obenstehende Kartenskizze (Fig. 2) entworfen, welche die Situation veranschaulicht. Eben demselben verdanken wir auch die gelegentlich der Moorarbeiten festgestellte hochinteressante Beobachtung, dass obgedachte Inseln zum Theil unter einander und mit dem eigentlichen Festlande durch Bohlbrücken verbunden sind[2]).

---

1) Zeitschrift der Gesellschaft für Schl.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. XII, S 397.

2) Siehe dessen Aufsatz („Ein Hammenweg?“) vom October 1880 in den Itzehoer Nachrichten.

I. Nördlich von Westerhorstel engt sich das Moor so sehr ein, dass man unschwer mit einem Steinwurf die gegenüberliegende Höhe (die Krim) erreicht. Hier wurde im Sommer 1880 auf der Sohle des hier nicht tiefen Moors ein querdurchgehender Pfad blossgelegt, der aus stark schrittweit auseinander liegenden grossen Steinblöcken bestand (sogen. Stapfsteine). Nur etwa 20 *m* davon entfernt, fand sich ein etwa 2 Fuss unter der Oberfläche liegender Bohlendamm, der eine so starke Sandunterlage hatte, dass das Moor zum Zweck der Torfbereitung unbrauchbar wird. — Ich werde auf diese Bohlbrücke noch ausführlicher zurückkommen.

II. Die Krim ist ein schmaler Höhenrücken, der sich reichlich eine halbe Stunde in West-Nord-West-Richtung hinzieht und südlich von einem wasserreichen Bache flankirt wird. Dem westlichen Ende dieses Rückens nähert sich bis auf etwa 200 Schritt ein schmaler Ausläufer des Hellns, und wieder stellt ein Damm, der aber des hier tiefgehenden Moors wegen mehrfache Lagen aufweiset, in einer Tiefe von etwa 5 Fuss die Verbindung her. Wie es scheint, hat man hier weniger als sonst Eichenholz gebraucht; Erlen- und Birkenstämme sind vorwaltend.

III. Von Schalkholz her führte ein dritter Bohlendamm, der etwa 2 Fuss unter der Oberfläche lag, nach dem Helln hinüber. Zwei parallele Reihen ziemlich dicker Eichenstämme mit einem seitlichen Abstande von etwa 8 Fuss sind durch Spitzpfähle verhindert, nach aussen auszuweichen. Hierüber ist eine dicht zusammenschliessende Lage etwa $^1/_2$ Fuss dicker und $^3/_4$ Fuss breiter Eichenbohlen gelegt, und oben darauf finden sich geringe Spuren weissen Sandes.

Der Helln und Rederstall reichen mit den äussersten Vorsprüngen dicht an einander hinan; nur dass sich die Rederstaller Au zwischen beiden durchwindet. Die beiden Inseln bildeten eine natürliche Zufluchtstätte mitten im Sumpf, und die Einwohner sowohl der südlich wie der nördlich belegenen Geest hatten sich also sichere Rückzugswege dahin gebaut. Das Material zu den Bohlenbrücken war bei der Hand; denn erweislich ist der Helln in der Vorzeit ein prächtiger Wald gewesen. Davon geben die gewaltigen Eichenstümpfe, sowie die ganzen 2 — 3 Fuss starken Eichenstämme, welche am Rande desselben noch im Moor gefunden werden, ein redendes Zeugniss.

IV. Wo dem äussersten südwestlichen Punkt der Insel Rederstall nicht allzufern eine flache sandige Erhebung gegenüberliegt, führte ein vierter Damm hinüber, welcher von besonders sorgfältiger und fester Beschaffenheit gewesen sein soll. Eine zur Längsrichtung im Winkel von 45 Grad nach links stehende, dichte Lage aus lendendicken Stämmen war von einer eben solchen, im gleichen Winkel nach rechts geschichteten und diese von einer dritten, der Längsrichtung entsprechenden Lage aus gleichen Eichenstämmen überdeckt. Die beiden unteren Lagen waren an den beiden Enden senkrecht durchbohrt und mittelst Holznägel zusammengehalten. Seitlich von diesem Damm in etwa einfüssigem Abstande hat noch ein Faschinendamm gelegen, dessen einzelne Bündel von den umschliessenden Weidenruthen oft noch wohl zusammengehalten gewesen sind.

Neuerdings schreibt mir Hr. Thomsen, dass er von einem fünften Bohlendamm gehört habe. Südlich von Rederstall ist nämlich ein einzelnes Haus bis an das Moor vorgeschoben; in geringer südöstlicher Entfernung von dort soll eine wenig umfangreiche sandige Höhe liegen und nach dieser der gedachte Damm führen. Das Gerücht erfordert eine genauere Prüfung und Lokaluntersuchung; doch ist die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, dass auch noch an anderen Stellen des Moors derartige Dämme zu Tage gefördert werden.

Von hervorragender Wichtigkeit für die Zeitbestimmung dieser Bohlbrücken ist ein bronzener Armring, ähnlich wie die Abbildung bei Lindenschmit: „Alter-

thümer unserer heidnischen Vorzeit" Bd. II. Heft 5, Tafel 3, Figur 6, welcher im Frühjahr 1882 auf dem Damm Nr. I zwischen Westerborstel und der Krim gefunden wurde. Derselbe gehört jetzt dem Hrn. Apotheker Fr. Hartmann in Tellingstedt und ist sowohl dem Kieler Museum wie auch dem Römisch-Germanischen Central-Museum zur Ansicht eingesandt worden. Wie Hr. Hartmann gefälligst mittheilt, ist dieser Damm Nr. I 250 Schritte lang gewesen. An der Seite waren zugespitzte Pfähle, daran Längsbohlen, und darauf erst eine Lage von 2,36 *m* langen Querbohlen, welche aus gespaltenen Baumstämmen von ca. 6 Zoll Durchmesser hergestellt und an beiden Enden gefalzt waren, so dass sie auf die Längsbohlen fassten. Darauf lagen wieder zwei Schichten von runden, nicht gespaltenen Baumstämmen oder Bohlen. Die ganze Brücke war mit weissem Sande beschüttet, und auch an jeder Seite derselben befand sich viel weisser Sand. Die Torfschicht oberhalb der Brücke betrug etwa 1 *m*.

Nach den von Hrn. Hartmann eingezogenen Erkundigungen hat der Ring in der Mitte der Brücke auf der untersten flachen und gefalzten Querbohle gelegen. Die Möglichkeit, dass derselbe nachträglich zwischen den Fugen der Bohlen hindurch gefallen sei, ist ausgeschlossen; da, wie gesagt, drei Reihen Querbohlen übereinander lagen, von denen die obersten die Fugen der mittleren und die mittleren die Fugen der unteren bedeckten, so dass der Ring hätte einen Zickzack-Weg machen müssen. Nach alledem kann kein Zweifel sein, dass der Ring beim Brückenbau verloren oder niedergelegt ist.

Man pflegt diese Art Armringe in die römische Kaiserzeit zu setzen. Jedoch im Sommer 1880 wurde ein solcher silberner Armring im Ried bei Lauterach (Vorarlberg) gefunden zusammen mit einigen anderen silbernen Schmucksachen, drei keltischen Quinaren und 24 römischen Denaren (Familienmünzen) aus der Zeit zwischen ca. 250 und ca. 80 vor Chr.[1]) Die Form reicht also bis in die Zeiten der römischen Republik zurück. Die Einfachheit derselben und die äusserst praktische Einrichtung, dass sie durch spiralförmige Aufrollung des einen Drahtendes über das andere eine passende Vergrösserung oder Verkleinerung der Oeffnung zuliess, bewirkte, dass diese Art Ringe eine grosse geographische Verbreitung gewannen und sehr lange Zeit im Gebrauch blieben. Lindenschmit weiset dieselben aus Merowingischen und Angelsächsischen Grabfunden nach; und nach einer Mittheilung des Hrn. Dr. Sophus Müller findet dieselbe Art des Verschlusses sich noch bei einer grossen Menge silberner und goldener Armringe aus der letzten Zeit des nordischen Heidenthums, welche im Kopenhagener Museum bewahrt werden und zum Theil aus grösseren Silberfunden herstammen.

Wenn nach dem Obigen ein weiter Spielraum für die Zeitbestimmung bleibt, so möchte ich andererseits daran erinnern, dass eine Bohlbrücke schon im Moor Taschberg bei Süderbrarup beobachtet wurde, wo die römischen Kaisermünzen (die jüngste von Septimius Severus, 193—211) einen genaueren Anhalt für die Periode der Niederlegung des grossen Moorfundes gaben. Engelhardt[2]) berichtet darüber folgendermassen: „Auf einer Stelle an der Westgrenze der Fundschicht fand sich eine Art regelmässiger Brücke oder Uebergangsstelle, gebildet aus eingerammten Pfählen, auf welche querüber andere Pfähle gelegt und darauf das Ganze mit Buschwerk und Reisig bedeckt war; diese Pfähle waren mit einzelnen Ausnahmen von Erlen, Birken oder Nussbaum." Offenbar hatte man diese Brücke erbaut, um zu

1) S. den XXI. Rechenschafts-Bericht des Ausschusses des Vorarlberger Museum-Vereins in Bregenz über den Vereinsjahrgang 1881, S. 12 u. ff.

2) „Thorsbjerg Mosefund" S. 14.



dem tiefsten und wasserreichsten Theile des Moors, der sich zur opfermässigen Versenkung der Kriegsbeute am besten eignete, bequem und sicher gelangen zu können! Nach dem Obigen habe ich keine Veranlassung, daran zu zweifeln, dass die Bohlbrücken bei Tellingstedt wenigstens von gleichem Alter sein mögen wie die Schleswigschen Moorfunde. Und wenn, meines Erachtens, der Bohlbrückenbau als ein uralter, naturgemässer und daher bei den verschiedensten Völkern vorkommender Brauch anzusehen sein dürfte, so bleibt nichtsdestoweniger die Möglichkeit, dass die hiesigen Erbauer zum Theil von der römischen Technik gelernt haben, ebenso wie jener Schiffsbaumeister, der in den Einbaum von Vaalermoor Rippen einfügte und einen Spalt mit Schwalbenschwänzen verschloss [1]).

Ehe wir die Nachbarschaft Tellingstedt's verlassen, ist noch zu erwähnen, dass ein Landgraben, auch Laufgraben genannt, von der Tielenbrücke über das wüste Moor sich nach dem Bennewohlder See hinzog. Ich vermuthe, dass derselbe späteren Ursprungs ist und auf die Entwässerung des Moors Bezug hatte. Als letzteres allmählich trockener und passirbar wurde, wird man sich bemüht haben, innerhalb desselben wenigstens einen Wasserlauf herstellig zu machen und offen zu halten, der die gefahrdrohende Lücke zwischen der Tielenau und der Broklandsau verschliessen sollte.

Hinter der Tielenbrücke, wo der Weg von Schalkholz nach Linden auf einem Geestrücken sich zwischen verschiedenen Mooren hindurch windet, ist noch eine Landwehr gewesen. Quer über die Landstrasse zogen sich vier Reihen von 125 Ellen langen Verschanzungen, welche durch ziemlich tiefe Gräben getrennt waren; an der östlichen Front war eine halbmondförmige Bastion. Eine Tradition spricht von den Schweden im Jahre 1713; aber die Wälle sind jedenfalls viel älter und können kaum noch in den letzten Zeiten der Dithmarscher Freiheit eine militärische Bedeutung gehabt haben. Nach einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Lehrers Thomsen hiess die Schanze ursprünglich der „Grafenwall“, und der Besitzer erzählte ihm, dass bei dem Dorf Linden in alter Zeit ein Graf wohnte, der die Schanze aufgeworfen habe. Jetzt ist nur noch ein Fragment übrig; bei der Abtragung soll in den Schanzen selbst nichts gefunden sein, neben denselben mancherlei. Insbesondere ein vermodertes menschliches Skelett, unter dessen Kopf ein Stein geschoben war, und neben welchem ein Thongefäss (Urne) stand [2]).

Eine gute halbe Stunde vom Dorfe Fedderingen liegt ein Fleck Landes, der im Volksmunde und im Erdbuche die „hoge Borg“ heisst, wie die denselben umgebenden Wiesen die „Borgwischen.“ Dazu kommt, dass ehemals eine Hölzung „Borgholt“ südlich von dem benachbarten Kirchdorfe Hennstedt gelegen hat. Hier war offenbar unter Benutzung der natürlichen Verhältnisse eine Zufluchtstätte geschaffen. Und dass man zu demselben Zweck auch einzelne Bodenerhebungen innerhalb der Eiderniederung benutzt haben mag, darauf lassen verschiedene Ortsnamen schliessen: bei Bergewöhrden erzählt man von einer Burg, und das Dorf Wallen hiess vormals „to dem Walle“, wobei man an einen Wallberg oder Burgwall denken möchte. (Ebenfalls die nachmaligen holsteinischen Grenzschlösser Tielenburg und Halvesburg sind hier in der Eiderniederung erbaut worden.)

Es bleibt uns noch die südlich von der vorigen belegene Geesthalbinsel zu betrachten übrig, welche zwischen den Niederungen der Broklandsau und der Miele belegen ist und im Wesentlichen den alten Bezirk des Kirchspiels Weddingstedt

---

1) Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1881, S 406.
2) Zeitschrift der Gesellschaft für Schl.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. IV, S. 15.

ausmacht. Denn zu der bereits um das J. 1140 urkundlich erwähnten Weddingstedter Kirche war ursprünglich auch die jetzige Stadt Heide eingepfarrt, welche noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein bescheidenes Dorf auf der Haide („to der Haide") war, aber binnen kurzer Zeit die alte Landeshauptstadt Meldorf überflügelte. Ein schmaler Geestrücken, die sogenannte Süder-Hamme, verbindet diese Halbinsel mit der östlichen Geest, und an dieser Stelle waren Vorkehrungen getroffen, um dem Feinde Halt zu gebieten. Der holsteinische Chronist zum Jahr 1404[1]) erwähnt zwei oder drei Gräben im dichten Walde zwischen den beiderseitigen sumpfigen Niederungen und eine enge Steinstrasse (Stapfsteine?) von der Länge eines Ballistenwurfes, welche sich durch den Wald hindurchzog. Diese kurze Schilderung erinnert lebhaft an den Grafenwall bei Linden, den Königsgraben bei Tensbüttel (auf dem Wege nach Meldorf) und den dreifachen Laufgraben zwischen Frestedt und Quickborn (auf dem Wege nach Burg), von denen oben die Rede war. Wann diese gleichartigen Landwehren zuerst angelegt sind, steht dahin; doch bin ich geneigt, ihnen ein verhältnissmässig hohes Alter beizumessen. Von allen bewahrte nur die Süder-Hamme bis zum Untergang der Dithmarscher Freiheit ihre militärische Bedeutung; die übrigen sind ohne Zweifel viel früher vernachlässigt und in Verfall gerathen.

Die grossartige Bauernburg des Kirchspiels Weddingstedt liegt unweit vom Kirchdorf an der Grenze der Marsch und zwar auf der Feldmark des Dorfes Borgholz. Also ist auch hier der Name einer vormaligen Burghölzung haften geblieben, ebenso wie bei der „hogen Borg" von Fedderingen und der Bökelnburg in Süder-

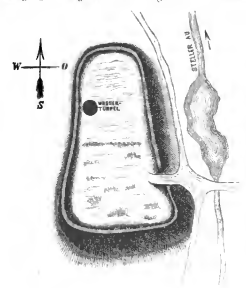


Fig. 3.

dithmarschen. Nach einem anderen etwas nördlicheren Dorf Stelle ist der Ringwall benannt: die Stellerburg. (Fig. 3.) Eine schmale moorige Niederung, durch welche die Steller-Au, ein Zufluss der Broklandsau fliesst, trennt die Bodenerhebung, auf

1) Presbyter Bremensis cap. 31.

welcher der Ringwall erbaut ist, von der östlichen Weddingstedter Geest. Andererseits soll die Burg durch eine jetzt 6 bis 7 Fuss unter der Oberfläche liegende Steinstrasse (Stapfsteine?) mit der nördlicher belegenen Geestinsel von Stelle verbunden sein. Der Ringwall, welcher an der Südseite am höchsten ist, 12 bis 14 Fuss, und auf dessen Kamm ich 380 Schritte zählte, umschliesst eine abgerundet viereckige, ungefähr 15 Ruthen lange und 10 Ruthen breite Fläche von etwa zwei Preussischen Morgen. Gegenwärtig führt in einiger Entfernung nordwestwärts die Eisenbahn von Heide nach Tönning, südwestwärts die Eisenbahn von Heide nach Wesselburen an der Burg vorüber.

Was die Sagengeschichte betrifft, welche sich an die Stellerburg anknüpft, so habe ich bereits an einem anderen Orte[1]) die gänzliche Haltlosigkeit und den späteren Ursprung derselben nachgewiesen. Der alte Ringwall ist niemals ein Grafensitz gewesen, sondern nur eine Bauernburg wie die anderen. Der wandelnde Wald aber ist seit dem 6. Jahrhundert in vielen deutschen, dänischen, britischen etc. Sagen nachweisbar, von denen durch Shakespeare und Schiller am bekanntesten wurde die Sage vom Schottenkönige Macbeth, welcher unüberwindlich blieb,

„Bis der Birnam-Wald auf ihn heran
„Rückt' zum Schlosse Dunsinan."

In Holstein lokalisirt sich dieselbe Wandersage auf der Jloh-Haide an der Bünzener-Au (Kreis Rendsburg), wo Graf Gerhard der Grosse im Jahre 1317 die Dithmarscher überfiel. Hier auf der Stellerburg erscheint der wandelnde Wald als der altherkömmliche Festzug zur Frühlingsfeier, wo man, mit grünen Maien geschmückt, den Winter (den Tod) austrieb und den Sommer einholte. (Ebenso erzählt eine spätere lübekische Sage, dass die Bürger beim Maigrafenfest 1226 die Burg überrumpelt und die Stadt Lübek von den Dänen befreit haben.)

Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass neuerdings in der Stellerburg eine Ausgrabung vorgenommen wurde, wobei man nur auf eine Heerdstätte gestossen ist. Es fanden sich ausser Kohlen, Asche und den vom Feuer stark angegriffenen Heerdsteinen verschiedene calcinirte Knochen, von denen einige mit voller Sicherheit als von einem Schwein herrührend bestimmt werden konnten, sowie auch eine Anzahl Topfscherben ohne Ornamente.

Vergegenwärtigen wir uns, am Schluss dieses Ueberblickes über den Bereich einer kleinen Landschaft, welch ein ungeheueres Aufgebot von Arbeitskräften schon in der Urzeit für die Landesvertheidigung aufgewandt wurde! Neben dem eigentlichen Kriegsdienst erscheint die Verpflichtung zur Erbauung und Unterhaltung der Burgen und Brücken, das sogenannte Burgwerk und Brückwerk, schon bei den Angelsachsen, dann im Karolingischen Reich und nachmals in manchen Theilen Deutschlands als die drei Leistungen, welche jedem Freigebornen obliegen (trinoda necessitas). In einem Gesetz des Kaisers Karl des Kahlen vom Jahr 864 werden bei den betr. Dienstleistungen ausdrücklich auch die Bohlbrücken (transitus paludium) aufgeführt[2]).

Erst im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts gewann die Grenze zwischen Dithmarschen und Holstein allmählich ein anderes Aussehen. In der langen Friedensperiode, welche auf die Bornhöveder Schlacht vom Jahr 1227 folgte, glaubten

1) Zeitschrift der Gesellschaft für Schl.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. IV, S. 3—13; Bd. V, S. 151; Bd. X, S. 42—43.

2) Lappenberg: „Geschichte von England" Bd. 1, S. 579. Waitz: „Deutsche Verfassungsgeschichte" Bd. IV, S. 30—31

die Dithmarscher, die alte Schutzwehr der Grenzwaldung entbehren zu können, und der Riesewohld wurde stark gelichtet, um für neue Dorfanlagen Platz zu schaffen. Davon zeugen die Ortsnamen Bennewohld, Oesterwohld, Westerwohld, Odderade, Oesterrade, Schelrade, Süderrade. Im Verzeichniss vom Jahr 1281 wird zuerst die Kirche zu Albersdorf erwähnt, und im Jahr 1342 die Kirche zu Nord-Hastedt. Bei letzterem Kirchspiel deutet der ursprüngliche Name Reep-Herstede ausdrücklich auf eine Vermessung mit dem Reep, d. h. der Messschnur, also auf eine systematische Anlage. Auch weiter südwärts lässt der Name des Dorfes Rade (Grossen-Rade), Kirchspiel Süder-Hastedt, auf eine Rodung im vormaligen Waldbestande schliessen. Die Folge lehrte jedoch, dass man diese neuen Dörfer im Kriege gegen den Grenznachbar nicht vertheidigen konnte. Wenn im Jahr 1319 Graf Gerhard der Grosse mit einem raschen Vorstoss über die Süderhamme und Hemmingstedt bis nach Wöhrden in der Marsch vordrang, so beweiset das deutlich genug, wie unklug es gewesen, den Grenzwald zu „verhauen“ und die alten Landwehren zu vernachlässigen. Der schnelle Wechsel des Kriegsglücks rettete damals Dithmarschens Freiheit; und seitdem hat man weiter rückwärts neue stärkere Vertheidigungslinien hergestellt oder ältere besser befestigt; (so die Norderhamme mit der Tielenbrücke und der Aubrücke bei Süderbeistedt, die Süderhamme, die Delfbrücke). Dagegen die östliche und südliche Geest musste für die Zukunft preisgegeben werden. Es ist offenbar das Urtheil eines erfahrenen holsteinischen Feldhauptmanns, welches wir bei dem Chronisten[1]) lesen, „dass die Kirchspiele Burg, Süder- und Norder-Hastedt, Albersdorf und Tellingstedt, welche ohne Schutzwehr auf der Geest liegen, leicht zu zerstören sind.“ Der politische und militärische Schwerpunkt Dithmarschens war eben längst nicht mehr auf der Geest, sondern die erst im 12. und 13. Jahrhundert eingedeichte fruchtbare und reiche Normarsch war inzwischen, wie derselbe Chronist sagt, „die ganze Kraft und das Herz des ganzen Landes“ geworden.

(7) Hr. General von Quistorp in Spandau macht mit Bezug auf S. 313 der Verhandlungen 1882 folgende Mittheilung über

den Gebrauch des Schulzenstabes in Werbelin.

Im Frühjahr 1847 hatte ich ein Wachkommando von Weissenfels nach Prettin an der Elbe unterhalb Torgau zu führen und nahm auf dem Marsch eines Tages Quartier in dem Dorfe Werbelin, eine Meile südlich Delitsch. Es mussten aus Anlass dieser Einquartierung mehrere Anforderungen an die Gemeinde gestellt werden.

Um Mittag sah ich von meinem Fenster aus, das am freien Platze inmitten des Dorfes lag, einen Einwohner umhergehen und an die Thür jedes Gehöfts drei Hammerschläge thun. Auf mein Befragen erhielt ich die Auskunft, dass der Schulz auf diese Weise die Gemeinde-Versammlung beriefe. Thatsächlich sah ich etwa eine halbe Stunde später die Bauern an dem Baum (wahrscheinlich Dorflinde) um den Schulzen vereinigt, der — in allerdings bäuerlich formloser Weise — auf einem wohl zufällig vorhandenen Erdhaufen erhöht stand und mit seiner Gemeinde eine lebhafte Debatte führte.

Das Instrument, mit welchem der Zusammenruf geschah, habe ich mir nicht angesehen; doch war es augenscheinlich ein Hammer. —

Der Aufsatz in den Verhandlungen ruft jene Erinnerung in mir wach, da der von mir wahrgenommene Gebrauch eine Fortsetzung alter Sitte zu sein scheint.

1) Presbyter Bremensis cap. 30.

(8) Hr. Brückner zu Neu-Brandenburg übersendet einen

Bericht über eine Excursion nach denjenigen Uferpunkten der Tollense und Lieps, an welchen die Lage von Rethra gesucht worden ist.

Die seitens der Berliner anthropologischen Gesellschaft neuerdings angestellten Untersuchungen über die Lage von Rethra haben den Neubrandenburger Verein veranlasst, sich ebenfalls wieder mit der Rethrafrage zu beschäftigen. Die Veranlassung dazu lag sehr nahe. Rethra ist in der nächsten Umgegend von Neubrandenburg an mehreren Uferpunkten der Tollense und der südlichen Fortsetzung derselben, der Lieps, gesucht worden.

An der nordwestlichen Ecke der Tollense, da wo jetzt der grossherzogliche Park von Belvedere liegt, hat Sponholz[1]), Pastor zu Rülow, die Stelle von Rethra finden wollen.

An der südwestlichen Ecke der Tollense bei und um Wustrow und auf dem gegenüberliegenden kleinen Werder, der Fischerinsel in der Tollense [vulgo „Hüschen", Häuschen, genannt nach einem dort stehenden, dem Fischereibetriebe dienenden, kleinen Häuschen] ist von Beyer[2]), Archivrath zu Schwerin, Rethra gesucht worden.

Die meisten Forscher haben Rethra an der südlichen Fortsetzung der Tollense, an der Lieps, bei Prillwitz gesucht. — Hier glaubte es schon 1611 Latomus (Bernhard Steinmetz) Rector an der lateinischen Schule zu Neubrandenburg in seinem Genealo-chronikon[3]) suchen zu sollen. — Hierher verlegten es auch Pistorius, Landsyndikus zu Neubrandenburg, und Masch[4]), Superintendent zu Neustrelitz. — Auch Lisch[5]) bezeichnet nach seinen Untersuchungen Prillwitz als die Stelle, an der Rethra müsse gelegen haben.

Auch F. Boll[6]), Präpositus zu Neubrandenburg, hat Rethra an den Ufern der Lieps gesucht; zunächst auch in der Gegend von Prillwitz. Später schien ihm ein Theil des zwischen der Tollense und Lieps liegenden sogenannten Liepsbruches, die tief in die Lieps einschneidende, Prillwitz gegenüber liegende Halbinsel allen Angaben der alten Chronisten über die Lage der Stadt Rethra zu entsprechen. Auf der gegen Morgen von dieser Halbinsel mitten in der Lieps liegenden Insel, dem „Hanfwerder", waren wiederholt Alterthümer gefunden worden. Diese Insel konnte nach seiner Meinung vielleicht auch zu Rethra in Beziehungen gestanden haben.

---

1) F. Th. Sponholz: Wo lag Rhetra? Versuch einer historisch-kritischen Beantwortung dieser Frage. Neubrandenburg 1861.

2) Beyer in Jahrb. des Vereins f. Meklbg. Gesch. u. Alterthumskunde: Bd 30, S. 134 ff. Seitenblicke auf Rathra und Arkona. Bd. 37, S. 55 ff.: Die Landwehren und Grenzheiligthümer des Landes der Redarier.

3) Dasselbe, als Manuscript lange unbekannt geblieben, ist abgedruckt in Westphalen Monumenta inedita. Bd. 4.

4) Die gottesdienstlichen Altertbümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rhetra am Tollenzer See. Berlin 1771.

5) Jahrbücher des Vereins f. Meklbg. Gesch. u. Alterthumskunde. Bd. III, S. 21 ff.

6) Fr Boll: Ueber die Lage von Rhetra bei Prilwitz und über die sogen. Prilwitzer Idole; in Archiv f. Landeskunde in d. Grossherzogth. Meklbg. Jahrg. 1853, S. 40 ff.

Franz Boll, Pastor an St. Johannis, Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg (Neubrandenburg 1875) S. 296.

Nach den soeben bezeichneten Punkten, so weit sie am Südende der Tollense und an der Lieps liegen, hat der Neubrandenburger Verein am 28. Juli vor. J. eine Exkursion unternommen, der sich zur Freude der übrigen Theilnehmer Herr Dr. Voss und Herr Künne aus Berlin angeschlossen hatten. Es galt, zu prüfen, wie weit die gedachten Oertlichkeiten mit den Angaben der Chronisten in Einklang zu bringen seien.

Um diese Angaben noch einmal kurz hier zusammen zu stellen, so lag nach Thietmar von Merseburg im Gau Ridirierum, umgeben von einem grossen und von den Einwohnern unberührten und heilig gehaltenen Walde eine Stadt Ridegost, welche eine dreieckige [tricornis] Gestalt und drei Thore hatte. Das gegen Morgen schauende Thor führte an das Seeufer, zum Tempel und zu dem visu nimis horribile, den Grauen erregenden Stätten des heidnischen Götzenkultus.

Nach Adam von Bremen lag Rethra im Gau der Retharier auf einer Insel in einem See; eine Brücke führte hinüber. Die Stadt hatte neun Thore. Der Hauptgötze, welcher dort verehrt wurde, hiess Redigast.

Dass beide Chronisten dasselbe Heiligthum der Retharier beschreiben, ist mit Grund wohl nicht zu bezweifeln.

Von einer erneuerten Untersuchung des am Nordende der Tollense gelegenen Terrains bei Belvedere konnte man bei der Exkursion absehen. Belvedere ist ein unfern von Neubrandenburg belegener, vielfach besuchter Vergnügungsort. Die ganze Lokalität ist genugsam bekannt.

Sponholz, der hierher Rethra verlegt, stützt hauptsächlich seine Ansicht auf die schöne Lage des Ortes, die eines Tempels würdig sei; — auf den Umstand, dass der Blick von hier aus gegen Morgen auf den See fällt; — und endlich mit besonderer Betonung darauf, dass an dem hier steil in den See abfallenden hohen Ufer an der Westseite der Tollense einzig und allein ein „hart am See hinlaufender, Schwindel erregender[1]), Fussweg“ denkbar sei. So wird nämlich die Stelle bei Thietmar: tramitem ad mare juxta positum et visu nimis horribile übersetzt. Eine solche Uebersetzung würde aber nur einigermassen zulässig sein, wenn die Stelle visu nimis horribilem lautete.

Dass Rethra nun an der Stelle von Belvedere nicht gelegen haben kann, dafür sprechen mehrere entscheidende Gründe. Einmal ist an der mehr oder weniger insularen Lage von Rethra, oder wenigstens des Tempels von Rethra fest zu halten. Eine Insel oder Halbinsel kann es aber bei Belvedere nie gegeben haben. — Dann sind dort auch nie Alterthümer gefunden worden, namentlich nie slavische Urnen, oder Scherben mit slavischen Ornamenten, und solche müssten doch dort, wo die vulgatissima Rethre des Chronisten gestanden hat, zu finden sein. — Endlich liegt Belvedere auch nicht in dem alten Gau der Retharier, dem Radver. Im Radver, wie der Gau der Retharier auch kurzweg genannt wird, ist aber Rethra nach den Angaben der Chronisten zu suchen.

Die Bestimmung der Grenzen des Radver ist für die Ermittelung der Lage von Rethra von besonderer Wichtigkeit.

Die Untersuchungen über die Lage und die Grenzen des Radver sind namentlich gefördert worden durch Boll[2]), Lisch[3]), und Wigger[4]).

1) Sponholz a. a. O. S. 86.

2) F. Boll: Gesch. d. Landes Stargard. Thl. I, S. 17 ff.

3) Lisch: Jahrb. d. Vereins f. Mklbg. Gesch. u. Alterthumskunde. Thl. III, S. 11 ff.

4) Dr. Friedr. Wigger: Meklenburgische Annalen bis zum Jahre 1066. (Schwerin 1860.) S. 120.

Nach ihren Untersuchungen ist die Lage des Radver am deutlichsten zu erkennen aus der Stiftungsurkunde des Klosters Broda. Diese Urkunde ist ausgestellt im Jahre 1170, zwanzig Jahre nach der letzten Zerstörung Rethras, die in das Jahr 1150 fällt. Die Urkunde ist also ausgestellt zu einer Zeit, als die alte Geographie noch genugsam bekannt sein musste.

Fürst Kasimir von Pommern verschreibt in der Stiftungsurkunde dem Kloster folgende Ortschaften:

uilla Bruode, cum foro, taberna et omnibus attinentiis suis, similiter et has uillas, Wointin, Caminiz, Wogarzin, Szilubin, Caluhye usque in fluvium, qui vocatur Pretustniza, Patsutin, Wolcazin, Crucowe, Michnin, Pacelin, Vilim, item Vilim Carstici, Cyrice, Wustrowe castrum cum villa. In Raduir: Podulin, Tribinowe, Wigon, Cussowe, Tuardulin, Dobre, Step, Rouene, Priulbitz, Nicakowe, Malke, Kamino, Lang, Ribike, Tsaple, Nimyrow, Malkowe, Stargard, et Lipiz, cum omnibus uillis suis usque in stagnum Wohlesko et sursum Havelam usque Chotibanz, et desertas uillas, quae a Vilim inter fines Chotibanz Lipiz et Havelam jacent.

Diese Urkunde, deren Mittheilung zum Verständniss des Folgenden nothwendig war, ist mitgetheilt nach dem Abdruck bei Lisch (Mekhg. Jahrb. III. pag. 11), und ist als besonders wichtig bei derselben hervorzuheben, dass in der Originalurkunde — wie Lisch sagt — „nach dem Worte villa ein Punkt steht und das folgende Wort „In" mit einem gross und sorgfältig geschriebenen I beginnt, so dass also „In Raduir" als Einleitung zu einer neuen Reihe von Namen an die Spitze gestellt wird.

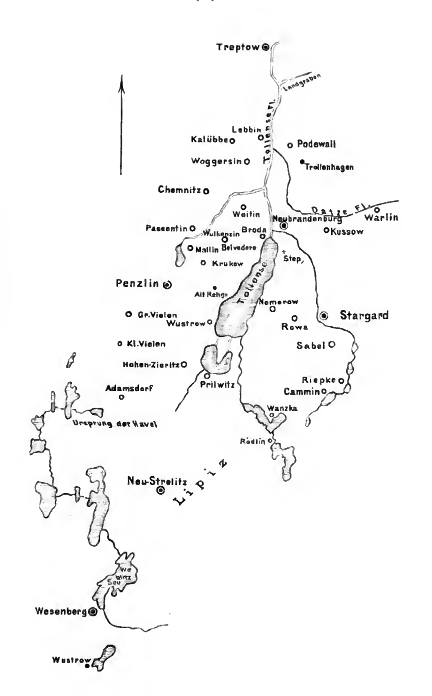
Die in der Urkunde genannten Ortschaften existiren dem grössten Theile nach noch heute mit ihren alten Namen und liegen im Umkreise weniger Meilen um die Tollense herum.

Es sind drei Gruppen von Ortschaften deutlich zu unterscheiden.

Die in der ersten Gruppe genannten Ortschaften liegen alle westwärts von dem Tollensefluss, dem Tollenser See, dem alten Bach, [welcher früher die natürliche und einzige Verbindung zwischen Tollense und Lieps bildete], der Lieps und dem Zufluss derselben, der zwischen Hohenzieritz und Prillwitz von der Sandmühle herabkommt. Offensichtlich haben diese zusammenhängenden „Tollensegewässer", wie sie der Kürze wegen bezeichnet sein mögen, eine geographische Grenze zwischen den Ortschaften der ersten und zweiten Gruppe gebildet. Es wird dies besonders deutlich, wenn man auf die Reihenfolge achtet, in welcher die Ortschaften aufgezählt werden. Die Ortschaften der ersten Gruppe werden von Broda aus zuerst nach Norden und dann im Bogen herum nach Süden aufgezählt. Bei der Aufzählung der Ortschaften der zweiten Gruppe, die ostwärts von den Tollensegewässern liegt, beginnt dann die Reihenfolge wieder von Norden.

Die Ortschaften der ersten Gruppe, soweit sie noch nachweisbar sind, heissen heute Broda, Weitin, Chemnitz, Woggersin, Lehbin, Kalübbe, Passentin, Wulkenzin, Krukow, Mallin?, Penzlin, Gr. Vielen, Kl. Vielen, Hohenzieritz, Wustrow. Sie liegen nach der Ansicht der meisten Forscher im früheren Lande Wustrow [dem späteren Lande Penzlin] und in der alten Provinz Tholenz.

Die zweite Reihe von Ortschaften, welche alle ostwärts von den Tollensegewässern liegen, beginnt mit den Worten: In Raduir. Es heisst also ausdrücklich von dieser Gruppe von Ortschaften, dass sie im Gau der Retharier liegen. Sie sind grösstentheils noch heute mit ihren alten Namen vorhanden.


Treptow
Landgraben
Tollense Fl.
Lebbin
Kalübbe
Podewall
Woggersin
Trollenhagen
Chemnitz
Datze Fl.
Weitin
Warlin
Neubrandenburg
Passentin
Wulkenzin
Broda
Kussow
Mallin
Belvedere
Step.
Krukow
Penzlin
Alt Rehse
Tollense
Nemerow
Stargard
Gr.Vielen
Wustrow
Rowa
Sabel
Kl.Vielen
Hohen-Zieritz
Prilwitz
Riepke
Adamsdorf
Cammin
Wanzka
Ursprung der Havel
Rödlin
Neu-Strelitz
Lipiz
Wesenberg
Wustrow

Podulin	heisst jetzt Podewall.
Tribinowe	„ „ Trollenhagen?
Wigon	lag wahrscheinlich im nördlichen Theile des Neubrandenburger Stadtfeldes.
Cussowe	heisst jetzt Küssow.
Tuardulin	„ „ Warlin.
Dobre	wahrscheinlich östlich von Neubrandenburg auf Stadtfeld, untergegangen.
Step	lag nachweisbar auf Neubrandenburger Feldmark, südlich von der Stadt.
Rouene	heisst jetzt Rowa.
Priulbitz	„ „ Prillwitz.
Nicakowe	nicht nachzuweisen.
Malke	nicht nachzuweisen.
Kamino	heisst jetzt Cammin.
Lang	nicht nachzuweisen.
Ribike	heisst jetzt Riepke.
Tsaple	„ „ Sabel.
Nimyrow	„ „ Nemerow.
Malkowe	nicht nachzuweisen.
Stargard	heisst jetzt Stargard.

Alle diese Orte, so weit sie nachzuweisen sind, liegen also ostwärts von den Tollensegewässern im nordwestlichen Meklenburg-Strelitz. Hier ist mithin unzweifelhaft das Land der Retharier, der Radver, zu suchen.

Die Westgrenze des Landes der Retharier ist durch die bezeichneten Tollensegewässer gegeben. Nordwärts reichte der Radver bis an den Landgraben, der noch heute die Grenze zwischen Meklenburg und Pommern bildet. Jenseits des Landgrabens war Land Treptow. Wie weit nach Osten und Süden der Radver sich erstreckt haben möge, ist nicht mit Sicherheit anzugeben.

Nach Süden kann sich übrigens der Radver nicht sehr weit erstreckt haben. Hier lag das Land Lipiz, derjenige Landstrich, welcher als dritte Gruppe dem Kloster verliehen ward: „Lipiz mit allen seinen Dörfern bis zum See Woblesko (dem Woblitzsee bei Wesenberg) und die Havel aufwärts bis Chotibanz (jetzt Adamsdorf)[1]) und die wüsten Dörfer, welche von Vielen an zwischen den Grenzen von Chotibanz, Lipiz und der Havel liegen."

Am schwierigsten ist es, gegen Osten die Grenze des Radver zu bestimmen. Das aber ist nach dem Wortlaut der Broda'schen Urkunde nicht zu bezweifeln, dass die Tollensegewässer gegen Westen die Grenze gebildet haben.

Die Höhe am Westufer der Tollense, auf welcher der Pavillon von Belvedere erbauet ist, lag ausserhalb der Grenzen des Radver. Hier kann Rethra nicht gelegen haben.

Das erste Ziel der Excursion, die zu Wasser ausgeführt wurde, weil man auf

1) Nach P. Kühnel, Gymnasiallehrer in Neubrandenburg: Die slavischen Ortsnamen in Meklenburg (in Jahrb. d. Vereins f. Mklbg. Gesch. u. Alterthumskunde. 1881. S. 21) heisst d. Ort 1170 Chotibanz, 1182 Chotebanz, 1244 Chotibanz; später 1460 Kostall, 1473 Kostal. Traditionell ist der Ort Koschwanz, Kuhschwanz, und bis 1815 officiel Kostall, Kuhstall genannt worden. Der Name Kostall kommt zuerst 1640, also nach der Deutschen Besiedelung vor. Ob da die gegebene Ableitung von altslav. Kostelŭ, Kastell, Thurm, poln. kościol, Kirche, Tempel und die Deutung „Kirchort" richtig ist, scheint doch fraglich. War einmal Chotibanz in Koschwanz corrumpirt, scheint bei deutschen Bewohnern der Uebergang in Kostall mit der Bedeutung Kuhstall doch das Wahrscheinlichere. — Nach 1812 taufte der Besitzer das Gut um in Adamsdorf zum Andenken an einen in Russland gebliebenen Sohn.

diese Weise alle zu untersuchenden Punkte leicht erreichen konnte, war die Fischerinsel in der Südostecke der Tollense und das gegenüber liegende Wustrow. Nach zweistündiger Fahrt über den schönen See wurde die Insel betreten.

Die kleine Insel ist niedrig, theilweise sogar sumpfig; sie ist 150 bis 180 Schritte lang, 30 bis 36 Schritte breit und umfasst dabei ein Areal von rund 6500 Quadratmetern.

Auf dieser kleinen Insel soll nach der Ansicht von Beyer der Tempel von Rethra und auch das castrum Wustrow gelegen haben. Die zu dem Tempel gehörende civitas von Rethra soll dann auf dem bei Wustrow gegenüber liegenden Festlande zu finden sein und nicht sowohl eine Stadt als vielmehr ein Tempelhain, jener von den Einwohnern unberührte und heilig gehaltene Wald Thietmars gewesen sein. Dieser heilige Tempelgau soll das ganze Land Wustrow, das spätere Land Pewzlin, umfasst haben.

Lassen wir diesen heiligen Tempelhain ausser Acht, so ist nicht zu leugnen, dass die topographischen Verhältnisse speciell bei Wustrow manchen Angaben der Chronisten entsprechen. Ostwärts vom Festlande bei Wustrow und nahe demselben liegt eine Insel im See. Von Wustrow und von der kleinen Insel aus blickt man gegen Morgen auf den Spiegel der Tollense, des grössten Sees der ganzen Umgegend. Wer diese Verhältnisse auf der Karte betrachtet, nicht aus eigener Anschauung die ganze Gegend, die Ufer der Tollense und namentlich auch der Lieps kennt, kann sehr leicht auf die Idee kommen, Rethra müsse bei Wustrow gelegen haben. — Dass es Beyer so gegangen ist, erfahren wir von ihm selbst[1]). „Ich glaube — sagt derselbe — dass die Burg Adams auf einer wirklichen, ringsum von tiefem Wasser umgebenen Insel lag, und zwar nach Thietmars Angabe am Westufer des Sees, so dass man aus der zu diesem hinausgehenden Pforte nach Osten schaute. Demnach suche ich die Tempelburg am Westufer des Tollenser Sees, und hier findet sich an der hinter dem Dorfe Wustrow gelegenen Insel ein in jeder Beziehung geeigneter Platz."

Ausser der Oertlichkeit bei Wustrow giebt es nun aber noch andere Plätze, die den Angaben der Chronisten entsprechen, und von welchen man auch gegen Osten hinaus auf den Seespiegel blickt. Diese Plätze liegen an den Ufern der Lieps, und wer diese Plätze besucht, wird sich leicht überzeugen, dass auf ihnen ebenfalls die Lage von Rethra denkbar ist. Dieselben sollen später ganz objectiv ohne vorgefasste Meinung betrachtet werden.

Geht man aber von einer bestimmten Auffassung über die örtliche Lage von Rethra aus, so muss sich dann Alles, was sonst noch über Rethra bekannt ist, dieser Auffassung anbequemen.

Es ist oben bereits nachgewiesen worden, wo nach dem unzweifelhaften Wortlaute der Brodaschen Urkunde der Radver zu suchen ist.

Im Radver lag Rethra. Geht man von der Voraussetzung aus, Rethra habe bei Wustrow gelegen, so ist es vor allen Dingen nothwendig, nachzuweisen, Wustrow habe im Radver gelegen.

Es ist oben bei Besprechung der Brodaschen Stiftungsurkunde gezeigt worden, dass die dem Kloster verliehenen Ortschaften deutlich in drei Gruppen zerfallen. Die zweite Gruppe beginnt in der Urkunde nach einem Punkte mit einem gross und deutlich geschriebenen J und den Worten: In Radnir. Lisch, der die Urkunde selbst in Händen gehabt hat, bemerkt, es sei ganz unzweifelhaft, dass die Worte „In Raduir" an die Spitze einer neuen Reihe von Ortschaften gestellt seien. — Um

---

1) Jahrb. d. Vereins f. Mklbg. Gesch. u. Alterthumskunde. Bd. 32, S. 186.



nun Wustrow in den Radver zu bringen, verändert Beyer die Interpunktion und die Schrift (das grosse J). Er verbindet: Wustrow castrum cum villa in Raduir. Er meint, der Zusatz Wustrow in Raduir sei hier zum Unterschiede von einem anderen Orte Wustrow, welcher südlich von Wesenberg am Rätzsee liegt, gemacht worden. Eine solche Umgestaltung des klaren Wortlautes einer Urkunde — man muss sagen einer vorgefassten Idee zu Liebe — ist mindestens doch sehr bedenklich. — Dazu kommt dann noch, dass, wenn die Lesart von Beyer richtig wäre, ein ganz sonderbarer Sprung in der Aufzählung der Ortschaften gemacht wird; auf Wustrow am Südende der Tollense folgte dann unvermittelt Podewall, oben weit nördlich der Tollense. Wenn durch die Worte „In Raduir“ nicht eine neue Gruppe von Orten abgegrenzt werden sollte, wäre es dann nicht am natürlichsten gewesen, nach Hohenzieritz und Wustrow gleich das benachbarte Prillwitz zu nennen? — Es kann nicht zweifelhaft sein, dass die oben bezeichneten „Tollensegewässer“ eine geographische Grenze gebildet haben.

Liegt nun aber Wustrow nicht im Radver, so fällt jeder Grund weg, hier Rethra suchen zu wollen.

Dass man übrigens in den ersten Jahrhunderten nach der Zerstörung Rethras nicht bezweifelt hat, Rethra habe an der Ostseite der Tollensegewässer im Lande Stargard gelegen, dafür spricht eine Stelle in den handschriftlichen Anfzeichnungen des fahrenden Schülers Michael Frank[1]), eines Studenten der Theológie, der mehrere grosse Wanderungen gemacht hat. Bei der „Beschreibung des Meklenburger Landes“[2]) heisst es u. a.:

„Item Rhetra, da noch alte Uhrkundt und rudera einer feinen Stadt vorhanden, allda auch ein Tempel des Abgottes Radagast gewesen; diese Stadt soll sieben feste Thor gehabt haben, auch mit tifen Graben und Mauern wohl verwahret, soll gelegen sein in dem stargartischen Lande nicht weit von einem grossen See.“

Grabungen, die auf der Fischerinsel bei Wustrow leider bei der Excursion nicht vorgenommen werden konnten, weil die Arbeiter nicht rechtzeitig zur Stelle waren, die aber später mehrfach nachgeholt worden sind, haben gar keine Resultate ergeben. Es sind weder slavische noch mittelalterliche Reste gefunden worden.

Nach Allem hat sich die Ueberzeugung Geltung verschaffen müssen, dass Rethra an der Stelle oder in der Umgegend von Wustrow nicht gelegen haben könne. Der Besuch der Gegend war aber doch nicht ohne Interesse.

Schon während der Fahrt auf der Tollense winkte von der ansehnlichen Höhe hinter Wustrow ein grosses, noch ziemlich wohl erhaltenes, Kegelgrab herüber. Der Besitzer von Wustrow, Hr. Baron von Maltzan, hatte die Aufgrabung des Kegels gestattet, und waren dazu alle Vorbereitungen getroffen worden. Allein als man auf der Höhe angelangt war, wurde es sofort klar, dass man für heute von der Oeffnung des Grabes abstehen müsse. Das Grab, welches am unteren Rande noch mit einigen Steinen umstellt ist, hat eine Höhe von etwa 4 bis 5 Metern und einen Umfang von etwa 30 bis 35 Metern. Zur Oeffnung desselben wären 1 bis 2 volle Tage erforderlich gewesen. Bei dem ferneren, für den Tag entworfenen Programm war an eine Grabung hier nicht zu denken.

Von diesem Kegelgrabe begab sich nun ein Theil der Gesellschaft nach zwei anderen, weiter entfernt liegenden Hügeln. Der grösste Theil des Weges dorthin

1) Seine handschriftlichen Anfzeichnungen befinden sich in der Rathsbibliothek der Stadt Zittau. Abgedruckt ist aus denselben in den Baltischen Studien Jahrgang 1880, S. 57 ff.: Wanderung eines fahrenden Schülers durch Pommern und Meklenburg anno 1590.

2) a. a. O. S. 82.

führte bergauf bergab über schweren, durch langen Regen aufgeweichten, frisch umgebrochenen Acker. Wer nicht mit festem, wasserdichtem Schuhzeug versehen war, sah sich gezwungen, diese Expedition aufzugeben. — Die beiden Hügel sind später, am 20. August, von Neubrandenburg aus noch einmal besucht worden und sind bei der Gelegenheit die gleich anzugebenden Maasse ermittelt worden.

Die blosse Besichtigung lässt nicht mit Sicherheit erkennen, ob die Hügel nicht etwa ganz oder wenigstens doch theilweise durch die Natur gebildet sind. Der kleinere Hügel hat einen Durchmesser von 70 Fuss und mag etwa 220 bis 230 Fuss im Umkreise messen. Seine Basis ist rund und hat derselbe ganz die Form der Kegelgräber. — Der grössere Hügel dürfte bestimmt dem grössten Theile nach eine natürliche Bildung sein. Er ist auf der Höhe 100 Schritte lang und 15 Schritte breit; seine südliche Langseite geht unmittelbar in ein tief liegendes Thal über. An dem westlichen Ende des langgestreckten Rückens liegt eine ganze Anzahl grosser Geschiebeblöcke in ziemlich regelmässiger Lage. Dass diese eine alte Grabstelle umschliessen, ist möglich.

Der Theil der Gesellschaft, welcher die Expedition nach den Hügeln hatte aufgeben müssen, schiffte sich wieder ein und besuchte eine alte Pfahlstellung in der Lieps. Die Pfähle sind kurz über dem Grunde vermorscht und abgebrochen. Sie waren in dem trüben Wasser der Lieps, obschon dieselbe hier nur etwa 3 Fuss tief ist, nicht zu sehen, konnten nur durch Sondiren mit den Rudern aufgefunden werden. Ihre Stellung wurde dann durch nebengesteckte Zweige markirt. Die Pfähle stehen in einer graden Reihe; eine Doppelstellung wie bei einer Brücke ist nicht vorhanden. Die Reihe der Pfähle beginnt an der Mündung des „alten Grabens" (einer künstlichen Verbindung zwischen Tollense und Lieps), und zieht sich in einer Linie mit dem Westufer des alten Grabens bis nach einer kleinen unbedeutenden Insel (von den Fischern Heidensruhe genannt) hin. An dieser Pfahlstellung wurden in einem Boote zwei Leute zurückgelassen mit der Weisung, in der Nähe der Pfähle Proben vom Grunde des Sees heraus zu baggern.

In dem Baggerschlamme haben sich ausser zahlreichen Conchylien nur bearbeitete Holztheile, zugespitzte durch Moder geschwärzte Pfahlenden und ebenso beschaffene Bruchstücke von Zweigen und Ruthen vorgefunden. Das Holz rührt theils von Elsen, theils von Weiden her. Die Zweigreste sind alle gewunden, als hätten sie einem Flechtwerk angehört. Wahrscheinlich ist hier bei Anlage des alten Grabens durch Verzäunung und Flechtwerk eine Art Buhne als Schutz gegen Verschlammung des Grabens angelegt worden. Eine Zeitbestimmung dieser Anlage, da keine Alterthümer gefunden wurden, ist unmöglich.

Nachdem die Gesellschaft an der Wustrower Ziegelei sich dann wieder vereinigt hatte, wurde die Fahrt bis Prillwitz fortgesetzt, und hier zunächst ein Rundgang durch den Grossherzoglichen Schlossgarten und das Dorf unternommen, um ein Bild der ganzen Oertlichkeit zu gewinnen. Das feste Terrain, auf dem das Dorf Prillwitz und der Schlossgarten liegt, ist begrenzt theilweise vom See, der sogenannten Lieps, theilweise von grossen Wiesenflächen, zwischen denen nur ein schmaler fester Zugang nach Prillwitz hineinführt. Die Wiesen sind theilweise sehr sumpfig, theilweise bildet die Grasnarbe auch nur eine auf dem Wasser schwimmende Decke. Der Fischereipächter, Hr. Melz, welcher die Gesellschaft als kundiger Wegweiser begleitete, zeigte eine mitten in der Lieps festsitzende kleine Insel, die im letzten Winter durch Abreissen von dem schwimmenden Prillwitzer Wiesenplane entstanden war. Es leidet keinen Zweifel, dass die Prillwitzer Wiesen nach und nach durch Zuwachsen entstanden sind, und dass das ganze Terrain von Prillwitz bis auf die schmale feste Verbindung früher von Wasser umflossen war.

Nach Süden zu erhebt sich die Erdscholle, auf der Prillwitz liegt, zu einer ziemlich steil ansteigenden kleinen Anhöhe, dem alten Schlossberge (Ritterberge). An dieser Stelle hat im Mittelalter eine Burg der Familie Peckatel gestanden. Man sieht noch altes Gemäuer und die den Berg umziehenden Wallgräben.

Im Allgemeinen ist nicht zu leugnen, dass das Terrain von Prillwitz den Angaben bei Thietmar entspricht; und Thietmar's Angaben scheinen die zuverlässigeren zu sein. Er giebt einfach an, Rethra habe drei Thore gehabt. Adam's



Angabe von neun Thoren und dem neunfachen Styx klingt entschieden nach poetischer Ausschmückung. Drei Thore sind naturgemäss auf dem Terrain bei Prillwitz zu construiren. Das erste Thor führte auf dem schmalen Strich festen Bodens von Süden her in den Ort hinein. Von Westen oder Nordwesten her, von Zippelow, wo jetzt ein aufgeschütteter Damm die Verbindung vermittelt, hat es noch in ziemlich neuer Zeit nur eine auf Pfählen ruhende Holzüberbrückung gegeben. Hier müsste also das zweite Thor gelegen haben. Das dritte Thor, welches

gegen Morgen hinausblickte, führte dann nur an den See und zum Heiligthume (fanum), vermittelte keine Verbindung nach aussen.

Der Eindruck, dass auf der Stelle von Prillwitz Rethra könne gelegen haben, ist sehr vielen Besuchern dieser Gegend geworden. So z. B. sagt Lisch[1]): „ich habe bei einer persönlichen Untersuchung an Ort und Stelle die Localität von Prillwitz so überraschend und sowohl in den grossartigen Ausdehnungen, als in den kleinsten Einzelheiten so übereinstimmend mit den alten Berichten gefunden, dass ich keinen Augenblick zweifele: Prillwitz sei die Stelle von Rethra. . . . . . Als eine grosse Merkwürdigkeit aber muss es angesehen werden, dass auf den erhabensten Stellen von Prillwitz, auf dem mit tiefen Wiesen umgebenen Plateau, namentlich in den Pfarrgärten und in dem fürstlichen Garten eine so grosse Masse von blaugrauen Scherben von mittelalterlichen Gefässen gefunden wird, dass sie wahrhaft in Erstaunen setzt. . . . Zwei angestellte Proben lohnten . . . mit einer Hand voll Scherben, welche denen in den sogenannten Wendenkirchhöfen ähnlich waren, zumal da einige ganz charakteristische Verzierungen hatten." Demnach hätte Lisch also Scherben mit slavischen Ornamenten gefunden.

Seitens der Theilnehmer der Exkursion ist nun auch mehrfach unten am Schlossberge im fürstlichen Garten, sowie auch im Pfarrgarten gegraben worden. Man war nicht so glücklich im Pfarrgarten irgend etwas zu finden. Was im fürstlichen Schlossgarten zu Tage gefördert wurde, waren mittelalterliche blaugraue Scherben. Scherben mit slavischen Ornamenten wurden nicht gefunden[2]).

Directe Beweise einer slavischen Ansiedelung sind demnach bei der Exkursion nicht gefunden worden. Allein der Name Prillwitz, der entschieden slavischen Ursprunges ist, kann als sicherer Beweis dafür dienen, dass Slaven hier angesiedelt waren.

Aus dem Umstande, dass der Ort zwanzig Jahre nach der Zerstörung von Rethra den slavischen Namen Prillwitz trägt, hat Buchholz, Pastor zu Lychen, in einer anonymen Schrift[3]), die gegen die Ausführungen von Masch gerichtet ist, zu deduciren gesucht, dass Rethra nicht an der Stelle von Prillwitz gesucht werden könne. „Es ist unbegreiflich" — sagt er — „dass die Sachsen, wenn sie an der Stelle von Rhetra eine neue Festung bauen, und den alten wendischen Namen nicht behalten wollen, dieselbe mit einem neuen Namen aus eben der Sprache sollen belegt haben. Das war wider ihre Gewohnheit; wo ihnen das Wendische nicht gefiel, da gaben sie deutsche Namen." Wenn in der Brodaschen Urkunde zwanzig Jahre nach der Zerstörung von Rethra ein Ort mit dem wendischen Namen Prillwitz genannt wird, so muss es allerdings Bedenken erregen, wie derselben Ort zwanzig Jahre früher den wendischen Namen Rethra geführt haben könne.

Es dürfte nicht uninteressant sein, hier auf eine Bemerkung von Sponholz[4]) aufmerksam zu machen. „Ῥήτρα — sagt derselbe — heisst: Ausspruch, Götter-, Orakelspruch. Wie, wenn unsere Chronisten das, in der ihnen zugekommenen Schilderung der Redarier-Stadt, ihnen Bedeutungsvollste: „dort war das Orakel der Ungläubigen" in der ihnen geläufigen griechischen Sprache bezeichneten, den

---

1) Jahrb. d. Vereins f. Mklbg. Gesch. u. Alterthumskunde. Bd. III, S. 21.

2) Hr. Inspector Engholm zu Prillwitz hat kürzlich eine grosse Menge von Scherben eingesandt, die beim Umbau des Pferdestalles ausgegraben wurden. Es sind durchweg mittelalterliche Topfscherben.

3) Rhetra und dessen Götzen. Sendschreiben eines Märkers an einen Meklenburger über die zu Prillwitz gefundenen wendischen Alterthümer. Bützow und Wismar 1773.

4) a. a. O. S. 39.

wichtigsten Gegenstand in der Stadt zum Namen derselben machten?" Will man eine solche Erklärung acceptiren, dann liesse sich Prillwitz, als Ort, mit dem Heiligthume, dem Orakelplatz Rethra, ohne Schwierigkeit vereinigen. — Beachtenswerth ist dabei dann noch, wie durch eine solche Annahme die verschiedenen Angaben der Chronisten einigermaassen sich decken; während der eine das Heiligthum, wo das Orakel ist, nach dem dort verehrten Götzen (Riedegost) benennt, wird es von dem anderen ganz allgemein nur als der heilige Orakelplatz oder Tempelplatz bezeichnet[1]).

Darauf mag schliesslich noch hingewiesen werden, dass der älteste bekannte Rethraforscher, Latomus, auch bei Prillwitz die Stelle von Rethra sucht. Konnte zu seiner Zeit, fünf Jahrhunderte nach der Zerstörung, sich noch eine Tradition über die Lage von Rethra erhalten haben?

Nachdem man im Schlossgarten unter schönen alten Bäumen am Ufer des Sees das mitgebrachte Mahl verzehrt hatte, wurde unter Führung des Hrn. Pastor Jacobi im Pfarrgarten die Stelle besichtigt, an welcher angeblich die fraglichen Prillwitzer Idole gefunden sein sollen. Die Stelle liegt hinter dem Pfarrhofe unfern von dem hier flachen Seeufer.

Nun drängte die Zeit zur Fortsetzung der Exkursion. Es handelte sich für den Rest des Tages noch darum, die von Boll für Rethra in Anspruch genommenen Orte aufzusuchen.

Nach Boll's[2]) Ansicht entspricht die tief in die Lieps einschneidende, Prillwitz gegenüber liegende Halbinsel allen Angaben der Chronisten. „Ich wurde zuerst auf diese Lokalität aufmerksam — sagt Boll — als ich erfuhr, dass auf der kleinen in der Lieps gelegenen Insel, dem sogenannten Hanfwerder, eine grosse Menge eiserner Alterthümer gefunden wären." Nach einer Mittheilung des Usadelschen Müllers, welcher den Hanfwerder in Pacht hatte, waren dort viele Thierknochen von ungewöhnlicher Stärke ausgeackert, auch hatte man beim Ziehen eines Grabens eine grosse Menge von Hirschgeweihen gefunden. Eiserne Alterthümer waren nach der Aussage des Müllers wohl ein Scheffelstheil gefunden worden, darunter besonders viele Barbirmesser, Scheeren, den Schafscheeren ähnlich, Hufeisen, Lanzenspitzen u. dergl. Boll konnte von diesen Dingen noch eine Lanzenspitze, ein Hufeisen und einen sehr kleinen Dreifuss acquiriren.

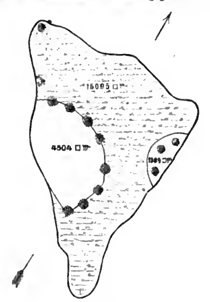
Die Halbinsel des Liepsbruches entspricht nun unzweifelhaft in vielen Punkten den Angaben der Chronisten. Die Halbinsel, die nicht durchweg Bruch oder Wiese ist, sondern mehrere feste, sehr wohl bewohnbare, grosse Horste einschliesst, hat eine vollkommen dreieckige Gestalt. Sie kann von zwei Seiten allgemein zugänglich gewesen sein, — von Westen, von Wustrow her über den alten Bach und den alten Graben, — von Osten her über den Nonnenbach und den neuen Graben. Letzterer stammt allerdings aus verhältnissmässig neuerer Zeit, aber das Liepsbruch war abgesehen davon in früherer Zeit dennoch von beiden Seiten nur durch Brückenanlagen zugänglich. An der Wustrower Seite liegt noch heute in der Wiese gegen den alten Bach zu eine Doppelreihe von grossen Geschiebeblöcken. Etwa von 10 zu 10 Schritten stösst man auf eine solche doppelte Steinstellung. Diese Steine können kaum zu etwas anderem als zur Unterlage einer Holzbrücke durch die Wiese gedient haben. — Das dritte Thor von Rethra wäre dann am Ostufer

1) Kühnel a. a. O. S. 116 leitet Rethra von dem altslav. rati, Krieg, ab und soll nach Schafarik ratara Kriegstempel bedeuten.

2) Archiv für Landeskunde in dem Grossherzogthum Meklenburg. Jahrgang 1853, S. 67.

der Halbinsel zu suchen. Hier fällt der Blick gegen Morgen auf den See und auf den gegenüberliegenden Hanfwerder.

Nach dem Programm der Exkursion wurde zunächst der Hanfwerder[1]) besucht. Die kleine Insel ist 20 988 □m gross und hat eine dreieckige Gestalt. Der grösste Theil derselben ist Wiese; an zwei Stellen ist festerer Boden, der früher beackert wurde, jetzt zur Heuwerbung und Weide dient. Die Exkursion landete an dem grösseren Horst, der an verschiedenen Stellen angegraben wurde. Boll, der hier



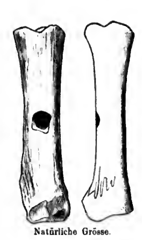
auch schon Nachgrabungen angestellt hatte, stiess überall in der Erde etwa einen Spaten tief auf einen Steindamm, der sich unter der ganzen Insel hinzuziehen schien. Aus dem aufgeworfenen Erdreich kamen gebrannte Lehmmassen und Urnenscherben mit slavischen Ornamenten zum Vorschein.

Dieser Befund ist durch die Exkursion im Allgemeinen bestätigt worden. Etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss tief in der Erde stiess man auf Steindämme. Dieselben machten aber nicht den Eindruck einer unter der ganzen Insel fortlaufenden Pflasterung, sondern es schienen vielmehr die Steindämme einzelne Herdstellen zu bezeichnen. Einige Steine schienen vom Feuer geschwärzt; manche waren mürbe und zerbröckelten leicht. Sie schienen durch Feuer vermürbt zu sein. Von gebrannten Lehmmassen wurden viele Proben gefunden. Ueberall fanden sich Urnenscherben, die theils glatt waren, theils slavische Ornamente zeigten. Thierknochen wurden in grosser Menge gefunden. Theilweise waren dieselben zerschlagen, offenbar um die Markhöhle zu öffnen. Einer von diesen Knochen hatte in der Mitte der Länge ein kleines rundes Loch, war künstlich durchbohrt.

Alle diese Sachen sind nur auf dem festeren Terrain des Hanfwerders gefunden worden. Nachgrabungen in dem tiefer gelegenen Wiesenterrain waren ohne Erfolg.

---

1) Die beiliegende Zeichnung des Hanfwerders stimmt genau mit der Neubrandenburger Flurkarte.


Natürliche Grösse.

Im Neubrandenburger Museum wird von den Funden, die auf dem Hanfwerder gemacht sind, Nachstehendes aufbewahrt:

eine eiserne Scheere,
eine Hacke von Hirschhorn,
ein künstlich durchbohrter kleiner Knochen, (s. Abbildung),
zahlreiche Urnenscherben mit slav. Ornament,
Proben der Branderde,
zahlreiche Knochen vom Rind, theilweise zerschlagen, um die Markhöhle zu öffnen,
Knochen vom Schaf,
Zähne vom Schwein,
ein Vogelknochen.

Die Untersuchung des Hanfwerders hat unzweifelhaft dargethan, dass derselbe während der Slavenzeit ein viel benutzter Wohnplatz gewesen ist.

Leider konnte wegen vorgerückter Tageszeit die Untersuchung des Liepsbruches nicht mehr in Angriff genommen werden. Da unsere Berliner Gäste noch den Abendzug zur Heimreise benutzen wollten, war es die höchste Zeit, den Rückweg anzutreten.

Es ist dann später von Neubrandenburg aus speciell nach dem Liepsbruche noch eine Exkursion unternommen worden. Das Bruch wurde von Osten her betreten, und wurde die Untersuchung den sogenannten Horsten, den festen Stellen zwischen den theilweise recht sumpfigen Wiesen, zugewendet. Nach Ueberschreitung des Nonnenbaches gelangte man zunächst nach dem „Leinhorst.“ Derselbe war grösstentheils zur Wegebesserung abgegraben, und unterblieb deshalb hier die Untersuchung. — Nach Ueberschreitung des neuen Grabens gelangte man dann nach dem „kleinen Horst“. Derselbe liegt am östlichen Ufer der Halbinsel und ist 26 476 □ *m* gross. Von hier aus blickt man gegen Osten auf den See und den gegenüber liegenden Hanfwerder. Diese Lage des Horstes forderte zu eingehender Untersuchung auf. Es wurde deshalb an vielen Stellen gegraben, nach der Mitte der Halbinsel zu und am Seeufer. Das Ergebniss war wieder Erwarten ein sehr dürftiges. Die ganze Ausbeute bestand in einem Rinderknochen, einer mittelalterlichen Topfscherbe und einigen Scherben eines Topfes der Neuzeit. — Demnächst wurde dann der „grosse Horst“ betreten. Derselbe reicht durch die ganze Breite der Halbinsel vom Ost- bis zum Westufer, und ist er 45 210 □ *m* gross. Er war an mehreren Stellen von der Grasnarbe entblösst, so dass sich diese Stellen leicht durchsuchen liessen. Gefunden wurde nichts.

Endlich wurde dann noch der an der Spitze der Halbinsel liegende „Bacherswall“ durchsucht. Er ist 1128 □ *m* gross. Boll giebt an, dass er ihn muldenförmig vertieft gefunden habe. Es konnte nur noch in der Mitte eine seichte Rinne bemerkt werden. Da er seit Jahren zum Kartoffelbau gedient hat, wird seine Oberfläche durch die Spatenkultur wesentlich eine andere geworden sein. Mehrere tiefe Grabungen, die hier vorgenommen wurden, brachten eine Brandstelle mit Kohlen, Asche und Branderde und eine einzige Urnenscherbe zu Tage, die glatt, d. h. ohne alle Ornamente war.

Spuren einer grösseren Ansiedelung im Liepsbruche sind demnach nicht gefunden worden.

Mit einem endgültigen Urtheil über die Lage von Rethra ist zur Zeit noch

zurückzuhalten. Die Untersuchungen können noch nicht als geschlossen angesehen werden, namentlich müssten diese noch auf den Kietzwerder in der Lieps, sowie auf den Wantzka'er und Rödliner See sich erstrecken, welche beiden Seen ohne Zweifel noch innerhalb der Grenzen des Raduir liegen. Es ist auch der Hanfwerder noch einmal zu besuchen. Die nach der neuesten Vermessung mitgetheilte Karte desselben, die erst in der letzten Zeit eingesehen werden konnte, zeigt an der Ostseite der kleinen dreieckigen Insel einen gegen Morgen schauenden Horst. Dieser ist noch zu untersuchen, da er leider bei der Exkursion nicht betreten wurde. Das Vorhandensein desselben war allen Theilnehmern damals unbekannt.

Dass Rethra sollte im Carwitzer See gelegen haben, hat keine Wahrscheinlichkeit für sich. Nach Beyer sollen die Inseln im Carwitzer See schon im Lande der Ukrer gelegen haben. Die Grenze mag streitig sein. Wenn man aber bedenkt, dass zwischen dem Lande der Ukrer und dem Radver noch das Land der Riezaner, oder Rezener, lag, so kann der Radver, in dem Rethra zu suchen ist, nach Osten sich kaum bis in die Gegend von Feldberg erstreckt haben. Lisch[1]) führt mehrere Urkunden an, in denen die Volksstämme immer in derselben Reihenfolge genannt werden, so anno 965 Ucrani, Riezani, Riedere, Tolensane, Zercepani; anno 973 Ucran, Rezem, Riedere, Tolensani, Zircipani; 975 Ucrani, Ritzani, Ridera, Tolensane, Zerezpani. In alten Urkunden werden die Volksstämme regelmässig in der Reihenfolge aufgezählt, wie sie geographisch grenzen. Demnach kann es nicht bezweifelt werden, dass der Volksstamm der Riezaner zwischen dem Lande der Ukrer und dem Radver seine Wohnsitze hatte.

Damit stimmen denn auch die Ermittelungen von Böttger[2]) überein. Nach demselben gehören zum Gau der Rezener nachweisbar in Meklenburg die Orte: Konow, Feldberg, Läven, Carwitz, Triepkendorf, Gnewitz, Dabelow, Godendorf, Buchholz, Dannenwalde, Ringsleben, Tornow, und in Preussen Ruthenberg, Alt-Thymen, Storkow, Hammelspring, Templin, Milmersdorf, Klosterwalde, Jacobshagen, Rosenow.

Auch nach Wigger[3]) lag Feldberg schon nicht mehr im Radver. Demnach können die weiter östlich liegenden Inseln im Carwitzer See noch weniger dazu gehört haben.

Nach Kühnel[4]) bedeutet der Name Riezaner oder Rezener „Flussanwohner“, und es ist allerdings der ganze Landstrich, wie er von Böttger abgegrenzt wird, reich an grösseren und kleineren Seen, die durch Flussläufe verbunden sind.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass einige sehr beachtenswerthe Fingerzeige für die Lage von Rethra durch die Nachrichten über die Kämpfe gegeben werden, welche 1059 zwischen den einzelnen Stämmen der Wilzen oder Leuticier (nach Adam von Bremen) de nobilitate potentiaque entstanden waren[5]). Auf der einen Seite kämpften die Kissiner und Circipaner; auf der anderen die Tholenzer und Redarier. Von letzteren beiden Volksstämmen berichtet dann Helmold: regnare volebant propter antiquissimam urbem et celeberrimum illud fanum, in quo simulacrum Radigast ostenditur, adscribentes sibi singularem nobilitatis honorem eo, quod

1) Jahrb. d. Vereins f. Meklenb. Geschichte und Alterthumskunde. Bd. III, S. 8.

2) Dr. Heinrich Böttger: Diöcesan- und Gau-Grenzen Norddeutschlands. Halle 1875. Theil IV, S. 78, 79.

3) Dr. Friedr. Wigger: Meklenburgische Annalen. S. 120. Schwerin 1860.

4) P. Kühnel: Die slavischen Ortsnamen in Meklenburg. Jahrb. f. Mklbg. Gesch. etc. III, S. 119.

5) Vergl. d. Auszüge bei Wigger in Mklbg. Annalen. S. 82 und 88.

ab omnibus populis Slavorum frequentarentur propter responsa et annuas sacrificiorum impensiones. Demnach ist anzunehmen, dass das gemeinschaftlich vertheidigte celeberrimum fanum auch ein den verbündeten Tholenzern und Radariern gemeinschaftliches war, und dürfte daraus zu schliessen sein, dass es demgemäss an der Grenze ihrer Gaue gelegen hat. Schwerlich lag das gemeinschaftlich vertheidigte fanum an den Grenzen der Riezaner oder Ukrer.

Nach Allem bleibt in Bezug auf die Lage von Rethra einstweilen noch immer das Wahrscheinlichste, dass es an der Lieps gelegen hat. Sollten sich am Wantzkaer oder Rödliner See nicht etwa ganz unzweideutige Spuren auffinden, so kann man mit Bestimmtheit aussprechen, dass Rethra an der Lieps gelegen hat. Dieser See ist auch von allen Wasserbecken, die in Betracht kommen können, der grösste, ihn konnte der Chronist am ersten noch ein „mare" nennen. An den Ufern der Lieps kann dann in erster Linie nur Prillwitz und dann Hanfwerder-Liepsbruch in Frage kommen.

Hr. Voss bemerkt dazu, dass er, soweit er Augenzeuge gewesen, obigen Bericht über die Excursion in Allem nur bestättigen könne. Auch darin stimme er bei, dass die Oertlichkeit von Prillwitz, sowohl der Terrainbildung als der insularen Lage nach wohl geeignet erscheine, einstmals einem bedeutendem Heiligthume als Sitz gedient zu haben. Allerdings sei die Bestättigung dieser Vermuthung durch entsprechende Funde vorläufig noch abzuwarten. Jedenfalls aber seien die anderen durch Funde constatirten Niederlassungen auf den flachen Seeinseln, auf dem Hanfwerder, sowie auf den Inseln des Carwitzer Sees wohl einst von grösserer Bedeutung gewesen als jene auf den ähnlich formirten Inseln der Oberspree, dem Rohrwall bei Schmöckwitz, der Liebesinsel bei Treptow u. s. w.

(9) Hr. Jentsch bespricht

Vorgeschichtliches aus dem Kreise Guben.

I. Das heilige Land bei Niemitzsch. Die in dem XIV. Jahrgange der Zeitschrift für Ethnologie S. 112—128 enthaltenen Angaben vervollständige ich durch nachstehende Ergebnisse der vorjährigen Untersuchung und durch einzelne anderweitige Nachträge. Im Laufe des Frühsommers ist ein Theil der Westwand abgestürzt worden und zugleich ist auf der südöstlichen Erhebung eine flache Abtragung nach dem äusseren Rande hin erfolgt, welche vorzugsweise mit slavischen Resten durchsetzte Erdlagen eröffnet und die oberste der Schichten mit germanischen Einschlüssen bloss gelegt hat: aus beiden sind zahlreiche Scherben und Knochen, aus den ersteren auch Geweihstücke, aus der letzteren ein theilweise zerstörter viereckiger Webestein zu Tage gefördert worden. Bis in die Tiefe, in welcher sich auf der bekannten Abbruchstelle (s. a. a. O. S. 114) Baureste gefunden haben, ist diese Bodenbewegung nicht eingedrungen. Endlich ist an der Südecke ein ganz neuer Abbruch hergestellt worden, der bis jetzt nur grauschwarze Erde ohne Scherben, ausserdem aber eine grössere Zahl von Schneckenhäusern zeigt (vergl. ebd. S. 114): die ursprüngliche Anlage scheint hier durch eine Anschüttung aus dem nahen Sumpfe entnommenen Bodens verstärkt zu sein, wenn nicht etwa, was erst später klar gestellt werden kann, eine ursprüngliche Oeffnung im Walle nach Süden hin später geschlossen worden ist.

Aus der umfassenden westlichen Abgrabung sind (und zwar zumeist auf der Strecke, welche a. a. O. S. 114, Fig. 2, durch die Worte Ost und Süd bezeichnet

ist) folgende Gegenstände gewonnen worden, die, sofern nicht anderes angegeben ist, von Hrn. Pötzschke der Gubener Gymnasialsammlung geschenkt worden sind: A. aus Bronze (vgl. ebd. S. 117): ein knopfartiger, mässig gewölbter Gegenstand, mit grünem Ueberzug: eine runde, nach einer Seite hin ein wenig ausgezogene Platte von 2,7 resp. 2,9 *cm* Durchmesser, aus welcher eine abgebrochene Spitze (Durchm. 4 *mm*) 2 *mm* hoch hervorragt, und unter welcher ein 3 *mm* breiter, 2,5 *cm* langer Bügel in einem Abstande von 9 *mm* angebracht ist, durch welchen ein Riemen gezogen werden konnte (Fig. 1 *a*, *b*). Das a. a. O. unter Nr. 5 erwähnte schnallenartige Schmuckstück von 38 *g* Gewicht besteht, wie sich nach Entfernung des grössten Theiles der dasselbe umhüllenden bröckligen und schillernden Masse ergeben hat, aus 3 zusammengebackenen Bronzeringen von 2,8 *cm* Durchmesser mit fast viereckigem Querdurchschnitt. Der mittlere greift etwa bis zur Hälfte über den unteren und ist ein wenig übergebogen, der obere ist in den mittleren hineingedrückt und stärker über ihn hinweggebogen. Die Länge des ganzen Stückes beträgt direkt gemessen 4 *cm*. Die Umhüllung ist eine theils durchsichtig weisse, theils mattgrüne Glasmasse (Fig. 2). — B. aus Stein: 1. ein abgestumpfter Kegel von blassrother Färbung mit nicht ganz ebener Oberfläche von 13 *cm* Höhe, 10 *cm*



unterem, 7 *cm* oberem Durchmesser, Gewicht 2055 *g*. Die untere Grundfläche ist beschädigt (Fig. 3). — 2. ein glimmerhaltiger grauer Stein, etwa in der Form eines halbierten Scheibenabschnittes, dessen runde Seite glatt und durch abgerundete Kanten begrenzt ist (Fig. 4); die kleine Seitenfläche (gleichsam die Halbierungsebene des Scheibenabschnittes) ist uneben, also wohl abgesprengt, ebenso der eine der beiden den Körper oben und unten begrenzenden Kreisabschnitte; der andere dagegen ist eben, ohne jedoch durchweg geglättet zu sein. (Gegenwärtige Längsausdehnung 15 *cm*, grösste Breite 9 *cm*, Dicke 1,9—5 *cm*). 3. ein flach abgesprengtes Stück von 4 *cm* Durchmesser und etwa 1 *cm* Stärke mit einer ganz glatten Oberfläche; das Material ist ein nicht zu feinkörniger graubrauner Stein. 4. Aus älterer Zeit ist in der Alterthümersammlung der Lausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften ein ovales durchbohrtes Steinplättchen vorhanden (nach deren handschriftlichem Katalog): offenbar ein Schmuckstück gleich den Verhandl. 1881, S. 183 beschriebenen, von welcher Art ein ovales Exemplar aus dem Reinhardt'schen Urnenfelde bei Bautzen sich im dortigen Stadtmuseum befindet. C. Aus Thon: 1. (zu S. 118. IV. 4) ein vierkantiger Webestein mit etwas eingewölbten Seitenwänden, (einschliesslich des oben erwähnten

der vierte aus dem heiligen Lande); 2. der Rest eines anscheinend vierseitigen ziegelrothen Körpers, von dessen Seitenflächen nur sehr wenig erhalten ist und durch den eine gerade und glatte Durchbohrung von 5 *mm* Durchmesser hindurchläuft: etwa der Rest eines Netzbeschwerers. 3. ein etwa die hoble Hand füllendes flaches rothgebranntes Tbonstück mit deutlichen Halmeindrücken. 4. (zu S. 119, 6) eine wohl erhaltene, wenig verzogene, etwas nachgebrannte Flasche von 11 *cm* Höhe, 3,5 *cm* Bodenfläche, 9,5 *cm* grösstem Durchmesser, mit deutlich markirtem Halse und länglichem Henkel, der aber nur einen kleinen Finger einlässt (Fig, 5). Die stellenweise noch mattglänzende, meist rissige braune Oberfläche ist auf der dem Henkel gegenüber liegenden Seite schwammig aufgetrieben. 5. (ebd. Nr. 8) ein Ausschnitt aus einem sechsten runden Tbonbrett, glatt, mit mässig aufgerichtetem Rande, auf der Oberseite schwarzbraun, auf der unteren blassroth. — Unter den Scherben ist ein ziemlich formlos gewordenes, fast 1 *cm* dick aufgequollenes grosses Randstück hervorzuheben, das 9 *cm* unter dem glatt gewesenen Rande eine wulstige Leiste mit Fingereindrücken, und 2 *cm* unter dem Rande eine offenbar bei der Fabrikation hergestellte glatte Durchbohrung von 0,5 *cm* Durchmesser (jedenfalls zum Durchziehen einer Schnur bestimmt) zeigt. Von der Art der S. 119—20 beschriebenen Gefässfragmente sind sehr zahlreiche Exemplare gefunden: ich erwähne daraus nur eine Reibe von solchen, die concentrische Halbkreiseindrücke unter oder über parallelen reifenartigen Kehlstreifen tragen.

Eine zwingende Deutung der Oertlichkeit lässt sich auch aus diesen Funden nicht herleiten; als sicher ergiebt sich (namentlich aus den Webesteinen) nur, dass der Platz mit Haushaltungen besetzt war. Von den beiden Auffassungen der Anlage, die uns der erschöpfenden und wohl noch nicht überholten Behandlung der Burgwallfrage in Preusker's Blicken in die vaterländ. Vorzeit 1 (1841) S. 104, Nr. 1, 3, vgl. II, 195 ff., hier in Betracht kommen, ist keine ausgeschlossen: auch die heiligen Stätten konnten wie die Befestigungsplätze Wohnräume enthalten. Aber für die Annahme einer Cultusstätte spricht, wie bereits Zeitschr. f. Ethnol. LXIV, S. 127 bemerkt ist, keiner der Ueberreste: sehr wohl kann die Anlage ein fester Platz — der dauernde Sitz eines Führers oder eine wiederholt benutzte Zuflucht — gewesen sein.

Das zweite, nächst den Funden bei Ermittelung des Zweckes in Betracht kommende Moment, die Tradition, ergiebt ebenso wenig etwas Sicheres: es kann ein Hain, wie ihn Tacitus als den üblichen altgermanischen Opferplatz bezeichnet, um den Wall her gelegen haben, obwohl dies in dem vom jetzigen guben-niemitzsch-sadersdorfer Fahrwege her ersichtlich schräg zur Neisse abfallenden, vormals offenbar sumpfigen Terrain nicht sehr wahrscheinlich ist. Mit dieser Möglichkeit wäre aber die Einordnung der Oertlichkeit unter die von Tacitus bezeichneten Cultusstätten noch nicht begründet. Die lokale Tradition, welche in dem Namen des heiligen Landes liegt, beweist nichts, weil der an sich sehr wohl mögliche Zusammenhang mit dem germanischen Alterthum durchkreuzt wird durch die ebenso gut möglicbe, Zeitschr. f. Ethnol. S. 127 erörterte Anknüpfung des Namens an die Einrichtungen der christlichen Zeit.

Die Frage nach dem Zweck der Anlage, die zunächst wohl noch gegen die nach der Zeitstellung derselben zurücktreten muss, wird daher trotz der verhältnissmässig zahlreichen uns erhaltenen Einschlüsse vorläufig offen gelassen werden müssen; möglich, dass die Ergebnisse künftiger Jahre mehr Anknüpfungspunkte für Folgerungen bieten oder dass durch sichere negative Resultate der Nachforschung eine und die andere Deutung ausgeschlossen wird.

Aus dem a. a. O. S. 122 besprochenen Urnenfelde am Finkenheerd sind durch

die neuerlichen Ausgrabungen nur Scherben gewonnen worden: 1. ein Theil eines Fläschchens aus dichtem, hellem Thon; unter dem deutlich abgesetzten Halse ziehen sich 3 schmale Kehlstreifen, unter ihnen eine Reihe flacher tupfenartiger kreisrunder Eindrücke herum. 2. Die Hälfte eines Näpfchens mit eben aufliegendem Boden (Höhe 2,5 *cm*), mit kleinem, über den Rand aufragendem Henkel, unter dessen unterer Ansatzstelle zwei Reihen von 2 resp. 3 flachen Eindrücken. 3. einige Flaschenhälse mit Henkel; 4. glatte Randstücke von Schüsseln mit verdicktem Rande, doch ohne Verzierungen auf demselben; 5. Bruchstücke eines Decktellers mit dünnem, aufragendem, ein wenig eingezogenem Rande, in dessen Einschnürung ein schmaler, länglich heruntergehender Knopf sitzt; 6. Stücke aus Seitenwandungen mit Oehsen, die 2—3 Längsstreifen tragen. — Farbe und Masse dieser Scherben zeigt von denen aus der unteren Schicht des heiligen Landes keine wesentliche Abweichung: die leichte Differenz der Färbung und Erhaltung erklärt sich aus der Einbettung in verschiedenartigen Boden. Scherben mit Wulst und Fingereindrücken befinden sich unter diesen Funden nicht. Die a. a. O. beschriebene Schüssel ist, allerdings nicht ganz genau, gleich der zugehörigen Urne abgebildet in Preusker, Blicke u. s. w. III, Taf. 6, Nr. 91 f., wo auch (Nr. 30 a. b.) eine Abbildung des Rundwalles selbst und seiner Böschungsverhältnisse aus der Zeit um 1844 gegeben ist. —

Was die slavischen Funde aus der oberen Schicht betrifft, so sind zu den a. a. O. S. 124 besprochenen Scherben nachzutragen die mit einem zweireihigen Kranze von scharfen Einstichen verzierten. Die einzelnen, länglichen Einstiche sind wie die Tannennadeln oder Fischgräten auseinander gerichtet. Zwei Fragmente zeigen einen Ersatz des den slavischen Töpfen fehlenden Henkels: das eine trägt, an die Wandung des Gefässes angesetzt, den 3 *cm* langen Stumpf eines massiven Thonstieles, ähnlich dem Ansatz der Griffstiele moderner, thönerner Tiegel. Bei dem anderen ist vor die bei der Fabrikation hergestellte Durchbohrung der Seitenwand (0,8 *cm* Durchmesser im Lichten) in der Richtung dieser Durchbohrung ein Thoncylinder von 2 *cm* Länge und 2 *cm* Durchmesser, vorn roh abgerundet, vorgelegt, so dass durch die beiden correspondirenden Oeffnungen des Gefässes etwa ein Stab durchgesteckt und dies selbst daran getragen werden konnte.

Zu den 13 gezeichneten Topfböden treten 16 andere hinzu: 4 mit kreisförmigem Stempeleindruck, der zum Theil sehr flach ist; ein fünfter zeigt innerhalb 4 wenig hervortretender concentrischer Kreise einen ganz seichten, centralen Fingereindruck. Zu den in den Verhandl. 1882, S. 365, erwähnten beiden durchbohrten Bodenstücken kommt ein drittes, dessen Oeffnung 3 *cm* Durchmesser hat. In demselben Bericht ist das Fragment mit einem nicht durchgehenden Einstich erwähnt. Heraustretende Zeichen tragen folgende: ein bis zu 5,5 *cm* Höhe erhaltenes Töpfchen mit einem Bodendurchmesser von 5 *cm* zeigt ein flaches breites Kreuz, das nicht genau in der Mitte liegt; Länge der sich kreuzenden Linien 2 resp. 2,5 *cm*, Breite 2 *mm*; 4,8 *cm* über dem Boden beginnt die Riefelung der Gefässwand. Auf einem Scherben ist das Kreuz von gleich langen Armen (Gesammtlänge der Linien 3 *cm*) scharf markirt; auf einem anderen sind die Balken von 20 resp. 35 *mm* Länge schräg gegeneinander gestellt. Auf einem Boden tritt ein achtstrahliger Stern (Fig. 6) deutlich hervor, dessen vier Hauptstrahlen etwas länger (2 *cm*) sind als die übrigen und spitz auslaufen[1]; auf einem anderen von 9 *cm* Durchmesser 5 starke

1) Der Durchmesser des a. a. O. S. 125 erwähnten achtspeichigen Rades beträgt 3 bis 3,5 *cm*. — Ebenda ist Z. 3 v. ob. zu lesen: 5,5 *cm* lang; S. 123, Fig. 6, Grösse $^1/_2$.

Parallelstreifen, zwischen denen schwächere erkennbar sind und die senkrecht von einem geraden erhabenen Streifen geschnitten werden. Eine ähnliche, aber schwächer hervortretende Zeichnung nebst einer kleinen Erhöhung in der Mitte hat ein dritter; auf einem vierten gehen von einem centralen Knöpfchen unregelmässige, annähernd radial geordnete, stark herausgedrängte Striche aus (Fig. 7). Eine flache knopfförmige Erhöhung von unregelmässiger Peripherie (Durchmesser 2,5 resp. 4 *cm*) haben zwei Böden; der Thon scheint nachträglich angedrückt zu sein.





Von massiver Thonarbeit sind 3 Spinnwürtel nachzutragen: 1. konisch geformter mit eingewölbter Unterseite und etwas eingezogener Seitenwand (Besitzer Herr Rentier Th. Wilke), 2 mit heraustretender Mittelrippe. Von Eisengeräth folgende Stücke, die zugleich dem am Schlusse des Burgwallberichtes Verh. 1882, S. 367, gegebenen Verzeichnisse einzureihen sein würden: 1. ein kleiner Zierrath von 3,7 *cm* Länge, aus einem Ringe von 1,3 *cm* Durchmesser und daran befestigter, zwei Mal eingeschnürter Quaste bestehend (Fig. 8); 2. ein 5,5 *cm* langer Stift, der sich nach oben lanzettförmig verbreitert; 3. ein 8 *cm* langer, nach oben hin ein wenig sich verjüngender Stift, wohl zu einer Spindel gehörig (Besitzer Herr Th. Wilke); 4. ein Geräth in der Form eines der Länge nach halbirten Cylinders von 12 *cm* Länge und 4 *cm* Durchmesser (Fig. 9), dessen beide Längskanten gekerbt sind und dessen Oberfläche zwei kleine Nagellöcher symmetrisch geordnet zeigt; einem Pflug- oder Deichselbeschlage ähnlich. Ein gleichartiges vollständigeres Geräth (Fig. 10) ist zu Guben im Baugrunde am Markt zugleich mit einer eisernen Schafscheere u. a. gefunden worden: hier setzt ein starker, an der Ansatzstelle getheilter, spitzwinklig zulaufender eiserner Griff an. — Das a. a. O. S. 125 Fig. 10 abgebildete krallenartige Geräth No. 3 war vielleicht zum Bogenspannen bestimmt; der S. 126 abgebildete Körper (No. 10) ist anscheinend ein Degenknauf gewesen, da sich an einer Seite eine dieser Bestimmung entsprechende Vertiefung gefunden hat. Anzureihen ist hier ferner ein Stück Eisenschlacke von 2370 *g* Gewicht, zwei Wetzsteine aus Glimmerthon (deren im ganzen also vier vorliegen), endlich ein angespitzter Eberzahn von 8 *cm* direkter Länge, ein Stück defekten, angespitzt gewesenen Hirschgeweihs, endlich ausser zahlreichen Knochen und Geweihstücken aus dieser Schicht eine einzelne Fischschuppe (von der Grösse einer Karpfenschuppe).

II. In einem bei Schöneich, Kr. Guben, nördlich vom Gutshofe gelegenen, wohl völlig durchackerten Urnenfelde ist, quer durch dasselbe laufend, ein Damm aus Findlingssteinen aufgegraben worden. Vergl. Undset, Eisen in Nordeuropa, S. 200. Die dort gefundenen Scherben sind dick, roh, rothbraun gefärbt; einer zeigt an der Oberfläche energische unregelmässige schräge Einstriche dicht neben einander.

III. In den Gräberfeldern bei Coschen W., Jessnitz und Reichersdorf sind zwischen den Beigefässen, in Wirchenblatt sind neben den ohne Beigefässe eingesetzten Urnen hartgebrannte oblonge, nicht ganz regelmässig geformte Thonsteine von graugelber Färbung und durchweg fein porösem Zustande gefunden worden; in einen derselben ist in Folge starker Hitze ein bläulicher Feuerstein glatt eingeschmolzen. Ein ebenfalls oblonger Stein von ganz ähnlichem Aussehen fand sich neben den Urnen in dem Felde nördlich von Plesse. Die Annahme liegt nahe, dass diese Gegenstände bei der Verbrennung der Leichen, vielleicht

als Unterlage, Verwendung gefunden haben. — Von anderer Art sind zwei im ganzen pyramidale, gleichfalls unregelmässige Körper mit geradlinigen Kanten und ebenen, unmerklich eingewölbten Seitenflächen, anscheinend aus feinkörnigem Sandstein, gefunden unmittelbar neben den Urnen bei Strega: sie dürften zum Formen oder zum Abreiben von Gegenständen gedient haben. (Fig. 12 u. 13.)

Fig. 12.



¹/₃ natürl. Gr.

Fig. 13.



¹/₃ natürl. Gr.

IV. Starzeddel. Dem Balshebbel (s. Verh. 1882, S. 355) entsprechend tritt westlich von der Lubst aus dem Höhenzuge, der jedenfalls ehemals das Flussufer bildete (vergl. a. a. O. S. 363 Plesse) ein Vorsprung heraus (ebd. S. 358), Garten und Feld des Bauerngutsbesitzers Seibke auf Lehmanns, der sehr gefällig Nachforschungen jeder Art gestattet hat. Dort sind den germanischen Burgwallscherben aus der unteren Schicht des Balshebbels durchaus gleichartige Gefässtrümmer, namentlich von grossen kräftig gearbeiteten Töpfen mit heraustretendem Wulst und Fingereindrücken auf demselben, gefunden worden; ausser diesen auch Randstücke mit spiraligem Eindruck, einige mit einem einzelnen heraustretenden Knopf, andere Scherben mit vom Henkel ausgehenden flachen Einstrichen, nur wenige dünnere und sauberer gearbeitete, alles von dunkelbrauner oder schwärzlicher Farbe, zum Theil mattglänzend. Stücke von kleinen Beigefässen haben sich bis jetzt nicht gefunden. Während angeblich früher auch ganze Urnen vorgekommen sein sollen, sind jetzt grössere Fragmente nur von 2 Gefässen vorhanden. Das Feld ist nämlich bereits vor langer Zeit einmal als Baustelle benutzt worden: es findet sich darin allerlei Eisengeräth und Scherben, die etwa in die Zeit des dreissigjährigen Krieges und weiter zurück zu weisen sind. (Die Reste befinden sich in der Gubener Gymnasialsammlung). Geordneter Steinsatz ist nicht vorhanden; vereinzelt kommen Findlingssteine vor. Bis jetzt kann, da sich Leichenbrand zwischen den Trümmern nicht konstatiren lässt, nicht entschieden werden, ob hier eine der Ansiedlung auf dem Balshebbel korrespondirende Begräbnissstelle vorliegt oder eine ähnliche Anlage, wie auf der weiter östlich gelegenen Insel, so dass diese beiden den Lauf des Flusses beherrscht hätten. Vielleicht deutet auch die alte Sage, nach welcher vom Balshebbel ein unterirdischer Gang unter diesem Vorsprung hin zu der noch etwas weiter westlich auf der Höhe gelegenen Kirche führte, den alten Zusammenhang der beiden Oertlichkeiten hin.

V. Der Kiebitzhebbel zwischen Guben und Buderose, ein dürrer Sandhügel ohne Humusschicht, hebt sich, 300 Schritt östlich von der Neisse, 400 Schritt nördlich vom Damm der Märkisch-Posener Eisenbahn gelegen, aus seiner Umgebung, die ein mässig welliges Terrain ist, ersichtlich ab. Er liegt östlich vom Guben-Buderoser Wege, der früher über ihn hingeführt haben soll, dicht anstossend an diesen Weg, über den er sich 4 *m* erhebt, im NO am höchsten. Er hat einen Umfang von 260 Schritt, eine Böschung von 25°. Eine Einsenkung ist nicht erkennbar. Im SW. ist er angegraben. Das Terrain gehört der Stadt Guben, ist aber seiner Unfruchtbarkeit wegen nicht verpachtet. Preusker, seit dessen Zeit der Hügel nicht mehr untersucht zu sein scheint, ist geneigt, ihn für eine neuere Schanze zu halten, setzt indessen (Blicke u. s. w. III. 1844. S. 112) hinzu: „Der Name kommt oft bei alten Wällen und Grabhügeln vor: Kepjez m. Grabhügel, Kopiza f. Grenzhügel.“ Jene erstere Annahme hat sich als irrig erwiesen: der Platz ist bereits in vorgeschichtlicher Zeit benutzt worden, wie sich bei einer Untersuchung im Herbst v. J. aus den allerdings recht spärlichen Scherben-

funden ergeben hat. Ausser kleineren Brocken besitzt die Gymnasial-Sammlung einige Gefässtrümmer ohne Zeichnung, die eher an ein germanisches Gräberfeld als an einen slawischen Burgwall erinnern würden. Einer derselben hat eine durch Aufstrich zerweichten Thons künstlich rauhgemachte Oberfläche, ein anderer einige oberflächliche Einstriche.

VI. Dem Verzeichniss der Burgwälle im und um Kreise Guben (s. Verb. 1882, S. 366) ist der bisher (vgl. Preusker und Schuster) nicht beachtete bei Schiedlo an der Oder gelegene einzureihen.

VII. In dem nördlichen Theile des Urnenfeldes auf dem Etablissement grüne Eiche bei Schenkendorf, Kr. Guben, und zwar in dem dicht vor dem östlichen Hause gelegenen bisher unberührten Stücke sind bei Nachgrabungen im September d. J. die Reste eines grösseren Gefässes, eines gewölbten Decktellers mit flach ausgelegtem Rande und radialen scharfen Einstrichen auf der Aussenseite, Bruchstücke von kleinen Gefässen verschiedener Form und unter diesen ein vierfüssiger Tiegel gefunden worden (Fig. 11), ein Seitenstück zu dem von Herrn Dr. Behla in einem Hügelgrabe bei Weissagk Kr. Luckau 1878 gefundenen und jetzt im Königl. Museum zu Berlin befindlichen. Der Durchmesser der unregelmässig geformten, grob gearbeiteten, 5—7 *mm* dicken Schale beträgt im Lichten 6,4—6,8 *cm*, die Höhe derselben 2,5 *cm*. Die Füsse, deren einer abgebrochen ist, und die sich, ungleichmässig geformt, von 1 *cm* Durchmesser nach unten mässig bis zu 0,6 *cm* verjüngen, und 1,5 *cm* hoch sind, bilden die Ecken eines Quadrats. Die glatte Abbruchstelle zeigt, dass die Füsse der Aussenseite, deren Rand oben ein wenig nach aussen gestrichen ist, aufgesetzt, nicht eingefügt sind. Das Material ist grob, durchsetzt mit Sand und Glimmerspähnchen; die eine Hälfte der Aussenfläche und zwei Füsse sind ziegelroth, die andere und die Innenfläche grau und rissig, ein wenig blasig aufgetrieben. (Besitzer Herr Rentier Th. Wilke in Guben.)

VIII. Die Flach'sche Privatsammlung ist durch Schenkung in den Besitz des hiesigen Gymnasiums übergegangen.

VII. Beigelegt ist ein handschriftlicher Schutzbrief gegen Verwundungen, geschrieben 1823.

(10) Hr. Friedel berichtet über

Pferdeschädel als Schlitten.

Auf S. 272 der Zeitschrift „Daheim" von 1882 schreibt G. Hammann aus Hartenrod (Reg.-Bez. Wiesbaden) Folgendes: „Hinter der alten Stadtmauer meiner nicht unbekannten wetterauschen Vaterstadt Butzbach befand sich — und befindet sich theilweise noch jetzt — ein grosser, tiefer Graben, mit steilen Böschungen. Da bildete es nun ein hauptsächliches Wintervergnügen der edlen Stadtbubenschar, mit ihren Schlitten dahin zu ziehen und über Hals und Kopf auf diesen in die Tiefe zu jagen; auf der anderen Seite des Wallgrabens ging es dann unwillkürlich noch eine ziemliche Strecke wieder aufwärts, um dann schliesslich kopfüber wieder auf der Grabensohle anzulangen. Unverdrossen ward, nach einiger Erholung von dem Plaisir des eben ausgestandenen Pollersturzes, das kleine, winterliche Extrafuhrwerk die steile Höhe wieder hinauf geschleppt, um das halsbrechende sogenannte Vergnügen auf's Neue zu beginnen etc. Wer aber nun nicht zu den Glücklichen gehörte, einen regelrechten hölzernen, mit Eisen wohl beschlagenen Schlitten zu besitzen, der lief nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Schindanger, um einen

alten Pferdekopf zu erbeuten, dessen obere Hälfte dann als Schlitten verwendet wurde. Die glatte Stirnseite natürlich nach unten, durch die Nüsterlöcher ward ein Stück Seil gezogen, zum Festhalten und Dirigiren des echt altdeutschen Fuhrwerkes, die Doppelreihe mächtiger Pferdezähne und ihr Zwischenraum gab den sehr haltbaren, wenn auch nicht gerade sehr weichen Sitz ab. — Nach Beendigung der Wintersaison war dann der alte Graben mit Pferdekopfresten wie besät." —

Diese Notiz ist anthropologisch um so mehr beachtenswerth, als die Verdung von Pferdeschädeln in unserer Berliner Gesellschaft noch nicht berührt ist, während der Gebrauch von Pferdeknochen (Metatarsus und Metacarpus) zu Schlittschuhen und als Läufer an kleinen Handschlitten mehrfach erwähnt worden ist. Vielleicht giebt jene Uebung eine Erklärung für die in Sagen und Ortsüberlieferungen so überaus oft vorkommende Erwähnung von Pferdeköpfen in Bezug auf die Ueberschreitung von Gewässern. Mit einem Pferdekopf soll man den Sund zwischen der Insel Fehmarn und dem Festlande haben überschreiten können; das Ueberschreiten von Gräben mittelst eines Pferdeschädels wird häufig berichtet. Der alte Fischergutsbesitzer Tübbecke in Stralau erzählt, dass, als die Spree zwischen Stralau und Berlin noch niedrig war, zu Anfang dieses Jahrhunderts, vor der Anstauung des Stromes, eine seichte Strecke den Fischern und Schiffern bekannt war, wo der Spreegrund mit Pferdeschädeln und Bruchstücken von solchen (nicht etwa mit anderen Gerippetheilen) förmlich bedeckt war.

Es lohnt also wohl, die Butzbacher Spur weiter zu verfolgen und bitte ich unsere Mitglieder, beziehentlich Leser, um Angabe weiterer Beispiele aus dem Kreise ihrer Erfahrung.

(11) Hr. v. Schulenburg berichtet über

den Brahmoer Schlossberg und den wendischen König.

In weiterer Umgegend nicht dem Volke bekannt, liegt zwischen den Dörfern Brahmo (Brama) und Bahow (Bobow), im Kreise Cottbus, der „Brahmoer Schlossberg". Jetzt ist von der Höhe, welche vormals hier war, wenig mehr zu bemerken. Die Alten erzählen, dass sie durch eine Wasserfluth geworden sei. Ringsumher war einst alles Sumpf und noch vor sechzig Jahren der Berg mit dichtem „Busche" bestanden, auch jetzt noch ist das Gelände nass, Wiesen und Gräben zahlreich. Durch Beackerung ist der Berg abgeflacht und in seinem früheren Grundrisse verwischt. Während er jetzt rund erscheint, soll er früher länglich und viereckig(?) und mit einem Graben umgeben gewesen sein, welcher auf einer Seite, wenngleich als Theilstück eines anderen, dort sich hinziehenden Grabens, möglicherweise noch bestehen könnte.

Deutsch nennen die Wenden den Berg Schlossberg, wendisch groźišćo, auch bramski husok (Brahmoer Höhe). Das einfache Zeitwort groźiś (wohl hägen, schliessen, bergen) kommt im hiesigen Sprachgebrauche[1]) nicht mehr vor, dagegen

1) Aber z. B. in der Muskauer Gegend. In dem Kinderspiele Kury mec, Hühnerchen (Hühner) haben, sagt die Henne zum Habicht, der die Köcken beschuldigt, die Butter, den Quark und den Weizen verunreinigt zu haben: „Glacog nejsco plotu grodzill (warum habt ihr keinen Zaun herumgezogen, „umgegürtet". Zwahr (niederwendisches Handwörterbuch, Spremberg 1847): grozis flechten (einen Korb, texere), unterschieden von plasc ein Seil flechten (plectere) . . . hobgrozis und hobgrowas umflechten, mit einem geflochtenem Zaune umgeben u. s. w. — Grod das Schloss, auch der Schlossberg beim Dorfe Burg heisst so,

in Zusammensetzungen wie hobgroźiś umhägen, umschliessen, umfassen (gleichgültig ob mit einem geflochtenen oder einem Lattenzaune). Es hat auch den Begriff des Umkreisens; hobgroda, hobgroźa, ist der Hof um den Mond[1]). Ich fand ingleichen, dass manche den Kreis so nannten. Hobgroda ist auch ein altes Wort in der Sprache der Zauberei und heisst Zauberkreis, aber den Jüngeren in diesem Sinne nicht mehr bekannt. Will man einen festbannen, so muss man einen Zauberkreis um ihn ziehen und hobgrożony ist der, welcher nach Sonnenuntergang so umschlossen, festgebannt, nicht von der Stelle kann, bis er durch Zauberworte wieder gelöst wird. Die Endung in groźišćo (oberwend. hrodźišćo) bedeutet eine gewisse Ausdehnung, Menge, Ansammlung, Fülle, so heisst das Wort Gehäge, Umzäunung (auch Burgwall, Schanze), ursprünglich vielleicht aus Flechtwerk. Groźišćo[2]) nannte man früher auch die aus Stangen angefertigten Schaafgehäge, Hürden. Aus dem Begriffe des Wortes darf man vielleicht einen Schluss auf die ursprüngliche Herstellungsweise derartiger Anlagen machen.

Der wendische Eigenthümer des Schlossberges zeigte mir einen Erdstrich, der sich auf einer anliegenden Wiese (irre ich nicht, in der Richtung von Morgen nach Abend) als ein sehr flacher Rücken bemerklich macht, und sagte: „Hier hatte der wendische König seinen Weg herunterzugehen (vom Berge) nach Bun; da auf dem Striche wächst auch alles noch immer schlechter.“ Bun ist die Wiese. Bon, bun heisst Hofedienst (Frohn), der als Gegenleistung bei dem früheren Erbpachtsverhältniss üblich war. Bon heisst auch eine der Landstellen, welche die Fundstelle der Babower Ringe umgeben[3]). Dass beide Namen dasselbe Landstück bezeichnen sollten, scheint mir, wegen der Entfernung beider Stätten von einander, nicht wahrscheinlich. Der wendische König hat also auf dem Brahmoer Schlossberge, ebenso wie derselbe auf dem Burger, einen Weg, der noch gezeigt wird[4]). Auf dieses Verhältniss gedenke ich vielleicht später noch zurückzukommen und will nur hier darauf hingewiesen haben.

Auf dem Ackerlande, welches den eigentlichen Schlossberg umgiebt, wurden, nach Aussage des dortigen alten Ausgedingers Döbrik, Kohlenheerde und „Töpfe“ mit Knochen gefunden. Scherben fanden sich vielfach, sowohl solche von Lausitzer,

---

Schlossberg sonst grodowa gora (in meinen wendischen Sagen S. 8, Anm. 5, ist das aus Versehen gedruckte pytko zu streichen): groz Stall.

1) Sonst auch dwor (Hof) und murja Mauer.

2) Polnisch heisst der Ringwall, wie Albin Kohn (der Ringwall bei Fordon, Posen 1880) anmerkt, grodsiscko, ruthenisch horodyszcze, russisch gorodyszcze, böhmisch hradzisko u. s. w. Grozisco heissen in der Niederlausitz die Orte Sonnenwalde (Kr. Luckau) und Grötsch (Kr. Cottbus; ein Dorf Grötsch noch im Kreise Guben, Hrodzisco Gröditz in der Oberlausitz. Wie mir Hr. Hantscho-Hano in Schleife freundlichst mittheilte, heisst eine Wiese bei Trebendorf (Kr. Rothenburg) gradzina, deutsch ebenso benannt, „weil sie in alten Zeiten gegen Wildschaden umzäunt war.“

3) Diese Flecken heissen, wie ich sie im Volke auffand und auf einer Gutskarte zu Müschen, wenigstens zum Theil verzeichnet sah: chmjelisco, zanak, tralina, bon, sleda, na kle, dłujka górka, Kuppelhütung. Von ihnen sind in ihrer Bedeutung klar chmjelisco Hopfenland, oder derlei, vom chmjel Hopfen. Aehnlich heisst ein Landstück in Burg-Kauper, wie denn zu Burg überall wilder Hopfen wächst; sleda wohl Hinterland, von sledy hinten; na kle auf Klee, halb deutsch (wendisch Klee hier kweslna, sonst dzecelin u. a.), dłujka górka langes Bergchen (Hügel). Bei tralina könnte man an die nahestehenden trawa Gras und trach Furcht, Spuck, Gespenst denken, ständen nicht sprachliche Bedenken entgegen. Dunkel bleibt zanok; die Form żanaki, welche Hr. Veckenstedt s. Z. erwähnte, ist mir nicht bekannt geworden (zanasc = verlegen).

4) Vergl. meine wend. Sagen, 4, 7.

wie von Burgwalltypue. Von letzteren sah ich noch vor einigen Jahren einen grossen Haufen bei dem dortigen Gehöfte liegen und habe eine Anzahl derselben gesammelt. Die Gefässe dieser Art mussten gross gewesen sein und mehrere von ihnen hatten, nach den Scherben zu urtheilen, einen Durchmesser von etwa 18—24 *cm*. Die Verzierung besteht aus dreizinkig eingerissenen Zickzacklinien, über welche sich auch Reihen gleichmäsig grosser, eingedrückter Punkte hinziehen. Die Masse ist hartgebrannt und fest, von grauer und erdiger Färbung. Die Stärke der Scherben selbst beträgt 9 *mm*. Von diesen Burgwallscherben fand ich neuerdings keine mehr vor. Ob die Scherben von Lausitzer Typus nur auf dem eigentlichen Schlossberge, oder nur auf dem umliegenden Acker, oder auf beiden sich vorfinden, konnte ich bisher nicht mit Sicherheit feststellen.

Ferner lagen Steine auf dem Berge, „wie ein Pflaster, haufenweise, so dass die Leute mit der Schippe nicht konnten hineinkommen". Einen auf dem Schlossberge gefundenen Schleifstein, klein, sehr fein, mit einem Loche versehen, erwarb ich von dem Besitzer; solcher sollen mehrere gewesen sein. Auch sprach dieser von zwei metallenen (also bronzenen) Ringen, die er vordem besessen habe. Mitten auf dem Schlossberge, behauptete er, liege, nicht tief, ein Menschengerippe, „ein Reiter, Kopf und Alles," und unfern (etwa zehn Schritte) von ihm, sein Pferd begraben. Starke Einbildung könnte hier also den wendischen König wiederfinden. Jener zeigte mir die Stelle und war bereit, die Gerippe auszugraben, doch liess die grosse Nässe, eine Folge des diesjährigen Hochwassers (1882), und der beständige Regen, es nicht zu weiteren Untersuchungen kommen. Die Thatsache bleibt demnach vorläufig fraglich; jedenfalls handelte es sich dann um das erste vorgeschichtliche(?) Gerippe aus der Lausitz, was mir wenigstens Hr. Dr. **Behla**, der gründliche Kenner Lausitzer Alterthümer, bestätigte. Gelegentlich will ich hierbei bemerken, dass zu Burg eine Gegend, welche übel berufen, nass und unwegsam, Fremdlingen unbekannt, gegen dem Stawenzfliesse[1]) liegt, ten carny rog, die schwarze Ecke heisst, „weil früher viel Wald da war, und der Töpferberg, gjancarska góra, ebenda so, weil ein Töpfer da gewesen sein soll. Daselbst hat man viele alte Scherben, Kohle und Knochen gefunden. Da liegen auch jetzt noch die Gebeine von einem Schweden, oder wie andere sagen: Kosaken, der von Vetschau auf Raub nach Burg geritten kam; es soll gerade Dürre gewesen sein[2]). Da schoss ihn einer — (manche sagen: Förster **Lanschke**[3]) — vom Pferde, die Leiche aber versenkten sie im Luch. Das Pferd lief nach Vetschau zurück. Ein Vetschauer Schmidt, Namens **Bartholomäus**, hatte, so soll in einer Urkunde gestanden haben, einen Mann in Vetschau erschlagen, und floh über die Grenze[4]) nach Burg, auf preussisches Gebiet. In der Wildniss

---

1) Vergl. in der Zeitschr. für Ethnol. XII auf der vorgeschichtlichen Karte von Burg am linken Rande. Mehrere Sagen sind hier zu finden. Vergl. wend. Sagen 116, 119, 281, 183.

2) Wegen der vielen Wasserläufe etc. konnte ein Reiter sonst schwerlich da durchkommen.

3) Ein Förster Lanschke (?) scheint nach Allem, was ich erfahren, thatsächlich in Burg gewesen zu sein, und hat gewohnt in Burg-Kolonie, da, wo jetzt der Kaufmann Lecha-Kulsk wohnt. Hier soll er eine Nachbarin (Hexe) erschossen haben. Er muss „mehr gekonnt haben wie andere", denn um seinen Namen haben sich viele Sagen gesponnen. Berichte über ihn wend. Sagen 166, 197. Es stand mit dem Schlossbergnetzker im Bunde, beide trugen die berühmte Schiesswette aus. Dass die Sagen über ihn mythisch sind, erhellt auch aus denen, die vom alten Förster Petrik in Trebendorf (wend. Volksthum. 87) umgehen, und anderwärts.

4) Die sächsische Grenze ging früher bis an das preussische Burg; an der Grenze von Burg, gen Stradow hin, fand ich zwischen Bäumen versteckt, in der Erde noch stehend, den

siedelte er sich auf dem Töpferberge an und lebte nur von Fischerei. Später, in Kriegsnöthen, zeigte er den Herrschaften von Seese (andere sagen: von Raddusch), den Weg zu seinem Verstecke, daher heisst in der Gegend ein Stück Land noch: nah žežkim, d. h. auf Seeseschem [1]). Ueber den Töpferberg sind die Schweden einmal von Straupitz nach Vetschau gezogen und haben über die Mühlspree vor der grossen Bank (Brücke) bei Werchosch (Kolonie-Kaupen) eine Brücke geschlagen. Von der ist bei kleinem Wasser noch ein Pfahl zu sehen [2]).“ So die Ueberlieferungen der Wenden, wie ich sie im Laufe von Jahren aus dem Volke zusammengebracht habe, nichtsdestoweniger braucht nicht Alles Sage zu sein.

Als ich vor Jahren das erste Mal auf dem Töpferberge war, erzählte mir der dortige Eigenthümer **Schichan**, dass er das Gerippe des Schweden oder Kosaken, ich entsinne mich nicht mehr genau: beim Ragolen ausgegraben habe, oder nächstens ausgraben und wo anders unterbringen müsse. Ein Knochen des „Schweden“ wurde mir gezeigt, der irgendwie über der Erde zurückgeblieben war. Ich bat dringend, mich zu benachrichtigen, wenn der Fall des Ausgrabens einträte, mir namentlich den Kopf zu überweisen, wurde aber immer auf kommende Tage vertröstet, bin auch oftmals nachdem noch da gewesen, doch ohne Erfolg. So ist mir das Gebein nicht vor Augen gekommen und muss noch da im feuchten Grunde liegen. Es giebt nur sehr wenige Wenden noch, die vom Töpferberge den Namen nach wissen, mancher ist wohl kaum in der schwarzen Ecke gewesen. Noch bemerke ich, dass jenseits des Stawenzfliesses Lutchen (ludki, Zwerge) gewesen sind, da wo früher der „alte **Barthel**“, ein Häusler (das Wohnhaus steht noch), gewohnt hat. Sehr häufig sind ludki Anzeiger für vorgeschichtliche Fundstätten. Dass in neuerer Zeit ein Töpfer auf dem jetzt ganz abgeflachten Töpferberge gelebt habe, ist ganz unwahrscheinlich.

Doch ich kehre zum Brahmoer Schlossberge zurück. Vor mehreren Jahren erzählte mir der greise **Döbrik**, dass ein fremder Herr einen „Topf“, der dortselbst zugedeckt mit einem flachen Steine(?), in der Erde gefunden wurde, gekauft und mit sich genommen habe. Ueber den Verbleib desselben war weiter nichts in Erfahrung zu bringen. Auf eine Anfrage, hatte Hr. Alexander **Rabenau** in Vetschau die Güte, mir mitzutheilen: „Vor vielleicht drei Jahren, es kann auch noch länger

letzten Grenzpfahl (auf dem Steffenschen Hofe). Ich weise darauf hin, weil er mit seinem Kopfe einem alten Götzen gleichend, einmal auf derartiges angesprochen werden könnte.

1) Seese, wendisch Bzez, ist ein Dorf bei Lübbenau. Solcher Zufluchtsstätten werden noch mehrere im Spreewalde nachgewiesen.

2) Dies letztere bestätigten auch sehr zuverlässige Leute. Ein „Conducteur“ (Vermesser) soll dort Pfähle mit eisernen Spitzen gefunden haben. Zu meiner Zeit hatte der dortige Besitzer Wetzlauk ein eisernes Beil irgendda in der Erde gefunden. Vergl. wend. Sagen, 16.

3) In Müschen wurde mir s. Z. mitgetheilt, dass hinter einem Hause des Dorfes zwei begraben lägen, wie man muthmasste Franzosen. Mir wurde diese Stelle bekannt und ich grub mit Erlaubniss des Eigenthümers nach; dabei fanden sich zwei Gerippe. Der eine Schädel (oder zwei?) war kurz und hatte sehr niedrige Stirn, die Zähne fehlten, obwohl sie angeblich früher vorhanden waren. Mit diesen Todten muss es eine eigne Bewandniss gehabt haben. Wären sie in neuerer Zeit erschlagen worden, hätte sie niemand im Dorfe vergraben. — Vor etwa drei, vier Jahren brannten im Dorfe Burg mehrere Häuser nebeneinander nieder. Als man mit dem Neubau begonnen hatte, hiess es, dass Knochen von Riesen in der Erde unter dem alten Hause gefunden seien. Als ich zur Stelle kam, fand ich noch Menschenknochen von Armen und Beinen, aber nicht übermässiger Grösse, und einen Schädel, den ich dem Königlichen Museum übergeben habe. Aus neuester Zeit konnte das Gerippe auch nicht sein, weil es ziemlich tief im Grunde unter dem Gebäude gelegen hatte, das wer weiss wie lange gestanden hat.

her sein, hat ein Herr einen Topf mit altem Gelde (sächsischen Münzen, die in der Nähe des Schlossberges gefunden) angekauft. Wie ich glaube, ist es ein Cottbuser Goldschmied, oder ein jüdischer Händler gewesen. Ich habe nur Scherben und abgerundete Steine gefunden." Von dem Gelde ist mir an Ort und Stelle nichts gesagt worden.

Gleichfalls ist „vor Alters" dort erzählt worden: „Dass die Lutchen ihre Leichen verbrannten, die Asche in „solche Töpfe" thaten und sie vergruben. Sie waren kleine Menschen, wohnten in Erdbudiken[1]) und sagten: „Požyćso mě źěžku njeźěžku, my bnźomy kołack[2]) njekołack přinjasć, borgt mir Backfässchen Nichtbackfässchen, wir werden (wollen) Brötchen Nichtbrötchen (wieder) bringen." Sie hatten solche Sprache, weil es solche wilden Leute waren, keine Christen, sie waren aus dem Auslande gekommen. Weil sie aber nichts wiederbrachten, haben sie nichts mehr geborgt bekommen. Vieh hatten sie nicht, man weiss nicht, wie sie lebten. Bei der Dämmerung kamen sie vor, setzten sich auf die Mauerbank[3]) und wärmten sich, und dabei sind sie auch gestorben(?). — Wie die Glocken kamen, gingen sie weg, die konnten sie nicht hören. Sie sind gestorben, geschwind, haufenweise. Den Graben am Schlossberge zog früher der Nachtjäger, ten nocny jagaŕ, von Müschen her entlang[4])."

So die Berichte aus wendischem Volksmunde; für den Schlossberg folgt daraus nichts. Der dortige nocny jagaŕ fällt, wie eine Sage vom Schwurstein[5]) beweist und andere aus Burg, namentlich vom Schlossberge[6]) und Malks-Acker, welche durch den „Schatz" mit dem wendischen Könige in Beziehung stehen, in mehrfacher Hinsicht mit letzterem zusammen.

Weiter heisst es im Volke: „Früher stand auf dem Brahmoer Schlossberge ein Schloss, in dem wohnte der wendische König. Er war aber noch auf dem Burgschen Schlossberge, denn beide gehörten zusammen. Er war ein Räuber und hat die Christen beraubt. Die Hufeisen hatte er verkehrt aufgeschlagen, und es war immer so, als wäre er ausgeritten; sie konnten ihn nicht abfassen. Ueber die Brücke ist er durch die Luft geflogen, als wenn er auf Erden ginge. Es hat kein Mensch erfahren, wo er geblieben ist; auf einmal war er weg[7])." Er nimmt also ein Ende, ganz wie **Dietrich** von Bern in der Deutschen Heldensage, der auf rabenschwarzem Hengst dahinfuhr, „so schnell, dass kein Vogel so schnell fliegen konnte. Sein bester Knappe ritt hinter ihm auf seinem besten Hengste Blanka, und dem folgten alle Hunde. Da rief der Knappe ihm nach: „Herr, wann wirst Du wieder kommen, weil Du so schnell reitest?" ... Da antwortete König **Dietrich**: „Ich bin übel beritten, dies muss der böse[8]) Feind sein, auf dem ich reite. Doch wieder werde ich kommen." Demnächst kamen beide auf ihren Hengsten weit auseinander, so dass

1) Wendisch buda Bude, Hütte, davon hudka; budar der Häusler, Büdner; budlis, bydlis wohnen.

2) Hier zu sprechen kowack, pr = psch.

3) = Ofenbank, die wie noch jetzt von Steinen (vielfach von Holz) früher steinern war; wendisch murja Mauer, murka Ofenbank. Bei Zossen in einem Neujahrswunsch der Schweinehirten . . . „die Mächens liegen gern auf die Müre."

4) Wend. Sagen, 7, 31, 137, 286.

5) Eb. 87 (123, 135, 185, 32), 135 (4), wend. Volksthum 63.

6) Wend. Sagen 214, 11, 1, 3, 9, 10, 12, (88, 100), 133 - 135.

7) „Er ist mal fortgeritten und nicht wieder gekommen" heisst es zu Burg von den wendischen Könige auf dem Burger Schlossberge. Eb. 6.

8) Theodorichs Asche wurde als die eines „fluchwürdigen Ketzers" (Arianers) aus dem Riesengrabe in Ravenna hinausgeworfen und in alle Winde zerstreut."

der Knappe den König nicht mehr sah. Und nimmer hat man seitdem etwas von ihm vernommen. Daher kann Niemand von König Dietrich sagen, was aus ihm geworden ist."

Der germanische Fürst, der als geschichtliche Persönlichkeit in die Sagengestalt Dietrich's verwoben wurde, war durch seine machtvollen Thaten zu lebendig im Herzen seiner Völker, als dass sie an sein Ende glauben mochten. Aber der Dietrich der Heldensage nimmt auch noch ein anderes Ende. „Er war in die Stadt Hofferdh gekommen und als er erkannte, dass es bald mit ihm zu Tode ginge, da verbot er den beiden Knappen, die ihn begleiteten, irgend Jemand zu sagen, wo er war. Kurz darauf starb er an den Wunden, welche Witig, Wieland's Sohn, ihm geschlagen hatte und ward in derselben Stadt begraben als ein Kaufmann[1])." So weiss auch kein Mensch, wo der sogenannte wendische König geblieben ist, er ist fortgeritten, aber auch begraben, denn es heisst von ihm[2]): „Er soll einen silbernen Sarg gehabt haben; vier haben ihn begraben. Sie wurden todt geschossen, dass Niemand wissen sollte, wo er begraben ist. Er soll mit den Schweden da gelagert haben." Diese letztere Nachricht von dem Begräbnisse, habe ich nur bei jüngeren, mehrfach zugezogenen Bewohnern von Babow gefunden. In Müschen war sie nur einem alten Manne bekannt, und dem vielleicht auch erst von den Babowern geworden. Niemand wusste, dass das Grab an der Fundstelle der Babower Ringe[3]) gewesen sei, von denen ich doch eher als andere gewusst habe. Ueberhaupt habe ich vor dem Auffinden des Babower Schmuckes nichts vom Grabe des wendischen Königs dort gehört, obwohl ich grade in jener Gegend oftmals gewesen war, weil dort viele Ortssagen spielen, z. B. vom Schwurstein[4]), von der Bullengrube, der Wasserfrau (einer Loreley), von der ehemals vielgekrümmten Kschischoka u. a. m. alle nahe beieinander, und das Sammeln der alten Ueberlieferungen mein Zweck war. Hr. Veckenstedt hatte diese Gegend wohl erst später besucht, nachdem ich dem königlichen Museum in Berlin entsprechende Nachrichten über den Fund und seine etwaige Erwerbung gegeben hatte. Erst nachher also hörte ich die Leute von dem Grabe des wendischen Königs erzählen, und dass man dann nun diese Sage in Beziehung setzte zu dem Babower Funde, der die Gemüther so lebhaft erfüllte, war sehr natürlich und ein Vorgang, der sich überall wiederholt. Ich habe selbst eine sogenannte Pilgerflasche, aus der der wendische König getrunken haben soll, weil sie angeblich auf dem Burger Schlossberge gefunden worden ist.

1) Wilkina und Niflunga-Saga, von Friedrich von den Hagen, Breslau 1872, 489, 494 Mit den beiden Knappen, die Friedrich nachfolgen, vergleiche die beiden Gesellen, welche den wendischen König begleiten (wend. S. 2). Wenn der eine dieser beiden bisweilen Morkuske genannt wird, wie auch der König und die Königin ihre Namen haben, so scheinen mir auf Grund meiner eigenen Erfahrungen diese Namen nicht ganz volksthümlich zu sein. Vielleicht sind sie erst aus Hrn. Prediger Berger's Darstellung der Sage vom Kinderraube (Marja von Dronow, in: der Spreewald von Dr. Berger, Cottbus 1866, und im Christlichen Familienboten) weiter in das Volk gedrungen. Hr. Berger, der in seiner Schilderung dankenswerthe Einzelheiten giebt, erfuhr diese Sage durch den Oberpfarrer Mudra in Peiz, dieser sie durch den Lehrer Lehmann in Drehnow bei Peiz, dieser sie durch den alten Kitto („der ein alter Soldat war, ein prächtiger Mann und Vorsteher einer Spreewald-Spielschule vor hundert Jahren"); dieser sie von einem alten Mütterlein irgendwo im Spreewalde. — Vergl. wend. Sagen 2. Eine eingehende Besprechung der Sagen vom wendischen Könige muss ausführlicher Darstellung vorbehalten bleiben.

2) Wend. Sagen, 7.

3) Vergl. Zeitschrift für Ethnologie. X. Verh. 318.

4) Ebend. 1880, XII, 260.

Für den Brahmoer Schlossberg lässt sich also Nichts aus der erwähnten Sage folgern. Wollte man dies aber in der so häufig beliebten Weise, so könnte man z. B. sagen: Beziehungen zu den Schweden, etwa unter König Gustav Adolph, sind unverkennbar, die dort gemachten Funde wären am sichersten schwedischem Herkommen zuzuweisen u. s. w. Allein das würde niemand glauben, weil die Kenntnis jener Schwedenzeit, wie der Neuzeit überhaupt, zu gründlich ist. Die Sage von einem derartigen Begräbnisse ist auch sonst in Deutschland allgemein verbreitet. So berichtet z. B. Hr. Schwartz[1]) in einer ganz gleichen Sage, dass Bischof Wepelitz von Havelberg in einem goldenen Sarge an den steilen Abhängen nach dem Vorwerk Wepelitz zu ruhe. Als Soldaten da Schanzen gegraben haben, fanden sie Urnen und dergleichen. Waren das nun Gefässe aus dem eilften Jahrhundert, die irgendwie mit dem Bischof in Beziehung standen, der 1041 gestorben ist, beigesetzt im Havelberger Dom, wo er auf seinem marmornen Grabdenkmal liegend in Lebensgrösse zu sehen ist? Niemand folgert das, aber in der Lausitz mit dem wendischen Könige ist derlei gestattet. Diese Begräbnisssage gestattet an und für sich weder bei Babow noch an anderen Orten einen besonderen Schluss auf die Geschichte oder Völkerkunde. Wer das thut, ist sich über das Wesen solcher allgemeinen Sagen nicht klar und begeht einen Irrthum. Man kann nicht ohne ganz bestimmte Markzeichen, die ja bisweilen zu Sagen hinzutreten, aus dem sagenmässigen Begriffe „wendischer König" schliessen auf bestimmte thatsächliche Verhältnisse, die vorgeschichtliche Funde bestimmen könnten. Am allerwenigsten darf man folgern, dass die Babower Ringe (gleichwie die Burger Bronzewagen) wendisch seien, weil in dieser Gegend Sagen sich eingefunden und entwickelt haben, die vom wendischen Könige reden. Niemand weiss, wann sie sich eingefunden oder in der jetzigen Fassung ausgebildet haben, und nichtsdestoweniger sollen sie Zeitangaben abgeben! In anderen Provinzen sind solche literarischen Sagengespinnste von den Alterthumsforschern meist beseitigt, in der Lausitz werden sie immer noch mit Vorliebe aufgebunden. Das liegt an einem hohen Grade von Voreingenommenheit, Subjectivität, die so vielen derartigen Arbeiten in der Lausitz anhaftet.[2])

1) W. Schwartz, Sagen der Mark Brandenburg, 1871, 153. — Bei Seeben bei Salzwedel ist ebenfalls ein Grab eines Riesen oder Wendenkönigs, genannt Zamkal (welches man auch für den Namen des Wendenkönigs hält) und eine Sage von dem Jean-Kale (Johann) . . . Dort lag noch bis vor kurzem ein Stein, den Jean Kal hatte nach Salzwedel werfen wollen und der ihm aus der Hand gefallen war. Vergl. Kuhn, Märkische Sagen 1843, 85, 229. So auch bei Kemnitz bei Pritzwalk ein Riesenkönig in mehreren Särgen u. s. w.

1) In: die Götter Deutschlands, vorzüglich Sachsens und der Lausitz von Dr. Bönisch, ausübendem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer, auch Stadtphysico und Stiftsmedico zu Camenz, Mitglieds der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz und der deutschen Gesellschaft für Sprache und Alterthümer zu Leipzig u. s. w., einem Buche, das neben einem tüchtigen Wissen viele beachtenswerthe Bemerkungen enthält, heisst es z. B. S. 1: „Das Paradies selbst, so wie die Namen Adam und Eva scheinen deutsche Worte zu sein, denn in Paradens liegt augenfällig ein (erstes) Paar Deuts; Adam aber ist zusammengesetzt aus dem ersten Laute, welchen der Mensch als neugeborenes Kind von sich giebt, nämlich aus A, und aus dem ersten trocknen Plätzchen der Erde, auf welcher er wohnen soll, Damm. Zu der Zeit nämlich . . . . war jeder Damm ein Dempel, Dampel, Dumpel, Tempel, Haus und des Lateiners Templum und Domus erinnert noch ebenso . . . . an die frühen Tempel und Wohnungen . . . . Warf aber Adam den ersten Damm auf und bauete so das erste Haus, so war er auch der erste Bauer und so konnte Paradies auch den ersten Bau des ersten Deutschen bezeichnen. Eva scheint zusammengesetzt aus Ehe und Fe, und obschon die Sagen von den Feen der Bewohner des südlichen Asiens (des Dschesirad- oder Belad-al-Arad) am Sinai und Horeb, am Astan und Euphrat, am rothen und persischen

Der wendische König ist nie im Spreewalde gewesen und auch niemals begraben worden, aber er würde sich im Grabe umdrehen, erführe er, was alles auf seine Schultern gewälzt wird. Er ist rein mythisch, keineswegs geschichtlich, ähnlich wie der alte Fritz [1]), der Schwedenkönig, Erka, Königin der Heunen, der Heidenkönig, der Hünenkönig, der Riesenkönig, der König der Zwerge [2]), der König der Erdmännchen, und wenn wir Grimm [3]) folgen, der König der Elben (Elberich, Lauria und andere mehr), wie Huldra, Königin des Huldrevolks, Berchtha der Heimchen ist. Auch in englischen Ueberlieferungen eine elfqueen, the fairy queen, im Altfranzösischen roi Oberon, mit dem royaum de la féerie u. s. w.

Er hat ebenso wenig geschichtliche Spuren hinterlassen, wie etwa an des

---

Meere erst in dem Mittelalter von den Europäern beachtet und interessant gefunden wurden: so sind sie nichts desto weniger uralt, und in dem Namen Eva darf wohl unbedenklich die erste mit Ada verehlichte Fee, Eh-Fee gefunden werden. — S. 3 „. . . weil er durch seinen wehenden Odem (den Weh'nd oder Wind) Oden oder Odin genannt wurde," und dazu in einer Anmerkung: „Ocean, Ozieh an, Odin zieh an." —

In dem Buche: Skythika von Liebusch, Oberpfarrer und Adjunct der Spremberger Superintendentur zu Senftenberg, Camenz, 1833: „Berlin heisst eine, in einer ziemlich niedrigen Gegend gelegene, grosse Stadt (elin). Die Sylbe ber deutet die Beschaffenheit des Terrains an, auf welchem die Stadt liegt und hat eine adjectivische Potenz. Mit einem Worte der jetzigen deutschen und wendischen Sprache lässt sich Berlin nicht wiedergeben. Wollte man den Namen durch ein neugebildetes Wort: Tief-Grossstadt übersetzen, so drückte dies doch die Bedeutung desselben nicht bestimmt und vollständig aus. Wäre die Gegend, in welcher Berlin liegt, noch niedriger, so müsste der Ort Birlin heissen. Der Name Berlin darf nicht von dem jetzigen Worte Berg (mons) und von dem wendischen Lina (der Lehm) abgeleitet werden, sondern es ist ebenso gut primitiv als Budissin . . . . . Als Name eines grösseren Ortes ist er generis masculini . . . . . Es ist viel wahrscheinlicher, dass Cöln auch nach den Regeln der Ursprache gebildet, als dass es von dem lateinischen Hauptworte colonia abgeleitet ist. Ist der Name Cöln primitiv, wie es scheint, so sollte er Keln geschrieben werden. Das Wort Keln (kei-en, Hügelort) bezeichnet einen ein wenig höher liegenden Ort als Berlin ist. Rein kommt das Wort in dem Namen des auf einer Anhöhe liegenden Dorfes Keln bei Bautzen vor. Glinike heisst ein, in einer niedrigen Gegend gelegenes, kleines Dorf . . . . . Die Sylbe ni bezeichnet die tiefe Lage des Ortes. — S. 92 Lieberose (lin-berose) [heisst wendisch Luboraz, und Liebusch war des Wendischen mächtig! W. v. S.]. S. 94. Potsdam, bu-ots-dam-am [wird gewöhnlich in Uebereinstimmung mit einer älteren Form dieses Namens, aus dem wendischen pod dubami (mit zwischengeschobenem s) = unter Eichen erklärt. W. v. S.], — Hirschhorn, her-isch-hor-on, — Ziegenhals, zie-egen-hai-as. S. 99. Königsbrück hat seinen Namen nicht von des Königsbrücke, sondern es hiess vor der Corruption seiner gegenwärtigen Benennung ken-ik-bor-ik, welches eine kleine an einem niederen Berge gelegene Stadt bedeutet. S. 319. Anm. 7. Weil durch die Stadt Berlin ein Fluss fliesst, deshalb lautet die erste Silbe in dem Namen dieser Stadt Ber und nicht bal u. s. w. Zu solchen Schnurrpfeifereien kam bei einseitiger Betrachtungsweise ein Mann, dessen Gelehrsamkeit, wenn auch in abgenöthigtem Vorworte, selbst ein Ritter hervorhebt. Und doch hat Liebusch Einfluss gehabt und verschiedene Schriftsteller der Lausitz mit seiner Gelehrtheit angefüllt. Wie jene beiden sich in Wortzerrereien ergangen haben, so andere bis in die neueste Zeit in Sagenspielereien.

1) Geschichtlich König Friedrich der Grosse von Preussen.

2) Auch den wendischen König hörte ich, wenn auch sehr selten, von Wenden Zwergenkönig nennen, doch möchte ich hierin deutschen Einfluss vermuthen. — Nach Hr. Dr. Bolle soll, wo bei Rauschendorf [einer ausgedehnten, ergiebigen und sehr beachtenswerthen vorgeschichtlichen Fundstätte] die Urnen gefunden werden, der Zwergenkönig begraben liegen. Ebenda bei R. (Kr. Ruppin), auf freiem Felde, heisst eine Stelle Wendenfeld. Desgleichen soll der Zwergenkönig begraben liegen bei Lindow. Wend. Volksthum, 2.

3) Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg. 1875, 374.

Dardanellen beim Lichte der Fackel auf hohem Söller Hero den Freier erwartete und dieser nächtlich durch das Wasser zu ihr schwamm[1]), und in Deutschland und anderen germanischen Ländern nach der Volksüberlieferung verschiedene Liebes- und Leidenegenossen dasselbe thaten. Oder wie vielleicht Polykrates den Ring bei Samos ins Meer warf und der Koch ihn im Magen des Fisches fand, den ein Fischer gefangen hatte, und der Probst Conrad von Sankt Severin in Cöln auf der Fahrt nach Xanthen seinen Ring in den Rhein fallen liess, den der Koch wiederfand in den Eingeweiden eines Fisches, den ein Fischer gefangen hatte[2]). Ebensowenig wie der griechische Theseus auf Kreta, den Faden der Ariadne vom Knaule abwickelnd, in dem unterirdischen Gewölbe des Labyrinths den stierartigen Minotauros erlegte und die sieben Knaben und Mädchen befreite, und der mythische Jäger, welcher den Spreewald durchzog und vorm alten Schlosse zu Lübbenau, das so viele Fenster hatte als Tage im Jahre, das Unthier, den Ziegenbock mit gewaltigen Hörnern erlegte und nach sieben Jahren wiederkehrte mit sechs Gefährten, den Faden vom Knaule abwickelnd, um den Weg zu finden nach dem Schlosse, in dessen Kellergewölben der gefürchtete Basilisk hauste. Ebensowenig wie Dädalos aus Neid seinen erfindungsreichen Schüler Talos, weil dieser ihn übertraf, von der Akropolis zu Athen herabstürzte, und in Deutschland der „ehrenwerthe" Meister der Lausitz aus Eifersucht den kunstreichen Burschen erstochen hat, auf dass er nicht klüger würde denn er selber. Ebensowenig wie derselbige Dädalus sich und seinem Sohne künstliche Flügel mit Wachs angeklebt hat und Ikarus aus der Höhe niederstürzte in das Meer, das noch nach ihm das ikarische heisst, und der alte Fischer Krepel aus Leipe bei Lübbenau sich Storchflügel mit Pech angeklebt hat und aus der Luft niederstürzte, so dass noch heute die Rede geht: er flog wie ein Engel und fiel wie ein Teufel, won lešešo ak janžel a panu ak cart; wie denn auch nach ihm eine Stelle im Tozkefliesse Krepelsecka heisst bis auf den heutigen Tag. Ebensowenig wie Uranos in Griechenland verstümmelt wurde und gleich anderen der alte Krepel dasselbe vornahm. Ebensowenig wie auf Sicilien bei Tische an einem Pferdehaare das Schwert des Dionysius über dem Haupte des Damokles schwebte, und in Deutschland beim Mahle der Unterirdischen der Mühlstein an einem seidenen Faden über dem Kopfe der Dienstmagd niederhing. Und deren mehr.

Der „wendische König" ist aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt erst aufgetreten, als die wendische Herrschaft ein Ende hatte, und ich glaube behaupten zu können — die Wenden selbst (oder richtiger gesagt: die Bewohner der Lausitz) haben niemals den wendischen König gekannt, wenn denselben auch Hr. **Veckenstedt** als „Messias der Slaven im Herzen Deutschlands"[3]) auffasst. Sie haben den „wendischen König" wohl erst von den Deutschen gerade mit dem Namen als Sagengestalt erhalten, wie solche Bezeichnungen: Wendenkönig[4]),

1) Hat man doch sogar in neuerer Zeit sich bemüht durch Schwimmleistungen die Möglichkeit der nächtlichen Besuche zu erweisen! Aus alledem geht immer wieder hervor, wie innig die gesammte höhere Geistesentwicklung unserer Zeit in ihrer poetischen Richtung noch mit der Sagenwelt verwebt ist und wie nothwendig für die allgemeine Bildung es wäre, endlich auf Schulen und Hochschulen, ebenso wie bereits griechische, römische und hebräische, so auch deutsche Sagen zu lehren.

2) **Wolf**, Niederl. Sagen, Leipzig 1843, 246; **Panzer**, Bayer. Sag. II, 194; **Grimm**, Deutsche Sag. I, 284; Sakuntala von A. v. **Wolzogen**, Leipzig (Reclam) 46, 58.

3) **Veckenstedt**, Wendische Sagen. Graz 1880. S. VII.

4) Ich schreibe für die Lausitz: wendischer König, und nicht Wendenkönig, weil ich ihn deutsch in der Lausitz, entsprechend dem (slavischen) serski oder serbski kral nur wendischer

Wendenschlachten[1]), Seen geröthet vom Blute der Wenden, Wendengräber, Wendenkirchhöfe u. dgl. m. sich reichlich in Norddeutschland finden. Ja selbst alte verwitterte Inschriften, wie wir bei Handtmann[2]) ersehen, gelten als wendische. Wendisch ist in der Vorstellung des Volkes vorwiegend heidnisch[3]).

Gewisse mythische und mythologische Erinnerungen aus alten und verschiedenen Zeiten haben vorgelegen. Sie haben sich mannigfach umgebildet in Sage und Dichtung und verschiedene Namen hat man im Laufe der Zeit auf sie übertragen. Denn mit dem Wechsel der Geschlechter im Volke und der geschichtlichen Anschauungen[4]) wechselte auch die Benennung (Bezeichnung) und die zeitgemässe Färbung, und da, wo die Erinnerung an die Wenden lebhaft vorherrschte, wurde Alles wendisch, wie unter Umständen schwedisch, französisch u. s. w., in Erinnerung an die harten Drangsale, welche unser Land seiner Zeit von Schweden und Franzosen zu erleiden hatte, geradeso wie auf gewisse eigenthümliche Persönlichkeiten, die die Einbildung des Volkes lebhaft erfüllen, gewisse alte Geschichten immer wieder von Neuem übertragen werden. So kommt es, dass ein und derselbe Umstand von den verschiedensten geschichtlichen Persönlichkeiten oder mythischen Gestalten ausgesagt wird, ohne dass sie oftmals in unmittelbarer Beziehung stehen. Wie vielfach hat man (namentlich die classischen Philologen) zu allen möglichen und unmöglichen gekünstelten Erklärungen seine Zuflucht genommen, um solche Verhältnisse streng „logisch" zu erklären, die im Grunde einfach und natürlich auf Zufälligkeiten beruhen. So wollte man altgriechischen Schriftstellern schwankende Auffassung zumuthen, weil sie diese oder jene, mehr oder weniger sagenhafte Geschichte (auch als Gebildete treu der Ueberlieferung ihres Volkes) in verschiedener Weise erzählen, und man quälte sich ab, künstlich und gelehrt Uebereinstimmung, „System" in das zu bringen, was doch nie über einen Kamm geschoren werden kann. Ebenso vielgliedrig und lebendig die Bestandtheile der Völker immer waren, ebenso mannigfach sind ihre Anschauungen gewesen, die wir in Sagen überkommen haben. Leider hat man in früherer Zeit die beste Quelle, als sie noch rein floss, unser eignes Volk selbst, fast nie erforscht, sondern sich bemüht, eine dürftige Bücherweisheit fortzuschleppen und weiterzuspinnen, wie denn noch jetzt von Staatswegen in Preussen der volksthümlichen Forschung meistentheils fast gar keine Unterstützung zu Theil zu werden pflegt. Während sie des „gemeinen Pöbels Wahn" verachteten, die „albernen Sagen" und „Ammenmärchen" des Volkes[5]) und wie immer die beliebten

König habe nennen hören. — In Burg hiess eine Gastwirthschaft: zum wend'schen König. Diese Bezeichnung verdankte aber nicht einem volksthümlichen Drange, sondern meiner persönlichen Anregung ihr Dasein.

1) Auch der vortreffliche Haupt (Sagenbuch der Lausitz. Leipzig 1862. II, 14 u. a. O.) bringt zu willkürlich und unberechtigt die Kämpfer- oder Kämpenberge mit Wendenschlachten zusammen.

2) Handtmann, Sagen aus der Neumark und Kurmark, ein leider noch unveröffentlichtes, inhaltreiches, rein sachliches Werk. Hrn. Handtmann ist es bisher (wie anderen) noch nicht gelungen, für diese wissenschaftliche Arbeit in Deutschland einen Verleger zu finden. Da wäre es Pflicht des Staates, den Druck zu übernehmen.

3) So heisst auch in der Pflanzenwelt nach Hrn. Dr. Bolle hier oder da in der Mark die Goldruthe (Solidago virgaurea) wendisch oder heidnisch Wundkraut. Vergl. wend. Volksthum 3.

4) So haben sich bei unseren Stammverwandten, gewissen Völkerschaften im Kaukasus, nunmehr zum grossen Theil zersetzt und aufgelöst, sehr alte Erinnerungen in unveränderter Weise erhalten. Vergl. die Sagen des Tscherkessen-Volks nach Schora-Bekmursin-Nogmow von Bergé. Leipzig 1866.

5) Vergl. dazu Bürgers Leonore, Göthes Erlkönig, Heines Loreley, Schillers Tell u. s.

Ausdrücke der Geringschätzung im Munde vieler Gebildeten[1]) lauten, dachten sich manche Büchergelehrte sehr viel werthlosere literarische Sagen aus. Später sind dann diese „thörichten Fabeln[2])" der betreffenden Gelehrten leider ab und zu ins Volk gekommen, das zwar das Fremdartigste ausgestossen hat, aber doch manches in sich aufnahm. — Noch ist Zeit zum Sammeln, aber die Jahre sind gezählt. Mit den Augen der „Alten", die unter dem Namen παλαιοὶ bei manchen Gelehrten als geschichtliche Quellen in grosser Anerkennung stehen, schliesst sich für immer der uralte Born germanischer Volkssage. Mit Aufbietung aller Kräfte, auch der staatlichen Unterstützung, kann noch vieles gerettet werden, was sonst unwiederbringlich im Strome der Zeit dahingeht. —

Auch viele Einzelheiten über den wendischen König, welche in dem Sagenwerke[3]) des Hrn. Dr. Veckenstedt berichtet werden, sind wohl nicht ursprünglich. Wenn der Forscher nicht in der Lage ist, selbst alles im Volke sammeln zu können, so werden sehr leicht auf dem Zwischenwege durch andere (literarisch Gebildete, welche unbewusst mehr oder weniger kritisiren), und namentlich durch unrichtige und drängende Fragen, subjective Aeusserungen festgestellt, die den Volksüberlieferungen nicht entsprechen und später die wissenschaftliche Untersuchung auf unrichtige Wege führen müssen. Nur allein das Volk mit seinem innigen Glauben vermag die alten Ueberlieferungen in jener immergleichen und wunderbaren Treue weiterzuführen und wiederzuerzählen. Der Gebildete und vor Allem der sogenannte Halbgebildete, nimmt nicht bedingungslos an, sondern verändert und begründet nach seinem Verstande, was dem Volke gar nicht einfällt begründen zu wollen, wie es denn nach jetziger menschlicher Auffassung überhaupt nicht begründet werden kann. Dem Volke ist Glaube: Glaube, und in schlichter Treue überliefert es sein heiliges Vermächtnisse unangetastet den Kommenden. Grade aber beim wendischen Könige sind mannichfache Erzählungen im Volke auf literarischen Ursprung zurückzuführen, wie deutlich nachweisbar ist.

Bei meinen Wanderungen in der Lausitz habe ich die Grenzen gefunden, wo der wendische König aufhört, und nichts ist von ihm da in der preussischen Lausitz bekannt, wo sich am meisten Wendenthum in der Ueberlieferung und Anschauung findet, südlich von Spremberg in der Gegend von Muskau und Hoyerswerda, wo eine Marawa, Myrlata, Ssmerkawa, eine Dremotka uns recht volksthümlich entgegentreten, freilich auch ein Windhane (wĕteroe Hansko), und als männliches Gegenstück zur wendischen Dremotka („Schlummergöttin") ein deutscher Hermann[4]), der wie ein

1) Und das alles noch nach Jacob Grimm, der uns durch eine Gunst des Schicksals zu Theil ward!

2) Man braucht nur an die literarischen Stammsagen zu denken. „Die Grafen v. Frankenberg führen drei Ziegel im Schilde und einen Luchs auf dem Helme. Sie stammen ab von dem tapferen messenischen Generale Aristomenes, der um das Jahr der Welt 3541 lebte. Dieser wurde einst von den Lacedämoniern gefangen und in eine gemauerte Grube geworfen, darinnen er sterben sollte. Er entdeckte aber ein Loch, welches ein Fuchs unter der Mauer durchgegraben, brach einige Ziegel aus und entkam also glücklich." U. d. m. Sinapius Schlesischer Curiositäten erste Vorstellung. Leipzig 1720 (bei Haupt, II, 30).

3) Beiläufig bemerkt, nennt kein burger Wende (wie in Veckenstedt's Sagen S. 21, 23) den Schlossberg zu Burg (wendisch Borkowy) Burgberg, allgemein und ausnahmslos ist sein Name Schlossberg (wendisch grod). Auch Haupt (II, 16) schreibt irrthümlich Burgberg.

4) Wend. Volksthum 67, 68, 168. Vergl. auch Haupt I, 13, der die anderweitigen Quellen anführt. Hermann wie im Deutschen: Sandmann u. a. (niederw. zaspicki). Ich gedenke auf diesen Hermann und einige andere entsprechende Verhältnisse noch eingehender zurückzukommen.

seltsames Fragezeichen durch das Wendenthum hindurchblickt, gleichwie in der Oberlausitz und im Lande Böheim, altdeutscher Heimath, lange vor tschechischer Ausbreitung, Pan-Dietrich, Bern-Dietrich, Banadietrich, Banditterch, Dyterbernat, Dyter Benada, Dykebjadnat, Dykebernak[1]) noch wie ein Schlaglicht den Ruhmesschimmer des mächtigen Dietrich von Bern zu uns herüberwirft, in Erinnerung an Theodorich den Ostgothen, unvergesslichen Angedenkens bei den Völkern seiner Zeit.

Da also ist nichts vom wendischen Könige bekannt, der nicht wendisch ist und nicht geschichtlich, sondern, wie er jetzt vorliegt, eine allgemeine unbestimmte Sagengestalt, durch die folglich vorgeschichtliche Funde in keiner Weise bestätigt werden können.

(12) Hr. W. v. Schulenburg macht neue Mittheilung über

den Topfscherben mit Radverzierung und prähistorische Erbsen von Müschen, Spreewald.

Auf dem mit eigenthümlichen Beigaben reichbesetzten Urnenlager von Müschen (Kreis Cotthus) fand sich unter vielen tausend Scherben von lausitzer Typus, die ich mehrmals durchsuchte, ein einziger (dem Märkischen Museum übergebener) der mit einem Rade verziert war. Dieses in erhabener Arbeit, 5,5 *cm* im Durchmesser, etwa 5 *mm* abstehend, angebracht auf der Seitenwand eines Gefässes, ist zur Hälfte abgeschlagen, jedoch erhalten drei Speichen und vom Reifen die grössere Hälfte. Auch das einzige Rad, welches Wagner auf einem Scherben im Burgwall von Schlieben fand, war in erhabener Arbeit. Ebenso nach Behla (Urnenfriedhöfe, Luckau, 1882, 62) das Rad auf einem bei Garrenchen (Kr. Luckau) gefundenen Scherben (Sitzung vom 21. Oct. 1882, Verh. S. 446).

Ohne auf einen Zusammenhang hinweisen zu wollen, darf vielleicht daran erinnert werden, dass in der deutschen Mythologie das Rad dem Donar und Fro (Freyr) zugeschrieben wird. Wenn auch in dieser Richtung einzelne Untersuchungen noch ungenügend erscheinen, so sind die allgemeinen Beziehungen jenes zur Sonne und dem rollenden Donnerrad doch sicher.

Auf derselben Begräbnissstätte kamen u. A. zwei gänzlich zerfallene Thongefässe (keine Urnen!) zum Vorschein, deren Inhalt aus schwarzer Erde und verkohlten Fruchtkörnern bestand. Von letzteren, scheinbar Erbsen, habe ich s. Z. Proben dem Königlichen, sowie dem Märkischen Museum übergeben; dortselbst wurde indessen keine Untersuchung veranlasst. Hr. Prof. Wittmack, dem ich eine Anzahl dieser Früchte neuerlich wieder vorlegte, hatte die Güte, sie zu untersuchen und kam zu der Ansicht, dass sie jedenfalls keine Erbsen, sondern mit aller Wahrscheinlichkeit eine Art der Pferdebohne seien.

Hingegen erklärt Hr. Dr. Bolle:

„Dass die Samen nicht von Bohnen oder Saubohnen (Vicia Faba) herrühren, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Es sind, wofür ich sie mit einer so Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit erkläre, richtige Erbsen, doch ist es unmög-

---

1) Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, 75; Haupt, I, 121, 123: „Durch die Fluren mancher Ortschaften zieht sich eine sogenannte Brandader, diese nennen die Wenden Dyter bernatowy puc, d. h. Dieter Bernhardts Weg." Vergl. auch Grimm, II, 781 (Abschnitt XXI, der als Quellen bezeichnet: Joh. Hortzschansky von Sitten und Gebräuchen der Wenden, 3. Abth. (Dessau und Görlitz 1782), Lausitz. Monatsschr. 1797, S. 749, Liebusch Skythika 287, und auf Berndistrich als Namen des wilden Jägers im Orlagau hinweist, auf den versteinerten Bernhard am Bodekessel über der Rosstrappe, den von Fichte (einem Lausitzer) Dietrich von Bern genannten Knecht Ruprecht u. d. m.

lich, genau zu bestimmen, ob sie von der echten und wirklichen Erbse unserer Culturen (Pisum sativum, L.) oder von der grauen oder Ackererbse (Pisum arvense, L.) herstammen.

Letztere wird jetzt nicht mehr in der Mark angebaut, sondern kommt hier nur als Ackerunkraut vor. Wohl aber ist sie in Preussen ein Gegenstand sorgfältiger Cultur unter dem Namen der grauen oder preussischen Erbse. Die Samen der letzteren, nicht erbsengelb, sondern grau von Farbe und weniger rund als die gewöhnlichen, vielmehr ein wenig eckig, würden anscheinend am allermeisten mit den vorliegenden Proben zusammenstimmen, erlaubte der ziemlich fragwürdige Zustand der Erhaltung ein genaueres Urtheil.

Pisum sativum, unsere gewöhnliche Erbse, im Jugendzustand der Frucht als Schote bekannt und beliebt, ist eine Pflanze nicht mehr bestimmbarer, wahrscheinlich aber vorderasiatischer Herkunft, Niemand hat sie in neuerer Zeit mehr wild gesehen.

Ihre Cultur muss der übereinstimmenden Benennungen wegen in mehr als einer Sprache, bei den arischen Völkern sehr früh eine allgemeine gewesen sein. Auch sind Funde der Samen aus der Bronzezeit in der Schweiz und in Savoyen verbürgt. Prof. Heer kennt sie sogar als Ueberbleibsel der Steinzeit, indem er dafür als Lokalität die Pfahlbauten von Moosseedorf, gleichfalls in der Schweiz, anführt.

Alle diese prähistorischen Erbsen sind kleiner als die der Gegenwart, unstreitig durch Pflege und Sorgfalt im Laufe so langer Zeit verbesserten. Dies stimmt mit den Dimensionen der unsrigen ganz überein und lässt auch die Annahme, es könnten diese Platterbsen Samen gewisser Lathyrusarten sein, als unannehmbar erscheinen.

In seinem neuerschienenen trefflichen Werke Origine des plantes cultivées (Paris 1883) sagt Hr. Alphonse Decandolle: Wenn diese Species sich auf die Steinzeit in der Schweiz zurückführen lässt, würde dies ein Grund sein, sie als bereits vor den arischen Bevölkerungen dort vorhanden zu betrachten.

In sehr früher Periode war die Erbse (groch) bei den Slaven Gegenstand des Ackerbau's. Dies beiläufig, denn die unsrigen datiren entschieden aus vorslavischer Zeit her, was ja auch nach Erwägung der oben angeführten Thatsachen durchaus nicht Wunder nehmen kann" —

(13) Hr. v. Schulenburg erörtert die

Uebereinstimmung deutscher und kaukasischer Sagen.

Das in den Verhandlungen S. 268 von Hrn. W. Dolbeschew mitgetheilte Märchen „Die drei Brüder" kommt mit Veränderungen in Deutschland ebenfalls vor. Ich fand es in der Niederlausitz unter dem Volke auf, ziemlich ausführlich[1]; mehr bruchstückweise zweimal in Sagensammlungen Deutscher; wo, ist mir entfallen.

Bei mir hat ein Vater 3 Söhne (ebenso bei den T.), der jüngste, dumme Hans, muss in die Fremde und bewacht bei einem Bauer 3 Nächte hindurch 3 Haufen Grummet gegen 3 Pferde (weiss, braun, schwarz), worauf in der 3. die 3 Haufen zu Gold werden. (Bei den T. fängt der 3. Bruder die 3 Rosse — Rappe, Fuchs, Schimmel — und nimmt von jedem 3 Haare). Eine weisse Maus begleitet als guter Geist Hansen, der sich 7 Jahre stumm halten muss, über das Meer fährt und Gärtner bei einem Grafen wird. Dessen ledige Tochter lässt Freier sich vorm

1) W. v. Schulenburg, Wendische Sagen. Berlin 1880. S. 69—77 der goldene Apfel.

Schlosse versammeln, H. darf zusehen. Wen sie mit einem goldnen Apfel trifft, der soll der ihre sein. Das Fräulein öffnet im obersten Stock das Fenster und trifft zufällig H. So wird er ihr Gemahl; aber man sucht ihn los zu werden. 3 mal in den Kampf geschickt erhält er jedesmal besseres Pferd und Waffen an einem Strauch durch das Mäuschen; wird, verwundet, durch eine Zaubersalbe geheilt, schneidet um Mitternacht im Stall 3 Pferden (b. w. sch.) die Bäuche auf, aus denen ein Graf, Gräfin und wunderschönes Fräulein hervorspringen, verwünschte Nachbarn. — Dort bei den T. gewinnt der Jüngste beim Wettrennen in 3 Tagen die 3 Töchter eines Fürsten, die 3 Pferdehaare jedesmal ins Feuer werfend, und findet zu Hause in der Erde vorm Kamin Gold und Silber, während die zwei bösen Brüder in Steine verwandelt werden[1]).

Die Uebereinstimmung ist in einigen Zügen sehr gross. Dort fehlt der Sonnenmythus, und die Deutung der Pferde als Finsternisse. Hr. Dolbeschew merkt an „Finsterniss = Tma, die unreine Gewalt". Niederwendisch ist šma Dunkel, Finsterniss. Der Schluss lautet bei den T. „Von diesem Falle hörte mein Grossvater von meinem Vater" Herr Dolbeschew bemerkt: „Letzteres ist der gewöhnliche Schluss, obgleich nicht verständlich." Wahrscheinlich sei es mehr oder weniger ernst gemeint, soll er die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung (wie ein Stammbaum) bestätigen. Aehnlich schliessen unsere Sagenerzähler zur Betheuerung der Wahrheit, obschon sie nur bis zum Grossvater oder der Grossmutter zurückgehen. Wenn nicht weiter, liegt es daran, dass durch die Ausbreitung der Bücher das Gedächtniss der Völker schwächer wird.

Auch die Sage vom Helden und Riesen (S. 271) zeigt unseren Sagen gemeinsame Züge; namentlich bemerkenswerth ist der einäugige Nogaie mit seinem Hammer auf dreibeinigem Rosse und die Wiederbelebung der zusammengelesenen Knochen des durch den Hammer zerschmetterten Tschetschenen.

Weitere derartige Ueberlieferungen derselben wären mit vielem Danke zu begrüssen.

(14) Hr. E. Friedel berichtet über

neue Funde in der Unterspree innerhalb Berlins.

Bei den Fundirungsarbeiten für die neue hölzerne Lessing-Brücke in Berlin, welche die Strom-Strasse mit der Lessing-Strasse verbindet, sind tiefere Schichtproben des alt-alluvialen Spree-Grundes zu Tage gefördert worden, welche ich im September 1882 untersuchte. Dieselben enthalten im scharfen Flusssande folgende subfossile Conchylien:

A. Muscheln.
1. Anodonta (Fragmente),
2. Unio tumidus Retz,
3. U. pictorum L.,
4. Cyclas cornea L.,
5. C. Rivicola Lam.,
6. C. solida Normand,
7. Pisidium amnicum Müll.,
8. P. cazertanum Poli,
9. P. henslowianum Shepp.

B. Schnecken.
1. Paludina contecta Millet,
2. P. fasciata Müller,
3. Bythinia tentaculata L.,
4. B. Troschelii Paasch.,
5. Valvata contecta Müll.

[1]) Vergl. auch Veckenstedt (wendisch. Sagen, Graz 1880, 56), wo in der abgekürzten Sage ebenfalls drei Brüder wachen.

Vermischt mit diesen Conchylien finden sich in derselben Schicht viele häufig gespaltene oder abgesägte beziehentlich abgeschlagene Knochen von starker Bräunung, nach dem dicken und glänzenden Periosteum zu schliessen wenigstens theilweise von Wildthieren herrührend, vermischt mit groben aus mit Steingrus vermengten Thon gefertigten Gefässscherben, worunter ich verzierte bisher nicht gefunden habe, desgleichen geschlagene Feuersteinsplitter. Alle diese Reste müssen viele Jahrhunderte im Wasser gelegen haben und dürften wendischer Herkunft sein. Die Funde erinnern an die von mir bei der Lüneburger Strasse hierselbst im Jahre 1881 gemachten und Verh. Band XIV S. 137 beschriebenen Funde aus der Spree und vom Rande derselben.

(15) Hr. F. Jagor übergiebt einen Auszug aus einem

neuen Bericht über die Andamanesen.

Mr. M. V. Portman giebt Nachrichten über die Andamanesen[1]), die um so werthvoller sind, als er seit Juni 1879 amtlich mit der Sorge für das Wohl derselben betraut war, ihre Sprache erlernt und im Walde mit ihnen kampirt hat. Nachstehend ein Auszug mit besonderer Berücksichtigung dessen, was unsere früheren Mittheilungen (Verh. 1876 S. 18, 1877 S. 13, S. 428, 1880 S. 409) ergänzt oder von ihnen abweicht. Früh Morgens werden die Feuer angeblasen, die Ueberbleibsel der Nahrungsmittel verzehrt; die Männer gehen auf Jagd oder Fischfang, die Zurückbleibenden machen Bogen, Pfeile, auch Töpfe[2]). Ihre Moralität lässt viel zu wünschen. Sie essen nichts roh, rühren keine Austern an, früher wohl. Sie können nicht über zwei zählen. Kinder dürfen kein Schweinefleisch essen und kein Schildkrötenfleisch anrühren, bis sie mannbar geworden sind, das erste Schildkrötenessen wird durch Tanz und viele Ceremonien gefeiert[3]). In der Regel werden Männerleichen auf Gerüsten in Bäumen ausgestellt, Weiberleichen begraben.

Die Süd-Andamanesen[4]) sind im schnellen Aussterben begriffen, weil sie mit der Civilisation in zu nahe Berührung gekommen sind. Sie gehören alle einem Stamme, dem der Bojingiji an, der früher in mehrere kleinere zerfiel, von denen aber nur noch geringe Ueberbleibsel vorhanden sind.

Auf der Mittel-Andamane im Osten, Nordwesten und Centrum und auf Interview-Eiland wohnt ein ganz neues Volk, ein grosser mächtiger Stamm, die Aka Kedes; an der Westküste ein kleiner Stamm, die Aka Jawais, die einen Uebergang zu den Bojingijis bilden; die Sprachen dieser Stämme sind ganz verschieden, ebenso die Form ihrer Bogen. Weiter nördlich sind die Hütten schöner und sorgfältiger gebaut, die Hautfarbe der Männer ist rother.

Die Aka Juru, gering an Zahl, wohnen im Süden der Nord-Andamane, die nördliche Hälfte dieser Insel wird von den Aka Chariars eingenommen. Die Aka Eris scheinen in der Mitte der Insel zerstreut zu leben. Die Sprachen aller dieser Stämme sind guttural, ihre Kochtöpfe sind V förmig, die der übrigen Andamanesen

1) Journ. R. As. Soc. Lond. Oct. 1881.

2) Nach den mir gemachten Angaben sollten Töpfe nur von Frauen angefertigt werden.

3) Unter den auf der Viper Insel verpflegten Andamanesen wurde diese Vorschrift zur Zeit meiner Anwesenheit (1875) nicht beobachtet. „. . . ein anderer (kleiner Knabe) schabte mit einem grossen Messer von einem Stück Schildkröte das Fett ab und bot es mir dar, verschlang es aber selbst mit Behagen, da ich es nicht annahm.“ (s. Verhandl. 11. Febr. 1877.)

4) Es sind diejenigen, mit denen ich 1875 verkehrte.



wie ein U geformt; ihre Bogen sind verschieden von denen der Südandamanesen und schöner.

Von den Jarawa Stämmen[1]) haust einer 5 Miles westl., ein anderer ebensoweit südl. von Port Blair. Bis voriges Jahr wusste man nichts von ihnen, obgleich sie in so grosser Nähe der seit 20 Jahren bestehenden Niederlassung wohnen; ihre Existenz sogar wurde von erfahrenen Beamten lächerlich gemacht. Selbst Mr. Man giebt eine ganz unrichtige Beschreibung von ihnen. Bei einer Expedition 1880 gegen den Weststamm wurde ein altes Weib gefangen, ihr Haar war weiss und ungeschoren, sie war unbekleidet, trug nur, wie alle Jarawaweiber, eine Schnur (a wreath) mit einer Puschel um die Hüften, statt des Blattes. Bei einer anderen Expedition, etwas nördlich vom Port Mouat, wurden ein alter Mann, 3 Weiber, 6 Kinder gefangen, nach Port Blair gebracht, bald wieder frei gelassen. Ihr Vokabular ist ein ganz fremdes. . . . Die Bewohner vom Centinal-Eiland sind wahrscheinlich mit denen von Klein-Andaman identisch.

Klein-Andaman-Eiland ist nach einigen das Centrum, von wo die Jarawas herstammen; es ist sehr schwer zugänglich und daher wenig bekannt. 1873 besuchte General Stewart die Insel, um freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, wurde aber zur Selbstvertheidigung zu schiessen gezwungen. Bei einer späteren Expedition zur Bestrafung von Mordthaten wurde ein Knabe gefangen, nach Port Blair gebracht; man behandelte ihn mit der grössten Güte, als er aber eines Tages sein Bild im Spiegel gesehen, und vielleicht angenommen hatte, dass ihm einer seiner Landsleute erschienen sei, zehrte er sich ab und starb.

Bald darauf fing Mr. Homfray einen Mann und eine Frau, vielleicht die Eltern, da sie sich ohne Widerstand abführen liessen (Verh. 1877, S. 35).

Die Eingeborenen dieser Insel sind immer feindselig; bei einer Expedition 1880 wurde auf Oberst Cadell und Mr. Portman geschossen. „Die Leute, die ich sah, glichen durchaus denen der Centinal-Insel, ihre Bogen und Canoes gleichfalls; sie waren mit gelbem Thon eingerieben, ihr Haar ungeschoren.

Im November 1880 ist Mr. Portman an einer neuen Expedition betheiligt, versucht Freundschaft zu schliessen, lässt Geschenke an's Land schwimmen, seine Leute nähern sich den Eingeborenen schwimmend; endlich kommen einige der Letzteren an den Strand, Bogen und Pfeile mit den Zehen nachschleifend, „wir werfen mehr Geschenke aus, plötzlich schiessen zwei oder drei Eingeborene und verwunden einen unserer Sikhs, wir erwidern aber nicht das Schiessen".

Bei der Rückkehr von Car-nicobar besuchen wir abermals Klein-Andaman-Eiland, schwemmen Geschenke ans Land, sie werden angenommen, ich sende einige Andamanesen mit Geschenken aus, die Jarawas lassen Bogen und Pfeile fallen, kommen ihnen entgegen, höchst freundschaftliche Begegnung, sie umschlingen einander mit den Armen, springen auf dem Sande herum und jauchzen. Wir landen nicht, um sie nicht scheu zu machen. Nach einer Stunde riefen wir unsere Leute zurück, sehr erfreut über unseren Erfolg. Um 11 lande ich mit neuen Geschenken, während Oberst Cadell mich vom Boote aus bewachte. Drei meiner Leute nähern sich den Jarawadas, kommen aber schnell unter einem Regen von Pfeilen zurückgelaufen; gegen dreissig Kerle stürzen aus dem Walde und schiessen auf uns, so endete unser letzter Versuch." Nach einem Vergleiche der Bogen verschiedener Stämme beschreibt Portman die Hütten der Klein-Andamanesen als grosse Bauten, oft 30 Fuss hoch. Der Oberst maass eine von 60 Fuss Umfang. In der Mitte

1) In den Verhandl. 1877, S. 63, sind die Jarawa nach Mr. Homfray's Schreibart Juruwaddah genannt.

steht ein Pfahl, 6 bis 8 Pfähle um ihn, dann noch etwa 6 Fuss Zwischenraum ein Kreis von kürzeren Pfählen, über welche sich das Dach ausbreitet bis es den Boden berührt. Kleine Löcher am Rande gestatten den Bewohnern hineinzukriechen. An mehreren Stellen in Nordandamnn-Eiland bemerkte Portman ähnliche Hütten, aber kleiner. Im Innern waren Plätze durch Stammstücke, die wohl als Kopfkissen dienen, abgetheilt. Gegen 6 Fuss über dem Boden liegen Gestelle zum Aufbewahren von Nahrungsmitteln, Waffen etc. Der Boden der Hütte bestand aus den gewöhnlichen Küchenabfällen. Auch kleinere Hütten nach demselben Muster waren vorhanden. Gewöhnlich standen diese zu fünf im Kreise. Das Auffallendste ist, dass, obwohl die Jarawadas auf der Hauptinsel Jahrhunderte hindurch in nächster Nachbarschaft der Bojingiji gelebt haben, sie immer Feinde waren, dass ihre Bogen und ihre Sprache gänzlich verschieden sind, dass sie einander nicht kennen, aber fürchten. Die Jarawadas verwenden gelben Thon, die andern rothen und grauen, ihre Canoes sind roher, haben keinen Schnabel, ihre Schmucksachen aber sind viel schöner als die der Gross-Andamanesen. Die Nahrungsmittel sind dieselben, die Netze und Körbe auch, aber gröber. Sie tragen nur die Unterkiefer ihrer verstorbenen Verwandten, keine andere Kochen. Alle Andamanesen zerfallen in Waldbewohner (Eremtagas) und Strandbewohner (Aryawtos). Die Bewohner der grossen Andamane theilt Portman in zwei durch ihre Bogen, ihre Sitten, ihre Sprache bedingte Gruppen.

1. Die nördlich der Homfray-Strasse wohnenden Aka-Chariar, Aka-Eri, Aka-Jaru, Aka-Kêdê und Aka-Juwai, die gleiche Sprache und gleiche Bogen haben. Alle diese nördlichen Stämme tätowiren sich auch in gleicher Weise, nämlich drei breite Striche längs des Rückens (auf dieser Eigenthümlichkeit beruht z. Th. die Classification).

Die Bojingiji, umfassend die Bojingiji, Bojigiàb und Balawa, fast alle wohnen südlich der Homfray-Strasse, haben gleiche Bogen. Bojingiji ist die gemeinschaftliche Basis ihrer Sprachen. Sie sind über den ganzen Körper in Mustern tätowirt[1]).

Zum Schluss hebt Mr. Portman die merkwürdige Thatsache hervor, dass so viele kleine Stämme auf einer winzigen Inselgruppe lebend und offenbar von ursprünglich gleicher Abstammung, wie ihre zwerghafte Gestalt, schwarze Farbe und Verschiedenheit von allen rings um sie wohnenden Rassen zeigt, nicht nur verschiedene Sprachen reden, verschiedene Waffen führen, einander als Feinde begegnen, wenn sie zusammentreffen, sondern auch vor Gründung der Niederlassung in Port Blair thatsächlich von ihrer gegenseitigen Existenz nichts wussten.

„Ich nehme an, dass vor unserer Niederlassung die nördlichen Gruppen den höchsten Culturzustand erreicht hatten, dass die südlichen Gruppen nach ihnen kommen und die Jarawadas, aus denen möglicherweise alle übrigen hervorgegangen sind, am tiefsten stehen. Klein-Andamnn-Eiland ist äusserst dicht bevölkert, warum soll dies nicht auch früher mit der grossen Andamane der Fall gewesen sein? Jetzt aber ist in Folge verschiedener mit der Civilisation eingedrungener Epidemien der grösste Theil der südlichen Abtheilung ausgestorben, obgleich Krankenhäuser errichtet und die Kranken sorgfältig aufgespürt und eingeliefert werden; sie werden

1) Die südlich der Homfray-Strasse wohnenden Andamanesen, mit denen ich einen Monat lang verkehrte, waren gar nicht tätowirt; sie verzierten ihren Körper gelegentlich durch Auftragen von weissem und rothem Thon in Mustern, machten sich auch mit Glasscherben Einschnitte in die Haut, aber weder an bestimmten Stellen, noch nach bestimmten Regeln, namentlich als Heilmittel, wohl kaum zur Verschönerung; die kleinen Narben kommen auf der schwarzen Haut kaum zur Geltung. Hoffentlich erfahren wir bald durch Hrn. Portman wie die Tätowirungen ausgeführt werden?

aber von Krankheiten heimgesucht, welche auszurotten keiner noch so grossen Pflege gelingen wird, und welche sicherlich dahin führen werden, dass die Rasse innerhalb weniger Jahre verschwindet.

Das einzige, was wir thun können, ist die noch Ueberlebenden sorgfältig zu schonen und so schnell als möglich alles sie Betreffende zu erforschen, sonst sterben sie aus, bevor die Wissenschaft mit ihnen genauer bekannt geworden ist.

(16) Hr. Virchow zeigt photographische Aufnahmen der Funde von Madisonville in Ohio, welche ihm durch Hrn. Dr. Gustav Brühl in Cincinnati zugegangen sind. Er behält sich vor, später auf diese Angelegenheit zurück zu kommen.

(17) Hr. O. Flesch, jetzt in Bern, berichtet über

eine neue Microcephalen-Familie.

In dem Dorfe Eschbach bei Usingen, Regierungsbezirk Wiesbaden, wohnt eine Familie, in welcher neben drei normal gebildeten drei ausgesprochen microcephale Kinder leben. Dem freundlichen Entgegenkommen des Hrn. Sanitätsrath Dr. Rosenkranz, Königl. Kreisphysicus in Usingen, verdanke ich die Möglichkeit, diese Familie und speciell die microcephalen Kinder einer Untersuchung zu unterziehen, deren Ergebnisse hier folgen.

Die Familie besteht aus dem Oeconomen Hofmann, dessen Frau und 6 Kindern. Beide Eltern stehen im Alter von etwa 50 Jahren (die genaue Zahl habe ich versäumt zu erfragen), sind gesund und geben ausdrücklich an, dass bei keinem ihrer Verwandten ähnliches vorgekommen sei. Frau Hofmann hat einen nicht unbedeutend asymmetrischen Kopf; es ist die linke Stirnseite deutlich flacher als die rechte, anscheinend ist dagegen die rechte Hinterhauptshälfte etwas flacher als die linke. Das Haar des Mannes ist dunkel, jenes der Frau lichtbraun, gleich dem der Kinder.

Frau Hofmann hat 6 Kinder geboren, welche sämmtlich leben:

1. Johannes Hofmann, jetzt 25 Jahre alt, microcephal,
2. Katharina Hofmann, jetzt 20 Jahre alt, microcephal,
3. u. 4. Zwillinge (ein Knabe und ein Mädchen), jetzt 16 Jahr alt, normal.
5. Knabe, jetzt 15 Jahre alt, normal,
6. Lisette Hofmann, jetzt 12 Jahre alt, microcephal.

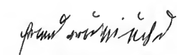
Die Schwangerschaften verliefen sämmtlich normal, die Geburten leicht. Besondere Beschwerden, von der Zwillingsschwangerschaft abgesehen, haben nie bestanden und werden speciell für die Microcephalen ausdrücklich bestritten.

Von den Kindern waren zur Zeit meines Besuches im Hause anwesend die beiden microcephalen Mädchen und der 16jährige (Zwillings-) Knabe. Der ältere microcephale Sohn war mit einem Bruder auf dem Felde. Ausführliche Messungen konnten nur an den Mädchen vorgenommen werden; auch diese nach Lage der Sache nicht mit absoluter Genauigkeit, da es zweckmässig schien, dieselben nicht entkleiden zu lassen, da ferner das dichte Haar die Kopfmessung erschwerte. Johannes Hofmann wurde nachträglich auf dem Felde aufgesucht, wo einige Hauptmaasse genommen wurden; hier beschränkten sich dieselben natürlich auf Tastcirkel und Bandmass; von den Köpfen der Mädchen wurden, unter freundlicher Assistenz des Hrn. Sanitätsrath Dr. Rosenkranz und des Hrn. cand. med. Berthold Gutenberg aus Darmstadt Curvenmaasse nach einem von Hrn. Dr. Rieger in Würzburg

entworfenen und gemessenen, mit Hrn. Dr. Hans Virchow ausgebildeten Systeme aufgenommen.

1. Johannes Hofmann, 25 Jahre alt. Derselbe war auf dem Felde, etwa 2 *km* vom Hause mit einem jüngeren Bruder beim Kornschneiden beschäftigt. Bei unserem Kommen war er ziemlich indifferent und arbeitete alsbald weiter, nach unserem Weggang schaute er uns aber längere Zeit nach, gesticulirend und anscheinend mit seinem Bruder sprechend; seine Arbeit thut er langsam, aber mit grosser Ausdauer. Die mit der Sichel geschnittenen Bündel legt er gewissenhaft in die Rechen; er nimmt beim Schneiden mehr Unkraut mit, als andere thun würden. Er kennt das Unkraut; eine Distel nennt er mit Namen. Seinen Namen kennt er; aufgefordert denselben zu schreiben, malt er einige Schriftzüge auf ein vorgehaltenes Blatt und sagt dann: das heisst Johannes Hofmann (Fig. 1). Den Messungen unterzieht er

Fig. 1.



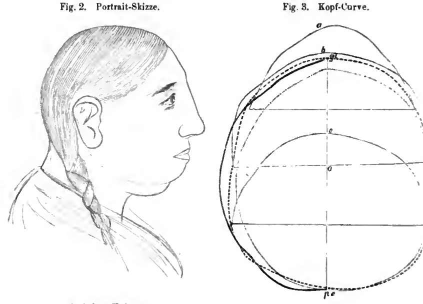
Schriftprobe des Johannes Hofmann.

sich jetzt willig; überhaupt soll er durchaus gutartig sein. — Haare dicht, lichtbraun, Auge graublau, mehr nach grau. Sehr dicke Kopfschwarte. Der Kopf ist flach, die Stirn fällt flach ab mit mässiger Vorwölbung der Augenbrauen-Gegend. Das Kinn tritt verhältnissmässig wenig zurück. Die Pupillen stehen centrisch und reagiren gut auf das Licht. Das rechte Ohr ist abnorm gebildet durch auffallende Breite der zwischen Helix und Anthelix gelegenen Fläche; doch ist die Missbildung nicht so bedeutend, wie bei der Schwester Katharina. Die Wangen zeigen ziemlich starken Bartansatz aus hellen Haaren; im Gesicht ist auch sonst ziemlich erhebliche Lanugo-Bildung verbreitet. Die Zähne sind defekt, regelmässig angeordnet; die oberen Schneidezähne sind stark abgeschliffen, ausserdem unregelmässig ausgebrochen. Der Unterkörper erscheint relativ schlank gegen den Oberkörper; der Bau ist ein kräftiger, die Haltung des Kopfes nicht in dem Maasse vorgebeugt, wie bei den Schwestern und anderen Microcephalen.

2. Katharina Hofmann, 20 Jahre alt (Fig. 2 u. 3). Kathnrine ist klein, geht vorwärts gebückt. Sie erscheint etwas plump, ist aber schnell zutraulich und heiter. Sie spricht alle Worte nach, antwortet auf einfache Fragen richtig. Sie kennt Farben und nennt dieselben correkt (u. a. einen blauen Streifen an der Wand; ein roth gefärbtes, jedoch grün schillerndes Tuch nennt sie erst bunt, dann roth). Ihr Alter giebt sie richtig an. Sie hat Kinder sehr gern und verkehrt viel bei einer Nachbarfamilie, wo solche mit ihr spielen. Während unserer Messungen ist sie sehr geduldig, trotz deren langer Dauer und Unbequemlichkeit. Der Kopf ist niedrig, die Stirn fällt flach zur Nase ab; die Kleinheit des Hirntheiles ist durch die Dicke des Haarwuches verhältnissmässig wenig auffällig. Das Kinn steht nicht auffällig zurück, doch mag hier die starke Fettentwickelung eine etwaige Kleinheit des Unterkiefers etwas verdecken. Gesichtsfarbe blühend, hell. Stark vorgewölbtes Doppelkinn. Auf den Wangen ist reichliche Lanugo vorhanden. Das Kopfhaar ist lichtbraun, sehr dicht, die Kopfschwarte dick. Auge graublau; Pupillen etwas excentrisch lateral oben stehend, reagiren gut auf das Licht. Das rechte Ohr ist missbildet; das zwischen Helix und Anthelix eingefasste Feld ist in

der Höhe der Spine helicis ca. 23 mm breit (linkes ca. 14) und in seinem mittleren Theil wie durch stumpfkantige Knickung nach aussen gedrängt. Die Zähne sind regelmässig angeordnet, schön entwickelt; beide oberen Weisheitszähne liegen

Fig. 2. Portrait-Skizze. Fig. 3. Kopf-Curve.



Käthchen Hofmann.

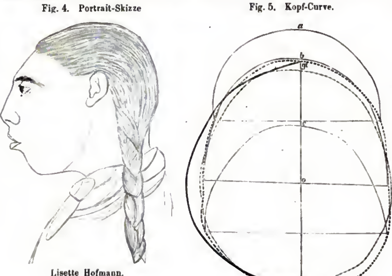
Erklärung zu Fig. 3. — Sagittalbogen. — Frontale Bögen. ---- Horizontal-Ebene (durch Glabella und Protuberant. Occ. ext.). ····· Obere Horizontal-Ebene (2 *cm* über der vorigen. Von den frontalen Bögen ist *b* der Ohrlochbogen. *a* und *c* sind aufgenommen über der Mitte des Abstandes *gl* — *o* bezw. *o* — *pe*. — *gl* — *pe* Grundlinie zwischen Glabella (*gl*) und Protuberanz *p e*. — *o* Projectionspunkt des Ohrlochbogens.

bereits frei, der dritte linke untere Backzahn fehlt durch Caries. — Der Oberkörper wird vorwärts gebeugt getragen. Die Brüste sind anscheinend wenig entwickelt, der Bauch ist sehr dick. Der linke Daumen fehlt durch eine Verletzung in früher Jugend. — K. hat die Periode regelmässig seit ihrem 18. Lebensjahre.

3. Lisette Hofmann, 12 Jahre alt (Fig. 4 u. 5), das jüngste Kind der Familie, ist anfangs scheu, später wird sie durch einige Kleinigkeiten, die ihr geschenkt werden, sehr zutraulich. Sie kennt Farben, wie die ältere Schwester, unterscheidet u. a. sehr gut roth und grün; sie stellt Fragen, verlangt das ihr geschenkte bunte Tuch und äussert Freude. Bei den Messungen hält sie gleichfalls sehr geduldig aus. — Der Kopf ist relativ etwas höher als bei der Schwester; die Stirn fällt flach ab; der Unterkiefer steht nicht unerheblich zurück. L. trägt den Kopf etwas nach vorn gestreckt. Das Haar ist hellbraun wie bei den Geschwistern, lang und dicht; die Augen sind graublau, mehr nach blau hin. Pupillen reagiren gut, stehen central. Auffällig ist das starke Uebergreifen der Sclera am oberen Umfang der Cornea; die Ohren sind normal gebildet. Gesichtsfarbe blass. Ziemlich starke Lanugo auf der Oberlippe. Die Zähne zeigen enorm starke Weinsteinincrustation. Der Durchbruch der bleibenden Zähne ist in etwas unregelmässiger Weise erfolgt,

so dass die Zahnstellung weder in der Richtung, noch in der Höhe der Kronen regelmässig erscheint; der obere, mediale Schneidezahn ist links erst zur halben

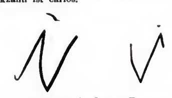
Fig. 4. Portrait-Skizze   Fig. 5. Kopf-Curve.



Lisette Hofmann.

Erklärung vergleiche bei Fig. 3.

Länge hervorgetreten. Beiderseits ist der vierte obere Backzahn im Durchbruch. Der untere dritte Backzahn ist cariös.



Schriftprobe der Lisette Hofmann.

Die drei microcephalen Kinder zeigen in ihrem Körperbau keine Spur von Rachitis. Bei allen besteht kein Speichelfluss, die Zunge wird gerad herausgestreckt. Der Schlaf bei allen dreien ruhig, ungestört. Sie essen alles, was sie bekommen; sie halten sich rein. Auf der Strasse weichen sie Hindernissen aus, so dass sie ohne Gefahr aus dem Hause können. Besondere Erkrankungen sind nicht vorgekommen.

Maasse (in Millimetern)	Johannes	Käthchen	Lisette
a. Kopfmaasse.			
Horizontal-Umfang	453	428	413
Sagittal-Bogen	253	212	233
Ohrlochbogen	282	254	256

Maasse (in Millimetern)	Johannes	Käthchen	Lisette
Grösste Länge	143	138	135[1]
Grösste Breite	115	126	116[2]
Jochbogen-Breite	116	112	107
Höhe des Gesichts	130	120	108
Breite am Unterkieferwinkel	102	100	91
Abstand der Spina. ment. ant. vom Unterkieferwinkel (rechts gemessen)	85	90	78
Höhe der Nasen	52	45	40
Höhe der Augenhöhle	31	28	26
Breite der Augenhöhle	38	35	32
b. Körpermaasse.			
Körperlänge	1570	1460	1321
Schulterbreite (incl. Kleider)	325	310	295
Breite des Beckens am Darmbeinkamm (incl. Kleidung)	242	310	228
Länge der rechten Oberextremität	715	653	584
„ „ linken „	702	653	594
Rechter Oberarm	355	298	293
„ Vorderarm	296	212	204
„ Carpus	79	75	71
„ Mittelfinger	117	93	84
Höhe vom Darmbeinkamm zur Sohle	1170	959	820
„ „ Knie zur Sohle	530	443	410
c. Messungen des Kopfes an Rieger-Virchow'schen Curven[3].			
Abstand der Glabella von der Protub. occip. ext.	—	138	134
Breite der Basis des Stirnbogens	—	100	102
Höhe des Stirnbogens	—	50	65
Breite der Basis des Ohrbogens	—	122	103
Höhe des Ohrbogens	—	65	69
Breite der Basis des Occipitalbogens	—	120	110
Höhe des Occipitalbogens	—	60	59

1) An den Curven gemessen.

2) An den Curven gemessen.

3) Bemerkt werden muss zu diesen Maassen, dass sie in keiner Weise mit der Exactheit ausgeführt werden konnten, dass alle Curven absolute Uebereinstimmung zeigen. Eine nicht unbedeutende Erschwerung erwuchs aus der unsymmetrischen Stellung der Ohröffnungen. Möge weiter in Betracht gezogen werden, dass die Messungen des jungen Mannes auf freiem Feld, die anderen in einer Stube, in welcher gleichzeitig der Tüncher die Decke bearbeitete, in grosser Eile ausgeführt wurden. Möge auch meiner geringen Uebung in der angewendeten Methode Rechnung getragen werden. Immerhin wird das aus den Curven resultirende Bild

Leider kann die Beschreibung hier nicht viel mehr bedeuten, als eine Vermehrung der allerdings noch kleinen Casuistik. Zur Aetiologie der Microcephalie, die hier einen ziemlich hohen Grad, wenn auch nicht gleich dem bei den Kindern Becker vorliegenden, erreicht, können wir nichts neues beibringen. Insofern eine Uebertragung irgend welcher Art von Seite der Eltern in Betracht gezogen werden sollte, müsste dies hier wohl nach der Seite der Mutter geschehen, mit welcher in einigen Punkten die Kinder mehr Aehnlichkeit zeigen. Für die Klebs'sche Auffassung bezüglich mechanischer Störungen während des intrauterinen Lebens ist diese Beobachtung nicht zu verwerthen; ebensowenig kann man sie aber direkt gegen jene Anschauung anführen; der Grad der Erkrankung ist geringer; die vermutheten spastischen Contractionen waren vielleicht nicht heftig genug, um Schmerzen zu erzeugen. Kommen lokale Einflüsse in Betracht? Cretinen fehlen in Eschbach und überhaupt in dem Becken, in welchem Usingen und Eschbach liegen, wie mir Hr. Physicus Dr. Rosenkranz mittheilt; dagegen kommen solche in den Ortschaften auf den umgebenden Höhen vor. Uebrigens ist an den drei Microcephalen nichts Cretinenhaftes zu sehen. Demnach dürfte auch ein causaler Zusammenhang mit den in jener Gegend vorkommenden Malaria-Infectionen auszuschliessen sein. Auffällig und vielleicht weiterer Nachforschung werth sind einige Erfahrungen aus der Praxis des seit fast 30 Jahren dort wohnenden Hrn. Dr. Rosenkranz. Derselbe hat eine ganze Reihe (wenn ich mich recht erinnere 10 oder 11) von Kindern mit Spina bifida, die sämmtlich gestorben sind, behandelt; dazu kommt eine Beobachtung von zwei aufeinanderfolgenden Geburten anencephaler Kinder einer Frau, endlich noch ein weiterer Fall von Microcephalie, der indessen im 2. Lebensjahr gestorben ist. Beachtenswerth ist diese Häufung verwandter Bildungen immerhin.

Ich beschränke mich auf die Mittheilung des Thatsächlichen. Auch dieses ist leider unvollständig; fehlen doch wichtige Angaben u. a. über das genaue Alter der Eltern, das etwaige Vorhandensein eines Kropfes bei Frau H., Messungen der normalen Familienglieder. Eschbach ist nur 2 Stunden von der bekannten Saalburg im Taunus entfernt und werden andere Fachgenossen vielleicht Gelegenheit nehmen, die auch der landschaftlichen Reize nicht entbehrende Tour vorzunehmen; vielleicht wird es denselben gelingen, nachdem die erste Untersuchung — bei der immerhin einige Vorsicht nöthig war — die Scheu der Familie überwunden hat, weiter vorzudringen, als es mir in der kurzen zu Gebote stehenden Zeit möglich war.

Hrn. Sanitätsrath Dr. Rosenkranz sage ich für sein liebenswürdiges Entgegenkommen herzlichsten Dank.

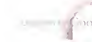
(18) Hr. Treichel schreibt über

westpreussische Spiele.

1. Schimmel, Fastnachtshengst und Gwizdi in Westpreussen.

In der Sitzung vom 21. Januar 1882 kommt Hr. W. v. Schulenburg in seinen Mittheilungen zu sprechen auf den Siebreiter, der nach einer weitverbreiteten Sitte in unserem Vaterlande, sowohl unter Deutschen, wie unter Wenden, zu einer gewissen Zeit (Weihnachten oder Fastnacht) im Aufzuge einhergeführt zu werden pflegt. Da eine merkwürdige Coincidenz der Thatsachen mit dem Empfange dieser

ein treueres und anschaulicheres sein, als es irgend sonst möglich gewesen wäre. In Fig. 3 ist leider die Basis des Occipitalbogens durch ein Versehen bei der ersten Zeichnung etwas zu weit nach hinten verlegt; ich habe vorgezogen, diese Ungenauigkeit zu reproduciren, um Aenderungen der Zeichnung zu vermeiden.



gedruckten Mittheilung mir einige gleiche Mittheilungen aus Westpreussen brachte, so möchte ich nicht unterlassen, zur Vervollständigung des Bildes, sowie behufs Aufstellung einer Parallele zwischen Deutschthum, Polenthum und Wendenthum hiervon in aller Kürze eine Schilderung zu geben. In diesen mythischen Gebilden kommt der alte heidnische Glaube wieder zum Vorschein und Götterbilder und religiöse Gebräuche, die ihrer Harmlosigkeit wegen selbst mit dem alten Namen oder doch anklingend an diesen von Seiten des Christenthums Duldung erfuhren, leben, wie hier auch Wotan's Schimmel, als Mummenschanz oder Spiel noch fort im Kreise der Volkssitten.

Die erstere Mittheilung verdanke ich der Güte des Fräulein Elisabeth Lemke in Rombitten bei Saalfeld in Ostpreussen und begreift sie die oben genannte Localität. Der Schimmel kommt! heisst es, wenn er und seine Zeit im Anzuge. Einige Tage vor Weihnachten verkleidet sich ein Mann oder Bursche als Schimmel. Ein verschieden gestaltiger Pferdekopf aus Holz, ein grosses weisses Laken und ein Paar Stangen genügen zu seiner Metamorphose. Er hat eine Glocke in der Hand, um sein Kommen anzeigend einzuläuten. Sein Aussehen wird wie Fig. 1. geschildert.

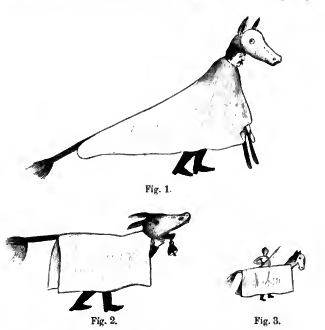


Fig. 1.

Fig. 2. Fig. 3.

Doch sieht das Ungethüm auch wie Fig. 2. aus, bald auch noch anders, wenn auch immer die Grundidee befolgt wird. Der Schimmel muss fortwährend tanzen, springen und mit dem Schweife wedeln. Der Bursche, der ihn darstellt, leistet oftmals Unglaubliches im Krummgehen und in schnellen Wendungen. Von Rechtswegen ist der Schimmel mit dem Reiter verwachsen. Der Reiter peitscht sich selbst, d. h. die weissen Tücher, die um ihn herum gesteckt sind, um ihn zum Schimmel zu stempeln. Der Reiter steckt auch im Pferde und dadurch, dass er sein eigenes Haupt frei erheben kann, entgeht der Künstler der Pein, sich anhaltend bücken zu müssen. Diese regelmässige Maske würde sich also dergestalt ausnehmen, wie bei Figur 3. Aus-

nahmsweise und zerstreut kommen auch die anderen Weisen der Aufführung zum Vorschein, dass der Acteur sich für die Vorstellung fortwährend bücken muss.

Die ihn begleitenden Darsteller sind dann noch die folgenden:

1. Die Musik: ein ausgeputzter oder nicht ausgeputzter Harmonika-Spieler;

2. Der Bär: ein kolossaler Haufen Stroh, der um einen Mann gewickelt ist; der Mann muss auf Händen und Füssen gehen, beständig brummen und schnappen (auch Luft!), während derjenige, der ihn an einer Kette führt, und auch Andere auf ihn losschlagen;

3. Das Pracherweib: ein Junge, als alte Frau verkleidet, mit einem Korbe, worin er sich für gewöhnlich Gaben von der Herrschaft oder den sonst Besuchten erbittet;

4. Der Storch: ein Junge mit einer Zange aus Holzstäben, nach Art des Gestelles für Holzsoldaten beliebig zu erweitern und zusammenzuschieben, oft selbst über den Raum einer grossen Stube auszustrecken (Fig. 4).

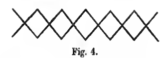


Fig. 4.

5. Der Jude: ein armseliges Wesen, das sich immer vordrängt und oft ungerechte Schläge bekommt.

Zuweilen sind noch andere Figuren dabei. Der Zug geht von Haus zu Haus. Den kommenden Schimmel meldet die Glocke an und wer sie hört, wird von der Festfreude ergriffen und beeilt sich, sein Möglichstes zu dem fröhlichen Lärmen beizutragen. Schlagen und stossen, selbst mit Wasser begiessen u. s. w. sind nicht nur erlaubte, sondern dazu gehörige Dinge. Das Ganze wiederholt sich in manchem Jahre vor Weihnachten zwei bis vier Male.

Ein Aehnliches kommt nach gef. Mittheilung des Predigers H. Freitag um Tempelburg vor. Es geht unter dem Namen Fastnachtshengst. Bei ihm ist also nur die Zeit verwechselt, da, wie wir sehen werden, Siebe dabei auch ihre Rolle spielen. Dieser Hengst wird also zur Fastenzeit geritten. Dem Reiter wird ein Sieb vor die Brust und eins auf den Rücken gebunden. Stäbe daran bilden das andere Fusspaar des Gaules. Ein ausgestopfter Frauenstrumpf stellt seinen Hals und Kopf dar, sowie eine Rispe Flachs seinen Schweif. Weisse Decken hüllen das Ganze ein. Die Bewegung ist meist eine hüpfende. Der Reiter besucht besonders die Spinnstuben und ist's wohl auf ein Erschrecken und Einschüchtern abgesehen, wenn der Hengst in's Zimmer hinein und auf die dort Versammelten zuspringt. Es handelt sich sonst ebenfalls um Ergatterung von Gaben. Der Schimmelreiter Saalfeld's wird hier zwar mit Sieben ausstaffiert, bekommt aber seinen Namen von der Zeit und nach dem Geschlechte.

Der Liebenswürdigkeit des Hrn. Rector H. Frischbier in Königsberg verdanke ich ferner einige hierher gehörige Beiträge aus der ostpreussischen Landschaft Natangen. Vergl. Preussischer Volkskalender, enthaltend Sitten, Gebräuche etc Neue Preuss. Prov.-Bl. 1848. Bd. 6, S. 220, Nr. 55.

Am Sylvester ziehen auf dem Lande drei eigenthümliche Gestalten umher: ein Schimmel, ein Bock und ein buckliger Kerl. Um den Schimmel zu bilden, wird ein Pferdekopf auf eine Stange gesteckt, auf der ein Knecht, mit weissen Tüchern bedeckt, reitet, und hinten wird an die Stange statt des Ross-



schweifes ein Bündel Flachs angebunden. Der Schimmel schlägt entsetzlich aus d. h. sein Reiter hat einen Stock in der Hand und prügelt alle Mädchen, die sich blicken lassen, ohne Barmherzigkeit. Der Bock ist ähnlich wie der Schimmel gemacht, nur dass sein Reiter statt der Stange mit Pferdekopf den Flachsschweif an eine Ofengabel (Forke) befestigt und mit ihren Zinken, welche die Hörner vorstellen, unaufhörlich den mitziehenden buckligen Kerl stösst.

Ferner nach einem handschriftlichen Zusatze von R. Reusch zu Nr. 7 des „Preuss. Volkskalenders“ (S. 213):

Am Weihnachtsabende „ziehen zuweilen Bär und Schimmel vereint umher. Letzterer fragt die Mädchen, ob sie fleissig spinnen, die Jungen, ob sie die Pferde gut gefüttert haben. Die Faulen werden mit Peitschenhieben belohnt.“

Sehr häufig erscheint (am Weihnachtsabend) ein Bär, der einen umgekehrten Pelz trägt und einen Aermel desselben als mächtigen Schwanz nachschleppen lässt. Brummend zieht er einher und fordert die Kinder auf, ihren Weihnachtswunsch aufzusagen.

Hinsichtlich der geschilderten Nebenfiguren verdanke ich die Schilderung eines ähnlichen Gebrauches aus der Gegend von Marienburg der freundlichen Mittheilung des Hrn. Dr. Lęgowski, Neustadt i. Pr. Dieser Gebrauch geht dort vor sich in der ganzen Adventszeit, also vier Wochen vor Weihnachten, besonders aber in der ganzen letzten Woche zuvor. Ist die ganze Sache, wie wir sehen werden, religiös angelegt, so finden wir doch die auch beim Siebreiter figurirenden Nebenstaffagen auch hierbei wieder. Die einzelnen Darsteller werden dort Gwizdi genannt. Es ist dies Wort eine sprachlich eigenthümliche und locale Umbildung. Gwiazdka ist nämlich Weihnachten, nach dem Sterne (gwiazda), welcher die heiligen drei Könige zu Christi Geburtsstätte geführt hatte. Die Gwizdi kommen! ist ihre allgemeine Ankündigung. Auf Abends hingestellten Tellern bekommen die Kinder Geschenke aufgelegt, namentlich aber Backwerk. Doch nur die artigen Kinder, welche daran wirklich glauben, und soweit sie beten und fürnehmlich das Vaterunser können. Andernfalls ist nichts oder eine Ruthe ihre Bescheerung. Auch die jungen Leute in nicht mehr kindlichem Alter müssen beten oder bekommen andernfalls Schläge; ebenso werden die jungen Mädchen dazu hervorgezogen, wenn sie sich versteckten.

Nachdem ein halb geistliches Lied in polnischer Sprache im Hause gesungen ist, geht jenes Examen vor sich und nach diesem erst die Gabenvertheilung. Vorher mag Seitens der Eltern den Gwizdi wohl gereicht werden, was diese den Einzelnen zu geben haben. Jedoch bringen sie auch lauter Kleinigkeiten mit und nehmen davon noch mehr wieder mit sich. Dieses gegenseitige Beschenken ähnelt unserer deutschen Christbescheerung. Grosse Körbe bergen die zu vertheilenden Gaben.

Als Acteure treten alle die Thiere auf, welche nach der Legende das Christkindlein bedient hatten, der Gänserich, die Ziege, der Storch, der Ochs, der ihn erwärmte, vor Allem der Bär, der niemals fehlen darf und geführt mit nachgeahmten Sprüngen tanzen muss, selbst die Wald-Vögelchen, welche besonders die so beliebten Zwerge (eine Art Käse) bringen. Unter nachgeahmten Naturlauten halten sie ihren Einzug und agiren später ihrer Maske gemäss. Alle Thiere bringen Etwas und ganz besonders wird von ihnen darauf gehalten, dass die Kinder namentlich das Vaterunser beten können und dazu angehalten werden.

Einen ähnlichen Gebrauch lernte ich auch hier in Hoch-Paleschken, Kr. Berent W. Pr., kennen. Er fällt auf den Weihnachts-Heiligabend. Agirende Figuren sind die stossende Ziege, auch Storch, geleitet von einem dick aufgeputzten Manne

(aber Nichts von Stroh!) und begleitet von dem männlichen Weibe (es mangelt hier ganz die Bezeichnung des Pracherns = Bettelns!), dessen Maske man wohl nur auswählte, um ihm den dem Weibe mehr attributiven Korb zum allerdings auch nicht fehlenden Einsammeln von Liebesgaben in die Hand zu geben. Der Ziegenbock macht seine grotesken Sprünge und beunruhigt namentlich die sich im Kreischen übende weibliche Besatzung des Hauses. Ist ein Klapperstorch dabei, so gilt es hier als Glaube, dass dasjenige Mädchen, welches er hat in's Bein beissen können, im folgenden Jahre die nach bekannter Kinderbelehrung daraus entstehenden Folgen zu kosten haben wird. Naturtöne fehlen ebenfalls nicht. Nach einer Weile folgen sie gern dem zarten Winke und ziehen gabenbeschwert, auch mit Geldstücken regalirt, in die Wohnungen der nächsten Häuser. Ich glaube, dass ein ähnliches Auftreten in den benachbarten Gütern nicht vorkommt; höchstens mag es in Bauerndörfern stattfinden, wo man sich mehr Gleich zu Gleich fühlt. Auch ziehen um diese Zeit Kinder mit dem Brummtopfe umher, sowie mit einer kleinen tragbaren Schaubude mit der betreffenden Darstellung aus der biblischen Geschichte und singen dabei ein geistliches oder im ersteren Falle das modern geflickte sog. Brummtopflied. Die Fastnacht dagegen ist, soweit ich hier in der Gegend umherspähte, mit gar keiner Vermummung verbunden.

Brummtopflied.

Wir kommen aus aller Welt.
Einen schönen guten Abend giebt uns Gott,
Eine fröhliche Zeit, wer uns den Brummtopf hat bereit't.
Wir wünschen dem Herrn einen gedeckten Tisch,
Auf alle vier Ecken einen gebratenen Fisch,
In der Mitt', in der Mitt' eine Kanne mit Wein,
Dabei der Herr kann lustig sein.
Wir wünschen dem jungen Herrn ein grünes Kranz,
Auf's andere Jahr eine hübsche Braut.
Wir wünschen der Madams 'ne gold'ne Kron',
Auf's andere Jahr einen jungen Sohn.
Wir wünschen dem Fräulein ein gold'nes Paschnir,
Auf's andere Jahr 'nen jungen Offzier.
Wir wünschen dem Stubenmädchen 'nen Besen in 'ne Hand,
Damit sie kann fegen die Stuben entlang.
Wir wünschen der Köchin 'ne kupferne Kann',
Auf's andere Jahr einen puckligen Mann.

H. Frischbier in seinen Preussischen Volksreimen und Volksspielen (S. 212 ff.) führt dies Lied noch weiter und verschiedenartiger aus, so dass ein Jeder der Hausbewohner seinen Wunsch bekommt. Hier aber wird es nicht weiter gesungen. Das Paschnir in meiner Version dürfte eine breite, metallene Gürtelspange sein, wie sie bei der früheren Kleidertracht getragen wurde.

2. Das Stepckespiel.

Da ich in dieser Zeitschrift Jahrg. XIV, Sitz.-Ber. vom 21. Januar 1882, S. 12, von dem früher auch in bevorzugteren Kreisen recht häufig exercirten Kartenspiele zur geselllschaftlichen Unterhaltung, welches den Namen Stepcke führt, gesprochen und dessen Personification sammt seinem Instrumente dem Dorfschulzen, welcher mit seinem Schulzenstocke ebenfalls die Bauern ins Amt ruft, verglichen hatte, so möchte ich folgends an eine Schilderung dieses Spieles gehen, indem ich es bei früheren Zeiten wenigstens unserer Provinz für etwas Volksthümliches anspreche

und ausserdem der Meinung bin, dass es bald genug ganz von der Bildfläche verschwinden wird. In den letzten dreissig Jahren habe ich's selbst nur ein einziges Mal gespielt.

Durchaus müssen dabei figuriren der Herr Amtmann (Carreau-Ass), die Klägerin, vulgo Klägersche (Pique-Dame), der Büttel Stepcke (Treffle-Bube), der König (Coeur-König) und einige Zählkarten, je eine von der Zehn an abwärts, welche die Zeitstunden bedeuten. Um Auswahl zu haben, müssen allerwenigstens die Zehn und die Neun dabei sein. Die Zahl der Mitspielenden ist also auf mindestens sechs zu bemessen, sowie andererseits höchstens auf dreizehn. Auf einen Jeden trifft eine Karte. Natürlich ist das Geschlecht des Inhabers der Karte unabhängig von der Rolle. Angeben thut, nachdem abgehoben ist, erst Jemand aus der Gesellschaft; dann gebt's der Reihe nach weiter, sowie auch die Vertheilung der Karten der Reihe nach stattfindet. Aufgehoben und besehen wird die Karte nicht eher, als bis der Gebende aufgeklopft hat. Erst dann müssen die Besitzer der Karten Amtmann, Klägerin und Stepcke dieselben aufdecken, während die übrigen Karten verdeckt wieder hingelegt werden, ohne dass man ein oft versuchtes Hineinschielen gestattet.

Der Stepcke empfängt einzig ein Attribut seiner Würde. Es besteht das in einem stramm zusammengedrehten und an den Zipfeln verknoteten Taschentuche. Wir wollen es Plumpsack nennen und dient er zur Bestrafung. Während im späteren Verlaufe des Spieles der alte Stepcke den neuen (möglicherweise wieder sich selbst!) in sein Amt einführt, geschieht zu Anfang die Einweihung durch irgend einen Mitspieler. Der Akt selbst vollführt sich durch einen ersten Schlag mit dem Taschentuche auf den Tisch, durch einen zweiten auf die innere Handfläche des Würdenträgers und durch einen dritten wieder auf die Tischplatte. Darüber wird auch ein Protokoll aufgenommen oder Quittung geleistet, d. h. derselbe Gang wird vom würdenbelehnten Empfänger vorgenommen. Alsdann erst waltet der Stepcke seines Amtes. Es besteht dies aber zunächst darin, dass er beim Austheilen der Karten dafür sorgt, dass sich keine Hände oder Arme auf dem Tische ruhend blicken lassen (die betreffende Redensart herrscht hier: „Rindfleisch vom Tisch!") und dass, halb in Verbindung damit, die Karten nicht vor dem Aufklopfen des Austheilers angefasst und besehen werden, was man mit Vorliebe zu versuchen trachtet. Die Strafe erfolgt unbarmherzig, aber stets auf handhafter That, daher man auch während dieser Zeit sich gern neue Uebergriffe erlaubt. Den Plumpsack darf Stepcke nicht vergesslich liegen, noch auch sich entreissen lassen, weil er dann seiner Würde verlustig geht, und zwar ohne Willkommen und Abschied. Anstrengungen genug werden dazu gemacht! In weiterer Executive aber theilt er die diktirten Strafen aus. Noch bemerke ich hierzu, dass provinziell ein kleiner Gerngross oder ein kleines, stämmiges Jungchen oder Kerlchen ebenfalls Stepcke genannt wird.

Sobald also die Hauptrollen durch die vertheilten Karten festgestellt sind, spricht die Klägersche: „Herr Amtmann, ich klage!" „Na, was ist denn los? was hat Sie denn nur wieder vorzubringen?" „Ja, Einer Ihrer Bauern hat das und das gethan!" Es werden die widersprechendsten, unsinnigsten, feinfühligstes Anschuldigungen vorgebracht, aber immer des Diebstahls. Gestohlen ist bald ein halbes Ei, bald das Hemd vom Leibe, bald das Schwarze unterm Nagel, bald die Gans von der Weide, bald dies, bald jenes, wie es Laune, Witz, Spott, Anspielung auf's Tapet bringen. Es replicirt der Amtmann: „Nun, meine Bauern halte ich einer solchen Unthat für unfähig; wenn Sie aber meint, so gebe Sie dem Stepcke ein gutes Wort oder Trinkgeld, dass er mit Ihr Haussuchung halte!" Das

geschieht nun in Worten und auch mit der für's Trinkgeld entsprechend nachgeahmten Handbewegung, nachdem besonders vorher noch die betreffende Stunde der That (eine beliebige von den vorhandenen) von der Klägerschen ausgesagt wurde, gemeinhin von der Wechselrede des Amtmanns unterbrochen, „dass um jene Zeit seine Bauern bereits zu schlafen pflegen!“ Stepke geht also auf die Suche, klopft auf den Tisch, befiehlt: „Bauern in's Amt!“, worauf die Karten vorgeschoben werden, und klopft dann bei der Stelle an, welche ihm die Klägerin bezeichnete, die sich zuvor heimlich nach Möglichkeit zu informiren suchte. Ist nun die bezeichnete Stunde für den Kartenbesitzer getroffen, so erhält er Strafe für den dadurch allein überwiesenen Diebstahl; wenn aber nicht, so wird die Klägerin zur Strafe gezogen wegen falscher Anschuldigung. Dreimal nur (daher mindestens drei Karten ausser den offenen Hauptrollen!) kann sich die Klägerin irren, stets mit Bestrafung; hat sie dann nicht das Richtige getroffen, so wird zusammengeworfen. Die Bestimmung der Strafen liegt dem Herrn Amtmann ob, sowohl nach Quantität, als auch nach Qualität. Beides wird bei einer Dame möglichst klein bemessen. Eine Strafbefreiung ist unzulässig. Das Mindeste ist: „Eins aus Salz!“ Damit kommen wir auf die Qualität der Strafe. Ihre Ausmessung ist nicht minder mit sonderbaren Namen belegt, wovon mir bekannt sind die folgends nach der Klimax geordneten: aus Salz, aus Pfeffer, aus Pfeffer und Salz, aus Kordemum u. s. w. Die Steigerung ist also von scharfen, beissenden Ingredienzien unserer Küche hergenommen. Man könnte ihnen noch den Ingwer hinzusetzen und manche Zwischenstufen einrichten, wie Kresse, Merrettig, Zwiebel, — Angelika, Wermuth, — Kaddick, Brennessel u. s. w. Je nachdem wird schwächer oder stärker zugehauen. Dass aber der Stepke nur nicht vergisst, nachher und besonders vor Anfang der Procedur mit seinem Plumpsacke je einmal auf den Tisch zu klopfen! Unterliesse er das in seinem Eifer, so zieht es unbarmherzig die ganze Rückgabe aller applicirten Hiebe nach sich! Dazu ist die mit gleichen Formalitäten vollzogene Uebergabe des Plumpsackes an den Bestraften nothwendig, natürlich stets unter Quittungsleistung. Das Abzeichen wird dann aber gleichermassen zurückgegeben. Gemeinhin sucht der, welcher schon ein gutes Theil Schläge empfing, dass die Handflächen auf- oder roth anlaufen, der Wuchtigkeit fernerer Schläge dadurch zu entgehen, dass er nur die Fingerspitzen, wo es aber noch mehr weh thut, darbietet oder die Hände vor dem drohenden Schlage plötzlich entzieht, was ihm aber nichts hilft, da jeder Schlag mindestens antippen muss. Immer aber kommt es, wie man sieht, auf Schläge und Hiebe (Kloppe, Wammse, Keile, Schmiere, wie die sonstigen Provinzialismen lauten) an und ist Stepke daher ein für zart besaitete Naturen äusserst waghalsiges Spiel!

Es bleibt noch zu betrachten die Rolle des Königs. Auch er legt gleich den Zählkartenbesitzern seine Karte verkehrt auf den Tisch und wartet mit der ruhigsten Miene von der Welt die weitere Entwickelung der Dinge ab. Trifft nun die Klägersche bei der Diebssache auf ihn, so braucht er nach dem ersten Anklopfen des Stepke nicht sogleich seine Karte aufzudecken (es heisst: „Se. Majestät schläft!“ — „immer noch!“), so dass man sofort merkt, was los ist, sondern hat dies erst nach dem dritten Male nöthig. Dann aber erfolgt wegen beleidigter Majestät eine gesteigerte Bestrafung der Klägerin, d. h. die Jagd wird bei ihr angestellt. Stepke schlägt ihr so lange auf die Hände, bis der König selbst, welchem also in diesem Falle der Befehl über den Amtmann hinweg zusteht, sagt, es sei genug! Stepke begleitet seine executivischen Maassnahmen (auch jetzt nicht ohne Auftakt) in diesem Falle mit den wiederholten Worten; „Ich jage, jage, Hasen, Füchse, Rehe, Hirsche u. s. w., grosse, kleine, — braune, blaue, rothe, grüne u. s. w.!“ Nachdem endlich das Genug! gesprochen, ist das Einzelspiel beendet.

Ich ersehe nachträglich aus H. Frischbier's Preuss. Volksreime und Volksspiele (Berlin, 1867), dass er dasselhe Spiel unter dem Namen: „Herr Amtmann" (S. 204) kurz heschrieben hat. Etwaige Abweichungen werde ich hier wiederholen. Der Amtmann ist Pique-König, Stepcke (sic!) ist Pique-Bube, Kläger (also masculinum!) Carreau-Acht. Es fehlt hier also die Rolle des Königs, wogegen er in Piquet-Ass den Dieh mehr hat. Die Wechselreden sind nach ihm folgende. Hr. Amtmann, ich komme klagen. — Ueber was denn? — Ueher Ihre schelmischen Bauern. — Was hahen sie denn gethan? — Sie haben mir (meine Frau aus dem Bette) gestohlen. — Sollte das unter meinen ehrlichen Bauern sein? — Ich hoffe es! — Stepke, ruf' die Bauern in's Amt. — Dann thut er es, mit dem Plumpsacke aufschlagend. Hier werden dann die nach der Mitte des Tisches geschobenen Karten durch einander gemischt und wieder genommen, so dass Einer Pique-Ass (den Dieh) erhält. Der Kläger hat das Recht, drei Karten aufzudecken. Findet er den Dieh, so hleiben diesem, sonst aher jenem die Hiehe nicht aus. Auch die Gesellschaft kann sie nach Fr. zudictiren. Ebenso hat Fr. für die geringste Stärke der Hiehe noch die Bestimmung: Aus dem Schmalz. Er verweist noch auf Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau, gesammelt von Eduard Fiedler. (Dessau, 1847), so dass daraus das Bekanntsein dieses Spieles auch im Anhaltischen folgert.

Von Interesse erscheint mir dieses volksthümliche Spiel deshalh zu sein, weil die Zusammenstellung der handelnden Personen sammt der Hauptperson Stepke, nach welchem es auch den Namen empfing, auf eine alte Volksanschauung hinzudeuten scheint. Bei dem Grundherrn war alle Macht und auch die Strafbestimmung, und so hat denn auch der Herr Amtmann des Spieles denselben feudalen Anstrich. Nächst ihm excellirt der Stepke mit seiner Executive, der städtische Büttel oder ländliche Gutsdiener: ihm muss man ein gutes Wort oder Trinkgeld gehen, damit er seine Pflicht thue; er wird in seine nach Zufall und auf Zeit bemessene Würde eingeführt; er ruft die Bauern in's Amt und er vollzieht die Haussuchungen nach hergehrachter Weise und die Strafen mit einem Instrument, das zugleich Zeichen seiner Würde ist (Plumpsack = Schulzenstock). Als Strafe gieht's nur Schläge (keine Freiheitsstrafen) und das in Rede stehende Verbrechen, welches jene leichtere und gewohnheitsmässig geübte Strafe nach sich zieht, ist das leichtere, kein Mord, sondern Diebstahl. Nur um diese Personen in Bewegung zu setzen, wird die Klägerin, mit volksthümlichem Gefühle eine weibliche Person, geschaffen, und werden die Zeitstunden personificirt. Der König, der sich nicht sogleich zu zeigen braucht, dessen Beleidigung eine besondere und schwerere Strafe nach sich zieht, dem sogar über den Amtmann hinweg der Befehl und die Gnade zusteht, scheint aber eine neuere Figur zu sein. Frischbier kennt ihn nicht.

Die Verweisung nach dem Süden (Anhalt) mitsammt dem Ausdrucke der „schelmischen Bauern" bringt mich darauf, den Ursprung des Spieles vielleicht noch südlicher zu suchen, da ich mich erinnere, jenen Ausdruck recht häufig in den gewiss volksthümlichen Dramen von Hans Sachs gelesen zu haben.

(19) Hr. Behla berichtet unter Uebersendung verschiedener Topfscherben über

den Gehrener Opferheerd bei Luckau.

Da Wagner in seinem Buche: „Aegypten in Deutschland" S. 52 erwähnt, dass der Opferheerd bei Gehren [1]) im Vergleich zu den anderen Rundwällen der Um-

1) Schuster: „Die alten Heidenschanzen Deutschlands" S. 96, Nr. 29.

gegend manches abweichende darbietet, so habe ich im vorigen Herbst diesen Punkt näher untersucht.

Der Gehrener Opferheerd liegt nicht, wie die anderen Rundwälle in unserem Bezirk, in sumpfigem, wiesigem Terrain, sondern auf der Spitze des sogenannten „grünen Berges". Letzterer, welcher circa 70 Fuss über die Oberfläche der Umgebung an der Nord-, Ost- und Westseite frei hervorragt, schliesst sich südlich an eine Erhöhung an, den Anfang eines in südlicher Richtung verlaufenden holzbestandenen Bergzuges, der Gehrener Berge, bildend. Er ist an den Seiten und auf dem Gipfel nirgends mit Bäumen bewachsen; die Seiten sind mit Rasen bedeckt, daher der Name. In der Umgebung desselben liegt eine Menge von Quellen.

Die Oberfläche des grünen Berges bildet eine breite Fläche[1]; der Durchmesser von Nord nach Süd beträgt ungefähr 130 Schritt; im Allgemeinen ist dieselbe von viereckiger Gestalt. Das Ganze scheint früher von einem Walle umgeben gewesen zu sein; an der Südseite sind noch grössere, künstlich errichtete Wallreste sichtbar. Das Innere, jetzt beackert, ist wahrscheinlich nach und nach planirt worden; in der Mitte lässt sich jetzt noch eine kleine Erhöhung erkennen.

Die Ausgrabungen auf diesem Punkte hatten folgendes Resultat. Erst in ziemlicher Tiefe sind prähistorische Gegenstände zu finden; dadurch wird die Vermuthung bestätigt, dass der frühere Wallrand zur Ausgleichung des Innern verwendet worden ist. In circa 6—7 Fuss Tiefe traten Knochen von Rind, Schaf, etc. sowie Scherben zu Tage. Diese Gefässbruchstücke, welche ich in grösserer Anzahl sammelte und von denen ich einige zur Ansicht einsende, weichen jedoch von den slavischen und vorslavischen Scherben unserer Gegend ab. Sie sind nämlich fester, härter gebrannt und klingend; die Masse, aus der sie bereitet sind, ist feiner; kleine concentrische Riefen an der Oberfläche deuten auf Herstellung mittelst der Töpferscheibe. Verzierungen fehlen meist; einige Thonfragmente zeigten an der Aussenseite parallele, um den Bauch verlaufende Furchen. Ganze Gefässe wurden nicht ausgegraben. Henkel fehlten. Scherben mit dem Wellenornament oder sonstige, auf slavischen Rundwällen vorkommende Verzierungen wurden nicht bemerkt. Beim Betrachten der Scherben des Gehrener Opferheerds erinnerte ich mich der Beschreibung **Wagner's**; er sagt unter Anderem an der vorher citirten Stelle: „Sonderbar war es indessen, dass die hier vorgefundenen Urnenscherben an Festigkeit und Feinheit der Masse alle anderen in hiesiger Gegend weit übertreffen und darin, sowie auch zum Theil in der Verzierung, von den anderen abweichen[2])." Ohne Zweifel meint **Wagner** hier dieselben Gefässbruchstücke, wie die von mir zu Tage geförderten. —

Die zwischen dem Centrum und dem Rande der Anlage ausgegrabenen Scherben lagen gewöhnlich im Sande; von kohlehaltigen Schichten war hier wenig oder nichts nachweisbar. Dagegen stiess ich beim Untersuchen der in der Mitte gelegenen Erhöhung in circa 3 Fuss Tiefe auf sehr starke ausgedehnte Aschenschichten, welche Scherben der obenerwähnten Beschaffenheit, Knochenstückchen und eine grössere Steinlagerung in sich bergen. Das Ganze machte mir den Eindruck einer alten Heerdstelle. **Wagner** berichtet noch von grossen Steinen, die in der Nähe dieser centralen Erhöhung zu sehen waren; davon ist jedoch jetzt nichts mehr vorhanden. —

---

1) Die Gestalt derselben zu **Wagner's** Zeiten veranschaulicht Taf. VI, Fig. 16 in seinem Werk: „Aegypten in Deutschland".

2) Meines Wissens ist dies die einzige Stelle, wo **Wagner** in seinen Schriften von einem Unterschied des Topfgeräths spricht.

Stein- und Metallgegenstände fand ich bei meinen Ausgrabungen nicht. Auch sind mir derartige Funde von dem Orte nicht bekannt geworden.

Ob dieser Punkt als Opferstelle aufzufassen ist, muss vorläufig dahingestellt bleiben; wichtiger ist vor der Hand die chronologische Stellung dieser Anlage. Die Lage und Gestalt derselben geben uns keinen Anhaltspunkt; doch dürfte die vorher geschilderte Art des Topfgeräths den Schluss rechtfertigen, dass hier eine spätslavische Benutzung vorliegt.

Die Sage geht, dass auf diesem Berge der Markgraf Gero ein Schloss gehabt haben und dass das Dorf Gehren von ihm angelegt und nach ihm benannt sein soll. Dies halte ich nicht für richtig. Von Trümmern oder Grundmauern habe ich auf dem grünen Berge nirgends eine Spur entdecken können; derartige Rückbleibsel hätten auf einem solchen höher gelegenen Orte unzweifelhaft sich erhalten müssen. Wahrscheinlich ist es wohl, dass der Name „Gehren" von dem wendischen „gora" (der Berg) herstammt. Wenden wohnten allerdings einst hier; ein Nachbardorf heisst Wendisch-Drehna. Danach nun aber annehmen zu wollen, dass das Dorf Gehren aus slavischer Zeit herrühre, wäre ein falscher Schluss.

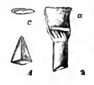
Wie ich in meinen „Urnenfriedhöfen"[1]) näher ausgeführt habe, ist in einem Lande, wo ein Wechsel der Bevölkerung statt hatte, wie z. B. in der Lausitz, die Ortsnamenforschung nicht stichhaltig. Gehren bestand mit grösster Wahrscheinlichkeit schon zur germanischen Zeit, denn in unmittelbarer Nähe des Dorfes liegt ein ausgedehntes Urnenfeld. —

Hr. Virchow bestätigt, dass die vorgelegten Scherben keine slavischen sind, auch nicht dem gewöhnlichen „lausitzer" Typus angehören; allem Anscheine nach müsse man sie einer späteren Zeit zurechnen.

(20) Hr. Olshausen spricht

über Zinngeräthe aus Gräbern und über den Belag der Griffzunge eines Bronzeschwertes mit Bleiweiss.

Im Laufe der beiden letzten Sommer unternahm ich die Eröffnung einer Anzahl von Hügelgräbern auf der Insel Amrum an der schleswigschen Westküste. Dieselben stammten aus der Bronzezeit, enthielten ausser Zinngegenständen an Beigaben Bronzegeräthe, Goldschmuck, zum Theil auch Bernstein und einzelne Flintwerkzeuge, niemals aber eiserne Geräthe oder deren Ueberreste. Fast immer waren unverbrannte Leichen in längliche Haufen loser Feldsteine gepackt, oft auf Holzunterlage; die meisten Hügel enthielten mehre derartige Begräbnisse zugleich. In den Steinmassen, häufig mit den Holzresten vermischt, lagen die Beigaben ohne besonderen Schutz; die Hohlräume zwischen den einzelnen Steinen waren grössten Theils durch hineingesickerten Sand ausgefüllt.



Natürliche Grösse.

In 3 dieser Skeletgräber, die 3 verschiedenen Hügeln angehörten, fand ich zinnerne Geräthe oder vielmehr Theile derselben; ich bezeichne die Hügel als „Nr. 1 u. Nr. 2 auf Steenodde" und als „Bagberg"; in einem Hügel Nr. 3 auf Steenodde stiess ich ferner auf ein Klümpchen Zinn ohne bestimmte erkennbare Form; endlich lieferte Hügel 2 in einem Grabe a gleicher Art, wie das obige, das ich b nenne, ein Object, das vielleicht nur scheinbar hierher gehört.

Der Gegenstand aus Hügel 1 ist das äusserste Ende einer zweischneidigen Waffe, die Spitze eines Dolches oder das Ende einer Pfeilspitze, 8 mm

1) Behla, Die Urnenfriedhöfe S. 96, 97.

lang, an der Bruchstelle $6^1/_2$ *mm* breit und in der Mitte der Bruchfläche 2 *mm* dick: sie wiegt 67 *mg*. Keine Spur von metallischem Aeussern ist an ihr wahrnehmbar, sie bildet vielmehr eine bräunlich gelbe, leicht brüchige Masse; in der That besteht sie jetzt ganz aus Zinnsäure (SnO_2), die an sich weiss, hier aber durch die Berührung mit dem modernden Holz bräunlich gefärbt ist; man könnte glauben, es mit einem Producte der Keramik oder auch mit einem aus Knochen gefertigten Gegenstand zu thun zu haben, letzteres natürlich nur so lange man nicht das Mikroskop zu Rathe zieht (Fig. 1).

Grab b in Hügel 2 lieferte das Mittelstück eines kleinen Spatels mit rundlichem Stiel und flacher Klinge, im Ganzen 19 *mm* lang, wovon $9^1/_2$ auf den Stiel kommen, der $4^1/_2$ *mm* Durchmesser hat; die Klinge hat an der Bruchstelle $7^1/_2$ *mm* Breite bei $1^1/_2$—2 *mm* Dicke. Das Gesammtgewicht des Bruchstücks betrug wenig mehr als 0,5 *g*. Zwischen Stiel und Klinge befindet sich ein schmaler Wulst mit schrägen Streifen, die von oben links nach unten rechts laufen, wenn man den Stiel nach unten hält. An diesen Wulst setzt die Klinge mit $6^1/_2$ *mm* Breite an; ihr Rücken ist mit Einkerbungen versehen, wie der Wulst, die von oben rechts nach unten links laufen (Fig. 2, *a*, *b*, *c*).

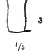
Die Farbe des Spatels ist schmutzig grau bis bräunlich, innen weisslich; von Metall als solchem ist nichts mehr zu sehen, das Stück ist vielmehr wie das vorhin beschriebene vollständig zu Zinnsäure oxydirt.

Das Grab im Bagberg ergab eine gerade Nadel aus rundem Draht, deren beide Enden indess fehlten: sie ist so noch 95 *mm* lang und 3 — $3^1/_2$ *mm* dick, weiss und vollständig in Zinnsäure umgewandelt.

Der Zinnklumpen aus Hügel 3 auf Steenodde bildete eine ganz unregelmässig geformte Masse mit rauher Oberfläche, angenähert 1 *cm* im Durchmesser. Die Farbe ist im allgemeinen dunkelgrau, doch fanden sich auch grünliche und bräunliche Stellen an ihm, aber so sehr zurücktretend an Intensität der Färbung und an Ausdehnung, dass sie nur zufälligen von aussen her gebrachten Verunreinigungen zugeschrieben werden müssen. Einzelne Bruchstücke erschienen innen hellgrau bis weisslich mit stark irisirenden Stellen; manchmal glaubt man wirkliches Metall vor sich zu haben, doch ist in Wahrheit wohl nicht der geringste Rest von Metall im unoxydirten Zustande in der Masse enthalten.

Als fünften Gegenstand habe ich endlich eine grauweisse flache Spirale, eine Spiralscheibe, aus Grab a des Hügels 2 zu nennen; sie ist so fein gearbeitet, dass sie ein selbständiges Objekt nicht darstellen kann, vielmehr lediglich die Ausfüllmasse einer eingelegten Arbeit zu sein scheint, z. B. eines hölzernen Schwertgriffes oder dergleichen. Sie mag einen Durchmesser von ca. 1 *cm* gehabt haben, ihre Höhe ist $1^1/_2$ *mm*, die Dicke der Masse an der stärksten äussern Windung $1^1/_4$ *mm*. Sie besteht aus Zinnsäure; den Grund, weshalb ich sie trotzdem oben als vielleicht nicht hierhergehörig bezeichnete, werden wir später sehen. (S. 90.)

In den betreffenden Gräbern wurden gefunden: neben der zweischneidigen Spitze des Hügels No. 1 3 goldene Ringe; mit dem Spatel des Hügels 2 ein goldner Ring und ein kleines Thonbecherchen (Fig. 3), letzteres an demselben Ende der Steinsetzung, wo der Spatel lag; die Spiralscheibe aus einem gleichaltrigen Grab desselben Berges fand sich zusammen mit einem goldnen Ring und einem Bronzeschwert; der Zinnklumpen aus Hügel 3 bildete den Theil einer mannigfaltigen Ausstattung mit Bronzesachen, Bernsteinstücken, einem Feuerzeug und einem goldnen Ringe.


3

$^1/_5$

Diese 3 Hügel lagen einander benachbart auf ein und demselben Felde im

Süden der Insel dicht neben dem Landungsplatz Steenodde, der Bagberg dagegen, in welchem ich die weisse Nadel und unmittelbar neben derselben als einzige weitere Beigabe des betreffenden Grabes eine bronzene Fibel der nordischen Form fand, lag mehr nach Norden in der Mitte Amrums.

Die chemische Analyse der Zinnsachen bot insofern einige Schwierigkeit, als erstlich selbstverständlich möglichst wenig Substanz geopfert werden sollte, dann aber auch das Aeussere derselben mich anfangs in ganz falscher Richtung suchen liess. Da ich zunächst an Knochen dachte, so prüfte ich die Dolchspitze und den Spatel, deren Masse in kochender Salzsäure löslich war, auf Phosphorsäure mittelst Molybdänsauren Ammoniaks und erhielt in der That den für Phosphorsäure charakteristischen gelben Niederschlag; damit schien die Knochensubstanz unzweifelhaft nachgewiesen; allein die Menge der Phosphorsäure war sehr gering und es gelang nicht, Kalk aufzufinden. Ammoniak erzeugte in der sauren Lösung eine gelatinöse, wie schmutzige Thonerde aussehende Füllung; das Filtrat hiervon war kalkfrei. Der durch Ammoniak erzeugte Niederschlag war in Essigsäure nicht vollständig löslich; in Salzsäure aufgenommen und mit essigsaurem Natron versetzt entstand er von neuem; dies Verhalten liess auf phosphorsaure Thonerde, nicht auf Kalk schliessen. Um nun die Thonerde sicherer nachzuweisen, wurde die Ammoniakfällung mit reinem Aetznatron zerlegt; braunes Eisenoxyd schied sich ab und das Filtrat gab nach dem Ansäuern mit Salzsäure durch essigsaures Natron einen geringen, durch Ammoniak einen erheblich stärkeren weissen Niederschlag; es schien also thatsächlich Thonerde mit weniger Phosphorsäure, als zur Bindung derselben erforderlich, vorzuliegen, verunreinigt durch etwas Eisenoxyd.

Da eine Substanz dieser Zusammensetzung als Material für Geräthe der Bronzezeit durchaus unverständlich war, so entschloss ich mich, von dem Spatel ein grösseres Stück des Stieles zu opfern, um die Natur dieser beiden Gegenstände endgiltig festzustellen.

100 *mg* der gepulverten Masse wurden auf einem Platinblech, das mit einem Uhrglase bedeckt, langsam erhitzt; es entwich Wasser und das Pulver färbte sich bei ganz schwacher Rothgluth gelblich; der Gewichtsverlust betrug 23 *mg*. Die verbleibenden 77 *mg* sollten mit Salzsäure im Platinschälchen gelöst werden, allein es zeigte sich, dass die geglühte Masse nicht mehr vollständig aufgenommen wurde, die Salzsäure musste daher verjagt und der getrocknete Rückstand mit kohlensaurem Kali-Natron aufgeschlossen werden. Denn wegen der weissen Ammoniakfällung (Thonerde?) vermuthete ich, ein Silicat unter Händen zu haben; der Versuch, Kieselsäure nach bekannter Methode abzuscheiden, ergab jedoch ein negatives Resultat. Dagegen gab die saure Lösung der Alkalischmelze mit Schwefelwasserstoff eine starke Fällung von Schwefelzinn, die eine Spur Kupfer enthielt. Das Filtrat hiervon nach dem Verjagen des Schwefelwasserstoffs mit einigen Tropfen Salpetersäure heiss oxydirt und dann mit Ammoniak versetzt, gab eine weissliche Fällung, die mit reinem Aetznatron in Eisenoxyd und Thonerde zerlegt wurde.

Im wesentlichen bestand also die Masse des Spatels aus Zinnsäure mit etwas Eisenoxyd, Thonerde, einer Spur Kupfer und ein wenig Phosphorsäure; die Zinnsäure scheint aber, soweit man aus dem Gewichtsverlust beim Glühen entnehmen kann, als Hydrat vorhanden gewesen zu sein.

Die Dolchspitze, die sich im Ganzen chemisch wie der Spatel verhielt, hat also jedenfalls dieselbe Zusammensetzung gehabt, nur die Thonerde bleibt zweifelhaft und Kupfer wurde nicht beobachtet. Ich verwendete übrigens zu der Prüfung nicht einen Theil der Spitze selbst, sondern kleine Bruchstücke, die ihrer Form

und dem sonstigen Aussehen nach als von den Schneiden desselben Geräthes herstammend zu betrachten waren.

Die Spirale aus Grab a des Hügels 2 zeigte insofern ein etwas anderes Verhalten, wie die Dolchspitze und der Spatel, als ihre Masse in Salzsäure und auch in Königswasser nicht vollständig löslich war. Man muss indess berücksichtigen, dass Zinnsäure in ihren beiden Modificationen Lösungsmitteln sehr ungleich widersteht, und wenn auch nicht einzusehen ist, warum hier 2 verschiedene Arten Zinnsäure entstanden sein sollten, so kommt doch noch in Betracht, dass der Concentrationsgrad und die Temperatur der angewendeten Säure von wesentlichem Einfluss ist. Geringe Abweichungen des Versuchs mögen hier das verschiedene Verhalten der Zinnsäureobjecte bedingt haben.

Wegen der mangelhaften Löslichkeit in Säuren wurde zur Prüfung ein Weg eingeschlagen, der unter allen Umständen zum Resultat führen musste, nämlich Schmelzen mit kohlensaurem Natron und Schwefel im Porzellantiegel; beim Lösen in Wasser hinterblieb dann eine Spur eines schwarzen Rückstandes; das alkalische Filtrat liess mit Salzsäure versetzt Schwefelzinn fallen. Der schwarze, mit Schwefelwasserstoffwasser gewaschene Rückstand mit dem Filter zusammen verascht, durch Salpetersäure oxydirt und in Salzsäure gelöst, gab die Eisenreactionen, Kupfer wurde nicht gefunden, auf Blei nicht geprüft.

Ein kleines Stückchen der Spirale vor dem Löthrohr mit kohlensaurem Natron und Cyankalium geschmolzen lieferte ein dehnbares Metallkorn, das in kochender Salzsäure unter (Wasserstoff-) Gas-Entwickelung löslich war, wodurch das Vorhandensein von Zinn Bestätigung findet.

Die Analyse des Klümpchens aus Hügel 3 ergab Zinnsäure mit etwas Phosphorsäure und ein wenig Eisenoxyd, vielleicht auch eine Spur Kupfer oder Blei.

Die weisse Nadel aus dem Bagberg endlich enthielt neben Zinnsäure etwas Kupfer und eine äusserst geringe Menge Phosphorsäure.

Die chemische Untersuchung führte ich im Laboratorium der Königlichen Bergakademie aus und sage meinem Freunde Hrn. Prof. Finkener meinen besten Dank für seine gefällige Unterstützung bei diesen, wegen der geringen Menge von Material etwas delicaten Arbeiten.

Was nun die Nebenbestandtheile anlangt, die sich ausser der Zinnsäure vorfanden, so bietet zunächst die Phosphorsäure nichts besonders auffallendes; sie ist ja überall im Erdboden vorhanden und in den Skeletgräbern speciell gaben die Gebeine reichlich Material; denn in den meisten Fällen sind dieselben vollständig oder bis auf äusserst geringe Spuren verschwunden, was wohl eine Folge der Durchlässigkeit des sandigen Bodens ist. Das eindringende atmosphärische Wasser mit seinem Kohlensäure- und Sauerstoffgehalt führte den phosphorsauren Kalk hinweg und bewirkte zugleich die Oxydation des Zinns. Etwas Phosphorsäure wurde dann von der Zinnsäure zurückgehalten, da beide Substanzen sich bekanntlich zu einer unlöslichen Verbindung vereinigen.

Die Thonerde dürfte in gleicher Weise wie die Phosphorsäure von aussen aufgenommen sein, nicht minder zum Theil das Eisen; dagegen verlangt der Kupfergehalt noch eine eingehendere Erwägung. Man könnte versucht sein, in ihm den Beweis zu finden, dass man es hier überhaupt nicht mit Umwandlungsproducten von Zinn, sondern von Bronze zu thun hat. In der That verlieren sehr dünne Bronzestückchen beim Liegen in der Erde einen Theil ihres Kupfergehaltes und sehen, weil durch und durch oxydirt, schmutzig weiss aus[1]). Aber

1) Unter Umständen scheint auch bei grösseren Stücken eine derartige vollständige Um-

eines Theils ist doch z. B. der Spatel schon zu dick, als dass man annehmen könnte, er habe jede Spur von Grünfärbung eingebüsst (ein leichter grüner Hauch ist den oxydirten Bronzen fast immer eigen), und andererseits lehrt der directe Vergleich des Zinnklümpchens mit den daneben gefundenen Bronzesachen aus Hügel 3, sowie besonders der Nadel mit der unmittelbar dabei gelegenen Fibula aus dem Bagberg, dass hier durchaus von früherer Bronze nicht die Rede sein kann. Die Fibula zeigt, obgleich sie zum Theil nicht dicker ist, als die weisse Nadel, doch völlig das gewöhnliche grüne Aeussere oxydirter Bronzen, desgleichen haben die Bronzegeräthe des Hügels 3, selbst die kleinsten, zum Theil stark geweissten, nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Klümpchen, dessen Gesammteindruck trotz der einzelnen an ihm haftenden grünlichen Partikelchen ganz und garnicht der von Bronze ist. Seine eigenthümliche Farbe mag er zum Theil von den daneben gelegenen Bronzestücken, besonders aber von einem Schwefelkiesknollen angenommen haben, der, wie es scheint, mit ihm in ein Stück Zeug eingewickelt und welcher vollständig zersetzt war. Sofern man also nicht annehmen will, dass auch der geringe Kupfergehalt den Zinnobjecten von aussen zugeführt ist, bleibt nur übrig, die Verwendung schwach kupferhaltigen Zinns vorauszusetzen. Geringe Mengen Kupfer finden sich ja sehr häufig in Zinn, so giebt E. v. Bibra: Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten und ältesten Völker, Erlangen 1869, Tabelle S. 150/51, Analysen von 7 modernen Zinngegenständen, die sämmtlich Kupfer enthalten (bis zu 1,2 pCt.).

Etwas anders liegt die Sache bei der Spirale; sie ist so ausserordentlich dünn, dass sie wohl ihr Kupfer vollständig verloren haben kann; ich halte sie deshalb nicht für beweisend und theilte ihr schon oben eine Ausnahmestellung zu.

Ich komme nun zunächst zu der Frage der früheren Verwendung der Zinnsachen. Ueber die Nadel brauche ich kaum etwas zu sagen; es haftete jedoch an ihr eine Spur eines Gewebes, so dass sie wohl eher als eine Gewand- wie als eine Haarnadel aufzufassen ist, obgleich der Geweberest auch von einer Einhüllung der ganzen Leiche oder der Beigaben allein herrühren könnte.

Das Zinnklümpchen mag von seinem Besitzer als Rarität aufbewahrt sein zugleich mit einer Anzahl kleiner, meist unbearbeiteter Bernsteinstückchen und mit einigen Knollen, die nichts anderes als verkieste Ammonitenkammern oder Seeigel gewesen zu sein scheinen; jetzt aber völlig in Brauneisen umgewandelt sind.

In Bezug auf die zweischneidige Waffe, sei es Dolch oder Pfeilspitze, könnte man allerdings fragen, was für einen Zweck dieselbe gehabt haben möge, da sie doch zu praktischem Gebrauch nicht geeignet; in dieser Beziehung erlaube ich mir indess, an Schliemann's silbernen Dolch und goldene Pfeilspitze zu erinnern, die er beide als Prunk- oder Ceremonial-Waffen auffasst (Ilios S. 556/57). Auch die Bernsteinnachbildungen von Aexten verdienen hier erwähnt zu werden. Siehe ferner unten die Pfeilspitze in Perugia. Von einem zinnernen Schwert, allerdings nur vergleichsweise und gewissermaassen dessen Unbrauchbarkeit hervorhebend, spricht P. Aelius Aristides, ein griechischer Rhetor des 2. Jahrhunderts n. Chr., II, 406 (editio Dindorf vol. II, S. 553).

---

wandlung in eine graue, brüchige Masse vorzugehen; so berichtet v. Cohausen über Statuenbruchstücke, gefunden auf der Saalburg bei Homburg, die ohne Patina, grau, und auch im Bruch aschfarbig, fast erdig waren; er erklärt diese Veränderung durch den Bleigehalt. Die Analyse durch Fresenius und Souchay ergab nämlich: Kupfer 70,313; Zinn 8,57; Blei 20,696; Zink 0,073; Eisen 0,036; Nickel 0,211 = 99,899. — Annalen des Vereins f. Nassauische Alterthumskunde u. Geschichtsforschung, Bd. XII (1873), 322/23.

Der Zinnspatel, welcher in der Nähe des Thonbechers lag, mag wohl auch wirklich dazu gehört haben; man hat es hier vielleicht mit einem Salbentöpfchen zu thun und dem nöthigen Werkzeuge, die Salbe herauszunehmen; doch bin ich anderen Deutungen gerne zugänglich.

Es ist im höchsten Grade bedauerlich, dass von den interessanten Objecten nur verhältnissmässig kleine Stücke erhalten sind; ich habe nicht den mindesten Zweifel, dass die Geräthe zur Zeit ihrer Niederlegung vollständig vorhanden waren, wenn auch möglicherweise zerbrochen. Jedenfalls habe ich bei der Abräumung der Steinsetzungen die anderen Theile übersehen, wofür ich als Entschuldigung die wenig hervorstechende Farbe und die grosse Brüchigkeit der Gegenstände anführen kann, sowie die Schwierigkeit, aus dem Haufen loser, ganz unregelmässig gestalteter, mit Sand untermischter Handsteine zarte Objecte überhaupt unversehrt zu Tage zu fördern. Spatel, Spirale und Dolchspitze erhielt ich ausserdem bei den allerersten, von mir jemals veranstalteten Ausgrabungen, bei denen es mir an Uebung fehlte.

Nachdem ich im Vorhergehenden das Thatsächliche über meine Zinnfunde mitgetheilt habe, erübrigt noch ein Rückblick auf den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniss derartiger Sachen überhaupt.

Ich bemerke jedoch von vornherein, dass die hier zu gebende Zusammenstellung nicht Anspruch auf Vollständigkeit macht; die prähistorische Literatur ist so zerstreut und mir so schwer zugänglich und von Museen habe ich noch so wenig gesehen, dass sehr wohl erhebliche Lücken mir mögen nachgewiesen werden können. Was ich an Daten hier zusammengebracht, verdanke ich grossen Theils der Güte von Fachgenossen, welche sich zu diesem Behufe zum Theil erheblicher Mühewaltung unterzogen haben; Fräul. J. Mestorf und den Hrn. Geh. Rath Virchow, Dr. O. Tischler in Königsberg, Th. Blell auf Tüngen und C. Knorrn in Stettin bin ich zu besonderem Danke verpflichtet.

Ich werde nun in der folgenden Aufzählung älterer Zinnsachen zunächst die Gräberfunde von den anderen trennen, weil sie sich meinen eigenen Beobachtungen am nächsten anschliessen. Es sind deren äusserst wenige, aber auch die Funde anderer Art stehen, wenn man von denen aus den Pfahlbauten absieht, noch ziemlich vereinzelt da, besonders was selbständige Geräthe anlangt.

John Lubbock sagte noch 1874 in: Die vorgeschichtliche Zeit, Theil 1, S. 4, dass bis jetzt keine zinnernen Geräthschaften und Waffen gefunden seien, während, wie er S. 55, Anm. 2, hervorhebt, Zinn wohl zu Schmucksachen verwendet ward.

Schliemann führt in seiner Ilios kein einziges Zinnobject an, schliesst vielmehr aus dem Umstande, dass in der ersten und zweiten Stadt in Hissarlik nur reine Kupfer-, nicht Bronze-Sachen vorkommen, dass Zinn überhaupt den Einwohnern gänzlich unbekannt war (S. 292). Im Bieler See wurden jedoch bei Finelz ziemlich viele Kupfermesser und -Dolche neben unlegirtem Zinn gefunden (s. unten), das Vorkommen von Kupfergeräthen schliesst also die Bekanntschaft mit dem Zinn nicht aus.

E. v. Bibra: Bronzen und Kupferlegirungen, giebt keine Analyse und keinen Bericht über irgend einen alten Zinngegenstand und schliesst sich S. 16 Wibel's Ansicht an, dass in Nord- und Mittel-Europa metallisches Zinn erst nach der Bronze bekannt geworden; er sagt ferner (S. 161, Note), dass er für gewiss hält, man habe in der ersten Zeit der Bronzedarstellung die Legirungen nicht aus den regulinischen Metallen hergestellt.

Auch E. Reyer: Allgemeine Geschichte des Zinns (Oesterreichische Zeitschrift für Berg- und Hütten-Wesen, Jahrgang 28, 1880, S. 500) hält es mit Wibel für wahrscheinlich, dass man kiesige Kupfererze mit Zinngraupen gemengt verschmolz.



F. Wibel selbst führt allerdings in seiner: Kultur der Bronzezeit Nord- und Mittel-Europas, Kiel 1865, einige Zinnfunde aus Cornwall, Hallstatt und den Schweizer Seen an, die später mit aufgeführt werden sollen, schreibt aber den meisten derselben kein hohes Alter zu.

Gräberfunde.

Dänemark

lieferte in seiner älteren Bronzezeit in den Baumsärgen Jütlands und Schleswigs die interessanten Holzgefässe, an welchen Muster durch eingeschlagene kleine Zinnstifte gebildet sind, ferner eine Art Doppelknopf und einige Klümpchen Zinn, nämlich:

1. Aus dem Kongshöi, Gemarkung Havdrup, Vamdrup Sogn, Anst Herred Amt Ribe, Jütland, eine Holzschale; dabei soll noch ein Zinnklumpen gefunden sein; A. P. Madsen: Afbildninger af Danske Oldsager og Mindesmärker, Broncealderen II (Samlede Fund), Taf. 7, Fig. D1 und Seite 15.

2. Von Flynder Sogn, Skodborg Herred, Amt Ringkjöbing, Jütland, Fragmente eines solchen Gefässes. Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie, 1866, Tillaeg, S. 4—6, Fig. *a*, *b*.

3. Aus dem Dragshöi bei Höirup, Schleswig, SO. von Ribe, eine Holzschale mit Zinnstiften garnirt und einen kleinen Zinnklumpen; Worsaae: Om Slesvigs eller Sönderjyllands Oldtidsminder, Kopenhagen 1865, S. 31, Anm. und Fig. 5, S. 33; auch Bericht 20 der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Ges. für die Sammlung und Erhaltung vaterl. Alterthümer, Kiel 1861, S. 26.

4. Aus dem Treenhöi: Havdruper Gemarkung, Vamdrup Sogn, Anst Herred, Amt Ribe, Jütland, eine Art Doppelknopf, eigentlich ein kurzes, rundes Pflöckchen nach den Enden hin leicht anschwellend, daher in der Mitte etwas dünner; Madsen nennt es einen kleinen massiven Gegenstand von ungewisser Bestimmung, spricht aber an anderer Stelle von zinnernen Doppelknöpfen aus den Baumsärgen, wobei er wohl das hier erwähnte Stück im Auge hat. O. Tischler in Königsberg bezeichnet es bestimmt als einen Doppelknopf, verwandt in der Form den mit Gold belegten Bronzedoppelknöpfen der älteren Bronzezeit und den Bernsteindoppelknöpfen der östlichen Steinzeit (briefliche Mittheilung). Hr. E. Krause vom hiesigen Königl. ethnol. Museum macht mich auf die Aehnlichkeit mit gewissen Ohrpflöcken aufmerksam, die allerdings, soweit sich aus der Abbildung bei Madsen erkennen lässt, schlagend ist. Madsen: Broncealderen II, S. 11 u. Taf. III, 4.

Grossbritannien

hat einen einzigen Gräberfund aufzuweisen. John Evans: The ancient Bronze Implements, Weapons and Ornaments of Great Britain and Ireland, London 1881, citirt S. 394 aus Hoare: Ancient Wilts, vol. 1, p. 103, eine gekerbte Zinnperle, wie eine Anzahl an einander gereibter Perlen aussehend, die mit einer Kupfer- oder Bronze-Nadel und einigen conischen Knöpfen von Knochen oder Elfenbein in einem Hügel mit Leichenbrand zu Sutton Verney Down niedergelegt war; Hoare sagt dazu: „es ist der einzige Gegenstand aus diesem Metall, den wir jemals in einem Hügel fanden."

In Oesterreich

wurde Zinn in mehreren Gräbern zu Hallstatt angetroffen, nämlich nach E. v. Sacken: das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer, Wien 1868, S. 74, 91 und 119:

1. 4 einfache Ringe von $^3/_4$—1 Zoll Durchmesser, aus rundem, $^1/_2$ Linie

dickem Zinndraht, an der Brust eines in aussergewöhnlicher Richtung, d. h. mit dem Gesicht gegen Westen gekehrten Skelettes; einige der Ringe waren mit weissem Oxyd überzogen, was v. Sacken einem Bleigehalt zuschreibt; die Analyse v. Fellenbergs ergab nämlich 94,76 pCt. Zinn, 4,10 Blei, 0,49 Eisen = 99,35 pCt.

2. Spiralringe aus Zinn, wie Taf. XVII, 10; v. Sacken beschreibt sie so: spiralartig mehrmals mit gleichem Durchmesser gewunden, dann zurückgebogen, worauf die Windung in entgegengesetztem Sinne fortgeführt ist. Hr. Dr. O. Tischler giebt mir über diese höchst charakteristische Form folgendes an: „der Ring biegt nach einer halben Windung um, bildet so eine Oehse und setzt dann seine Windungen in entgegengesetzter Richtung fort; ich nenne Ringe mit solcher Rückbiegung Oehsenringe, den hier speciell beschriebenen „mit einer mittleren Oehse"; chronologisch sind dieselben wichtig, sie treten während der mittleren und jüngeren nordischen Bronzezeit und während der Hallstätter Periode auf, in Italien in den oberitalienischen Necropolen." In der Form ganz ähnliche bronzene Fingerspiralen aus Ost- und Westpreussen erwähnt I. Undset: Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa, Hamburg 1882, S. 119 und Taf XIII, 15. — Auch die Spiralringe sind durch Oxydation zum Theil mit einer weisslichen Kruste überzogen.

3. Die Fassung eines Schleifsteins (Taf. XIX, 26), ein kurzes Heft aus reinem Zinn, mattgrau, aber ohne alle Patina, am Ende beiderseits hornartig ausgebogen, $1^3/_4$ Zoll lang, und mit einem Loche behufs des Aufhängens versehen.

Es mag übrigens hier daran erinnert werden, dass Hallstatt für dortige Gegend die frühe Eisenzeit repräsentirt.

Aus Mähren von einem Gräberfeld bei Selowitz erwähnt Karl Weinhold in „Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland" Ohrringe von Bronze und Zinn (?), die mit mancherlei Eisenstücken etc. dort vorkommen; Sitzungsberichte d. phil.-hist. Classe d. Kais. Akad. d. Wissensch., Wien 1859, Bd. 30, Heft 2, S. 191.

In der Originalmittheilung, Sitzungsber. pro 1854, Bd. 12, S. 480/81, heisst es: „Ohrringe aus Blei oder Zinn, die zu einer aschgrauen Masse geworden, die wie halb gebrannter Töpfertbon sehr leicht bricht"; dies passt allerdings gut auf die völlig oxydirten Zinnsachen. Das Grabfeld enthielt 2 oder 3 Gräberlagen übereinander; wie es scheint, fanden sich die Ohrringe (von 1—2 Zoll Durchmesser und 2 — 3 Linien Dicke) in allen 3 Schichten; als Beigaben sind ausserdem erwähnt: Glasperlen. In die Bronzezeit reicht wohl keins der Gräber hinauf.

Aus der Schweiz

werden von Hermann Genthe in seiner Schrift: Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden, Frankfurt a. M. 1874, 3 Gräberfunde erwähnt, nämlich:

a) S. 48, Bronzenadeln von Murzelen (Canton Bern) mit dreitheiligen Bernsteinknöpfen, an denen zinnerne Platten und Stifte eingelegt sind, aus einem Frauenskeletgrabe der Eisenzeit; citirt nach: G. de Bonstetten: Recueil d'antiquités Suisses (1855), S. 30, und Taf. VI, 14, wo der betreffende Grabhügel der Helvetisch-Römischen Periode zugetheilt wird; Bonstetten erwähnt übrigens die Zinneinlagen nicht.

b) Aehnliche Nadeln wurden gefunden in einem Hügel bei Trüllikon (Canton Zürich).

c) S. 131, an einer Haarnadel von Sitten im Wallis aus einem Steinkistengrabe mit Skelet ist der Knopf mit Stiften eines oxydirten Metalles verziert, das Genthe für Zinn hält; daneben fanden sich offene Hals- und Arm-Ringe und andere Beigaben, sämmtlich aus Bronze.

Der Kaukasus

lieferte Hrn. Ernest Chantre in Lyon einige Gegenstände aus weissem, morschem (friable) Metall, das dieser Forscher in Folge einer gefälligen Mittheilung des Fräul. Mestorf über meine Beobachtungen in Bezug auf Zinnobjecte ebenfalls als Zinn erkannte. Die Sachen stammen von Kobsn am Fusse des Kasbek, also von demselben Gräberfelde, das Hr. Geh. Rath Virchow kurz nach ihm untersuchte, und welches des letzteren Beobachtungen zu Folge Begräbnisse der späten Bronze- oder der frühen Eisen-Zeit enthält (Zeitschr. für Ethnol. XIII, Verh. 1881, S. 418; XIV, Verh. 1882, S. 110); es sind Knöpfe und eine Art kleiner Rädchen oder durchbrochener Scheiben aus Zinn.

Nach Ansicht besonders der französischen Forscher kam das in Aegypten schon zur Zeit der vierten Dynastie (3600 v. Chr.) zu Bronzen verwendete Zinn aus dem Kaukasus; siehe F. Lenormant, Die Anfänge der Kultur I, S. 97 ff. (Jena 1875); Dufréné: Etude sur l'histoire de la production et du commerce de l'étain, p. 22 und 34 (Paris 1881); Germain Bapst: l'orfévrerie d'étain dans l'antiquité, in der Revue archéologique vol. XLIII (Paris 1882). K. E. von Baer dagegen bestreitet das Vorkommen von Zinn in Georgien und Armenien. Zinnminen und alte einheimische Zinnwaarenindustrie finden sich aber nach ihm in der persischen Landschaft Chorasân, also in verhältnissmässig grosser Nähe des Kaukasus, auch der bergige Theil des Gebietes der Teke-Turkmenen liefert Zinn (Archiv f. Anthrop. IX, 1876, S. 264/65; K. E. v. Baer in der Abhandlung: Von wo das Zinn zu den ganz alten Bronzen gekommen sein mag?).

Damit schliesst die Reihe der mir bekannt gewordenen älteren Gräberfunde von Zinn; vom Kaukasus und dem zweifelhaften Selowitzer Falle abgesehen, sind es nur 11, nämlich 3 aus Jütland, 1 aus Schleswig, 1 aus England, 3 aus Hallstatt und 3 aus der Schweiz; für Hallstatt sind hierbei allerdings die Spiralringe sub 2 als ein Fund aufgefasst, während sie sich vielleicht auf mehrere Gräber vertheilen. Im Verhältniss zur ungeheuren Menge aller Orten untersuchter Gräber ist diese Zahl verschwindend klein und da Zinn in Funden anderer Art entschieden häufiger vorkommt, so muss man sich doch fragen, ob dieses Metall wohl wirklich in Gräber so überaus selten niedergelegt sein mag, oder ob es nicht vielmehr bei den Ausgrabungen zu wenig beachtet wurde. Es ist wohl nicht blosser Zufall, dass ich auf einem so eng begrenzten Gebiete, wie die Insel Amrum, und bei nur 16 geöffneten Gräbern in Form von Steinpackungen, die sich auf 9 Hügel vertheilten, nicht weniger wie 4 Mal (in 4 verschiedenen Bergen) Zinn angetroffen habe und darunter 3 Mal als selbständiges Geräth; ich glaube vielmehr, dass die Anwendung des Zinnes überhaupt und die Verwendung von Zinnobjecten zu Beigaben eine viel allgemeinere gewesen ist, als die obige Aufstellung schliessen lässt, dass sich aber diese Dinge bei den Ausgrabungen der Aufmerksamkeit entzogen, weil sie ihr metallisches Aeussere verloren haben, die entstandene Zinnsäure geringen Zusammenhang zeigt und die Objecte also leicht zerstört werden.

Dass die Vergänglichkeit des Zinnes die Ursache seiner Seltenheit in alten Funden sei, haben schon andere Forscher ausgesprochen; Schliemann sagt Ilios S. 684, dass die in Novum Ilium gefundenen Gemmen immer ohne Ring (Fassung) angetroffen werden und erklärt dies dadurch, dass sie in Zinn gefasst gewesen, „welches Metall verschwindet, ohne eine Spur zurückzulassen." Dies ist natürlich vom Standpunkte des Chemikers aus nicht richtig, da das Zinn vielmehr in die unlösliche Zinnsäure übergeht, aber praktisch genommen ist das Resultat dasselbe; denn wenn wirklich die Fassung der Gemmen aus Zinn bestand, so konnte dieselbe nach ihrer vollständigen Oxydation unmöglich als solche erhalten bleiben, sondern musste zerbröckeln und verloren gehen.

Auch Bapst schreibt a. a. O. p. 236/37 das Fehlen der Zinnsachen, selbst aus griechischer und römischer Zeit, in den Museen der gleichen Ursache zu, da doch eine Zinnwaarenindustrie z. B. in Italien nachweislich bestanden habe (Spiegel-Fabrikation u. s. w.).

Im Anschluss an die älteren Gräberfunde will ich aus späterer Zeit anführen:

a) 10 Schläfenringe aus 3 slavischen Gräbern von Slaboszewo bei Mogilno in Posen; W. Schwartz, Verhandl. der Berl. Ges. f. Anthrop. etc. 1878, S. 276; 1879, S. 378; Tiedemann ibid. 1881, S. 358/59; siehe auch Schwartz: Materialien zu einer prähist. Kartographie d. Prov. Posen, Nachtrag I, S. 10; II, S. 13; IV, S. 5. Geh. Rath Virchow publicierte eine Analyse Salkowski's, wonach ein solcher Ring bestand aus 69 Thl. Blei und 31 Zinn (Verh. 1878, S. 276/77); Tiedemann spricht desshalb auch mit Recht nur von bleiernen Ringen oder solchen aus Bleimischung, nicht von zinnernen.

b) einen zinnernen Teller mit Eisenreif im Rand aus einem fränkischen Grabe bei Wiesbaden; Wiesbadener Museum Nr. 9338 nach gef. Mittheilung des Hrn. v. Cohausen. Das Metall ist schon stark oxydirt, in Folge dessen leicht zerreiblich, grau und mit weisser Kruste überzogen; es enthält etwas Blei.

Zinn, das nicht aus Gräbern stammt.

Die grössere Zahl der alten Zinnsachen rührt nun, wie bereits bemerkt, nicht aus Gräbern her, sondern gehört theils Moor- und Giesserei-Funden an, hauptsächlich aber den schweizer Pfahlbauten; von einigen wenigen habe ich bisher die Fundumstände nicht ermitteln können.

Moorfunde giebt es aus Schweden, Dänemark, Irland und Pommern je einen; Giessereifunde kenne ich aus Schottland und Siebenbürgen ebenfalls je einen.

In der Schweiz lieferte vornehmlich der Neuenburger See eine ganze Anzahl Produkte einer höchst eigenthümlichen Industrie, nämlich mit Stanniol belegte Thonwaaren, die man sonst nur noch in den benachbarten Bieler und Murtener Seen, im Genfer See und im Lac du Bourget in Savoyen angetroffen hat. Aber auch andere Zinnartikel sind in den Pfahlbauten gehoben, besonders kleine Schmucksachen.

Was mir sonst an Zinngegenständen bekannt geworden, vertheilt sich auf Dänemark, England, Irland, Ostpreussen, (Böhmen), Italien.

Ich werde in der folgenden Aufzählung, wie oben, nach Ländern vorgehen und mit dem Norden beginnen.

Schweden.

Långbro, Södermanland: Ein zerbrochener 510 g schwerer Ring aus Zinn, neben 7 Halsringen mit wechselnder Torsion, 4 doppelten Spiralringen mit Endöhse, 3 Hohlcelten und anderen Bronzen 1,5 m tief im Moor gefunden, der jüngeren Bronzezeit oder dem Ende derselben angehörig.

Die Analyse ergab nach Mittheilung von Frl. Mestorf: 96 Zinn, 4 Blei = 100. O. Montelius: Antiqu. Suédoises; description Nr. 144. Stockholm 1873—75.

Dänemark[1]).

Baarse, Amt Praestö, auf Seeland: Spiralring von eigenthümlicher Biegung, aus einem Moor, Kopenhagener Museum No. 3725. Hr. Dr. O. Tischler, dem ich diese Mittheilung verdanke, schreibt mir darüber: er ist nahe verwandt mit den Spiralringen aus Hallstatt (mit einer mittleren Oehse) und so herzustellen, dass man

1) Siehe Nachtrag.

einen Draht an einem Ende umbiegt, so dass 2 ungleiche Schenkel entstehen, den Doppeldraht spiralig aufwickelt, so dass die Oehse an der Umbiegungsstelle den Anfang bildet, und nach $^5/_4$ Windungen des Doppeldrahtes den einfachen Draht noch 4 Windungen machen lässt. Diese Spiralringe mit Endöhse sind meist im ganzen Verlauf aus Doppeldraht gebildet etc., wie z. B. die goldenen bei Worsaae, Nordiske Oldsager, Kopenhagen 1859, No. 246 und 250.

Die beiden Formen der Ringe mit Mittel- und Endöhse scheinen gleichzeitig aufzutreten; aus Bronze fanden sie sich zusammen mit obigem Zinnringe von Längbro in Schweden (Montelius, Fig. 243.).

Siehe: O. Tischler: Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit in Ostpreussen und den angrenzenden Gebieten, Königsberg 1882, S. (18); Separatabdr. aus den Schriften der phys. öcon. Ges., Jahrg. 23, S. 34. Vergleiche übrigens auch M. Much: Baugen und Ringe (Mittheilungen der Anthropolog. Gesellschaft in Wien, Bd. 9, S. 89); Much hält solche Spiralen für Geldringe.

Ruthsker Sogn auf Bornholm: Im Kopenhagener Museum befindet sich unter Nr. B 564, wie Frl. Mestorf mir mittheilt, ein importirtes Schwert aus Italien, bei welchem die Füllung des Griffes von Zinn oder Blei zu sein scheint; abgebildet bei Sophus Müller: die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung, Jena 1878, S. 16, Fig. 13. Siehe auch Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, Stockholm, Bd. III, S. 208.

Ich nehme an, dass es nicht aus einem Grabe stammt, da Müller S. 17 sagt: von den fremden und eingeführten Schwertern ist nur eines nachweislich in einem Hügel gefunden; alle übrigen in Mooren oder unter einem Stein.

Schottland.

Achtertyre, Morayshire: 4 Zinnfragmente, wie es scheint, eines Barren von $15^1/_4$ *cm* Länge, etwa 85 *g* Gewicht, mit ovalem Querschnitt und etwas gebogen, bestehend aus 78,66 Zinn, 21,34 Blei, schmelzbar bei 185° C. Die Stücke wurden mit verschiedenen Bronzesachen (Schaftcelten, Lanzen, Armbändern) zusammen gefunden und gehören zu dem Vorrath eines Giessers. Es ist zweifelhaft, ob man es hier mit „Loth“ zu thun hat oder nur mit unreinem Zinn; alle in Schottland gefundenen Bronzeinstrumente enthalten Blei in verschiedener Menge. — Dies ist der einzige Zinnfund aus dem Vorrath eines Bronzegiessers in Grossbritannien, von dem Evans weiss, während Kupfer häufig vorkommt.

John Evans: Bronze-Implements, p. 425, citirt nach Proc. Soc. Antiq. Scotl. vol. IX., p. 435.

England.

Cornwall, Falmouth: im Hafen aufgefischt ein grosser Barren, fast 72 *kg* schwer, 89 *cm* lang, 28 breit und 7,6 dick. Seine eigenthümliche Form, die mit den Angaben des Diodorus Siculus: bibliotheca historica lib. V, cap. 22 übereinstimmen soll, berechtigt, ihn als alt anzusehen; Evans l. c. p. 426, Fig. 514, citirt nach dem Archaeological Journal vol. XVI, pag. 39.

Andere in Cornwall gefundene Barren hält Evans in Bezug auf ihr Alter nicht für sicher genug.

Wibel: Cultur der Bronzezeit, S. 42 erwähnt noch 3 Funde aus Cornwall; einer derselben ist jedenfalls ziemlich jungen Datums und über die beiden anderen herrscht Ungewissheit; Evans erwähnt dieselben gar nicht in seinen „Bronze-Implements“; ich will indessen hier die Einzelheiten geben.

Der erste Fund betrifft 2 Schalen, oben $4\frac{1}{2}$ Zoll und unten $2\frac{1}{2}$ weit, aus Zinn von $\frac{1}{20}$ Zoll Stärke, die eine mit, die andere ohne Henkel; letztere an der Innenseite des Bodens mit einer römischen Widmung versehen; und ferner einen zinnernen Krug mit Henkel; alles 3 wurde zusammen mit anderen Dingen in dem Brunnen einer römischen befestigten Ansiedlung zu Bossens, St. Erth, nordöstlich von St. Michaels Mount gefunden; William Borlase in Philosophical Transactions für 1759 (London 1760) vol. 51, P. 1, p. 13 und 15, Pl. I., 1, 2; sowie p. 18 und Fig. 3. Siehe auch Daniel Wilson: The archaeology and prehistoric annals of Scotland, Edinburgh 1851, p. 197.

Ich will hier nur darauf aufmerksam machen, dass englische Zinngefässe mit römischen Inschriften mehrfach bekannt sind, so von Southwark, London; Icklington, Suffolk; Cambridgeshire; siehe Emil Hübner: Corpus inscriptionum latinarum vol. VII (1873), No. 1270 u. 71.

Der zweite Fund ist ein Zinnbecher eigenthümlicher Form, gefunden 1793 beim Suchen nach Zinn in einem Seifenwerk Hallivick; Archaeologia, London 1812, vol. XVI, p. 137 und Taf. IX. Sichere Anhaltspunkte für das Alter dieses Bechers fehlen wohl; D. Wilson: Archaeology of Scotland, p. 197 hält ihn für alt, da er mit einem Bronzering, der offenbar britische einheimische Arbeit, zusammen gefunden sei; dies ist jedoch ein Irrthum, da der Bronzering (Archaeologia, p. 137, Taf. X.) im Jahre 1802 im Seifenwerk Trenoweth aufgelesen wurde. Wilson bemerkt übrigens an dieser Stelle: It seems surprising that relics formed of the most abundant native metal, tin, should not be found in the tumuli.

Der dritte bei Wibel erwähnte Fund: eine Art Barren oder Gussfladen („a rude smelted block of tin", wie es im Official descriptive catalogue, International Exhibition, London 1851, vol. I., p 165 heisst) aus alten verlassenen Zinngruben von Ladock bei Truro, Cornwall, wird zwar (Reports by the Juries, Class I, Mining metallurgical operations etc., p. 12) als vermuthlich von den Phöniciern herrührend bezeichnet, doch fehlen bestimmte Angaben, welche wahrscheinlich machen, dass jene Gruben aus vorchristlicher oder vorrömischer Zeit stammen und seitdem unbenutzt geblieben; nach E. Reyer (a. a. O. S. 500) war früher, selbst bis ums Jahr 1200 n. Chr., Devonshire der Hauptproductionsplatz in England und Cornwall gewann erst später die Oberhand.

Devonshire: Die berühmte Kenthöhle bei Torquay lieferte nach Baer-Hellwald: Der vorgeschichtliche Mensch, 2. Aufl., Leipzig 1880, S. 367, Zinngussachen neben Kupferschmuck und Kupferfladen. Dieses Vorkommen würde sehr interessant sein, allein in den officiellen: Reports of the committee for exploring Kents cavern (aus den Reports of the meetings of the British Association for the advancement of science, for 1865 — 1880, London), findet sich nichts darüber, auch in den Cavern Researches von J. Mc. Enery, edited by E. Vivian, London 1859, ist dieser Fund nicht erwähnt und ebensowenig von R. A. C. Austen in seinen Mittheilungen über Kents Hole (Transactions of the Geological Society of London, second series, vol. VI, 1842. p. 444 (46). Die Angabe entstammt daher wohl einer minder zuverlässigen Quelle und das Vorkommen von Zinn in der Höhle kann einstweilen nicht als sicher festgestellt gelten.

Lincolnshire: Zinnlöthung an einer gehämmerten Bronzetrompete vielleicht aus der Zeit kurz vor der römischen Invasion Englands, gefunden im Flusse Witham; Evans l. c. p. 363; Philosoph. Transact., London 1796, p. 398, Pl. XI, 1; John M. Kemble: Horae ferales, p. 171, Taf. XIII, 2, London 1863.

J. W. Mallet kennt ausser zweien der von Wibel angeführten noch folgenden Fund von England:

Ebchester, Co. Durham: eine bedentende Quantität geschmolzenen Metalls, das man anfangs für Silber hielt, das aber sich später als „pewter“ erwies; wie es scheint, lag das Metall unter einem gemauerten Fundament in einer römischen Niederlassung; J. W. Mallet: Account of a chemical examination of the celtic antiquities in the collection of the Royal Irish Academy, Dublin 1852, (Göttinger Inaugural-Dissertation), p. 32; citirt nach den Philos. Transact. für 1702 und 1703, London 1704, vol. XXIII, p. 1130.

Pewter ist ein durch Zusatz geringer Mengen anderer Metalle gehärtetes Zinn, eine Zinnlegirung mit Blei und ein wenig Kupfer, Antimon oder Wismuth und vielleicht auch Zink.

2 Barren aus „pewter“ oder Zinn vom Jahre 382 n. Chr. mit römischen Stempeln sind angeführt im Corpus inscriptionum latinarum VII, Nr. 1221; der eine ist 7 Zoll lang und 4 breit und wiegt 44 Unzen, der andere ist $8^1/_2$ Zoll lang und $4^1/_2$ breit und wiegt $110^3/_4$ Unzen.

Ueber angeblich verzinnte Bronzecelte siehe Evans a. a. O. p. 55—57; Evans hält die Anschauung nicht für richtig.

Dagegen erwähnt er p. 426 und 445, dass die alten Briten in Kent und Umgegend (um die Zeit vor Christi Geburt, d. h. schon in der Eisenzeit) Zinnmünzen in hölzernen Formen gossen. Näheres hierüber siehe: J. Evans: The coins of the ancient Britons, London 1864, p. 123—126. Auch gallische Münzen aus demselben Material sind in England gefunden.

Zinngeld soll Dionysios der Aeltere (etwa 400 v. Chr.) die Syracusaner genöthigt haben, statt Silber anzunehmen; Pollux: Onomasticon, Θ 79. Ob wohl jemals derartige Münzen gefunden und analysirt sein mögen?

In China war Geld aus Zinn lange vor der christlichen Zeitrechnung ebenfalls gebräuchlich; Bapst a. a. O. p. 226, Note 4.

Irland.

Aus einem Sumpf bei Cullen, Tipperary, ein Bronzeschwert, in welches ein Stück „pewter“ eingelegt war, das wiederum Kupfer (Bronze?)-Streifen als Einlagen enthielt.

Evans, Bronze Imp. S. 296 nach der Archaeologia vol. III, p. 365 (London 1786).

Den Kern eines Ringes, der nach Mallets Analyse aus reinem Zinn besteht, führt F. Wibel: Cultur der Bronzezeit, Tabelle 5, auf; ob das Stück aus der Bronzezeit stammt, lässt er fraglich, Mallet setzt es aber in dieselbe Zeit, wie die übrigen älteren Bronzesachen des Museums der Royal Irish Academy, Dublin; über die Fundumstände wird indess nichts mitgetheilt. Der Zinnring war die Ausfüllung eines hohlen Bronzeringes von $4^1/_2$ Zoll Durchmesser und $^1/_2$ Zoll Dicke; er war zum Theil mit einer Schicht Zinnsäure bedeckt. — Evans erwähnt den Gegenstand nicht.

Mallet a. a. O. p. 32 und 33.

Pommern

lieferte den einzigen Gegenstand von Bedeutung aus Deutschland. Im Stettiner Museum befinden sich 3 Stücke eines „Barren“ aus reinem Zinn, im Ganzen 15 cm lang, 4 *mm* breit, mit gestreiftem Ornament (Journalnummer 1763); dieselben lagen in einem Moore bei Ziegenberg bei Colberg zusammen mit kleinen Bronze-

ringen und 2 Armspiralen aus Doppeldraht mit einer Endöhse, die anderen Enden verschlungen, nebst 2 Bernsteinperlen an der einen Spirale. (Jahresbericht 44 der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, I. II, Januar 1882, S. 106, 130, und Fig. 2 der lithog. Tafel.)

Der Name „Barren“, für so kleine Stäbchen an sich wenig geeignet, passt für diesen ornamentirten garnicht. Dr. O. Tischler in Königsberg hält die Stücke für Theile eines ringartigen Schmuckes; das Ornament besteht nach ihm aus Strichreihen, die in Intervallen ihre Richtung wechseln, eine Ornamentation, die in der jüngeren Bronzezeit vorkommt, wie bei den Halsringen mit wechselnder Torsion (Briefliche Mittheilung).

Vergleiche das ornamentirte Armband aus dem Lac du Bourget, Savoyen, und den Ring aus dem Murtener See.

Ostpreussen

besitzt in der Sammlung des Hrn. Th. Blell auf Tüngen bei Wormditt einen Gegenstand aus der Bronzezeit mit Zinnlöthung. Daselbst befindet sich ferner das Obertheil eines pokalartigen zinnernen Gefässes mit Deckel, ausgegraben in Workellen, dem Hr. Blell, weil es fast ganz oxydirt ist, ein hohes Alter zuschreibt. Ob dasselbe in einem Grabe gelegen, ist nicht ermittelt; der Form nach möchte ich das Stück nicht sehr weit zurückdatiren, die starke Oxydation kann auf grosser Durchlässigkeit des Erdreichs oder dergleichen beruhen; das Original selbst habe ich übrigens nicht gesehen.

Die im Wiesbadener Museum befindlichen 3 oder 4 Löffel aus Zinn (einer vielleicht aus Blei), Nr. 6874/7, und 8 aus Weissmetall sind wohl römische; über die Fundumstände ist nichts bekannt. Weissmetall dieser Art von einer auf der Saalburg bei Homburg gefundenen armbrustförmigen Gewandnadel ist von Fresenius und Souchay analysirt und besteht aus 75,71 Kupfer, 6,97 Zinn, 16,41 Blei, 0,74 Zink, 0,17 Eisen = 100; Nassauische Annalen XII, 1873, 323; vergleiche unten bei Böhmen; diese weisse Bronze bewahrt nach Hrn. v. Cohausen häufig im Gegensatz zu gewöhnlicher Bronze sehr schön eine blanke Oberfläche; sie findet sich öfters unter den Gewandnadeln der späten Römer- und Frankenzeit, sowie unter den Schnallen und Gürtelbeschlägen der letzteren.

Böhmen.

Die auf dem Hradischt von Stradonic bei Beraun gefundenen gegossenen keltischen Münzen aus Potin, d. h. einer Art Weissmetall aus Zinn und Blei mit (etwas) Kupfer, gehören der Zeit der la Tène-Cultur, etwa um Christi Geburt, an.

Potin, eigentlich Topfmetall, scheint eine etwas schwankende Bedeutung zu haben; würde es überall mit Weissmetall identisch sein, so könnte es wohl sehr verschiedene Legirungen bezeichnen, z. B. ein Hartmetall aus Kupfer und Zink mit einem Zusatz von Blei oder Zinn; oder Zink mit etwas Zinn und wenig Kupfer. oder Zinn mit etwas Antimon und wenig Kupfer; oder Zinn und Blei mit Antimon. Die Numismatiker scheinen indess im Allgemeinen unter Potinmünzen solche zu verstehen aus minderwerthigem, verfälschtem Silber, ohne Rücksicht auf die anderweitigen Bestandtheile, und zwar vorzugsweise die ägyptischen Kaisermünzen aus Alexandrien von Augustus bis Diocletian.

Ingvald Undset: Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa, S. 48 (Hamburg 1882). W. Osborne: Mittheilungen der Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. X, S. 241 und Taf. I, 5.

Siebenbürgen.

Bei Hammersdorf fanden sich in einer mit Lehm ausgeschlagenen kesselartigen Vertiefung auf einem Acker über 8 Centner Bronze und Kupfer zum Theil verarbeitet, aber über 6 Centner davon an Bronze und Rohkupfer als Gussfladen und Barren, letztere von 8 — 9 Zoll Durchmesser und höchstens 1 — 2 Zoll Dicke (Depot eines Metallarbeiters). Neben diesem Metall fand sich eine kleinere Menge reinen Zinns, in kleinen Stückchen, ursprünglich wohl sogenanntes Körnerzinn, wie es auch jetzt noch in besonderer Reinheit im Handel vorkommt; die Stückchen waren in der Erde theilweise zusammen gebacken. Ausserdem enthielt der Schatz zwei Stücke unbekannter Bestimmung ebenfalls aus reinem Zinn, deren eines in Hermannstadt, das andere im Pester Nationalmuseum aufbewahrt wird. Das Hermannstädter ist ein auf der einen Seite ganz flacher, auf der anderen an den Rändern abgeschrägter Stab von 2 Zoll 4 Linien Länge und 8 Linien Breite mit etwas hervortretenden ebenfalls sich abschrägenden Armen an beiden Seiten, im Gewicht von etwa 2 Loth; ähnlich ist das Pester Stück; sie haben durch Oxydation gelitten. Der Fund gehört der ungarischen Bronzezeit an.

Ludwig Reissenberger: Der neueste archäologische Fund bei Hammersdorf: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge X, Heft 1, 1872, S. 25, 27, 28 und Taf. IV, 22.

Im Pester Museum befindet sich ein cylindrischer Behälter aus Zinn; näheres über die Herkunft desselben weiss man nicht anzugeben, hält ihn aber für römisch; derselbe diente vielleicht zur Aufbewahrung von Arzneistoffen;

K. B. Hofmann: Zur Geschichte des Zinkes bei den Alten, Leipzig, S. 37 (Separatabdruck a. d. Berg- und Hüttenmännischen Zeitung, Jahrgang 41, Nr. 46 bis 51), und Privatmittheilung.

Die Schweiz.

Die schweizerischen Pfahlbauten lieferten die grösste Anzahl von Zinnfunden aus der Bronzezeit. Papierdünne Zinnstreifen und Fäden sind auf dunkle, schwach gebrannte Thongefässe gelegt und fest angedrückt; der helle Zinnbelag gab dann zum Theil recht geschmackvolle Muster, die sich auf der schwärzlichen Thonmasse schön abhoben; jetzt mag übrigens das Zinn selbst wohl auch gedunkelt sein, wenigstens spricht Bapst a. a. O. p. 229 von einem fragment de poterie lacustre sur lequel les lames d'étain noircies par le temps font une décoration grecque des plus pures sur la panse du vase. — F. Keller schreibt diese Art Geschirr einer „späteren Periode“, also wohl dem Ende der Bronzezeit zu.

Man fand in den Pfahlbauten ausserdem eine Reihe kleiner Zinnstäbchen, die vermuthlich zur Anfertigung des in der eben geschilderten Industrie verwendeten Stanniols und zu anderen Zinnwaaren dienen sollten, nicht zur Bronzebereitung. Endlich wurden auch verschiedene andere Gegenstände, besonders Schmucksachen in Form kleiner Ringe und Rädchen, gehoben, und nach einer Mittheilung des Hrn. Undset (durch gefällige Vermittelung des Fräul. Mestorf) sind bei den häufig vorkommenden zusammengesetzten Bronzearmbändern, deren verschiedene Ringe durch einen Stift zusammengehalten werden, diese Stifte an den Enden fast immer aus Zinn.

Neuenburger See:

1. Hauterive: Eine Vogelfigur aus dunklem Thon mit Zinnstreifen belegt, wohl ein Spielzeug.

Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde 1881, Heft 2, S. 134, Taf. X, 5.

2. Auvernier: 2 flache, vierspeichige, durch ein Querband mit einander verbundene Rädchen mit Zickzacklinien am beiderseitig abgeflachten Reif, sowie eine 21 *cm* lange dünne Haar- oder Gewand-Nadel mit grossem Zinnknopf.

Anzeiger 1881, Heft 2, S. 135, Taf. X, 4 und 2; siehe auch V. Gross: Deux stations lacustres, Moerigen et Auvernier, Neuveville 1878, Taf. VII.

Ein vierspeichiges Zinnrad mit ornamentirtem Reif, und eine Gewandnadel mit Zinnverzierung am sehr grossen Kopf; Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich XX, Abtheilung 1, Heft 3 (Ferdinand Keller Pfahlbaubericht 8, 1879, Taf. VI, 12 und Taf. VIII, 12).

Hierher gehört ferner eine im Jahre 1882 von Hrn. Dr. Gross an Hrn. Geh. Rath Virchow gesandte durchlöcherte Leiste oder Platte, die nach einer Analyse des Hrn. Salkowski aus bleihaltigem Zinn besteht; Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1882, S. 388.

3. Cortaillod: Ein schön erhaltener schwarzer Teller mit Muster in Zinnfolie und Fragmente von 4 Tellern;

Züricher Mittheilungen XIV, Heft 6, S. 174, Taf. XIII, 1 — 5. (Bericht 5, 1863, S. 46).

Ferner eine prachtvolle verzierte Schale; Mittheilungen XV, Heft 7, S. 308, Taf. XVI, 1. (Bericht 6, 1866).

Endlich ein kleiner offener Zinnring, an dem mehrere dünne, etwas grössere Bronzeringe hingen, nach E. Desor: Anzeiger 1870, Heft 4, S. 187/89, ein sog. „porte-monnaie lacustre", bei dem der Sammelring aus dem geschmeidigen Zinn hergestellt; siehe jedoch H. Genthe: Etruskischer Tauschhandel, Frankfurt 1874, S. 117.

4. Estavayer: a) eine Art Deckel aus Thon mit Oehr mit Zinnbelag; b) der Hals einer Vase aussen und innen mit Zinn belegt; c) eine prismatische gehämmerte Stange völlig reinen Zinns, 188 *mm* laug, bis zu 5 *mm* dick, im Gewicht von 15 *g*;

Züricher Mittheilungen XIII, Abtheilung II, Heft 3, S. 93 u. 104, Tafel V, 40 und VII, 32 (Keller's Bericht 3, 1860).

d) ein offener Zinnring, an dem mehre Bronzeringe hingen;

Zürcher Mittheilungen XIX, Heft 3, Taf. XVI, 9 (Bericht 7, 1876).

e) eine Zinnstange, prismatisch, 5 Zoll lang, wie es scheint nur einige Millimeter dick.

Mittheilungen XIV, Heft 6, S. 175, Taf. XIV, 1. (Bericht 5 1863, S. 47).

f) eine Stange, 4 Zoll lang, $^1/_2$ Unze schwer mit angenähert 10 pCt. Antimon Gehalt und Spuren von Blei und Kupfer.

Frédéric Troyon: Habitations lacustres etc., Lausanne 1860, p. 152; die Analyse ist von Prof. Bischoff in Lausanne; die Legirung würde in die Kategorie der S. 99 bei den Böhmischen Potinmünzen aufgeführten Hartmetallmischungen gehören.

Für die im vorstehenden aufgeführten Zinnstäbchen aus den Pfahlbauten findet man oft den Ausdruck „Barren" angewendet; schon Keller hat auf das Unpassende dieser Bezeichnung hingewiesen, Anzeiger etc. 1881, S. 134.

5. Corcelettes: a) achtspeichige Räder aus Zinn.

Victor Gross: Station de Corcelettes, époque du bronze, Neuveville 1882, p. 8 und Taf. IV, 12.

b) ein Thonbecher (?) mit 5 Reihen paralleler dünner Zinnfäden, deren Richtung von Reihe zu Reihe wechselt; die Fäden sind mit braungelbem Birkenharz aufgeklebt.

Ibid. p. 10 und Taf. I, 3.

c) ein anderes Thongefäss mit Zinnfäden.

Ibid. p. 10 und Taf. III, 6.

6. Pfahlbau La Tène bei Marin: Gegossene gallische Potinmünzen wie die vom Hradischt bei Stradonic in Böhmen.

(Keller, Pfahlbaubericht 6, 1866, S. 302 und Taf. XV, 35—37). Auch Baer-Hellwald: Der vorgeschichtliche Mensch, 2. Aufl., 1880, S. 593. E Desor: Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees, Frankfurt 1866, S. 116/117 (und Fig. 90) spricht nur von Bronzemünzen, scheint aber diese Potinmünzen zu meinen.

An diesen der Eisenzeit angehörigen Pfahlbau schliesst sich

7. einer aus derselben Zeit, zwischen Cudrefin und Port Alban gelegen, in welchem das verzinnte Mundblech eines eisernen Dolches gefunden wurde.

Zürcher Mittheilungen XIV, Heft 1, S. 28, Taf. III, 7 (Bericht 4, 1861).

8. E. Desor erwähnt (Matériaux p. l'hist. de l'homme, Ann. 6, p. 535, Pl. XX, 1) ein fünfspeichiges Zinnrad von 37 *mm* Durchmesser, mit doppeltem Reif, aus dem Neuenburger See, aber ohne nähere Angabe des Fundortes.

Im Bieler See fanden V. Gross und v. Fellenberg bei Finelz einen Zinnblock und mit Zinn belegte Topfwaare. Dieses Vorkommen ist um so interessanter, als Finelz eine Kupferstation ist, indem 15 Artefacte aus reinem Kupfer daselbst gehoben wurden.

Corresp.-Blatt d. Deutschen Ges. für Anthrop. etc. 1882, S. 100.

Im Murtener See:

Montellier: ein sehr elegant mit Zinnstreifen belegtes Thongefäss.

Zürcher Mittheilungen XV, Heft 7, S. 268, Taf. IV, 3 (Bericht 6, 1866).

Ferner: das Randstück einer Urne mit Reifen von Zinn,

das Bruchstück eines Ringes aussen mit Gruppen gerader Linien verziert, deren Richtung wechselt; dieser Ring erinnert an den Stettiner (S. 98 und 99).

ein offener Handgelenkring aus Zinn; ibid. S. 270, Taf. V, 5, 8, 9.

Von der Westseite des Sees, zwischen Schwab's Stationen No. 10 (Bronze) und No. 11 (römisch): ein Teller von Bronze mit Spuren von Verzinnung, ähnlich denen, die in gallo-römischen Ansiedlungen gefunden werden;

Mittheilungen XIV, Heft 6, S. 177, Taf. XV, 7. (Bericht 5, 1863, S. 49)

Genfer See:

Ouchy bei Lausanne: ein Zinnstäbchen, 15 *mm* lang, $2^1/_2$ breit und 1 *mm* dick; graulich angelaufen; nach der Analyse v. Fellenberg's fast reines Zinn.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern aus dem Jahre 1863, S. 140; L. R. v. Fellenberg: Analysen antiker Bronzen, siebente Fortsetzung, Nr. 154.

F. Wibel, der diesen Gegenstand in seiner Tabelle V aufführt, lässt die Zeit, aus welcher der Fund stammt, zweifelhaft.

Genf: ein kleiner Ring (anneau aplaté) mit einfacher Verzierung;

Zürcher Mittheilungen XIX, Heft 3, Taf. XXIV, 8 (Ber. 7, 1876).

In Bezug auf die mit Stanniol belegten Gefässe der Schweizer Pfahlbauten hebt F. Keller in dem Artikel: Zinn in Pfahlbauten (Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde 1881, S. 134) als auffallend hervor, dass man keinerlei Bindungsmittel entdecken kann und dass die Zinnstreifen, die auf den noch weichen Thon eingedrückt wurden, trotz des mehr als zweitausendjährigen Aufenthaltes im Seeschlamme, jetzt noch innig haften[1]). Er sieht in dieser Belegung mit Zinnfolie den muthmaasslichen Beginn wirklicher Verzinnung, die Plinius (Lib. 34, Cap. 48) als gallische Erfindung bezeichnet.

---

1) Siehe jedoch (oben S. 101) Gross: Corcelettes b, und A. Perrin unten bei Savoyen b und c; beide Forscher beobachteten die Befestigung der Zinnstreifen mittelst Harz. — Inter-

Reyer sagt l. c. S. 500 und 501 vom Zinn, dass das reine Metall nur Verwendung fand zum Verzinnen des Kupfers, zur Darstellung von Gefässen und mitunter als Münzmetall; er meint allerdings wohl nur bei den Völkern des Mittelmeeres, aber dass auch diese schon frühzeitig Stanniol gekannt haben, scheint aus einer Stelle bei Pausanias: Beschreibung Griechenlands IV, 26 hervorzugehen, wo erzählt wird, dass der argivische Feldherr Epiteles ein Bronzegefäss ausgrub, das ein mit Inschrift versehenes, aufgerolltes Stück Stanniol enthielt; Epiteles lebte etwa in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. vor Chr. und wenn auch diese Erzählung nur ein Märchen sein mag, so beweist sie doch, dass schon erheblich vor der Zeit des Pausanias (2. Jahrh. nach Chr.) das zu dünnen Platten ausgeschlagene Zinn bekannt war, da die älteren Quellen, aus denen Pausanias schöpfte, dasselbe erwähnt haben müssen, wobei natürlich vorausgesetzt ist, dass Kassiteros wirklich Zinn bedeutet und nicht eine Verwechselung mit Blei vorliegt; denn dünne Bleiplatten, ebenfalls nach Art der Bücher aufgerollt, sind uns aus dem Alterthum erhalten.

Keller bemerkt ferner a. a. O.: das Zinn ist ganz gewiss zur Zeit der Pfahlbauten bei uns (in der Schweiz) in äusserst geringer Menge vorhanden gewesen, wie sich aus dem Umstande ergiebt, dass es nur in dünnen Stängelchen, nie in Barren gefunden wird und nur in den eben angeführten Blättchen und Streifen und zu einigen kleinen Schmucksachen verarbeitet zum Vorschein gekommen ist. Das ganze Quantum reinen Zinns, das in den genannten Formen bisher in der Schweiz aufgehoben wurde, beträgt indessen kein halbes Kilogramm. Da die Bearbeitung dieses Metalls so leicht, seine Farbe angenehm und der Glanz ziemlich dauerhaft ist, so hätte man dasselbe, wenn es leichter zu beschaffen gewesen wäre, gewiss häufiger zu mannigfachem Schmuck und Geräthen verwendet.

In dieser Beziehung sagt auch Pol Nicard in: l'étain dans les habitations lacustres (Revue archéologique XLI, p. 324) ganz richtig, dass, wenn man mehr Zinn gehabt hätte, man die schweizer Gefässe vollständig aus Zinn gemacht haben würde, (citirt nach Bapst l. c. p. 229). Dasselbe gilt wohl von den dänischen, mit Zinnstiften beschlagenen Holzgefässen aus den Baumsärgen.

Endlich erklärt auch E. Desor die Anwendung bronzener Sammelringe bei „porte-monnaies lacustres" von Anvernier, anstatt zinnerner, wie zu Cortaillod, aus der Seltenheit des Metalles (Anzeiger 1870, S. 187/9).

Meine Ansicht ist die, dass Zinn zwar allgemein auch ausserhalb der Schweiz unlegirt verarbeitet wurde, dass aber die in Umlauf befindlichen Gewichtsmengen solchen Zinnes nur gering waren, weil das Metall immerhin noch selten war. Im Grossen und Ganzen bin ich geneigt, zu glauben, dass die Anschauung Wibels, die Bronze sei in ältester Zeit aus den Erzen, nicht mit Hülfe von metallischem Zinn, dargestellt, durch meine Nachforschungen eine Stütze erhält, ohne ihr indess eine ausschliessliche Geltung zuzuerkennen.

Bapst schliesst p. 230 aus der Spärlichkeit des Vorkommens und weil Barren in der von Diodorus Siculus (lib. V, cap. 22) beschriebenen Form in der Schweiz nicht angetroffen werden, dass das Zinn der Schweizer Pfahlbauten nicht aus Cornwall, sondern aus Asien kam, und schreibt den Ursprung der Schweizerischen Industrie aus Asien eingewanderten Stämmen zu.

---

essant ist auch der von Uhlmann (Kellers Bericht 8, S. 37) beschriebene, mit einer dünnen Schicht Asphalt überzogene und dann mit pyramidenförmigen Blättchen von Birkenrinde beklebte Topf, den er als Vorgänger der schwarzen Pfahlbaugefässe der Bronzezeit mit Zinnbelegung auffasst. Das betreffende Fragment stammt aus dem östlichen Pfahlbau von Moosseedorf, Canton Bern.

Savoyen.

Lac du Bourget: Zahlreiche schwarze Thongefässe mit Zinnfäden oder Streifen verziert. André Perrin: Étude préhistorique sur la Savoie, spécialement à l'époque lacustre (âge du bronze), Chambéry 1869, (Text 1870, extrait des mémoires de l'académie impériale de Savoie, 2. série, tome XII[1]) führt besonders folgende auf:

a) von Le Saut: 2 Gefässe der Art, Taf. V, 2 und 3, und einen Teller, Fig. 6.

b) von Châtillon: ein Gefäss, bei dem die Zinnstreifen mittels eines Kittes oder Harzes befestigt sind (siehe oben S. 101 und 102); ibid. Fig. 1.

c) von Grésine: Boden eines Topfes mit Harz überzogen, auf dem ein Gitterwerk von Zinnfäden befestigt; ibid. Fig. 4.

Ausser diesen Topfwaaren führt Perrin noch folgende interessante Gegenstände an:

d) von Châtillon: 2 Wirtel aus schwarzem Thon mit rothem Ueberzug, mit kleinen concentrischen Zinnstreifen geschmückt etc.; ibid. Pl. VI, 2 und 5.

e) v. Grésine: Ein offenes Kinder-Armband aus Zinn von grosser Biegsamkeit, mit parallelen Strichen geziert; Pl. XIII, 1 und Text S. 19.

f) von Le Saut: Ein gegossenes, durchbohrtes Stück Zinn, „présentant un dessin régulier sur l'une des faces et ayant tous les caractères d'une monnaie“: Pl. XVII, 6. Die Herren Dr. Friedländer und Dr. v. Salet vom hiesigen Königl. Münzcabinet, welche ich auf das Stück aufmerksam machte, halten es jedoch nach der von Perrin gegebenen Zeichnung nicht für eine Münze.

Endlich ist aus dem Lac du Bourget verzeichnet, aber ohne nähere Angabe der Pfahlhaustation: „une petite filière percée de quatre trous“ ebenfalls aus Zinn; ibid. p. 19; eine Abbildung ist nicht gegeben. Unter „filière“ versteht man unter anderem das Zieheisen eines Drahtzuges, welches ja allerdings mit verschiedenen Löchern versehen ist; kann aber ein solches Instrument hier gemeint sein?

Vergleiche übrigens oben S. 101 die durchlöcherte Leiste von Auvernier.

Italien.

Nach Aussage des Hrn. Dr. Montelius (durch gefällige Vermittelung des Frl. Mestorf) befinden sich in der Sammlung Guardabassi (jetzt Universität Perugia) ein Schaftcelt vom gewöhnlichen Typus der italienischen späteren Bronzezeit und eine kleine Pfeilspitze, beide von weissem Metall (Zinn oder Blei).

K. B. Hofmann analysirte Bruchstücke eines cylindrischen Gefässes aus Pompeji und fand dasselbe „aus sehr gutem Zinn“ bestehend (Zur Geschichte des Zinkes etc. S. 37 und briefliche Mittheilung).

Die von Hrn. Chantre als Zinn bestimmten Sachen aus dem Kaukasus sind bisher die einzigen Gegenstände in Museen, welche in Folge meiner Nachforschungen als solche erkannt wurden.

Da nämlich das Aussehen meiner Amrumer Zinngegenstände in keiner Weise ihre wahre chemische Natur verrieth, ich selbst vielmehr dieselben lange Zeit theils für knöchern, theils für thönern gehalten habe, so vermuthete ich, dass sich wohl in grösseren Sammlungen Stücke befinden möchten, die in gleicher Weise verkannt seien; denn da der Nichtchemiker im Allgemeinen mehr auf die Form, als auf die stoffliche Zusammensetzung der Altsachen sein Augenmerk richten wird, wäre ein

[1] Ein Auszug hieraus findet sich: Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme, Paris 1870, Ann 6, p. 433/34, Pl. XVII, 4, 6, 13, 14

solcher Irrthum sehr verzeihlich. In meinen Nachforschungen nach derartigen Objecten bin ich durch Fräulein J. Mestorf auf das Nachdrücklichste unterstützt worden, wofür ich ihr an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank sage.

In Bezug auf Zinn ist nun, wie bemerkt, der einzige Erfolg bisher aus Lyon zu verzeichnen, dagegen hatte ich Gelegenheit, eine andere Beobachtung zu machen, die ich hier noch mittheilen möchte.

Bleiweiss als Belag einer Griffzunge.

Im Kieler Museum befinden sich verschiedene, als weisse oder gelbliche Kittmassen bezeichnete Gegenstände, darunter auch ein Tutulus, „nach aussen kuppelförmig, und mit einem frei gearbeiteten Querriegel an der inneren Seite, so dass er auf einen Riemen aufgezogen werden konnte" (Handelmann: Ausgrabungen auf Sylt II, Kiel 1882, S. 7, Nr. 3); früher hielt man ihn für knöchern. — Ich kannte das Object nicht aus eigener Anschauung und hatte den Tutulus in Verdacht, ein „Zinnknopf" zu sein. Er stammt aus dem zweiten Tiideringhoog und mit ihm wurde unter anderen Sachen gefunden ein Schmuckgegenstand aus Goldblech, ibid. Nr. 5, mit erhabenen gepunzten Streifen und Punkten besetzt, dessen Rückseite mit einer weissen Kittmasse bestrichen ist, dem Aussehen nach derselben wie die des Tutulus.

Ferner sind in Kiel 2 Bruchstücke einer weissen kittähnlichen Masse von derselben Art, wie die Füllung des Goldschmucks, aber herrührend aus einem Bronzegrab bei Emmerlev. (Correspondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine XXV, 1877, S. 1).

Handelmann nimmt an, dass auch dieser Kitt als Ausfüllung einer Goldplattirung diente, welche über der hölzernen Griffbekleidung angebracht war; er sagt: das eine der beiden Stücke hat ohne Zweifel auf der Griffzunge gelegen; bei dem zweiten in Gestalt eines unvollständigen Ringes von 12 *mm* innerem Durchmesser, mit abgebrochenem Stielchen, möchte ich an den bügelförmigen Abschluss der Griffzunge denken (cf. Madsen, Afbildninger, Broncealderen I, Suiter, Fig. 17, 19, 20).

In seinen Ausgrabungen II, S. 15, Nr. 2, erwähnt Handelmann ferner zwei grössere und ein kleineres Stück gelblicher Kittmasse, die wahrscheinlich von einer Bekleidung eines Dolchgriffs herrühren; Stücke der Dolchklinge lagen damit zusammen in einer Steinkiste.

Noch andere ähnliche Sachen finden sich in Kiel; keine derselben ist analysirt. Fräul. Mestorf hatte nun die Güte, mir zunächst ein Stückchen des Belags einer flachen Griffzunge von einem Bronzeschwert von Rumohrshof auf Alsen zu senden, bezeichnet K. S. 4645: es ist eine gelblich-weisse, harte Masse, an einer Stelle rein weiss; sie sieht aus wie geschmolzen, schliesst einige wenige grössere Blasen ein und gleicht durchaus nicht weder meinen Zinnobjecten, noch durch Oxydation weiss gewordener Bronze; vor allem ist es die grössere Festigkeit, die sie von diesen Dingen unterscheidet, und die reinere Farbe.

Zur Prüfung auf Zinn, wurde ein Theil der Substanz, wie oben (S. 89) angegeben, mit kohlensaurem Natron und Schwefel im bedeckten Porzellantiegel geschmolzen, wobei eine theilweise Reduction zu Metall stattfand; nach Behandlung der Schmelze mit Wasser lieferte das Filtrat auf Salzsäurezusatz keine Fällung, Zinn war also nicht vorhanden; die Metallkügelchen und der schwarze Rückstand, der ausserdem beim Lösen in Wasser zurückgeblieben, erwiesen sich als Blei (resp. Schwefelblei). —

Im offnen Porzellantiegel für sich erhitzt schmilzt die Substanz zu einem

gelben, klaren Glase, das ebenso beim Erkalten erstarrt, in verdünnter Salpetersäure löslich und nichts anderes als **Bleioxyd** ist; auch im bedeckten Tiegel war die Erscheinung dieselbe, es fand keine Reduction zu Blei statt.

Die Masse selbst direct mit Salpetersäure behandelt löst sich unter (Kohlensäure-) Gas-Entwickelung vollständig auf; die Lösung enthält neben Blei nur eine Spur Chlor. Andere Substanzen konnten nicht nachgewiesen werden, vor allem war **kein Kalk** vorhanden, was wegen des Vorkommens kalkhaltiger Kitte von Interesse[1]). Der Belag war also **reines Bleiweiss**.

Andere ähnliche Massen habe ich zur Zeit noch nicht analysirt; von dem Tutulus und dem Belag des Emmerlever Schwertes erklärte Fräul. **Mestorf**, aus naheliegenden Gründen nichts abgeben zu können, dagegen übersandte sie mir Nr. 7565: Füllung der oben erwähnten Goldspange aus dem zweiten Tilderingbog. Dem Aeusseren nach unterscheidet sich diese Masse ein wenig von dem oben analysirten Belag K. S. 4645, sie ist weisslich und nicht porös; das Resultat der Analyse werde ich im Nachtrag mittheilen. Im Stralsunder Museum befindet sich ein Bronzeschwert, senkrecht im Boden steckend, mit der Spitze abwärts, gefunden zu Barkow, Kreis Demmin, dessen Griff mit „einer noch nicht untersuchten weissen Masse" ausgefüllte Querstreifen enthält (Rudolf **Baier**: Die vorgeschichtlichen Alterthümer des Provinzial-Museums für Neu-Vorpommern und Rügen etc. Stralsund 1880, S. 32); diese Masse wäre der Untersuchung werth, schon allein im Hinblick auf die von mir beschriebene Spiralscheibe, die wahrscheinlich auch Ausfüllmasse eines Griffes gewesen (siehe oben S. 87); es ist mir indessen nicht gelungen, etwas von der fraglichen Substanz zu erhalten.

Man kann nun über den **Ursprung des Bleiweissbelags** an dem Alsener Schwert verschiedener Ansicht sein; entweder es war wirklich die Substanz von Anfang an Bleiweiss, so lässt sich wohl nur denken, dass hier eine Art **Oelkitt** vorliegt. So weit ich nach dem kleinen Bruchstück, das ich in Händen hatte, schliessen kann, wäre diese Ansicht sehr wohl zulässig; die Masse sah aus, als wenn sie im dickbreiartigen Zustande aufgetragen sei, schloss grosse Blasen ein, zeigte aber erhebliche Cohärenz. Will man einen **Oelkitt** gelten lassen, so liesse sich auch noch denken, dass ursprünglich ein **Bleiglättekitt** verwendet sei, der später Kohlensäure aufgenommen; doch sollte ich meinen, dass die Substanz dann weniger fest sein würde. Es ist aber noch möglich, dass der Belag von Anfang aus **metallischem Blei** bestanden habe und dann in Bleiweiss überging; vielleicht war eine Bleiplatte zwischen Griffzunge und äusserer Schale eingeschaltet des besseren Anschmiegens wegen (wie z. B. nach einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Th. **Blell** auf Tüngen in Ostpreussen beim Einschrauben der Feuersteine in die alten Batteriehähne); auch könnte der ganze Griff überhaupt nur mit Blei belegt gewesen sein. Ob Bleiweiss, so entstanden, den hier beobachteten Grad von Festigkeit haben würde, lasse ich unentschieden, überhaupt muss ich erst die Hauptstücke ähnlicher Beläge gesehen haben, ehe ich mich darüber äussern möchte, welche Annahme die wahrscheinlichste ist. Hier sei nur daran erinnert, dass allerdings **von Sacken**: Grabfeld von Hallstatt, S. 119, Blei als **Unterlage** eines **Goldplättchens** erwähnt.

---

1) Th. **Blell-Tüngen**: Die fränkischen Rundschilde des 6. Jahrhunderts n. Chr. (Sitzungsberichte der Alterthumsgesellschaft Prussia zu Königsberg i/Pr., XXXV. Vereinsjahr, 1878–79, S. 45—59) bespricht S. 49/50 den Kitt aus den Tüllen der eisernen Speerspitzen und an den hölzernen Schilden (Mischung aus gemahlenem Kuhkäse und ungelöschtem Kalk). Siehe ferner: Correspondenzblatt des Gesammtvereins XXIX (1881), S. 4 und 5, Frage 7.



Welche Anschauung man aber auch in Bezug auf diese Frage haben mag, so viel scheint mir gewiss, dass der Arbeiter, welcher den betreffenden Belag des Alsener Schwertes gemacht hat, metallisches Blei als solches gekannt haben muss, denn es ist wohl nicht denkbar, dass Jemand längere Zeit mit Bleiweiss oder Glätte arbeitet, ohne Blei selbst zu kennen, auch wenn er die genannten Materialien von anderer Seite sollte bezogen haben; dazu ist Blei zu leicht reducirbar. Nun gehören Gegenstände aus metallischem Blei für den Norden Europas und in älterer Zeit zu den grossen Seltenheiten, gerade wie Zinnsachen. Ich habe versucht, auch hierüber einige Daten zu sammeln, die ich gleich mittheilen will, und bemerke nur vorweg, dass mir Funde älterer Bleisachen aus Skandinavien und Dänemark nicht bekannt geworden sind.

Wenn nun wirklich metallisches Blei in diesen Ländern unbekannt war, so können die mit bleihaltigem Kitt so wenig, wie die mit Bleiplatten versehenen, dort gefundenen Schwerter einheimisches Fabrikat sein. Ich kenne das Alsener Schwert nicht und um festzustellen, wie weit die rein stylistische, nur auf Form und Ornamentirung Rücksicht nehmende Betrachtung obigen Schluss rechtfertige, würde wohl überhaupt ein grösseres Material erforderlich sein. Sollten aber anderweitige Gründe zwingen, auch mit bleihaltigen Auf- oder Einlagen versehene nordische Bronzesachen als nicht importirt zu betrachten, so würde sich umgekehrt der Schluss ergeben, dass unmöglich dieses die einzigen Spuren der Verwendung des Bleis sein können, die uns erhalten sind, dass vielmehr im Schooss der Erde noch selbständige Bleigeräthe und Schmucksachen oder deren Umwandlungsproducte ruhen müssen und dass, wenn man bei Ausgrabungen sorgfältig hierauf achtet, dieselben auch aufgefunden werden dürften, so gut wie im Süden das Blei massenhaft für sich allein verarbeitet angetroffen wird.

Bisher scheinen die britischen und bretagner Hohlcelte die einzigen selbstständigen Bleiartikel des Nordens aus älterer Zeit zu sein. Man muss hierbei beachten, dass das Blei noch leichter als Zinn durch Oxydation u. s. w. verändert wird. Wibel: Cultur der Bronzezeit, S. 65/66, kommt durch seine Untersuchungen über die Zusammensetzung und die Art der Herstellung der Bronze zu dem Schluss, „dass ein entscheidendes Urtheil über das relative Alter nicht durch die Chemie geboten wird“; wenn dies in Bezug auf die Bronze an sich in den meisten Fällen richtig sein mag, so hoffe ich doch, dass durch Beachtung der die Bronzesachen begleitenden, zum Theil mit ihnen mechanisch verbundenen anderen Substanzen sich in manchen Fällen die Chemie als ein sehr zuverlässiger Wegweiser in dieser Richtung bewähren werde. Ein solches Ziel lässt sich aber nur erreichen durch Prüfung eines grösseren Materials, und ich richte daher an die Herren Fachgenossen die ergebene Bitte, mich durch Zusendung solcher Gegenstände zu unterstützen, deren chemische Natur nicht unzweifelhaft feststeht und die möglicherweise als Zinn- oder Blei-Artikel sich durch die Analyse herausstellen könnten, wobei mir natürlich Kitte ebenfalls höchst willkommen sein würden.

Zur qualitativen Analyse ist, falls es sich nur um die Entscheidung der Frage: „Zinn, Blei oder keines von beiden“ handelt, eine sehr geringe Menge Substanz ausreichend.

Gegenstände aus metallischem Blei.

Lubbock sagt in: Die vorgeschichtliche Zeit, S. 18: dass bei den Funden aus der Bronzezeit weder Silber, noch Blei vorkommt.

Schliemann hat allerdings bei Hissarlik Blei in allen Städten (mit Ausnahme der zweiten, Ilios S. 311) beobachtet, aber aus der ersten Stadt nur in formlosen kleinen Klumpen, also wohl noch als Seltenheit damaliger Zeit.

v. Bibra sagt in: Bronzen und Kupferlegirungen etc. nichts Erhebliches in dieser Beziehung.

Wibel bezeichnet S. 65, Cultur der Bronzezeit, das Blei als ein neues Metall (für Nord- und Mittel-Europa); er stellt dann S. 66 einige Funde metallischen Bleis zusammen, die aber meist einer späten Zeit angehören.

Mallet: Account of a chemical examination etc. p. 35 spricht zwar von zahlreichen Bleiobjecten aus der Zeit der römischen Invasion, die in England gefunden sind, erwähnt aber keine älteren, und in Irland fehlen naturgemäss selbst diese jüngeren.

Aus dem ganzen Skandinavischen Norden und Dänemark habe ich nichts Sicheres über Bleivorkommen aus der Bronzezeit ermitteln können. Die Eisenzeit lieferte Bleilöthung an Gegenständen aus dem Taschberger Moor bei Süder-Brarup in Schleswig, z. B. an Messingnägeln, deren Stifte an die Köpfe angelöthet; Zur Kunde vaterländischer Alterthümer, Kieler Bericht XVII, 1859, S. 17. (Separatabdruck aus den Jahrbüchern für die Landeskunde etc.)

In England fanden sich nach Evans: Bronze Implements p. 442 und 445 Celte aus Blei auf der Isle of Harty, Sheppey, Kent, und in Lincolnshire (hier vielleicht in einem Grabe), und die gleichen Instrumente hat man nach ihm aus

Frankreich von Morbihan in der Bretagne.

Da diese Celte als schneidende Werkzeuge natürlich gänzlich unbrauchbar waren, so kommt Evans nach längerer Discussion zu dem Schluss, dass sie vielleicht gedient haben mögen als Formen für die thönernen Kerne, die zum Giessen der Bronzehohlcelte in Bronzeformen nöthig waren.

Ueber den Bleigehalt der brittischen Bronzen bemerkt er p. 417, dass die älteren Bronzesachen (flache Celte, Paalstäbe, und selbst Lanzenspitzen) frei oder fast frei davon seien, aber in den jüngeren, den Schwertern und Hohlcelten, oft bedeutende Mengen sich fänden (besonders auch aus der Bretagne in den sog. Votivcelten, bis $32^1/_2$ pCt. Blei, mit nur $1^1/_2$ pCt. Zinn).

Ich führe dies hier nur an, weil derartige Bronzen natürlich die Kenntniss des metallischen Bleis voraussetzen.

In Deutschland besitzt Hr. Blell auf Tüngen in Ostpreussen nach seiner gefälligen Mittheilung ein grosses bronzenes Heerhorn aus der Bronzezeit, dessen Mundstück von Blei; ob dasselbe einem Gräberfunde angehört, ist nicht bekannt, nach dem was Genthe: Etruskischer Tauschhandel, S. 58, sagt, aber nicht gerade wahrscheinlich.

Aus Mainz stammt ein plattes unförmliches Stück Blei, 3—4 *mm* dick (mit schwarzem Ueberzug), dessen Analyse v. Fellenberg unter Nr. 153 giebt; es wird nicht gesagt, ob dasselbe römischen Ursprungs oder welcher Art die Fundumstände überhaupt gewesen; Berner Mittheilungen für 1863, S. 139.

Aus Oesterreich berichtet von Sacken: Grabfeld von Hallstatt, S. 119, über Blei in dünnen Stäbchen oder Draht als Futter der umgebogenen Ränder bei Kesseln (wie bei den altitalischen Gefässen) und bei einem Helm, sowie als Ausfüllung des Bodens bei einigen Erzgefässen; das Blei ist etwas kupfer- und silberhaltig.

Zu selbständigen Geräthen verarbeitet findet sich Blei in Hallstatt nicht.

Aus der Schweiz führt Keller von Cortaillod und Corcelettes am Neuenburger See (und aus dem Bieler See?) an:

Bronzenadeln, deren hohle runde Köpfe an den symmetrisch angebrachten Löchern mit Blei besetzt sind;

Mittheilungen d. antiq. Gesellsch. in Zürich XII, Heft 3, S. 150 und Taf. II, 51—55, (Pfahlbaubericht 2, 1858) und ferner ibid. XIII, Abtheil. 2, Heft 3, S. 102, und Taf. VII, 3 und 5; (Pfahlbaubericht 3, 1860).

Dagegen gehört das bei Wibel: Kultur der Bronzezeit, S. 66, mit aufgezählte, von v. Fellenberg unter Nr. 169 analysirte Blei von Clarens am Genfer See mit 0,79 pCt. Zinngehalt nicht hierher, weil es von einem römischen Bleirohr stammt; Berner Mittheilungen aus dem Jahre 1864, S. 127.

Wegen des Gegenstandes, den es betrifft, mag hier noch erwähnt werden aus Spanien, von Oviedo in Asturien, ein Paalstab, dessen eines Ende mit Blei gefüllt worden, vielleicht schon in älterer Zeit; der Zweck dieser Füllung ist allerdings unbekannt; J. Evans: Bronze Implements p. 97.

Dies ist alles, was ich über das Vorkommen von Blei in älterer Zeit für Nord- und Mittel-Europa habe in Erfahrung bringen können.

Vielleicht gehören hierher noch die oben beim Zinn erwähnten zweifelhaften Sachen, nämlich: 1. die Grifffüllung des italischen Schwertes im Kopenhagener Museum (S. 96); 2. der Schaftcelt und die Pfeilspitze in Perugia (S. 104). Gewissermassen muss man auch hier anreihen das Schwert aus Irland mit Einlage von pewter und die Metallmasse von Ebchester (S. 98), die Potinmünzen aus Böhmen (S. 99) und von La Tène (S. 102).

Aus Vorstehendem ergiebt sich, dass Bleigegenstände aus ältester Zeit womöglich noch seltener sind als zinnerne; aus späterer Zeit hat man wohl derartige Sachen, z. B. aus slavischer die schon oben beim Zinn angeführten Schläfenringe aus dem Gräberfeld von Slaboszewo bei Mogilno in Posen, nach Virchow Berliner Verhandlungen 1878, S. 276/77, und nach Tiedemann ibid. 1881 S. 358/59. Virchow giebt eine Abbildung eines solchen Ringes 1881 S. 367.

Im Süden war ferner das Blei längst allgemein in Anwendung zu einer Zeit, wo im Norden noch die Bronzeperiode herrschte; die Römer machten den ausgiebigsten Gebrauch, sowohl von Blei, als auch von Bleipräparaten, Pflastern u. s. w.

Aus Transkaukasien wird die bedeutende Bleiindustrie von Redkin-Lager erwähnt von Hrn. Friedrich Bayern, Zeitschr. f. Ethn. 14, S. 341.

Nachtrag.

Zinn aus Gräbern.

Insel Sylt, Tilderinghoog II: Die (S. 105 erwähnte) angebliche weisse Kittmasse von dem Goldschmuck habe ich analysirt; sie besteht aus reiner Zinnsäure, der Belag war also eine Zinnplatte. Ueber diesen Goldschmuck gedenke ich demnächst im Verein mit Fräulein Mestorf noch besonders zu berichten.

Ruhenthaler Grabstätte bei Hattingen in Westfalen: Hr. Director W. Schwartz machte mich aufmerksam auf die Stelle in Gustav Klemm's Handbuch der germanischen Alterthumskunde, Dresden 1836, S. 19, Note 6, wo ein von Kortum gefundenes Stück Zinn aus der Ruhenthaler Grabstätte erwähnt wird. Nach K. A. Kortum: Beschreibung einer neuentdeckten alten germanischen Grabstätte, Dortmund 1804, S. 105/6, § 79, handelt es sich um ein schmales, längliches, aussen etwas zerfressenes, innen wie das reinste Zinn erscheinendes Stück, welches genau die Gestalt eines Haarspiesses hat, „so wie ihn noch jetzt die Bäuerinnen in hiesiger Gegend zur Befestigung ihrer Haarflechten gebrauchen“. Nach der beigefügten Zeichnung war der „Haarspiess“ aber auffallend kurz und dick. Er fand



sich mit anderen, wie es scheint einer Frau gehörigen, Beigaben in einer mit Schiefer bedeckten Urne. Die Grabstätte, 18 Fuss lang, $3^1/_2$ Fuss breit, bestand aus 4 Sandsteinmauern ohne Bedachung, enthielt etwa 9 Urnen, und an Metallen noch eine silberne Schale, sowie verschiedene Eisensachen neben den Urnen gelegen, aber keine Bronze- oder Kupfergeräthe. Auch gebrannte Ziegelsteine und andere Dinge (ein Steinkeil) fanden sich vor.

Das Grab kann wohl nicht sehr alt sein.

Zinn aus einem Moore (zu Seite 95 und 96).

Bornholm, Noerre Herred, Ruthsker Sogn: Eine neben anderen Sachen (worunter ein eisernes Schwert und eisernes Ortband) 1832 im Moor gefundene zusammengedrückte Opferblutschale (Lautbolle) aus Bronze, welche die innere Ausfüllung einer Holzschale gewesen zu sein scheint und die inwendig, so viel man sehen kann, verzinnt ist. Der Fund wird als Metallbändlersvorrath angesehen.

Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed, Kjoebenhavn, Bd. III (1836), S. 311.

Blei aus einem Grabe.

Gross-Jena bei Naumburg, Provinz Sachsen: Hrn. Director Schwartz verdanke ich die Kenntniss einer Stelle in Samuel Christoph Wagener: Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit, Weimar 1842, S. 538 und Taf. 101, Fig. 1015, wo eine bleierne Scheibe von Rehehausen bei Pforta, Reg.-Bez. Merseburg, erwähnt wird. In der Originalabhandlung im 2. Jahresbericht (vom Februar 1822) über die Verhandlungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums, Naumburg, S. 2—6 und Taf. XI, wird indessen Gross-Jena als Fundort bezeichnet. Die kleine Bleischeibe, eine „Medaille“, lag mit Knochenresten in einer Urne, ist mit einer bräunlichen Kruste überzogen, trägt auf dem Avers die Zeichen der Sonne, des Mondes und einiger Sterne, auf dem Revers orientalische Schriftzeichen, aber keine Jahreszahl; sie ist ein Mal durchbohrt und wahrscheinlich als Amulet getragen.

Die Schrift wird als frühharabisch, karmatisch, bezeichnet; das Stück soll kurz nach Mohammed geprägt, das Grab, in dem es lag, als dem 6. oder 7. Jahrhundert, dem Ende der Heidenzeit in Thüringen, angehörig zu betrachten sein. Hr. Prof. Ed. Sachau hieselbst erklärt jedoch die betreffenden Zeichen für nicht arabisch, soweit er nach der Abbildung im Jahresbericht urtheilen kann; die auf diese Legende basirte Zeitbestimmung wäre demnach hinfällig[1]). Die Medaille ist auch abgebildet und erwähnt bei Johann Karl Baehr: Die Gräber der Liven, Dresden 1850, Taf. XX, 7 und S. 62.

Angeblicher Bleiring aus einem Pfahlbau.

Genthe: Etruskischer Tauschhandel S. 117 erwähnt nach Desor: Anzeiger f. schwzr. Alterthumsk. 1870, Heft 4, S. 187, einen bleiernen Sammelring eines „porte-monnaie lacustre“ von Auvernier am Neuenburger See. Dieser Bleiring scheint indess nicht zu existiren; allerdings steht bei der Desor'schen Abbildung, Taf. 18, 8, neben dem Sammelring das Wort „Blei“, aber der Text erläutert ausführlich, dass derselbe aus Bronze ist.

---

1) In dem Jahresbericht wird auch S. 3, Note ** erwähnt, dass Stieglitz: Archäologische Unterhaltungen Bd. 2, S. 135, alle auf uns gekommenen Bleisachen für römisch hält. Die vorliegende Medaille ist nun zwar nicht römisch, aber doch auch südlichen Ursprungs.

(21) Der Vorsitzende legt die Photographie des jungen Akkámädchens Saidah, welche vor wenigen Jahren von Romolo Gessi aus Centralafrika gebracht wurde, vor.

(22) Im Auftrage des Hrn. E. Friedel übergiebt Hr. Buchholz folgende Mittheilungen:

I. Der Silberberg bei Wollin als Stätte der Jomsburg.

Ueber Wollin, den Silberberg bei der Stadt und die Stätte des alten Julin (Jumneta, Vineta) sowie die Jomsburg oder Jomswikingerburg haben die Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft bereits manche wichtige Mittheilungen geliefert. Vergl. Virchow's Hauptbericht, Verh. vom 13. Jan. 1872, S. 58 flg. Albert Voss erwähnt den Witlliner Pfahlbau gelegentlich in Verh. 1873, S. 131, eine weitere beiläufige Notiz Virchow's siehe in Verh. 1874 S. 14 u. 116. Küster berichtet über Gerippe-Ausgrabungen und Münzfunde von ca. 1030 am Silberberg, Verh. 1874, S. 207, Virchow a. a. O. über die Schädel, vgl. auch die Notiz Virchow's S. 247. Küster zeigt ferner 2 menschliche Gerippe und 1 Urne von Silberberg, Verh. 1876, S. 234, Virchow spricht hierüber S. 235 und kommt in Verh. 1877 S. 399 nochmals gelegentlich auf die Sache zurück.

Wenn ich gleichwohl von dieser Stelle und zwar hauptsächlich vom Silberberg neue Funde, die ich selber an Ort und Stelle gemacht, beziehentlich für das Märk. Museum erworben habe, vorlege, so möge das mit dem grossen Interesse entschuldigt werden, welches die hochberühmte, von Sage und Geschichte umwobene Gegend immer wieder erweckt, auch damit ferner, dass mindestens eines der Fundstücke einen neuen Gesichtspunkt eröffnet und dass ein neu gewonnener reicher Münzfund einen Blick in die weit verzweigten Handelsbeziehungen des hier bestandenen Emporiums und in seine Chronologie verstattet.

In der Gegend kommen 3 Lokalitäten vorzugsweise in Betracht:

I. Der eigentliche Pfahlbau Wollin oder Julin, dessen Kulturreste, soweit ich übersehe, alle dem sogen. Burgwalltypus entsprechen.

II. Die sehr ausgiebigen Wirthschaftsabfälle bei der Plantage, südlich der Stadt, die sich durch ihre schwärzlichen Kohlen- und Aschstreifen schon vom Dampfschiff aus, wenn man von Stettin kommt, auf dem linken Dievenow-Ufer, kurz ehe man an die Stadt gelangt, bemerkbar machen. Auch hier findet sich echt wendische Poterie der letzten heidnischen Periode, durchaus ohne Glasur, bröcklich, grob mit Steinchen gemengt, mit Schlangenlinien, Parallelriefen und dgl. nationalen Ornamenten versehen, ledergelb, röthlich oder schwärzlich.

III. Sehr verschieden davon ist, neben einiger wendischer Poterie, die Hauptmasse der Geschirrrest-Funde von dem Silberberg nördlich der Stadt, der noch jetzt durch bruchiges Wiesenterrain, ersichtlich früher durch Morast und Wasser, von der Stadt Wollin getrennt war, wobei bemerkt sei, dass diese ehemalige Wasserfläche hier bequem mehrere 100 Wikingerschiffe wie ein Hafen aufnehmen konnte.

Auf, um und am Silberberg, der bereits durch Abgrabungen viel von seiner früheren Gestalt und Grösse verloren hat, finden sich sehr harte schwarze, aus feinerem Thon bestehende Gefässe, zum Theil mit Henkeln versehen, mitunter mit Ornamenten, die an das Wendische anklingen, verziert. Besonders charakteristisch sind aber Scherben, welche der skandinavischen Töpferwaare des 10. bis 12. Jahrhunderts gleichen, viel fester sind als die wendischen gleicher Zeit, und sich auch sonst durch Farbe und Gestaltung von dem spätwendischen Geschirr leicht sondern lassen. Proben solcher Gefässreste, die ich selbst im und am Silberberg gesammelt,



befinden sich im Märk. Museum unter Nr. II. 8112—19 nebst 3 Schädeln (Kat. VIII, 885—888) von derselben Stelle, die Schädel in den Formenkreis der von Küster und Virchow besprochenen offenbar hineingehörig. Der Berg hat sich seit Jahrhunderten so reich an Funden von Silber (Münzen und Schmuck) erwiesen, dass er daher den Namen Silberberg erhalten hat. In einem Briefe von 1590 (Verh. 1874, S. 209) heisst es, dass unter den abgebrochenen Grund- und Ecksteinen silberne Münzen, desgleichen Gebeine von sehr grossen Leuten gefunden wurden.

Der Besitzer der Mühle auf dem Silberberg, Hr. Hartwig, grub im October 1882 in der Nähe seiner Mühle das hier abgebildete Schälchen, Fig. 1 (Durchmesser am Rand 10 *cm*, am Boden 7 *cm*, Höhe 5 *cm*), mit ca. 130 *g* Silbermünzen aus.

1/3 natürl Gr.



1



1/10 natürl. Gr.

Dies Gefäss ist sehr merkwürdig, vor Allem durch eine deutliche grüngraue Glasur und durch seine feine röthliche Thonmasse, die etwa unseren gewöhnlichen Blumentöpfen entspricht. Es ist also grundverschieden von aller wendischen Töpferei. Ebenso merkwürdig ist es, dass dies Töpfchen eingemauert gewesen ist; man sieht die Spuren des steinhart gewordenen unvertilgbaren Kalkmörtels deutlich an der Unterseite. Von dergleichen vermauert gewesenen Gefässen, so häufig sie sonst auch vorkommen, ist niemals etwas constatirt worden, so weit es sich um wendische Poterie handelt.

Zur Vergleichung verweise ich auf das hier abgebildete, um etwa 100 Jahre jüngere, nach Masse, Form und Ornamentirung ächt wendische Gefäss mit Deckel von Michendorf bei Potsdam, Fig. 2 (Kat. II des Märk. Mus. II 828 — 29), welches vom grössten Interesse erscheint, nicht blos, weil es das vielleicht späteste wendische Gefäss ist, welches chronologisch durch Münzen bestimmt wird, sondern auch weil es den überaus merkwürdigen, schnell berühmt gewordenen Michendorfer Münzfund mit den ersten Münzen der bis dahin halb mythischen Petrissa (oder Petrussa), Gemahlin Przibislaws, des Adoptivvaters Albrechts des Bären, und viele andere, theils bis dahin ganz unbekannte, theils nur in wenigen Stücken erhaltene Münzen des 12. Jahrhunderts in sich eingeschlossen hat. Die durchweg silberne Münzen aus dem Gefäss vom Silberberg bestehen ungefähr zur Hälfte aus sog. Wendenpfennigen in etwa 10 verschiedenen Geprägen. Ueber diese Münzen hat sich Hermann Dannenberg in seinem vorzüglichen Werk „Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit" des Nähern ausgelassen. Gefunden werden die Wendenpfennige in der nordostdeutschen Tiefebene, in Polen und bis nach Kiew hin. Die andere Hälfte der Münzen besteht vorzugsweise aus Abschnitten von Lothringen'schen, Friesländischen, Fränkischen und Bayrischen Münzen, ausserdem sind ein Ungarisches, ein Böhmisches und 2 Englische Gepräge erkennbar. Es kommen vor:

1. Aus Lothringen:
   - Cöln,
   - Huy, König Heinrich II (1002—24).
2. Westpfalen:
   - Dortmund, Heinrich II (1002—24).
3. Friesland:
   - Markgraf Bruno v. Friesland (1038—57).
   - Deventer, Heinrich II (1002—24).
   - „ Bischof von Utrecht.
   - Utrecht, Bischof Barnolf.

4. **Franken:**
   Mainz, Erzbischof Bardo (1031—51).
   Speyer.
   Worms, Otto III (991—995).
5. **Bayern:**
   Regensburg, Herzog Heinrich VII (1039—47).
   „ Bischof Gebhard III (1036—60).
6. **Böhmen:**
   Bracislaus I (1037—55).
7. **Ungarn:**
   Stephan I (der Heilige) (1000—1038).
8. **England:**
   Ethelred II (979—1016).
   Kanut d. Gr. (1016—35).
9. Als eine zeitgenössische Nachahmung erscheint
   1 Stück, Otto III und Adelheid.

Die Münzen reichen darnach von etwa 979 bis etwa 1060 und gehören zumeist der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts an. Hierneben sind bezüglich der Jomsburg und Wollins folgende geschichtliche Jahreszahlen zu vergleichen:

a) die scandinavische Jomsburg.	b) das wendische Wollin.
1. Harald Blauzahn († 986 oder 987), wird 965 Christ, mit Gunbild seiner Gemahlin; Kaiser Otto der Grosse hebt ihren Sohn Sven-Otto aus der Taufe. 2. 970—980 Erbauung der Jomsburg. 3. 991 oder 992 stirbt König Harald in der Jomsburg.	1. 983 flieht König Harald v. Dän. nach Wollin und wird von den Wenden, wiewohl er Christ, gut aufgenommen. 2. 991 wird er verwundet nach Julin gebracht und begiebt sich demnächst in die Jomsburg, vgl. a. 3.
4. Unter Kanut dem Grossen (1014 bis 1035) wird Dänemark christlich. Die Jomsburg hat sich während dessen den Dänen wieder unterworfen und hat dänische Statthalter. 5. Als sie unter Magnus dem Guten den Gehorsam versagt, wird sie 1042 oder 1043 von Grund aus zerstört.	3. In diese Zeit gehören die wendischen Niederlassungen an der Plantage südlich der jetzigen Stadt Wollin und das Anwachsen der eigentlichen Stadt Wollin (Julin, Jumneta, Vineta).
6. In dieser ganzen Zeit und späterhin sind keine historischen Daten über die Jomsburg mehr vorhanden.	4. 1075 schildert Adam v. Bremen die Blüthe Vineta's (Wollin's). 5. Als um 1095 sich viele aus Dänemark Vertriebene nach Wollin geflüchtet und von dort Seeraub getrieben hatten, legt sich eine dänische Flotte vor Wollin und erzwingt die Auslieferung der scandinavischen Seeräuber. 6. 1120 wird Wollin von den Schweden und Polen erobert, Herzog Wartislav von Pommern verspricht, Christ zu werden. 7. 1122 predigt der spanische Mönch Bern-

6. In dieser ganzen Zeit und späterhin sind keine historischen Daten über die Jomeburg mehr vorhanden.

hard den Wollinern das Christenthum vergeblich.

8. 1124 erscheint der Pommernbekehrer Otto von Bamberg zum ersten, 1129 zum zweiten Male in Wollin. Die Stadt wird christlich.
9. 1133 wird Wollin schon als Sitz eines Bischofs erwähnt.
10. 1170 wird die Umgegend von Wollin verwüstet, 1175 die Stadt verbrannt. Helmold, der Slavenchronist (Ende des 12. Jahrhunderts) kennt die Stadt nur als untergegangen.
11. 1180 wird das Bisthum von Wollin nach Camin verlegt, Wollin ist von da an unbedeutend geblieben.

Zu dieser historischen Parallele passen die Funde vom Silberberg genau. Die sämmtlichen Münzen sind zweifellos kurz vor 1042 oder 1043, d. h. vor der Zerstörung der Jomsburg hier vergraben worden. Bei der Eroberung derselben wurden die Vertheidiger getödtet oder in die Sklaverei verkauft, daher die grosse Menge vergrabener und verborgen gebliebener Silberschätze.

Auch das Vorkommen von Bruchstein-Mauerwerk und Mörtel auf dem Berge in Verbindung mit Münzen aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erklärt sich ungezwungen, sobald wir nur davon absehen, dass auf dem Silberberg eine slavische Ansiedlung war, denn die Wenden unter sich und für sich kannten allerdings in jener Gegend — wenn überhaupt — erst sehr wenig Mörtelbau, ja auch die nächsten christlichen deutschen Ansiedelungen begnügten sich zumeist mit Holz und Lehmbauten. Dagegen waren die Skandinavier durch ihre Eroberungen in England, wo sich der römische Mörtel- und Mauerbau von den Zeiten des Julius Cäsar her in Uebung erhalten hatte, schon seit dem 9., gewiss seit dem 10. Jahrhundert mit dem Mörtel- und Bruchstein-Mauerbau, sowie dem Steinschnitt vertraut. Soll doch schon die grossartige, hoch gefeierte Kathedrale zu Lund in Schonen mit ihren gewaltigen steinernen Portalen und Gewölben im altromanischen Styl aus Hausteinen im Jahre 1011 begonnen worden sein. Vergl. C. G. Brunius: Nordens äldsta Metropolitankyrka eller historisk och arkitektonisk beskrifning öfver Lunds Domkyrka. Lund 1836. S. 24 und 26 ff.[1]).

Nahe verbunden aber sind nach allen historischen Nachrichten die Jomeburg

1) Die Jomeburg war ein Burgwall von Granitblöcken und Pallisaden, inwendig waren hohe Thüren, der Hafen war durch einen gemauerten Thurm mit einem (romanischen) Schwibbogen und Fallgatter abgesperrt. An Backstein-Bau ist hierbei nicht zu denken, dieser erscheint erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Pommern und Meklenburg, allerdings wiederum eingeführt durch dänische Baukünstler. Vergl. hierüber Karl v Rosen „Ueber Dänemarks Einfluss auf die früheste christliche Architektur Rügens, 1872"; J. L. Löffler „Die Klosterkirche zu Bergen auf Rügen" (Balt. Stud. XXIX, S. 77 ff.) und ders: „Die Kirchen zu Altenkirchen und Schaprode auf Rügen" (das. XXXI, S. 211 ff.), sowie J. Kornerup: „Die Verbindung des Klosters Esrom mit den wendischen Ländern und deren architektonische Spuren), alle 3 Abh. von G. von Rosen aus dem Dänischen übertragen. Kornerup schliesst mit der interessanten Hypothese, dass Dänemark und Deutschland ihre romanische Backstein-Architektur aus gemeinschaftlicher Quelle, Nord-Italien, speciell der lombardischen Tiefebene, wo Haustein fehlt, abzuleiten hätten.

und die Stadt Wollin (Julin) immer gewesen und jedenfalls räumlich näher, als Lebbin sein würde, 2 deutsche Meilen westlich Wollin, in welchem Punkt G. W. v. Raumer: Die Insel Wollin, Berlin 1851, S. 20, die Jomsburg sucht, eine Stelle, wo ein wendisches Fischerdorf seine geringen Reste hinterlassen haben mag, von ausgiebigen Silberfunden aber keine Rede ist. Bezeichnend erscheint es ferner, dass längst nach dem Falle der Jomsburg, zur Waldemarischen Zeit, Svend Agesön, als er von der Zerstörung Julin's (Wollin's) spricht, meint, er sähe mit eigenen Augen die alte Jomsburg fallen[1]).

Nach den vorstehenden Ausführungen löst sich das Verhältniss beider Ortschaften ungezwungen, wenn man in Wollin oder Julin die wendische heidnische Pfahlbau-Stadt, auf dem Silberberg mit seinen Verschanzungen die skandinavische, halbchristliche Jomsburg sieht. Dass auf dem Silberberg bei Wollin die Jomsburg gestanden hat, möchte ich hiernach als Hypothese aufstellen.

II. Der Michendorfer Fund.

Zu den beiden Gefässen von Michendorf bei Potsdam, Kreis Zauche-Belzig, sei bemerkt, dass dieselben aus hellbraunrothem Thon sind. Leider ist das Hauptgefäss sehr defect, Durchmesser des Bodens: 9,5 *cm*, der Durchmesser der grössten Weite mag 15 *cm*, die Höhe des Topfes 18 *cm* betragen haben. Der grösste Durchmesser des mit einem knopfartigen Griff versehenen Deckels ist 12 *cm*, die Höhe 5 *cm*. Der Topf ist mit seichten Parallel-Riefeln, der Deckel mit eingedrückter Schlangenlinie verziert (cfr. Fig. 2).

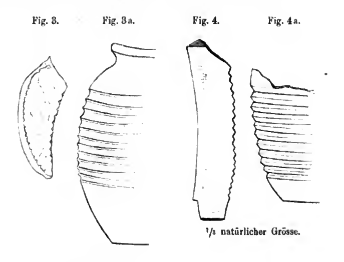
Der Inhalt an Silbermünzen hat in der numismatischen Welt das grösste Aufsehen erregt. Es sind über 2000 Stück, theils Bracteaten, theils zweiseitige Münzen, aus der Zeit von 1140—1184 gefunden worden und zwar Gepräge von Przibislaw (dem letzten wendischen, zuletzt zum Christenthum unter dem Namen Heinrich übergetretenen Fürsten von Brandenburg), von Albrecht dem Bär und Otto I. Unter den Przibislaw zugeschriebenen Münzen (dies sind die zweiseitigen) befanden sich bisher ganz unbekannte Gepräge, darunter namentlich eine mit dem Bilde seiner Gemahlin Petrissa (oder Petrussa) auf der Rückseite. Näheres über den Fund haben von Sallet, Dannenberg (Zur Brandenburgischen Münzkunde, zweiter Nachtrag, S. 277), E. Bahrfeldt (Der Bracteatenfund von Michendorf) und Lange (Berliner Münzblätter 1880, Nr. 4) publicirt.

III. Vorgeschichtliche Gefässstrichler.

In das Märkische Museum sind, mit anderen Fundstücken aus verschiedenen Gegenden der Provinzen Brandenburg und Pommern, eigenthümlich sägeförmig gekerbte Geräthe von Feuerstein, Kalkstein, Bronze oder Knochen gelangt, deren Zweck zweifelhaft erschien, bis die im Märkischen Museum damit angestellten Versuche darthaten, dass sie zur Herstellung der parallel gestrichelten Verzierungen an Thongefässen der letzten vorgeschichtlichen, namentlich der „slavischen“ Periode gedient haben mögen und am bezeichnendsten „Strichler“ zu nennen sind. Diese Geräthe haben, wenn von Stein, a) die Form von flachen, prismatischen Messern, deren Schneide mit regelmässigen, rundlichen Kerbzähnen versehen ist, wie der von den Banzelvitzer Bergen auf Rügen (II, 13 374). der von Feldberg in Meklenburg-Strelitz vorgelegte und derjenige, welchen Hr. Oe-

1) Saxo Grammaticus nennt sogar die Jomsburg selbst Julin, was ebenfalls dafür spricht, dass beide Punkte hart bei einander lagen.

sten gelegentlich des letzten Berichts über die Umgegend von Feldberg (Meklenburg-Strelitz) im Jahrgang 1882 besprochen hat. Derselbe, vom Steinwerder, befindet sich in der Feldberger Sammlung, Facsimilia werden im Märkischen Museum unter II, 13 772, aufbewahrt. — Oder sie haben b) die Form einer der natürlichen Abtheilungen einer Apfelsine, wie ein Strichler aus Kalkstein (Fig. 3) im Besitz des Hrn. Budach in Greifswald bei Grimmen, Reg.-Bez. Stralsund, in einem Torfmoor gefunden. Abguss sub II, 13 251, im Märkischen Museum. Fig. 3a zeigt eine Topfwand, welche mit diesem Geräth nach wendischer Art gestrichelt ist. Unter II, 13 230, wird ein ganz ähnliches natürliches Steinstück verwahrt, von mir 1882 auf einem mit anscheinend wendischen Scherben besäeten Acker nahe Kagel, Kreis Nieder-Barnim, gefunden. Wenige kleine Absplitterungen, welche an diesem Stück bei der Auffindung sich bereits befanden, genügen, dasselbe in vollkommen analoger Weise, wie den Budach'schen Strichler zu benutzen.


Fig. 3. Fig. 3a. Fig. 4. Fig. 4a.

1/2 natürlicher Grösse.

1/2 natürlicher Grösse.

Von Bronze befindet sich im Märkischen Museum ein bei Himmelpfort, Kreis Templin, auf einem Urnenfelde gefundenes kleines Messerchen (II, 13 723), dessen scharfer Rücken sägeförmig gezähnt ist; von Knochen ein in dem spätwendischen Burgwall von Potzlow, Kreis Prenzlau, gefundenes Instrument (II, 9187), welches aus einer sehr flachen und scharfkantigen Rippe (von einem Pferd?) hergestellt ist, in deren scharfe Kante eine Reihe regelmässiger Zähne tief ausgekerbt sind. Die Ornamente einer grossen Zahl von wendischen Gefässscherben, darunter auch der oben gedachte Münztopf von Michendorf, gleichen den probeweise mit jenen Strichlern gezogenen sehr, ja zufällig passen die Zähne des Knochenstrichlers von Potzlow fast genau in die an dem Münztopf von Sonnewalde, Kreis Luckau, angebrachten Ornamentlinien, welcher Leinwandsäckchen mit silbernen Wendenpfennigen (B. II, 10 053 — 56 des Katalogs) enthielt und in den Verh. von 1880, S. 225 und 226, besprochen ist.

Fig. 4 zeigt den Knochen-Strichler, Fig. 4a eine mit ihm bearbeitete Topfwand.

IV. Derselbe legt einen

Depot-Fund (Bronzen und Eisen) **von Carlsstein,**[1]

Kreis Königsberg in der Neumark, vor, welcher vom Rittergutsbesitzer von Stülpnagel dem Märkischen Museum übergeben ist. Letzterer liess im herrschaftlichen Garten zu Carlsstein im vorigen Jahre Bäume ausroden, wobei die Arbeiter etwa 60 *cm* tief 3 Bronze-Halsringe (II, 13 606—8), darunter einen scharf gewundenen (Torques), einen massiven stabrunden Bronze-Armring (II, 13 609) und die Reste von eisernen massiven Armringen (II, 13 610) fanden, von denen die letzteren zum grössten Theil in eine klumpenförmige, oxydirte Masse unter Aufnahme erdiger Bestandtheile übergegangen waren, ähnlich den Thoneisensteinbildungen, welche sich häufig in Kiesschichten finden. Da das Alter des Fundes in die Zeit gehört, in welcher Eisen neben Bronze häufiger wird, so würden Geologen aus diesem Falle Schlüsse auf das Minimalalter jener Naturbildungen zu ziehen in der Lage sein. Dergleichen aus Rostklumpen entstandene Massen ähneln von Natur gewachsenen Steinen so überaus täuschend, dass es wohl kaum ein Alterthumsforscher der Mühe für werth halten würde, sie in die Hand zu nehmen. Gleichwohl zeigt dies mineralische Gebilde durchgeschlagen im Innern noch deutlich Reste des eisernen Artefakts, aus dem es durch Umbildung entstanden ist. Mit Recht hat Hostmann warnend und zur Vorsicht mahnend, darauf aufmerksam gemacht, wie viele eiserne Geräthe auf diese Weise auf mineralischem und chemischem Wege umgewandelt und völlig verzehrt worden sind, ohne dass die hinterbliebenen eisenhaltigen Erdklumpen von irgend Jemand beachtet wurden. Als diese Erdklumpen zuerst gelegentlich der im Jahrgang 1882 geschilderten Excursion des Märkischen Museums nach Alt-Rüdnitz an der Oder (Neumark) den zahlreichen Theilnehmern der Excursion vorgelegt wurden und sich als umgewandelte Eisengeräthe erwiesen, machten sie auf dieselben einen geradezu frappirenden Eindruck. Die Frage des ersten Auftretens von Eisengeräthen erhält in der That durch dergleichen Funde eine ganz veränderte Perspective.

(23) Hr. v. Martens zeigt

kleine Schnecken aus einem alten Menschenschädel.

Dieselben sind bei Bernburg von Director Dr. Fischer gefunden worden. Sie gehören einer in ganz Mitteleuropa verbreiteten lebenden Art, Cionella acicula (auch Achatina acicula oder Caecilianella acicula genannt) an, welche unterirdisch in lockerer Erde, Wiesenboden u. dgl. lebt und verkümmerte Augen hat. Der betreffende Schädel lag nach der Mittheilung des Finders 70—75 *cm* unter der Oberfläche des Ackers, war mit Erde gefüllt und enthielt etwa 250 Stück der genannten Schneckenschalen, welche theils erwachsen, einige ungewöhnlich gross, 5 *mm* lang, theils jung, alle aber noch glänzend weiss waren; eine 200 Schritt davon gefundene, ebenfalls mit Erde gefüllte Urne enthielt keine Schnecke. Auch in England ist dieselbe Schneckenart unter ähnlichen Verhältnissen gefunden worden, nehmlich von Rev. H. Housman in einem älteren britischen Begräbnissplatz an Knochen, 3 Fuss tief unter der Oberfläche („the bones were infested with Ach. acicula", Journal of Conchology, April 1882, S. 317). Da das Vorhandensein des Geruchsinns bei den Schnecken, speciell den Landschnecken, durch verschiedene Versuche bewiesen ist, und dieselben gern faulende Substanzen fressen, so erscheint es wahrscheinlich, dass diese Thiere durch den in der umgebenden lockeren Erde sich verbreitenden Verwesungsgeruch herbeigelockt, sich in so bedeutender Anzahl um die Leiche

sammelten, um von ihr zu zehren, und vielleicht mehrere Generationen an und in ihr lebten und starben; denn man findet sie sonst nicht leicht in solcher Zahl beisammen.

(24) Hr. Arzruni spricht im Anschluss an einen Brief des Hrn. A. Frenzel über das Vorkommen von Nephrit und Jadeit.

(25) Hr. Bartels übergiebt folgende Notiz aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 12. d. M. über

Krao, ein haariges Mädchen von Laos.

Ein sonderbares, kleines, behaartes Geschöpf wird gegenwärtig im Königlichen Aquarium zu Westminster in London von Mr. Farini als „das fehlende Glied" in der Verbindungsreihe zwischen Affe und Mensch gezeigt. Krao ist kein Monstrum in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern ein sehr gut aussehendes, intelligentes Mädchen von ungefähr sieben Jahren. Es wurde nach dem über sie von Mr. Farini gegebenen Berichte in einem Walde von Laos gefunden und von Hrn. Karl Bock, einem Norweger, welcher seit der von ihm in „The Head Hunters of Borneo" beschriebenen Expedition nach Borneo auch Siam und die Staaten des Nordostens von Hinter-Indien durchforscht hatte, nach England gebracht. Da er an verschiedenen Orten von der Existenz einer behaarten Menschenrasse gehört hatte, welche einer Familie ähnlich sein sollte, die er im Hafen von Mandalay gesehen, setzte er eine Belohnung für die Einfangung eines solchen Exemplars aus. In Folge dessen wurde eine Familie dieser sonderbaren Rasse, bestehend aus einem Manne, einer Frau und dem eben ausgestellten Kinde, auch wirklich gefangen und dem Forscher überliefert. Wenn die Kleine weglief, so riefen sie die Eltern in einem klagenden Tone: Kra-o, und so wurde dieser Ruf als ihr Name angenommen. Der Vater starb noch in Laos an der Cholera, und der Beherrscher dieses Landes schlug es ab, die Mutter ziehen zu lassen; es gelang jedoch Hrn. Bock, das Kind nach Bangkok zu bringen, und dort erhielt er vom Könige von Siam die Erlaubniss, es mit nach Europa zu nehmen. Die Augen des Kindes sind gross und glänzend, die Nase platt, die Nasenlöcher kaum sichtbar, die Wangen fest und pfirsichfarben und die Unterlippe dicker als die der Europäer. Die grösste sichtbare Eigenthümlichkeit ist jedoch der starke und üppige Haarwuchs. Am Kopfe ist das Haar schwarz, dicht und straff; es wächst über die Stirne nieder zu den dichten Augenbrauen und setzt sich in bartartigen Locken an den Wangen fort. Der Rest des Gesichtes ist mit feinem, dunklem, flaumigem Haar. Schultern und Arme sind mit 1—2 Zoll langen Haaren bedeckt. Das Kind besitzt ausserdem eine schwanzartige Verlängerung der untersten Rückenwirbel, und in der Formation seiner Muskeln, wahrscheinlich auch der Knochen, zeigt es von der gewöhnlichen Form abweichende Bildungen, die wahrscheinlich wissenschaftliche Discussionen hervorrufen werden. Kra-o hat bereits einige englische Worte gelernt, sie ist offenen, zuthulichen Charakters und zeigt über ihre Kleider, ihren Schmuck und ihre Bänder aufrichtiges Entzücken.

(26) Hr. L. Schneider in Jičin bespricht in folgender Zuschrift

die Lage von Askiburgion.

Vor zwei Jahren erschien im Programm des Taborer Gymnasiums ein Artikel von Prof. Aug. Sedláček über Ptolemaios, in welchem nach Sadowski's Methode

versucht wird, durch Kürzen und Strecken der Ptolemäischen Grade einen Theil seiner Karte Böhmen und Mähren anzupassen.

So wenig Aussicht auf Erfolg auch derlei Versuche haben, so lässt sich doch nicht verkennen, dass einzelne topische Bezeichnungen seit Ptolemäus bis auf unsere Tage sich erhalten haben. Zu diesen gehört jedenfalls der slavische Name des Riesengebirges „Korkonoše", mit welchem, in der Form Korkonti, Ptolemäus ein nahe an der Weichsel wohnendes Volk bezeichnet.

Ich kann daher Sedláček durchaus nicht beistimmen, wenn er auf Grund der Worte des Ptolemäus: „Oestlich von den Chamavi wohnen an der Elbe die Baiochaimi, oberhalb diesen die Bateni (?) und über diesen am Fusse des Askiburgion genannten Gebirges die Korkonti und die Buri" — die Korkonti nach Böhmen verlegt und in Askiburgion das Riesengebirge sieht. Dem allgemeinen Sprachgebrauche nach konnten die Bewohner Böhmens das Riesengebirge nur dann als „Korkonterberge" bezeichnen, wenn die Korkonti jenseits des Gebirges, also in Schlesien wohnten. Ueberdiess hat sich aber auch der Askiburgion entsprechende Name bis heute erhalten.

Bekanntlich erhebt sich zwischen Mähren und Schlesien ein von den Deutschen „Gesenke" genannter Gebirgszug. Die Bezeichnung „Gesenke" für ein Gebirge müssten wir sehr absonderlich finden, wenn wir nicht wüssten, dass dieses Wort nur eine Verhalhornung des Wortes „Jesenik" ist, mit welchem die Slaven jenen Gebirgszug benennen. „Jesenik" ist aber soviel wie „Eschengebirge" vom slavischen jesen, deutsch Esche und altdeutsch Aske und folglich identisch mit Askiburgion.

Oestlich und südlich vom Askiburgion entspringen nach Ptolemäus zwei Flüsse, nehmlich die Wistula (slavisch Vis(t)la) und ein zweiter ungenannter Fluss, welcher seinen Lauf zur Elbe richtet. Dieser zweite Fluss kann nur die Oder gewesen sein, und wenn Ptolemäus den mittleren Lauf derselben so schlecht kannte, so beweist diess, dass die Handelsstrasse, auf welcher seine Gewährsmänner von der Donau zur Ostsee gelangten, nicht dem Laufe der Oder, sondern dem Laufe der Weichsel folgte.

Ist „Askiburgion" gleich „Eschengebirge" und „Jeseník", dann müssen wir alle Orte, welche Ptolemäus zwischen jenem und der Donau nennt, in Mähren suchen und zwar in den zahlreichen dortigen Burgwällen, in denen häufig genug römische Münzen gefunden werden.

(27) Hr. L. Schneider übersendet Bemerkungen zu

Undset's Buch „Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa", soweit es Böhmen betrifft.

In der Einleitung zu seinem monumentalen Werke bespricht Undset die beiden Culturströmungen, welche von verschiedenen Seiten und zu verschiedenen Zeiten das mittlere und nördliche Europa beeinflussten und hält sich dabei längere Zeit bei Böhmen auf, in welchem beide Strömungen ausgezeichneter Weise zur Geltung kommen.

Es ist nur zu bedauern, dass Undset die in böhmischer Sprache erschienenen einschlägigen Publicationen (namentlich die bereits 30 Jahrgänge zählenden Památky archaeologicke) nicht benutzen konnte; daher will ich versuchen, diesen Abschnitt seines Werkes zu completiren und wo es nöthig ist, zu berichtigen.

Dass der nördliche und der mittlere Theil von Böhmen bereits in neolithischer Zeit ziemlich dicht bevölkert war, zeigen nicht bloss die seit Langem häufig ge-

fundenen Geräthe von polirtem Stein[1]), sondern noch deutlicher die sich nunmehr stets mehrenden, früher wenig beachteten Funde von geschlagenen Silexinstrumenten. Auch meine Hypothese, dass der Nordwesten Böhmens von Meissen aus durch den Elbspalt bei Tetschen bevölkert wurde[2]), gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, dass unlängst auf dem Quaderberge bei Tetschen, welcher das betreffende Defilé abschliesst und den Ausgang aus denselben beherrscht, eine prähistorische Ansiedelung — oder besser Befestigung — mit Feuersteinspähnen und Getreidereibsteinen gefunden wurde[3]).

Was an Geräthen dieser frühesten Bevölkerung Böhmens gefunden wurde, stammt aus Wohnstätten; beglaubigte Gräberfunde aus dieser Zeit sind sehr selten. Um so werthvoller ist der Bericht des Conservators Lüssner[4]) über einen Skeletfund in der neolithischen Ansiedelung bei Chrudim, den ich hier vollständig mittheile: In der Lehmgrube der Chrudimer Ziegelei kam im Sommer des Jahres 1858 ein trichterförmiges Grab zum Vorschein. Dasselbe hatte oben an der Ackerkrume 4° im Durchmesser und reichte 2° in die Tiefe. Der ganze Raum war mit Asche, Kohlen und Resten von Organismen angefüllt. In der obersten Schichte fand man eine grosse Menge von Thierknochen, Scherben und angebrannten Steinen; 3 Fuss tiefer lagen auf einem Herde von Steinen der Schädel, die Geweihe und zahlreiche Knochen von einem starken Hirsche; noch tiefer kamen einige Scherben zum Vorschein, dieselben waren dunkel, glänzend, mit sehr kleinen Henkeln oder Oehsen versehen, die Ränder waren verziert oder fein gezahnt. Ganz wurde bloss ein kleines, 2 Zoll hohes, 3 Zoll weites Gefäss von Bombenform mit senkrecht aufsteigendem Rande gefunden, welches in einem Steinkreise stand. Ein zweites Gefäss war kegelförmig, — ein abgelöster Henkel war mit einem eingestochenen Johanniterkreuz verziert. Bei diesen Gefässscherben lagen Stücke von Hirschgeweihen, Eberzähne, ein geschlagener Feuerstein etc. Wenig tiefer lagen Stücke eines Menschenschädels. In einer Tiefe von 9 Fuss lag endlich ein ganzes menschliches Skelet, mit dem Kopfe gegen West, den Füssen gegen Ost gerichtet. Der Todte lag auf der rechten Seite, die Arme vor die Brust gelegt, die Schenkel eingezogen, so dass die Fersen das Kreuzbein berührten. Neben dem Skelet lag ein Stierhorn, Stücke von Hirschgeweihen und zwei menschliche Schädel, der eine zu Füssen, der andere zu Häupten des Todten. Die Zähne an allen Schädeln waren sehr wohl erhalten und wiesen auf jugendliche Individuen. H. Lüssner übergab alle drei Schädel den Sammlungen des Nationalmuseums, doch wurden dieselben von Niemand näher untersucht. Es scheint, dass bei Chrudim ein Grab aus jener uralten Zeit gefunden wurde, wo man den Todten in dem Trichter seiner Erdhütte unter den Trümmern derselben begrub und dass sich später abermals Jemand in dem nicht ganz ausgefüllten Trichter ansiedelte.

In die neolithische Zeit reicht auch die Ansiedelung von Vokovice, bezüglich welcher ich Hrn. v. Strassern viel mehr, als den Herren Berger und Mikš beistimme.

Dass die von Undset nach Angaben des Hrn. Mikš gezeichneten Grubendurchschnitte nicht Gräber, sondern Reste von Wohnungen sind, dürfte die nebenstehende Zeichnung einer Grube aus der gleichfalls neolithischen Ansiedeluug von

1) Bereits im Jahre 1845 waren 15 Fundorte bekannt. Časopis českého Musea 1845.
2) Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellsch. 1881, S. 243.
3) Klášterský, Památky archaeol. XI, p. 432.
4) Památky III, p. 235.

Přemyšlení[1]) beweisen. Diese Grube (165 *cm* tief, 125 *cm* weit), welche ich letzten Sommer in der Ziegelei von Přemyšlení sah, zeichnete sich sehr scharf in dem gelben Löss ab, enthielt aber absolnt nichts als dunkelgefärbte Ackererde, so dass ich sie für nichts anderes erkennen kann, als für einen aufgegebenen Getreidebehälter. In den Resten der Vokovicer Ansiedelung kommen ausser Gefässscherben auch Artefakte von Feuerstein, polirten Steinen, Knochen und antiker Bronze vor[2]).



Auch der Bronzeeber „aus der Šarka" wurde von Krolmus im Jahre 1848 „hinter den Wirthschaftsgebäuden (zahumny)" des Bauers Hladík in Vokovice ausgegraben, vermnthlich an jener Stelle, wo sich noch im Jahre 1858 eine, damals von mir oft besuchte, nunmehr längst aufgelassene Lehmgrube (rechts von der Strasse) befand. Die Skeletgräber mit La Tèneheigaben, welche von Arbeitern in den neuen grossartigen Ziegeleien (links von der Strasse) sporadisch nnter den sogenannten „Brandgräbern" gefunden werden, dürften zu der alten Ansiedelung in demselben Verhältnisse stehen, wie die analogen Gräber zu der neolithischen Ansiedelung bei Bydžov[3]). Hr. Ziegeleiverwalter Winter in Vokovice besitzt von hier ausser Silexartefakten etc. auch ein Stück eines rothlackirten mit gestochenen Ornamenten verzierten Gefässes von der Art derer von Kralupy, Polepy nnd Markovice[4]).

Eine unzweifelhafte Grabstätte aus alter Bronzezeit fand Dr. Ryzner in der Nähe von Roztoky:

Zwischen Roztoky, Unětice und Žalov erstrecken sich über eine Area von etwa 40 Metzen prähistorische Gräber, von welchen Dr. Ryzner zwei Gruppen ausgebeutet hat. Die erste Gruppe zählte 27 Gräber mit Skeletten neben 3 Urnenfunden. Die Gräber sind Reihengräber, eines von dem andern 80—100 *cm* entfernt, die Tiefe beträgt $1^1/_4 - 1^1/_2$ *m*, die Breite 1 *m*, die Länge $1^1/_2 - 2$ *m*. In jedem Grabe liegt ein Skelet auf der rechten Seite, der Kopf gegen Süd, die Füsse gegen Nord gerichtet, also mit dem Gesichte gegen Sonnenaufgang, in zusammengekauerter Lage, so dass die Kniee an die Brust, die Fersen fast bis an das Kreuzbein gezogen sind. Die Arme liegen an dem Brustkasten, in den Ellbogen zurückgeschlagen, so dass die Hände an den Kopf reichen. Ausnahmen bildeten die Gräber Nr. 20, wo der Schädel fehlte und die Knochen zerstreut lagen, und Nr. 21; dieses war ein Massengrab mit durcheinandergeworfenen Skeletresten.

Fast jedes Grab enthielt ein Gefäss, in den Frauengräbern war es klein und stand in dem von Unter- und Oberarm gebildeten Winkel, in den Männergräbern war es ein grosses nnd fast immer zerdrückt. Skelette von Männern wurden ver-

1) Im Jahre 1878 hielt ich die Gruben von Přemyšlení, Liben, Bydžov, Žalany etc. auch noch für Gräber (Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1878, S. 368).

2) Ich erwarb hier eine Bronzenadel einfachster und wohl ältester Form. Sie besteht aus einem Stücke Bronzedraht, dessen eine Ende angespitzt ist, während das andere plattgehämmert nnd zusammengerollt den Nadelkopf bildet.

3) Siehe Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erhaltung von Kunst- und Baudenkmalen 1882, S. 82.

4) Derlei Gefässe wurden in Žalany nicht gefunden, dagegen erregte bei der heurigen Versammlung böhmischer Aerzte nnd Naturforscher allgemeine Aufmerksamkeit ein prachtvolles Gefäss dieser Art, welches beim Grundgraben zu einem Hause in der Prager Vorstadt Smichov gefunden wurde nnd von Korenský ausgestellt war.

hältnissmässig wenige gefunden, die Frauen und Kinder waren reich geschmückt mit Bronzeschmuck und Bernstein. Jedes Skelet ist von einer Steinsetzung umgeben, der Kopf durch grosse Steine geschützt und das Grab bis hart an die Oberfläche mit grossen, oft einige Centner schweren Steinen angefüllt. Die drei Urnenfunde sind folgende:

Nr. 22. eine Schüssel, stand in einem Haufen von Asche und gebrannten Knochen, in ihr stand ein Topf von 7 *cm* Höhe mit Asche gefüllt und beides war mit einem umgestürzten grossen Topfe bedeckt.

Nr. 23 enthielt ein grosses Gefäss (8 Liter), in welchem ein kleineres und in diesem abermals ein kleineres Gefäss steckte, die Gefässe enthielten Asche ohne Knochen.

Nr. 25. Reste eines grossen, von der Pflugschar zerstörten Gefässes.

An Beigaben wurden gehoben: 11 kleine, schwarze Gefässe mit Graphitanstrich, 7 zerdrückte grössere schwarze und röthliche und 3 grosse ganze Gefässe, nur wenige haben Henkel, die meisten sind mit Buckeln versehen; fünf an einer Seite abgeriebene Steine (Kornquetscher); in 17 Gräbern wurde Schmuck gefunden und zwar sechsmal Perlen (Bernstein), 19 Nadeln (achtmal 1, zweimal 2, einmal 3 und einmal 4), 15 Ohrgehänge (fast immer zu 2), 5 Armringe, 1 Bronzekette, 3 Amulette (2 durchbohrte Zähne und 1 von Bernstein), endlich ein goldener Ring. An Waffen und Geräth fand man bloss einen Bronzedolch und 3 Bronzepfriemen.

Die zweite Gruppe von Gräbern lag näher gegen Unětice. Hier wurden 26 Gräber von Dr. Ryzner, 3 von Hrn. v. Strassern geöffnet, alle enthielten Skelette, welche genau so lagen wie die früher gefundenen. Die Beigaben bestanden aus 2 zugespitzten Knochen, 1 Bronzedolch, 8 Armringen, 3 Paar Ohrgehängen, 6 Partien von Bernsteinperlen, einem Halsschmuck aus Bronze und Bernstein, 3 Kornquetschern, 7 Nadeln, 10 erhaltenen Gefässen, 1 Stück Schlacke, 2 Bronzeringen, 1 Bronzepfriem mit Heft von Bein und einem Ringe von Bein [1]).

Den Gräbern von Unětice sind ähnlich diejenigen von Čečovice (1 Meile westlich von Unětice), deren eine grössere Zahl von dem Bauer Krombolz geöffnet wurde. Auch hier liegen die Skelette mit dem Kopfe gegen Süd, den Füssen gegen Nord gerichtet, in hockender Lage.

Während die Gräber der Bronzezeit aus der Umgebung Prags meist Skelette enthalten (war diese Gegend vielleicht schon damals so arm an Wald wie im Mittelalter und heut zu Tage?), fand man im nordöstlichen Böhmen, ausser den schon früher bekannten Urnenfeldern von Rosice und Kunětice (von hier stammt die bei Undset, Taf. VII, Fig. 10, abgebildete Urne mit Deckschüssel), letzter Zeit solche bei Hohenbruck (Třebechovice), Korunka und Hořiněves.

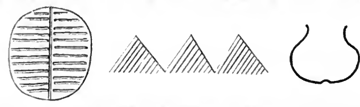
Das Urnenfeld von Korunka (beschrieben von Smolik in Pamatky, XI, S. 613) gleicht auffallend den lausitzer Urnenfeldern von Grossenhain und Streblen.

Das Hořiněveser Urnenfeld habe ich heuer im Frühjahre selbst besucht. Es erfüllt den südlichen Abhang eines mit diluvialem Schotter hoch bedeckten flachen Hügels bei Hořiněves und war wohl schon so lange bekannt, als die hier befindliche zur Domaine Smiřic gehörige Schottergrube existirt, ohne jedoch beachtet zu werden. Erst als der Bauer Hošek im Herbste vorigen Jahres der Bauunternehmung der böhmischen Commercialbahnen sein an die alte Schottergrube anstossendes Feld, behufs Schottergewinnung, zur Verfügung stellte, wurde die Existenz des Urnenfeldes

1) Památky XI, p. 289 und 353. Diese Gegenstände gleichen auffallend jenen, welche im Jahre 1878 bei Mönitz in Mähren neben Skeletten gefunden wurden. Mittheil. d. Wiener anthrop. Gesellsch. IX, S. 202.

von den Ingenieuren Marterer und Helman erkannt und dasselbe hierauf vom Conservator Hraše näher untersucht.

Da die Urnen und die Beigefässe sehr nahe an der Oberfläche des Ackers sich befinden, haben dieselben durch Einwirkung von Feuchtigkeit und Frost stark gelitten, so dass nur ausnahmsweise ein ganzes Gefäss ausgegraben wird. Die Knochen befinden sich in gröberen Gefässen, die Beigefässe sind fein gearbeitet, von freier Hand geformt und häufig mit Graphit angestrichen. Ein Gefäss, dessen Bruchstücke ich besitze, gleicht in Form und Verzierung dem Gefässe von Maria-Rast (Taf. III, Fig. 6, bei Undset); eine Schüssel hat die Innenseite des Bodens durch seichte



Striche verziert; die mit Graphit angestrichenen Gefässe tragen als Verzierung schraffirte Dreiecke oder flach concave Gruben mit eingedrückten Punkten ringsum (Nadziejowo, Undset, S. 85). Bei kleinen Gefässen ist der Boden ganz klein und eingedrückt, als wenn der Töpfer beim Formen des Gefässes in den convexen Untertheil die Daumenkuppe gedrückt hätte. Ausser den Gefässen (auch Klappern) wurden Bronzegegenstände gefunden, darunter ein Schwert von 40 *cm* Länge.

Wie es scheint, war Urnenbestattung die herrschende Art in Böhmen bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr. Dies bezeugt das Vorkommen römischer Bronzegefässe als Ossuarien bei Zdice und Dušníky, namentlich aber der auch von Undset (S. 55) gewürdigte Urnenfund von Kostomlaty[1]). Bei diesem Funde will ich mich etwas aufhalten, da ich es war, der diese Gegenstände aus dem Schranke eines Alterthümerliebhabers (des Maschinenmeisters der Kostomlater Zuckerfabrik) an das Tageslicht brachte. Vor Allem muss ich aber bemerken, dass der grosse Streithammer von polirtem Stein gar nicht zu den Kostomlater Funden gehört; Hr. Veselý fand denselben in der nahen Zuckerfabrik zu Lysá in einem Haufen Knochen, welche behufs Verarbeitung zu Knochenkohle zusammengekauft worden waren.

Die übrigen von Hrn. Veselý dem Nationalmuseum geschenkten Gegenstände wurden an sehr verschiedenen Punkten des Weichbildes von Kostomlaty gefunden, namentlich die punktirte Urne, mit verbrannten Knochen, Eisenwaffen, Eisengeräth und dem Silberdenar Nerva's gefüllt, wurde ganz vereinzelt auf dem höchsten Punkte eines neben der Fabrik gelegenen Feldes gefunden, als man daselbst Miethen zur Einlagerung von Rüben grub. Die Form dieser gehenkelten und von freier Hand geformten Urne ist eine sehr ungewöhnliche, indessen ist ihr doch eine auf dem Marchfelde mit eisernen Waffen gefundene Urne (Mittheilungen d. W. G., IX, S. 234) einigermassen ähnlich.

Die drei Fibeln vom La Tènetypus, die beiden Armringe und die Münze des Augustus brachten Hrn. Veselý Bahnarbeiter, als ein Jahr nach Auffindung der Urne auf einem tiefer gelegenen Theile desselben Feldes das Stationsgebäude der Nordwestbahn gebaut wurde (1872). Die näheren Umstände dieser späteren Funde waren im Jahre 1876 nicht mehr zu eruiren, doch scheint es, als habe man die-

1) Památky, X, S. 647, wo aber die, nicht von mir herrührenden Zeichnungen wenig genau sind.

selben bei Skeletten gefunden, wenigstens meinte der Parteiführer Baloun, als er Hrn. Veselý die Münze des Augustus brachte: „Das war ein armer Teufel, wir fanden bei ihm nichts, als diese Münze.“ Einer von den Arbeitern, den ich noch in Lysá vorfand, sprach wohl von Scherben, doch erwiesen sich auch seine sonstigen Angaben als ganz unzuverlässig.

Etwas später finden wir im nördlichen und mittleren Böhmen abermals die Bestattung ganzer Leichen als die herrschende, doch findet dieselbe in umgekehrter Richtung statt, so dass die Skelette mit den Füssen gegen Süd, mit den Köpfen gegen Nord liegen.

Verlässliche Nachrichten haben wir bloss über das Gräberfeld in der Prager Vorstadt Žižkov (Beneš in Památky, X, S. 67) und über die von mir ausgebeuteten Gräber bei Bydžov (Mittheilungen der K. K. Centralkommission, VIII, S. 82).

Die in den Gräbern von Žižkov gefundenen Gegenstände sind: Waffen, Geräthe und Schmuck von Eisen, Bronze und Email, sämmtlich vom Typus La Tène, Münzen von Gold und Silber und einige zerbrochene Gefässe. Bezüglich der Scherben, welche neben den Skeletten in Žižkov gefunden wurden, behauptet Beneš, die betreffenden Gefässe seien ganz gewiss auf der Töpferscheibe geformt worden; bei denen von Bydžov, welche sich in meinem Besitze befinden, kann darüber gar kein Zweifel obwalten. Es sind also die Gräber von Žižkov und von Bydžov jedenfalls jünger als der Fund von Kostomlaty, denn die dortige Urne ist gehenkelt und von freier Hand geformt.

Bemerkenswerth ist noch, dass die Gefässe und Scherben von Bydžov ganz denen vom Hradiště bei Stradonice gleichen, während die Bronzegegenstände genau mit denen aus der Riesenquelle bei Dux übereistimmen [1]).

Im Vorstehenden habe ich den Charakter prähistorischer Funde im nördlichen und mittleren Böhmen klar zu stellen versucht. Ein ganz abweichendes Verhalten finden wir in dem südwestlichen Theile des Landes.

In diese Region gehören die von Undset citirten Bronzefunde von Březy, von Stockau (Pivoň ist der böhmische Name), von Střela, von Strakonice und vom Hradiště bei Písek [2]).

Der eigenthümliche Habitus der hiesigen Funde trat erst deutlich hervor, als man in neuester Zeit mehrere Gruppen von Grabhügeln durchforschte; es waren

1) Wichtige Aufschlüsse kann man erwarten, falls es gelingen wird, die zu der Stradonicer Stadt gehörige Necropole zu entdecken. Die Tumuli, welche im Walde Lisek, gegenüber dem Hradiste, sich befinden, sind es keinesfalls; dieselben wurden im Jahre 1846 auf Kosten des Fürsten v. Fürstenberg geöffnet und die gefundenen Gegenstände (meist Waffen von Eisen befinden sich im Museum auf der nahen Nischburg. Dieselben weisen so eigenthümliche



Formen auf, z. B. Speere mit zwei Spitzen, dass sie eines eingehenden Studiums gewürdigt werden sollten.

2) Letzterer Fundort ist irrig S. 45 als Želenice bezeichnet, mir ist von einem Bronzegefässfunde in Želenice (bei Schlan) nichts bekannt, dagegen fand ein Bauer aus dem Dorfe Hradiste bei Pisek 1858 in einem Grabhügel goldene und silberne Schmucksachen, einen Bronzekrug, 2 Schüsseln von Bronze, den Henkel eines Kruges, viele Armbänder, Ringe und Nadeln (Pamatky V). Der Krug und die eine Schüssel kamen in die Sammlungen des Nationalmuseums. Das vasenförmige Gefäss, welches Undset S. 43 anführt, ist wohl jenes, welches in dem Burgwalle von Lžovice bei Elbe-Teinitz gefunden wurde.

dies namentlich die Tumuli von Milaveč bei Taus, von Metelsko bei Bischofteinitz, von Malesice bei Pilsen und aus der Umgebung des Hradiště bei Blovice[1]).

Die Gefässe, welche in diesen Grabhügeln gefunden wurden, sind in gleichförmiger Weise mit eingedrückten, von einer weissen Masse ausgefüllten, geometrischen Ornamenten (schraffirten Sparren und Kreisen) verziert.

Diese Verzierungen sind von den im nördlichen Böhmen vorkommenden gänzlich verschieden, doch stimmen sie auffallend überein mit den Verzierungen des Prachtgefässes aus dem Tumulus bei Pillichsdorf (Mittheil. der Wiener Anthr. Ges., IX, S. 229), folglich auch mit denen der pannonischen Gefässe von Hatvan und einigermaassen auch der von Villanova. Derlei Gefässe fand man bisher verbreitet von der Wasserscheide zwischen der Radbuza (Elbegebiet) und des Cham (Donaugebiet) bei Taus, über das Flussgebiet der Anglava und der Uslava bis an die Mies.

Weiter östlich, an der Otava, fand man Erzeugnisse einer etwas späteren Zeit, namentlich ausser der Cyste von Strakonice, den Bronzegefässen von Pisek (siehe oben), noch die merkwürdigen grossen Hohlringe (Undset, Taf. V, Fig. 1) und zwar auf einem sehr beschränkten Raume bei Hoštice, Rovná, Třebohostice und Vrčovice.

Noch weiter gegen Osten, bereits jenseits der Moldau (Vltava) fand Conservator Hraše im Jahre 1862 in einem von der Moldau und der Lužnice gebildeten Dreiecke (bei Rataje) eine grössere Anzahl von Necropolen (Památky, V., VI., VII., VIII. und IX.). Auch diese bestehen aus Grabhügeln, welche Geräthe und Waffen von Eisen und aus Graphit verfertigte Gefässe enthielten. Dagegen fand man in dem ganzen weiten Gebiet zwischen der Moldau und der Lužnice einerseits und der Sazava andererseits bis dato noch nichts, als an einigen Orten slavische Hakenringe.

Das Alles macht es sehr wahrscheinlich, dass — etwa während der frühesten Bronzezeit[2]) — noch eine zweite Immigration in das obere Elbgebiet stattgefunden hat, und zwar durch die weite Lücke zwischen dem nördlichen und dem südlichen Theile des Böhmerwaldes bei Taus[3]). Die neuen Ansiedler mögen sich zuerst an der Radbuza, Anglava und Uslava ausgebreitet haben, dann dem Laufe der Mies gefolgt sein, wobei sie nothwendig am mittleren Theile derselben nördlich vom Brdagebirge[4]) mit der nordböhmischen Bevölkerung zusammenstossen mussten; dieser

1) Die Grabhügel bei Blovice liess der Gutsherr Graf Eduard Palfy öffnen und zwar acht, welche einen Durchmesser von 12—19 *m* und eine Höhe von 1—2½ *m* hatten und sämmtlich einen Steinkern enthielten. Gefunden wurden in ihnen ausser Gefässen und Scherben ein Goldring, circa 100 Golddäden von 12 *g* Gewicht (die Legirung enthält 916 ‰ reines Gold), Bernstein, von Bronzegegenständen ein Schwert, ein Dolch, ein Paalstav, 2 Pfeilspitzen, eine grössere Anzahl Armbänder und Nadeln, dann eine Pincette. In einem Grabe fand man 19 Bronzenägel und neben denselben ein Stückchen Eisen. Den ganzen Fund erhielt das Nationalmuseum (Pamatky XII, Taf. I u. VIII).

2) Sichere Funde von Steingeräth im südwestlichen Böhmen fehlen noch. In einem Tumulus bei Milavec will man eine unvollendete Speerspitze (?) von Stein gefunden haben.

3) Bei Taus im Walde Okrohlik fand man ein Bronzedepôt; in dem nahen Vollman, welches bereits im Flussgebiete der Cham liegt, ausser anderen Alterthümern auch römische Münzen.

4) Der „Brda" genannte Gebirgszug enthält eine grosse Menge von Befestigungen; die grösste unter ihnen ist der Burgwall auf dem einerseits von der Litava, anderseits von der Chumava eingeschlossenen Berge Plešivec, dessen 290 *m* hoch über der Umgegend gelegenes Plateau eine Fläche von 800 000 □Meter einnimmt, von welcher vier Fünftheile vom Walle umgeben sind. Im Walle selbst fand man Bronzecelte, Speere und Barren, am Fusse im Jahre 1826 den Depôtfund von Jince.

Umstand mag dann ihrer Ausbreitung die Richtung gegen die Votava und weiter östlich bis über den mittleren Lauf der Vltava gegeben haben[1]).

Die Sazava mit der Trnava gehören aber nicht in das Gebiet dieser Immigration, denn in dem ganzen ausgedehnten Complexe, den die Sazava durchfliesst, fand man bisher bloss ein Depôt (Paalstäbe und Sicheln) bei Rataje, wohin dasselbe leicht von der nahen Elbe gelangen konnte, und La Tènebronzen bei Poříčí, also bereits nahe an der Mündung der Sazava in die Moldau.

Die Trnava und die südliche Sazava entspringen demselben Gebirgsstock wie die Iglava, weiter nördlich entspringt die zweite Sazava, welche sich in Böhmen mit der ersten verbindet, während eine dritte Sazava, welche noch weiter nördlich entspringt, zur Morava (March) sich wendet. Es ist also höchst wahrscheinlich, dass die drei Sazava und die Trnava ihre Namen von der prähistorischen Bevölkerung Mährens erhalten haben.

Ich habe bereits früher (Zeitschrift f. Ethnol., 1880, S. 102) darauf aufmerksam gemacht, dass die südböhmischen Flussnamen fast durchweg Composita sind, welche wahrscheinlich aus einem Adjectiv und dem Substantiv ava (aqua?) bestehen, dass solche Flussnamen im nördlichen Böhmen niemals vorkommen, dass dieselben aber sehr häufig sind in Mähren, Pannonien, weiter östlich in den Gebieten der Bastarner, nördlich in Polen und Preussen bis an die Ostsee, aber auch südlich in Noricum — Sava, Drava und Juvava, an welch letzterer Juvavia (Salzburg) lag — vorkommen.

Sollte sich die Ansicht Fligier's bestätigen, dass Vorfahren der Italiker einst, bevor einzelne Stämme derselben in die Poebene drangen und die dortigen Terramaren errichteten, die Pfahlbauten von Ober-Oesterreich bewohnt haben, so würde dadurch die Verwandtschaft der Bewohner Noricums, Pannoniens, Mährens und des Weichselgebietes erwiesen und der spätere rege Handelsverkehr zwischen Italien und diesen Ländern und als Folge dessen das frühzeitige Vorkommen von Eisen in denselben erklärt.

Für das südliche Böhmen müssten wir dann eine Einwanderung von der Donau her annehmen und zwar von Südwest, denn wenngleich Undset das niedrige Grenzgebirge zwischen Böhmen und Mähren als ein geringes Hinderniss für eine Einwanderung von Osten her ansieht, so lässt sich doch — selbst mit Urkunden — beweisen, dass der hochgelegene, kalte und wenig fruchtbare Südosten von Böhmen am spätesten colonisirt wurde, also Böhmen und Mähren noch in historischer Zeit durch einen weitläufigen Urwald getrennt waren.

Dagegen lässt sich frühzeitig schon eine Handelsstrasse von Lentium in das südliche Böhmen konstatiren. An dieser Strasse fand man bereits im Jahre 1832 beim Baue der Linz-Budweiser Pferdebahn in der Nähe von Freistadt (Ober-Oesterreich) eine Menge von Bronzesicheln, von denen eine Partie dem böhmischen Nationalmuseum damals vom Pfarrer Hofmeister geschenkt wurde. Möglicherweise fand längs dieser Strasse noch eine dritte Immigration in Böhmen statt, deren Spuren Stulík in den bisher ganz isolirten Grabhügeln von Plava südlich von Budweis gefunden hat. (Siehe darüber Virchow in den Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1875, sowie Památky, VII.)

(28) Hr. W. Schwartz legt folgenden Brief des Grafen Wensierski-Kwilecki zu Wroblewo vor, betreffend

1) Durch diese neue Einwanderung mag auch die Kenntniss des Graphits aus Bayern nach Böhmen gelangt sein, und nicht, wie ich früher annahm, durch eine Colonisation des Votavagebietes vom nördlichen Böhmen aus.

ein Bronzegefäss von Unia, Kreis Wreschen.

Die Bronze-Urne, in deren Besitz ich mich befinde, ist vielleicht im Zusammenhange mit der Bronzekrone, die Sie aus Staw, Kreis Wreschen, haben[1]). Sie ist auch im Wreschner Kreise gefunden worden und zwar auf dem Gute Unia. Das Gefäss hat getriebene Ornamente; die runden Zeichnungen sind Buckel. Die Urne ist 30 *cm* hoch, 40 *cm* im Durchmesser, der Umfang hat 1 *m* 10 *cm*. Die ganze Form erinnert sehr an die Urne, welche in dem Werke des Hrn. Undset, S. 358, Fig. 41, angegeben ist. Die Urne ist leider defekt, der Boden fehlt, sowie der obere Rand, die fehlenden Bruchstücke soll ich noch erhalten, vielleicht wird man noch die primitive Form daraus herausfinden können. Es soll sich auch ein Deckel auf der Urne befunden haben; ich fahre morgen nach Unia, um die Sache zu konstatiren. Als Beigaben waren nur verbrannte Knochen, dagegen keine Bronzen gefunden.

Bei dieser Gelegenheit zeige ich Ihnen an, dass im vorigen Herbst im Gay, Kreis Kosten, bei dem Hrn. Grafen Zolkowski eine sehr schöne Mäander-Urne gefunden ist und zwar in einer Kies-Grube mit vielen Beigaben an Eisen.

(29) Freiherr v. Ramberg übersendet einen Bericht über

prähistorische Funde von Kl. Ladebow bei Greifswald.

Ungefähr 5 *km* nordöstlich von Greifswald liegt dicht an der Küste die Meierei Klein-Ladebow. Vom Wasser aus erstreckt sich hier bis an das Gehöft ein mehrere Morgen grosses Dünenland, bedeckt mit spärlichem Graswuchse, der an ein Paar Stellen durch Strecken von losem Flugsande unterbrochen ist. In letzterem nun hatte ich Gelegenheit, mir eine kleine Kollektion prähistorischer Alterthümer zu verschaffen. Im Voraus erwähne ich, dass die Fundstelle schon von Dr. v. Hagenow gekannt war, wie denn auch das Stralsunder Museum Verschiedentliches von dort aus seiner Sammlung besitzt, und auch hier im Märkischen Museum sich einzelne Gegenstände befinden. Gründlich scheint mir jedoch die Stelle noch nicht untersucht zu sein.

Der lose Flugsand ist mit zahlreichen Feuersteinsplittern bedeckt, fast an jedem derselben konnte ich Spuren der Bearbeitung erkennen; dazwischen lagen die von mir gesammelten Gegenstände.

Urnenreste waren sehr spärlich vertreten, mehrere darunter von mittelalterlichen grauen Gefässen herrührend, hin und wieder lagen Splitter von verbrannten Knochen.

Hr. Dr. Baier in Stralsund hält diese Stelle für einen an Urnenfriedhöfe erinnernden Bestattungsort später Zeit, und hebt dabei speciell die Abwesenheit jeden Metalls hervor.

Gerade nun im Betreff des letzteren glaube ich, dass mein Fund von einigem Interesse sein könnte, da es mir gelang, unter den zahlreichen Feuersteingeräthen einige Reste von Broncen zu entdecken.

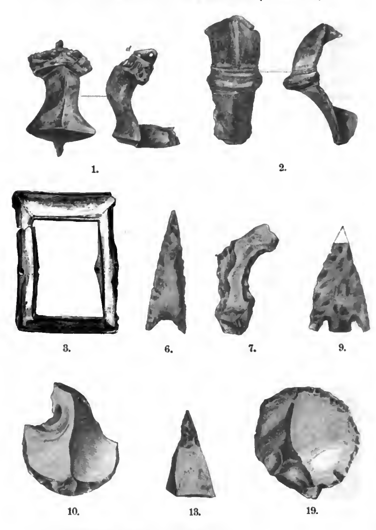
Meine Versuche mit dem Spaten führten nirgends zu einem Resultat — ich fand überall nur todten Sand ohne jede Spur von bearbeitetem Stein.

Im Uebrigen macht mir der Platz mehr den Eindruck einer alten Wohnstelle, wofür wohl auch die zahlreichen Feuersteinsplitter und mehr oder weniger vollendeten Geräthe und Waffen sprechen.

1) Die erwähnte Krone habe ich bei meinem Weggang aus Posen dem dortigen Museum der Freunde der Wissenschaft übergeben. W. S.

Nachstehend gebe ich eine Uebersicht der wichtigsten, von mir gesammelten Gegenstände:

1. Fibel von Bronze, Nadel und Spirale fehlt (Holzschn. 1).
2. und 4. Bruchstücke von verzierten Fibeln (Holzschn. 2).



1. 2. 3. 6. 7. 9. 10. 13. 19.

3. Gürtelschnalle, Bronze (Holzschn. 3).
5. Theil einer grüngefärbten Thonperle.

Feuerstein:
- 6—9. Pfeilspitzen, 6 die gewöhnliche Form, 9 meines Wissens die einzige dort gefundene mit Schaftzunge (Holzschn. 6—9).
- 10. Schaber (Holzschn. 10).
- 11. Kleines axtförmiges Geräth.

Feuerstein {
12—13. Bobrer, 13 aus dem Bruchstück eines halbmondförmigen Messers (Holzschn.).
14. Splitter.
15. Nucleus.
16. Messer, Schneide ringsum gedengelt.
}

17. Geräth aus milchweissem Quarz; entweder zum Glätten oder zur Bearbeitung der Pfeilspitzen.
18. Feuersteine für Pfeilspitzen, in verschiedenen Stadien der Bearbeitung.
19. Runder Schaber.
20. Prismatisches Messer.
21. Hohlschaber.
22. Vorwurf zu einer Pfeilspitze; das Stück misslang, da die Spitze abbrach.
23. Lanzenspitze.
24. Urnenscherben, schwach gebrannt, das Material stark mit Quarzstücken untermengt.
25. Kleiner Schleifstein, Thonschiefer.
26. Halbe Hacke aus Sandstein, das angefangene Bohrloch ohne Zapfen, halbkugelig.

Ausser dieser Form fand ich viele grössere und kleinere Bruchstücke von halbmondförmigen Geräthen und Lanzenspitzen.

(30) Hr. Bastian spricht über den

Goldfund von Vettersfelde bei Guben.

Der durch die Zeitungen bereits bekannt gewordene Goldfund von Guben (Vettersfeld, Kreis Guben) steht an sich so eigenartig da, dass er schon, bei Sicherung durch das königliche Museum, auf einem, für mehrfache Berührungspunkte streitig zweifelhaften Grenzgebiete zwischen prähistorischer Abtheilung und Antiquarium, sich nicht sogleich definitiv zusprechen liess, vorläufig indess in dem letztern aufgenommen ist, als dem richtigeren Platz bei dem gegenwärtig unvollkommenen Zustand des Ethnologischen Museums, vor Herstellung des neuen Gebäudes. Bis dahin wird die weitere Entscheidung vorbehalten bleiben.

Der Fund (einer der gelegentlich gemachten) besteht aus:

1. Goldschmuck in Gestalt eines Fisches. Gegossen, dann getrieben (und nachträglich gebunzelt).
2. Schmuck aus fünf Reifen. Gold.
3. Köcherbeschlag. Gold.
4. Kleines Steinbeil in Gold gefasst.
5. Wetzstein in Gold gefasst.
6. Armring mit Schlangenkopf. Gold.
7. Gehänge. Gold.
8. Gehänge. Gold.
9. Schwertgriff aus Eisen mit Goldblech belegt.
10. Dolch aus Eisen.
11. Scheide dazu aus Gold.
12. Bronze-Beschlag.
13. Massiver Hals- oder Kopfring. Gold.
14. Halskette (Panzergeflecht) Gold. 68 *cm* lang.

15 u. 16. Zwei kleine Goldbleche.

Ungefähre Analogien für eine oder die andere Art der technischen Ausführung oder der Verzierungen liessen sich herstellen, aus dem in der prähistorischen Abtheilung Vorhandenen mit den Funden:

II. 327. Fundort Granow, Kreis Arnswalde in der Neumark.
Goldenes Gehänge mit Löthärbeit.

II. 307. (II. 303—313.) Tammendorf in der Neumark. Goldzierrath, mit anderen Goldsachen und einer Gemme in einer Urne gefunden. Dicht dabei wurde eine kleinere Urne, enthaltend 4 Goldgegenstände und (II. 1348) eine eiserne Scheere gefunden.

II. 315—325. Fund von Höckericht bei Ohlau in Schlesien.
Goldbleche (getrieben); eiserne Schnalle, mit Goldblech belegt, desgl. mit Silberblech) Bronze-Gefässe.

II. 3817. F. O. Buskow, Kreis Ruppin.
Goldene Kette (Panzergeflecht), daran Gehänge mit Löthärbeit.

II. 4687. Ungarn. Gehänge mit Löthärbeit.

II. 5858. Ungarn. Getriebene runde Goldplatte mit 3 Buckeln.

II. 5724. Ungarn. Knopf mit Löthärbeit.

II. 326. Stobjehnen, Kreis Fischhausen, Ost-Preussen. Grösseres Fragment eines (verbogenen) Halsringes aus Gold mit figürlichen Darstellungen.

Dann liessen sich noch einige Stücke aus dem Thorsbergerfund, dem Funde von Vallohy (bei Kjoge), dem Fund in Thorshaide (bei Roskild), Ungarisches und Verschiedenes aus sog. nordischer Thier-Ornamentik, sowie aus dem unter der Kategorie der Hackfunde Begriffenen herbeiziehen, wobei sich bald für das Eine, bald für das Andere eine Verknüpfung bieten würde, sobald man solch hier und da anhaftbare Fäden, nun, unter Vertiefung in's Detailstudium, für den jedesmaligen Fall, mit dem aus der Literatur und den Sammlungen zu entnehmenden Material, weiter auszuweben beabsichtigen sollte.

Dem Gesammt-Eindruck nach wird man sich mehrfach auf denjenigen geführt sehen, der unter der Bezeichnung bosporanischer Funde begreifbar wäre, mit hervorragendsten Vertretern in den Ausgrabungen bei Kertsch, und obwohl auch hiermit (bei dem bisherigen Mangel systematischer Behandlung dieser grossartigen Ergebnisse) noch keinerlei Datirung gegeben sein würde, — unter unbestimmtem Schwanken zwischen 5. u. 6. Jahrhunderte bis zum Koul-Oba (wo sich z. B. aus Dubois' Atlas, Ser. IV, heranziehen liessen: XX, 2, 3, 7, XXI, 1, 2, XXIII, 4, XXIV, 4 u. s. w.) oder, für das spätere, noch einige mehr —, so liegt die Bedeutung dieses (nicht als Conjectural-Object, sondern als local gesichertes Sammelstück aufzunehmenden) Fundes zunächst darin, die Aufmerksamkeit in verstärkterem Maasse wieder hinzulenken auf die Einflüsse, welche aus der Handelsthätigkeit der griechischen Colonien am Pontus Euxinus auf den Norden während seiner dunkelen Vorzeit ausgeströmt haben mögen.

Wie sehr das Schicksal der Naturstämme von dem entzündenden Schlage des Contactes mit höherer Civilisation abhängt, das liegt in all' den verschiedenen Stadien der Folgenmöglichkeit für die Ethnologie deutlich nachweisbar vor, und auch in der Prähistorie beginnt ja gerade jetzt diejenige Richtung Geltung zu gewinnen, welche, seit Verbindung ihrer Studien mit den etruskischen, aus den Necropolen bereits so manche Aufschlüsse gewährt hat. Dass bei Berührung hoch vorangeschrittener Culturstufe mit tief stehend niederer, die letztere davon getroffen werden muss, folgt im Naturgesetz der Effectwirkung aus grösserer Schwere und es hängt dann von den Nebenumständen ab, ob solch mächtiger Schlag (wie oft in den Zuständen primitivster Rohheit) direct vernichtend (oder zersetzend) wirkt

oder (auf mehr weniger ebenbürtigem Boden) in neuer Entwickelung zum Selbstsprossen belebend und anregend. Die bedeutsamen Anregungen eines sog. etruskischen Handels auf den Norden beginnen, wie schon gesagt, mit den heutigen Forschungen tagtäglich mehr ans Licht zu treten, und fast durchdringender noch würde, a priori, der griechische zu denken sein, von den Küsten des Pontus aus. Ehe die römischen Heerzüge die Länder jenseits der Alpen zur Provinz vereinigten, konnte es immer nur periodisch geschehen, dass mit südlichen Erzeugnissen gefüllte Wagen, wie die des gallischen Gastes Arrontes (bei Dionys. Hal.), ungehindert die gefährlichen Gebirgspässe durchzogen oder eine Correspondenz mit den Handelsfreunden, unter Hermanduren etwa, aufrecht erhalten wurde, — nur dann, wenn die Via sacra noch durch den Schrecken ihres schützenden Herakles[1]) gegen die Raubhorden gesichert war (wie sich auch der indische Kaufmann zögernd in die Pässe der Kaiber, oder Bolor, hineinwagt, so oft einer euphemistischen Bezeichnung der Ensofzye nicht recht zu trauen), wogegen bei horysthenischen Colonien durch die in Basileioi verwandelten Skoloten unter den Skythen, im bosporanischen Reich durch die halbhellenisirten Fürstengeschlechter der Barbaren (in den, nach den Archäanactiden, die Archonten in Könige umwandelnden Ethnarchen bis zu Asander's Titulatur), bereits vermittelnde Zwischenstufen für ununterbrochen — in der Kleidung selbst mit Melanchlaeni (Dio Chrysostomos), unter nördlichen Chiri oder Hiren (der Kuren) auch, — sympathische Wechselwirkungen hergestellt waren, und (besonders bei den durch die Flussläufe des Dniestr, Dnepr, Tanais gewährten Erleichterungen) mit den beutelustigen Nomadenstämmen für die Karawanen dort ebensowohl ein Abkommen (mit Geld oder Waffen) zu treffen war, wie etwa für die von Pangani nach den Seen-Regionen Kavirondo's ziehenden mit Masai, Wakuafi und ähnlichem Gelichter. Dabei könnte auf dem anderen Handelsweg zum Tanganyika das am 134. Tage „from the date of our leaving the coast“ (Burton) erreichte Kazeh, „headquarters of the Omani or pure Arabs“, die Pinselstriche an die Hand gehen, um die von Herodot aus Olbia mitgebrachten Erzählungen über eine griechisch redende Factorei der Gelonen[2]) (Ἕλληνες τὸ ἀρχαῖον) im Lande der (mit Ἰύρκαι berührten) Budinen (der Blondhaarigen und Blauängigen) zu skizziren, und bei der Doppelgängigkeit der letzteren, auch das Grab von Ananino an der Kama in seinen Analogien „avec les trouvailles faites dans les sépultures scytes du IV siècle n. d. (Aspelin)“ im Gedächtniss fortgetragen werden, von weiteren Lockungen, bis Minusinsk (in den Tschuden-Gräbern), nicht zu reden.

Dass die Bedeutung der pontischen Colonieen auf die Barbarenstämme in ihrer vollen Tragweite keine genügende Würdigung erhalten, lag schon in der Abweisung dieser seitens der nationalen Geschichte der Griechen, die wenn an solchem Posten entlegenster Grenze, damit auch an dem ihrer Pflicht angelangt war. Auch die moderne sog. Weltgeschichte, die im Hellenenthum die gewaltigst federnde Spirale im Treiben des Geschichtsrades zu erkennen hatte, musste ihr lebendiges Interesse besonders auf die aus dem Centrum hervorquellenden Blütheschöpfungen concentriren,

1) Auf der Strasse des Herakles von Italien zu Kelten, Keltoligurern und Iberern wurden griechische Reisende von den Landbewohnern geschützt (Pseudo-Aristotel.), als heilige Strasse (bei Diod.).

2) Die halb scythisch, halb griechisch redenden Geloner der Holzstadt (mit griechischen Götterbildern) wohnten (nach Herodot) als Ackerbauer unter nomadisirenden Budinern (mit blauen Augen und rothem Haar). Omnibus truces et caerulei oculi, rutilas comae (bei Germanen), und Tacitus kennt „tumulos quosdam Graecis litteris inscriptos“ (an den Grenzen Rhaetien's). Die Neurer flüchten zu den Budinern vor den Schlangen, wie durch Schlangen die Longobarden ausgetrieben werden (Anonym.).

und die letzten Ausläufer verloren nothwendig, je secundärer, desto mehr, weitere Anziehung, je schwächer und matter, im Vergleich zum Volllicht der Cultur, ihre an Barbarismus zunehmend misshebaglicheren Degenerationen abblassten und verblichen. Bis zum Verschwinden, ganz und gar, — und damit ausgelöscht für das Geschichtsauge im Mittelpunkte der Kulturvölker. Dort aber und dann, hat sich nun eingesenkt manch fruchtgeschwängerter Keim, der fortgesprosst auf heimathlichem Boden und zu dem sich entfaltet hat, was die Geschichte geworden der neuen Cultur. Und hier den Anfängen nachzugehen, dem Prozess des Werdens zu lauschen, in seinen ersten Regungen, das mag vielleicht der Induction einstmals an manchen Punkten vergönnt sein, wenn ihr geräumiger Boden gebreitet des thatsächlich gesicherten Materials.

Im Handelsinteresse selbst dieser milesischen Colonieen und ihrer in Athen zur Lebensfrage gestalteten Kornausfuhr lag der Cult der Demeter Thesmophoros in Aussendung des Triptolemos (wie gerade auf dortigen Vasen mit entzückendster Schönheit dargestellt), der Μήτηρ φρυγία (einer Priesterin Estiaia). der Isis, — als Frau Eisen gleichsam bei König Schwab (Aventin), la déesse Isis (bei Jean le Maire), — und ebenso der des Dionysius (dem unter Spartacus eine Statue errichtet wurde), da das scythische Trinken des (ungemischten) Weins die Handelstransaktionen für Pelzwerk oder den, sacrium (Plinius) genannten, Bernstein erleichterte, und also, wie von „Indian agents“, den Barbaren aufgedrungen werden musste, trotz ihrer Proteste in Gallien (bei Caesar), der Sueben (bei Tacit.), wenn nicht etwa der Ausdruck populärer Indignation gegen den berauschten König, wie Scyles (Nachfolger des Aripithes) in den Gassen der Hafenstadt sich Geltung schaffte, oder in Rückweisung der Mysteriengebräuche (wie sie von Anacharsis in Attika gelernt wurden). da die einheimische Schamanenkunst ausreichte und selbst gelehrige Schüler finden mochte, gleich Aristeas (in seelischen Luftfahrten bis zu den Hyperboräern).

Dann aber geschah es ebenfalls, dass die europäische Civilisation in dem Fluch des Sklavenhandels ihre Segnungen herabsandte, wie später in Afrika, so hier auf die „sanften Milchesser“, als Abier (bei Strabo), und die gleich ihnen vegetarischen Geten, mit heiligen Ktisten, in Ehelosigkeit lebend (Posidonius).

Neben dem von den dazu herangezogenen Stämmen (in Schichtung ähnlich der Suahili in Zanzibar) gebauten Getreide fanden sich unter der Ausfuhr, die (auch als Tribut eingeforderten) Felle der Pelzthiere, und wenn der Bernstein ein Zielpunkt gewesen wäre, würden die Münzfunde bei Schubin (1833) mit besonderem Hinweis auf Olbia zu betrachten sein, wenn nicht hier maassgebende Ansichtsäusserung der Numismatik ein vorläufiges Interdikt auf seine Verwendung gelegt hätte. Von den Νομάδες (nach ἀρχαία Σκυθική zugewandert) leiten die βασίλειοι Σκύθαι zu Σκύθαι ἀροτῆρες und Σκύθαι γεωργοί, sowie von den festen Wohnsitzen der Alazonen zu den scythisch-griechischen Kallipiden, als Μιξέλληνες, (gleich „Mischbarbaren“ Thraciens bei Herodian) und somit letzte Mittelstufe des Uebergangs (Ἕλληνες Σκύθαι), während ihrerseits die Olbiopoliten sich in der Tracht bereits den Melanchlaeni angenähert hatten (Dio Chrysostomos), ein Vorspuk der kurischen Gewänder an dem „ab Hispanis et Graecis“ (Ad. Br.) beschickten Orakel, neben Pollexiani Getharum seu Prussorum genus (Kadl.)

Der Austrweg, wie von Nestor (als noch die Poljänen auf Kiews Höhen wohnten) oder von Const. Porph. beschrieben, mochte seitliche Ablenkung auch im Gewande der Sage erhalten, wenn Odhin (bei Snorro) über Saxenland (wo Skiold in Gothe-Slette oder Withe-Slette, als Witland oder Wykland seinen Bruder Balder einsetzt und Heimdallr in Schonen oder Halland, als Markgraf zum Grenzschutz) erst zu Gylfe (der, in anderer Version, der Jötunin Gefion für ihre Skaldenkunst Seeland

zum Brautschatz für Vermählung mit Skiold gewährte) gelangt, um in Sigtuna den Tempel Upsalas vorzubereiten, aber er wird an sich durch geographische Strassen vorgeschrieben, mit den natürlichen Ausläufern von der Düna-Mündung (Asgard's Danubius), woran sich in (Esthnischen) Rotalia (und Rootsima, als Scheerenland für Schweden) das Fernere des Ruthenischen (und Helmold's sinum ruthenicum) aus Saxo's Reges Ruthenorum anschliesst, mit den Waräger-Zügen, und hier, schon aus κιμμέρια τείχη des Bosporus, wenn man will, zum kimbrischen Chersonesos des Nordens in jener Vorzeit, als Kimbern und Keltiberer (Val. Max.) sowenig im Bette sterben wollten, wie Odhin's Geritzte, nicht der Hel (der Hellusier) zu verfallen (einer Pohjala oder Turja im Kalewala).

Zu den, als aus jonischer, reinster Kunstanlage des griechischen Schönheitssinnes geflossenen Stylrichtungen kamen bei dem Uebergang des bosporanischen Reichs in das pontische die aus letzter Vertretung der Achaemeniden dort, auch in den Schätzen des Vorfahren Darius Hystaspis (Appian), concentrirten Essenzen des Orients, als aus dessen fernem Osten mit goldhütenden Greifen (jenseits der Issedonen) neben dem ummauerten Lande des Drachenbanners (in Panticapaeum's Emblem wiederholt) dann jene Umwälzungen herbeizurollen begannen, unter welchen mit Polemo's Falle auch die Dynastie der Aspurgianer sich erhob, woraus sich für weitere Deutungen mancherlei Entschuldigung hat entnehmen lassen.

Auf einem jedoch durch tief gründlichste Gelehrsamkeit der Classiker sowohl, wie der Germanisten vielfachst beackerten, und dennoch als schlüpfrig täuschend erprobten Gebiet trägt ein durch gelegentliche Zufälligkeiten nur herbeigeführtes Anstreifen selbstverständlich sein Missliches an sich und schwere Bedenken. Da indess immerhin, sobald thatsächliche Beweisstücke vorliegen oder sich mehren sollten, die Prähistorie sich der Pflicht nicht würde entziehen können, ihrerseits auch ein Wort mitzureden, vom Standpunkt der Induction, mag es rathsam sein, bei Zeiten auf einige der Literatur-Quellen zurückzugehen, aus denen zu schöpfen wäre, und auf die comparativen Gesichtspunkte, unter welchen die in der Ethnologie vor unsern Augen ablaufenden Processe des Werdens Manches von dem aus der Vergangenheit als abgeschlossen, und seiner Ursächlichkeit nach oft unverständlicher Thatbestand Ueberlieferten, bei analysirender Zersetzung in den Vorstadien (woraus es entstanden) zu erklären im Stande sein dürfte.

Wenn bei schwankend in einander übergehenden Namensformen, wie auf Tacitus' Zwischengebiet, oder von Sarmaten (Medorum, ut ferunt soboles) bis Germanen (bei Plinius), die Geten der Römer, seit Borysthenes' Eroberung, die Scythen der Griechen zu verdrängen beginnen, während diesen wieder (wie Strabo bemerkt) die Geten, weil näher, besser bekannt, als Daker, wenn auch den Sprachwechseln aus vor-italischen Zeiten weitere folgen bis auf technisch schon beschriebene, wie in den Bulgaren, die (finnisch-uralischer Sprache) im IX. Jahrhundert die slavische Kirchensprache verstanden, und in die Slaven übergegangen, ein uralisches Volk, wenn dergl. m., so würde, z. B. bei dem Auftreten der Mallinkie aus Melle als (islamitisch den Sonninkie contrastirende) Mandingo, neben dem Einblick in die Bantgestaltungen Kaarta's und Bambara's, das Auge auf den weiten Zügen der Fulbe oder Fellatah, über die Heerstrasse von Futa-Djallou nach Sokoto geführt werden, oder nach Futa-Toro auch, und „Tucouleurs“ nicht nur, sondern bei fernerem Verlauf (mit Barth) bis zu Leuko-Aethiopiern hinaus, und dann ohne Rettung weiter, zu Herakles Meder, Perser und Armenier mit semitischen Versionen in Amalekiter u. s. w., bis schliesslich zu dem, als schliesslichen meist gegönnten, Ruheposten der Phönizier vielleicht, weitherzig umfassender Pelasger auch für die Bedürfnisse sehnsüchtiger Enthusiasten (oder Phantasten mitunter).

Oder wenn wir das Trugbild eines malayischen Volksstammes — unbeschadet, selbstverstanden, der unter ähnlicher, bald drei-, bald zweigetheilter, Bezeichnung von der Linguistik für Anordnung ihrer eigenen (und ihrem eigenen Urtheil allein zuständigen) Lehrsätze gewählten Hypothesen —, wenn wir dies in der Ethnologie als Malayen spukende Phantom auf's Korn nehmen, mögen wir, von Orang Akit am Kampar, Orang Saki in Siak (den Ablenkungen nach Semang u. s. w. vorerst widerstehend) zu Billition, zu Orang Darab, Orang Dagang, Orang Seka geführt, in den Orang Laut das Wiederspiel der bei Thucydides in den Lelegern oder (bei Jornandes) in Vidivarii (ex diversis nationibus) zusammenfliessenden (wie auf anderer Inselwelt in den Caraiben) erkennen, aber dann unter ihnen (den Tau-ri-djene, der Macassaren, angeschlosseue) Orang Badju (als Orang Raja in Rhiow oder Wong Kambang) schon buginesisch Redende in Bontbain, mit den To-Wadjo in der Republik am Tempe oder dem alten Königsgeschlecht in Pamana (Tjina) den Uebergang zu ursprünglicher Wurzel in Turaja's, während z. B. in Peling wieder die den Eingebornen des Innern gegenüberstehende Bevölkerung sich in Badju, Bugi, Macassaren, Ternatäer u. s. w. auflösen würde, der Rajah von Ende seinen Staat (aus Malayern, Makassaren und Buginesen) den feindlichen Bergstämmen der Dona (auf Flores) entgegenstellt, oder unter Sumbawa's drei Sultanen der von Bima die Do-Dongo in demjenigen Lichte betrachtet, das anderswo Alfuren malt (ohne die Nachklänge javanischer Einflüsse, und also, in fernerer Instanz, aus Kalinga, oder aus Guzerat auch, her), und unter sogenannten Malayen sich Ansiedlungen treffen unabhängiger Bugi, in deren Heimath Celebes, von anamitischen Ueberlieferungen (oder, bei Macassaren, — in Goa's alter Herrschaft über die Conföderation von Boni, Soppeng und Wadju —, mit Zwischenfliessen tamulischer bald, bald der mit Mon mitunter parallelisirten Vorstufen des Peguanischen und Siamesischen) soweit abgesehen, bei der unter dem Schirm aus Pao vollzogenen Weihe des Königs von Luwa in Palopo sich die auch in Krain vertraute Bodenbelehnung wiederholt, ähnlich der dem Radjputen-Rajah unter Bheel aufgedrückten Tika. Dann in der Minahasa gar wachsen die Complicationen crescendo, und in den durch Südostwind abgetriebenen, dann jedoch mit Westwind nach Kema hingewehten Tonsea kommt jenes charakterisirende Element hinzu, das von den Tenimber auch die Vermittelung mit Polynesien einleiten sollte. Die Factorei von Dopo mag malayisch bezeichnet werden (in Arabern und Chinesen, die mit Prauwen aus Macassar, Goram, Ceram u. s. w. handeln), aber auch die Arafuren, die in ihrem Dienste wieder den Verkehr zwischen den Inseln vermitteln, würden bei Separattheilung zwischen Malayen und Alfuren, sich lieber zu den ersteren drängen wollen, wie auch unter den Dayak, obwohl sie im Allgemeinen genommen, den Typus ihrer Insel repräsentirend entgegengenommen werden können, sich im Detail in buntgestaltigst wandelnde Nüancirungen auflösen, wie bei den (auf Sumatra) in's Mandhelingische übergehenden Loeboe (Godon), und wer die Malayen etwa im hochgefeierten Stammland aufsuchen wollte, hätte in der Nachbarschaft zu hören, dass dort die Orang Menangkabau wohnten, die Malayen dagegen in Djambi (mit weiteren Combinationen über Javanen, als Seitenstück zu Jonen oder Jonaka u. A. m.).

Hier wird sich die Ethnologie in manchem Strudel wirrer Widersprüche rathlos herumgetrieben finden, bis aus den Literaturen der umliegenden Culturländer, durch Chinologen und Sanscritisten, reichliches und zuverlässigeres Material wird gespendet sein, um Rettungsfäden zu weben, welche sich dann, wie zu hoffen steht, um die festen Pfeiler werden schlingen lassen, wie sie die Anthropologie, in der Craniologie zunächst, mit sorgsamster Vertiefung überall bereits einzuschlagen be-

ginnt, und weil auf thatsächlichem Material gefestigt, demnach dann unerschütterlich, sobald dieses gesichert und zuverlässig.

Bei der historisch gebränchlichen Verwendungsweise ethnischer Namen erheben sich für die Ethnologie der Cantelen gar viele, schon wegen der überall offenkundigen Lehre, dass in derartigen Generalisationen für das Undeutlichsehen des Fernerstehenden —, wie eben in Malayen, oder in Neger u. s. w., in Indianer (innerhalb dieser wieder in Tupi, Patagonier u. s. w. oder Algonkin mit Anschlüssen u. dgl. m.) mit anderen Termen jetziger Zeit, oder derartigen früherer (in Suehen z. B. mit oder ohne ibre Erweiterung über Suiones, neben zahllosen Correspondenten, auch höherer oder niederer Gradationen) — mannichfaltigste Unterschiede sich verstecken mögen, die beim Eintreten in deutliche Sehweite erst sich auf dem Gesichtsfeld minutiöser abzugrenzen beginnen (und schliesslich microscopisch zu studiren wären), und dass ohnedem bei Eintritt in den Geschichtslauf stets der Klang des herrschenden Namens, als des stärker dominirenden, den der in Unterwürfigkeit als Sporoi (sporadisch) Machtlosen überdeckt, obwohl sich die Träger desselben der auf statistische Abwägungen zurückgehenden Induction als insignificant verschwindender Bruchtheil ergeben mögen. Wenn in Asiens beiden Geschichtshälften die Dynastien der Reitervölker die Throne der Weltreiche, auch in ihren Zerstückelungen, besetzt hielten, konnte ein Mandju ein Chinese sein, sein Feind oder Herr, ein Parther ein Perser, ja oder nein, und so der Gothe (bei Spartianus) ein Gete, — Γετικὸν γάρ ἔθνος φασί τοὺς Γότθους εἶναι (Procop), — und diese wieder sich verlängern von Massageten zu Thyssageten nicht nur, sondern wie Gotaland älter ist, als Danaland oder Svealand (nach der Edda), über Geaten auch, Eaten, Juten, unter Abtheilung der Wesegothi für Wessen oder Wisu (bei Jakut) des Nordens (Ibn Fozlan), in den den Handelsreflex der Veneder wiederholenden Guttonen emporblinken, oder sonst umherspuken, wild genug und toll, ehe mit der — heilsamerweise — durch den Bannspruch der Naturwissenschaft eingejagten Hypothesenfurcht die Gespenster zu verbleichen beginnen werden.

Wie sehr dann wieder die politisch-historischen Verhältnisse den socialen Ausdruck zu bedingen hatten, zeigen, wie die wechselnden Formen endogener oder exogener Ehe, ihre specielleren in den Analogien zu Djujur, Semundo oder Ambil anak für Sumatra aus Anderswoher (mit Analogien der Iskandersöhne zu den Phokäern Massilia's), und wenn die Götar (wie später die Svear) die Länder wilder Stämme erwarben, fehlte damit die Bedingung, welche neben dem Gefolgsadel (im Uebergang zum Hofadel, wie auch bei Nahuatl) feudale Lehen dem Allodialbesitz zuzufügen hatte, wenn germanische Stämme, wie in Gallien, Spanien, Italien, unter einer von römischer Cultur mehr weniger durchdrungenen Bevölkerung siedelten.

In den mit der Geschichte China's verknüpften Revolutionen, welche (aus den vor Hiongnu weichenden Juetschi mit Usier) die Ἄσιοι und ihre gegen das griechisch-bactrische Reich (bei Strabo) Verbündeten, von den Alanen, als „primus qui venit in Europam," bis zu den Jazygen und weiter (nach den alaunischen Bergen) führten, wurden nach der Wechsel viele, seit mythisch cimmerischen Vorgängern, aufs Neue wieder die Flächen von jenen Wanderstämmen durchstrichen, die gehen und kommen, sich wandeln von Scythen in Sarmaten, oder auch gänzlich zu verschwinden beginnen, während ihres Dominirens aber den Namen generalisiren, als Anten oder Ent (mit Slavoniern oder Slaven) über sporadisch in Ansiedelungen zerstreute Sporen herrschend, bei Tributerhaltung von den Georgern am Pontus, wie (auf der Schaubühne späterer Waräger) mit den Roxolani berührt, als ἀρχτικώτατοι (ἀπὸ Γερμανίας μέχρι τῆς Κασπίας πεδίας), im Norden, wo Rotsla mit Reges Ruthenorum (Saxo) neben dem ruthenischen Meer (bei Helmold) an (Olimar's) Holmgard stösst, — sedes Ul-

merugorum (Jorn.) für König Berich und seine Gothen aus Scandza insula, (sowie besucht durch Prusias' Astronomen aus Salura), — wo Ὄσιοι mit den Κάρβωνες grenzend (am wendischen Busen), Bous, der Bruder Balder's hineinspielt, (Othini ex Rinda filius) oder Boewinus in der Heimath Russia (Laonikos Chalkokondylos) der Tryballer, auch Bocrinus (Börr, Sohn Buri's) mit neun Ahnensöhnen (a radice Boerini germinaverunt, vom Borysthenes her oder der Höhle des Titanen Boreas bei den Hyperboräern) und Starkattr (Storueki filius eines Storjunkare) als Esthländer aus den Ostmanni am Austrvegr, indem die baltischen Küsten (für familiae Balthorum, westgothisch) die erste Station (vom Pontus aus) zu bilden hatten, für die, im Hinüber und Herüber, bald friedlichen bald feindlichen Beziehungen der, betreffs der, — nach Bezähmung der Thuss (in Thyssageten) oder Thurs (des Ymir oder Förn Jötunn) als Hrimthursen — herrschenden Kaste, oft gleichartigen Stämme. Bei der, — unter den Abstammungen von Muljus rex (Vater des Erminus, Inguo et Istio, oder des Armin, Tingus, Ostjus) als Alanus (Nennius), und dieser als Vater des Isicon, Armeuon und Negno (Dlugosz), nach dem Zerfall des von Dicaneus unter den (auch die Ausrottung des Weinstocks einschliessenden) Gesetzesvorschriften der Belagines (belagjnn) geordneten Reichs des Boerebistes) über die Geten, mit fernerem Anschluss dann nach Massageten im Osten und Thyssageten im Norden (gothische Mitwirkung Catualda's bei den Markomannenhändeln einbegreifend) bis zu Geaten (Enten) oder Juten —, hervortretenden Identificirung mit den (als Guttones früh schon an Handelsplätzen, gleich den in Heneter von Antenor — wie Dani bei Dudo und Gothi bei Guil. Gem — abgeleiteten Veneder auch, reflectirten) Gothen, erscheint auf diesem Boden dann, wo Oedotheus[1]) oder (Claud.) Odothäus aus „den entferntesten und unbekanntesten Völkern" eine grosse Macht versammelt (Zosimus), das aristokratische Nomadenvolk, das, wie überall in der Geschichte Asien's, die Throne mit Sprossen seines Fürstengeschlechts besetzend, dann oft genug durch seinen Namen den der ursprünglichen Bevölkerung im Lande verdeckt oder ummodellirt (wie aus Perser zu Parther u. dgl. m.), in den Wesigothen oder (Sid. Ap.) auf Jakut's Wisu (jenseits der Bulgaren) in (tributpflichtigen) Wessen oder Wsi deutend (neben Ostrogotha's Austreveg).

Als nach dem Sturz des bosporanischen Reiches (mit Fürstenvergötterungen, wie in Parisades) durch den Sieg der Barbaren über den pontischen König Polemo (Priester des Zeus in Olba) die Dynastie der Aspurginner die Macht erlangte, bot sich — schon seit Verbindung der die Asiatae (Strabo) berührenden Aorsen (Ἀόρσαι καί Παγυρῖται b. Ptol., als Nachbarn der Agathyrsen oder, nach Mark. Her. Ἀγαθυρσοί) oder (Tacitus) Adorsi (Verführer indischer und babylonischer Handelsprodukte auf Kameelen aus Medien und Armenien), unter ihrem König Aune oder Eunone mit Cotys gegen Mithridates und verbündete Siraci — eine Unterlage für jene Sagengestaltung, die unter dem von Gaut (Odhin's Vorfahren[2]) hergeleiteten Gothen die Apotheosirung ihrer Helden als Ansen zuliess, ausserdem aber (unter Erneuerung der durch Gylfe bei Asgard's Besuch eingeleiteten Gastfreundschaft (mit Sigge Fridulfson) bei Ueberführung Wodan's aus den Βωδηνοί (Budini) oder (Daliu) Wodiner nach „Saxenland" (in Versetzung des östlichen Götterrathes nach

1) Odenatus rex obtinuit totius Orientis imperium quod se fortibus factis dignum tantae majestatis infulis declaravit (cf. Trebellius Pollio).

2) None of the tribes at present recognized as distinct, dates their origin earlier than Gconde (durch Togu, Sikomo, Newangu, Tsbawe) von Xosa stammend (bei den Amaxosa (Dugmore) unter Khili (mit Abscheidung der Abatembu), wo Tembu (durch Umguti, Malandela, Injanya, Umbulali) von Zwidi stammt (Nicholson).

Byzanz), die Asiamannen und Tyrcae (bei den Thyssageten wieder auf Jyrcae stossend und in Pobjala auf Turja) oder Turken (Turcilinger Odoacer's für die Eroberer Olbia's in den Sciren, zu Jarmerik's Zeit von Jonakur beherrscht) über Gylfe's Reich (b. Snorro) nach Sigtuna brachte, und dann zum Tempel Upsala's, wo in der auf die Winidarum natio populosa überstreifenden Priesterkönigschaft der (in der Seidr-Kunst erfahrenen) Wanen (seit Freyr) zugleich heimische Wurzeln sprossten aus Ingaevonen (erdgeborenen Tbuisko's), in den der Ynglingar aus Yngvi's Geschlecht, innerhalb der in Berührung mit finnischen und slavischen sowohl, wie mit lithauischen verwandten, Elementen verbreiteten Völkergestaltungen im Durchwalten der germanischen. Daneben dann die (bis zur Identificirung oder Entnationalisirung, Wersebe führende) Berührung der Sueven und Slaven, im Uebergang von slavischen Wenden, den Vandalen (Schaffarik), Vindili, Winiloi mit weiteren Abwandlungen, und den Longobarden gegenüber stehen als Herzöge Ass und Ambri an der Spitze der Vandalen, die (Procop) von der Μαιωτις kommen (wo Heruler von Ermanrich's Gothen[1]) unterworfen wurden) aus den Mäoten, unter welche Strabo die Aspurgianer rechnet (zwischen Phanagoria und Gorgippia). Die (unter der Herrschaft Rig's, der den Titel Drot mit Konge vertauscht, aus Halland oder Herland von Schonen ausgewanderten) Αἴρουλοι (an der Mäotis) oder wegen der „Hele" (Ablavius) Ἕλουροι (als durch die Dänen, von Snethidi und Winnwiloth stammend, vertriebenen Heruler) verwüsten Griechenland (Greg. Sync.) und der „viator indefessus" (Saxo) qui non haec tempora, sed longe anterius, nec in Germania, sed in Graecia fuisse perhibetur (Paul. Diac.), wird nach Tyrkland versetzt (Snorro). Die Heruler, deren Fürst von Theodoricus rex (Cass.) mit Waffenbrüderschaft geehrt wurde, dienten, weil ihres Waffenhandwerks wegen überall gesucht (Jornandes), als Föderati (wie unter den Soldtruppen der Nat. imp.) in Constantinopolis, von wo ihnen Justinian den Prätendenten Suastua gegen den aus Skandia berufenen Todasios zuschickte (Proc.), und wie sie seeräuberten (Idatius) bis an Spaniens Küsten, fanden sie aus Illyrien ihren Weg zwischen τά Σκλαβηνῶν ἔθνη nach Θουλη zu den Γαυτοί durch Dänen hindurch, die sie früher propris sedibus expulerunt, als (Capitolinus) „a superioribus barbaris" vertrieben, und vorher schon Warner. Ihr Name auch deckt als Οὔαρνοι (Procop.) den ganzen Abstand vom Ister ἐς ὠκεανὸν τὸν ἀρκτῷον, und andererseits wieder Σπόρους τὸ παλαίον ἀμφοτέρους ἐκάλουν, die Sklabener und Anten. In Antarum fines ziehend, tödtet Winithar (aus dem Geschlecht der Amala) den König Boze (Booz nomine), und dass Bakssan, Sohn des Königs Dauo's, mit seinen Narten gegen den König der Gothen gefallen, wird in den Liedern der Kabarda beklagt.

Durch Anthaib (Antarum pagus) oder Banthaib (der Wanen) und Wurgondaib (der Οὐρουγοῦνδοι oder Φρουγουνδίωνες) ziehen, als von Mauringa (der Assipitti) nach Goland (Paul. Diac.) gelangt, die Winili oder (nach Zeuss) Windili, bei der Aus-

1) Die *Γαυταί* (bei Prokop) wohnen in Thule, die *Γοῦται* im südlichen Skandinavien (bei Ptol.), Gautar in Gautland (bei Snorris), Gautigoth (bei Jornandes), Geatas (im Beowulf) u. s. w. Westergothia (der Gothi, qui Occidentales dicuntur) mit Sconia (Danorum) grenzend, Orientales bis zum Baltic (bei Ad. Br.), Ostmanni als Wikinger (818 p. d.) u. s. w. Schweden heisst Oestergaard (bei den Dänen). Auf Asgard an der Düna (Danubius) herrscht Odhin über Reidgotaland (von der Weichsel bis zum finnischen Busen). Neben den Sveonum fortissimi, wie Ar u. s. w. (Frö dei necessarii), Ingi quoque (u. A. m.) ad Frö Deum generis sui principium referebant (Saxo Gr.). Von den gleichzeitig mit den Longobarden (in Wend-Syssel) ausgewanderten Cimbern (und Teutonen) liess sich ein Theil in (dem Erzstifte) Bremen nieder, als Franken (III. Jahrh. v. Chr.) ein Bündniss mit den Sachsen abschliessend (Sohm) und dann (neben Brat Jutos) Bo, Brami Filius (wie Brahma im Spreewald).

wanderung (ab extremis Germaniae finibus) „Iborea et Ajone ducibus“ (Prosp. Aq.), bei der Hungersnoth unter Sino, nachdem Gunborg (Mutter Aage's und Ebbe's) den Wendelboer oder Winuler die Losung empfohlen, wie später den Longobarden (vor der Schlacht mit den Vandalen) die Anrufung Wodan's durch Frygga, als Seherin Gambara (379 p. d.). Die Guttones (Burgundiones, Varini, Carini) gehören (Plinius) zu den Vindili, identificirt (Zeuss) mit (keltischen) Vindelici und Gaoidhal (von gaoidb oder Ventus, sonst von Venta im Verkauf des Handels) neben Vandilii als Sueben (Tacitus). Bei dem Auftretern der, den Buriern und Jazygen (Dio Cassius) angenäherten Vandalen des Ασκιβούργιον ὄρος (Ptol.) in den Sitzen der, die Λούγιοι Βοῦροι ersetzenden, Λούγιοι Δοῦνοι, kommen in Danskir (Danske), aus Dacia (Petr. Ol.), Γοῦται καί Δαυχίωνες (Ptol.) hinzu, aus Scandia (Suhm), auf Mela's Insel Codanonia (am Sinus Codanus). Die Vittungi (Tir. Prosp.) oder Withinger (aus Witisleth) begleiten die Alamanen (Amm.). als Juthungi (Aur. Vict.) und Vitae als Jutae (Gatterer). Nachdem unter Swegder's Herrschaft in Schweden (gleichzeitig mit Friedleif in Lethra) die Westgothen (unter Berich) zu den Reit-Gothen gewandert, folgte Amala (Sohn Gaut's), und dann führte Filimer die Gothen zum Dnepr und Tannis (Suhm). Das (russische) „Ermeland das Grosse“ (neben dem preussischen) läuft als Armenien (Ormaland) mit Armorica (Finnar Jonsen) zusammen, und das Land (lappischer) Quänen (von Norr unterworfen) in die terra feminarum (Ad. Br.), eingeschlossen im Kranz der Amazonensagen (bis zur pontischen Heimath wieder).

In der Erzählung von Gangler's Empfang vor dem Rathe der Drottningar malt sich, in den aufgestuften Thronen, dreifach (wie im Priesterthum der Catonier in Cumana), steife Nachahmung eines, solcher Steifheit wegen schon, als byzantinisch bezeichenbaren Hofceremoniells. Die in den Sagen poetisch geschmückten Besuche in der Heimath Gross-Svithiod's (in Godheim und Asaheim) gewinnen fasslichere Greifbarkeit in den kaiserlichen Besoldungen der bereits mit Herulern auftretenden Waräger, die jetzt gefürchtet umherzogen, wo einst die römischen Feldherrn, denen ihre Vorfahren zu den Wanen entwichen, oder freier handelten, wenn ein Sundzoll aufgehoben, wie (an den Dardanellen) vom bithynischen König Prusias, unter dessen Namen Nachrichten über Kerbhölzer und Knotenschnüre aus dem Norden kamen (Jaroslav), während die Preussen, — bei denen der Kriwul genannte „Message-Stick“ umhergeschickt wurde, (wie beschnitzte Pfeile bei Wogulen und Ostjäken, 1609) — sich bei den Kreuzrittern wunderten, quod quis absenti intentionem suam per litteras potuit explicare (Duisburg), wie Tahitier über William's Bleistift-Notiz für seine Axt, und so gelten Odhin's Runen als Hexenzeichen (Suhm), während sein Schiff Skidbladner als zuerst „mit Segel versehenes“ (im Norden) den Eindruck zurückliess, wie der schwimmende Wald (von Masten), als in Hawai die europäischen Entdeckungsschiffe zuerst gesehen wurden.

Gylfe (Urbar's Sohn) wurde durch Gefion (mit Weiterführung auf Gebans oder Geofon's Verehrung bei den Sachsen) und ihre Scaldenkünste bezaubert, Hler dagegen durch Bragn's Redefertigkeit (wie von Lucian in Ogmios ausgezeichnet, als ein Herakles, aber auch im Reden starker Starkaddr), da ihm die Hochsitze (Ondwegen) der Asen den aus dem Ruhm ihrer Thaten gewonnenen Eindruck erhöhten, und für das eigene Festmahl das, in der Enkelschaft vom Riesen Fiorgynur, riesenstarke Brüderpaar Thor und Thyr den Kessel des Riesen Hymir herbeischleppten, während Ilmarinen und Lemminkäinen mit dem von ihnen gestohlenen Kessel das Meer zu durchsteuern suchen. Neben dem Sitz auf Hless-ey (Hler's Insel) bietet sich die Insel Lessö im Kattegat für den Meeresgott Oegir und seine mit dem Netz (eines Jama) auf Ertrinkende lauernde Ehehälfte Ran.

An die unter Begründung jotisch-gothischer Herrschaft und der (wie in Gylfe's Verfügung über Gefion's Brautschatz kenntlich) daraus fliessenden Suprematie eingeleitete Verschiebung aus Finnland (oder Jotland), sowie Hler's (Forniotr's Sohnes) Ansiedelung auf Hless-ey (und seines Bruders Haloge in Helgeland) schloss sich die Weiterdrängung der Oberherrschaft über anliegende Grenzländer (in Withi-Slette) weg, wie in der Vasallenschaft der Wendelboer unter Snio, während, wenn Hänir oder Hönir als Unterkönig Gylfe's auf Seeland erwähnt wird, darin der (mit Mimir's Enthauptung) verunglückte Versuch einer Thronusurpation der Geissel bei den Wanen angedeutet läge, ehe in Skiold's (Sohns Odhin's) Vermählung der Wittib Gefion's (die ihrem Riesengemahl bereits zwei Söhne geboren) die Dynastie ihre heimischen Wurzeln einschlug. Als Markgraf der Grenzen wachte der am Meeresstrande mit einem Jotun-Mädchen erzeugte (aber später als Rig die Ständeklassen ordnende) Heimdall auf der Himmelsburg in Halland, ein hoitastr âsa, doch zu den Vanir gerechnet (Saem.).

Nachdem Polemo I. gegen die Aspurgitaner gefallen war (12 a. d.), begann unter seinen Nachfolgern, mit Rheskuporis I. (Vater der Sauromates I.) und dessen Bruder Kotys die Dynastie der Aspurger im bosporanischen Reich, und dann erhielt Sauromates I. (Aspurgus) die vollen Insignien des Königthums von Tiberius, als Tiberius Julius (Rommel). Als Polemon bei den sog. Aspurgianern, einem „barbarischen Stamm“, umgekommen war, übernahm die Wittwe Pythodoris die Herrschaft, ihre Tochter (neben zwei Söhnen) an den Sapäer Cotys verheirathend, und sich selbst an Archelaus in Kleinarmenien (Strabo). Die Aspurgianer wohnten zwischen Phanagoria und Gorgippia (zu den Mäoten gehörig) als ol As in Kertsch (Abulfeda) und Asii in Resan (oder Asäi), auch (Subm) an Abchasen oder Abassen angeschlossen (in den Alani Scythae) bis zu Osseten mit weiteren Alanen (der Bergländer), oder Ἀλαυνοί, die Βωδῖνοι einbegreifend, als Grenznachbarn der Bastarner (Ptol.). Mit König Palakos verbündet, wurden die Rhoxolanen von Mithridates besiegt (Strabo) und Hadrian schliesst (nach Spart.) Frieden mit den Rhoxolanen (in Mösien). Ihre Doppelgänger erscheinen wieder im Norden, wie sich der rege Verkehr, auf den noch von Karl XII durchzogenen Wegen, auch in der Nachricht über die Wandalen beweist, die (Dexippus) im Laufe eines Jahres von dem Ocean an die römische Grenze gezogen (unter ihrem Fürstengeschlecht der Astingi).

Unter den, den Ἰάζυγες (bei Themistius) benachbarten, Roxolanen (usque ad Pannoniam bei Plinius) geben die (bei Ptol.) nördlichen Sitze, juxta oceanum (Guido Ravenna) die Unterlage am „sinum ruthenicum“ (oder wenn in Rotalien bis Oesel und dem Sitz des Tharapilla oder Tharapitha mit Tora der Tschuwaschen und Tara der Esthen) für die Reges Ruthenorum (Saxo) in Odhins Liebschaft mit Rinda, aus der sich (auf Rostiophus Phinnius' Autorität) derselbe (Oller in seinem Mit-Odhin, bei der Rückkehr vertreibend) in dem russischen Fürsten Bous einen Rächer (sonst in Vali der Welisungen) erweckte für Baldr's Tod an dem in ritterlichen Künsten durch Gevarus erzogenen, und — mit den Waffen des Satyros Miming, im Schmidt Mimir, von dem Velint (sowie Siegfrit) seine Kunst erlernt (in der Vilkina saga) —, im Kampf der Menschen gegen die Götter gefeiten Hother (wogegen der blinde Hödr, der vor Vali fällt, den wunden Fleck des gefeiten Körpers mit dem Wunderkraut zu treffen hat), und das Herrscherthum (bei Saxo) in Dänemark vermittelt (aus Jüten und Angeln) das Vorwalten, in Englands sächsischen Königsdynastien (schon aus den Beziehungen zu Gelderus, Saxoniae rex), für Baldr's Namen, cujus corpus exercitus regio funere elatum, facto colle condendum curavit, wie Dan Mykillati (Sohn des Dag oder Daug) von Bruna-Old in's Haug-Old führt, und Dan (Bruder Angul's) durch Humble oder (in der Wilkina-

saga) Aumlungr auf Amala (P. E. Müller), als Enkel Halmal's, Sohn des (Gapt oder) Gaut (Jorn.) oder (Grimm) Geat, mit der Anknüpfung an (finnisch bewahrten) Jumala (gleich Ju-pater, im Obersten) und (keltischen) Hu, der den Biber (Avanc) aus dem Wasser zieht (als Buddugre oder Siegesgott). Ukko (im finnischen Alter), als Iku-Thurso oder ewiger Thurso der Pohjala-Wirthinn kehrt wieder (wie im borussischen Okipirn oder Oka-Perun) in Ake-Thor (Sohn des Snio, von Fornjotr stammend) oder Oeku-Thorr (Wagen-Thor), und während Thor (oder Thunar im Donner) als Jötnadolgr die Götteraltäre Fornjotr's umstürzt (die Stärke Utgarthiloke's erprobt, wie der ein ausgerauftes Haar heimbringende Held Thorkill), erhält sich (in Gottland, Könland und Finnland herrschend) Thorri, Enkel des Fornjotr (in Jötland) oder (nach Finn[1]) Magnussen) Hymir (Oergelmir) des Thorrablot (für Schneien uud Schlittschuhlaufen), in Verehrung eines (keltischen) Taranis (Lucan) oder Törm (der Ostjaken) mit weiteren Analogien. Als Stiefsohn Thor's (durch blonde Sif) wurde Uller oder Oller (seit der Rivalität mit zugewandertem Odhin) auf den Norden zurückgedrängt (im Schlittschuhlaufen auf Knochen). —

Wie in Odhins eigener Vermählung mit Frygga tritt auch bei seinen Söhnen in den Riesenfrauen die Kräftigung durch einheimische Wurzeln hervor, ebenso zugleich in Gerdur (Tochter des Jötun Gymer) bei Freyr (Sohn Niord's), der die Tugendpflichten des chinesischen Himmelssohnes (wie Aeacus im Gebet) zu üben hat, für die Nasenstener, welche Odhin iu „ganz Schweden“ empfing, um die Opfer des Volkes darzubringen und das Land vor Unfrieden zu schützen. Als in Frode's Frieden das Gold gleich Mehl gemahlen wurde, trugen die Ackerfelder in ununterbrochener Fruchtbarkeit und dauernder Reichthum herrschte in Pohjala, ehe der (für Louhi geschmiedete) Sampo geraubt war, wie in Peru's goldener Zeit (zu Huarochiri) die Wolle gleich gefärbt wuchs, zur Bequemlichkeit der Weber.

Aus Fornjoter's Söhnen folgt Kare in Jötneland (Jotunland oder Gotland) oder (Riesenland) Jättehem (Jemteland), und aus Kuenland (Thor's) zieht dann Gotr oder Göte (Vater Gylfe's) nach Schweden und Nore nach Norwegen (während Dänemark Dan's, der in Withesleth siedelt, als Witala, vom gothischen Fürsten Erich erobert wird). Aus der Erde steigt Mannus' Vater aus (finnischer — wie Hiitola Hiisi's ethnischer — Unterwelt) Manala (des lapis manalis) nach Manheim Mennor's (b. Frauenlob), und Bertha (Bölthorn's Tochter) wurzelt in heimischem Stamm, für Odhin (Vili und Ve) oder Wodan, quem adjecta litera Guodan dixerunt (Paul Diac.), und Woden erklärt als „Regem Saxonum“ der heilige Kentigernus (590 p. C.). Unter den Finnehöfdingen (Finmarken's) verehrten die Jotunar oder Jättar den alten Fornjoter, aber Frialfr oder Fridleif[2]) (Vater Odhin's) galt als Sohn Finnr's (Sohn des Gudalfr). In Fornjotr's Söhnen, Hler, Logi, Kari, wandeln (um Ask und Embla aus Erle und Esche zu beleben) die alten Schöpfungsgestalten in Odhin mit Wile und We, oder mit Hoenir und Lödur. Bei den Finnen herrscht Karilainen über die Klippen (Ganander), und Kari zeugt Jökul (glacies), Jökul

1) Feine Farsa (the instructor of husbandmen) oder Fenins (the first person mentioned in the Irish story as the great leader of their tribe), König der Scuit (Wanderers) oder Scots (Betham), herrscht über Scythia als Vater des Niul (Vater des Gaodhal oder Gael) und Nennal (nach den Annalen von Tigernach oder Tierna).

2) Zu oberst steht Burri, wie der König von Tyrkland, und auf ihn folgen Borr, Odhin, Freyr, Niördr, Freyr, Fiölnir (Grimm), und Burri und Burr (Burri und Bors) entsprechen Buri und Börr (Poro und Paru).

Snaer (nix) den König (Grimm), so dass Hönir, wie an seiner Stelle, auch an der Snio's steht. Als Feuergott wird Logi oder (Grimm) Lauha identificirt mit (des in Curland bekämpften Königs Loker Seitenstück) Loki, gefürchtet wie Laubi, die böse Pohjola-Wirthinn, „an Loki" erinnernd (Castrén), wie an Baldr's Tod der des Lemminkäinen (durch den blinden Hirten aus Pohjola).

Getam dudum pagani pro deo venerabantur, (Asser), und von Geata, als filius Dei (Nennius) und Urgrossvater Finn's (Vater des Fredulf) stammt Vnoden, während Odhin (im Grimmismal) den Namen Gautr annimmt, und noch, als vor Ingiald Illrada die westgötischen Könige vom Schauplatz abtraten, Algöt sich von Gaut herleitete (dem Stammherrn der Göta). In der Hervarsaga kommt Laudur mit einem Heer von Hunnen (in welcherlei Beziehung immer zu den nach Merki oder Fahnen getheilten Chazaren) durch den Wald Einerkunde nach Reitgothenland, um seinen Bruder Agantyr (Sohn des Heidrek) zu bekämpfen (und bis nach Gröningen spielen die Hunnen). Wie der Hüne (der Hunebedden) oder Heune aus Hinnenlant (im Niebelungenlied) oder Hunaland (als Hunus der Chunus), vertritt sich Gigas (bei Orosius) mit Ent, aus den Antes (qui sunt eorum fortissimi) neben den Sclaveni (von der Winidarum natio), als Veneti, Antes, Sclavi (Jornandes) oder Σκλαβηνοί καί Ἄνται unter (oder über) den Sporen (Procop) oder Serben (Srb.). Servi Sarmatorum adversum omnes dominos rebellarunt, gegen die Arcaragantes (Hier.) oder Sarmatae liberi (Amm.) unter den Sarmatae limigantes (Jazyges metanastae). Das Waffenbüten bei den Sueonen (Tacit.), erleichterte den Aufstand der väterlichen Sklaven — (im Protest gegen das Prinzip der Kaffir: „the existing generation always takes precedency of those of earlier date") — unter König Egil in Schweden, während die Erbebung des sarmatischen Sklavenvolks (334 p. d.) auf jener breiten Massenlagerung einheimischer Bevölkerung statt hatte, die κατά κώμας lebte, (zu Priskus Zeit), unter Herrschaft der Hunnen (οἱ βάρβαροι), die ihren Kamos (Kumys) tranken. Medum locorum incolae vocant (ihren Meth).

Hieran nun noch Vieles und wenn diese gelegentlichen Bemerkungen ihre zufälligen Anknüpfungen an den Goldfund in Guben gefunden haben, soll im Uebrigen betreffs der, wie erwähnt, durch einige Züge an Kertsch geweckten Erinnerungen, nichts ausgesagt werden, darüber hinaus, weil bei anderen Punkten wieder ein erster Eindruck nicht nur, sondern späterhin schärfer betrachtete Eigenthümlichkeiten auch nach mancherlei sonstigen Richtungen führen könnten. Ein isolirtes Factum gleich diesem, ist vorläufig einfach zu registriren, vorbehaltlich aller ferneren Erörterungen, die sich aus weiter hinzutretenden Materialien anknüpfen mögen, oder aus eingeleiteten Studien. Wenn jedoch Absicht zur Vornahme solcher gefühlt werden sollte, dann wird allerdings das oben cursorisch Durchlaufene, in der Verschiedenheit der Einzelheiten, für jede derselben den Mittelpunkt eingehender Detailstudien abzugeben haben, und erst nach Absolvirung sämmtlicher in ihrer Gesammtheit wieder, für ein zusammenfassendes Gesammt-Urtheil ein erstes Wort, aber auch dann nur erst, gesprochen werden können.

(31) Hr. Radde spricht über die während der letzten Zeit ausgeführten anthropologischen Arbeiten in Kaukasien, namentlich über die seit dem letzten Congress gegründete anthropologische Gesellschaft in Tiflis. Im Anschlusse an die frühere Mittheilung des Hrn. von Martens schildert er das Vorkommen von Helix- und Bulimus-Arten in den Steinkistengräbern von Samthawro bei Mzchet.

(32) Eingegangene Schriften.

1. Cosmos, Vol. VII, No. IV.
2. Revue d'ethnographie. Vol. I, Fasc. V.
3. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1883. Nr. 1.
4. Annalen der Hydrographie. Jahrg. X. Heft XII.
5. Nachrichten für Seefahrer. Jahrg. XIII, Nr. 49—52.
6. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. VII, Fasc. 1.
7. W. v. Beck und J. W. von Muschketow, Ueber Nephrit und seine Lagerstätten. St. Petersburg 1882. Gesch. d. Hrn. Virchow.
8. Neuigkeiten der kaukasischen Gesellschaft für Geschichte und Archäologie. Tiflis 1882.
9. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XVII, Heft IV, V.
10. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. IX, Nr. 8.
11. Ch. E. de Ujfalvy, La langue des Yagnobis. Gesch. d. Verf.
12. Derselbe, Ethnographische Karte von Hoch-Asien. Gesch. d. Verf.
13. Rivista di Filosofia scientifica. Vol. I, Nr. 2.
14. Przeglad, Biblijograficzno-Archeologiczny. Vol. I, Nr. 3, 5, 7, 8, 20, 21, 22. 23, 24. Vol. II, Nr. 29, 30. Gesch. d. Hrn. General von Erckert.
15. Bolletino della societa Africana d'Italia. Vol. I, Nr. 1, 2, 3, 5.
16. Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen. Jahrg. IV, Nr. 1.
17. A. Treichel, Volksthümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreussen. Gesch. d. Verf.
18. Derselbe, Westpreussische Ausläufer der Vorstellung vom Lebensbaum. Geschenk des Verfassers.
19. Francisco P. Moreno, El origin del Hombre Sud-Americano. Buenos Aires 1882. Gesch. d. Verf.
20. Behla, Die Urnenfriedhöfe mit Thongefässen des Lausitzer Typus. Luckau 1882. Gesch. d. Verf.

Ausserordentliche Sitzung am 10. Februar 1883.

Vorsitzender Hr. Virchow.

(1) Als neue Mitglieder werden gemeldet

Hr. Marine-Assistenzarzt Dr. Fischer, Berlin.
Hr. Sanitätsrath Dr. Jaquet, Berlin.
Hr. Rentier H. Boeninger, Berlin.
Hr. Rittergutsbesitzer A. Zenker, Brunow bei Heckelberg i. d. Mark.
Hr. Probst W. von Krzyzanowski in Kamieniec bei Wolkowo, Provinz Posen.

(2) Hr. Dr. C. A. Martins schenkt der Gesellschaft eine Sammlung von Originalzeichnungen

nordafrikanischer Rassenköpfe,

welche sein verstorbener Vater, der berühmte Reisende, durch Dr. Guyon, einen bekannten französischen Militärarzt, erhalten hatte. Hr. v. Martins beschäftigte sich damals mit dem Gedanken einer vergleichenden Arbeit über südamerikanische und afrikanische Rassen, welche jedoch in der Vorbereitung geblieben ist.

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft für das werthvolle Geschenk den freundlichsten Dank aus.

(3) Hr. Messikommer in Wetzikon übersendet die erste Nummer einer periodischen Zeitschrift „Antiqua, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde". Dieselbe soll monatlich zweimal erscheinen.

(4) Cav. Antonio Zannoni in Bologna, der verdiente Untersucher und Beschreiber der Certosa, schickt eine Abonnementseinladung auf ein neues, den grossen Fund von Schmelzereiwaaren von S. Francisco betreffendes Werk, betitelt La Fonderia di Bologna.

(5) Hr. Marinearzt Dr. Dreising überschickt unter dem Datum des 14. November, an Bord S. M. Kbt. Albatross, Südatlantischer Ocean, Notizen über einen

Patagonier von Punta-Arenas.

Ende October 1882 wurde von mir in dem Staatsgefängniss von Punta-Arenas ein Mann anthropologisch untersucht, über den ich folgende Angaben machen kann.

Derselbe war ein Kazike (Häuptling) der Tehuelche, wie sich die im südlichen Theile von Patagonien vagirenden eingebornen Indianer nennen. Der Mann, welcher wegen eines Mordversuches, bei dem er sich lange gegen vier Mann behauptet hatte, festgenommen war, sass bereits über neun Monate in Haft, und war erst

kürzlich von seinen Wunden genesen. Infolgedessen entsprachen weder seine Muskulatur noch sein Fettpolster den bei seinen Stammesgenossen üblichen Formen, wohingegen die einzelnen Knochenmaasse mit um so grösserer Genauigkeit genommen werden konnten. Der Indianer, welcher eine abergläubische Furcht vor Berührung seines Körpers durch Fremde, und obendrein ein grosses Schamgefühl besass, konnte nur durch die freundliche Vermittelung seines Arztes, des Hrn. Dr. Fenton, zum Stillehalten bei den Messungen bewogen werden.

Alsdann betrachtete er meine Anstalten meist mit überlegenem Lächeln. Er sprach etwas spanisch, redete aber wenig. Als ich ihm meine Bewunderung seines Kazikenthums ausdrückte, bekamen seine Augen einen erhöhten Glanz und seine Gestalt wuchs mit einem mächtigen Ruck sehr bedeutend, so dass ich schnell den Augenblick benutzte, um seine wahre Körperlänge an der Wand zu bestimmen.

Die Farbe der Haut war im allgemeinen hellbräunlich, im Gesicht mehr ins grau gehend, am Körper mit einem Stich ins braunröthliche, die Lippen braun, die Kopfhaare schwarz mit einzelnen grauen, kurzgeschoren (wahrscheinlich erst im Gefängniss), an Oberlippe und Kinn wenige schwarze und graue, 1—2 *cm* lange Barthaare. Iris tiefdunkelbraun mit prächtigem Glanze, dunkle Pigmentirung nur schwach durch das Weisse im Auge (Sklera) durchscheinend.

1. Aufrechte Höhe vom Scheitel bis zur Sohle . . . . 183,0 *cm*
2. Kopfhöhe vom Scheitel bis zum Kinn . . . . 23,0 „
3. Stirnhöhe vom behaarten Theil des Gesichts bis zur Nasenwurzel . 5,6 „
4. Nase mittelgross, von edler Form, leicht gekrümmt (Adlernase). Nasenhöhe von der Wurzel bis zum Ansatz der Scheidewand . . . 5,8 „
5. Abstand der Nasenflügel von einander an der Basis . . . . . . 4,3 „
6. Von der Nasenscheidewand bis zur Mundspalte . . . . 1,9 „
7. Von der Mundspalte bis zum Kinn . . . . 4,6 „
8. Grösste Länge des Kopfes von der hervorragendsten Stelle des Hinterhauptes bis zur Nasenwurzel . . . . 19,0 „
9. Grösste Breite des Kopfes zwischen den Scheitelhöckern . . . . 16,0 „
10. Horizontaler Kopfumfang, gemessen über die hervorragendste Stelle am Hinterhaupte und den Schläfen, jedoch oberhalb der Augenbrauenbögen . . . . 58,5 „
11. Kopfbogen von der Mitte des freien Randes des Tragus über die Kopfwölbung hinweg zur anderen gemessen . . . . 17,3 „
12. Grösste Länge einer Ohrmuschel . . . . 7,5 „
13. Jochbreite zwischen den am meisten hervorragenden Stellen der Jochbögen . . . . 14,2 „
14. Entfernung der Nasenwurzel von dem äusseren Gehörgange . . . 14,0 „
15. Entfernung des Ansatzes der Nasenscheidewand von da. . . . . . 14,5 „
16. Entfernung des vordersten Lippenrandes von dem äusseren Gehörgange 15,5 „
17. Halslänge vorn vom Zungenbein bis Mitte des Jugulum. . . . . 6,2 „
18. Von der Schulter bis zur Sohle . . . . 152,0 „
19. Brustumfang dicht oberhalb der Brustwarzen (unvollständige Exspirationsstellung) . . . . 111,0 „
20. Taillenumfang (über der Crista ossis ilium) . . . . 91,0 „
21. Beckenumfang um die oberen Darmbeinstachel gemessen . . . . 96,0 „
22. Schulterbreite hinten . . . . 50,0 „
23. Abstand der Brustwarzen von einander. . . . . 25,0 „
24. Oberarmlänge, bis zur Ellenbeuge . . . . 35,0 „
25. Unterarmlänge . . . . 28,0 „

26. Handlänge bis zur Spitze des Mittelfingers . . . . 19,5 *cm*
    Die Fingernägel sehr wohlgebildet, sind bis Ende des Fingers am Nagelbett angewachsen.
27. Oberschenkellänge } über leinene Hosen gemessen, unsicher . . . 48,5 „
28. Unterschenkellänge } . . . 44,0 „
29. Länge des Fussrückens bis Spitze der grossen Zehe . . . . . . 17,0 „
30. Länge des Fussrückens bis Spitze der zweiten Zehe . . . . . . 16,8 „
31. Länge der Fusssohle bis Spitze der zweiten Zehe . . . . 26,0 „

(6) Hr. E. Friedel theilt Folgendes mit

über symbolische Kröten und Verwandtes.

Wenn Handelmann (Verhandl. 1882, S. 24) meint, dass in den betreffenden Gedankenkreis der Name der Geburtshelferkröte (Alytes obstetricans Laur.) gehöre, so bin ich gerade der Meinung, dass das höchst seltsame Verhalten dieser nur durch eine Gattung und eine Species vertretenen Kröte wahrscheinlich die symbolische Uebertragung auf den Gebärakt und was enger und weiter bei diesem in Frage kommt, veranlasst hat. Die ebendaselbst abgebildete Kröte aus dem Wiesbadener Museum stellt, wenn auch in roher Auffassung, so doch ganz leidlich kennbar eine Geburtshelferkröte, kenntlich an den 2 Längsreihen erhabener, je eine Leiste bildender Warzen und an den auf der Oberseite eingestreuten Flecken. Gerade im Nassauschen, speciell bei Wiesbaden, ist diese Krötenart gewöhnlich. Obwohl nun seit Jahrhunderten im Volksmunde bekannt ist, dass bei derselben das Männchen im eigentlichsten Sinne Geburtshelferdienste leistet, indem es die Schenkel des Weibchens von hinten umklammert und die aus der Kloake des Weibchens austretenden Eierschnüre abwechselnd mit dem rechten und linken Hinterfuss erfasst, herauszieht und sich selbst in kunstgerechten Verschlingungen um die eigenen Hinterfüsse windet, alsdann sich aber zur „couvade“ mit den Eierschnüren vergräbt, und obwohl dieser Akt zweimal im Jahre beobachtet werden kann, ist er doch von den Gelehrten so lange angezweifelt worden, bis Demours im Jahre 1778 der französischen Akademie hierüber eine Mittheilung machte. Dies Verhalten des Krötenmännchens musste dem Volk wunderbar erscheinen und ist sicherlich überall hin, auch da wo Alytes obstetricans nicht vorkommt, verbreitet worden[1]. Dass die Geburtshelferkröte als Männchen und gerade in den St. Leonhardskirchen vorkommt, kann nicht wundern, da St. Leonhard Schutzpatron der Gefangenen, also auch der im Mutterleib gefangenen menschlichen Frucht ist. Uebrigens sollen nach Stöber, S. 244, unfruchtbare und hysterische Frauen dem heiligen Vitus eiserne Kröten geopfert haben.

Wo man, und da man des Thieres nicht überall, habhaft wird, so haben Bestandtheile desselben, vor Allem der Saft der Kröte als Volksmedicin gedient, dann besser transportirbare und haltbare trockne Präparate; damit kommen wir auf den Krötenstein. Ein kostbarer Stein, der angeblich im Kopfe der Kröte oder auf ihr wuchs (Grimm, Myth. 1169, Wörterbuch V, 2423). Nach noch jetzt währendem Aberglauben liegt im Kopfe der „grossen“ Kröte der Krötenstein (ein kleines rundes Knöchelchen), den man aber nur erhält, wenn man die Kröte in einem Ameisenhaufen zerfressen lässt. Streicht man eine Wunde damit, so heilt sie so-

1) Fig. 1, 2, 3 und 6 a. a. O. stellen ebenfalls Anura-Amphibien, wahrscheinlich Kröten vor. Fig. 5 halte ich für Testudo graeca, die Täfelung des Rückens weist deutlich auf eine Schildkröte, doch wäre auch an die Sumpfschildkröte, Emys lutaria zu denken.

fort, und kommt Gift in seine Nähe, so schwitzt er (Wuttke, Volksabergl. § 155). Das ist ein Nachklang seiner ursprünglichen Bedeutung als Sigestein.

„ich höre von den steinen sagen,
die nattern unde kröten tragen . . .
swer si habe, der gesige.
möhten das sigesteine wesen“
(Stricker's klein. Ged. 11, S. 117 ff.).

Wie die Gebr. Grimm zutreffend bemerken, knüpft an dergleichen Aberglauben die beginnende Naturwissenschaft an, bei Albertus Magnus († 1280): borax lapis est, qui ita dicitur a bufone, quod in capite ipsum portat. Jacob Grimm, Mytb. 1020 citirt Ettm. S. 91:

Ez ist ûz dem garten ein abrahemsche Krot (eine hebräische Kröte),
swenne diu gewehset, si bringet einen stein,
daz diu sunne ûf erden niht bezzers überschein.

Deutlicher wird im Dresd. Gedicht gesagt, dass der Stein auf ihr wachse und unter allen Steinen der höchste sei.

Dann werden schon in sehr alter Zeit wirkliche Steine oder Versteinerungen als Kröten oder Krötentheile ausgegeben und symbolisch zu allerhand Aberglauben verwandt. Nemnich (Allg. Polyglottenlexion der Naturgesch. Hamb. 1793 — 95) nennt eine Art versteinerter Muscheln Bufocephali, Krötenköpfe. Stieler (um 1680) und Kirsch sprechen vom Krötenstein, Bufonites. Der Name Krötenstein kommt hierneben bereits recht früh für Versteinerungen, Echiniten und Belemniten, vor. So Henisch (mit Berufung auf Schwenkfeld C. Theriotropheum Silesiae): Donnerkeil, grosser platter Krottenstein, ceraunia, lapis bufonum major. — Alle diese Steine sind Glücksfunde, Glückssteine, daher sagt Lessing ironisch von dem Pastor Primarius Göze: „Hier das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharrt hat. Benennen mag es ein anderer, ich halte es für ein Krötensteinchen, es kann aber auch ein Luchssteinchen sein, denn hohl ist es.“

Nach Frisch hilft der Krötenstein — similia similibus — wider die Geschwulst beim Vieh, die selber Kröte heisst.

In Brandenburg, Pommern, Schleswig-Holstein, Meklenburg, Hannover, Ost- und Westpreussen, Posen, versteht man unter Krötenstein meist als lose Kreideversteinerungen im Geschiebe vorkommende Seeigel, vorzüglich Galerites vulgaris Lamk., nächstdem Ananchytes ovata Lamk., sowie die im Allgemeinen seltenere Cidaris vesiculosa Goldf. Alle diese Stachelhäuter hält das Volk wegen der runzligen, warzigen Oberfläche für versteinerte Kröten. In Büsum (Westholstein) fand ein Herr aus Fehmarn in meiner Gegenwart im Jahre 1878 einen solchen Echiniten und trennte sich nur ungern von ihm, endlich schenkte er ihn mir als „Glücksstein“, ich sollte ihn in die Kommode legen. In alten Nachlässen, Truhen, Kommoden, Laden habe ich ihn von Frauen, aus gleicher Absicht deponirt, mehrfach gefunden, recht häufig in Todtenurnen.

Die Krötenkrone, Galerites vulgaris, gilt im Spreewald (v. Schulenburg, Wendische Volksagen und Gebräuche) als das beste Mittel gegen Halsleiden. Man kocht sie in Wasser ab und trinkt die „Steinbrühe“. Die zweite Art ist die „richtige Krötenkrone“ (Ananchytes ovata). Manche Wenden schaben bei Augenleiden etwas und pusten es in die Augen, wenn nichts mehr hilft. Die dritte Art (Galeritis) ist auch nützlich, namentlich gegen Neuralgie. „In der Erde findet man manchmal solche Steine, kamenje, Krötenkronen. Drückt man damit Beulen und Geschwüre, so gehen sie fort.“ v. Schulenburg, Wend. Volksthum S. 47.

Einer Fürstin von Anhalt, die eine Kröte vom Schloss in Dessau aus fütterte,

während ihrer, der Fürstin Schwangerschaft, kam eine Frauensperson in der Nacht ans Bett, dankte ihr für die Bewirthung und verlieh ihr einen Ring mit eigenthümlichen Steinen, den sie bewahren möge, dann bliebe ihr Geschlecht fruchtbar. Die Fürstin genas demnächst leicht und glücklich eines Knäbleins. Dieser Ring mit dem Krötenstein soll lange bewahrt worden sein. Ganz ähnlich verleiht eine Kröte mit einem Ringe einem Mädchen Schönheit und schöne Nachkommenschaft in der Wendei, Veckenstedt, Wend. Sagen S. 255. In den Volksmärchen werden nicht selten Frauen von schwangern Kröten als Kindsbelferin gebeten und belohnt. Die Kröten verwandeln sich hierbei in Menschen- oder Zwergengestalt.

In der Gegend von Zossen bei Berlin ist oder war der Brauch, dass die erste Kröte, welche Mädchen im Frühjahr auf dem Felde fanden, nach hinten über den Kopf geworfen wurde. Fiel die Kröte auf den Bauch, so bedeutete es die Geburt eines Kindes, wenn nicht — nichts.

Die selbe Idee wird von Heiligensee bei Berlin in folgender Formel nach Schulenburg berichtet. Bei Pauli Bekehrung (25. Januar) kehren sich die „Paddea" um. Dann sollen sich die Mädchen das Deckbett verkehrt legen und sagen:

„Pauli bescher' mir,
Dass ich meinen Bauch nicht sehe" (nicht schwanger werde).

In England heisst es, man müsse einer lebendigen Kröte den Stein rauben: The toad has a stone in its head, very efficacious in the cure of diverse diseases, but it must be taken out of the animal whilst alive.

In der Lausitz braucht man die Krötensteine (Echiniten) gegen Augenentzündung, giftige Bisse, bösartige Geschwüre, Beinschmerzen, Vergiftung, ja sogar „zur Stärkung der Mannheit". Haupt, Laus. Sagenbuch I, 247.

In Tirol ist dieselbe Vorstellung, auch heisst es: wer einen Krötenstein im Ringe trägt, der wird wahrnehmen, dass der Stein beim Annähern von Gift schwitzt. In der Pertisau, auch in Bayern, wird die grosse Kröte „Broz" genannt. Man legt sie gern bei der Kräuterweihe unter die zu weihenden Kräuter. Man gebrauchte sie, gebissenes oder vom Brande angesteckes Vieh zu heilen. Fehlt es dem Vieh auf der rechten Seite, so nimmt man ein Viertheil der linken Seite der gedörrten Kröte und räuchert den kranken Theil damit ein. Ist das Vieh links schadhaft, so räuchert man mit einem rechtseitigen Krötenviertel. Vgl. v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, 388 ff.

Die Verwechslung der Krötensteine (Echiniten) mit den Belemniten, Blitzsteinen, Lapides ceraunei, führt mit sich, dass sie auch gegen Feuerschaden, Blitzschlag, in den Häusern unter den Schwellen, in Viehställen u. s. w. vermauert werden. Vgl. Mannhardt, Germ. Mythen, 109. Daher schreiben sich die Volksausdrücke: Blitzkröte, Donnerkröte, Wetterkröte. Grimm, Myth. Nr. 199. Anscheinend geschieht dies Vergraben oder Vermauern absichtlich, mitunter auch mit lebendigen Kröten.

Leoprechting in seinem Büchlein „Aus dem Lechrain" (Gegend von Augsburg), einer wahren Fundgrube für Anthropologen, schildert aus dem Volksmunde folgendermaassen „die Krott": Diess scheussliche Thier ist übel berufen; besonders um das Haus herum sieht man es sehr ungern. Bettelleute, die mit ihrer Gabe unzufrieden, zaubern einem manchmal in einen Winkel des Hauses einen ganzen Haufen solcher Brozen[1]), was ein übles Anzeichen ist, denn damit fangen die Verwünschungen an. Im Frauendreissigst spiesst man sie an lange Ruthen und hängt

2) In Bayern heisst das Männchen Braste, Broz, Bratz, das Weibchen Höppin, Heppin, auch Muml. Heppin wird auch verächtlich zu Weibsleuten gesagt.

sie in den Stallungen auf, aus denen nun alles Gift in die Krotte zieht. Auch wirft man sie gern in Brunnen, mit der Meinung, dass sie aus dem Trinkwasser alles Unreine entfernen sollen. Frauen, die an der Bärmutter leiden, opfern in Kirchen gern eine wächserne oder eiserne Krotte. An eisernen Ketten kann man diemalen in einschichtigen Feldkapellen solche Krotten hängen sehen. Als im Spätherbst 1853 bei einem Bau des Grafen von Erbach in Lichtenberg der Grundstein des ehemaligen Schlosses aufgedeckt wurde, sassen zwei lebende Enzion-Krotten darin, die demnach zum mindesten 153 Jahr alt waren. Der Gärtner dort hat sie der Merkwürdigkeit halber nach München gebracht, wo er sie noch wohllebend abgab. Darum glaubt man auch, dass Krotten 1000 Jahr alt werden können, oder noch lieber, dass böse Geister in Krotten verwandelt erscheinen. Dass die Beleidigung eines solchen Hausgeistes die Verarmung einer ganzen Familie nach sich ziehen kann, davon wird ebendaselbst S. 84 ff. ein Beispiel erzählt. Wolf, Beitr. zur deutschen Myth. II, 344, sagt: „Der Kobold erscheint mitunter als Kröte, was auf Verwechselung mit anderen Elben beruhen dürfte;" ich bemerke hierzu, dass die Kröte keineswegs überall als gefürchtetes Thier gilt, im Gegentheil an vielen Orten gern gesehen und gepflegt wird, dass sie gerade als günstiger Hausgeist angesehen wird. Dies führt mich schliesslich von der Geburtshelferkröte auf die Hausunke, ein Thier, welches der Hausschlange parallel steht.

Daher wird die Kröte auch als heilig verehrt, so bei den alten Preussen. „Die heiligen Kröten scheinen zum Schlangendienste zu gehören, wie es sich wenigstens in der teutschen Volkssage ausweist, wo die Kröten ebenso den grossen Schatz bewahren, wie die Drachen, was in der preussischen Religion wohl auch stattfinden konnte, da sie so vieles von der teutschen angenommen." Mone, Symbolik V, 99.

Die Ringelnatter (Tropidonotus natrix L.) wird nach Brehm's Thierl. Kriechthiere II. Aufl., 364, nicht selten „der Unk oder Hausunk" genannt, sie ist die eigentliche Hausschlange der Deutschen. Als Kröte aufgefasst, ist die Hausunke in 2 Species vertreten, als gemeine Erdkröte (Bufo vulgaris L.) und als Kreuzkröte (Bufo calamita Schinz). Während die Erdkröte, ein plumpes Thier, mehr aus Ungeschick in unsere Keller geräth und dort aus gleichem Grunde nicht heraus kann, gleichwohl aber, wenn Schnecken im Keller vorkommen, lange darin leben kann, sucht die Kreuzkröte, die beweglicher ist und selbst an steilen Flächen ganz gut in die Höhe zu klettern vermag, Keller geradezu auf, lebt hier gemächlich, zuweilen sogar familienweise. Diese Kreuzkröte ist in Berlin und der Mark Brandenburg die eigentliche Hausunke, der Spiritus familiaris des Hauses, der den Dienstboten geheimes Grausen beim Begegnen einflösst, aber geschont und namentlich von der Hausfrau gern gesehen wird, zumal sie sich durch Wegfangen von allerlei Gewürm nützlich macht. Auf ihr ruht das Gedeihen und der Segen des Hauses.

(7) Hr. Dr. Kühne in Stettin übersendet unter Hinweis auf die letzten Erörterungen über Leichenbrand bei den Slaven (Verhandl. 1882, S. 401 und 444) einen Auszug aus dem 44. Jahresbericht der Stettiner Alterthumsforschenden Gesellschaft, dem er Zeichnungen der betreffenden Urne nebst Deckschale beigefügt hat. Der Bericht des Freiherrn v. Bönigk in Demmin lautet folgendermaassen:

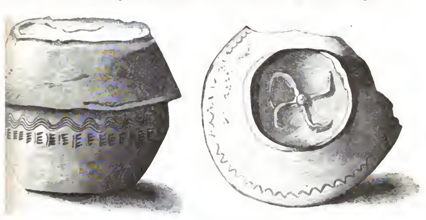
Schale und entsprechendes Töpfchen von der Feldmark Loitz.

Von einem Arbeitsmann aus Loitz sind die genannten Gefässe nach seiner Angabe auf dem Ackerstück Wydenbrink der Feldmark Loitz gefunden worden. Von schwarzgefärbter Erde und Kohlen umgeben, in gleicher Art gefüllt, lagen die-

selben unter einer mässigen Steinpackung; weder Knochen noch weitere Beigaben sind zu Tage gefördert worden. Die Schale deckte das Töpfchen. Das Material bei beiden Gefässen ist Lehm, gemischt mit Bestandtheilen des Granites, und zwar sind Quarz und Feldspath sehr fein gekörnt worden, während Glimmerblättchen in etwas grösserer Dimension erhalten blieben.

Auf dem Oberrand der Schale und um den Hals des Bechers sind feine Reifelungen[1]) sichtbar. Berücksichtigt man aber die völlig unsymmetrische Form beider Gefässe, so erscheint die Anwendung der Drehscheibe ausgeschlossen. Im Gegentheile wird es wahrscheinlich, dass beide Gefässe über einer Form aus gebranntem Lehm gearbeitet wurden, in welche letztere ein Stock eingelassen war. Um den Oberrand der Schale gleichmässig abzusetzen, beziehentlich den Hals des Bechers deutlich auszuarbeiten, ist dann der Stock in drehende Bewegung gesetzt worden; die eigentliche Arbeit geschah mittelst eines Hölzchens, dessen Faserung in dem weichen Lehme sehr wohl jene leichten Reifelungen erzeugen konnte.

Der Brand ist gleichmässig von Wand zu Wand, die Härte entspricht aber nicht der durch den Töpferofen erreichbaren. Der Bauch des Bechers zeigt um-



laufende Wellenverzierung und darunter einen Gurt von Stempeleindrücken beide anscheinend mit demselben vierzinkigen Instrumente hergestellt.

In den Boden der Schale ist mittelst Stempels das Hakenkreuz[2]) eingedrückt worden; unter dem Rand läuft auf der Innen- wie Aussenwand eine einfache Wellenlinie um. Auf letzterer, deren Oberfläche leider zum grössten Theile abgerieben, zeigt sich nun aber noch eine Reihe von eigenthümlichen Eindrücken. Es sind Striche und längliche Punkte, mit einem spitzen Instrumente eingeritzt, ohne jede Symmetrie, aber doch in Gruppen getrennt. Letztere bilden, von welcher Seite auch betrachtet, keine bestimmbare Figur. Eine Zufälligkeit ist ausgeschlossen. —

Hr. Kühne bemerkt dazu, dass es ihm nicht zweifelhaft scheine, dass die kleine Urne zum Zweck des Todtencultus beigesetzt sei, zumal da sie keine Spur eines häuslichen Gebrauches zeige.

1) Diese sind auch am Bauch unterhalb der Ornamente sichtbar, sind aber nicht ganz geradlinig. Dr. K.

2) Mit Spuren einer Kreislinie, in welche die 4 gebogenen Haken verlaufen. Dr. K.

(8) Hr. M. Hollmann spricht, unter Vorlage von Zeichuungen und Fundgegenständen, über

Gräberfunde bei Tangermünde.

Die Altmark wird durch die Elbe in einen kleineren östlichen und einen grösseren westlichen Theil getrennt. Die Richtung der Elbe ist von Magdeburg ab fast nördlich, sie biegt dann, nachdem sie rechts die Havel aufgenommen hat, nach Nordwesten, hier die Grenze der Altmark gegen die Priegnitz bildend. Die nordwestliche Ecke der Altmark, die Gegend bei Salzwedel und Osterburg ist von unserem Vorsitzenden in der Juni-Sitzung 1881 (Zeitschr. f. Ethnol. 1881, Heft VI, Verb. S. 220) mit besonderer Beziehung auf die Hünenbetten besprochen, welche, von Holland ausgehend, sich bis an die Elbe erstrecken. Es ist in jener Mittheilung erwähnt, dass ein älterer Forscher Danneil die Gräber dieses nordwestlichen Theils der Altmark eintheilt in: 1. Hünenbetten (neolithisch); 2. Kegelgräber (Bronze) und 3. Wenden-Kirchhöfe, dass aber letztere nicht slavisch zu sein scheinen, sondern mehr mit den lausitzer Gräberfeldern übereinstimmen. Eine weitere Besprechung dieser Excursion findet sich in dem Prachtwerk über die Altmark von Dietrichs und Parisius, Lieferung 6, S. 267.

Die Ansicht, dass die Urnenfelder dieser Gegend der Altmark von dem sonst als slavisch anerkannten Typus abweichen, dürfte sich durch die Funde, die ich heut mitzutheilen beabsichtige, bestätigen, und ausserdem den oben erwähnten drei Begräbnissarten noch eine vierte, bisher wohl in dieser Gegend nicht beobachtete, hinzutreten, nehmlich Bestattung von Leichen direkt in die Erde ohne Steinbau mit Zufügung leerer Urnen und sonstiger Beigaben. — Auf Tangermünde selbst übergebend, in dessen nächster Nähe die von mir zu besprechenden Funde gemacht sind, bemerke ich, dass es etwa 1 Meile südlich von Stendal hart am linken Ufer der Elbe liegt, in welche, südlich der Stadt, das Flüsschen Tanger einmündet. Das Ufer steigt hier, abweichend von der Formation der näheren Umgegend, ziemlich steil direkt aus dem Strome auf, und diesem, das Landen auch bei Ueberschwemmungen ermöglichendem Umstand ist es wohl mit zuzuschreiben, dass seit den ältesten Zeiten der Elbübergang bei Tangermünde einer der wichtigsten dieser Gegenden gewesen, dass schon früh dieser Platz befestigt war (steht vielleicht die Burg auf einem alten Burgwall?) und dass die ältesten Mittheilungen viel von Kämpfen zu erzählen wissen, welche die nach Osten vordringenden Deutschen hier mit den am rechten Elbufer ansässigen Slaven zu bestehen hatten. Aus diesen Berichten geht auch hervor, dass die Slaven in historisch beglaubigter Zeit niemals festen Fuss auf dem linken Elbufer dieser Gegend fassen konnten, und eine Bestätigung dieser Ansicht liegt in den Ortsnamen, die auf dem linken Elbufer durchweg deutsch, auf dem rechten sofort (z. B. Jerichow, welches Tangermünde gegenüber liegt, Rathenow, Rhinow etc.) slavischen Klanges sind. Dass die in der Gegend von Salzwedel und Stendal gefundenen Urnen germanischen Ursprungs sind, kann man wohl mit Sicherheit annehmen; das hiesige Märkische Provinzial-Museum enthält eine Sammlung solcher.

Dass südlich von Stendal und speciell bei Tangermünde bisher besondere Aufmerksamkeit auf Gräberfunde gerichtet ist, glaube ich verneinen zu dürfen, und ich danke es der besonderen Güte des Hrn. Apotheker Hartwich in Tangermünde, dass er, seit Herbst 1882, seine Aufmerksamkeit auf die dortigen Funde gelenkt und mir das Material zu dieser Mittheilung verschafft hat.

Zuerst von den Urnenfeldern zu sprechen, so finden sich diese um Tangermünde zahlreich. Die Gefässe steigen aus verhältnissmässig kleinem, flachem Boden

meist kugelförmig auf und enden in geradem, langem, nach oben ein wenig enger werdendem Halse, welcher keine Umbiegungen nach aussen hat. Das Material ist Thon mit wenig Quarztheilen gemischt, die Gefässe sind ziemlich dickwandig. Henkel finden sich nicht, wenigstens nicht an den Urnen; ein Topf mit fast steil aufsteigenden Seitenwänden und aus ziemlich rohem Material trägt dicht am Rand nur etwa 1 Zoll darunter abgebrochene Vorsprünge, welche der obere und untere Ansatz des Henkels zu sein scheinen. Ornamente trugen nur zwei der in meinen Besitz gelangten sechs Urnen, sie befanden sich auf der grössten Ausbauchung: das eine sind parallel, schräg von links unten nach rechts oben laufende, etwa 3 Zoll lange Wülste rings um den Bauch der Urne, das andere vier auf der grössten Ausbauchung gleichmässig vertheilte, etwa 1 Zoll hohe, erhabene Figuren von Hufeisen- oder Halbmondform, die Rundung nach oben, die Ausläufer gehen unten spitz zu; sie sind, wie eine, welche abgestossen, zeigt, auf die fertig gemachte Urne aufgesetzt. Ueber den Inhalt der Gefässe habe ich Sicheres nicht in Erfahrung bringen können.

Ganz nahe der Stadt Tangermünde, westlich derselben, ist der Theil eines Gefässes gefunden, welches ganz auffallend an die Buckelurnen der Provinz Posen und der Lausitz erinnert; die Buckel, anscheinend waren es vier, erheben sich selbst nur wenig über das Niveau der Wand, in ihnen aber wieder Wülste, welche auf das Auffallendste an Brustwarzen erinnern, und um diese finden sich 3 halbkreisförmige Rillen, die Rundung oben, die etwas langen Ausläufer sich nach dem Boden zu verflachend. Dies Gefäss selbst war klein, der Boden auffallend klein, die Arbeit sorgfältig, augenscheinlich auf der Scheibe hergestellt. Derartige Form ist wohl selten auf dem linken Elbufer beobachtet.

Noch eigenthümlicher jedoch ist das Leichenfeld, welches sich südwestlich der Stadt, etwa 10 Minuten von dieser entfernt, nahe dem Ufer der Tanger in noch nicht festgestelltem Umfang findet. Nach Mittheilungen des Besitzers sind dort seit wohl 20 Jahren vielfach Skelette gefunden, aber nicht sonderlich beachtet; erst der Bemühung des genannten Hrn. Hartwich ist es gelungen, folgende bestimmte Thatsachen über dieses Leichenfeld festzustellen, die ich mit dem Bemerken hier einfüge, dass sie nach den Ranke'schen Anleitungen aufgenommen sind und dass die Angaben über die Beigaben sich auf drei bestimmt festgestellte Skeletfunde beschränken.

1. Die Leichen liegen im Sand, in Reihen, ob schachbrettförmig ist nicht beobachtet, in jedem Grabe nur eine Leiche, mit dem Kopf meist nach Ost-Süd-Ost. Die Entfernung der Gräber von einander ist bisher nicht sicher festgestellt.

2. An Thierknochen sind gefunden: Pferd (Zahn und Huf), Rind, Hirsch, Eber (Hauer).

3. Wesentliche Theile der Skelette sind nicht vermisst, auch Kinder-Sklette sind gefunden. Die Köpfe lagen in natürlicher Lage, jedoch meist auf der Seite, die Arme und Füsse waren häufig gekrümmt.

4. Die Gebeine lagen 2—5 Fuss tief, doch kann sich dies, da die Gegend oft überschwemmt ist, geändert haben. Besondere Bedeckung der Leichen mit Sand oder Asche oder ein Bett von fremder Erde ist nicht gefunden, schwarze Färbung der Erde in der Nähe der Leichen ist beobachtet, Bestattung in Särgen ist bestimmt auszuschliessen.

5. Die Leichen lagen nicht in Steinbauen.

6. Funde an Waffen sind nicht erinnerlich, ausser Steinhammer und Feuersteinmesser.

7. An Beigaben fanden sich: ornamentirte Urnen ohne Inhalt, flache Schüsseln

von Thon ohne Ornament, die eine mit zwei kleinen Löchern neben einander nahe dem Rande, über den Kopf der Leichen gedeckt, Zähne von Eber und kleineren Raubthieren, ein Pferdehuf, in einem Fall ein Bronzeblech.

8. Kleiderreste sind nicht beobachtet, Münzen nicht gefunden.

9. Die Zahl der eröffneten Grabstellen ist nicht festzustellen, noch ungeöffnete sind mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen.

Soweit die allgemeinen Befunde. Im Einzelnen erlaube ich mir nun über ein Skelet zu berichten, über welches ich meinem Gewährsmann genaueste Nachricht und einen Theil der Beigaben verdanke.

Zu Häupten der Leiche standen 2 Urnen, zierliche dünnwandige Gefässe, etwa 17 *cm* hoch, mit grösstem Umfang von etwa 52 *cm* und Durchmesser des Bodens $6^1/_2$ *cm*, der oberen Oeffnung 9 *cm*, aus hellbraunem Thon, nur zum Theil erhalten und sehr brüchig. Gemeinsam ist ihnen, dass die den ganzen Bauch und Hals bedeckenden Ornamente aus Linien gebildet sind, die ihrerseits aus neben- resp. übereinanderstehenden spitzwinkligen, nach oben offenen Figuren V bestehen, die unter sich in der Grösse nur um ein Geringes abweichen.

Im Einzelnen unterscheiden sich die beiden Gefässe dahin:

A. Aus schmalem, rundem Boden erhebt sich in zierlichem Schwung der fast kuglige Bauch und geht dann mit gleicher Schwingung in den senkrecht nach oben ohne umgebogenen Rand verlaufenden Hals von nicht erheblicher Höhe (etwa $^1/_4$ der Gefässhöhe) über. Unterhalb des Halses sind ringsum 2 Streifen des gedachten Ornaments, dann folgen nach unten 4 schachbrettartige Reihen von Quadraten je aus 4 horizontalen Linien des gleichen Ornaments bestehend. Unter ihnen, an der grössten Breite des Bauchs, läuft eine Horizontallinie um das ganze Gefäss und von dieser herab hängen franzenartig senkrechte Reihen von Linien, jede wieder aus dem gedachten Ornament gebildet. An jeder Seite des Bauchs zwischen Hals und grösster Bauchweite befinden sich übereinander je 2 horizontal, $2^1/_2$ *cm* breit verlaufende, etwa 1 *cm* aus dem Gefäss herausspringende griffartige Vorsprünge, deren jeder wieder in 2 einzelne getheilt ist, und jeder dieser einzelnen hat ein von oben nach unten gehendes Loch von so geringer Grösse, dass ein gewöhnlicher Bindfaden kaum durchzuziehen ist. So sind auf jeder Seite 4 Löcher, von denen je 2 mit Zwischenraum von etwa 1 Zoll übereinanderstehen.

B. Das zweite Gefäss steigt kuglig gleich vom Boden aus auf, verengt sich wenig, und endet in längerem, auch senkrecht und ohne umgebogenen Rand aufsteigendem Halse. Nur ein Vorsprung ist erhalten, aber nahe dem Gefäss abgebrochen, so dass nicht zu entscheiden, ob auch er durchlöchert war. Die Ornamentik ist: neben dem Vorsprung 2 senkrechte Linien, dann folgen seitwärts unter dem Rande 7 Horizontallinien und unten über dem Boden 4 gleiche, so dass zwischen ihnen ein nicht ornamentirter Zwischenraum bleibt. Alle diese Linien sind durch das erwähnte Winkel-Ornament gebildet.

Soweit die Urnen. Die Arme und Füsse des Skelets waren gekrümmt. Um die Gegend des Halses und der Taille lagen ziemlich zahlreich Zähne eines kleineren Raubthieres nebeneinander, sämmtlich am breiteren Ende durchbohrt; augenscheinlich hatten sie Ketten gebildet. Am linken Handgelenk lag ein $^3/_4$ Zoll langes fingerbreites Metallstück, vom Finder als „Bronze" bezeichnet. Diese, sowie einige der sonstigen Beigaben sind in andere Hände gekommen, ich hoffe jedoch, sie in einer der nächsten Sitzungen der Versammlung zur Ansicht vorlegen zu können. Neben dem linken Arm, etwas entfernter, lag ein Pferdehuf, rechts neben dem Kopf ein Steinbeil, etwas mehr seitlich ein Eberzahn; neben der rechten Seite des Halses fand sich ein ornamentirter Knochen, anscheinend Rippe eines Rindes, an

beiden Seiten offenbar abgebrochen, noch 16 *cm* lang; die Breite ist überall $2^1/_2$ *cm*, er ist leicht nach innen gebogen. Dieser Knochen, wohl das interessanteste der Fundstücke, hat 16 Reihen Ornamente, die in gleichen Abständen und von gleicher

Fig. 1a. $^1/_3$ nat. Gr.



Fig. 1b. $^1/_1$ nat. Gr.

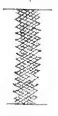


Fig. 1a. Verkleinertes Gesammtbild.
Fig. 1b. Verzierung in natürlicher Grösse.

Zeichnung querüber gehen, jede Reihe und jeder Zwischenraum sind etwa $^1/_2$ *cm* hoch. Den Ornamenten liegt überall, wie bei denen der Urnen, der spitze Winkel zu Grunde, es durchkreuzen sich aber hier solche Winkel, die nach oben offen sind, mit solchen die sich nach unten öffnen, und dadurch bilden sich verschobene Rechtecke, deren Inneres wieder aus kleineren Figuren gleicher Form besteht.

Schliesslich bemerke ich noch, dass der Kopf des Skelets, bei dem dieser ornamentirte Knochen lag, beim Herausheben gänzlich zerfiel; einen Arm- und einen Beinknochen übergebe ich hiermit dem Herrn Vorsitzenden, ebenso einen zwar etwas zerbrochenen, aber in seinen wesentlichsten Theilen erhaltenen Schädel desselben Leichenfeldes; dieser war mit einer Schüssel bedeckt, die ich dem Königl. Museum übergeben habe. —

Hr. Virchow äussert über die von Hrn. Hollmann vorgelegten Knochen Folgendes:

1. Ueber den Schädel berichtet der Einsender: „Diesen Schädel fand ich vor mehreren Jahren etwa 10 Minuten vor dem Leichenfeld, von dem die anderen Sachen stammen. Die Leiche lag zusammengekrümmt (Hand- und Beinknochen dicht unter dem Kinn) auf der Seite. Der Besitzer des Ackers liess im folgenden Jahre denselben planiren und kamen dabei viele Urnenscherben zum Vorschein, die, soweit ich mich entsinne, alle sehr roh und ohne Ornamente waren. Die Leiche lag etwa 3—4 Fuss tief direkt auf Lehm. Der Schädel zerbrach neulich, ist aber sonst vollständig.“ Das Schädeldach ist bis auf einen grossen Quersprung, der das ganze Hinterhaupt hinter den Tubera abgesprengt hat, gut erhalten, dagegen waren Basis und Gesicht total zerbrochen. Beide haben sich erträglich restauriren lassen. Nur der Unterkiefer und die Wangenbeine sind so defekt, dass sich an ihm keine Quermaasse nehmen lassen. Links fehlt der Jochbogen ganz, rechts ist er zerbrochen; am Unterkiefer fehlen die ganzen hinteren $^2/_3$ rechts und der Gelenkfortsatz links. Sonst sehen die Knochen noch ziemlich gut und fest aus; sie haben im Ganzen eine bräunlichgelbe Farbe.

Wahrscheinlich ist der Schädel ein männlicher, obwohl die etwas niedrige Stirn, die schnelle Biegung der Scheitelcurve und der nicht unbeträchtliche Prognathismus für eine weibliche Form sprechen könnten. Auch die geringe Capacität von 1250 *ccm* würde damit stimmen. Andererseits deuten die Schwere und Dicke der Knochen, die starke Ausbildung des Nasenwulstes, die hohen Plana temporalia,

die mächtige Protuberantia occipitalis, die Grösse der Gelenkhöcker und des Gaumens doch mehr auf männlichen Bau. Nach der Beschaffenheit der Zähne war das Individuum noch jugendlich, denn obwohl die Schneide- und Prämolarzähne schon stark abgeschliffen sind, so erscheinen die Kronen der beiden hintersten Molaren doch noch wenig angegriffen. Im Unterkiefer fehlen übrigens links sämmtliche Molaren und der Prämolaris II, und an ihrer Stelle ist eine grosse atrophische Lücke; auch der Prämolaris I sin. hat keine Krone mehr.

Spuren pathologischer Vorgänge sind nur an zwei Stellen bemerkbar. Während die Nähte im Allgemeinen stärker gezackt, nur der mediale und die seitlichen unteren Abschnitte der Kranznaht einfach sind, zeigen sich Unregelmässigkeiten an den Fontanellgegenden. Die Schuppe des Hinterhauptsbeins ist an der dem gebuchtet; der hinterste, stark zackige Abschnitt der Sagittalis dicht vor Spitze Ende durch ein querliegendes, halb verwachsenes Schaltbein, das in das rechte Parietale eingreift und dessen hinterer Rand der Einbuchtung der Schuppenspitze parallel läuft, unregelmässig. In dem linken Schenkel der Lambdoides unter der Spitze ein grösseres stark zackiges Schaltbein; rechts dagegen an der Lambdanaht lange Zacken mit secundärer Verästelung. — Die vordere Fontanellgegend ist etwas prominent; im vorderen Winkel des linken Parietale dicht hinter der Kranznaht ein flacher rundlicher Eindruck.

Die Form des Schädels ist ausgemacht hypsidolichocephal (Breitenindex 68,5, Höhenindex 76,4). Die Länge resultirt hauptsächlich aus der starken Auswölbung der Oberschuppe, die geringe Breite aus dem zusammengedrückten Zustande der ganzen, von den Temporalmuskeln bedeckten Flächen, die Höhe aus der starken Wölbung der vorderen Sagittalgegend. Auch die untere Stirnbreite ist gering (87 *mm*); die Temporaldistanz beträgt nur 107 *mm* und die Schläfen erscheinen daher stark vertieft. Die Stirn ist ziemlich voll, die Tubera wenig vortretend, der Nasenwulst kräftig, aber glatt, dagegen die Supraorbitalwülste fast ganz fehlend. Die Curve des Stirnbeins biegt schnell nach hinten um und steigt dann langsam bis zur Scheitelhöhe an. Der hintere Theil des Stirnbeins ist daher sehr lang. Jederseits nach aussen an den Tubera, begrenzt durch die wulstige Schläfenlinie, eine längliche Depression. Das Mittelhaupt ist gut gewölbt und nach hinten ziemlich breit: die stark vorspringenden Tubera parietalia haben eine Distanz von 127 *mm*. Auch die Hinterhauptsschuppe gross, die Linea semicircul. superior ungemein scharf und durch einen tiefen Absatz unterhalb in eine. Art von Crista transversa verwandelt. Die Unterschuppe etwas vertieft, nur in den Cerebellargegenden flach gewölbt.

Trotz seiner Höhe ist daher der Schädel in Wirklichkeit ein sehr gestreckter. dessen sincipitale Entwickelung bei Weitem überwiegt. Der frontale Antheil der Scheitelcurve beträgt 34,8 pCt. Eine Berechnung der parietalen und occipitalen Antheile erscheint wegen der Anomalien der hinteren Fontanellgegend unzulässig.

Die Gesichtsindices lassen sich nicht berechnen, da alle Quermaasse fehlen. Dem physiognomischen Ausdruck nach war das Gesicht, namentlich der Oberkiefer ziemlich hoch und schmal, wie namentlich der leptorrhine Index (47) bestätigt. Trotzdem ist der Orbitalindex chamaekonch: die Augenhöhlen erscheinen niedrig und breit, der obere Rand fast gerade gestreckt, statt der Incisur jederseits mit einem geschlossenen Kanal versehen. Fossae caninae tief und hoch, Kieferränder und Zähne prognath, Vorderzähne gross. Gaumen gross, breit und tief, Index trotz der Länge fast brachystaphylin. Kinn gerundet, wenig vortretend, dick, mit etwas unregelmässiger Bildung der Spina ment. post.

Die ethnologische Interpretation des Schädels würde sich besser anstellen lassen,

wenn wir genau wüssten, ob er zu dem Gräberfelde irgend welche Beziehungen hatte oder in welche Zeit sonst er zu setzen sei. Vielleicht wird sich darüber später mehr sagen lassen; hier will ich nur erwähnen, dass mir als der Oertlichkeit nach nächster verwandter ein (leider archäologisch gleichfalls schlecht bestimmter) Schädel von Horneburg aus der Landdrostei Stade bekannt ist. Ich habe ihn in der Sitzung von 14. März 1874 (Zeitschr. f. Ethn. VI, Verh. S. 35) genauer beschrieben.

A. Schädelmaasse.

Capacität	1250 ccm
Grösste Länge	191 mm
„ Breite	131 „
Gerade Höhe	146 „
Auricularhöhe	117 „
Horizontaler Umfang	519 mm
Vertikaler Umfang	310 „
Longit. Umfang	384 „
„ Stirnbein	134 „
„ Sagitt.	140 „
„ Sq. occipit.	110 „
Gesichtshöhe A.	118 „
„ B.	72 „
Orbita, Höhe	29 „
„ Breite	39 „
Nase, Höhe	51 „
„ Breite	24 „
Gaumen, Länge	54 „
„ Breite	41 „

B. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	68,5
Längenhöhenindex	76,4
Auricularindex	61,2
Orbitalindex	74,3
Nasenindex	47,0
Gaumenindex	80,3

2. Von Extremitätenknochen sind mir ein sehr defekter linker Oberarmknochen von mittlerer Stärke und auffallend geringer Torsion und ein sehr gut erhaltener linker Oberschenkelknochen, an dem nur der Trochanter major defekt ist, zugegangen. Letzterer hat eine Gesammtlänge (Caput bis Condyl. int.) von 43 *cm*. Man sieht noch Spuren der Epiphysenlinien am Kopf und den Condylen; er muss also wohl, wie der Schädel, von einem jungen Manne herstammen. Die Diaphyse ist stark, jedoch vorn etwas abgeplattet und im unteren Theil etwas nach hinten gebogen. Der Hals kurz und wenig steil. Der Condylus externus klein, dagegen der Condylus internus gross und tief herabreichend, mit starkem Epicondylus.

In Bezug auf das Leichenfeld scheint es ja nach den vorliegenden Mittheilungen, dass dasselbe der Steinzeit angehört. Von dem einzigen gefundenen Metallgegenstande, dem „Bronzeblech“, wäre es von Wichtigkeit, wenn constatirt würde, ob dasselbe nicht vielleicht aus Kupfer besteht. Ich erinnere in dieser Beziehung an den Fund von Janiszewek in Cujavien (Sitzung vom 20. November 1880,

Verh. S. 330), bei dem sich auch ein ornamentirtes Falzbein (Sitzung vom 20. December 1879, Verh. S. 435) vorfand. Sollte der Typus des „10 Minuten vor dem Leichenfelde" ausgegrabenen Schädels demjenigen der Schädel des Leichenfeldes selbst entsprechen, so würde sich diese Parallele noch ansdehnen lassen. Die Ornamentik der Thongefässe, namentlich das Sparrenornament, sowie die senkrecht durchbohrten Vorsprünge an denselben sprechen sehr zu Gunsten der Annahme, dass hier ganz alte Ueberreste aufgefunden worden sind.

(9) Hr. F. G. Müller-Beeck bespricht die

Geschichte der Liukiu-Inseln nach japanischen Berichten.

Die nachstehende Geschichte, wie sie Idji-chi Teka zusammenfasst, erscheint auf den ersten Blick verworren[1]). Für uns Europäer bleibt die Frage offen: Wann ist China mit den Einwohnern der heutigen Liu-kiu-Inseln zuerst in Verbindung getreten? Durch Idji-chi erfahren wir zwar, dass unter der Regierung des Liu-kiu-Königs Satsudo die Inseln mit China zuerst in ein freundschaftliches Verhältniss traten und unter König Buné an China tributpflichtig wurden. Das wäre um 1395. Unter der Sui-Dynastie (581—619) begannen aber schon chinesische Expeditionen nach Liu-kiu und unter der ersten Ming-Dynastie sollen die Zeichen für die östliche Insel zuerst aufgekommen sein. Japan war seit den ältesten Zeiten mit Liu-kiu in Verbindung, es ist aber unmöglich, aus den sagenhaften Aufzeichnungen der Vorzeit den Kern der Wahrheit herauszuschälen, bis nicht ein eingehender Vergleich japanischer und chinesischer Quellen einigermaassen Aufklärung schafft.

Der Name Liu-kiu kommt nun in der chinesischen Geschichte um 605 n. Chr. auf, bei Gelegenheit der ersten Expedition, und um 606 n. Chr., als die zweite Expedition stattfand, die der chinesische Gelehrte Ma-tuan-lin beschrieben hat. Die Liu-kiu-Insulaner selbst nennen ihre Hauptinsel Okinawa und haben keinen Gesammtnamen für das Inselreich. Da Ma-tuan-lin unter Liu-kiu die Insel Taiwan versteht, so ist es wahrscheinlich, dass die Chinesen die nordöstlichen Inseln, wenn sie von ihnen Kunde hatten, auch zu Formosa gehörig rechneten, umsomehr, da besonders die Einwohner dieser südlichen Inselgruppen den Japanern sowohl, wie den Chinesen gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit bewahrten und die Eifersucht der beiden Grossmächte, diese Inseln zu besitzen, bis heute fortdauert; denn der Besitz der Miyakoshima-Gruppe ist gegenwärtig noch nicht endgültig geregelt[2]).

Der Franzose d'Hervey de Saint Denys beweist in seiner Arbeit „Sur Formosa et sur les îles appelées en chinois Lieou-kiou im Journal Asiatique Aug.-Septbr. 1874. VII. Série 4," dass die Chinesen Formosa unter dem Namen Liu-kiu 605 n. Chr. kannten, dass zu Ma-tuan-lin's Zeiten (ca. 1275) keine Expedition nach den heutigen Liu-kiu-Inseln stattgefunden hat, dies chinesischerseits überhaupt nicht vor dem 13. Jahrhundert geschah!

Dies findet seine Begründung in der Beschreibung Ma-tuan-lin's von den Bewohnern Formosa's, der Lage dieser „Liu-kiu", im Osten der Stadt Tsiouen-tscheou (Provinz Fokien) und der Reise dorthin. Auch die chinesische Geographie: Tai-

1) Derselbe hat als Gesandter Japan's die Inseln mehrmals besucht und Berichte in den Heft. d. jap. geogr. Ges. 1880 veröffentlicht, die ich als beste Quelle über diese Inseln mit Hülfe des Lieutenant Sindji Endo überarbeitet habe.

2) 1880 officiell an China abgetreten, aber seitdem wieder an Japan zurückgefallen.

tsing-y-tong-tchi liefert den Beweis in dem Artikel: Liu-kiu, dass Liu-kiu = Taiwan (Formosa) ist.

Südlich von Taiwan hat sich heute noch der Name „Klein Liu-kiu" für die kleinen Inseln erhalten. Mit dem Osten Formosa's (Taiwan's) sind die Chinesen nie bekannt geworden, folglich lernten sie auch nicht die Miyakoshima-Gruppe auf diesem Wege kennen. Diese und die Okinawa-Gruppe kommen hier nur in Betracht. In Folge der Strömungen und Stürme ist es mehr als wahrscheinlich, dass chinesische Djunken, die stets der Küste entlang fuhren, sich nie auf's offene Meer hinauswagten, zumal japanische Seeleute und die Liu-kiu-Schiffer selbst wohl hinreichend dafür gesorgt haben werden, die gefährlichen Klippen ihrer Gewässer zur Kenntniss der seefahrenden Chinesen zu bringen.

Hoffmann hat eine vorzügliche kleine Schrift über die Geschichte Liu-kiu's nach japanischen Quellen bearbeitet[1]), die ich mehrfach controliren konnte, was bei dem Franzosen schwieriger war, da er seine Quellen nicht genau angiebt. Hoffmann zählt die Liu-kiu-Könige nach der japanischen Geschichte San-kok-tsuran auf und hat versucht, bei einigen die Jahreszahl mit anzuführen. Dies hat bei so unbekannten Potentaten grosse Bedenken. Bei Beschreibung des ersten Liu-kiu-Königs Tiënsun (Tenson) giebt Hoffmann folgende Beschreibung nach chinesischen oder japanischen Annalen, was er leider nicht sagt. Sie lautet:

> „het volk kende schrift noch de tijdrekening naar maanjaren, men telde „den tijd slechts naar de wassende en afnemende maan, en de jaren naar „het bloeijen en verdorren der gewassen. Het kenmerkte zich door diep „liggende oogen, eenen langen neus en zag er eenigzins verwilfd uit. De „mannen gingen zonder knevel en baard, hadden de handen getatoeeerd, „droegen mutsen van vogelvederen en tooiden zich mit parelen en kostbare „steenen. De frauen beschrilderden het aangezigt met figuren van draken „en slangen, bonden het haar op den top met lind zamen en droegen mut-„sen van eene witte stof en kleederen van haar.
>
> „In 610 na. Chr. geb. het 4de jaar Ta-nië der chinesche tijdrekening, „werd Lioe-kioe door Chinezen veroverd en de koning gedood. (Chin. Annalen.)

Es fragt sich nun, ob Hoffmann sich auch durch die chinesische Bezeichnung Liu-kiu hat beirren lassen. Die Schlussnotiz aus den chinesischen Annalen lässt dies annehmen, denn es handelt sich hier um die bei Ma-tuan-lin erwähnte Expedition nach Liu-kiu (Taiwan).

Dass die Männer Mützen von Vogelfedern tragen, passt nur für die Einwohner Taiwan's.

Vorläufig muss man also annehmen, dass die Chinesen erst sehr spät, also im 13. Jahrhundert, mit den Inseln und den Bewohnern des ganzen, sich von Taiwan bis Japan hinziehenden Inselreiches bekannt geworden sind; dass aber Japan seit den ältesten Zeiten mit den Bewohnern in Verbindung gewesen ist, wenn sie nicht gar die japanische Rasse repräsentirten, ehe sich dieselbe mit der chinesischen und der der Ainos kreuzte.

Bei den nun folgenden Notizen über die Bevölkerung und Geschichte der Liu-kiu-Inseln habe ich mich ausschliesslich an die Berichte des Hrn. Idji-chi gehalten und auch die in der Uebersetzung stets komisch, aber originell klingende Ausdrucksweise und Gedankenfolge beibehalten.

---

1) Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië, derde volgreeks, 1e dl. 3e stuk.

Da die Inseln frei im südlichen Theil des Oceans liegen, so sind sie den starken Winden ausgesetzt, welche hier wehen. Alle 4—5 Jahre entwurzeln grosse Teifune Bäume und verniehten Häuser und Felder[1]). Um diesen Zerstörungen vorzubeugen, baut man auf den Liu-kiu-Inseln überall eine Mauer um das Haus. Die Pfeiler und das Fundament sind sehr stark. Die Häuser sind alle sehr niedrig, und mehrstöckige Häuser sind selten. Auch die Häuser der Adligen, Läden, Bordelle werden ummanert. Weil Stürme und Wassermangel häufig, sind die Leute auf Unglücksfälle vorbereitet und sparsam. In jedem Hause bewahrt man getrocknete Kartoffeln auf. Als erste Vorsichtsmassregel, um den Hunger zu vermeiden, gilt es, den Sago (sotetsu) aufzubewahren, der in Japan nicht gegessen wird. In alten Zeiten wurde ein Beamter für die Kultur der Sagopalme eingesetzt. Man nannte dieses Amt sotetsu-gakari. In allen unfruchtbaren Theilen der Inseln, auf den Bergen, den kleinen Inseln, überall pflanzt man Sagopalmen. Man bereitet den Sago folgendermaassen: Der Stamm wird zerquetscht und in Wasser gelegt, dann in einen Mörser (usu) gethan, gestossen und nochmals gewaschen. Der daraus entstandene Brei wird getrocknet, daraus Mehl gemacht und mit Kartoffeln zusammengekocht und in Kuchenform gegessen.

Die Einwohner sind gutmüthig, sparsam, conservativ und ausdauernd. Unglücksfälle kommen selten vor. Die Wohnungen haben Aehnlichkeit mit denen der alten Japaner im Inlande. Es giebt weder Stühle noch Tische. Vornehme Adlige haben schöne Häuser und sind sauber. Die Bauern aber sind schmutzig, gehen baarfuss und wohnen in kleinen Strohhütten. Dieselben sind noch ganz im Urzustande. Die Gesetze sind ziemlich scharf. Nach diesen dürfen die gemeinen Bauern keine Holzschuhe tragen. Das Bauernvolk ist fleissig beim Ackerbau und scheut die Arbeit nicht. Adlige und Kaufleute sind faul, ihre Weiber dagegen sehr fleissig, so dass dieselben keine Musik treiben, was nur die Freudenmädehen thun. Alle Männer tanzen viel, vom Könige bis zum niedrigsten Bauer. Die Frauen eines Adligen verkehren nie mit Fremden, ausser mit Verwandten. Wenn sie Fremde auf der Strasse sehen, bedecken sie sich mit dem Schirm, oder treten in ein Thor, oder verstecken sich hinter Bäumen.

Unsere Beamten haben 3 Jahre bei Adligen gelebt, ohne deren Frauen gesehen zu haben[2]).

In jedem Kreise giebt es Pferdeställe. Jeden zweiten oder dritten Monat sammeln sie die Pferde und veranstalten ein Rennen, máyose genannt. Die Ställe sind sehr gross, weil man sie auch als Getreidelager benutzt.

Alle Insulaner lernen die Lehre von Teshû (程 朱), und durch diese die von Confucius und Moshi (Moses ?). Man lernt die Lehre nur als Knabe, später lernt man nicht mehr. Schulen giebt es in Shuri 18, in Nawa 4, in Kumemura 8, in Tomarimura 1, in Miyakoshima 2, in Yaeyama 2. In Shuri und in Kumemura lehrt man auch Chinesisch neben den einheimischen Sprachen, damit die Leute mit den Chinesen verkehren können. Die 48 Zeichen, iroha, sowie die Schrift und Bücher sind ganz so wie in Japan. Die officielle Schrift und Vorschrift ist japanisch (onyeriú). Nach chinesischer Vorschrift lernen nur die Vornehmen. Die Frauen in Kumemura spinnen nur und können weder lesen noch schreiben.

---

1) Leider viel häufiger und zwar jedes Jahr gegen Ende September sind Teifune zu erwarten.

2) Was bei der selbstbewussten Art des Auftretens der japanischen Beamten noch nicht auf Landessitte zu schieben ist.

Ausserhalb Kumemura wird Chinesisch wenig gebraucht. Japanische Gedichte giebt es überall. Monatlich kommt ein Verein zusammen, dann entsteht ein Wettdichten[1]).

Grosse Münzen oder Papiergeld giebt es nicht, sondern nur kleine Kupfermünzen. Der Handel wird dadurch sehr erschwert. Baumwollene Stoffe (nunó) und daraus gemachte Kleider verkaufen nur Mädchen und Frauen. Dieselben kennen keine Zeichen und können nicht rechnen, sie zählen aber mit Stricken, indem sie Knoten machen. Auf diese Weise können sie grosse Summen, und zwar sehr schnell, ausrechnen.

Die gegenwärtige Sprache scheint ein eigenartiger Dialect des Japanischen zu sein. Genau betrachtet, ist sie japanisch, nur etwas modificirt, und zwar wie das Japanische aus der Kamakura-Periode. Ari heisst auf Liu-kiu: aya beru, Oki heisst O u. s. w.

Die Insulaner kennen genau die alten japanischen Worte: $^{6}/_{10}$ ist alt-japanisch, $^{1}/_{10}$ chinesisch und $^{3}/_{10}$ einheimisch. Auf den südlichen Inseln (Miyakoshima und Yaeyama) wird anscheinend noch der alte Dialekt erhalten sein.

Gesellige Vergnügungen giebt es viele. Ueberall wird getrunken, und zwar Awamori, Shochiu und Banshochiu, d. i. Kartoffelsprit. Da, wo man sehr viel trinkt, mischt man das Getränk mit Wasser. Frauen dürfen nach alter Sitte nicht trinken, daher bietet man ihnen nie zu trinken an, wie in Japan.

Das Volk lebt von Korn und Kartoffeln. Seit den ältesten Zeiten wird Fleisch gegessen. In der Hauptstadt Shuri und in Nawa werden jeden Morgen über 100 Schweine und wenige Stück Rindvieh geschlachtet. Mit Schweinefett kocht man das Gemüse. Das Schweineschlachten geschieht nur von alten Weibern. Diese nehmen den Kopf der Thiere mit nach Hause und tragen denselben auf dem Kopfe. Man trägt überhaupt viel auf dem Kopfe, auch Lasten und Kupfermünzen im Werthe von 30 yen. Ein junger Mann bindet die Haare als Zopf auf dem Kopf zusammen, und zwar flach und glatt als Knoten, sobald er sein 25. Jahr erreicht hat. Wenn das Mädchen 16 oder 17 Jahre alt ist, so macht es sich Punkte auf der Rückseite der Hand. Dieser Gebrauch besteht auf Oshima, sowie auf der Okinawa-Gruppe. Die Eheleute leben gut mit einander. Wiederheirathen finden bei gewöhnlichen Leuten selten statt.

Bei Begräbnissen herrschen andere Sitten, wie in Japan. Stirbt Jemand, so geht die Familie zur festgesetzten Zeit vor die Leiche und schreit, auch beim Begräbniss schreit man. Es werden Leute hierfür gemiethet, und hängt je nach der Höhe der Preise die Dauer und die Stärke dieses Schreiens ab.

Die Leichname werden in irdene Gefässe gethan und diese in Steinkästen beigesetzt. Nach drei Jahren geht die sogenannte Knochenwaschung, honne-arai, vor sich. Die Verwandten und Freunde versammeln sich und trinken sake (Reisbranntwein). Die nächsten Verwandten des Todten nehmen die Knochen heraus und reinigen dieselben; dann legt man die gereinigten Knochen in andere Gefässe und begräbt sie von Neuem. Der Platz wird dann eingezäunt. Auf dem irdenen Gefäss zeichnet man Namen und Todesnamen. (Auch in Japan erhält der Verstorbene einen anderen Namen.) Ueber die Grösse des Begräbnissplatzes giebt es eine Bestimmung. Ein Beamter kann 12 ken, Bauern und Kaufleute 6 ken im Quadrat beanspruchen. Um den Begräbnissplatz werden Steine gemauert. Von fern gleicht derselbe daher einem japanischen godown. Wenn Jemand arm wird, so kann er den Begräbnissplatz verkaufen und erhält dafür ca. 100 yen = 400 Mark.

1) Wie im alten Japan.

Die Pflanzen, die auf den Liu-kiu-Inseln vorkommen und nicht in Japan wachsen, sind:

yashi	= Kokosnuss.	gammamaru	?
biro	= Livistona.	akagi	= Rothholz.
tsuko	= Caryota.		

Blumen:

yunagi	?	Kudjika	Mittagshlume.
hanshoen	?	Hagi	Antennaria, Authemis.
kifudji	eine Art Liane?	Yaraiko	Pergularia odoratissima.
Fukumaki	Glücksholz.	Attan	?
Daiko	?	Hengo	?
Santan	?	Bo-ran	eine Orchidee?
Bussoko	Hibiscus syriacus.	Iriomotte-ran	„
Kocho	Papilio.	Nango-ran	?
Fufusö?	Höflingskraut.	Hosai-ran	?
Nichinichisö	Alltagskraut.		

Fruchttragende Pflanzen sind: Mohn und Riu-gan-niku, eine chinesische Frucht, Pflaumenarten und Pfirsiche. Der Pfeffer wird im Sommer nicht welk. Die Pflanzen werden von 7 oder 8 sun bis 7 — 8 shaku hoch. Die Kirsche trägt Blüthen, die aber keine so glänzenden Farben haben, wie in Japan. Es giebt wenig Cryptomeria japonica.

Bau- und Schiffsbauholz wird von Japan eingeführt. Bei Shuri und Nawa giebt es überhaupt wenig Bäume. Brennholz und Holzkohlen werden von Sangen (?) importirt, daher sind die Preise hierfür höher, als in Kagoshima (Kiushiu).

Die Gesetze zum Schutze des Waldes sind sehr scharf. In jedem Kreise gehören 140 000 tsubo dem Staate. Mit Erlaubniss der Regierung können die Einwohner Bäume pflanzen, sie bekommen dafür eine Belohnung. Die Fauna gleicht der von Japan. Im Süden giebt es Seepferde (Kaiba = Hippocampus). Dachse und Füchse giebt es nicht. Gänse und wilde Enten bleiben nicht auf den Inseln. Reiher sieht man nicht. In der Umgend von Shuri giebt es keine Raben und Falken (tombi), nur in Sangen kommt eine kleine Rabenart vor.

Mushi (darunter versteht der Japaner: Käfer, Würmer und Insekten) sind sehr zahlreich, viele leben das ganze Jahr hindurch. Zur Frühlingszeit kommt die Schlange habu, eine Gattung Trimeresurus hervor, die sich zum Herbst ihrem Winterschlaf hingiebt. Diese Schlangen leben von Wurzeln, klettern auf die Bäume und sind giftig. Namentlich auf O-shima und auf Tokunó-shima giebt es viele habu. Auf Kerama, Okino-Erabu, Kikai kommt sie nicht vor.

Flussfische sind dieselben Arten, wie in Japan. Seefische giebt es viele, welche man weder als chinesische, noch als japanische bezeichnen kann, unter diesen sehr grosse und schmackhafte. Die Hummer haben die Grösse von 2 Fuss 5—6 Zoll und sind 1 Fuss dick. Tacco, Tintenfisch-Arten, sowie Kamasu giebt es viele; ebenso grosse Muscheln, welche man als Gefässe benutzt.

Der Landwirthschaft widmet man auf Okinawa viel Sorgfalt, da die Insel stark bevölkert ist. Nach altem Gesetz muss jedes Haus 2, 3 oder 4 Schweine oder Ziegen unterhalten. Man hält dieselben des Düngers wegen. Wer solche Thiere nicht hat, muss Strafe zahlen. Die vorgenannten Pferdeställe sind auch Versammlungsorte für Dorfbeamte. Dort urtheilt man je nach dem persönlichen Fleiss und entscheiden die Rangklassen. Wer in die erste Klasse kommt, erhält eine Belohnung; wer in die letzte Klasse kommt, muss Strafe zahlen. Meistens erzielt man 2 Ernten, doch nicht überall, wegen des Mangels an Wasser. Die Indigo-

pflanze ist dieselbe, wie in Japan. Man pflanzt sie durch Stecklinge fort. Bei jedem Hause findet sie sich, da ein Jeder sich die Kleider selbst färbt. Karamushi[1]) wird 5 Fuss hoch. Aus der Rinde wird der Grasanzug (jofu) gemacht. Die Pflanzen werden auf dem Acker gezogen, namentlich in Schiattan und Motobu. Nach Ablauf von 8 — 9 Jahren macht man eine neue Anpflanzung. Nach 60 Tagen schneidet man immer die Aeste ab und hat somit 6 Ernten im Jahre. Der Tagelohn ist billig. Die Regierung kümmert sich um jede Neuerung und deshalb fürchten sich die Bauern, neue Culturen anzulegen. Neuerdings werden aber bei Shuri und Nawa Maulbeerbäume gepflanzt. Soba (Buchweizen) baut man nicht, weil die Insulaner behaupten, dass Schweinefleisch und soba Gift seien.

Ich lasse nun die geschichtlichen Aufzeichnungen des Hrn. Idji-chi folgen.

Derselbe schreibt: Die gegenwärtigen chinesischen Zeichen für Liu-kiu stammen von der chinesischen Ming-Dynastie her. Das heisst soviel, dass ein Herrscher dieser Dynastie, Shu-Gensho, die Zeichen für den Namen gegeben haben soll. Ausser allem Zweifel bleibt es, dass der Name Riu-kiu, chinesisch Liu-kiu, uralt ist[2]).

Zur Zeit des Kuwammu Tenno, 782 n. Chr., reiste im 23. Jahre der Enriaku-Periode ein japanischer Priester, Kukai, nach China. Derselbe schrieb dort ein Buch, in dem Liu-kiu erwähnt wird, und zwar mit folgendem Zeichen: 留求. Zur Regierungszeit des Buntuku-Tenno, im 3. Jahre Jinjiu ward ein Priester Tschisho nach China verschlagen, der von da nach Liu-kiu 流求 kam. Der berühmte Geschichtsschreiber Miyoshi Kiotsura schrieb später eine Biographie dieses Priesters. Bei ihm sind die Zeichen für Liu-kiu: 流球. Uji-Dainagon (ein Hofadliger) schrieb ein Werk über alte Geschichte, in dem er Liu-kiu so 琉球 schrieb. In China schrieb man zum ersten Male in dem berühmten Werke Tsuisho Liu-kiu mit den Zeichen 流求. Zur Zeit der Dynastie To (唐) hat ein Chinese Riu-shi-ko Liu-kiu so geschrieben, wie es heute noch geschieht. 琉球. In der Geschichte der Dynastie So (chines. Sung) kommen aber wieder die Zeichen vor, wie im Werke von Tsuisho. In der Geschichte der Gen- (chines. Juan) Dynastie heisst es aber Liu-kiu 瑠求 und ein chinesisches Werk Schoroku 世法録 schreibt Liu-kiu: 流虬 Obgleich diese Zeichen von einander abweichen, muss man sie alle Liu-kiu aussprechen. Es geht daraus hervor, dass man die passendsten Zeichen für die alten Laute probirte und Liu-kiu kein erfundener Name der Ming-Dynastie ist.

Die Eingebornen sagen allgemein Okinawa (沖縄), und das schon seit alten Zeiten. Zur Zeit des Koken-Tenno, im 5. Jahre der Tempei-shoko (749 n. Chr.) kehrten der japanische Gesandte Fuchiwara Kiokawa und die Vice-Gesandten Otomo Komarô, Kibi und Shimbi und Andere von China nach Japan zurück. Durch einen Sturm verschlagen, kamen sie nach der Insel Akonawa. Anawa ist ein alt-japanisches Wort für Okinawa und bedeutet „offene Strecke". Im Hekemonogatari (alt-japanisches Werk) wird Okinawa erwähnt, ferner dass Insulaner von Süden nach Japan einwanderten.

Im 24. Jahre nach der Thronbesteigung des Suiko-Tenno sind schon Ekiku-

1) Boehmeria nivea, eine Urticacee.

2) Bei den Japanern hat das anlautende L einen ri-Laut.

Leute Japaner geworden. In den folgenden 300—400 Jahren kamen fortwährend Leute von Tami u. s. w. nach Japán, die sich dort einen Rang erwarben. Oshima soll man früher Embi genannt haben, und Ishigaki früher Shinkaku. Nirgends aber heisst es, dass Liu-kiu-Insulaner nach Japan eingewandert seien. In seiner Beschreibung der südlichen Inseln „Nantoshi" sagt Arai-Kumbi:

„Im 24. Jahre der Regierung des Suiko Tenno (593 n. Chr.) kamen Leute von „Ekikiu nach Japan. Dies ist der Anfang der Einwanderung der Leute von Süden her." Nun geht aber aus älteren Werken hervor, dass die Einwanderer von anderen Theilen der Insel Oshima über Ekikiu, das auf dieser Insel liegt, einwanderten [1]). Im 10. Jahre der Hakusho-Periode, unter der Regierung des Temmu Tenno, wurde ein Gesandter nach Tami-shima geschickt (673 n. Chr.?). Dieser brachte einen Plan der Insel mit. Derselbe schreibt, dass die Insel 5000 ri von Kiyoto entfernt sei und sich im Meere südlich von Chikushi (ein Ort auf der Insel Kiushiu) befände. Der Gesandte schreibt von den Bewohnern:

„Die Leute haben kurze Haare, soshio-Graskleidung. Die Reisernte „ist immer gut. Getreide kann man zweimal ernten."

In der alt-japanischen Geschichte heisst es:

„Ameno-ha-tsuchi-ikedsuki-no-mikoto hielt mit Amatsu-hitsu-hitsuki-„no-mikoto Rath und ertheilte dem Mikoto Awanakino und der Tsurana-„kisaki-Kanushi-no-mikoto den Befehl, nach den Liu-kiu-Inseln zu reisen. „Sie nahmen 150 hohe und niedrige Götter mit und fuhren von Sata in „Osumi (Süd-Kiushiu) ab. Auf den Liu-kiu-Inseln angekommen, zeigten „sie den Bewohnern den Seidenbau, Awanakiuo und Kitashisanahime aber „blieben dort und wurden die Herrscher von Futanaki-Land: 限 波.

Im 16. Jahre des Suiko Tenno (593 n. Chr.) wurde ein Gesandter Onno Maikoshin nach Dakoku (China) abgeschickt. Derselbe sandte einen Vertrauten nach Liu-kiu, um das Volk dort zu beruhigen, und brachte Kofu (Zeuge) mit, die der Gesandte als Waare von Yakiu-Koko erkannte.

Man sieht hieraus, dass Japán schon vor dieser Zeit mit den Liu-kiu-Inseln im Verkehr gestanden hat.

Im 6. Jahre der Tempei-Periode (729 n. Chr.?) schickte man 2 Männer: Onno Asson-ro und Takahashi Renkiuyo nach den südlichen Inseln, um auf jeder Insel ein Steinzeichen, d. h. eine Landmarke zu errichten. Im folgenden Jahre ward dem Dai-saifu der Befehl gegeben, von Neuem ein Steinzeichen (hi) auf jeder Insel zu errichten. Auf jedem Stein war der Inselname, der Hafenort und die Entfernung eingehauen.

Im ersten Jahre der Eman-Periode (1165) ist Senjei-Hachiro Tametomo (der berühmte Bogenschütze Japans) von der Insel Oshima bei Idzu abgefahren und, durch verschiedene Inseln steuernd, nach den Liu-kiu-Inseln gereist. Er heirathete dort die Tochter des Osato-ansú. Diese gebar ihm einen Sohn. Später kehrte er nach Oshima zurück. Sein Sohn aber ist Shunten-o, der den Aufstand unterdrückte und vom Volke zum Könige der Liu-kiu-Inseln gewählt wurde.

Gegenwärtig steht im Tempel Sogendji im Dorfe Tomari-mura sein ihai (Todtentafel) und vor dieser sein Bogen. Dieser Tempel wurde von seinen Nachfolgern sehr verehrt. Der König ging jedes Jahr in Person dorthin, um seine Huldigung zu bezeugen (sampai-dsuru).

1) Auch die von anderen kleineren Inseln über Ekikiu kommenden Insulaner nannte man „Leute von Ekikiu". —

In dem Buche, welches von den Liu-kiu-Insulanern geschrieben ist, heisst es, Shunten-o sei aus der Minamoto-Familie und deren Ahnherr sei Chinsei-Hachiro-Tametomo.

Bei den höheren Ständen der Insulaner kehrt das Zeichen für Tomo als Name mehrfach wieder. Dieselben halten sich alle für Abkömmlinge von Tametomo (dem berühmten Bogenschützen Japans, der auch auf dem neuen Papiergeld abgebildet ist).

Im 3. Jahre Bundji (1372) wurde der Vorfahr von Shimadzu (Satsuma), Namens Tada-hiza, Gouverneur von Satsuma, Osumi, Hinga und auch von den südlichen Inseln.

Im Hekimonogatari findet man ein Verzeichniss von 12 Inseln, darunter auch Okinawa.

Im 10. Jahre der Shohei-Periode (1346) wurde dem Ashikaga Yoshinori ein früherer Besitz von Shimadzu, Sadahiza, als Lehn gegeben. In dieser Urkunde werden die 18 Inseln von Kawanabegori erwähnt, worunter die Liu-kiu-Inseln zu verstehen sind. In einem Gedichte des Priesters Bunshi, der zur Tensho-Kecho-Periode lebte, heisst es: Nawa liegt eigentlich in Kawanabegori, woraus man ersieht, dass der Vorfahre des Shimadzu und Satsuma-Fürsten die Inseln verwaltet hat. Ashikaga Yoshinori hat dem Shimadzu Sadakuni die Liu-kiu-Inseln zum Geschenk (Kaho-Lehn) gegeben, weil er im Stande war, den Revolutionär Yoshitern zu bewältigen. Sechzig Jahre vor dieser Zeit mussten die Liu-kiu-Inseln auf Befehl der Ming-Herrscher an Japan Tribut zahlen. Vermuthlich war zur Zeit der Engen (Yengen) Periode (1336) ein Aufstand, Japan im Norden und Süden unruhig. Der Satsuma-Fürst hatte daher keine Zeit, die Liu-kiu-Inseln zu verwalten. Dies ist der Grund, warum seit jener Zeit uns die Inseln entfremdet sind. Wahrscheinlich ist der eben erwähnte Tribut eine Wiederholung. Wie im Tsuku-ichi-zan erzählt wird, kommen zur Zeit des Morumachi-Tenno oft Liu-kiu-Gesandte nach Kiyôto. In der alten Geschichte von Satsuma, Satsuma-kiuki, erwähnt man Aehnliches. Zur Taikio- (Chokiyo, 1473) Periode hat der Satsuma-Fürst Yoshihiro einen Gesandten von Liu-kiu in dem Gebäude Shiu-gaku-Dai dem Taikio vorgestellt. Im 14. Jahre der Kechio-Periode griff der Satsuma-Fürst Liu-kiu an, weil die Inseln lange Zeit schon keinen Tribut gezahlt hatten. Der Fürst hatte mehrere Male Gesandte hingeschickt, die Liu-kiu-Insulaner weigerten sich aber, den Tribut zu entrichten. Nach Erlangung der Erlaubniss vom Shogun (Taiko) musste der Satsuma-Fürst die Insulaner angreifen. Darauf schickte der König der Liu-kiu-Inseln eine Schrift an Yehisa, den Fürsten von Satsuma, in der er Tribut zu zahlen versprach. Von jener Zeit an ist es bekannt, dass die Liu-kiu-Inseln dem Fürsten von Satsuma tributpflichtig waren.

Nach den chinesischen Quellen heisst es, dass im 2. Jahre der Taishio-Periode, der Dynastie Sui, ein Admiral Kaban berichtet habe, dass im östlichen Meere eine Insel läge. Im 4. Jahre derselben Periode liess der Kaiser den Admiral als Führer von Yoko-uki-shukan nach Liu-kiu reisen. Da man sich aber nicht mit den Einwohnern verständigen konnte, kehrte man wieder um.

Im 5. Jahre der Taishio-Periode schickte der Kaiser Shukan abermals mit einem Dolmetscher hinaus, der die Liu-kiu-Sprache verstand. Derselbe brachte kofu, d. h. Zeuge mit. Dies fällt in die Zeit, wo Onomai-Koshin nach China gereist war. Im 7. Jahre hat der Kaiser Bu-hinro, Tokuchin, Riochoko, Taifu-chochin nach den Liu-kiu-Inseln gesandt, um dort Unterhandlungen anzuknüpfen, die aber mit Krieg endigten. Viele Tausend Männer und Weiber kamen als Gefangene nach China.

Im 29. Jahre Shigen schickte die Gen-Dynastie Tetsuhoku, Jito, Djimbu, Tshoko, Shingen, Banko, Choshin wieder hinaus, die aber ohne Erfolg heimkehrten. Der darauf folgende Krieg führte 130 Menschen nach China als Gefangene. Dies

geschah im 4. Jahre Ko-an, als die Chinesen mit Japan kämpften und bei Tsukushi auf der Insel Kiushin zurückgeschlagen wurden.

Im 5. Jahre Kohu schickte die Ming-Dynastie Gensho an den König der Liukiu-Insulaner, Satsudo mit Namen, eine Schrift durch Kojin und Yosai. Die Liukiu-Beamten Minen-te, Kioki wurden darauf nach Ming-Land (China) als Gesandte geschickt. Dies ist der erste Verkehr mit China seitens Liu-kiu.

Der Sohn des Liu-kiu-Königs Satsudo, Namens Buné, bestieg den Thron und empfing den Kalender (Hosaku) von China. Von dieser Zeit ab musste der Liukiu-König auch von China anerkannt werden (d. h. und war diesem Reiche tributpflichtig).

Die 6 verschiedenen Königsfamilien heissen:

1 Tenson (Tien-sun), dieselbe geht durch 25 Generationen.

Auf ihn folgt der Sohn des japanischen Helden Tametomo:

2. Shun-Tenno, mit 3 Generationen.
3. Eso (Ying-tso), die nach 5 Generationen ausstirbt.
4. Satsudo (Tsha-to), mit 2 Generationen.
5. Shishoō (Shang-Sse-shao), mit 7 Generationen.
6. Shoyen (Shang-ynên), der vom Volke erwählt wurde, und dessen Nachkommen his zum letzten König Shotai reichen, der 1876 von Japan mediatisirt wurde und gegenwärtig den Rang eines Kadzoku hat und in Tokio wohnen sollte, wo an seiner Stelle sein Sohn sich aufhält. Einige behaupten, dieser Shoyen sei ein Nachkomme der 2. Dynastie, Andere führen ihn auf die erste zurück.

---

1 ri = 36 cho = 2160 ken = 12,960 shaku = 3927,27 Meter.
1 koku = 180,3907 Liter.
1 kin = 601 Gramm.

(10) Hr. Dr. Köhler in Kosten berichtet über das, schon in der letzten Sitzung (Verhandl. S. 127) erwähnte

Bronzegefäss von Unia.

Da meines Wissens ein bronzenes Gefäss, in welchem verbrannte Gebeine sich befanden und welches die Gestalt einer Urne hat, in der hiesigen Gegend bis jetzt nicht gefunden wurde und das Exemplar in meiner Sammlung viel Interessantes bietet, so berichte ich vorläufig das mir Bekannte, um später nach näheren Recherchen Weiteres zu beschreiben.

Im letzten Sommer wurde auf dem Felde zu Unia, Kreis Wreschen, Reg.-Bez. Posen, beim Pflügen ein bronzenes Gefäss (Fig. 1) auf die Erdoberfläche befördert. Es soll bedeckt gewesen sein, doch soll der Deckel in mehrere Stücke zerfallen sein, auch fehlt der Boden. In der Urne befanden sich kleine Stücke von Knochen mit Erde vermengt. Die Urne von grüner Farbe, welche sehr der bei Undset Seite 359 abgebildeten ähnelt, ist von getriebenem Bronzeblech und besteht aus zwei Theilen, welche in der Gegend des grössten Umfanges des Gefässes durch 16 bronzene Niete zusammengenietet sind. Der obere Theil überragt den unteren, so dass der freie Rand nach unten kommt. Die Ornamentik besteht in gepunzten Buckeln, denen innen Vertiefungen entsprechen. Die Gegend, wo die Henkel angebracht sind, ist frei von Buckeln. Vom Boden, an der äusseren Seite gemessen, bis an den freien Rand der Nietstelle beträgt die Höhe 21 *cm*, von da ab bis an den oberen Rand des Gefässes $11\frac{1}{2}$ *cm*. Der Durchmesser am oberen Rande beträgt 22 *cm*; der Umfang des Gefässes über den Nieten misst 109 *cm*, der un-

terste Umfang 33 *cm*. Der obere Rand des Gefässes ist abgebrochen, an einigen Stellen etwas nach aussen umgekrempt, an mehreren Stellen mit kleineren oder



Fig. 1.

grösseren destruktiven Einkerbungen versehen. Der Boden ist ausgebrochen, der untere Rand auch mit destruktiven Einkerbungen versehen.

Die beiden Henkel sind mit je zwei (oben und unten) Nieten an das Gefäss befestigt. Zwischen den Nieten befinden sich drei Buckel. Die Henkel von $3^{1}/_{4}$ *cm* Breite selbst sind sonst nicht mit Buckeln, nur mit Dellen verziert, die durch ein vertieftes Linienornament getrennt sind. Die innere Fläche der Henkel ist glatt. Die in eine Fläche ausgebreiteten Henkel würden folgende Gestalt und Ornamentirung zeigen (Fig. 2):

Fig. 2.

Im nächsten Sommer werde ich an Ort und Stelle selbst die Gegend besichtigen, auch wohl Ausgrabungen veranstalten, und den weiteren Bericht zu erstatten nicht versäumen.

(11) Hr. W. Schwartz übergiebt einige Blätter mit Zeichnungen des Freiherrn von Hardenberg in Posen, betreffend in dessen Besitz befindliche

Gräberfunde von Dluzyn und Kamelin, Kreis Kosten u. s. w.

1. In Dluzyn wurde 1882 eine grosse Anzahl meist schwarzer Thongefässe der verschiedensten Art, dem lausitzer Typus angehörig, gefunden, darunter solche mit Buckeln und aufgerichteten zugespitzten Vorsprüngen. Einzelne Schalen (Pletschen) hatten Verzierungen auf der inneren Seite. Ausserdem eine 16 *cm* lange Bronzenadel mit Brillenspirale (Fig. 1), eine 22 *cm* lange Bronzenadel mit gebogenem Halse und endständigem Knopf (Fig. 2), eine 12 *cm* lange desgleichen, eine blaue Glasperle, 4 kleine und ein grösserer Bronzering.

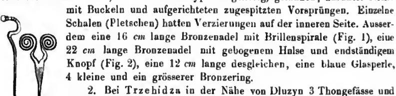


Fig. 2. Fig. 1.

2. Bei Trzebidza in der Nähe von Dluzyn 3 Thongefässe und eine sehr zierliche „Pletsche", an deren Boden sich ein kleiner kegelförmiger Zapfen erhebt.

3. In Kamelin gleichfalls 1882 zwei schwere offene Bronze-Armringe, 6,5 *cm* im Durchmesser, 17 *mm* hoch, mit einfach linearen Verzierungen.

4. In Buckwitz, Kreis Fraustadt, ein eiserner Sporn, ein halbes Hufeisen und ein eiserner Ring von einem Pferdegeschirr.

5. In der Umgegend von Bromberg zwei durchbohrte, geschliffene Steinhämmer, der eine 22 *cm* lang und 4 *cm* hoch, der andere 14 *cm* lang und 7 hoch.

(12) Der im Jahre 1880 gegründete historische Verein zu Bromberg hat einen Jahresbericht über seine Thätigkeit im Jahre 1881/82 erstattet. Es werden darin Gräberfelder

1. in der Forst bei Mysleneinnek und Thalheim,
2. bei Niecponie an der Weichsel bei Fordon,
3. zu Fünfeichen, Kreis Bromberg

erwähnt, deren Zeitbestimmung zu erheblichen Zweifeln Veranlassung bietet. Als bester Fund wird der von Wojciechowo bei Nakel, südlich der Netze, bezeichnet; daselbst entdeckte man in einer grossen kronenförmigen Schüssel 21 grosse dicke massive Bronzeringe von ovaler Form, spiralförmige Drahtringe, 4 Fingerringe, eine zerbrochene Gliederkette, Bernsteinperlen, 2 längliche Bronzehämmer und neben der Schüssel ein kurzes „Schwert (oder Opfermesser)" von Bronze. Aus dieser Angabe lässt sich leider weder über die „Hämmer", noch über das „Schwert", welches möglicherweise ein Messer war, etwas entnehmen. Genauere Angaben wären wünschenswerth.

(13) Hr. Julius Sauer in Hildburghausen übersendet Nachrichten über das in London befindliche (Verhandl. S. 118) behaarte Laoskind.

Hr. Bartels legt eine Zeichnung des Vaters dieses Kindes und zum Vergleich zwei Bilder der behaarten Birmanen vor.

(14) Hr. Bartels zeigt Photographien aus dem Museo civico in Bologna.

(15) Hr. Bastian spricht über die

Weihe der Jünglinge bei Eintritt der Pubertät.

Der Vortrag erscheint, weiter ausgeführt, in einem zur Ausgabe vorbereiteten Buche.

(16) Eingegangene Schriften.

1. Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 58. Görlitz 1882.
2. R. Falb, Das Land der Inca. Leipzig 1883. Geschenk des Hrn. Künne.
3. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a S. 1882.
4. Bulletino della Società Africana d'Italia. T. I, Fasc. 4.
5. Fernão Cardim, Do principio e origem dos Indios do Brazil e de seus costumes, adoração e ceremonias. Rio de Janeiro 1881. Gesch. des Hrn. Dr. Karl Henning.
6. Revue d'ethnographie. Tome I, Nr. 6.
7. Revue des Religions. Tome IV, Nr. 6. Tome V, Nr. 1, 2, 3.
8. Annales du Musée Guimet. Tome IV.
9. Nachrichten für Seefahrer. 1883. Nr. 1—5.
10. Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. 1883. Heft 1.

Sitzung am 17. Februar 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Der Ausschuss hat sich constituirt und Hrn. Koner wiederum zum Obmann erwählt.

(2) Als neue Mitglieder sind gemeldet:
Hr. Major Frohnhöfer, Berlin.
„ Juwelier Paul Telge, Berlin.
„ Dr. Grünwedel, Berlin.
„ Major Uhl, Ingenieur-Offizier vom Platz, Spandau.
„ Dr. Schroeter, Dalldorf bei Berlin.
„ Buchhändler Behrend, Berlin.
„ Buchhändler Goldstücker, Berlin.

(3) Hr. Virchow legt die zu seinem demnächst im Verlage von A. Asher & Co. erscheinenden Werk über das Gräberfeld von Koban angefertigten Lichtdrucktafeln vor.

(4) Hr. Bastian überreicht ein Werk über die Ethnologie der amerikanischen Nordwestküste (Haidah), welches von der Direktion der Königlichen Museen herausgegeben ist.

(5) Hr. Telge zeigt eine von ihm angefertigte und für den Handel bestimmte Nachbildung des Hiddensöer Goldschmucks und einer silbernen bei Swinemünde gefundenen Fibula.

(6) Hr. Finsch stellt eine reiche Auswahl der auf seiner letzten Reise angefertigten und erworbenen Photographien oceanischer Rassen aus.

(7) Hr. Voss übersendet aus Canstatt, d. d. 15. Februar, mit nachstehender Erläuterung

Costümphotographien von Bäuerinnen aus der Gegend von Tübingen.

Nr. 1, eine alte Frau darstellend, scheint mir besonders bemerkenswerth, da dieselbe noch eine Vorstellung davon giebt, in welcher Weise man dort mit der Spindel spann, indem nehmlich mit der linken Hand der zu drellirende Flachs von dem Rocken, hier „Kunkel“ genannt, gezupft und mittelst der in der Rechten gehaltenen Spindel zum Faden gedreht wurde. Die „Kunkel“ steht dabei isolirt auf

einem dreibeinigen Fussgestell. Auf der Photographie ist auch noch ein kleiner Handhaspel dargestellt. In der Gegend von Lorch im Remsthal spannen einzelne Frauen noch vor etwa 15 Jahren mit der Spindel. Auch erzählt mir Hr. Haug, Bademeister der hiesigen Veielschen Anstalt, dass seine Frau, jetzt 72 Jahre alt, noch als junges Mädchen ebenfalls mit der Spindel gesponnen habe. Sehr geübte Spinnerinnen behielten übrigens, wie letzterer angiebt, die Spindel nicht in der Hand, an dem Faden hängend, sondern gaben derselben, zwischen beiden Händen den Stiel rollend, eine kräftige Drehbewegung und liessen sie gleich einem Brummkreisel auf dem Fussboden laufen und den mit der rechten Hand gezupften Werg drelliren. Die Spindeln bildeten einen Hausirartikel, der mit Zündhölzchen und ähnlichen Dingen von herumziehenden Männern verkauft wurde. Sie waren gleich zum Gebrauch fertig, mit „steinernen", wie ich aber vermuthe, thönernen Wirteln versehen. Hr. Haug hat mir versprochen eine „Kunkel" nebst Spindel, wenn es noch möglich ist, zu verschaffen.

Schon früher hatte ich über das Spinnen mit der Spindel berichtet, wenn ich nicht irre, im Jahre 1875. Damals traf ich in Rothenburg a. d. Tauber eine Frau, welche mit der Spindel spann und sich einer ähnlichen Kunkel bediente. Sie sass aber nicht beim Spinnen, wie die auf der Photographie dargestellte Frau, sondern stand dabei, indem sie ebenfalls, wie hier auf dem Bilde, mit einem Fuss den Rocken auf dem Boden festhielt, damit er nicht umfiele, und mit der linken Hand den Werg zupfte, während die rechte die Spindel drehte.

Die Photographien Nr. 2 und 3 stellen Brautjungfern dar mit grossem kronenförmigem Kopfputz, welcher mit Goldflittern und anderen bunten Sachen reich verziert ist. Eine ähnliche Krone erwarb ich im vorigen Sommer in Nürnberg für das Königl. Museum. Sie stammt aus der Umgegend von Nürnberg. Ausserdem verdankt das Königl. Museum ein ähnliches Stück, welches aus Norwegen stammt, Hrn. W. von Schulenburg, der vielleicht über die Provenienz desselben noch Näheres angeben kann.

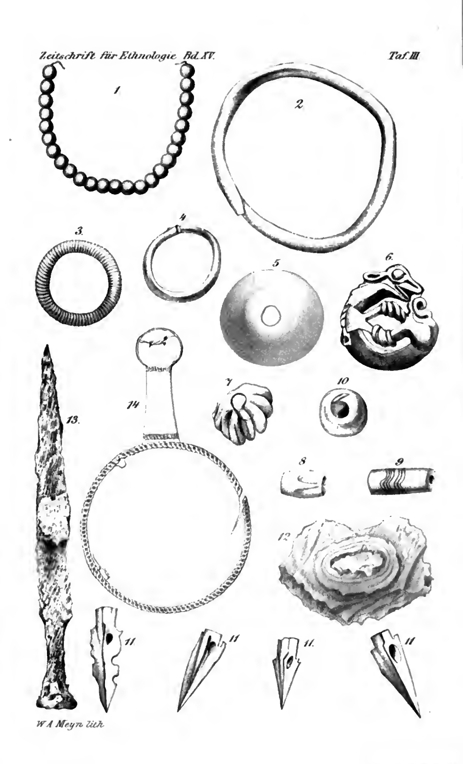
(8) Im Namen des Hrn. Ludolf Parisius zeigt der Vorsitzende

Bronzereste und einen Thonscherben von den Kellerbergen bei Gardelegen.

Der Pastor Adolf Parisius in Gardelegen hat diese Stücke in der Nähe der Ulanen-Reitbahn von einem grossen „Wendenkirchhofe" erworben. Das Urnenstück, hart am Boden des Gefässes ausgebrochen, ist sehr dickwandig und besteht aus grobem, mit zahlreichen Kiesbröckeln durchsetztem Thon. Es ist aus freier Hand geformt, innen und aussen einigermaassen glatt gestrichen, schwach gebrannt, so dass es innen und auf dem Bruch schwärzlich, aussen grauröthlich aussieht. Es scheint zu einem ziemlich grossen Gefässe gehört zu haben. Die Bronzestücke haben durch Feuer stark gelitten. Das eine ist ein Fragment eines Torques; das andere besteht aus zwei zusammengeschmolzenen, zum Theil um einander gewundenen Stücken eines scheinbar glatten Halsringes. Offenbar handelt es sich also um ein Grabfeld mit Leichenbrand, wahrscheinlich der germanischen Zeit angehörig. Da der Angabe nach die Urnen ohne alle Ornamente sind, so ist eine genauere Zeitbestimmung nicht möglich.

(9) General v. Erckert in Petrowsk, Kaukasus, hat dem Vorsitzenden eine Reihe von Schädeln, Skelettheilen und Beigaben aus kaukasischen Gräbern übersendet, über welche letzterer sich vorbehält, später Mittheilungen zu machen. Heute legt er folgende schriftliche Nachrichten vor:





W A Meyn lith

I. Ein Kurgan bei Stawropol.

(Hierzu Taf. III.)[1]

In einem Kurgan (Grabhügel), südlich von der beinahe 2000 Fuss hoch auf einer Hochfläche, von Miocän gebildet, liegenden Stadt Stawropol (genau auf der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meer) fand man folgende Gegenstände, die ich in Abbildung und Beschreibung mittheile:

1. Perlenschnur aus kleinen gelben, dem Anschein nach, goldenen Kügelchen mit kleinen durchgehenden Oeffnungen zum Aufreihen.

2. Silberner, wohl Arm-Reif.

3. Silberner Ring, durchweg gerippt.

4. Ganz roher, zusammengebogener Ring, dessen zusammenlaufende Enden dünner als die gegenüberstehende Mitte sind.

5. Art Conus, aber platt, mit Oeffnung in der Mitte, und abgerundet nach der Basis zu, die platt ist (Spinnwirtel?).

6. Figur aus Bronze; hinten eine starke Oehse, die in der Lage der Figur, wie sie abgebildet ist, von links nach rechts geht, so dass beim Befestigen etwas von oben nach unten durchgesteckt werden musste. In der Zeichnung ist der Gegenstand ein klein wenig grösser als in der Wirklichkeit wiedergegeben worden, der besseren Ausführung wegen.

7. Roh gerippter Knopf oder Perle mit Looh zum Aufreihen auf einer Schnur; auf einer Seite etwas abgestossen, wo eine glatte dunkelrothe Fläche sichtbar, wie dunkelrother Bernstein oder Carneol glänzend. Die äussere Fläche ist rauh und wie mit einer Art graugelbem Rost bedeckt.

8. Cylinderförmige, wie eine blasse Hambutte schimmernde Perle, die in der Mitte etwas stärker, als nach den beiden Oeffnungen, zum Aufreihen (in der Längenaxe).

9. Ganz cylinderförmige Perle aus blasser, gelblich grau schimmernder, wie Porzellan aussehender, polirter Suhstanz (oder Knochen?). Die Zeichnung darauf ist ziemlich fein und zart; die Bogenlinien im Original mit mehr scharfen Ecken, als auf der Zeichnung, sind parallel und die mittelsten dicker und dunkelgrau, etwas bräunlich schimmernd; vier solche Streifen. Zwei parallele feine Linien begleiten die concaven Bogen; sie treten scharf hervor, da zwischen ihnen der Untergrund ganz weiss ist, wie er überhaupt (gefärbt) auf der ganzen Oberfläche gewesen zu sein scheint.

10. Durchsichtige Perle von schmutzig weissem Stoff (Glas?).

11. 4 Pfeilspitzen aus Bronze; die drei Seiten sind concav eingebogen, so dass die drei Kanten dazwischen sehr scharf hervortreten. Die erste Pfeilspitze hat ausserdem zwei ziemlich tiefe und abgerundete Einschnitte auf den drei scharfen Kanten, die somit eine Wellenlinie bilden. Die Dülle bildet einen hohlen Cylinder zum Befestigen auf einen Pfeilstab. Ausserdem hat bei jeder Pfeilspitze eine der drei concaven Seiten eine längliche Oeffnung, vielleicht dazu bestimmt, um die Spitze besser zu befestigen (oder zur Aufnahme von Gift?), damit sie sich nicht abstreifen kann?

12. Blassbrauner Stein (Bruchstück eines grösseren Stückes?), von aussen rauh und wie mit Staub bedeckt; an den Rändern abgeschlagen, namentlich auf einer Seite; sichtlich ein nur wenig grösseres, als gegenwärtig, Oval bildend, und entschieden als Deckel eines Gefässes dienend: wenn man sich den oberen mulden-

1) Die Abbildungen Fig. 1 — 5, 7 — 11 in natürlicher Grösse, Fig. 6 etwas vergrössert, Fig. 12—14 in ¼ der natürlichen Grösse.

artigen länglichen Knopf oder Griff fortdenkt, so beträgt die Dicke (Höhe) von oben bis zum flachen Boden 2 englische Zoll. Zwei der Seitenflächen, auf denen der doppelschichtige Untersatz des muldenförmigen Knopfes sich befindet, zeigen eine flach concave Ausbiegung; auch die nur wenig abgeschlagene, gegenüberliegende Seite; das Stück, das der abgeschlagenen Stelle gegenüberliegt, ist aber convex geformt und eben nach aussen gewölbt, so dass der obere Knopf im Verhältniss zu dieser Seitenfläche so zu sagen schief steht. Der Stein scheint sich schichtweise zu spalten, oder, besser gesagt, zu blättern.

13. Stahldolch, sehr stark verrostet.

14. Instrument aus ganz dünnem Kupfer, wie aus Blech; verrostet und grünlich schimmernd. Der abgebrochene Griffknopf wurde mit einem Faden befestigt. Die Löcher in der Fläche sind sichtbar durch den Rost oder irgend einen Umstand entstanden, da die Ränder wie abgeblättert sind. Rings herum ist der Rand des Kreises etwas, aber kaum merklich in die Höhe gebogen, während auf der entgegengesetzten Fläche kleine Punkte als Mittelpunkte ganz kleiner Kreise angebracht sind, die jedesmal auf der Mitte einer S-artig verschlungenen Linie liegen, die den ganzen Rand umgiebt. Zwischen dem Knopf des Stiels und da, wo der Stiel an den Kreis stösst, ist ein schmaler Querstreifen, aber eben nur auf derselben Seite, auf welcher die Zeichnung des Randes befindlich, eingravirt, dessen Zeichnung (wenn solche vorhanden war) wegen des Rostes nicht zu erkennen ist.

Das Ganze macht den Eindruck eines Geschirrs, um etwas darauf zu präsentiren, oder den eines Handspiegels; nur ist, was auch zufällig sein kann, eine kaum merklich concave Wölbung der Fläche auf derjenigen Seite zu bemerken, auf der sich die Zeichnung nicht befindet (was für die erste Annahme sprechen dürfte) und auf welcher man deutlich die ausgeschlagenen Punkte der anderen Seite hervortreten sieht, während die Linien in S-Form auf der anderen Seite nur fein eingeritzt sind.

2. Ein zweiter Kurgan bei Stawropol, ausgegraben im October 1881.

Die wahrhaft zahllose Menge grösserer (oft recht grosser) und, hin und wieder in unmittelbarer Nähe von ihnen, kleinerer Kurgane im nördlichen Kaukasus, vorzugsweise längs des mittleren und unteren Laufes des Terek, der Kumá und des Kuban, sowie ganze Kurganen-Felder an den Nebenflüssen des letzteren, besonders der Labá, veranlassten mich, nach den leider nicht zu Ende geführten Ausgrabungen in Cujavien, mein Glück mit einem Kurgan zu versuchen, und zwar aus Mangel an Zeit, mit einem kleineren (da grosse mit 10 Arbeitern einen Termin von drei Wochen erfordern, besonders des Wegschaffens der Erde wegen und über 100 Rubel Kosten verursachen für die Arbeiter allein). Es wurde 5 Tage daran gearbeitet.

Der Kurgan, 2 *km* in OSO.-Richtung von Stawropol, hatte eine Höhe von 3 *m*, einen Umfang von 120 *m*, lag auf freier Ebene, nicht sehr weit von einem Wasserlauf entfernt, fiel nach Norden besonders und Osten etwas steiler ab, als nach Westen und Süden, und hatte oben eine flach gebogene Kuppe. Seiner geringen Grösse wegen schlug ich in seiner Mitte, etwas über dieselbe nach N. hin übergreifend, einen Anfangs 5 Schritt weiten, dann auf 8 Schritt erweiterten, senkrecht abgestochenen und in der Mitte bis auf den natürlichen Boden geführten, nach Süden mehr als 15 Schritt verlaufenden Graben, der später in der obersten Schicht nach O. und N. hin, und theilweise auch nach W. erweitert wurde. Die obere Schicht bestand aus bröckligem, sehr kalkigem Mergel, der nach den Seiten allmählich verlief und somit den Eindruck späterer Aufschüttung machte, da in weniger als 1 *m* Tiefe die schwarze Erde plötzlich, wie in der ganzen Umgebung, zu Tage trat. Kaum hatte die Arbeit

begonnen, so zeigten sich am östlichen oberen Rande des Grabens Holzreste, Eiche, ganz braun, aber gut erhalten; sie standen schräge, dachförmig von einer Seite in dem Boden und liessen auf Adighé, wohl Kabardiner, schliessen, die noch im vorigen Jahrhundert diese Gegend bewohnten, und die noch heute so ihre Todten im Grabe bedecken, wie sie selbst erzählen. Das Skelet, vollständig erhalten, lag mit dem Kopf auf der rechten Seite und auch die Beine halb seitwärts gegen W., die Füsse gegen O. gekehrt (Skelet I); etwa 6 Schritt südlich davon, ebenfalls in der Mergelschicht, fand sich ebenso bedeckt ein zweites Skelet (II), durch die Beckenform als weiblich erkannt, vollständig gut erhalten, nur mit wenigen Zähnen und theils vernichteten Alveolen, sowie niedrigem vorstehendem Unterkiefer, an dem die Alveolen schon ganz fehlten und selbst Zahnspuren fast nicht vorhanden waren. Dabei fanden sich kleine Reste eines ganz platten Thierknochens, ein Stück flach gerundeter, schwarzgrauer, ziemlich dicker Scherben (eines Gefässes) und das hintere Stück einer Schuhsohle nebst Hackenrest, der in zwei Reihen mit Holznägeln befestigt war. Das Stück der Sohle hatte hinten 8,9 *cm* Breite, in der sehr feinen Biegung nach vorn beim Uebergang zur Fusssohle nur 3 *cm*. Die Lage des Skelets war dieselbe, kleine Knochenreste fanden sich beim Umwühlen in der näheren Umgebung. Die mehrtägige Arbeit wurde mit immer grösseren Schwierigkeiten nach der Tiefe zu fortgesetzt; der zähe feste Boden erforderte die Anwendung der Spitzhacke. Auf der westlichen Seite des Grabens fand sich in 1 *m* Tiefe ein drittes Skelet, noch in der Mergel-Erde, den Kopf nach O. gekehrt, vollständig bis auf Zahnlücken erhalten (III) und ebenfalls mit theils vernichteten Alveolen oben. — Bei weiterem Graben der breiten und tiefen Tranchee kam man bei 1 *m* Tiefe auf schwarze Erde, mit einer Menge mittelgrosser und kleinerer Steine, oft in flachen Stücken, aus dem hiesigen Miocän bestehend, und eckig, aber auch aus granitartigen gerundeten. Bei 2 *m* Tiefe fand sich in der Mitte des Grabens und Hügels ein mit dem Kopf nach W. auf dem Rücken liegendes Gerippe, das aber in Asche meist zerfiel; von ihm ist nur die querdurch gespaltene (durch den Spaten) Schädelkapsel grossentheils, namentlich die rechte Hälfte erhalten, einige Stücke vom Beinknochen, von sehr glatten weisslichen Thierknochen und ein Stück eines Thierzahns. Die grosse Feuchtigkeit der schwarzen Erde hat entschieden, im Gegensatz zu der sehr kalkigen Mergelerde und dem Schutt, die grosse Verwitterung veranlasst. Die Schädelkapsel stellt dem Auge eine schmale, dolichocephale Form muthmasslich dar; wenn man die fehlenden Ränder etwa ergänzen würde, so fände sich etwa 200 : 160. — Das Occiput ist am Ende scharf zurückgebogen, steigt nach vorn regelmässig und steil gebogen zur Mitte des Schädels auf und fällt von dort flach nach vorn ab; von vorn oder von hinten gesehen ist der Schädel aber ganz platt und fällt dann ziemlich markirt nach beiden Seiten (Ohren) ab[1]); gut erhaltene einzelne Zähne. In noch grösserer Tiefe fand sich der vordere obere Theil einer Schädelkapsel, mehr südlich der vorigen, der Nasenansatz sehr wenig zurücktretend, die Stirn sehr niedrig, etwas eingebogen und sehr flach zurück, Stirnbogen 98.

In der nächsten Nähe, aber leider wohl auch beim Graben zerschlagen, da der Boden eine fettige feste Masse bildete, fand sich eine sehr grosse Urne, nach Art der im Kaukasus und Mittelasien noch heute gebräuchlichen Gefässe für Flüssigkeiten, aus schwarzem, gebranntem Lehm (Thon), roh gearbeitet. Das Gefäss geht vom Bodenstück flach in die Höhe; die Scherben sind 8 *mm* dick, roh gearbeitet

1) Der Scheitelbogen etwa 150, da die Sutura coronaria ganz vorn auf der flach abfallenden Schädelfläche liegt.

und verziert (Fig. 1a, b u. c). Das gerade Halsstück hat 170 *mm* Länge, 232 *mm* Umfang, ist oben breit umgebogen. Nicht weit entfernt fand sich ein (Schleuder-?)

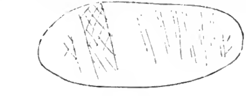


Fig. 1a.



Fig. 1b. Fig. 1c.

Stein in unregelmässig elliptischer Form, schwer; im Längenumfang 245, im Breitenumfang 180 *mm* gross. Etwa zwischen den Skeletresten und der grossen Urne fand sich eine viel kleinere, fast ganz erhalten (Fig. 2); 110 *mm* hoch, 132 breit; Halsdurchmesser 75; oberer Rand 92, Bodendurchmesser 55. Zeichnung nicht regelmässig. Material schwarz gebrannter Thon. Unweit der Geripp-Reste fand sich ein aus Bronze verfertigter zerschlagener Gegenstand und ein Spinnwirtel (?) (Fig. 3), 27 *mm* Durchmesser, ferner ein Bronze-Spiegel, 200 *mm* Durchmesser, zerschlagen, in runder platter Form mit Griff, der zu beiden Seiten halbkreisförmig übergreift, und aus 4, im Ganzen 43 *mm*, einzeln je 5 *mm* breiten, auf der hohen Kante stehenden Stäben, 74 *mm* lang, besteht, die mit einem Querstück verbunden sind, von dem aus bis zum Ende des Griffs nicht mehr 4, sondern nur 3 Stäbe gehen, die in von oben nach unten gehenden hammerartigen kurzen Querriegeln enden (Fig. 4). Alle Stäbe haben an den Seiten eine kleine, der Länge nach gehende Erhöhung. Alles ist sehr stark mit Grünspan bedeckt. Die äusserste Abtheilung des Griffs und der Spiegel selbst waren ab-, resp. zerbrochen, aber leicht zusammenzusetzen. — Auch das Gerüst, ganz erhalten, eines hinten breiteren, 45 *mm* langen Käfers fand sich, mit zwei dünnen Hörnern nach unten. Der Hügel war bis in grosse Tiefe von Feldmäusen durchwühlt. — Bei beiden Skeletresten, die zuletzt beschrieben, fanden sich Reste von Holz, sehr stark verfault. — Als ich bis zum gewachsenen Boden und zwar in so grosser Ausdehnung gelangt, noch keine Aussicht vorhanden war, in dem feuchten festen Boden Schädel oder erhaltene Gegenstände zu finden, wurde die Arbeit eingestellt und nur an der Oberfläche des Kurgan nach O., N. und W. rings um die ausgegrabene Stelle, fortgesetzt. Nahe dem Rande der Grube gegen N. zeigten sich ganz dicht unter der Oberfläche der Mergelschuttschicht verfaulte Holzbrettchen, schräge gestellt, und unter ihnen auf dem Rücken, mit dem Kopf nach W. liegend, ein vollständig erhaltenes, sehr gebräuntes Gerippe mit Kopf (IV).

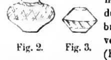


Fig. 2. Fig. 3.

Fig. 4.

Ich enthalte mich näherer Combinationen, glaube aber annehmen zu dürfen, dass die Gerippreste (noch eines, ganz zerfallen, lag fast auf der gewachsenen Erde, mehr nach S. von den vorigen) aus der schwarzen Erde mit Bronzespiegel und rohen Urnen oder richtiger Gefässen wohl keinen Zusammenhang mit den Skeletten (I, II, III, IV) in der sehr kalkigen oberen Mergelschicht haben, und dass letztere eben später beerdigt wurden, wobei man den vorhandenen Kurgan benutzte und ihn mit der Mergelschicht erhöhte.

Die Kurgane gehören wohl überhaupt nicht einer Periode und einem Volke an, man benutzte sie später oder nahm diese Begräbnissart an. Im Allgemeinen weisen die leider wohl jetzt ganz verschwundenen Baba's auf denselben auf Mongolisches (? Kalmykisches), da die am Gürtel der Baba's so oft angebrachten Gegenstände in Stein genau dieselben Sachen und in derselben Art darstellen, wie sie die Kalmyken oft selbst heute noch zu tragen pflegen.

Es ergaben sich folgende Schädelmaasse und Indices an den Schädeln Nr. I—IV:

A. Schädelmaasse.

Lfd. Nr.		I.	II. (weiblicher Schädel)	III.	IV [1]).
1	Schädellänge	176	178	189	187
2	Schädelbreite	146	144	142	144
3	Ohrhöhe	115	103	113	111
4	Schädelhöhe (nach Kellmann)	137	117	135	136
5	Stirnbreite	92	102	100	95
6	Circumferenz	513	517	535	530
7	Stirnbogen	127	123	140	128
8	Scheitelbogen	122	119	130	130
9	Hinterhauptsbogen	100	107	113	116
10	Gesammtbogen	349	349	383	374
11	Gesichtslänge (Höhe, Nasenwurzel bis Kinn)	124	112	118	117
12	Oberkieferhöhe oder Obergesichtslänge	70	65	74	64
13	Jochbogendistanz (Jugaldistanz)	128	136	131	138
14	Distanz der Suturae zygom. maxill.	97	93	88	94
15	Distanz der Unterkieferwinkel	102	104	108	106
16	Breite der Orbita	40	43	39	40
17	Höhe der Orbita	29	33	31	31
18	Länge der Nase	49	49	51	55
19	Apertnrhöhe	24	28	29	33
20	Aperturbreite	22	26	22	25
21	Gaumenlänge	45	51	46	51
22	Gaumenbreite (hinten gemessen)	38	40	32	41
23	Länge der Basis (ven aussen bis Foramen occipitale magnum)	96	105	94	103
24	Länge des Occiput	97	87	91	98
25	Entfernung der Spitzen der Precess. mastoid.	101	102	107	106

1) Entspricht, abgesehen von Nicht-Katarrhinie, dem chamäprosopen mesocephalen Typus Europas.

Gaumen		Form und Maasse des Foramen magnum.	
nach der Länge einen hohen Bogen bildend	I.	Länge 39, Breite 31,	Form nach vorn dreieckig, hinterer Bogen nach rechts hin mehr ausgebogen und scharfe Einschnitte, wo △ beginnt.
am Anfang enger als in der Mitte . . .	II.	„ 39, „ 31,	Form nach vorn spitzes △, nach hinten scharf oval, fast △ gebogen, rechte △-Seite mehr abgerundet.
hoheu steilen Bogen bildend	III.	„ 39, „ 33,	Form nach vorn dreieckig, nach hinten flacher Bogen.
schmal und lang, hinten etwas enger . .	IV.	„ 39, „ 33,	Form nach vorn flaches △, nach hinten steiler Bogen, alles sehr regelmässig.

B. Berechnete Indices.

Lfd. Nr.		I.	II. (weiblicher Schädel)	III	IV.
1	Längenbreitenindex	83,0	80,9	75,1	77,0
2	Längenhöhenindex	65,3	57,9	59,8	59,5
3	Breitenhöhenindex	78,8	71,5	79,6	77,1
4	Orbitalindex	72,5	76,7	79,5	77,5
5	Nasenindex	44,9	53,1	43,1	45,5
6	Gesichtsindex (aus 12 : 10)	96,1	82,4	90,0	84,8
7	„ (aus 13 : 10)	127,8	120,4	134,1	124,5
8	„ (aus 14 : 10)	122,8	109,8	110,0	110,0
9	Obergesichtsindex (aus 12 : 11)	54,7	69,9	56,5	46,4
10	Gaumenindex	84,4	78,4	69,6	80,4
11	Längenhöhenindex (1 : 3a)	72,2	65,7	71,4	72,7
12	Breitenhöhenindex (2 : 3b)	93,8	81,4	95,1	94,4

C. Knochen-Maasse.

			I.	II.	III.	IV.
1	Femur	grösste Länge	405 [1]	390	420 [3]	450 [4]
2	Tibia	grösste Länge	345	320	340	374
3	Fibula	grösste Länge	330	310	339	365
4	Brachium	grösste Länge	300	293	300	330
5	Ulna	grösste Länge	?	240	247	273
6	Radius	grösste Länge	230	220	228	252
7	Umfang der Mitte d. Femur		80	79	90	100
8	Berechnete Körpermaasse à 4 mal Femur		1620	1560 [2]	1680	1800

1) Mit Trochanter tertius am rechten: 32 *mm* lang, 8 *mm* breit, 3 *mm* hoch. Am linken kaum bemerkbares Rudiment. Schädel leicht.

2) Schädel leicht.

3) Femur, Tibia und Fibula mit tiefen Rinnen (Fibula mit 2 Rinnen); im Vergleich zu I Schädel schwer.

4) Femur und Tibia sehr scharfkantig im Vergleich zu I, also wohl auf grosse Muskelentwickelung schliessen lassend, und schwer an Gewicht, wie auch der Kopf.

I.	II.	III.
brachycephal — chamäkonch.	brachycephal — chamäkonch.	mesocephal — chamäkonch.
leptorrhin — leptoprosop.	platyrrhin — chamäprosop.	leptorrhin — leptoprosop.

IV.
mesocephal — chamäkonch.
leptorrhin — chamäprosop.

3. Beschreibung des Kostüms einer Kabardinerin

aus dem A-ul Chods, am gleichnamigen Bergflüsschen gelegen, das von links in die Laba, einen linken Nebenfluss des Kuban, mündet.

(Das Kostüm ist fast überall bei den Kabardinerinnen genau dasselbe. Den Kopfputz und einige nicht wesentliche Besonderheiten ausgenommen, erinnert es an das der Adighe (Tscherkessen) nicht nur, sondern auch sehr an das der Ossetinnen, ja der kaukasischen Völker, besonders Muhamedaner, überhaupt.)

1. Der am meisten eigenthümliche und in die Augen fallende Kopfschmuck besteht aus einem 15 *cm* hohen Cylinder, dessen Weite auf den Kopf passt und der horizontal mit 4 silbernen und 3 goldenen Bandstreifen umnäht ist, von den Weibern aus dem feinsten Draht geweht. Dieser Cylinder verengt sich nach oben markirt in eine Spitze, die aus 6 flachen Seiten (spitzen Dreiecken) aus gediegenem Metall besteht und fast 20 *cm* hoch ist; die Seiten sind sehr geschmackvoll gravirt und mit Gold und Schwarz eingelegt; ihre Hauptverzierung besteht in kurzen, nach unten gekehrten Dreiecken, eines auf jeder der 6 Seiten. Alle Dreieke sind mit platter Goldschnur eingefasst und inwendig ähnlich den 6 Seitenflächen der Spitze verziert, denen sie als Verzierung dienen. — In der Mitte ist ein silbernes Rad mit 8 Speichen als Verzierung eingravirt. — Von der Spitze der Kopfbedeckung ganz oben hängen feine silberne Kettchen mit silbernen Knöpfchen am Ende herab. An den Ecken der 6 spitzen Dreiecke, die den oberen Theil der Kopfbedeckung bilden und rings um den cylindrischen Theil derselben befinden sich eben solche Knöpfchen angebracht. — An dieser Kopfbedeckung sind zwei ganz feine, lange goldene Schnüre befestigt, die in 2 silbernen und 2 goldenen kleinen Quasten endigen und vorher zusammenlaufen, im Ganzen etwa 20 *cm* lang; der mit dickem, aussen zopfartig gedrehtem Zeuge durchflochtene Zopf hängt hinten über der zusammengehenden Stelle der beiden Schnüre hinaus; die Enden der Schnüre befinden sich also unter dem Zopf.

2. Der Gürtel besteht aus Safranleder und ist mit fein gewirktem Silberband eingefasst; in der Mitte des Gürtels eine silberne Litze, wie auf den Aufschlägen des ersten Garderegiments; vorn eine sehr massive Art Schnalle, eher ein Metallstück zu nennen, das die Hälfte des Gürtels umspannt. Als Schloss dient eine senkrechte Röhre, in die von oben ein Stift gesteckt wird. Die Verzierungen der Schnalle sind von Gold, mit Ornamenten in Schwarz. — Beiderseits von der Mitte befinden sich zwei silberne erhabene Knöpfe in ovaler Form (von oben nach unten gerichtet). In der Mitte selbst ein eben solcher Knopf, über und unter ihr runde Knöpfe.

3. Ein dünner, weisser, mit Blumen durchwirkter Schleier, der die Kopfbedeckung und den Anzug der Frau bedeckt.

4. Ein langes, dünnes Mannshemd mit unten sehr breit werdenden Aermeln, die mit Silberband eingefasst sind; es ist aus seidenem, wenig glänzendem, meist rothem Zeuge (Kana-us genannt).

5. Ueber dem Hemd wird ein vorn offenes, auf der Brust zugehaktes, langes seidenes (Kana-us) Kleid mit oben ganz engen Aermeln getragen, die unten

weit und faltig und mit Verzierungen eingefasst sind (Beschmet wird dieses Kleidungsstück, wie ein ähnliches der Männer genannt). Meist aus gestreiftem Seidenzeuge.

6. Ueber diesen Beschmet wird eine Art hohes Leibchen ohne Aermel mit ganz kurzen Schössen rings herum angezogen, das vorn auf der Brust wie ein Husaren-Dolman verziert ist und entschieden denselben Charakter und Ursprung zeigt. Drei parallele Reihen ganz kleiner Knöpfe gehen von oben nach unten und sind horizontal durch massive längliche silberne Prisma's verbunden, statt der Schnüre der Husaren. Die Ecken der kurzen Schösse dieses Kleidungsstücks sind mit einer Art Blumen- oder verschlungenen Verzierung ausgenäht, ähnlich der bei den Husaren-Attila's; sie besteht aus Silber- und Goldstickerei und Schnur.

7. Sehr eigenthümlich ist die Zopfverzierung; sie besteht aus weissem Zitz, der sehr fest und oft schmal zusammengelegt ist, und dann zu einer Art Zopf, aus zwei Stricken bestehend, zusammengedreht wird, der tiefer als die Mitte des Körpers hinten herabhängt und von dort in zwei schmalen, dicken, platten Bändern bis zu den Füssen reicht; diese Bänder sind aber nicht gedreht, sondern vielfach zusammengelegt. In den zopfartigen oberen Theil wird der wirkliche Zopf hineingeflochten.

8. Saffian-Schuhe aus einem Stück ohne Sohle, wie sie der Orient trägt und Pantoffeln dazu mit dicken Sohlen, mit Silber und Gold ausgenäht, vorn ganz spitz zulaufend und mit sehr hohen Hacken.

9. Seidene, meist gelbe Pantalons, unter dem seidenen Hemd getragen.

4. Beschreibung des Kostüms einer Ossetin.

Das junge, sehr schüchterne und bescheidene Mädchen von 15 Jahren wurde von ihrem Bruder begleitet; sie hiess Fati-matt (Sorge) mit Vornamen und Madsa-ty mit Familiennamen. — Verschiedene gebräuchliche Vornamen sind: Gursechir. Gossi, Digorchán, Goská, Ssalimatt, Dolatchan u. s. w.

Die Haare waren in einen Zopf geflochten, der von einem feinen weissen Tuch, meist aus gesticktem Musselin, bedeckt ist, das unter dem Kinn zusammengeschlagen und dann mit den Enden über die Schultern zurückgeworfen wird.

Der Bischmet als Oberkleid über dem Hemd, ganz wie bei der Kabardinerin, vorn offen, bis zur Taille vorn zugehakt, oben schräge steil ausgeschnitten (ganz wie die Tscherkasska, das Oberkleid der Männer). Die Aermel gerade und eng, nicht ganz lang, auf der Brust mit silberner schmaler Tresse eingefasst. — Von der Taille bis unten, etwa 13 *cm* von ihr beginnend, ein breiter Besatz längs des vorderen Randes des offenen Bischmet aus hellfarbigem Zeuge, geblümt, etwa 18 *cm* von dem unteren Ende aufhörend und dann rings herum unten den Bischmet garnirend. Die Taille wird von einem Gürtel umschlossen, dessen vordere Hälfte ganz mit massivem Silber bedeckt ist; auf ihm befinden sich drei Vierecke, erhaben, eines in der Mitte und je eines, etwas entfernt zu beiden Seiten.

Unter dem Bischmet wird ein anderes ganz kurzes Kleid getragen, also umgekehrt wie bei der Kabardinerin, das kaum bis zur Spalte reicht, vorn offen und zugehakt; mit Silbertressen vorn und ringsherum eingefasst, und Verzierungen von Silberstickereien in beiden unteren Ecken der Schösse vorn enthaltend, ähnlich den bei der Kabardinerin. Vorn auf der Brust befinden sich breite, horizontal gehende Silberstücke, massiv, ganz in Art der Husaren-Schnüre; von oben nach unten laufen in der Mitte ziemlich grosse silberne Knöpfe, die an beiden äusseren Seiten der Silberstücke aus ganz kleinen bestehen. Der Hals ist ebenfalls mit einer Silbertresse eingefasst.

Das Schnupftuch wird im Gürtel getragen.

Das obere Hemd ist von ganz leichtem karmoisinfarbenem Seidenzeuge, wie ein Mannshemd geschnitten und sehr lang; oben ist es über dem Bischmet nur vorn sichtbar; die Hemdärmel sind mit einer ganz feinen Tresse eingefasst; es tritt so zu sagen als Kleid unter beiden Bischmet's unten hervor und ist aus hellerer Farbe als der obere Bischmet, der dunkelkarmoisin ist.

Das Unterhemd ist weiss, aus Leinwand oder Baumwolle. Die Pantalons sind aus weiss-gelber Seide.

Das Haar wird in zwei Zöpfe geflochten; der Scheitel auf dem Kopf ist nicht genau abgetheilt. — Die Strümpfe ganz gewöhnlich. —

Das Gesicht hatte einen semitischen Ausdruck, Augen mandelförmig, Mund gross, Lippen in der Mitte dicker, angenehmer Gesichtsausdruck, Nase fein, nach unten spitz, Nasenlöcher breit und schräge, Haare dunkel, Augenbrauen sehr schmal und gerade, Oberlippe etwas aufgeworfen, Hände ziemlich fein, Nägel blank, lang, zurücktretend und an der Wurzel mit weissem flachem Bogen, feine kleine Ohren, etwas breit und abstehend.

5. Eine türkische und eine arabische Handschrift.

General v. Erckert übersendete auch zwei handschriftliche Bücher, von denen das eine seiner Angabe nach in einer untergegangenen Moschee bei einer Grabstätte der Teké-Steppe gefunden wurde.

Hr. Wetzstein bemerkt darüber Folgendes:

Die eine Handschrift ist ein langes türkisches Gedicht, der Sprache nach etwa 250 Jahre alt; sie ist jedoch kaum 100 Jahre alt; ein Datum trägt sie nicht; desgleichen fehlt ihr der Titel mit dem Namen des Dichters. Um den letzteren zu erfahren, müsste man die HSS-Kataloge der Petersburger und Wiener Bibliothek (wo sich gewiss Abschriften dieses Gedichts finden) nachschlagen. Dem grösseren Gedichte sind noch einige kleinere angehängt, vermuthlich auch vom Dichter des grösseren. Poetischen Werth haben alle diese Ausflüsse einer schwachköpfigen Mystik nicht; auch wird wohl das grosse Gedicht keinen Anspruch auf Originalität haben; ich halte es für die türkische Nachbildung eines persischen Originals.

Die zweite Handschrift ist arabisch; sie enthält nehmlich eine Zusammenstellung aller derjenigen Suren (Abschnitte) des Korân, welche der gemeine Muselmann kennen und auswendig lernen muss. Der Mehrzahl nach sind sie aus der zweiten Hälfte des Korân. Die HS. datirt aus dem Jahre 1248 der Higra, ist also ca. 50 Jahre alt. Sie ist sehr deutlich geschrieben, durchweg mit Vocalzeichen versehen und war — wie ich das bestimmt weiss — das Lesebuch eines nicht arabischen (wahrscheinlich persischen oder türkischen) Schulknaben.

(10) Hr. Brauns aus Halle spricht unter Vorlegung von Photographien und japanischen Abbildungen (Hütten, Beschäftigungen u. s. w. der Ainos), von prähistorischen Stein- und Thongeräthen, neuen Holzgeräthen der Ainos und prähistorischen Vergleichsstücken aus Japan über

die Ainos der Insel Yezo.

Obgleich die Literatur über die Insel Yezo und die Ainos — die Bewohner dieser Insel, sowie der Südhälfte von Saghalien oder Karafuto und der Kurilen nebst der südlichsten Spitze Kamtschatkas — in den letzten Jahren stark angewachsen ist, bleibt doch eine auf eigene Anschauung begründete Schilderung der-

selben immer erwünscht, namentlich um die häufigen Widersprüche der verschiedenen Berichte und der Ansichten der Ethnologen zu lösen. In dieser Beziehung sind zunächst zwei Punkte hervorzuheben, einmal, dass die Ainos nicht im Entferntesten zu den dunklen Rassen gerechnet werden dürfen, und zweitens, dass sie auch mit ihren südlichen Nachbarn, den Japanern, keine Verwandtschaft haben. Hinsichtlich der Farbe möchte ich bemerken, dass ich die Ainos beiderlei Geschlechtes nicht dunkler gefunden habe, als manche Europäer sind, ja dass im Süden und Osten Europas gar nicht selten dunkler gefärbte Individuen vorkommen, als unter den Ureinwohnern Yezos. Die Behauptung, dass eine dunkelbraune, ja schwärzliche Färbung ihnen zukomme, erscheint selbst dann unmotivirt, wenn man keine Rücksicht darauf nimmt, dass die Ainos — aus Aberglauben — sich nicht eigentlich waschen und daher zu Zeiten erheblich dunkler scheinen können, als sie sind; denn auch in diesem Falle bleibt die Hautfarbe immer ziemlich hell. Die eigentliche Farbe, welche man bei Ainos, welche am Meeresstrande ihrem Lebensunterhalte nachgehen, leicht ungefälscht beobachten kann, ist ein wenig heller und minder röthlich, als die der Japaner. Besondere Erwähnung verdient der Haarwuchs, der bei den Männern am ganzen Leibe entwickelt ist, etwa in dem nehmlichen Grade, wie bei stark behaarten Europäern. Der Bartwuchs ist sehr schön; er wird bei den Weibern durch Tättowirung imitirt. Auffallend ist die lockige Beschaffenheit des Kopfbaars. — Der Gliederbau ist viel besser als bei den Japanern; der Unterschenkel nicht so auffällig verkürzt; die Muskulatur ist, bei geringerer Entwickelung des Unterhautfettes, im Mittel entschieden kräftiger. — Die Physiognomie und der Schädelbau differiren ebenfalls sehr. Die Augen quellen nicht vor, wie beim Japaner, sondern sind, wie bei uns, vom oberen Augenhöhlenrande wohl beschattet; die Augenhöhlen sind (wie dies der Skelettheil des Gesichts ausweist) minder hoch und daher ist auch die Lidspalte horizontal, wenigstens bei allen nicht hybriden Individuen. Die Stirn ist gerader, der Prognathismus, wenn überhaupt vorhanden, wesentlich geringer, die Nase und das Kinn sind im Allgemeinen gut entwickelt, während sie bei dem japanischen Stamme sehr mangelhaft gebildet erscheinen. Auch ist der Ausdruck des Gesichts ein anderer; eine gewisse Furchtlosigkeit paart sich mit Offenheit und zugleich mit dem Ausdruck des überaus friedlichen, fast allzu biegsamen Sinnes des Ainos. Es mag hier auch anticipirt werden, dass die geistigen Eigenschaften dem äusseren Eindrucke entsprechen, und dass die Ainos in ihrer diskreten, gastfreien und dabei offenen Weise nicht leicht verfehlen werden, auf irgend einen Reisenden einen günstigeren Eindruck zu machen, als namentlich die Japaner, wie dies übrigens auch schon mehrerseits hervorgehoben ist. In den südwestlichen Theilen der Insel ändert sich der Charakter unter dem Einfluss der dort herrschenden Japaner wohl etwas; auch kommen dort Bastarde in ziemlicher Menge vor. Letzter Umstand hat ohne Zweifel zu manchen irrthümlichen Annahmen von einer näheren Verwandtschaft der beiden Stämme Anlass gegeben, wie denn auch eine Sprachverwandtschaft nur von solchen Reisenden behauptet sein dürfte, welche die Ainosprache nicht kannten und das von den Ainos — durchgehends — geredete Japanisch als deren eigentliches Idiom ansahen. Alle diejenigen, welche (wie Dawidoff, Klaproth, Dobrotworsky, Pfizmaier, v. Siebold, Scheube, Batchelor, Miss Bird) grössere oder kleinere Aino-Vocabularien anlegten, sind diesem Irrthume fern geblieben.

Diese Beobachtungen drängten sich mir bereits bei der ersten Bekanntschaft mit den Ainos in und um Sapporo — wo ich auch die von Saghalien bei der Abtretung dieser Insel an Russland herübergewanderten Ainos kennen lernte — in vollem Maasse auf. Ergänzt wurden sie in sehr erfreulicher Weise bei Gelegenheit

eines Festes, welches die Behörden Sapporo's am 9. Juli 1881 veranstalteten, um mir, wie sie sagten, neben den Produkten der modernen Civilisation auch die früheren, alterthümlichen Zustände der Insel vorzuführen. Eine Anzahl Ainos — aus Saghalien stammend — war versammelt und lagerte, Sake oder Reiswein trinkend, von orientalischen Lampen beleuchtet, an einem Ende des grossen Saales, in welchem wir sassen.

Auf das Signal zum Anfang erhob sich ein jüngerer Mann, während die älteren Dorfobersten sitzen blieben, und leitete sämmtliche Frauen zu einem Rundtanze an, während dessen sie, die Gesichter nach der inneren Seite des Kreises gekebrt, sich abwechselnd niederliessen und wieder erhoben, und zugleich feierlich sich in der Runde fortbewegten. Trotz der malerischen, aus langen Ulmenbaströcken und metallenen Gürteln — an denen geschnitzte Messer- oder Sichelscheiden hingen — bestehenden Tracht war dieser Tanz jedoch nur von untergeordnetem Interesse im Vergleiche zu dem sanften, melancholischen und dabei melodiösen und in richtigem Takte gehaltenen Gesange, der mich z. B. in Norwegen nicht im Mindesten überrascht haben würde, hier aber im allerschneidendsten Contraste gegen die Gesangesleistungen der Japaner stand und eine ganz andere Geistesrichtung bekundete.

In der Umgegend Sapporo's war das Dorf Jnishikari von vorragendem Interesse, indem ich hier die Bauart der Hütten — grosse Vierecke mit kleineren Anbauten, alles mit Binsen, Schilf u. s. w. behängt — und manche der Lebensgewohnheiten der Ainos, ihre rührende Anhänglichkeit an ihre alte Naturreligion, ihre Verehrung der Sonne durch den am Ostfenster der Wohnung aufgestellten Inawo, den geheiligten gekräuselten Holzstab, ihre Furcht vor den Todten kennen lernte. Unter ihren Speisen waren gesalzener Lachs und Hirse wohl die wichtigsten.

Die Intelligenz der Ainos ist keineswegs gering; sie erlernen die japanische Sprache sehr leicht, gewöhnen sich sehr rasch an alle nicht mit ihren religiösen Vorstellungen in Conflikt gerathende Neuerungen, wissen sie gelegentlich in verbesserter Weise anzubringen und stehen auf alle Fragen in präcisester Weise Rede und Antwort. Ihr Alter verrathen sie nie und geben vor, es nicht zu wissen; sonst aber erfuhr ich Alles, was ich wünschte, so z. B. erhielt ich eine ausführliche Darlegung ihrer Farbenbezeichnungen. Es überraschte mich nach Allem, was ich bis dahin gesehen, nicht mehr, dass diese ganz und gar der unsrigen conform ist und von der japanischen darin fundamental abweicht, dass bei den Japanern nur ein Wort für Blau und Grün existirt, dass aber die Ainos streng getrennte Benennungen für beide Farben haben, die nur in Folge der japanischen Interpretation oft verwischt und verwechselt erscheinen.

In Saru oder Sara hatte ich Gelegenheit, die Reste der einzigen staatlichen Einrichtung der Ainos kennen zu lernen, welche über die Einsetzung von Dorfbehörden hinausgegangen ist. Hier nehmlich befand sich schliesslich der noch früher in geringer Entfernung landeinwärts, bei Biratori oder Piratoru befindliche Sitz des obersten unter den Dorfältesten oder Otona's, der deshalb als eine Art von König der Ainos angesehen wurde. Diese immer nur nominelle Macht und Würde ging selbstverständlich mit der Einführung der japanischen Herrschaft verloren.

Die Reisen sind ganz so, wie sie unter Anderem von Miss Bird beschrieben werden; ohne die zwar von den Japanern schauderhaft misshandelten, an sich aber keineswegs schlechten Pferde wäre absolut nicht fortzukommen. Die Ainos zeigen sich dabei in der Regel brauchbar und gefällig, manchmal aber als gar zu williges Werkzeug ihrer Herren. Solche Züge von Rücksichtslosigkeit gegen die

Pferde — ihre einzigen grösseren Hausthiere —, wie bei den Japanern, sah ich jedoch nicht bei ihnen, zu Zeiten sogar das Gegentheil.

Auch überzeugte ich mich namentlich auf dem Ritte längs der Küste, dass die japanischen Angaben der Zahl der Ainos auf Yezo sicher um ebensoviel zu niedrig gegriffen, als die der Japaner übertrieben sind. Während man für die letzteren, welche über 100 000 Köpfe stark sein sollen, sicher weniger anzusetzen hat, muss man die officiell auf 18 000 angegebene Ziffer für die Ainos unbedingt verdreifachen, um der Wahrheit nahe zu kommen. Der Irrthum der Japaner ist darin begründet, dass die grosse Zahl der überall an grösseren Flüssen der entlegenen Theile der Insel und namentlich entlang der ganzen Küste befindlichen Ainodörfer nicht berücksichtigt wurden, sondern einfach das Verhältniss der Quadratflächen der bekannten und unbekannten Theile zu Grunde gelegt ist. In jenen aber sind überdies die Ainos zum Theil, nehmlich im SW. der Insel, gänzlich verdrängt, und in den gemischten Distrikten nůch immer schon etwas reducirt.

Nach allen diesen Beobachtungen, zu denen noch die Traditionen der Ainos und die in denselben immer wiederkehrenden Klagen um eine bessere Vergangenheit, sowie manche epigonenhaften Züge in den Gewohnheiten der Ainos — z. B. ihre Entwöhnung vom Führen wirklich guter Waffen, das Vergiften der Pfeile und Stellen von Fallen gegen ihre Jagdthiere, namentlich gegen die Bären — hinzutreten, ist es kaum anders möglich, als dass man die Ainos zu den durch Vereinsamung geistig verarmten, früher reicher mit Culturerzeugnissen versehenen Nationen rechnet. Hierfür sprechen aber ganz vorzüglich noch die prähistorischen Funde, welche namentlich in der Gegend von Otaru an der Westküste der Insel gemacht sind. Die dort gefundenen Gruben für die Wohnungen deuten auf einen Weg von Norden, den die Ainos nach Yezo zurückgelegt; die Muschelhaufen enthalten ausser ganz zierlichen Topfscherben viele Steingeräthe, namentlich Lanzen- und Pfeilspitzen aus Obsidian, Schmucksachen verschiedener Art, z. B. Kugeln u. dgl. aus Stein, und in allen diesen Punkten unterscheiden sie sich wesentlich von den roheren, an Schmuck leeren und an Steingeräthen sehr armen, des Obsidians gänzlich baaren Muschelhaufen von ganz Japan vom 39 Grad Nordbreite bis zu den südlichsten Küstenpunkten Kiuschiu's. Gleichwie sich nun schon hierdurch die Annahme einer früheren Besiedelung eines grossen Theils der Hauptinsel Nippons durch die Ainos widerlegt — die man ganz irriger Weise oft gerade durch die prähistorischen Funde hat begründen wollen —, so beweist es auch die frühere höhere Cultur des Ainostammes. Da aber auch eine nähere Verwandtschaft mit den — haarärmeren, prognatheren und dem Tschuktschenstamme ähnlicheren — Giljaken im Norden Saghaliens nicht anzunehmen sein dürfte, so müssen die Ainos durch diese abgedrängt und isolirt sein, während ihre Verwandten, nach einzelnen, aber bedeutsamen Analogien in der Sprache und besonders nach dem Naturell zu schliessen, doch wohl unter den Nordkoreanern, den eigentlichen Kaoli — Oppert's kaukasischen Typus unter den Koreanern angehörig — zu suchen sind. Auch diese haben regelmässige Gesichtsbildung und reichlichen Bartwuchs, weshalb sie von den Japanern als „bärtige Barbaren“ bezeichnet werden; sie stehen den Südkoreanern — Oppert's mongolischem Typus — in ähnlicher Weise, nur mit mannichfaltigen Vermischungen und Uebergängen, gegenüber, wie die Ainos den Japanern. Freilich hatten die Kaoli ein ganz verschiedenes Schicksal, als die Ainos; sie wurden zum Culturvolk, während diese im Urwalde von Yezo mehr und mehr verwilderten. Das spricht aber keineswegs entscheidend gegen die Annahme einer Verwandtschaft, während ausser den oben angeführten Momenten und der unleugbaren Befähigung der Ainos zu grösseren intellectuellen Leistungen, als ihnen jetzt

zukommen, auch noch der Umstand zu Gunsten jener Annahme redet, dass trotz der entwickelten Cultur der Koreaner sich einzelne Dinge (z. B. die lanzenartigen Thürmchen an Grabmonumenten) wiederfinden, die augenfällig an Yezo erinnern; endlich auch noch der, dass die Traditionen der Kaoli nebst gewissen Ortsnamen auf die südlichen Theile des Amurlandes — am Sungari und dessen südöstlichen Nebenflüssen — als auf frühere Wohnplätze des Stammes hinweisen. Von diesen lassen sich über die unteren Amurgegenden und Saghalien auch die Ainos ganz ungezwungen herleiten.

Weitere Versuche, die Ainos sammt den Nordkoreanern mit anderen Völkerschaften in nähere Beziehungen zu bringen, wären allerdings zu hypothetisch, als dass sie mit Bestimmtheit ausgesprochen werden dürften; was aber über die Herkunft der Ainos gesagt werden konnte, möchte bestätigen, dass diese zur Zeit völlig unterdrückte Nation wohl unser Interesse zu erwecken berechtigt ist. In der That liegt es nahe, zu wünschen — wenn man es auch leider vorerst kaum hoffen kann —, dass die stumme, aber beredte Bitte um freundliche Theilnahme, welche der emphatische Gruss der Ainos und ihr melancholischer Blick an den Fremden zu richten scheint, auch praktische Folgen hätte; auf alle Fälle aber möchten diesen Söhnen des Urwaldes unserer gemässigten Zone, unbedingt den friedlichsten, gutmüthigsten aller sogenannten „Wilden", unsere vollen Sympathien nicht zu versagen sein.

(11) Hr. Fritsch spricht über die

Portraitcharaktere der altägyptischen Denkmäler.

Die Frage, in wie weit bei den figürlichen Darstellungen altägyptischer Kunst Portraitcharaktere der damaligen Bevölkerungen von den Künstlern festgehalten wurden, hat seit langer Zeit, besonders aber nach den bahnbrechenden Untersuchungen unseres hochverehrten Nestors der Aegyptologen, Hrn. Lepsius zu eingehenden Erörterungen geführt. Das Resultat solcher Erörterungen ist im Allgemeinen ein wenig befriedigendes gewesen, und konnte bisher eine Einigung darüber, ob wirklich in den Figuren Portraits vorliegen, und welche Typen der Bevölkerung sich darnach abgrenzen lassen, nicht erzielt werden. Ein Theil der Autoren sieht in den Darstellungen nur die mechanischen Leistungen handwerksmässig geschulter Künstler und findet sie alle mehr oder weniger gleichartig; ein anderer Theil erkennt darin wirkliche Portraits der darzustellenden Personen. Beide Anschauungen sind wohl als zu extrem zu bezeichnen, und die Wahrheit liegt, wie so häufig, meiner Ueberzeugung nach in der Mitte; die Schwierigkeiten der Untersuchung dieses Gegenstandes waren übrigens früher so bedeutende, dass ein Auseinandergehen der Meinungen darüber kaum befremden kann.

Nur durch direkte Vergleichungen neben einander gelegter naturgetreuer Abbildungen kann man sich mit den Merkmalen genügend vertraut machen, um ein sicheres Urtheil zu gewinnen. Die Herstellung solcher Abbildungen ist aber kaum anders als mittelst der Photographie ausführbar. Erst jetzt, wo die Anwendung dieser Methode sich mit einer früher nie geahnten Leichtigkeit bewerkstelligen lässt, gewinnt die Hoffnung einer befriedigenden Lösung der bezeichneten Frage an Stärke.

An der Hand eines reichen photographischen Materials kann ich wiederum darauf hinweisen, wie ich bereits bei früherer Gelegenheit mir näher auszuführen erlaubte, dass die darstellenden Künstler es wegen der unvermeidlichen Beeinflus-

sung ihrer Phantasie durch die Umgebung gar nicht vermeiden konnten, mehr oder weniger Portraithaftes in ihre Werke übergeben zu lassen.

Man hat dabei nicht immer scharf auseinander gehalten, ob die Darstellung das wirkliche Portrait der Person ist, welche nach der sonstigen Bezeichnung darin verkörpert werden sollte? oder ob sie das Portrait irgend einer Person ist, welche aus unbekannten Gründen zur Repräsentation der bestimmten gewählt wurde? Auch im letzteren Falle ist die Darstellung doch immer Portrait und anthropologisch annähernd ebenso wichtig, gleichviel ob Hinz oder Kunz einmal wirklich so ausgesehen hat.

Ganz abgesehen von dem zu gebenden Namen kann der Anthropologe jetzt an die Frage herantreten: Was trägt an den Darstellungen ersichtlich Portraitcharakter und war also individuell? Welche Merkmale treten darunter so bestimmt und regelmässig auf, dass sie einer grösseren Bevölkerungsgruppe zugehörig gewesen sein müssen und als ein Typus zusammengefasst werden können? Welches sind endlich die am sichersten abzugrenzenden Typen und welche Beziehung haben dieselben zur allgemeinen Ethnographie des Landes?

Nach sorgfältiger Sichtung liesse sich wohl schon jetzt aus dem vorhandenen Material ein höchst interessantes Portrait-Album vergangener Jahrtausende zusammenstellen, wenn auch nur selten noch die Namen zu den dargestellten Zügen mit Sicherheit zu ermitteln sein werden. Denn selbst da, wo man von vornherein hätte glauben sollen, bestimmte Personen vor sich zu haben, nehmlich in den Königsbildern, hat die menschliche Eitelkeit die Documente der Geschichte gefälscht, indem spätere Herrscher vielfach auf den ehrwürdigen Denkmälern vergangener Dynastien ihre Namen an die Stelle der richtigen setzten. In einzelnen Fällen, wie z. B. an dem Kopf Menephtah I, ist aber durch die mehrfache Wiederkehr derselben Gesichtszüge unter gleicher Bezeichnung, der Beweis geliefert worden, dass die sterbliche Hülle der betreffenden Person den darstellenden Künstlern wirklich zum Vorbild gedient hat.

Ein anderes merkwürdiges Beispiel derselben Art bietet die (ebenso wie die vorige) im Bulak-Museum bei Cairo aufbewahrte Statue des Pyramidenerbauers Chefren, da von derselben ein Duplicat im gleichen Raume steht, welches unverkennbar die nehmlichen Gesichtszüge trägt, nur sind sie einer jüngeren Person eigen gewesen; also auch hier fand jedenfalls eine Nachbildung wirklich existirender Merkmale statt. Andererseits trägt z. B. die Colossalstatue im grossen Vestibul des Bulak-Museums die Kartusche Ramses II, ohne doch die Züge des betreffenden Königs zu zeigen, da sie jedenfalls älteren Datums ist.

Dass nun in der That, auch abgesehen von den Königsfiguren in den Bildwerken, Portraitcharaktere zur Darstellung gelangten, lässt sich mit einem Blick erkennen, wenn man die sogenannte geographische Liste des grossen Tempels von Karnak betrachtet. Flüchtig überblickt erscheinen die männlichen Profilköpfe, welche die Kartuschen mit den geographischen Namen krönen, alle gleich; genau betrachtet ist kaum ein Kopf dem anderen gleich und die Absichtlichkeit dieser Verschiedenheiten ergiebt sich unzweifelhaft aus der wechselnden Behandlung der Barttracht.

Wenn also auch die Annahme, der Künstler habe durch die verschiedenen Köpfe etwa den Bevölkerungstypus des betreffenden Landes zum Ausdruck bringen wollen, keinen Halt hat, so schwebten seiner Phantasie doch jedenfalls bestimmte Individuen vor, als er die Figuren entwarf.

Dasselbe gilt von ganzen Reihen meisterhaft im vertieften Bas-Relief ausgeführten Köpfen weiblichen Geschlechts am Hathortempel zu Dendera und am Horus-

tempel zu Edfu; weiteres werthvolles Portraitmaterial liefert der Seti-Tempel zu Abydos, die Tempel zu Abu-Simbel und Kalabcheh, sowie die Gräberfelder zu Sakkara. Selbst die grösseren, prächtigen Photographien solcher Denkmale, wie z. B. die von Sebah in Cairo ausgeführten, werden aber für die einzelnen Köpfe meist immer noch eine zweite Vergrösserung nothwendig machen, um die Merkmale zur Vergleichung genügend deutlich vor sich zu sehen; dadurch wird die Aufgabe einigermaassen umständlich und kostspielig.

Wie schlagend zuweilen der Portraitcharakter an den Bildwerken sich dem Beschauer unmittelbar aufdrängt, dafür bietet eine sehr alte, bewunderungswürdig ausgeführte Holzfigur aus Sakkara (V. Dynastie, etwa 4000 v. Chr.) einen guten Beweis; denn als die Arbeiter die merkwürdig gut erhaltene Statue mit dem sprechenden Gesichtsausdruck zu Tage förderten, riefen sie sofort aus: O, das ist ja unser Dorfschulze! (Schech-el-beled). In Folge dessen heisst die Figur bis auf den heutigen Tag der „Schech-el-beled". Dadurch ist zugleich der Continuität im Aussehen der Bevölkerung durch die stattliche Periode von fast 6 Jahrtausenden Ausdruck gegeben, und dies führt mich hinüber zum zweiten Theil der Aufgabe, nehmlich aus den Darstellungen das regelmässig Wiederkehrende, das Typische abzuleiten und nach verschiedenen Normen zu umgrenzen.

Offenbar ist dieser Theil der bei Weitem leichtere, da fleissiges Studium grösserer Reihen von Darstellungen unvermeidlich mit sich bringt, dass sich ein gewisser Durchschnittscharakter dem Beschauer einprägt; es handelt sich also wesentlich darum, diesem Complex von Merkmalen einen klaren Ausdruck zu verleihen. Bei solchen Bestrebungen sind wohl häufig zu strenge Grundsätze verfolgt worden, indem man sich bemühte, in den Bildwerken so und so viel verschiedene Bevölkerungen mit positiver Sicherheit nachzuweisen. Es scheint mir sachgemässer, sich an die gegebenen geographischen Verhältnisse anzuschliessen und demgemäss, von wenigen Haupttypen nach der geographischen Verbreitung ausgehend, die Bildung von weiteren, untergeordneten Typen in der durch locale Verhältnisse bedingten Vermischung mit Nachbarvölkern zu suchen.

Je mehr man der Bildwerke durchmustert und je eingehender man dieselben vergleicht, um so mehr wird einem klar, dass die physiographische Grundlage etwas specifisch Aegyptisches ist, was trotz der mannichfachen Abänderungen doch immer noch kenntlich bleibt. Die Aussonderung dieses altägyptischen Typus muss begreiflicher Weise von dem höchsten Interesse sein, wird aber gleichzeitig nach der Natur der Sache auch den erheblichsten Schwierigkeiten unterliegen, da auf seine annähernd reine Conservirung bis in unsere Zeit nicht zu rechnen ist. Trotzdem möchte ich glauben, dass die als Dorfschulze bezeichnete Figur, obwohl sie an eine Person der Jetztzeit erinnert, in ihrer Eigenthümlichkeit viel von dem altägyptischen Typus bewahrt hat. Die breiten, kräftigen Gesichtszüge, die mässig entwickelte, nicht auffallend vortretende Nase, die regelmässig gestellten Augen, welche, uns, so zu sagen, recht europäisch ansehen, der energische Mund und die gerundete Kopfform sind dem gleich zu besprechenden Typus nicht in solchem Maasse eigen. Ist auch das Material gerade aus dieser ältesten Zeit leider recht selten, so wird sich doch manches dieser Merkmale, besonders der kräftige Schnitt des Gesichtes und das stärkere Auftreten der Breiten, als typisch dafür feststellen lassen.

Neben diesen, hieroglyphisch „Retu" genannten Völkern erscheinen sehr früh die libyschen Völker oder Berber, auf den hieroglyphischen Inschriften mit dem Namen „Tembu" bezeichnet und heutigen Tages in Aegypten noch durch die Berabra vertreten; ausserdem sind aber die westlichen Wüstenstämme bis zu den Ka-

bylen Algiers wohl als aus gleicher Abstammung hervorgegangen zu betrachten. Der Einfluss dieser libyschen Völker auf den Habitus der ägyptischen scheint mir, nach den Bildwerken zu schliessen, ein besonders grosser gewesen zu sein; denn der grösste Theil aus den älteren und mittleren Dynastien zeigt einen Typus, den ich den ägyptisch-libyschen nennen möchte. Er hat nicht mehr das Rohe, Massige, aber zugleich Kräftige des alt-ägyptischen Typus. Eine gewisse Fülle und Rundung des Gesichtes erscheint auch hier neben mehr hageren Formen recht häufig; der typische Ausdruck ist aber weniger energisch, meist indolent, nicht selten schlaff. Die Nase erhält durch die stark nach vorn gerichteten Nasenbeine einen hohen Rücken und prominirt daher in der Seitenansicht ziemlich stark; in der Vorderansicht erkennt man, dass die Nasenwurzel sich nach oben schnell verbreitert und flach in die gewölbten Augenbrauenbögen übergeht. Die Augen selbst tragen den sogenannten mandelförmigen Schnitt, d. h. ihr äusserer Winkel ist viel spitzer ausgezogen als der innere; häufig sind sie dabei etwas schräg gestellt.

Die Lippen sind dicklich, ohne eigentlich aufgeworfen zu sein; es fehlt ihnen der graziöse Schwung eines edel gebildeten, europäischen Mundes, wenn sie auch andererseits den aufgeworfenen Charakter des Negers nicht annehmen. Die Ohren sind bei beiden Geschlechtern ziemlich gross und abstehend.

Die Gesichter, welche uns der Stein zeigt, begegnen uns noch heute in den Städten und Dörfern Mittel-Aegyptens, als ein Beispiel einer bewunderungswürdigen Constanz der Charaktere, trotz der kolossalen Umwälzungen, welche Land und Leute im Laufe der Jahrtausende erlitten haben; so fand sich das sprechend ähnliche Portrait einer Gawazi (Tänzerin) aus Assiut auf der Wand des Tempels zu Kalabchêh, wie ein Arbeiter aus Theben, den ich im Delta traf, an die kräftigen Züge des Pyramidenerbauers Chefren erinnerte. Im Allgemeinen waren die koptischen Christen schon ihrer Religion wegen am meisten gegen Vermischung geschützt und unter ihnen dürfte man daher am ehesten hoffen, überlebende Beispiele für die alten Volkstypen zu finden; doch darf man nicht vergessen, dass sie wohl gegen muhamedanisches, aber nicht so wohl gegen griechisches Blut geschützt waren, und in der That zeigen gerade die Kopten einen recht mannichfaltigen Habitus.

Zwei weitere Varietäten liessen sich aus dem ägyptisch-libyschen Typus aussondern, indem entweder das Profil sich anfängt mehr zu strecken und die geradere Nase an eine ziemlich hohe, mässig zurückliegende Stirn anschliesst, oder im Gegentheil die vortretende Nase krümmt sich erheblich gegen die etwas verdickte Spitze, während die Stirn stark zurückliegt. Beide Varietäten, von denen die erstere besonders an den Figuren des Setitempels zu Abydos gut ausgeprägt erscheint und als der vornehme ägyptisch-libysche Typus gegenüber dem gewöhnlichen, volksthümlichen bezeichnet werden kann, die andere durch die Ramsesportraits (z. B. Triumph Ramses II. im Tempel zu Abu-Simbel) illustrirt wird, lassen sich mit dem Grundtypus noch wohl vereinigen. Die zu zweit aufgeführte möchte ich den pseudo-semitischen Typus nennen, da die beschriebene Nasenbildung den Semitensuchern, welche solche Vermischung hinter jeder gekrümmten Nase wittern, einen willkommenen Anhalt für ihre Annahme semitischen Blutes geboten hat; und doch ist diese Bildung des Profils so charakteristisch, dass sich der Ausdruck Rams-Nase (Ramses-Nase) bis auf den heutigen Tag erhalten hat! Abgesehen davon, dass eine solche Nase sich von einer jüdischen durch Mancherlei, z. B. durch das Verhältniss der Spitze zu den Nasenflügeln, wohl unterscheiden lässt, macht doch die Nase nicht allein den Typus aus. Eine Vergleichung der Portraits wirklicher Semi-

ten, wie solche in den noch heute ziemlich rein erhaltenen Beduinen der ägyptischen Wüsten vorhanden sind, lässt den abweichenden Habitus leicht erkennen.

Die Beimischungen anderer Elemente von mannichfachen Eindringlingen häuften sich allmählich in Aegypten immer stärker, und damit verändert sich auch der Portraitcharakter auf den Denkmälern; der aus der Summe derselben abzuleitende Typus schliesst sich schon recht nahe an die europäischen Formen an, wenn auch immer noch das specifisch Aegyptische daneben hervortritt. Ich möchte diesen Typus, welcher sich am besten auf den Ptolemäer-Tempeln, besonders dem Horus-Tempel zu Edfu (z. B. Krönung des Königs Horus durch zwei Isis-Figuren mit der Krone von Ober- und Unterägypten) ausgeprägt findet, um einen möglichst wenig präjudicirenden Ausdruck zu gebrauchen, den ägyptisch-arischen Typus nennen. Hier lässt häufig die Nase, was Zierlichkeit der Bildung und Stellung derselben zu den anderen Gesichtsabschnitten betrifft, kaum etwas zu wünschen übrig. Das edle Profil mit der aufstrebenden Stirn würde jeder europäischen Dame zur Zierde gereichen; nur die mandelförmigen Augen und der zwar feiner geschnittene, aber von verführerischer Sinnlichkeit umlagerte Mund, sowie die Ohrenbildung erinnert noch an das Land, in dem wir uns befinden. Hier leistet auch schon die Historie hülfreiche Dienste und erklärt uns das Auftreten von griechischen oder römischen Charakteren in genügender Weise.

Viel schwieriger liegt die Sache hinsichtlich des letzt zu erwähnenden Haupttypus, den ich als den ägyptisch-nigritischen bezeichnen will, und der sich durch das Erscheinen von Merkmalen, wie sie den dunkelpigmentirten Afrikanern, vulgo Neger genannt, eigen sind, auszeichnet. Dazu gehört die etwas flache Nase mit dem breiten Ansatz der Nasenflügel, vortretende Backenknochen, grosse, etwas glotzende (nicht mandelförmige) Augen und die stark gewulsteten Lippen. Ein Beispiel solcher Bildung liegt schon aus sehr früher Zeit vor, nehmlich die bemalte Kalksteinstatue des Prinzen Ra-hotep aus den Gräbern von Sakkara; auch die grosse Sphinx bei Gizeh zeigt diese Züge, soweit die Zerstörung durch den Zahn der Zeit sie noch erkennen lässt. Gerade auf dem Gräberfelde von Sakkara begegnet man auch nicht selten Schädeln, welche mehr oder weniger deutlich einen negroiden oder nigritischen Habitus zeigen.

Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Möglichkeiten gegen einander abzuwägen, welche sich für die Erklärung dieser Erscheinung verwerthen lassen, und welche Stützpunkte für die eine oder andere Theorie das Studium der Hieroglyphen darbietet. Jedenfalls ist es höchst bemerkenswerth, dass die nigritischen Gesichter bereits in den ältesten Zeiten des ägyptischen Reiches (die Statue des Ra-hotep wird in die Zeit der IV. Dynastie gerechnet und gilt als das älteste aller bekannten derartigen Denkmäler) auftreten; was auch immer die Inschriften erzählen, die Bevölkerung des alten Reiches muss jedenfalls selbst bis in die vornehmen Stände hinein auf friedliche Weise Bestandtheile in sich aufgenommen haben, welche in der Körperbildung den dunkelpigmentirten Afrikanern nicht ganz fern standen.

Vielleicht waren dies Reste einer Urbevölkerung, die den Anstoss zur rapide ansteigenden Civilisation durch die Vermischung mit einem von Aussen eindringenden, fremden Element als Culturträger erhielt. Die hieroglyphischen Inschriften erwähnen, soviel ich weiss, Nichts von einem derartigen Verhältniss, indessen sind in neuerer Zeit auch in Aegypten zahlreiche Funde einer prähistorischen Periode entdeckt und lebhaft discutirt worden. Bei der Beurtheilung solcher, hauptsächlich aus Steingeräthschaften bestehenden Funde ist gerade in diesem Lande die grösste Vorsicht geboten; denn schon die Massenhaftigkeit der gefundenen Objecte muss dieselben in hohem Maasse verdächtig machen. Es wird sich Niemand gleichsam

zur Belehrung unter Aufwand von Zeit und Mühe ein Steininstrument zurechtmachen, wenn die ganze Gegend damit bestreut ist und er bloss zuzugreifen braucht. So wie dem Fellah einmal klar geworden ist, dass solche Dinge gesucht werden, so unterliegt es im Hinblick auf die im Lande allgemein verbreitete Alterthümerfabrikation keinem Zweifel, er wird dafür sorgen, dass sie auch gefunden werden. Andererseits ist man desshalb noch nicht berechtigt, alle hierher gehörigen Funde als Fälschungen zu erklären; für die ganz rohen, in den Wüsten herumliegenden Absprengsel von Feuerstein darf man aber jetzt wohl die natürliche Entstehung durch Witterungseinflüsse als erwiesen betrachten.

Scharfe Kritik würde die Zahl der unzweifelhaft echten Steingeräthe aus prähistorischer Zeit Aegyptens stark reduciren und es erscheint gewagt, daraufhin allein den Beweis eines Urvolkes zu gründen, zumal der Gebrauch solcher Geräthschaften zu gewissen rituellen Zwecken auch in historischer Zeit geübt wurde. Ebenso würde es zweifelhaft bleiben, woher das Cultur bringende Volkselement gekommen sei? Wenn sich dafür das westliche Asien als wahrscheinlichster Ausgangspunkt darbietet, so ist mit der Annahme dieser Hypothese noch nichts über die Natur der betreffenden Bevölkerung gesagt, oder gar erwiesen, dass es Semiten waren. Eine bedeutende Wechselwirkung zwischen den benachbarten Theilen der beiden Continente ist unzweifelhaft und reichte jedenfalls sehr weit; sehr möglich ist es, dass gerade dieser Wechselwirkung der frühzeitige Aufschwung zur Cultur an der Berührungsstelle Afrikas und Asiens zuzuschreiben ist. Hinsichtlich der Beschaffenheit der eigentlichen Urbevölkerung könnte man mit Rücksicht auf die historischen Quellen zur Vermuthung kommen, dass sie den Blemmyern verwandt gewesen seien.

Diese Blemmyer der alten Geographen, welche gegen das rothe Meer hin wohnten und sich noch bis heutigen Tages durch die Bischarin, Hadendoa und verwandte Stämme in Resten erhalten haben sollen, werden als den Aegyptern feindliche Bevölkerungen geschildert, mit denen erbitterte Kriege geführt wurden; indessen darf man dabei nicht vergessen, dass es sich hier um den prahlerischen Lapidarstil der Hieroglyphen handelt, und wenn sich auch das aufstrebende Culturvolk bald in immer grösseren Widerspruch zu den uncivilisirten Horden des Landes setzte, so ist das ganze Kriegstheater doch zu eng, um anzunehmen, dass die kämpfenden Parteien, so lange es sich nicht wirklich um fremde Einwanderungen handelte, von Grund aus verschiedene Bevölkerungen waren. Die in sehr früher Zeit sich unterordnenden, roheren Bestandtheile der Urbevölkerung Aegyptens werden natürlich nicht Veranlassung zu Kämpfen geworden sein und haben sich daher auch keinen Platz in den hieroglyphischen Inschriften erobert, wenn sie auch hier und da ihre Züge den dargestellten Figuren zu leihen hatten. Hr. Lepsius hat aus den vom ägyptischen Typus abweichenden südöstlichen Bevölkerungen eine besondere Gruppe, die Kuschiten, gebildet, wodurch der Verschiedenheit ein bestimmter Ausdruck verliehen wird, wenn ich auch offen bekenne, dass mir die Abgrenzung derselben schwierig erscheint. Gerade wegen dieser Schwierigkeit der Abgrenzung möchte ich in dem Habitus der heutigen Bevölkerungen ein Produkt der Vermischung verschiedener Elemente sehen, wie sie sich schon seit prähistorischer Zeit anbahnte.

Was die Einwanderungen in historischer Zeit betrifft, so wäre besonders das Eindringen der Hyksos und der Einfluss, den sie etwa auf den Habitus des Volkes hatten, zu berücksichtigen. Die berühmtesten Bildwerke aus der Hyksoszeit sind die mächtigen Sphinxe im Bulak-Museum zu Cairo, und erscheinen dieselben gerade für die vorliegenden Untersuchungen um so mehr wichtig, als sie in hohem Maasse Portraitcharakter in den Gesichtern zeigen. So gewiss dieselben von den berei

erwähnten ägyptischen Typen stark abweichen, so gewiss ist auch, dass kein Zug in diesen Gesichtern einen semitischen Charakter trägt. Die enorm breiten, wie gepolstert aussehenden Backenknochen, der energische Mund mit den geschwungenen Lippen, die kräftige, aber mässig vorspringende Nase mit breitem Rücken, der regelmässige Schnitt der Augen und das rundliche Kinn sind Züge, die sich heutigen Tages am meisten an turanischen Nationen ausgeprägt finden.

Sollen die Hyksos also bei irgend einer Völkerfamilie untergebracht werden, so sehe ich sie lieber mit den turanischen vereinigt, als mit den Semiten, wo sie sicher nicht hingehören; bei den continentalen Wanderungen der asiatischen Völker können die ersteren gewiss ebenso wohl nach Aegypten gelangt sein, als die letzteren. Hätten die Hyksos dem specifisch Aegyptischen nicht so fern gestanden, würde ihre Spur auch nicht vergangen sein, wie eine Mythe, trotz der mächtigen Herrschaft, welche sie einst über Aegypten ausübten.

Ganz anders verhält es sich mit den wirklich semitischen Einwanderungen. Solche fanden bekanntlich schon in sehr früher Zeit über die Strasse Bab-el-Mandeb in die Hochländer südlich von Aegypten, aber auch umgekehrt von afrikanischer Küste gegen den Süden Arabiens statt. Wie weit solche Einwanderungen umgestaltend auf den Typus der äthiopischen Völker eingewirkt haben, darüber enthalte ich mich des Urtheils; nach dem, was mir davon persönlich bekannt geworden ist, habe ich keine Veranlassung, diesen Einfluss besonders gross zu taxiren, während noch bis heutigen Tages der Somali Arabiens ein echter Afrikaner geblieben ist und so auf's neue die bewunderungswürdige Zähigkeit der nigritischen Rassen documentirt. Die ägyptischen Volksstämme verhielten sich auch darin abweichend von den nigritischen, dass sie den in spät historischer Zeit eindringenden semitischen Elementen Arabiens wenig Widerstand entgegensetzten und unter dem Einfluss derselben sehr bald den charakteristischen Habitus, wie ihn die Denkmäler uns enthüllen, aufgaben.

Dies gilt besonders vom Delta bis hinauf nach Cairo und in die Städte Unter-Aegyptens, wo in der That die Fellachenbevölkerung heutigen Tages einen durchaus anderen Schnitt des Gesichtes aufweist, als dem ägyptischen Typus oder einer seiner Modificationen entspricht. Auffallend war mir besonders die Schmalheit der Nasenwurzel und der markirte, schroffe Ansatz der Augenbrauen, was mich längere Zeit an der Correctheit der hieroglyphischen Darstellungen in diesem Punkte zweifelhaft machte, bis ich die antike Form in Ober-Aegypten lebend antraf. —

Der flüchtige, so eben gegebene Ueberblick über das bereits zur Vergleichung vorliegende Material, welches sich bei genügender Aufmerksamkeit bedeutend vermehren lassen wird, lehrt, wie mannichfache wichtige Fragen dabei, wenn nicht gelöst, doch ihrer Lösung näher gebracht werden können. Wenn es mir Zeit und Musse vergönnen, hoffe ich später einmal der Gesellschaft ein alt-ägyptisches Portrait-Album vorzulegen.

(Eine grössere Anzahl der Gesellschaft vorgelegter, theils eigener, theils von Sebah in Cairo angefertigter Photographien diente zur Illustration der angeführten Thatsachen.) —

Hr. Band fragt, ob die Arier nach der Meinung des Vorsitzenden von Norden oder Süden her eingewandert seien.

Hr. Fritsch glaubt, dass dies von Norden her geschehen sei.

Hr. v. Korff fügt einige Bemerkungen hinzu.



(12) Hr. Castan stellt der Gesellschaft die zur Zeit in seinem Panopticum anwesenden

Australier

vor.

Hr. Virchow bemerkt darüber Folgendes:

Der Führer dieser Leute, Hr. Louis Müller brachte, bevor er seine Vorstellungen vor dem Publikum eröffnete, seine Pflegebefohlenen zu mir in das Pathologische Institut, wo ich dieselben genauer untersuchte. Nach seiner Angabe hatte er dieselben in ihrer Heimath, Frazers Island, gegenüber von Maryborough in Queensland, für die Reise angeworben; die Leute selbst bestätigten diess in ihrem gebrochenen Englisch. Der älteste von ihnen, Jurano, jetzt Alfred genannt, sollte ein Alter von 22 Jahren haben; seine Nichte Susanne wurde als 15jährig bezeichnet. Das Alter des dritten, Bonny, wurde zu 18 Jahren bestimmt.

Alle drei haben ein verhältnissmässig frisches Aussehen: obwohl eher mager, zeigen sie doch jugendlich gerundete, ziemlich volle Formen. Die europäische Kleidung, welche sie tragen, mag einen nicht geringen Theil des Eigenthümlichen decken, was sonst den Australier auszeichnet; nichtsdestoweniger bleibt so viel davon sichtbar, dass mir wenigstens der Eindruck des Fremdartigen in viel höherem Maasse eingeprägt wurde, als ich mich sonst erinnere, ihn jemals bei dem Anblick einer fremden Rasse empfangen zu haben. Es war das erste Mal, dass ich lebende Australier sah, indess habe ich mich so viel mit diesem sonderbaren Volke beschäftigt, ich habe so viele Abbildungen von den verschiedensten Stämmen gesehen, so viele Beschreibungen gelesen, so viele Schädel studirt, dass ich überzeugt bin, es seien ganz vortreffliche Specimina dieser Rasse. Die zahlreichen Mitglieder unserer Gesellschaft, welche in Australien waren, bestätigen das. Insbesondere Bonny und das junge Mädchen sind wahre Prachtexemplare, während sonderbarerweise Alfred, obwohl ein naher Verwandter des Mädchens, eine weniger ausgeprägte Physiognomie besitzt. Nach meiner Auffassung culminirt die Besonderheit der australischen Physiognomie in der Bildung der Nasengegend und gerade dafür kann Bonny als ein wahrer Prototyp gelten. Diese Bildung hat unzweifelhaft den Charakter einer gewissen Inferiorität, wenn man will, Affenartigkeit an sich. Trotzdem kann ich nicht sagen, dass die Leute im Ganzen einen ungünstigen Eindruck machen. Namentlich das junge Mädchen hat entschieden etwas Freundliches und Angenehmes: sie ist zur Fröhlichkeit geneigt und zeigt grosses Interesse an den Dingen, ohne jedoch eine gewisse Zurückhaltung abzulegen. Die beiden Burschen halten sich sehr ernst und still, aber sie sehen nicht stupid oder gar thierisch aus.

Indess das Wichtigste war für mich doch, endlich einmal die beiden Verhältnisse aus eigener Anschauung und Prüfung kennen zu lernen, welche durch die vielen Widersprüche der Berichterstatter in ein gewisses Dunkel gehüllt worden sind, nehmlich das Colorit und die Beschaffenheit der Haare. Dass in diesen beiden Beziehungen, wie bei allen gefärbten Rassen, mancherlei individuelle und Stammeseigenthümlichkeiten bestehen mögen, ist höchst wahrscheinlich; nichtsdestoweniger lässt sich ein gewisser Generaltypus aufstellen, und da kann ich sagen, dass ich die hier vor uns stehenden Leute dem Bilde, welches ich mir aus dem sorgfältigen Studium der Berichterstatter gemacht habe, ungemein ähnlich gefunden habe.

Sie sind unzweifelhaft Schwarze, aber mit überwiegend brauner Nüance und mit grossen regionären Verschiedenheiten der einzelnen Körpertheile. Die Farbe liegt nach der Pariser Farbentafel zwischen 27 und 30, also in derselben, durch Beimischung von Braun und Braunroth zu Schwarz charakterisirten Reihe. Am dunkelsten ist Bonny, bei dem die Stirn, der Hals und der Vorderarm ganz dunkel

erscheinen (27—28), während bei Alfred die Nüance 28, bei Susanne 29—30 vorherrschen. Was ich schon wiederholt von Leuten gefärbter Rassen hervorgehoben habe, zeigt sich auch hier wieder: die bedeckten Theile sind vielfach dunkler, als die der Luft und dem Licht exponirten. So erscheint gerade das Gesicht bei allen etwas heller, mehr dunkelbraun oder gar gelbbraun, fast um einen ganzen Farbenton lichter, als die Stirn, am meisten ähnlich der Färbung der Handfläche. So hat Alfred 28 an Stirn und Vorderarm, 28 — 29 an Gesicht und Handfläche; Bonny zeigt 27 — 28 an Stirn und Vorderarm, 28 an den Fingerrücken, 28 — 29 am Gesicht, 29 — 30 an der inneren Handfläche. Die Nägel sehen verhältnissmässig hell aus, sie sind von weissröthlicher Farbe. Da die Leute zu Hause fast nackt gehen, so ist der Unterschied in den äusseren Bedingungen an sich gering, und es muss den örtlichen Abweichungen der Farbentöne ein grösseres Gewicht beigelegt werden. Im Uebrigen ist die Farbe eine sehr gleichmässige und die Haut hat das weiche sanfte Gefühl, welches die schwarzen Rassen auszeichnet. Ich will sofort hinzufügen, dass die dicken, stark vortretenden und aufgeworfenen Lippen ein livides, fast schwärzliches Aussehen haben und selbst innen mehr bläulich erscheinen.

Das Haar ist im Ganzen wenig entwickelt. Beide Männer haben wenig Bart: an der Oberlippe und den Wangen vereinzelte kurze Haare, am Kinn eine etwas reichlichere, jedoch gleichfalls dünne Behaarung. Nur die Augenbrauen sind kräftig ausgebildet. Das Kopfhaar ist rein schwarz, etwas hart anzufühlen, nicht sehr dicht, von geringer Länge. Selbst bei Susanne, welche sich dasselbe nach Aussage des Führers noch nicht geschnitten hat, reicht es nur bis zum Nacken; in Folge der besseren Cultur erscheint es glänzend. Aber bei Allen behält es eine gewisse Neigung zur Auflösung und Verwirrung. In Bezug auf die Richtung der einzelnen Haare unterscheidet es sich sehr bestimmt sowohl von dem straffen, glatten Haar der Mongolen und Malayen, als von dem Wollhaar der Neger und Negritos: es ist mehr schlicht, jedoch mit entschiedener Neigung zu welliger Biegung, die sich aber nicht am Anfange, sondern erst im weiteren Verlaufe bemerkbar macht. Daher ist es nichts weniger als kraus, kaum lockig. Bei dem jungen Mädchen biegen sich eigentlich nur die Enden um, ohne sich jedoch in eigentliche Locken zusammenzufügen.

Bei der mikroskopischen Untersuchung erscheinen die einzelnen Haare sehr dunkel, bei schwachen Vergrösserungen fast rein schwarz, bei stärkerer blauschwarz. Nur die Enden, welche sehr dünn werden und fast ganz zugespitzt auslaufen, sind hellgelbbraun oder fast farblos. Bei dem jungen Mädchen, bei dem die Enden schon für das blosse Auge eine mehr bräunliche Färbung zeigen, sind die Haare eine längere Strecke vor dem Ende ungemein dünn, zuletzt ganz fein zugespitzt und mikroskopisch von hellgelblicher Farbe, schliesslich ganz farblos. Auch fand ich bei ihr einzelne Haare, welche schon in ihrem breiteren Theil mehr hellbräunlich aussahen; diese hatten einen wenig entwickelten, mehrfach unterbrochenen, ungefärbten Markcylinder, so dass der in Form feiner gelbbräunlicher Körnchen vorhandene Farbstoff ausschliesslich die Rinde durchsetzte. An den dunklen Haaren ist Marksubstanz nicht wahrnehmbar. Hier zeigt sich das Haar bis zur Oberfläche ganz dicht von schwärzlichen oder dunkelbraunen Körnchen durchsetzt, welche meist haufenweise angeordnet sind, jedoch auch vereinzelt durch die ganze Substanz verbreitet liegen. Im Ganzen erscheint die Färbung daher mehr fleckig, jedoch sehr gesättigt. Die Form der Haare ist durchweg drehrund.

Die Iris ist braun, das Weisse im Auge durch bräunliche Färbung der Sclerotica sehr unrein. Bei den Männern liegt der Augapfel tief und erscheint daher klein und lauernd; bei dem Mädchen tritt er in recht gefälliger Form, offen und

freundlich hervor. Bei allen hat das Auge Glanz und der Blick Festigkeit, aber die verschiedene Haltung der Lider giebt dem männlichen Auge ein mehr gekniffenes Aussehen, während das weibliche gross und rundlich erscheint.

Die Stirn ist bei allen etwas niedrig, bei dem Mädchen gewölbt und in der Mitte vortretend, bei den Männern etwas zurückliegend und namentlich bei Alfred mit starken Supraorbitalwülsten. Die Nase ist vor Allem kurz und niedrig, und da zugleich die Flügel sehr breit und die Nasenlöcher weit sind, so folgt daraus jene hässliche Grundform, welche uns am meisten in dem australischen Gesichte abschreckt. Die Wurzel sitzt tief, der Rücken ist stark eingebogen und mehr abgeplattet. Bei Susanne berechnet sich ein Nasenindex von 100. Nur bei Alfred ist die Nase etwas länger, der Rücken weniger eingebogen und schärfer, jedoch tritt auch bei ihm, wie freilich viel stärker bei den anderen, die Eigenthümlichkeit hervor, dass unter der dicken Nasenspitze das Septum weit zurückbleibt. Dadurch entsteht unverkennbar eine leichte Annäherung an die Affennase. Namentlich bei Bonny ist diess Verhältniss so ausgebildet, dass die Scheidewand von der dicken Spitze ganz überlagert wird.

Trotz der Dicke der Lippen ist der Prognathismus wenig ausgebildet. Bei Bonny greifen die Zähne des Oberkiefers über die des Unterkiefers über und geben so dem Profil eine individuelle Besonderheit, indem sowohl die Nase, als das Kinn hinter der Oberlippe stark zurückbleiben. Bei den beiden anderen erreicht die Nasenspitze in der Seitenansicht nahezu dieselbe Vertikale, wie der Lippenrand, dagegen bleibt das gerundete Kinn stark zurück.

Das Ohr ist im Ganzen zierlich gebildet.

Was die Schädelform anbetrifft, so weicht darin Bonny am meisten ab: er ist mesocephal (Index 77). Die beiden anderen dagegen entsprechen ganz der typischen Dolichocephalie: 70,6 und 70,7. Der Kopf ist schmal und von mässiger Höhe. Der Auricularindex beträgt 62—63.

Der Körper ist bei allen drei kräftig, aber von geringer Höhe. Die besonderen Verhältnisse desselben werden aus nachstehender Tabelle hervorgehen:

I. Kopfmaasse.

Maasse (in Millimetern)	Bonny	Alfred	Susanne
Grösste Länge	183	194	184
Grösste Breite	141	137	130
Ohrhöhe	116	120	114
Gesichtshöhe a	179	189	167
„ b	102	119	92
Gesichtsbreite a	140	137	126
„ b	110	88	86
„ c	105	95	97
Interorbitaldistanz	29	32	32
Distanz der äusseren Augenwinkel	91	95	86
Nasenhöhe	45	51	40
Nasenlänge	35	44	32
Nasenbreite	44	42	40
Mundlänge	61	58	47
Ohrhöhe	60	64	53

II. Körpermaasse.

Maasse (in Millimetern)	Bonny	Alfred	Susanne
Körperhöhe	1675	1580	1583
Kinn	1465	1360	1380
Schulter	1405	1310	1310
Ellenbogen	1040	985	992
Handgelenk	790	755	750
Mittelfinger	580	556	577
Nabel	1040	997	—
Trochanter	890	817	852
Knie	495	415	464
Malleolus	70	55	55
Klafterlänge	1850	1700	1629
Schulterbreite	340	340	297
Hand, Länge	197	181	172
„ Breite	91	79	74
Fuss, Länge	277	240	221
„ Breite	99	91	84

III. Indices.

	Bonny	Alfred	Susanne
Längenbreitenindex	77,0	70,6	70,7
Auricularindex	63,4	61,9	62,0
Nasenindex	97,7	82,3	100,0

(13) Eingegangene Schriften:

1. G. Nicolucci, I cranii dei Marsi. Napoli 1883. Geschenk des Verfassers.
2. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1883. Nr. 2.

Sitzung am 17. März 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Hr. L. Rütimeyer in Basel dankt für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede.

Freiherr Eduard v. Sacken in Wien, unser correspondirendes Mitglied, ist am 20. Februar gestorben. Der Vorsitzende erinnert daran, in welcher Rüstigkeit der Verstorbene noch auf der Versammlung in Salzburg präsidirte, und giebt dem grossen Bedauern Ausdruck, dass nun auch der Mann, an dessen Namen sich vorzugsweise die Kunde des Gräberfeldes von Hallstadt anknüpft, aus dem Kreise der Lebenden geschieden ist.

Als neue ordentliche Mitglieder sind angemeldet
Hr. Geh. Regierungsrath Dr. Althoff, Berlin.
„ Kaufmann Max Titel, Berlin.
„ Kaufmann Heinr. Maass, Berlin.
„ Kaufmann Jul. Maass, Berlin.
„ Rittergutsbesitzer Woworsky, Berlin.

(2) Hr. Bastian bespricht

neue Erwerbungen des Königl. Museums.

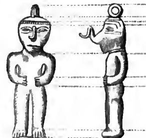
Es ist bereits zu allgemeiner Kenntniss gekommen, wie ein für die Ethnologie bedeutungsvolles Ereigniss kürzlich sich vollzogen hat, eine Sicherung nehmlich der letzten Ueberreste auf der Oster-Insel[1]), deren Niederlegung in den Königlichen Sammlungen zur Lösung des auf diesen Räthselpunkt der Südsee gestellten Problem's die lang gewünschten Materialien zu liefern vermögen wird. Heute finde ich mich in der Lage, eine andere Mittheilung hinzuzufügen, die um so erfreulicher ist, weil sie den Empfang weiterer Vermehrungen in nächste Aussicht stellt. Schon auf meiner amerikanischen Reise im Jahre 1876 machte ich in Valparaiso die Bekanntschaft unseres deutschen Consuls dort, des Hrn. Schlubach, und hörte von den ihm auf der Oster-Insel zur Verfügung stehenden Hülfsmitteln, die durch seine Beziehungen zu der Königlichen Familie Tahiti's eingeleitet sind. Hr. Consul Schlubach hatte damals bereits die Freundlichkeit, mir Schritte zu versprechen im Interesse ethnologischer Sammlungen, und letztere, welche ich bei seinem jetzigen Aufenthalt in Hamburg vor einiger Zeit dort in Augenschein nehmen konnte, finden sich, nach einem gestern erhaltenen Briefe, auf dem Wege nach Berlin. Für den hohen Werth derselben will ich nur erwähnen, dass sich eines jener eigenthümlichen Schriftdocumente darunter befindet, die seit ihrer kürzlichen Entdeckung so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen; im Uebrigen

1) bezüglich des Seitens der Kaiserl. Admiralität veranlassten Besuches dieser Insel, worauf später zurückzukommen sein wird.

kann Ferneres bis zum Eintreffen vorbehalten werden, also bis zur nächsten Sitzung wahrscheinlich. —

Eine andere ausnehmend dankenswerthe Schenkung ist dem Königl. Museum zugegangen durch Hrn. Dr. Hans Meyer, der sich augenblicklich auf einer grösseren Rundreise befindet, und der seinen Aufenthalt in Luzon benutzt hat, von den noch wenig bekannten Stämmen des Innern dieser Insel eine ausgiebige Sammlung herzustellen, die viel Seltenes und Neues bringt, wie Sie bereits in einer kleinen Auswahl sehen in den hier vorliegenden Stücken, den als Thürpfosten dienenden Figuren, dann den Fensterverschlägen, den beim Köpfeschnellen gebrauchten Schilden mit zugehöriger Streitaxt u. s. w. —

Ein anderer Einblick in das Volksleben wird uns durch die vorliegende Sammlung gewährt: eine weitere Sendung von Grabbeigaben für Wöchnerinnen in der Lausitz, von denen bereits bei einer früheren Gelegenheit gesprochen wurde. Unser Correspondent fügt diesmal noch hinzu, dass der Gebrauch der Grabbeigaben, wie er jetzt erfahren, ein allgemeiner sei: jeder werde gewissermaassen nach seinem Stande im Leben für den Tod ausgestattet, wofür er das zu seiner Kenntniss gekommene Beispiel eines Holzdrechslers anführt. Sie sehen, wir finden uns also auf eigener Culturstufe für die primitiven Stadien derselben noch mitten in der Ethnologie, in Parallele mit diesen dort entsprechenden unter den Naturvölkern, — eine thatsächliche Bestätigung für das organische Wachsthum des Völkergedankens, wie sie schlagender nicht hätte ausgedacht werden können. Für die im Kindbett Verstorbenen sind überall in den Volksanschauungen besondere Reservationen gemacht (auf den Uliassers, auf den Marquesas, bei Azteken u. s. w.) nach bestimmten psychologischen Gesetzen, die sich aus dem Gedankengang (wenn wir uns objectiv hineindenken) deutlich, und nothwendig sogar, ergeben (wie mehrfach ausgeführt). Und für die sonstigen Beigaben finden sich Analogien durchweg, in Abbeokuta oder anderen Theilen Afrika's sowohl, wie bei Griechen neuer Zeit nicht allein, oder wo man sonst will. Einiges war in der Hinsicht für uns bereits bekannt, das Beilegen von Kamm und Rasirmesser, weil für die Leiche benutzt (bei Wuttke); aus dem Voigtland spricht Köbler von Regenschirm und Gummischuhen, die hier an die Stelle indianischer Mocassins treten, oder anderswo Holzpantinen (als Helsko) für den Helvegr u. dgl. m. Für das Erhalten solcher archaischer Formen hat die Abgeschlossenheit der Gegend, aus der die obigen Funde stammen, beigetragen, wie aus der Vorgeschichte der Sechs- und Vierstädte nachweisbar im Anschluss an die Miltschanen, und was dazu gehört. —



Zugleich erlaube ich mir, eine aus längerem Verlegtsein zufällig wieder zu Händen gekommene Zeichnung einer Goldfigur vorzulegen, die ich früher in Medellin[1]) sah, als Illustration zu denjenigen Bildungen, welche Anlass zu phantastischen Vorstellungen über Elephantenrüssel an americanischen Monumenten gegeben haben, z. B. an den Bauwerken Uxmal's, von denen ich deshalb, um zu zeigen, um was es sich factisch handelt, einen Stein mitgebracht habe, der sich im Museum befindet. Näher kommt der Tapir in Betrachtung (auch bei den Mythen der Quichés).

---

1) Culturländer des alten America, I, S. 269.

(3) Hr. Virchow bespricht ausführlicher folgende neue Einsendungen:

1. Die neue Schrift von Hrn. Sophus Müller über die erste Entwickelung der Bronzezeit in Europa.

2. Major Powell's ersten Jahresbericht des ethnologischen Bureaus (First annual report of the Bureau of Ethnology. Washington 1881).

3. Joh. Ranke's Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern.

4. Das Programm des Gubener Gymnasiums mit dem Bericht des Hrn. Jentsch über die dortige Alterthümersammlung.

(4) Hr. Ingvald Undset übersendet aus Rom, d. d. 26. Februar eine Abhandlung über

altitalische Bronzewagen.

Unter die berühmtesten Nekropolen Etruriens zählt die der uralten Stadt Tarquinii. Die Nekropole liegt auf einem Höhenzug, der durch ein Thal von der jetzt absolut verödeten Stätte Tarquinii's getrennt ist; am nordwestlichen Ende derselben Höhe liegt das mittelalterliche Corneto, welche Stadt seit 1872 den officiellen Namen Corneto-Tarquinia führt, als Erbin der berühmten Etrusker-Stadt[1]). Corneto-Tarquinia besitzt ein sehr reiches Museum etruskischer Alterthümer, aus den Ausgrabungen in der grossen nahen Nekropole herrührend, die unmittelbar vor der Porta Tarquinia beginnend, sich mehrere Kilometer in die Länge ausdehnt. Nach der Initiative des hochverdienten, für wissenschaftliche Forschung im höchsten Grade interessirten Sindaco, Luigi Dasti, wird von der kleinen Commune jedes Jahr eine beträchtliche Summe für Ausgrabungen verwendet; auf diese Weise ist das städtische Museum zu einer der bedeutendsten und wichtigsten Sammlungen etruskischer Grabaltertbümer emporgewachsen.

Im Winter 1881 — 1882, vom 15. November bis Ende April, wurde gegraben auf der Höhe östlich von den Arcatelle (einer Reihe mittelalterlicher Aquaeductbogen), gegen das östliche Ende des Montarozzi genannten Theiles der Nekropolen-Höhe, links von der alten Strasse, die von Tarquinii hier herüber nach der Nekropole und wahrscheinlich auch weiter nach dem Meere führte[2]). Es wurde hier eine Menge uralter Gräber aufgedeckt, älter als alle früher aufgefundenen: offenbar hatte man hier den ältesten Theil der ganzen Nekropole getroffen[3]). Die Gräber waren alle tombe a pozzo: in ein, in den Felsen eingearbeitetes Loch war die Urne mit den verbrannten Knochen niedergesetzt, meistens in einem aus nenfro gearbeiteten cylinderförmigen Behälter eingeschlossen. Eine nähere Beschreibung dieses Grabfeldes und der reichen Funde werde ich hier nicht geben; ich verweise auf Helbig's vortrefflichen Bericht im Bullettino des deutschen archäologischen Instituts in Rom, 1882, und auf die zwei verdienstvollen und sorgfältigen Relationen, die Ghirardini in den Notizie degli scavi für December 1881 und April 1882 veröffentlicht hat. Ich bemerke nur im Allgemeinen, dass es sich um Gräber handelt, die nach der einen Seite die grössten Aehnlichkeiten mit den ältesten Bologna-Nekropolen (Villanova, Benacci) darbieten, nur dass die von

1) Vergl. Luigi Dasti, Notizie storiche-archeologiche di Tarquinia e Corneto. Roma 1878.

2) Vergl. die Karte in Canina, Etruria maritima, Tav. LXXVI, oder den Plan bei Dennis: The cities and cimeteries of ancient Etruria (2nd ed.), 1, p. 304. Diese Strässe ist wahrscheinlich die älteste der Verbindungsstrassen zwischen Stadt und Nekropole.

3) Es bleibt dabei zu bemerken, dass dieser Theil unmittelbar an der genannten ältesten Strasse liegt, da wo diese die Nekropolen-Höhe zuerst erreicht.

Corneto zum Theil noch älter sind[1]); — nach der anderen Seite zeigen sie nahe Verwandtschaft mit der Albaner Nekropole (in den Hausurnen u. v. a.) und knüpfen also sehr eng einen weiten Zusammenhang[2]).

Als ich im Januar 1881 zum ersten Mal Corneto besuchte, hat unter den aus diesen ältesten Funden herrührenden Gegenständen der Bronzewagen, den ich heute besprechen werde, mich ganz besonders interessirt, und ich habe sofort beschlossen, der Berliner anthropologischen Gesellschaft, die den kleinen Bronzewagen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, einen Aufsatz darüber mitzutheilen[3]). Im vorigen Jahr konnte ich aber nicht mehr nach Corneto kommen. Erst in diesem Monat arbeitete ich wieder einige Tage dort und habe mir nun auch die mitfolgende Zeichnung dieses interessanten Gegenstandes anfertigen lassen können. Der Wagen ist inzwischen in der ersten von Ghirardini's oben genannten Abhandlungen abgebildet worden, aber leider in so kleinem Maassstabe und in so ungenauer Zeichnung, dass eine gute deutliche Abbildung dadurch nur um so mehr wünschenswerth werden musste.

Das Grab, in dem (am 11. December 1881) der Wagen gefunden wurde, war eines der gewöhnlichen Art[4]): in einem Behälter aus nenfro war das Ossuarium, mit einer Schale als Deckel, eingeschlossen; in dem Ossuarium fanden sich an Alterthümern: 3 kleine halbkreisförmige Fibeln, 1 Fibula einer Form, die für diese ältesten Gräber bei Corneto sehr charakteristisch ist, mit schlangenartig gewundenem Bügel (serpeggiante), mit grosser runder Scheibe am Fuss (Nachbildung einer Spiralscheibe) und mit Querstab zwischen Bügel und Fussscheibe[5]); ausserdem 2 kleine Bronzespiralen (für Haarlocken) und ein Spinnwirtel. An das Ossuarium gestützt stand der kleine Wagen; daneben lagen viele kleine Bronzeringe, Reste von Ketten, wovon mehr unten.

Der Wagen ist zusammengesetzt aus 8 Stücken, jedes für sich gegossen: vier vierspeichige Räder, 2 Axen, das thierförmige Gefäss und der Deckel. Der Haupttheil hat die Form eines Thieres, zwischen Vogel und Vierfüssler: der Leib, der Hals und der Schwanz müssen als vogelförmig bezeichnet werden, aber das Thier hat vier Füsse und zwei Hörner; die Kopfform ist auch nicht die eines Vogels. Die Füsse haben an der Mitte Anschwellungen, wie Kniee, und endigen in vertikalen Ringen, durch welche die Axen gehen; die Räder sind fest an den 2 Axen; diese bewegen sich in den ringförmigen Enden der Beine. Der Körper ist hohl, mit einer viereckigen Oeffnung im Rücken, bildet also ein kleines Gefäss; der Deckel ist als Rückenstück eines ähnlichen Thieres geformt, mit demselben Vogel-

1) Es kann hier bemerkt werden, dass wahrscheinlich die ältesten Gräber bei Bologna uns noch fehlen, indem das zunächst der Porta S. Isaia gelegene Stück noch nicht untersucht ist.

2) Ich hoffe binnen nicht zu langer Zeit eine umfassende Abhandlung über alle italischen Nekropolen und Urnenfelder dieser und ähnlicher Art, ihre Verbreitung, Perioden, Gruppen, Nationalität etc. vorlegen zu können.

3) Eine kleine Notiz darüber konnte ich noch in die deutsche Ausgabe meines Buches. Ueber das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa, S. 197, einfliessen lassen.

4) Vgl. Helbig im Bullettino dell' instituto, 1882, p. 18 f., Ghirardini, I, (Erster Bericht), p. 22. Die mit dem Wagen zusammen gefundenen Alterthümer lassen sich im Museum nicht mehr identificiren, indem man erst später anfing, die in jedem Grab gefundenen Gegenstände aus einander zu halten und die Funde getrennt, Grab für Grab, im Museum aufzustellen.

5) Vergl. z. B. Lindenschmit: Alterthümer I, IX, Taf. 3, 1, 2; Montelius: Spännen Fig. 17.

Schwanz und -Hals und gehörntem Thierkopf. Vier kleine Löcher im Deckel entsprechen ähnlichen im Rücken des Gefässes; kleine Nägel in diesen Löchern



¹/₃ der natürlichen Grösse.

hielten wohl den Deckel fest. An beiden Hälsen finden sich kleine Oehsen, worin Reste von Bronzeketten zu sehen sind, die wohl Gefäss und Deckel vereinigten. Beide Köpfe sind mit Ochsenhörnern ausgestattet; beide sind durchbohrt, der Kopf des Gefässes mit 4, der des Deckels mit 3 Löchern, worin auch Reste von Bronzeketten sich befinden, durch die vielleicht der kleine Wagen gezogen wurde. Wie schon erwähnt, fanden sich grössere Reste von solchen Ketten neben dem Wagen und der Urne im steinernen Behälter. Bezüglich der Grösse unseres Wagens kann ich folgende Maasse aufführen: grösste Länge 25 *cm*, grösste Höhe 21 *cm*; äussere Diameter der Räder 9,5 *cm*, grösste Axenlänge 14 *cm*.

Unter den bekannten Bronzewagen steht unser Exemplar dem bei Glasinac in Bosnien in einem Grabhügel gefundenen, von Hrn. v. Hochstetter veröffentlichten[1], jetzt im Museum zu Wien befindlichen, am nächsten. Der bosnische Wagen ist jedoch etwas kleiner (18,5 *cm* lang, 15 *cm* hoch) und etwas verschieden: das Gefäss wie der Deckel haben hier die vollständige Form eines Vogels, auch im Kopfe[2]; ersteres ruht nicht unmittelbar auf den Axen, sondern zunächst auf einem Untergestell, an dem es mittelst einer kleinen Säule befestigt ist, die unter dem Körper des Vogels ansetzt. Diese Säule ist vielleicht als die verschmolzenen Beine des Vogels aufzufassen; das Gefäss ist übrigens auf ihr drehbar. Die Räder an dem Glasinacer Wagen haben 8 Speichen, die an unserem, wie gesagt, nur 4.

1) Vergl. v. Hochstetter in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, X, S 289 f.

2) Dagegen stimmen, wenn ich mich nicht in meiner Erinnerung irre, mehrere der an den in Deutschland gefundenen Deichselwagen angebrachten Thierfiguren darin mit unserem Cornetaner Exemplar überein, dass sie vogelähnliche Körper mit Ochsenhörnern zeigen; so auch der Kesselwagen von Siebenbürgen? Die einschlägige Literatur steht mir hier augenblicklich nicht zur Verfügung; ebenso wenig führe ich hier, auf der Reise, meine eigenen handschriftlichen Aufzeichnungen über diese Sachen mit.

Im Museum in Brüssel befindet sich auch ein ähnlicher kleiner Vogelwagen, aus Italien stammend; eine Abbildung dieses Exemplars ist mir aber hier in Rom nicht zugänglich, und ich muss darum die nähere Besprechung dieses Stückes bis auf die Fortsetzung dieses Aufsatzes verschieben.

Noch ein anderer kleiner Vogelwagen muss hier erwähnt werden, allerdings nicht aus Bronze, sondern aus Terracotta. Bei Este (Prov. Padua) wurden in den letzten Jahren sehr ergiebige Ausgrabungen vorgenommen[1]), die ähnliche Materialien für die Kunde einer Reihe dortiger vorrömischer Perioden eines „älteren Eisenalters" geliefert haben, wie die berühmten Funde in der Gegend von Bologna[2]). In einem Grabe „der ersten Periode", auf dem Grundstück des Hrn. Pelà Agostino, wurde neben einem Ossuarium, etwa vom Villanova-Typus, und mit halbkreisförmigen Fibeln zusammen, ein kleiner Wagen aus gebranntem Thon gefunden[3]). Das Gefäss hat die Form eines Vogelkörpers; Hals und Kopf sind nicht erhalten; dagegen ist der Kopf des Deckels da und zeigt Vogelform: in dieser Hinsicht, wie auch bezüglich der Grösse stimmt das Stück mit dem Glasinacer Bronzewagen überein. Uebrigens zeigt aber dieser Thonwagen von Este die grösste Aehnlichkeit mit unserem von Corneto: wie bei diesem, ruht der Vogelkörper auf 4 Beinen, welche nach unten als kleine vertikal stehende Ringe endigen, durch welche die beweglichen Axen gingen; als solche waren unzweifelhaft kleine Bronze- (oder Holz-?) Stäbchen da, welche aber nicht mehr erhalten sind. Die Räder sind als volle Scheiben gebildet; an dem einen Paare sind auf der Aussenseite 10 Speichen ornamental angedeutet; an dem anderen Paare findet sich als Ornament ein Stern mit 8 Spitzen. Gefäss, Deckel und Räder sind mit Linear-Ornamenten decorirt, welche besonders als mit Strichen ausgefüllte Dreiecke angeordnet sind, wie an vielen Urnen vom Villanova-Typus, und wie ganz besonders für die Ossuarien der ersten Golasecca-Periode charakteristisch ist; die Ornamentlinie ist mit einem gezackten Stempel oder Rad eingedrückt, so dass sie das Aussehen etwa wie „imitirte Schnur" hat (bei den genannten Urnengruppen auch sehr häufig).

Einige Fragmente eines ähnlichen kleinen vogelförmigen Thierwagens sind auch in der reichsten der Nekropolen bei Este, im Garten der Villa Benvenuti, gefunden; diese Fragmente stammen etwa aus der Schichte der zweiten Periode, aber andere Alterthümer wurden mit ihnen zusammen nicht gefunden[4]).

1) Vergl. Prosdocimi im Bullettino dell' instituto 1881, p. 70—79. und besonders seine Abhandlung in den Notizie degli scavi, Januar 1882; ferner Helbig im Bullettino dell' instituto 1882, p. 74-87.

2) In der oben angekündigten Abhandlung über die Gräberfelder Italiens della prima epoca del ferro werde ich auch diese Estensischen Nekropolen ausführlicher behandeln.

3) Abgebildet und beschrieben in Prosdocimi's ebengenannter Abhandlung, Tav. III, Fig. 1, und p. 16; die Abbildung nicht besonders glücklich gerathen.

4) Es kann hier auch eine bei Este gefundene merkwürdige Bronzefibula erwähnt werden: der Bügel besteht aus 3 neben einander gestellten Pferdefiguren, vorn und hinten durch zwei durchgehende Querstäbchen verbunden; diese Queraxen endigen in runden Disken, die wohl als Räder aufzufassen sind; die zwei äusseren Pferde tragen je einen Reiter, das Pferd in der Mitte eine kleine Vogelfigur; nur dies mittlere Pferd hat Beine: die geschlossenen hinteren laufen als Spirale und Nadel, die vorderen als Nadelfuss aus. Das Ganze ist somit ein sonderbar complicirtes Ding: Wagen, Pferde und Reiter in und neben einander zusammengedrängt. Dies merkwürdige Stück wurde im Garten der Villa Benvenuti, mit Gegenständen aus der zweiten Periode gefunden, schon im Jahre 1842; vergl. Prosdocimi's citirte Abhandlung in den Notizie degli scavi, p. 20f., Tav. IV, Fig. 15. Mehrere Fibeln, deren Bügel durch eine einfache Pferdefigur gebildet ist, fanden sich in anderen Nekropolen bei Este.

Auch bei Corneto sind vielleicht Reste kleiner Wagen aus mehr vergänglichem Material gefunden worden. Ghirardini erwähnt in seinem zweiten Bericht p. 19 ein Grab, worin ein Ossuarium mit Deckel in der Form eines Helmes (apex, pileus)[1]), eine kleine Drilling-Vase, eine Bronzefibula mit Fussscheibe, sieben kleine Thierchen aus Thon (wovon 4 ganz gleiche) und 4 kleine durchbohrte thönerne Scheiben, wie Räder. Ghirardini meint, dass diese Räder und die 4 gleichen Thierchen Ueberreste einer kleinen quadriga seien, — dass der kleine Wagen, mit Ausnahme der Räder, aus Holz gefertigt war und darum ganz zerstört worden; er stützt diese Meinung dadurch, dass in einem anderen Grabe 2 ähnliche kleine Thierfiguren mit 2 solchen Thonrädern und mit einem Stückchen, was er als ein Joch auffasst, gefunden wurden. — Etwas zweifelhaft müssen jedoch diese Holzwagen bleiben, bis einmal sicherere Indicien der Existenz solcher kleinen Geräthe gefunden werden; es ist zu bemerken, dass bei den Bronzewagen kleine Pferde oder andere Zugthiere sich nicht finden[2]).

Die hier erwähnten kleinen Wagen in Vogelform rühren alle, wie aus dem Angeführten ersichtlich sein wird, aus sehr alten Funden her; wir haben halbkreisförmige Fibeln, solche mit Fussscheibe (imitirte Spirale); die Ossuarien der betreffen- Gräber zeigen den alten Villanova-Typus u. s. w.

Ueber das Verhältniss dieser vogelförmigen Exemplare zu den anderen Formen kleiner Bronzewagen, wie auch über andere altitalische Bronzewagen werde ich in einem folgenden Aufsatz handeln. —

Hr. Virchow: Ich begrüsse die Mittheilung des Hrn. Undset mit besonderem Dank. Bis dahin fehlten nähere Anhaltspunkte für eine Vergleichung unserer Bronzewagen mit altitalischen fast ganz. Nur der von Hrn. Undset erwähnte Wagen im Brüsseler Museum bot eine gewisse Verwandtschaft, wie ich schon wiederholt in der Gesellschaft erwähnt habe (Sitzung vom 19. März 1881, Verhandl. S. 97 und vom 21. Januar 1882, Verhandl. S. 53). Dieser Wagen, dessen Aehnlichkeit mit dem von Glasinac in der Herzegowina (Sitzung vom 16. Juli 1881, Verhandl. S. 242) gleichfalls von mir hervorgehoben wurde, gehört zu der früheren Sammlung des Hrn. E. de Meester de Ravestein (Musée de Ravestein. Catal. descriptif. Liège 1871. T. I, p. 190, Nr. 732) und ist 1853 in einem Grabe bei Salerno gefunden worden.

Nach meinen Notizen handelt es sich in diesem letzten Falle um einen Bronzewagen ohne Deichsel (oder Stiel), dessen Aufsatz, wie der von Corneto und der von Glasinac, einen Vogel darstellt, der am Rücken eine Oeffnung hat, welche

---

1) In den Gräbern von Corneto fanden sich öfters Helme in Bronze und Nachahmungen solcher in Thon als Deckel über den Ossuarien (oder neben diesen); einer von diesen Helmdeckeln hat zugleich eine Gesichtsbildung obenan; ich werde in einem Aufsatze über italische Gesichtsurnen, den ich nächstens der Gesellschaft vorlegen werde, diese interessanten Vorkommnisse näher besprechen.

2) Jetzt liegen im Museum zu Corneto diese 6 kleinen thönernen „Räder“ zusammen als in einem und demselben Grabe gefunden; der Custode des Museums Frangioni behauptet, dass dies correct ist, und dass Thierfiguren mit ihnen zusammen nicht gefunden worden sind. Der Fundbericht bei Ghirardini wird jedoch gewiss der richtige sein, indem auch Helbig's Bericht (Bullettino 1882, p. 173 f.) damit übereinzustimmen scheint. Helbig's Berichte haben als Quelle den Caporale degli scavi (den municipalen Vorsteher), Ghirardini's die Tagebücher des von der Regierung angestellten Aufsehers. Der Umstand, dass die zwei Berichterstatter aus verschiedenen Quellen geschöpft haben, macht ihren Fundbericht in diesem Punkt unzweifelhaft; dies erklärt aber auch, wie dann und wann ihre Mittheilungen in verschiedenen Details etwas abweichend sein können

wiederum durch einen abhebbaren vogelartigen Deckel geschlossen ist. Nur unterscheidet er sich dadurch, dass er noch weiter durch Vögel und zahlreiche Ketten mit Hängeschmuck (Knöpfen) verziert ist. Ein grösserer Vogel steht auf dem Rücken des Deckelvogels; auf den Köpfen des Hauptvogels und des Deckelvogels sind wiederum je 2 kleine Vögel angebracht. Dem Vogelwagen von Corneto nähert sich der salernitaner dadurch, dass der Kopf des Hauptvogels Stierhörner hat; an letzteren ist Hängeschmuck befestigt. Auch darin stimmen beide überein, dass der Hauptvogel 4 Beine hat, von denen je 2 eine der beiden Queraxen umfassen. Die Räder sind in beiden Fällen 4speichig, dagegen bei dem Glasinacer 8speichig.

Unverkennbar steht daher der salernitaner Wagen dem Cornetaner näher, als dem von Glasinac. Aber auch unseren niederlausitzer und schlesischen Wagen stehen die beiden ersteren näher, insofern die gehörnten Köpfe die grösste Aehnlichkeit darbieten. Nur die Einaxigkeit unserer Bronzewagen bildet ein durchgreifendes Unterscheidungsmerkmal. Immerhin ist der Gedanke, den ich bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. in meinem Vortrage vom 16. November 1876 (Monatsberichte der Königl. Akademie) und in unserer Sitzung vom 18. November 1876 (Verh. S. 241) ausführlich dargelegt habe, dass alle diese Wagen auf südlichen, speciell altitalischen Import hinweisen, durch die neuen Erfahrungen sehr befestigt worden.

Ich will übrigens noch hinzufügen, dass sich im Brüsseler Museum noch ein vierbeiniger Vogel aus Bronze befindet (Musée de Ravestein p. 191), der aus einem Grabe bei Viterbo stammt. Derselbe ist leider nur fragmentarisch erhalten, dürfte aber derselben Kategorie, wie der salernitaner, angehört haben.

Je grösser die Zahl dieser Funde wird, um so mehr scheint mir der gleichfalls wiederholt von mir hervorgehobene Gedanke beachtenswerth, dass die nächste anderweitige Beziehung in den Wagenzeichnungen der ostdeutschen Thongefässe und der skandinavischen Felseinritzungen zu suchen sei.

(5) Der Hr. Cultusminister übersendet zur Kenntnissnahme einen Bericht des Museumsdirektors Dr. Pinder zu Cassel über

Gräberuntersuchungen in Hessen 1881—82.

1. 7 Hügelgräber bei Allendorf an der Werra am Hirschberg. In einem derselben waren früher 2 steinerne, ohne Mörtel aufgebaute Ringmauern und auf einem Brandlager mit Knochenresten in der Mitte eine Steinaxt gefunden worden. Eine neue Ausgrabung, bei der freilich keine Fundstücke zu Tage kamen, bestätigte die Angaben über den inneren Bau: 2 concentrische Steinkreise, der äussere im Durchmesser von 15 *m*, 1 *m* hoch und 2 *m* dick, der innere und zugleich höher gelegene im Durchmesser von 9 *m*, 1 *m* hoch und dick. Ausserdem war die Spitze des 2,5 *m* hohen Hügels in der Mitte mit Steinen gefüllt, unter denen sich ein „Knochenlager ohne Aschenreste" befand; ein zweites Lager mit geringen Aschenresten folgte in der Höhe des kleineren Steinringes, endlich in der Mitte des grossen Steinringes auf der mit Steinen gepflasterten Sohle Brandspuren mit Kohle und Asche.

2. Hügelfeld auf der Höhe des Wasenberges zwischen dem Dorfe Wasenberg und der Stadt Neustadt, unweit Willingshausen, in der sog. Schwelmgegend. Es wurden 8, zum Theil schon durchwühlte Gräber angetroffen und eines geöffnet. Am Ostrande zeigten sich schwarze, rohe Scherben mit eingehackenen Kieseln, ohne Verzierung. Im Innern in der Richtung von O. nach W. ein Brandlager, 1 *m* lang, 40 *cm* breit, bestehend aus einer fingerdicken Schicht von Kohlen und Knochenresten. Am westlichsten Ende eine grosse bronzene Haarnadel (Radnadel) und ein geschlossener Armring von Bronze.

3. Hügelgräber bei Frankenau in der Nähe von Frankenberg, meist durchwühlt.

4. 7 Hügelgräber im Gemeindewald von Oberaula, Distrikt Mues. Eines wurde geöffnet, das äusserlich in einer Entfernung von etwa 75 *cm* um die Spitze einen losen Steinkranz trug. Im Innern fand sich nahe an der WO.-Axe eine längliche Steinaufhäufung von 2 *m* Breite und 75 *cm* Höhe; der Boden mit platten Steinen belegt, darunter ein Brandlager mit Knochenresten in der Länge eines Menschen. Am Westende eine lange Bronzenadel mit durchbohrter Anschwellung unterhalb des Kopfendes. Am Ostrande des Grabes Scherben von rohen, an der Luft gebrannten, rothen Gefässen. In einem zweiten Grabe traf man eine völlig runde Steinpyramide, jedoch ausser geringen Kohlen- und Aschenresten nichts weiter.

5. Der Hasenküppel, ein höherer Hügel bei Harleshausen enthielt gar keine Fundstücke, so dass Hr. Pinder die Frage aufwirft, ob er ein blosses Kenotaph gewesen sei.

6. Hügelfeld von Eichenberg, grossen Theils abgepflügt. Früher sind Urnen gefunden.

7. Hügelfeld von Iba auf dem Plateau des Mühlberges. In einem Hügel waren grosse Massen von Steinen, Skeletknochen und eine grosse Spiralarmschiene von Bronze gefunden. Weitere Grabungen waren erfolglos. Dagegen traf man andere „Heidenküppel“ in der Nähe auf dem Schmidtsberg bei Friedrichshütte, von denen einer Topfscherben, ein Steinpflaster und einen kleinen centralen Steinkegel, aber keine menschlichen Ueberreste enthielt. Aehnlich verhielt es sich mit einem Hügelfeld bei Ronshausen.

8. Gräberfeld bei Bergshausen an der Fulda. Hier sind 3 Urnen, von denen eine in der anderen stand, ausgegraben worden.

(6) Hr. Friedrich Bayern berichtet d. d. Tiflis am 9./21. Februar über

transkaukasische Alterthümer.

„Sogleich, als ich Ihren Brief vom 30. Januar erhielt, suchte ich nach, was sich auf die Gräber von Zalki und Manglis beziehen konnte. Bronzefunde sah ich bei General Komaroff, die er in Zalki selbst gesammelt hatte, aber ich kann noch nicht erfahren, in welcher Gräberform und wie die Sachen gefunden wurden. Daher schicke ich Ihnen einen kleinen Auszug aus dem Berichte, den der Lehrer Jakimoff von Zalki in unserer archäologischen Gesellschaft erstattete. Er erzählt wie folgt:

„Dorf Ober-Zintzkaro; vor 40 Jahren noch eine leere Ruine. Seine Erneuerung geschah durch Griechen, die das, in der grusinischen Geschichte bekannte Zintzkaro, im Tifliser Kreise, besiedelten. Hier findet man eine grusinische Kirche, und Gräber: 1. christliche (grusinische); 2. unbekannte; 3. heidnische. In letzteren fand man zahlreiche Krüge, Perlen, Bracelets, eiserne Spitzen (?), Pfeile, Thränenkrüge (?). Die Gräber sind Steinkisten und bilden kubische Kasten.

„In der Umgebung findet man auf der Oberfläche des Erdbodens sehr viele Obsidian-Waffen, wie Messer, Pfeilspitzen; ebenso auch solche von Feuerstein.

„Im Dorfe selbst sind viele unterirdische Gänge. Vor einigen Jahren fand man im Dorfe ein Skelet und auf dessen Kopf eine Art Krone von Silber, die an einen Juden verkauft wurde.“

„Dorf Darakeew; 2 Werst von Ober-Zintzkaro. Hier sind sehr viele archaische (?) Gräber. Ausgegraben aus den Kistengräbern wurden Krüge.“

„Dorf Dshinis, 4 bis 5 Werst von Ober-Zintzkaro: archaische Gräber und eine grusinische Kirche."

„Dorf Kümbet, 2 Werst von Dshinis, archaische Gräber. Am Rande des Abhanges erhebt sich eine Art Festung. Die Wände sind aus kolossalen Steinen ohne Cement zusammengesetzt."

„Dorf Awranlo, 2 Werst von Kümbet, ebenfalls eine Festung; archaische Gräber und eine grusinische Kirche. Neben den Cyclopen-Bauten fand ich Feuerstein-Pfeil- und -Lanzenspitzen, sowie Sägen von Feuerstein. Weiter fand man schöne geschliffene (?) Obsidian-Messer. Hier sind auch viele Grotten."

„Dorf Kutschi: Grusinische Kirche. Ein Feld, auf welchem ich in einigen Minuten 15 der besten Obsidian-Messer (?) fand, weshalb ich es das Obsidianfeld nannte."

„Dorf Sanamer: trichterförmige Gräber (?), welche ganz aussergewöhnlich zahlreiche Perlen enthalten mit Verzierungen aus weissem Material, von viereckigen, runden und cylindrischen Formen, mit zwei kleinen Kreisen. In diesen Gräbern fand man Bronze-Bracelets, Krüge u. s. w."

„Dorf Tak-Kilissa: In der Schlucht unsere gewöhnliche Grotten mit groben Abbildungen, in den Wänden eingehauen, und neben denselben viele Obsidian-Splitter und Waffen."

„Dorf Eddi-Kilissa mit 7 grusinischen Kirchenruinen. — Aussergewöhnlich zahlreiche Obsidian-Waffen. Zerstörte Burg-Ruine und Kirche an der Vereinigung zweier Nebenflüsse der Kzia. Hohes und langes Bauwerk mit schön behauenen Steinen. Gräber, welche sich durch ausserordentliche Grösse auszeichnen. Die Lage des Dorfes ist sehr schön."

Dies ist alles, was Hr. Jakimoff der Gesellschaft berichtete. Ausserdem weiss ich, dass der Toporowan-See ein grosses Obsidianbecken ist und die ganze Hochebene bis selbst nach Tiflis hinab mit Obsidian-Splittern gespickt ist, an manchen Stellen so viel, dass man sie zusammenkehren könnte.

Dass nun unter diesen Milliarden von Obsidiansplittern viele die Formen von Schabern, Pfeilspitzen u. s. w. haben können, ist einleuchtend, doch glaube ich, dass wirklich von Menschenhänden gearbeitete Steingeräthe nicht in Splitterhaufen auf Feldern zerstreut sich finden können, ausser Pfeilspitzen, die in Schlachten oder auf der Jagd verloren gingen. Doch sah ich bei General Komaroff schöne, aber nicht polirte Pfeilspitzen, jedoch aus Feuerstein und nicht aus Obsidian.

Unter dem Namen archaische Gräber versteht Jakimoff die Steinkisten, diese aber werden bis heute noch, namentlich im Gebirge, gebraucht; daher mit dem Worte archaisch nichts gesagt ist. Die Gegenstände, welche ich aus grossen Steinkisten von Manglia erhielt, gehören in die Byzantiner-Zeit, mit Münzen von Argun Chan, zwischen 1282 bis 1300 ungefähr, daher schon tief in das Christenthum hineinreichend; die Gegenstände aber, welche ich bei General Komaroff von Zalki ebenfalls aus Steinkisten, wie es heisst, gesehen habe, gehören in die Zeit meiner Brunnengräber von Samthawro, namentlich ist dies der Fall mit einem Meissel von Bronze mit kurzer Haftzunge (Wyrouboff, Pl. III, Fig. 5), welches ich selbst früher für ein Streitbeil hielt, dessen wahre Verwendung ich jedoch nicht errieth. Als Meissel hat er keinen Sinn in einem Grabe, wo nur Waffen auftreten. Freilich fand der General dieses Instrument ohne Waffen, und das zweite Exemplar, welches er besitzt, kaufte er, wobei die Angabe gemacht wurde, dass dasselbe auf dem Felde gefunden sei (?).

Wir wissen demnach bis jetzt nicht viel Gewisses über die Gräber von Zalki. —

Ich sende ein kleines Schächtelchen, enthaltend drei Pfeilspitzen[1]): zwei Formen von Bronze, eine von Eisen. Es sind diese zarten Pfeilspitzen sicher nur für die kleine Jagd bestimmt gewesen. Sie stammen aus den Brunnen-Gräbern von Samthawro, sammt der beigelegten Bernstein-Perle. Die Bronzepfeilspitzen wurden mittelst Pferdehaar, wie es scheint, am Rohr befestigt und über das Haar eine feine Bronzeblechröhre als Zwinge gezogen, die ich in diesem Grabe aber nicht wieder fand. Die Eisenpfeilspitze hat ein Schaftloch, durch Umbiegen der Ränder hinten, in welches das Rohr oder das Holzstück gesteckt war, dessen Rest noch im Schaftloche zu sehen ist.

(7) Hr. Arthur Krause berichtet, unter Vorzeigung ethnographischer Gegenstände,

über die Dörfer der Tlingit-Indianer.

Die Indianer-Stämme, welche die vielfach eingeschnittene Nordwestküste Nord-Amerikas vom 49. bis 60. Breitegrade bewohnen, unterscheiden sich von ihren Nachbaren im Osten durch ihre Sesshaftigkeit. Da sie ihren Hauptunterhalt durch den Fischfang erhalten, so ist bei der Wahl des Platzes zur Ansiedelung in erster Linie Rücksicht auf die Nähe ergiebiger Fischgründe genommen. An dem flachen, sandigen Strande einer gegen den Seegang geschützten Bucht, an stillen Meeresarmen zwischen den Inseln, an der Mündung oder dem unteren Lauf der Flüsse liegen ihre Dörfer, die manchmal nur aus wenigen, manchmal aber aus 50 — 60 Häusern bestehen. Im Allgemeinen ist die Lage der Dörfer, die Bauart der Häuser eine sehr übereinstimmende bei den verschiedenen Stämmen dieses Gebietes. Die Häuser sind von rechteckigem oder quadratischem Umfang und mit einem flachen Giebeldach versehen; sie liegen in ein oder zwei unregelmässigen Reihen so nahe wie möglich am Meeresstrande oder dem Ufer des Flusses, mit der Giebelseite, in welcher sich die Thür befindet, dem Wasser zugewandt; mitunter bilden die Häuser eines Geschlechtes eine abgesonderte Gruppe im ganzen Dorfe.

Vor den Häusern oder zur Seite derselben stehen die eigenthümlichen, geschnitzten, bis 5 *m* hohen Pfosten, die durch allerhand Thiergestalten gewissermaassen das Geschlechtswappen, das Totem des Eigenthümers, darstellen. Ausserdem findet man hier die Stangengerüste zum Trocknen der Fische und die durch Decken und Matten sorgfältig gegen die Wirkung der Sonnenstrahlen geschützten Canoes, von denen immer mehrere zu einem Hause gehören. Weiter zurück, an einer abgelegeneren Stelle sieht man die Todtenhäuschen, kleinere Hütten von verschiedener Form, oft auf 4 Pfählen ruhend, in denen die Asche der verbrannten Leichen in kleinen Kästchen beigesetzt wird. Einzelne derselben, die sich durch Figuren und Bemalung besonders auszeichnen, sind Schamanengräber; die Körper der Schamanen allein werden nicht verbrannt, sondern in solchen besonderen Häuschen, in Decken gewickelt, niedergelegt.

Der Bau eines neuen Hauses erfordert viel Zeit und ist mit bedeutenden Kosten verknüpft, da die nicht zu entbehrende Hülfe der Freunde nur gegen Bezahlung geliefert wird. Lange bevor der Bau fertig ist, hat der Bauherr einen „cultos potlasch“ zu veranstalten, wie es in dem Chinookjargon heisst, das ist eine Vertheilung von Decken und Zeugstoffen an seine guten Freunde, unter obligater Bewirthung derselben mit Tabak, Zucker und Brod oder von in Fischthran ein-

1) Ich habe dieselben in meinem Werk über das Gräberfeld von Koban (S. 128, Anm. 3) besprochen. Virchow.

gemachten Beeren und anderen derartigen Leckerbissen. — Sind mit der ersten Baurate die Mittel des Bauherrn erschöpft, so wartet er geduldig, bis er durch Fleiss und Sparsamkeit, durch Dienstleistung bei den Weissen oder durch gewinnbringenden Pelzhandel mit den Jägervölkern des Inneren wieder zu Reichthümern gelangt ist, die ihm die Fortsetzung des Baues ermöglichen. Architectonische Bedenken sind es jedenfalls nicht, die den angefangenen Bau zeitweise oder mitunter ganz liegen lassen; der Bauplan ist fix und fertig von der Vorväter Zeit her überliefert, und einige geringe Abänderungen, welche von der Laune, durch das zu Gebot stehende Material oder durch Sparsamkeitsrücksichten dictirt werden, werden während der Arbeit besprochen und ausgeführt. — Zuerst werden in den 4 Ecken mächtige Pfeiler fest in die Erde gegraben, welche ein Quadrat von ungefähr 10 *m* Seite begrenzen. Sie stehen etwa 3 *m* über dem Erdboden heraus, sind 7—8 *dm* breit und 2 *dm* dick und mit entsprechenden Vorsprüngen und Rinnen zur Aufnahme der Längsbohlen versehen. Zwei weitere Pfeiler mehr nach der Mitte der Giebelfelder und je einer in der Seitenwand vervollständigen gewissermaassen das Fundament des Hauses. Von den Pfosten der vorderen Giebelwand zu denen der hinteren gehen runde Balken, der Zwischenraum zwischen den senkrechten Pfeilern wird durch dicke, wagerechte Bohlen, die am Ende nach Art der Balken eines Blockhauses ineinandergefügt sind, ausgefüllt; zwischen den schrägen Stützbalken des Giebelfeldes stehen senkrechte Bohlen. Dünnere Planken und Bretter dienen zur Bekleidung des Dachgerüstes; über der Firste liegt oft ein rinnenartig ausgehauenes Stammstück; die Bretter werden zur besseren Befestigung mit Steinen beschwert oder durch darüber gelegte dünnere Längsbäume in ihrer Lage gehalten; verschiedene Rindenstücke zwischen den Brettern tragen zu grösserer Dichtigkeit des Daches bei. — In der Mitte des Daches ist eine grosse viereckige Oeffnung angebracht, durch welche allein das Licht hineinfallen und der Rauch hinausziehen kann; eine verstellbare Bretterwand, die diese Oeffnung auf der Windseite halb verdeckt, gewährt bei ungünstigem Wetter einigermaassen Schutz gegen Regen und Schnee. Um diesen Windschutz zu stellen, sowie um etwaige Ausbesserungen am Dache vorzunehmen, kann man auf dasselbe auf der an der Seite angelehnten Leiter hinaufsteigen; diese Leiter ist nur ein runder Baumstamm, in welchen mit der Axt einige Stufen hineingehauen sind.

In der dem Wasser zugekehrten Giebelseite liegt die kleine Thüröffnung, gewöhnlich ziemlich hoch über dem Erdboden, so dass man auf einigen Stufen zu ihr emporsteigen muss. Früher soll diese Thüröffnung überall rund gewesen sein, jetzt ist sie, wenigstens im Chiliatgebiet meistens viereckig und durch eine nach innen sich öffnende Thür verschliessbar.

Im Inneren ist der Fussboden mit starken Bohlen gedielt bis auf den quadratischen Feuerraum in der Mitte; aber nur bei den kleineren Häusern ist die Diele in gleicher Höhe mit dem Erdboden, bei allen grösseren findet sich in der Mitte noch ein quadratischer Raum 1 *m* tief ausgetragen, so dass an den vier Wänden eine 2 *m* breite Estrade hinläuft. Von der Thür aus gelangt man zuerst in eine Art Vorhalle und von dort auf ein paar Stufen in den vertieften Raum, wo wir die Hausinsassen um das Feuer hockend antreffen, über welchem an langer Kette von der Dachfirste herab der grosse eiserne Kessel, das gemeinsame Kochgeräth der Hausinsassen, hängt. Die Seitenräume sind durch Bretterverschläge und durch Decken und Matten, welche von Längsbalken herabhängen, abgetrennt. Hier sind die Schlafstätten und Vorrathsräume der Bewohner zu suchen; in einem grösseren Hause wohnen immer mehrere und zwar untereinander verwandte und befreundete Familien zusammen. Zu erwähnen wäre noch, dass das Innere des Hauses öfters,

namentlich an den Seiten des Thüreinganges und in den Ecken des Wohnraumes mit aus Holz geschnitzten Figuren geschmückt ist.

Keinem Hause fehlt wohl die Vorrichtung zu einem Dampfbade, welches von den Eingebornen, oft auch in Krankheitsfällen, angewandt wird; es ist ein ganz kleiner, nur für eine liegende Person Platz gewährender Raum, in welchen durch Begiessen heisser Steine mit Wasser der nöthige Dampf erzeugt wird.

Das Material für den Häuserbau liefert in den nördlichen Gegenden die Sitkafichte, ein Baum, der in seinem Habitus mit unserer Rothtanne Aehnlichkeit hat und von dem mächtige Stämme von über 1 *m* Durchmesser und 50 *m* Höhe nicht selten sind.

Den Gebrauch der Säge kennt der Tlinget nicht; die grossen Bohlen werden dadurch hergestellt, dass der Stamm mit der Axt auf beiden Seiten eben gehauen wird; dünnere Planken werden mittelst Holzkeilen aus dem Stamme gespalten. Die fernere Bearbeitung geschieht mit einer Art Beilhacke; diese besteht aus einem meisselförmigen Stück Eisen, das in derselben Weise, wie die alten Steinbeile, mit quergestellter Schneide an einem Aststück mit Lederstreifen angebunden ist. Trotz der Unvollkommenheit der Werkzeuge erscheint die Oberfläche der breiten Pfosten und Bohlen ganz eben und ziemlich glatt. Schon die ältesten Bewohner dieser Gegenden erzählen von den grossen Holzhäusern der indianischen Bewohner; da der Gebrauch des Eisens diesen letzteren vor dem Verkehr mit den Weissen unbekannt war, so muss man wohl annehmen, dass sie auch früher mit ihren Steingeräthen im Stande waren, so bedeutende Arbeiten auszuführen. Kupferne Geräthschaften scheinen, nach der Spärlichkeit der Reste zu urtheilen, nur in geringerer Anzahl gebraucht worden zu sein.

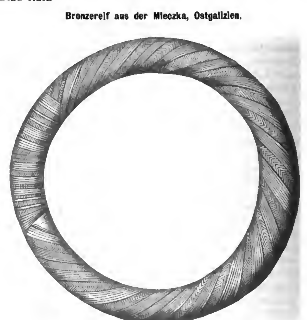
Das Haus ist übrigens für den Tlinget nicht blos eine Wohnstätte, sondern auch eine Festung; bei den vielen Stammes- und Geschlechtsfehden zwischen den Angehörigen ein und desselben Dorfes schützten ihn die dicken Bohlen früher gegen die Pfeile seiner Angreifer, wie auch jetzt noch gegen die schwachen Kugeln der alten Steinschlossmusketen, mit denen die Tlingets von den Weissen versehen sind. Zum besseren Schutze befindet sich bei mehreren Häusern ein starker Pallisadenzaun vor der Thür.

Im Sommer verlassen die Bewohner häufig ihre Winterhäuser, um sich in ihren Canoes mit Weib und Kind nach entfernteren Jagdgründen und Fischplätzen zu begeben. Bei der Anfertigung der Canoes zeigen die Tlinget eine nicht geringere Kunstfertigkeit, als beim Häuserbau. Dieselben werden immer aus einem einzigen Stamme gehauen. Baumstämme von der erforderlichen Stärke sind zwar nicht selten, aber es ist vor allem darauf zu achten, dass sie nicht, wie so häufig, eine spiralförmige Drehung der Fasern zeigen. In den noch stehenden Stamm wird zuerst mit der Axt ein Loch geschlagen und dann darin ein Feuer angezündet, welches langsam weiter frisst, so dass nach einigen Tagen der Stamm umstürzt. Alsdann wird zuerst die äussere Gestalt des Canoes ausgearbeitet. Damit nun bei der folgenden Aushöhlung die Wände nicht an einer Stelle zu dick und an der anderen zu dünn gerathen, werden von aussen Löcher bis zu einer bestimmten Tiefe hineingebohrt und in dieselben dünne Holzstifte gesteckt; kommt der Arbeiter von innen an dieselben, so weiss er sich danach zu richten. Ungefähr $^2/_3$ des Stammes im Durchmesser werden zum Bau des Canoes verwandt; die Seitenränder sind also nach innen gebogen, dss vordere uud hintere Ende ist bedeutend erhöht. Um nun dem Bauche eine passende Rundung zu geben, wendet man folgendes Verfahren an. Das Canoe wird mit Wasser gefüllt und dieses durch Einbringen erhitzter Steine zum Kochen erhitzt. Die so nachgiebiger gewordenen Seitenwände werden

dann durch allmähliches Einfügen von immer längeren Querhölzern weiter und weiter auseinander gepresst, bis die erwünschte Rundung hergestellt ist. — Das Material für die Herstellung der Canoes liefert in den nördlichen Gegenden die Sitkafichte oder die Balsampappel, welche in den weiten Flussthälern oft riesige Dimensionen erreicht. Am besten eignet sich jedoch zu diesem Zwecke die rothe Ceder, Thuja gigantea, welche weiter südlich auf den Inseln, namentlich in vorzüglicher Grösse und Schönheit auf dem zu Britisch Columbien gehörigen Queen Charlotte Archipel gefunden wird. Die diese Inseln bewohnenden Haida sind berühmt durch ihre guten und grossen Canoes, von denen viele 30, nach einigen Berichten sogar 60 Mann fassen können. Die Haida treiben einen grossen Handel mit denselben nach den nördlichen, weniger begünstigten Gegenden. Auch beim Bau der Häuser zeichnen sich die Haida vortheilhaft aus; es finden sich einige, die 25 Schritt im Quadrat messen. Sie stellen ihre Totempfähle, die flach und breit gearbeitet werden, dicht vor dem Thüreingang, so dass man erst durch eine Oeffnung am Grunde derselben, die mitunter den geöffneten Rachen eines Thieres darstellt, in die eigentliche Thür gelangt. Auch bei der Anfertigung des Hausgeräths, namentlich der verschiedenen hölzernen Schüsseln, der Tanzmasken, der Jagd- und Fischereigeräthe stehen die Haida bei weitem voran (Dawson: Report on the Queen Charlotte Islands 1878; A. Bastian: Amerikas Nordwestküste), und man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man gerade bei diesen den Mittelpunkt der immerhin nicht unbedeutenden Kultur der nordwestlichen Indianerstämme sucht.

(8) Der Vorsitzende legt eine Zeichnung des Hrn. Lepkowski in Krakau vor, betreffend einen

Bronzereif aus der Mieczka, Ostgalizien.



1/2 der natürlichen Grösse.

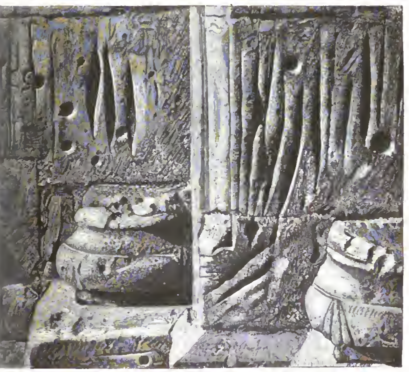
Dieser, in $^1/_3$ der Naturgrösse dargestellte, inwendig hohle, gegossene Reifen mit schmutzig grüner Patina wurde in dem Flüsschen Mleczka bei dem Städtchen Kańczuga in Ostgalizien gefunden. Sein Gewicht beträgt 1,905 *kg*. Er befindet sich im Besitze des archäologischen Cabinets der Jagiellonischen Universität in Krakau, Z. 7701.

Drei ebensolche Reifen, die aus einem bei Sieniawa in Ostgalizien befindlichen Teiche herrühren, besitzt das Fürstlich Czartoryski'sche Museum, zwei andere die Akademie der Wissenschaften in Krakau: den einen aus Międzyborze bei Opatowo (ein Geschenk des Dr. T. Żebrawski), den anderen aus Wójcza (Kreis Stobnica), ein Geschenk des Hrn. Paul Popiel. Letztere zwei Ortschaften liegen im jetzigen Königreich Polen.

(9) Hr. Wiechel sendet aus Dresden Bemerkungen über

Kirchenmarken.

Die Thatsachen, welche neuerdings in dieser Zeitschrift zur Erklärung wenigstens der Rundmarken vorgebracht worden sind, verdienen gewiss Beachtung; sie geben eine erschöpfende Deutung der jüngst entstandenen Rundmarken. Im sächsischen Elbgebiet liegen die Verhältnisse anders. In Dresden, Meissen, Pirna



und Dippoldiswalde ist nicht eine frische Kirchenmarke zu finden; dagegen zeigen alle in der Vorreformationszeit erbauten Kirchen, insbesondere die Stadt-

kirchen zu Meissen und Dippoldiswalde, die aus dem 13. Jahrh. stammende Nicolaikirche daselbst, weniger die Anfangs des 16. Jahrh. neu erbaute Stadtkirche zu Pirna, Marken und zwar ohne alle Ausnahme die langen Wetzmarken und die runden Drehmarken stets zusammen im Gemenge, ja oft in gegenseitiger Durchdringung.
(Der Holzschnitt giebt ein deutliches Bild dieses Vorkommens.)

Die Marken befinden sich alle für Erwachsene handrecht und kommen, wie Dippoldiswalde und Meissen schlagend nachweisen, in der grössten Zahl an der Seite des Kirchenportales vor, welche dem, in das Stadtinnere zurückkehrenden, also grössten Theile der Kirchenbesucher zur Rechten liegt. Als Beispiele über die Häufigkeit des Vorkommens der Marken möge angeführt werden:

Erbauungszeit	Ort	Drehmarken	Wetzmarken
13. bis 15. Jahrhundert	Stadtkirche Dippoldiswalde	139	72
13. Jahrhundert . . .	Nicolaikirche (Todten-Kirche daselbst), nur bis 1418 als Pfarrkirche im Gebrauch . . .	26	7
1517	Stadtkirche Pirna.	78	11 schwach
14. bis 15. Jahrhundert	Stadtkirche Meissen	ungefähr 100	
In u. nach d. 17. Jahrh.	Die Kirchen Dresdens	keine	keine

Zu den Wetzmarken in Rillenform sind noch die abgewetzten Quaderecken zu rechnen, eine Erscheinung, die an den genannten Kirchen bis zu einer 15 *mm* tiefen Ausmuldung der Eckflächen auftritt.

Bemerkenswerth ist noch das Vorkommen von in der Regel einer tiefen Wetzmarke und seltenen Rundmarken (gleichfalls alt) in den Laibungen der ältesten Portale von Stadthäusern stets aus der Zeit vor dem 16. Jahrh., wofür schöne Beispiele in Pirna und Dippoldiswalde vorliegen.

Auf Grund des Vorstehenden, sowie besonders eingehender Betrachtung der so schön ausgeprägten Erscheinungen in Dippoldiswalde seien folgende Hypothesen über die Entstehung der Kirchenmarken gestattet:

1. Die im sächsischen Elbgebiet vorkommenden Kirchenmarken sind vor der Reformation entstanden, sind daher das Resultat eines mit der Aufklärung vergessenen religiösen Gebrauchs.

2. Die Beschaffenheit der eingewetzten und abgewetzten Marken (Rillen) lässt ohne allen Zweifel auf die Entstehung durch Anstreichen einer Klinge schliessen. Da in jener Zeit jeder Mann eine Waffe (Messer) in leicht erreichbarer Scheide oder im Gurt bei sich führte, so werden die Wetzmarken durch Männer entstanden sein, welche beim Verlassen der Kirche, vielleicht unter dem Läuten der Glocken, der Wehr an der Seite durch Anstreichen an das geheiligte Gebäude neue Kraft verliehen.

Zu diesem Anstreichen wurden offenbar die grössten, ebensten Quaderflächen in handrechter Höhe herausgesucht, um die Spitze oder Schneide nicht zu verletzen[1].

3. Schwerer ist die Deutung der Drehmarken. Zunächst ist mit Sicherheit darauf zu schliessen, dass dieselben von den in Gemeinschaft mit den Männern die

1) Dem Vernehmen nach sollen in der Laibung des Portals der aus dem 11. Jahrhundert stammenden Ulrichskapelle in Goslar tiefe Schartes, jedoch in Höhe der Spitze einer Lanze vorkommen, die dem Gefolge Heinrichs des Löwen zugeschrieben werden.

Kirche verlassenden Frauen, die ja in Bezug auf die Pflege religiöser Gebräuche den Männern nie nachstanden, herrühren; dafür spricht das stete Zusammenvorkommen, auch das numerische Ueberwiegen (auch früher gingen Frauen wohl fleissiger zur Kirche als Männer) der Rundmarken und noch mehr das zähere Festhalten an jenen Gebräuchen, wie es die Stadtkirche Pirna (1517 erbaut, 78 Rundmarken, nur 11 flache, schwache Wetzmarkenspuren) so charakteristisch zeigt. Der Gegenstand, welcher in der Hand der Frauen jene halbkugelförmigen Löcher von grösserem und geringerem Durchmesser, aber immer völlig kreisrund erzeugte, muss ohne Zweifel Kugel- oder Kreisform gehabt haben.

Sollte vielleicht an Heckpfennige, Heckgroschen zu denken sein? Die Grösse der Löcher würde genau zu der Münzgrösse zwischen dem Pfennig und dem Silbergulden passen.

Allerdings spricht die durchgängig zu beobachtende Form der Näpfchen als glatter Rotationsflächen mehr für einen kugeligen Gegenstand; denn bei nicht ganz voller Drehung der Münzen mussten Ungleichheiten, Absätze in den Hohlflächen entstehen. In dieser Hinsicht sind noch weitere Studien bezüglich der Gegenstände des Gebrauchs (Münzen, Schlüssel), des Schmuckes (Ringe) oder des Aberglaubens (Amulette), welche sich ganz allgemein in den Händen der Frauen jener Zeit befunden haben, erforderlich.

Wie so oft scheint auch hier aus altem, ernstem Brauche unverstandene Gewohnheit und endlich kindisches Spiel geworden zu sein, so dass unsere Hypothese sich nicht im Gegensatze zu den neuerlich constatirten Entstehungsursachen befindet, sondern sich neben und geschichtlich vor die neueren Erklärungen stellt.

(10) Hr. M. Kuhn legt zwei eiserne beilartige Instrumente vor, welche in der Mitte eines grossen Mahagoniblockes gefunden worden sind. Das eine dieser Instrumente, welches vollständig erhalten ist, hat eine Länge von 13 *cm* und eine rhombische Gestalt und ist mit einem 1,5 *cm* breiten Stielloche versehen. Das breite viereckige Kopfende zeigt starke Abplattungen, die nur durch wiederholtes Schlagen hervorgebracht sein können. Das zweite Instrument, dessen vordere Hälfte nur erhalten ist, hat mehr eine lanzenförmige Gestalt und eine Länge von 14 *cm*. Soviel sich ermitteln liess, stammte der Block aus Honduras, und haben möglicher Weise diese Instrumente als Keile zum Trennen des Splint- und Kernholzes gedient. Sie sind abgebrochen resp. im Holz sitzen geblieben und vom Stamm später überwallt worden.

(11) Hr. Arzruni bespricht die Publikationen des Hrn. A. B. Meyer über

Nephrit.

Der Vortrag wird in weiterer Ausführung im Text der Zeitschrift erscheinen.

Hr. Virchow spricht seine Ueberraschung über die von Hrn. Arzruni erhaltenen Resultate der mikroskopischen Untersuchung aus, wonach der asiatische Nephrit erkennbare Unterschiede von dem Material der europäischen Nephritgeräthe zeige. Dieselben würden eine vollkommene Umwälzung derjenigen Anschauung zur Folge haben, welche zuerst von den schweizer Forschern, namentlich von Desor eingeführt und von Hrn. H. Fischer weiter begründet wurde, wonach der Nephrit als Begleiter der auswandernden arischen Stämme galt. Er selbst habe, wie noch in der Sitzung vom 11. März 1882 (Verhandl. S. 169), seinen Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser Auffassung ausgedrückt und namentlich wiederholt die Noth-

wendigkeit betont, die Alpen, besonders das Gebiet des Monte Viso, genauer zu durchforschen, und die von ihm berichteten Funde von Maurach, namentlich das Auffinden eines grösseren Nephritblockes und zahlreicher halb bearbeiteter Stücke, selbst von Splittern (Sitzung vom 16. December 1882, Verhandl. S. 563), hätten diesen Zweifel sehr bestärkt. Trotzdem sei er, wie wahrscheinlich auch sonst jedermann, nicht darauf vorbereitet gewesen, dass es gelingen werde, mineralogische Differenzen von so prägnanter Art, wie sie Hr. Arzruni schildere, zu ermitteln, und er freue sich von Herzen, dass die Anregung zu derartigen Untersuchungen, welche er durch Herbeischaffung von Material gegeben, so reiche Früchte getragen habe.

Er könne jedoch Hrn. Meyer darin nicht beistimmen, wenn derselbe jetzt annehme, die archäologische Frage sei durch die mineralogische gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Er berufe sich zum Beweise dafür auf die Darlegungen über die geographische Verbreitung der Nephrit- und Jadeitbeile in Europa, wie er sie in der Sitzung vom 16. Juli 1881 (Verhandl. S. 283) gegeben und später bei verschiedenen Gelegenheiten ergänzt habe. Aus ihnen, wie aus den umfassenden Nachweisungen des Hrn. Fischer, gehe mit Evidenz hervor, dass sowohl für die eine, wie für die andere Art von Beilen ganz bestimmte Verbreitungsbezirke existirten, in welchen nicht bloss das Material, sondern auch die Form der Geräthe mit grösster Beständigkeit wiederkehrte. Diese Bezirke wiesen auf eine radienförmige Verbreitung von Süden nach Norden und Westen, aber nicht umgekehrt auf eine Verbreitung von Norden nach Süden hin. Wie er schon früher durch eine Anfrage bei Hrn. Zirkel (Sitzung vom 20. März 1875, Verhandl. S. 50) erfahren habe, seien die sogenannten erratischen Nephrite von Schwemsal und dem Johannisthal bei Leipzig ebenso unsicher in Bezug auf natürliche Lagerstätte, als die von Potsdam, und selbst wenn sie sicher wären, fehle es doch an allen Anhaltspunkten dafür, dass jemals im Norden Europas eine solche systematische Bearbeitung von Nephrit oder Jadeit stattgefunden habe, wie sie z. B. am Bodensee und vielleicht noch an anderen südlichen Fabrikationsstätten geübt sein müsse. Daher werde nach seiner Meinung die archäologische Frage auch in Zukunft ihre besondere Bedeutung für die Prähistorie behalten. —

Hr. Arzruni bestätigt im Gegensatz zu den Herren Meyer und Credner, dass der Ursprung der norddeutschen Nephrite schwerlich aus Skandinavien hergeleitet werden könne, da diese Geschiebe zu selten sind und keine Gletscherwirkungen erkennen lassen.

Hr. Virchow fragt, ob nunmehr als sicher anzunehmen sei, dass Gegenstände aus Nephrit aus Amerika nicht bekannt seien.

Hr. Arzruni erwidert, dass das einzige, bisher für Nephrit gehaltene amerikanische Stück, das von Antioquia, aus Jadeit bestehe.

(12) Hr. Constantin Könen übersendet die Nummern 40, 41, 52, 54 und 59 der Coblenzer Zeitung mit Berichten über

vorrömische, römische und fränkische Culturüberreste in der Rheinprovinz.

1. Der Verfasser unterscheidet unter den prähistorischen oder, wie er sagt, vorrömischen Thongefässen der Rheinprovinz 3 chronologisch verschiedene Arten:

1. Gefässe neben schlichten Steingeräthen,

2. Gefässe von grösserer, speciell ägyptisch-assyrischer Ausbildung neben ausgebildeteren Stein- und den ersten Metallgeräthen,
3. Gefässe von prähistorischer Form, neben denen die Steingeräthe gewöhnlich fehlen, dagegen Bronze- und Eisengeräthe reichlicher vorkommen.

Sonderbarerweise setzt er die erste Gruppe in die Zeit um 2000 v. Chr. bis zur Zeit phönicischer Handelsblüthe, lässt aber „das Mammuth noch unter den im Rheinthale lebenden Thieren vorkommen." Die zweite Gruppe soll bis zur Gründung von Massilia (um 600 v. Chr.), die dritte bis zur Organisation Galliens (etwa 9 v. Chr.) reichen.

In die mittlere Abtheilung versetzt er ein neuerlich von Hrn. Fusbahn in Neuwied bei Weissenthurm, etwa 2 *m* unter der Oberfläche in einer unberührten Schicht von Bimssand gefundenes Thongefäss, 16,5 *cm* hoch, am Bauch und an der Mündung 11,5 *cm* im Durchmesser, aus freier Hand geformt, rauh, aber mit drei Gruppen von Schnurlinien verziert. Er nimmt an, dass der Bimssand sich hier nicht in ursprünglicher, sondern an secundärer, durch Abschwemmung älterer Ablagerungen entstandener Lagerungsstätte befinde, und er legt Werth darauf, dass gerade in dieser Gegend die von Hrn. Schneider construirte grosse Strasse, welche von Massilia zur Weser-Mündung führte, über den Rhein setze.

Nach seiner Angabe sind Gefässe ähnlichen Styls in Eich zwischen Coblenz und Andernach, ferner an der Kapelle zum guten Mann und in einem Grabhügel des Hebenkies bei Wiesbaden gefunden, am letzteren Orte neben halbverbrannten Skeletresten vom Menschen und vom Pferde und mit einer Serpentinaxt. Er combinirt diese Funde mit den Thongefässen des Schnurornaments.

2. Eine grössere Reihe römischer Ueberreste wurde in und bei Andernach (Antunnacum) gefunden. Aus einigen derselben schliesst er, dass auch Andernach bei dem Zuge des Civilis im Jahre 70 zerstört worden sei. Andere Ueberreste schreibt er dem Zerstörungswerke der Franken im Jahre 344 zu.

3. Ein fränkisches Gräberfeld schildert er vor dem Burgthore von Andernach auf der westlichen Seite des mittleren Arms der Rhein-Römerstrasse nach Coblenz. In demselben wechselten Brand- und Skeletgräber in ziemlich regelmässiger Anordnung, gewöhnlich zu je 3 oder 4. In den ersteren stand ein Aschengefäss, umgeben von mehreren weiteren Gefässen, allein die Gefässe, sowie die anderen Beigaben waren in beiderlei Gräbern gleichartig, zuweilen identisch. Nach den Münzen scheint das Gräberfeld hauptsächlich der Regierungszeit Constantin des Grossen (306 — 33) anzugehören. Er citirt eine Stelle des Sidonius Apollinaris (428 — 84), der von seinem Grossvater erzählt, derselbe sei auf einem Platze bestattet worden, wo Aschenurnen und Leichname zusammen beigesetzt wurden. Der Verfasser ist geneigt, in den Skeletgräbern die ersten Zeichen der Verbreitung des Christenthums zu sehen, das seiner Meinung nach erst um die Zeit Valentinians I. eine allgemeine Verbreitung in Antunnacum gefunden habe; wenigstens fehlten auf dem Begräbnissplatze des Kirchberges von Andernach, dessen älteste Gräber dieser Zeit angehören, Spuren des Leichenbrandes vollständig. (Die Stelle ist nicht ganz verständlich, da es unmittelbar hinterher heisst: „die dort vorgefundenen Leichenbrandgräber sind mindestens 3 Jahrhunderte älter.")

(13) Eingegangene Schriften:

1. Bulletin of the Buffalo Society of Natural Sciences. Vol. IV, Nr. 3.
2. J. W. Powell, First Annual Report of the Bureau of Ethnology 1879 — 1880. Washington 1881. Gesch. d. Hrn. Powell.

3. Charles Rau, Articles on Anthropological Subjects. Washington 1882. Geschenk des Verfassers.
4. Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers Bevaring Aarsberetning for 1881. Kristiania 1882.
5. N. Nicolaysen, Kunst og Haandverck fra Norges Fortid. Heft II. Kristiania 1882.
6. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XII, Nr. III.
7. La question du Zaire. Droits du Portugal. Gesch. d. Geogr. Ges. zu Lissabon.
8. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. VII, Fac. 3.
9. Verh. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin. Bd. IX, Nr. 10; Bd. X, Nr. 1.
10. Mittheilungen der Afrikanischen Gesellsch. in Deutschland. Bd. III, Heft 4.
11. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XVII, Heft 6.
12. Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris. Vol. V, Cah. 4.
13. Die Martinikirche in Breslau und das Rechenbergsche Altarwerk in Klitschdorf (Kr. Bunzlau). Breslau 1883. Gesch. d. Museums Schlesischer Alterthümer.
14. Ch. E. de Ujfalvy, Les cuivres anciens du Cachemire. Paris 1883. Geschenk des Verfassers.
15. Deutsche Geographische Blätter. Bremen 1883. Bd. VI, Heft 1.
16. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Wiesbaden 1882. Bd. XVII.
17. Bollettino della Società Africana d'Italia. Vol. I, Fasc. 6, Napoli 1882; Vol. II, Fasc. 1, Napoli 1883.
18. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. Vol. XXVII, Heft 6; Vol. XXVIII, Heft 1.
19. Notulen van de Algemeene en Bestuurs-vergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Vol. XX, Heft 1, 2.
20. F. Soldan, Das römische Gräberfeld von Maria-Münster bei Worms. (Separatabdruck.) Gesch. d. Verf.
21. Ch. Rau, Indian stone graves. (Separatabdruck.) Gesch. d. Verf.
22. Treichel, 1. Fundbericht über Münzen; 2. Verschreibung des wüsten Landes zu Woditten 1615. (Separatabdruck.) Gesch. d. Verf.
23. H. Jentsch, Die prähistorischen Alterthümer der Gymnasialsammlung zu Guben. Ein Beitrag zur Urgeschichte der Niederlausitz. Guben 1883. Geschenk des Verfassers.
24. Licata e Borsari, L'Esplorazione. Vol. I, Fasc. 3, Napoli 1883.
25. Joh. Ranke, Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern. München 1883. Gesch. d. Verf.
26. Archivio per l'antropologia e la Etnologie. Vol. XII, Fasc. III.
27. Lewezow, Die Unächtheit der Obotritischen Alterthümer. Geschenk des Hrn. Künne.
28. Sophus Müller, Den Europaeiske Bronzealders oprindelse og förste udvikling. Kjöbenhavn 1882. Gesch. d. Verf.
29. L. Pigorini, Terramara dell' età del bronzo. Roma 1883. Gesch. d. Verf.

Sitzung am 21. April 1883.

Vorsitzender Hr. **Bastian.**

(1) Der Vorsitzende: In erfreulichster Weise kann die Sitzung eröffnet werden mit günstigen Nachrichten von unserem ersten Vorsitzenden, der in einem, vor einigen Tagen aus Neapel eingetroffenen Briefe seinen Gesundheitszustand als in jeder Weise befriedigend erklärt, und nach einem Besuch Siciliens sich gegenwärtig zu einer Reise nach Etrurien anschickt. Für die Belehrungen, die uns in Aussicht stehen, als Früchte dieser Reise, genügt der Hinweis auf die der vorangegangenen im Kaukasus, wie vor uns liegend, in dem Prachtwerk: Das Gräberfeld von Koban, Atlas und Text (Asher & Co.), auf welches unsere Studien sich fortab, aus verschiedenen Richtungen her, vielfachst zurückgeführt finden werden.

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet:
- Hr. Alex. Schadenberg in Gross-Glogau.
- Hr. Joseph Kořensky, Lehrer der Naturwissenschaften an der Mädchenschule zu Smichow bei Prag.
- Hr. Dr. Rich. Paasch, Berlin.
- Hr. Dr. Emil Riebeck, Halle a. d. Saale.
- Hr. Fabrikbesitzer Paul Riebeck, Halle a. d. Saale.
- Hr. Fabrikbesitzer B. Krause, Berlin.

(3) Hr. Wm. Carstensen übersendet d. d. Kopenhagen, 19. April, die Einladung zu der 5. Session des internationalen Congresses der Americanisten, der um Zusendung von Mittheilungen und um persönliche Theilnahme bittet.

(4) Der Vorsitzende zeigt das neu erschienene Werk: Steinbildwerke von Copan und Quirigua, auf Grund der von Hrn. Meye (dem das Königliche Museum werthvolle Bereicherungen verdankt) aufgenommenen Zeichnungen, herausgegeben durch A. Schmidt, in Folge hochsinniger Förderung, welche Dr. Stübel diesem Werke zuwandte, ohne dies indess in der Vorrede viel merken zu lassen [1]).

(5) Hr. Bastian bespricht

neue Erwerbungen des Königlichen Museums.

Der ethnologischen Abtheilung steht eine kostbarste Bereicherung in Aussicht durch die Sammelstücke, welche Lieut. Wissmann auf seinem wissenschaftlichen

1) Die Originalzeichnungen haben der Gesellschaft in der Sitzung vom 21. December 1878 (Verhandl. S. 424) vorgelegen und sind später Hrn. Dr. Stübel zur Veröffentlichung überlassen worden.

Eroberungszuge durch Afrika, aus bis dahin unbetretenen Gegenden dieses Continentes, gesichert hat, voraussichtlich also mit dem vollen Stempel jener Originalität, worauf bereits bei der Begründung der Afrikanischen Gesellschaft im Jahre 1873 gehofft wurde, indem unter den für den Westen sprechenden Gründen auch der von dieser Seite aus ungestörter, und unstörender, zu verfolgende Weg sich empfahl, statt des von Osten her, mit den Reisenden als Nachzügler auf einem durch Handelsrazzia der Mohamedaner bereits verwüsteten Gebiet. — Ein im Laufe der Woche bei der Afrikanischen Gesellschaft von Dr. Pogge aus Mukenge eingegangener Brief, zeigt ebenfalls die Sendung einer Schatzkiste für das Königliche Museum an.

Noch ein anderer Stern glückverheissenden Vorzeichen's verspricht an dem jetzt allmählich sich aufhellenden Horizont der Ethnologie unserer jungen Wissenschaft aufzugehen, in dem mit freimüthigem Edelsinn gemachten Versprechen, dass aus der grossartigen Sammlung, welche durch die „Expedition Riebeck" nach Europa geschafft ist, eine Serie Alles dessen, was zum Ausfüllen von Lücken im Königlichen Museum dienen könnte, diesem wird überlassen werden. Im vollen Verständniss für die der Induction gestellte Aufgabe, welche zum vergleichenden Ueberblick derartiger Centralisation bedarf, wie sie, der Natur der Sache nach, nur in älteren und grösseren Museen allein gegeben sein kann (betreffs der Ethnologie in Deutschland also nur in der ethnologischen Sammlung Berlin's als der weitaus ältesten und soweit auch grössten), — im unbedingten Einverständniss mit dieser von naturwissenschaftlicher Methode und in der für gesunde Fortentwickelung der Ethnologie erheischten Beantwortungsweise einer der brennendsten ihrer Lebensfragen hat Hr. Dr. Riebeck bei einem persönlichen Besuche Berlin's die Mittheilungen seiner Briefe, deren bereits früher Erwähnung geschah, in liebenswürdigster Weise bestätigt. Neben der für das Königliche Museum bestimmten Vertretung, die sich dort für wissenschaftliche Verwerthung in Vervollständigung des Gesammt-Ueberblickes einreihen wird, scheint es ausserdem in Absicht zu liegen, aus der umfangreichen Sammlung in der Vaterstadt des Reisenden ein selbstständiges Museum zu bilden, das dann als neues Centrum der Anregung auf die ethnologischen Interessen anregend zurückwirken würde, so dass sich die Ergebnisse dieser wichtigen Reise als in doppelter Beziehung fruchtbringend für die Ethnologie erweisen werden. — Dass in Folge der hochschätzbaren Freundschaft, welcher wir uns seitens des Hrn. Dr. Hans Meyer zu erfreuen hatten, eine werthvolle Sendung in das Museum bereits aufgenommen ist, kam in der letzten Sitzung zur Erwähnung.

Mit eigenartig neuem Charakter, weil eben aus einer neuen (bis dahin in den Museen fast gänzlich unvertretenen) Localität, aus Formosa nehmlich stammend, haben sich unter freundlicher Beihülfe des deutschen Consulates einige Stücke der Sammlung einfügen lassen, wie andere schon früher durch Hrn. Capitain-Lieut. Strauch, dem wir zugleich eine Sammlung aus Korea verdankten.

In zuvorkommender Weise hat sich Hr. Consul Gerlich in St. Louis für die ethnologischen Interessen bemüht, indem es ihm möglich war, die Thätigkeit Bandelier's für die Smithsonian Institution in Washington auch gleichzeitig für das Königliche Museum Berlin's zu verwerthen, wo seine Sammlung vor einigen Tagen eingetroffen ist.

Gleichzeitig scheint eine andere Bemühung jetzt ihren Lohn zu versprechen, auf die wir, nach jahrelang nutzloser Correspondenz, bereits zu verzichten begonnen haben würden, wenn nicht die deutsche Botschaft ihre günstige Geneigtheit zur Unterstützung unverändert bewahrt hätte. Der Gesichtspunkt war auf jenen unbekanntesten Theil des südamerikanischen Continentes gerichtet, der sich auf der

Wasserscheide der beiden grossen Flusssysteme, bisher noch immer unserer Kenntniss, also auch der ethnologischen, entzieht, und auf Versuche, von Paraguay aus dort einzudringen. Von dem auf Veranlassung der deutschen Botschaft in Buenos-Ayres schliesslich ausgesandten Reisenden sind jetzt die ersten Probesendungen angelangt, und sie bringen von bisher nur literarisch, aus Azara etwa, bekannten Stämmen jetzt dem Museum auch eine erste Kunde, zugleich in dem verständigen Sinne der Zusammenstellung zu besten Erwartungen für die Zukunft berechtigend. In Verwirklichung dieses lang gehegten Wunsches, unter Mitwirkung des Ethnologischen Comité, haben sich somit die diesem geschuldeten Verpflichtungen in bedeutsamer Weise vermehrt, zum Besten der Studien, und durch die Resultate derselben, wie schon deutlich voraussichtlich, sogleich bereits zu zahlen.

Eine grössere Sendung, die von der ostafrikanischen Station der Afrikanischen Gesellschaft durch diese eingelaufen ist, bringt u. A. den hier vorliegenden Blasebalg, identisch mit demjenigen, der sich seit meiner Reise am Loango (1873) von der Westküste Afrika's im Königl. Museum befindet.

(6) Hr. Treichel berichtet über

prähistorische Funde um Brünhausen, Kreis Neustadt.

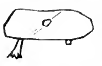
Im sog. herrenlosen (früher deckte sich der Begriff mit der That) Bielawa-Bruch, welches sich an die genannte Ortschaft anschliesst und auf der einen Seite, vom Meere nur durch vorgelagerte Dünen getrennt, die sog. Rixhöfter oder Schwarzauer Kämpe umgrenzt, fand mein Vetter Joh. Hannemann vor Jahren eine Elenschaufel mit 5 Zacken, woran 3 längere. Die grösste Länge einer Zacke war von der Rose ab 36 *cm*, die Ausdehnung zwischen den beiden äussersten Zacken betrug 38 *cm* und der eigentlichen Schaufelform 18 *cm*, also ein stattliches Exemplar, das noch im Besitze des Finders ist.

Als im vorigen Jahre neben dem Schmiedeteiche ein neues Wasserloch gegraben wurde, stiess man in dem durch die Frühjahrswasser aufgeschwemmten Lande auf eine Menge von Knochen vom Schwein (Wild?) und Wolf (?), wovon Kopftheile noch erhalten, die Fortsetzungen zum Gerippe aber vermodert waren.

Ebenda sind hin und wieder eiserne Kanonenkugeln gefunden, später meist zu Kugeln für Schornsteinfeger verwandt. Selbige stammen von einer früheren Beschiessung Putzig's und des benachbarten Küstenstriches durch schwedische Schiffe auf der Ostsee (nicht in der Wiek). Noch kürzlich (1882) wurde eine solche Kugel, vom Roste stark zerfressen, um Schwarzau ausgepflügt und Seitens des Gutsbesitzers Lehmann-Gnesdau an das Danziger Provinzialmuseum geschenkt.

Nach Erzählung des Hrn. Eldor Thomasius lag ebenda, auf der Koppel hinter'm Schaafstalle, ein grosser, grauer Kalkstein von länglicher, bemerkenswerther Form. Er sah so aus, als wenn er eine Figur darstellte, welcher Hals und Kopf fehlten. An der Mitte der Längsseite ging eine glatte, kugelrunde Oeffnung hindurch. Während ein Fuss fehlte oder nur als Stummel vorhanden war, hatte der vorhandene andere Fuss eine sehr plumpe Form, bei seinem auslaufenden Ende jedoch Aehnlichkeit mit Zehen. Der Stein ist nicht mehr vorhanden, da er 1869 gesprengt wurde. Dass er 7 Schuss bekam und dass er gebrannt über etwa 200 Scheffel Kalk ergab, deutet auf seine Grösse. Referent hielt das Ganze für ein Abbild eines Thieres. Der weichere Kalkstein liess eine Ausformung sehr wohl

zu. Es ist zu bedauern, dass er nicht mehr vorhanden ist, um einen genaueren Einblick zu gewinnen. Seine Gestalt war ungefähr die nebenstehende.



In der Nähe des dortigen, der Ostseeküste zu gelegenen Kiefernwaldes fand etwa im Jahre 1858 derselbe Herr in gutem Acker ein Pflaster von Kopfsteinen, deren Mürbigkeit auf früheren Angriff durch Feuer schliessen liess. Darüber kamen Lager von Kohlen und Asche. Eine kleine Strecke weiter gab es mehrere kleinere Steinkisten, ohne Urnen darin, mit schwerer Deckplatte, auf welcher kleinere Steine rund umher gepackt waren.

Der am meisten ansprechende Fund wurde aber im Februar 1882 gemacht, als mein Oheim in jenem milden Winter zum Legen von Drains Gräben werfen liess. Es war das auf einer kleinen Anhöhe, etwa einen Fuss unter der Erde, am Wege von Brünhausen (Miruschin) nach Lissnau. Es erscheint fraglich, ob die Arbeiter nicht noch mehr gefunden und den Rest unterschlagen haben, des Glaubens, die patinirte Bronze sei Gold. Man stiess zuerst auf eine Steinkiste, die schon früher von der Pflugschar getroffen sein musste, da sie zertrümmert und eingestürzt gefunden wurde. Gewiss hat darin eine Urne gestanden, welche, nur mit der Stehfläche (etwa 15 *cm* Durchmesser) und etwas Anhang gerettet, sich als grob gebrannt, aussen röthlich, innen schwärzlich, ohne Glimmerstücke, erwies; es ist also fraglich ihre Höhe und Durchmesser, sowie ob's Gesichtsurne gewesen. Ausser Leichenbrand wird sich in der Urne ebenfalls befunden haben eine compacte Masse, der man sogleich den Schmelzfluss ansah, welche nach der Untersuchung des Chemikers Hrn. Stadtrath Helm in Danzig kein Kupfer, wohl aber Eisen, Kalk und kieselhaltige, sich nicht lösende Schlacke enthielt. Namentlich die Kalkbestandtheile, welche sich dem Auge darboten und zerstörtem Muschelkalk angehörten, erschienen mir merkwürdig, weil ich nicht weiss, dass solch ein Kalkmergel sich in der Nähe befindet. Nach der Auslassung des Arbeiters wurden nun in (es ist mir dies aber fraglich, da sonst wenig ähnliche Funde vorkommen) oder neben der Urne, vielleicht auch neben der Steinkiste folgende Stücke gefunden, die nach der Bestimmung meines verstorbenen Oheims Th. Hannemann in den Besitz des Westpreuss. Provinzial-Museums in Danzig übergingen. Eindringende Nässe oder die Einbettung in den starken Lehmmergel hatte bei allen Bronze-Stücken eine schöne Patina zu Wege gebracht. Bei der ersten Ansichtnahme des Fundes befand sich darunter noch ein zierlicher, kleiner Celt, welchen späterhin wahrscheinlich mein Vetter P. Hannemann nach Berlin entführt hat, eine Verzettelung, die im Interesse der Einheitlichkeit und der Wissenschaft sehr zu bedauern ist. Der Form nach, so viel ich mich erinnere, hatte er hinsichtlich der Medianleiste Aehnlichkeit mit einem Steinbeile von Czarnen. Von den übrigen Sachen liess ich Zeichnungen anfertigen, die ich zur Illustration hier beifüge.

Figur A. ist die eines sog. Halsringes, mit gleichem Metall in Windungen umsponnen, die Enden beiderseits in Oehsenform zurückgeschlagen und bis zu den Schlusspunkten der Windungen hingeführt, welche sie umschliessen. Das Metall ist sehr bröckelig und spröde. Daher zerbrach dieser Ring bei einer Sitzung des Gewerbe- und Bildungsvereins in Neustadt W.-Pr., wo ich diesen Fund zuerst demonstrirte, da Jemand dessen Anwendung als Halsring thatsächlich erweisen wollte. Aber selbst zur früheren Zeit wäre eine Verbiegung, um den Ring seinem bis jetzt angesprochenen Zwecke gemäss um den Hals zu bekommen, gar nicht möglich gewesen. Aus diesem Grund bekämpfe ich die Ansicht, dass ähnliche Funde für Halsringe genommen werden. Die Unmöglichkeit der Thatsache verbietet es einfach. Vielmehr erachte ich, dass solche Ringe als Hauptschmuck ge-

tragen wurden, nicht allein vom weiblichen Geschlechte, die Umwindung nach vorn gehalten, so dass die Bronze über oder unter den Haaren glänzend hervorlugte, die endseitigen Oehsen nach hinten, wie auch die Querstangen der Brillen hin-



Fig. A. 1/2 der natürlichen Grösse.

ter's Ohr kommen, vielleicht durch ein Band fester gehalten, sowohl an sich, als auch auf dem Kopfe, welcher doch nicht immer seine gerade Haltung bewahrt haben wird. In Bruchstücken waren noch etwa drei andere, ähnliche Ringe vorhanden.

Ausserdem befanden sich dabei neben Bruchwerk drei besser erhaltene Spangen von Bronze, eine grössere und zwei kleinere, die eine kleinere mit voll-

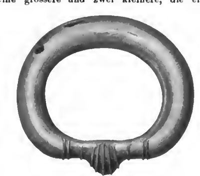


Fig. B. 1/1 der natürlichen Grösse.

ständigem Anschlusse (Figur B.) der beiden Schmalseiten, wogegen beide andere einen trennenden Raum zwischen sich hatten, also möglicherweise eine geringe seitliche Verschiebung gestatteten, was aber bei Figur B. gänzlich aus-

geschlossen erscheinen muss. Worsaae in Afbildninger (Kjöbenhavn. 1854) stellt unter Figur 290. eine ähnliche Spange dar. Auch er folgt für die Benennung der allgemeinen Annahme von Armspangen. Ich bestreite das ebenfalls. Selbst wenn die Ringform, wie bei Figur B, sich nicht zusammenschliesst, also eine seitliche Verschiebung sich ermöglichen liesse, würde es doch in beiden Fällen durchaus nicht möglich gewesen sein, diese Objecte auf die gewiss stärkeren Arme früherer Menschengeschlechter heraufzuzwingen. Ich halte diese Ringe vielmehr auch für einen Schmuck, möglichst ebenfalls für das Haar, und dann wahrscheinlich nach Art unserer heutigen Toupé's angewandt, so dass das herab- und herumfallende Haar ihnen Halt und Festigkeit gab, auf dem glänzenden Untergrunde jedoch sich die Haarsträhne nur desto kleidsamer abhob. Uebrigens sind diese Spangen inwendig hohl, sowie die gebogenen Seitenflächen einen Raum zwischen sich lassen. Daraus, dass sich auf dieser concaven Fläche niemals ein Eindruck oder eine Beschädigung vorfindet, wie solche, den Gebrauch als Armring vorausgesetzt, dabei, durch äussere Einflüsse veranlasst, niemals ausbleiben würde, lässt sich ebenfalls das Negative solchen Gebrauches folgern, wo- gegen die fügsameren Haare keineswegs Risse oder Schäden zurücklassen können.

Ein Aufsatz, betitelt „das Pfahldorf“, von D. von der Alb in „das neue Buch der Welt“ (Stuttgart 1880) giebt dazu nach einem Aquarell von R. Haug ein farbiges Kunstblatt, auf welchem der Scenerie gemäss der auf einem Einbaume heimkehrende Mann von der auf dem Pfahlbau sitzenden Frau erwartet wird. Sie näht ein Purpurgewand und ihre zum Stiche ausholende Hand ist mit einer offenen Spange (auf dem Bilde bereits grün patinirt) geschmückt. Mir scheint aber, dass die Einbildung auch hier mehr gethan hat, als die Ueberlegung.

Die aufgefundenen sog. Armspangen können thatsächlich ebenso wenig über den Arm (das Handgelenk), wie die sog. Halsringe über den Hals gezwängt werden. Wozu denn also mit falschen Bezeichnungen irrthümliche Auffassungen herbeiführen und in der Vorstellung fortleben lassen?! Es geht einfach nicht! Mit der Tradition muss aber, je eher, je besser, gebrochen werden! —

Hr. Voss bemerkt dazu, dass der grosse Bronzering nach seiner Meinung ein Halsring sei. Die Oeffnung desselben genüge vollkommen, um einen Frauenhals durchzulassen; schon eine Oeffnung von 7 *cm* sei für einen schlanken Frauenhals genügend. Soviel er wisse, sei diese Form ausserhalb der Provinz Preussen noch nicht gefunden. Auf der prähistorischen Ausstellung 1880 sei ein ähnliches Exemplar ausgestellt gewesen.

Der kleine geschlossene sei ein Armring und in verschiedenen Varietäten weit verbreitet. Es seien ähnliche in der Schweiz und Westfalen gefunden und das Königl. Museum besitze von der halbhohlen Form, wo der grössere Theil der Innenfläche offen sei, eine grössere Anzahl aus Pommern und Brandenburg.

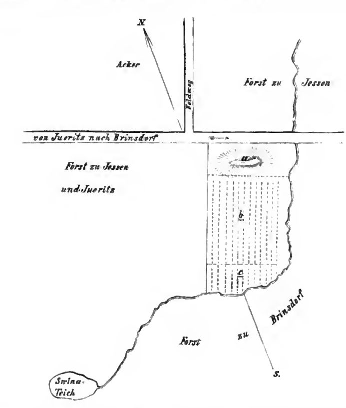
(7) Hr. Krug auf Haus Jessen bei Sommerfeld sendet folgenden Bericht ein über

das Urnenfeld von Jüritz.

Nachdem ich jetzt fünf Jahre auf dem von mir hier aufgefundenen grossen Urnenfelde Jessen-Jüritz gegraben habe, gestatte ich mir die beifolgende Zeichnung dieses Feldes zu überreichen. Die demselben entnommenen Stücke sind wohl im Stande ein vollkommenes Bild des Gräberfeldes zu geben, indem sie den vollen Inhalt eines solchen darstellen, denn wenn auch einige wenige Funde in die

Gubener Gymnasial-Sammlung gelangten, so besitze ich doch gerade diese noch in mehreren Exemplaren.

Das Grabfeld wird an seiner Süd- und Ostseite jetzt durch einen kleinen Graben begrenzt, welcher der Abfluss des dahinter im Walde belegenen Swinateiches ist, an dessen Ufer, wie ich bereits im Jahr 1879 berichtete, der Sage nach ein „Heidentempel" gestanden haben soll. Die Nordgrenze bildet der von Brinsdorf nach Jüritz führende breite, sandige Weg, wie ich dies aus den von mir, sowohl auf dem Wege selbst, als auf dem jenseits belegenen Jessener Terrain angestellten, eingehenden Untersuchungen schliessen muss. Ich fand an beiden Stellen, obgleich



die hügelige Beschaffenheit des letzteren mich eine weitere Ausdehnung des Grabfeldes vermuthen liess, nichts. Wenn nun auch die beiden Orte Brinsdorf und Jüritz (richtiger Güritz) sehr alte Ansiedelungen sind, lässt sich doch kaum annehmen, dass dieser, beide Dörfer verbindende Weg bereits in prähistorischer Zeit vorhanden gewesen sei, und doch bildet er die gerade Grenze des Grabfeldes. Jüritz, auf einer Höhe belegen, lässt sich wohl von Gora ableiten; auf einem in der Kirche zu Dolzig befindlichen Grabsteine von 1681 werden beide Orte Gürtz und Brüns genannt.

Der Abfluss des Swina-Teiches ist gegenwärtig nur ein kleiner Graben, welcher wohl früher breiter und wasserreicher war, was ich daraus schliesse, dass auf dem

Urnenfelde bis auf ungefähr 20 Schritte an denselben das Terrain abfällt, und sich keine Gräber befinden. Auch weiter, jenseits des Grabens, im Brinsdorfer Terrain, fand ich nichts derartiges, so dass ich die Abgrenzung des Grabfeldes nach Norden, Osten und Süden hin für sicher halte.

In der Richtung auf den Swina-Teich, also süd- und südwestlich, bin ich dessen nicht sicher, da ich dorthin in dem, jetzt allerdings fast ebenen Terrain einige kleine, zwar ziemlich unbedeutende Spuren von runden Hügeln (Tumuli) entdeckte.

Bei der bis jetzt nur oberflächlichen Untersuchung dieses Striches fand ich nichts, was mich zur Fortsetzung anregte, zumal das Graben in dem dort dicht stehenden Holze Schwierigkeiten hat.

Das von mir untersuchte Urnenfeld selbst ist jetzt, sowie die ganze Umgebung, eine Kiefernschonung; nördlich in demselben, nicht weit vom Wege, zeigt sich eine längliche Erhöbung, von welcher aus sich das Terrain nach allen Seiten senkt. Die Art der Bestattung ist nicht eine und dieselbe, und glaube ich mich zu der Annahme berechtigt, dass hier früher sowohl Hügelgräber, als solche aus Steinsatz, und schliesslich solche ohne Beides vorhanden waren. Der Grund und Boden ist loser Sand, der vor ungefähr 50 Jahren, nachdem das damals dort stehende Holz geschlagen war, wohl über 30 Jahre wüste lag. Da man beim Herausnehmen der Wurzelstöcke auf viele Steine gestossen war, welche in der Gegend selten sind, durchwühlte man das Terrain nach solchen, wobei viele Gefässe zu Tage kamen, welche leider aus Mangel an Interesse daran zerschlagen wurden. Später lag, wie gesagt, die Fläche lange wüste, die Sonne trocknete den dürren Sand, Wind und Regen trieben ihn von den Höhen in die Tiefen, und als dann die Strecke wieder mit Kiefern bepflanzt werden sollte, war ein Planiren derselben geboten, und ist durch dies Alles die Erdoberfläche so verändert, dass man gegenwärtig mit Ausnahme des länglichen Hügels nur noch geringe, runde Erhöhungen wahrnimmt. Es finden sich jedoch noch heute hin und wieder deutlich erkennbare, allerdings fast ganz abgeflachte runde, kleine Hügel. Dass die Erdoberfläche früher eine andere war, beweist schon der Umstand, dass an irgend erhöhten Stellen die Gefässe meistens sehr flach, oft kaum $^1/_2$ Fuss tief in der Erde gefunden wurden, während sie an anderen Stellen häufig an 4 Fuss tief standen.

Nach den von mir angestellten Ausgrabungen möchte ich nun das ganze Urnenfeld in drei Abtheilungen zerlegen; bei a im Norden beginnend, habe ich besonders auf dem mehrfach erwähnten Hügel die schönsten und zierlichst gearbeiteten Gefässe, Buckel-Urnen aus feinem Thon, dünnwandig, vielfach verziert, mit Bronze-Beigaben gefunden. So eine Pfeilspitze. Hier fand ich auch einen Becher mit Deckel, mit einem Falzrande versehen (cf. Katalog der Ausstellung in Berlin 1880, S. 103). Die Gräber waren, wie sich aus den jetzt noch dort gefundenen vielen und grossen Steinen ersehen lässt, in Stein gesetzt. Von dieser Anhöhe herab südlich durch die Abtheilungen b und c bis in die Nähe des Grabens fanden sich die Gräber so vollständig reihenweis, wie dies auf der Zeichnung durch Striche angedeutet ist. Hatte man ein Grab gefunden, so konnte man mit Sicherheit dicht daneben in dieser Richtung mit grösserem oder geringerem Abstand auf das zweite, dritte u. s. w. rechnen.

In der Abtheilung b fand ich die Gräber meistens, jedoch nicht immer, mit Steinsatz, die Urnen standen öfter auf platten Steinen, und waren auch mit solchen bedeckt, die Aschenurnen waren häufig mit einem schüsselförmigen Deckel verschlossen. Die Urnen, sowie andere Gefässe waren zuweilen sehr grob gearbeitet, erstere ungefähr bis zur Höhe von $^3/_4$ des Inhaltes mit Leichenbrand gefüllt, darauf stets eine Schicht Sand, und schliesslich der Deckel. Letzterer war stets eine über

den Rand der Urne greifende Schüssel, nie ein flacher Deckel. Diese Schüsseln waren jedoch in vielen Fällen, durch den Druck der darauf lastenden Erde oder Steine zerdrückt, in die Urne eingedrungen, und hatten so auch diese zersprengt. Auch grosse Urnen, in denen keine Knochen, wohl aber kleinere Gefässe eingesetzt waren, fand ich oft in den Gräbern, sie standen zuweilen verkehrt, oder lagen, während die Aschenurnen stets aufrecht standen. Die Gräber enthielten grössten Theils ausser zwei oder drei Aschenurnen eine Menge kleiner Gefässe in den verschiedensten Formen, als Kannen, Schüsseln, Schalen, Töpfe u. s. w., was in der Abtheilung a bei den Buckelurnen gänzlich fehlte. In b wurde auch das Trinkhorn gefunden, und in demselben Grabe eine durchbohrte, sauber geglättete Steinaxt. Beide Stücke waren auf der Ausstellung in Berlin im Jahre 1880, cf. Katalog derselben S. 103. Als Beilage fanden sich in dieser Zone Stein-, Bronze- und Eisen-Geräthe, sowie Thonperlen in verschiedenen Formen, welche sich ebenfalls auf der Ausstellung in Berlin befanden. Auch ein eiserner Dolch mit Parirstange und einem Nietloch im Hefte wurde hier bei einem Grabe kaum 1 Fuss tief in der Erde gefunden; ich nehme an, dass derselbe beim Graben nach Steinen herausgefördert, damals nicht bemerkt, oder als unbrauchbares Stück wieder in die Erde gebracht wurde, da ich ihn sehr flach fand, während gerade daneben die Urnen sehr tief standen.

Abtheilung b ist die grösste, und sie ergab desshalb, zumal oft Grab an Grab stand, eine grosse Ausbeute; allerdings war auch in a besonders der Hügel so vollständig mit Gefässen besetzt, dass ich oft nicht erkennen konnte, wo ein Grab aufhörte und das zweite anfing. Da jedoch, wie schon gesagt, die hier hauptsächlich gefundenen Buckelurnen nie andere Gefässe als Beigabe hatten, war die Stückzahl der aus a geförderten Gefässe nicht so gross.

In der dritten Abtheilung c, welche sich wieder zu dem Graben herabsenkt, war, sowie in a und b, der Rand am Graben unbesetzt, woraus ich auf eine früher grössere Breite desselben schliesse. In c wurden von mir, ich möchte fast sagen, überwiegend schwarze Gefässe gefunden, sowohl Urnen, als andere Formen, stets dünnwandig, sauber gearbeitet, aussen und innen geglättet, und vielfach verziert. Ich öffnete Gräber, welche zwar nur wenige, aber nur schwarze Gefässe enthielten. Hier fand ich auch die Räuchergefässe und Doppelurnen, beide Arten aber nie schwarz, mit den zu ihnen gehörigen Tellern. Letztere meistens ganz flach, doch auch wieder mit überstehendem Rande, und einen ganz in der Form der jetzigen Blumentopf-Untersätze. Die Räuchergefässe hatten wohl ursprünglich auf ihren Tellern gestanden, waren durch die Last der Erde zerdrückt, und lagen nun in Stücken auf und neben den Tellern; doch gelang es mir bei mehreren, sie durch Kitten wieder vollständig herzustellen. In dieser Abtheilung allein fand ich die am Boden oder der Seitenwand durchlochten Gefässe, selbst eine grosse Urne mit Leichenbrand, an der fast der ganze Boden fehlte, und war deutlich zu erkennen, dass sie in diesem Zustande eingesetzt war. Sie stand aufrecht, unberührt, tief in der Erde, ist fest und wohl erhalten, und war unter ihr kein Stück des etwa herausgebrochenen Bodens zu finden, vielmehr der an dieser Stelle ziemlich feste und trockene Sand.

Stein- oder Metall-Beigaben sind in dieser Abtheilung gar nicht gefunden worden, wohl aber Thongefässe in den wunderbarsten und verschiedensten Formen.

Zu welchen Schlüssen berechtigt nun diese so deutlich erkennbare Scheidung des Urnenfeldes? Hat dasselbe so lange Zeit als Begräbnissplatz gedient, dass in ihm die Anfertigung der Gefässe vom Groben bis zum Zierlichen vorgeschritten war, so muss

es wnnderbar erscheinen, dass gerade in der mittleren Abtheilung b, in der sich die gröberen Gefässe fanden, die Bronze- und Eisenbeigaben waren, während Bronze in der Abtheilung a mit den Buckelurnen im Ganzen nur selten, Eisen aber nie vorkam, und in c beides fehlte. Wenn nach der Ansicht des Hrn. Dr. Voss die durchlochten Gefässe mit dem religiösen Cultus zusammenhingen, warum finden sich denn diese allein in der Abtheilung c? Sollten dieselben vielleicht, da eben sie allein mit den Räuchergefässen zusammen gefunden wurden, deren sich doch wohl die Priester allein bedienten, auf eine Begräbnissstätte dieser hindeuten?

Dass in Abtheilung a vornehme Leute bestattet seien und in b der grosse Haufe, scheint mir auch nicht stichhaltig, da gerade in b das grosse, ganz in Stein gesetzte Grab gefunden wurde, welches das schön gearbeitete Trinkhorn von Thon und die Steinaxt enthielt. Auch fand ich gerade in dieser Abtheilung die verschiedensten, oft sehr zierlichen Steinperlen, Bronzeringe, Nadeln und Eisengeräthe, was doch nach letzterem Funde wieder auf eine jüngere Zeit schliessen liesse.

Ein Grab über oder unter dem anderen, so dass also dieselbe Stelle zwei Mal zur Beisetzung benutzt sei, fand ich nie. —

Hr. Voss bemerkt dazu, dass bis jetzt leider sehr wenige vollständige Untersuchungen eines Urnenfeldes in ganzer Ausdehnung vorliegen und deshalb Fragen, wie die von Hrn. Krug aufgeworfenen, aus dem bisher zu Tage geförderten Material kaum zu beantworten sein dürften. Indessen liege es wohl näher, anzunehmen, dass bei einem Grabfelde, welches eine so lange Zeit hindurch benutzt wurde, im Laufe der Jahre Culturzustand, Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung sich geändert hätten und hiermit auch die Begräbnissgebräuche andere geworden seien.

(8) Hr. H. Ellenberger in Elberfeld schenkt einen Gypsabguss des Neanderthalschädels.

(9) Hr. Aurel Krause hält einen Vortrag über

die Bevölkerungsverhältnisse der Tschuktschenhalbinsel.

Ueber die Natur der Küstenbewohner der Tschuktschenhalbinsel und ihr Verhältniss zu den nomadischen Renthiertschuktschen sind vielfach abweichende Ansichten vorgetragen worden. Die ältesten Besucher dieser Gegenden hielten beide für dasselbe Volk, die Renthiertschuktschen für die reicheren, vornehmeren, die Küstentschuktschen für die ärmeren, welche durch den Verlust ihrer Renthiere gezwungen worden wären, vom Fischfange und der Jagd der Seesäugethiere zu leben. Erst durch Kotzebue's, Wrangell's und Luetke's Reisen wird die Zugehörigkeit eines Theiles der Küstenbewohner zum Eskimostamme sicher erkannt; über die Ausdehnung jedoch dieser Eskimobevölkerung blieb man bis in die neueste Zeit hinein noch vielfach unsicher. Dall, der beste Kenner dieser Gegenden, glaubte sie früher nordwärts bis zur Koljutschinbai setzen zu müssen; die Ueberwinterung Nordenskiöld's bei Serdzekamen lehrte jedoch, dass die Nordküste bis zum Ostcap wenigstens von sesshaften Tschuktschen, nicht Eskimos, bewohnt ist. Im Sommer 1881 hatten wir, mein Bruder und ich, Gelegenheit, die Bevölkerungsverhältnisse der Küste vom Ostcap bis zur Ploverbai kennen zu lernen. In Folgendem soll nun das Ergebniss all dieser Beobachtungen kurz besprochen werden; eine ausführlichere Behandlung des Gegenstandes wird demnächst in den Verhandlungen der Bremer Geographischen Gesellschaft erscheinen.

Das Volk der Tschautschuat (im Singular nach Nordquist „Tschautschu“) oder Tschuktschi, wie es von den Russen genannt wird, zerfällt ebenso, wie das ihm stammverwandte Volk der Koräken, in einen nomadischen und einen sesshaften Theil. Beide sprechen dieselbe Sprache und unterscheiden sich nur durch die verschiedene Lebensweise von einander, die wieder durch den Besitz oder Nichtbesitz von Renthierheerden bedingt ist. Die Renthiertschuktschen bewohnen vorherrschend das Innere, ziehen aber auch im Sommer an die Küsten und Ufer der Baien, um dem Fischfange obzuliegen. Das Gebiet der Renthiertschuktschen reicht von der Beringstrasse westwärts bis zur Tschaunbai und bis zu den Quellflüssen des grossen und kleinen Anjui, südwärts bildet der Anadyrfluss die Grenze gegen die Koräken. Doch sind weite Strecken innerhalb dieses Gebietes völlig unbewohnt, da nicht überall genügende Nahrung für die mitunter mehrere tausend Stück zählenden Renthierheerden vorhanden ist.

Die sesshaften Tschuktschen leben an den Ufern des Eismeeres von der Tschaunbai bis zur Beringstrasse und an einzelnen Punkten der Ostküste in Dörfern, die bis zu 40 Hütten zählen. Letztere sind denen der Renthiertschuktschen ähnlich, nur grösser und dauerhafter. Sie bestehen aus einem Gerüst von Walfischrippen und hölzernen Stangen, das mit Häuten von Seesängethieren überzogen wird. Als Zugthiere gebrauchen die sesshaften Tschuktschen Hunde. Die Jagd der Seesäugethiere und den Fischfang betreiben sie nach Weise der Eskimos; auch ihre Lederböte gleichen jenen dieses Volkes.

Nordqnist zählt gegen 50 Dörfer der sesshaften Tschuktschen mit etwa 2000 Seelen. Am dichtesten ist die Strecke zwischen der Koljutschinbai und dem Ostcap bevölkert, ein Umstand, der in dem wenigstens früher dort vorhandenen Reichthum an Seesängethieren seine Erklärung findet.

„Ankali“ oder „Aigwan“ werden die sesshaften Tschuktschen von den Renthiertschuktschen genannt. Beide Namen drücken jedoch nur den Unterschied in der Lebensweise aus: auch ist diese Trennung nicht so scharf, da einerseits die Renthiertschuktschen zeitweise auch Fischfang betreiben, andererseits auch sesshafte Tschuktschen einige Renthiere halten, auch ein Uebergang von der einen Lebensweise zur anderen öfters statt findet.

Die Südküste der Tschuktschenhalbinsel endlich von Point Tschaplin bis zum Anadyr, sowie Theile der Ostküste werden von Eskimos bewohnt. In der Bemühung, einen Collectivnamen für dieselben zu finden, hat man eine Fülle von Bezeichnungen geschaffen, die eine klare Uebersicht nicht wenig erschwert. „Namollo“ werden sie von Luetke genannt; es erinnert diese Bezeichnung an „Namalau“, welchen Namen nach Steller die sesshaften Koräken führen. „Onkilon“, die von Wrangell gebrauchte Bezeichnung, ist, wie schon Neumann hemerkt hat, wahrscheinlich nichts anderes, als das Wort „ankadli“ oder „ankali“, welches ebenso wie die gleichfalls gebrauchte Bezeichnung „aigwan“ auch für die sesshaften Tschautschuat üblich ist. Nach dem Vorgange von Hooper gebrauchte Dall in seinen älteren Publicationen den provisorischen Namen Tuski für die Eskimobevölkerung, später den Namen „Chüklük'müt“, welchen nach Stimpson die Bewohner von Ittygrane (Chukluk) führen sollen; nach seiner letzten Expedition hat er das Wort „Yü-it“, eine Variante von Innuit, gewählt.

Die Zugehörigkeit dieses Volkes zu den Eskimos steht ausser Zweifel; Lebensweise, Sprache und Körperbeschaffenheit sind dieselben, wie die der Bewohner der gegenüberliegenden amerikanischen Küste. Nur pflegen diese Eskimo nicht mehr den Gebrauch, Knochenstücke in die Unterlippe einzusetzen, auch haben sie grösstentheils die Weise des Zeltbaues der Tschuktschen adoptirt, und die Erdhütten dienen

ihnen entweder nur noch zum Winteraufenthalte oder als Vorrathsräume. Nach Dall wandern sie langsam längs der Küste nach Süden, 1879 wären mehrere Familien bereits am Cap Oliutorski angelangt.

Die Verbreitung dieser Eskimos an der Ostküste ist in neuerer Zeit Gegenstand einiger noch unentschiedener Controversen gewesen. In den „Tribes of the extreme Northwest“ giebt Dall der Eskimobevölkerung eine Ausdehnung nordwärts bis zum Cap Serdzekamen. Die Ueberwinterung Nordenskiöld's nun in der Nähe dieses Punktes gab Gelegenheit, den überzeugenden Nachweis zu führen, dass an der ganzen Küste bis zum Ostcap Eskimodörfer nicht vorhanden sind. Auch bei den späteren Landungen in der Lorenzbai und Konyambai traf die Vega nur tschuktschisch sprechende Leute. Dem gegenüber hält nun Dall auf Grund eigener Beobachtungen und zahlreicher schriftlicher und mündlicher Mittheilungen von Capitänen der Walfischfänger die Behauptung aufrecht, dass die Ostküste vorzugsweise von Eskimos bevölkert sei. Durch Stimpson erhielt er im Jahre 1865 ein nahezu reines Innuitvocabular von der Insel Chukluk (Yttigrane), und durch Smith ein eben solches von dem Dorfe Nuwukh am Ostcap.

Unsere Wahrnehmungen können nun dazu dienen, diese Widersprüche einigermassen aufzuklären. Zunächst sind am Ostcap zwei grosse Dörfer vorhanden, auf der Nordseite das Dorf Uedle, dessen Bewohner Tschautschuat sind, auf der Ostseite aber, gegenüber den Diomedes-Inseln, das Dorf Nuokan, das von Eskimos bewohnt ist. Weiter südwärts bis zu Lorenzbai ist die Küste wiederum von Tschautschuat bewohnt; während unseres 3 tägigen Aufenthaltes in Pooten und unseres 14 tägigen Aufenthaltes in der Lorenzbai haben wir wenigstens nur tschuktschisch sprechen gehört.

Auf der Fahrt von der Lorenzbai bis Point Tschaplin haben wir nur flüchtige Berührung mit den Eingeborenen gehabt; trotz der gegentheiligen Angaben unseres tschuktschischen Führers Hidlako lassen die von Dall mitgetheilten Angaben kaum daran zweifeln, dass auch im Seniavin-Archipel, und wahrscheinlich auch an der Mündung der Metschigmenbai Eskimodörfer vorhanden sind.

Nordenskiöld versucht die Widersprüche in den verschiedenen Angaben dadurch zu lösen, dass er eine Mischrasse an der Ostküste annimmt. Die Beobachtungen sprechen jedoch gegen eine solche Annahme. Allerdings leben beide Völker in freundschaftlichem Verkehr mit einander, doch pflegen ihre Ortschaften getrennt zu sein, und Mischheiraten sollen sehr selten stattfinden. An den von den Walfischfängern regelmässig besuchten Orten macht sich dagegen bereits viel weisses Blut geltend. — Die tschuktschische Sprache ist auch vielen Eskimos geläufig, während das Umgekehrte höchst selten der Fall zu sein scheint.

Für eine Schätzung der Kopfzahl der asiatischen Eskimos sind nur wenige Anhaltspunkte gegeben, zumal da es keineswegs sicher ist, dass in der ganzen Ausdehnung von Point Tschaplin bis zum Anadyr nur Eskimos und nicht auch ansässige Tschuktschen die Küste bewohnen. Doch dürfte die Zahl der Eskimos in Asien, die Bewohner der Lorenz-Insel und der Diomedes-Insel mitgerechnet, die Zahl der ansässigen Tschuktschen, also etwa 2000 Seelen, kaum übertreffen.

Ueberblickt man nun die gegenwärtige Verbreitung der Eskimos in Asien, so wird man der Ansicht von Dall und Nordenskiöld beistimmen, dass die asiatischen Eskimo aus Amerika eingewandert sind und nicht, wie Steller, Wrangell und andere vermutheten, zurückgebliebene Reste einer ehemals zahlreicheren, nach Amerika hinübergezogenen Bevölkerung. Immerhin würde durch die Annahme eines amerikanischen Ursprunges der jetzigen Eskimobevölkerung die Möglichkeit früherer Wanderungen in entgegengesetzter Richtung nicht ausgeschlossen

sein, nur giebt die gegenwärtige Verbreitung keinen Anhalt für eine solche, und historische Beweise fehlen. In den zweihundert Jahren, die seit der ersten Berührung der Russen mit den Tschuktschen vergangen sind, haben merkliche Veränderungen schwerlich stattgefunden; in einer von Pallas nach dem Berichte des Kosakenhauptmanns Kobeleff, der im Jahre 1778 bis zum Ostcap vordrang, construirten Karte finden sich viele der von uns erkundeten Ortsnamen mit nur wenig abweichender Schreibung angegeben.

(10) Hr. Kulischer übersendet eine Abhandlung über die Wehrhaftmachung. Dieselbe wird im Text der Zeitschrift veröffentlicht werden.

(11) Hr. Kuhn legt zwei Photographien von Labradoreskimo vor. Er hat noch eine Anzahl Exemplare à 50 Pfennig vorräthig.

(12) Hr. Grünwedel spricht über

den Fusstapfen des Buddha.

hatthiādayo vā akkamantu . . . . mahāmegho vā vassatu na koci naṃ makkhetuṃ sakkoti.

Die folgenden skizzenhaften Mittheilungen über den Fusstapfen des Buddha beziehen sich zunächst auf ein im Kgl. Museum befindliches Monument, nehmlich auf einen in Stein nachgebildeten Fussabdruck von gigantischen Dimensionen, welcher von der Ruinenstätte des heiligsten Platzes des Buddhismus, von Gayā (Buddhagayā) im südlichen Bihār stammt, also von der Stelle, wo Gautama die Erleuchtung sich errang[1]). Es sind zwei Steinblöcke, etwa in Form von Kesselpauken, am Rande wenig verziert, welche auf der flachen Oberseite das schematische Bild des doppelt lebensgrossen Fusses zeigen. In der Mitte sieht man das bekannte Emblem des Buddha, das Rad (tschakra); die fast völlig gleichen Zehen haben schneckenhäuschenartige Verzierungen, zwischen Rad und Zehen ist je eine indische Sirene (kinnarī) abgebildet, während man unten auf dem einen einen Opfertisch, auf dem anderen einen Baldachin und einen Reliquienstūpa sieht. Vor der Kinnarī, unter dem grossen Zehen, ist je eine Lotusblume abgebildet. — Ueber die Art, wie ein Fusstapfen des Buddha sichtbar wird, ist uns im heiligen Kanon der südlichen Schule eine Legende[2]) erhalten, welche ich, da sie die einzige über den Gegenstand ist, in Uebersetzung hersetzen will.

(Der Brāhmane Māgandiya hat eine schöne Tochter, die er jedem Freier verweigert.) „Da zu einer Morgenstunde blickte der Erleuchtete über die Welt hin und da er sah, dass der Māgandiyabrahmane und sein treues Weib die Früchte des „Nimmerwiederkehrens“ erlangen würden, so nahm er Topf und Bettelrock und begab sich an die Feuerumwandlungsstelle nach dem Dorfe jener Leute. Als der Brahmane die wunderschöne Gestalt des Erleuchteten sah, dachte er: „Auf dieser Welt ist diesem Manne kein anderer Mann gleich, der ist passend für meine Tochter, ihm will ich meine Tochter zur Pflege geben“. Dann sprach er: „Asket! ich habe eine Tochter, — ich finde für sie für diese Spanne Lebenszeit keinen ebenbürtigen Mann, aber du bist ihrer und sie deiner werth, sie soll deiner Fussspur folgen und du ihr Gatte sein: so wird es fördern, darum gebe ich sie dir; bis ich zurückkomme, bleib hier stehen! Der Meister verhielt sich still, ohne ein

1) Mit zwei anderen in Gayā gefundenen Exemplaren abgebildet in Rājendra-Lāla-Mitra's Buddhagayā Tab. XLIII. s. nn. 5, 7.

2) Dhammapada ed. Fausböll p. 162 ff.

Wort zu sagen, der Brahmane aber ging in Eile nach Hause .... Als er mit seiner Tochter herankam, stand jener nicht mehr auf der oben genannten Stelle, sondern er hatte dort eine Fussspur (padatschetiya) zurückgelassen, war weggegangen und stand nun an einem anderen Orte. — Denn die Fussspuren der Buddhas werden nur, wenn sie an einer besonderen Stelle aufgetreten sind, sichtbar, sonst aber nicht, und wem zu Liebe sie aufgetreten sind, der sieht den Tritt. Um diesen Tritt zu vertilgen, können sogar Elephanten darauf trappen, Wetterstürme können darüber regnen und .... Stürme können ihn peitschen, keiner wird im Stande sein, ihn auszuwischen. — .... Die Brāhmaṇī (die mit dem Manne und der Tochter gekommen war, und) welche die drei Vedas und die Sprüche über alle Abzeichen kannte, ... sprach den Vers:

Eines Lüstlings Fusstritt würde gekrümmt sein,
Eines Thoren Fusstritt ist hingeschleift,
Das ist der Fuss eines Mannes, von dem die Lust beseitigt ist."

So weit die Legende, welche auch Alabaster (The wheel of the law p. 260), doch nur kurz mittheilt. Die Pointe der Erzählung liegt darin, dass der Brahmane die Tochter ausersieht, sie möge „der Fussspur des Asketen folgen" (sc. als Gattin), worauf dann Buddha durch Befähigung seiner überirdischen Kraft seine Abneigung gegen die sinnliche Bedeutung des Wortes zu erkennen giebt[1]). In Alabaster's Fassung fehlt die verallgemeinernde Notiz über die Entstehung des Fusstapfens und diese Notiz ist für uns zunächst das wichtige. In den ersten Zeiten der buddhistischen Gemeinde, nachdem der Erleuchtete ins grosse Nirvāna eingegangen war, — es war dies die Zeit, wo die Lehre sich reissend verbreitete, aber auch die der Sektenstiftung, die Zeit der Unsicherheit und des Schwankens — da bedurfte man vor Allem eines Kultus für das Volk und an der Stelle der erniedrigten Götter auch der Kultusobjekte. Man hielt also die Stellen heilig, wo der Dahingeschwundene geweilt hatte, und die erste und wichtigste derselben war das Fleckchen Erde unter dem Feigenbaume zu Gayā, wo er „Erleuchteter" geworden war. Hier stand noch der Baum als Zeuge des geistigen Ringens des Entschwundenen und hier waren dann auch seine Fusstapfen zu sehen, welche man, wie dies bei ähnlichen Erinnerungen an Heroen vergangener Zeit geschieht, sich in riesenhafter Gestalt dachte. Als sich nun immer mehr und mehr die Lehre vom Buddha, vom Buddhaideale entwickelte, als man in ihm nicht nur das Urbild geistiger Vollendung sah, sondern gewiss in Verwendung alter mantischer Vorschriften über körperliche Vorzüge auch alle jene Körperschönheiten (mahāpurisalakkhaṇāni) auf ihn übertrug und schematisirte, da war es nicht das Geringste darunter, dass er gleichmässigen Gang besitzen sollte, „indem er mit der ganzen Fussfläche gleichzeitig den Boden trifft und ebenso mit einer Bewegung den Fuss vom Boden erhebt". Diese flache Form, von der indischen Schönheitsidee verlangt, wird nun in den Darstellungen in sehr buchstäblicher Weise zum Ausdruck gebracht[2]). —

1) Es ist seltsam, dass auf christlichen Miniaturen des Mittelalters bis hinein in die Blüthezeit der Malerei in Darstellungen der Himmelfahrt Christi die Fusstapfen am Boden sichtbar sind. Man könnte an den Bezug auf eine vielleicht dem Buddhismus entlehnte Legende denken (vgl. Alabaster pag. 262), wenn es nicht etwa vorzuziehen wäre, anzunehmen, dass rein technische Gründe in der Miniatur oder dem rohen Holzschnitte die Angabe der Fussspuren nöthig machten, um die Figur des Erlösers als der Erde entrückt darzustellen, welches sich dann, vielleicht durch Legenden gestützt, bis in die vollendete Kunst hinein forterhalten haben mag.

2) Die breiten Füsse sind ein Fehler jeglicher — nichtheilenischen — Kunstübung. Theilweise mag der Thatsache, dass auf ägyptischen, wie indischen Sculpturen die Füsse se

Während auf dem bisher allein uns vorliegenden Stücke himmlische Sängerinnen, Blume und Opfertische und sonstige Cultussymbole um das Rad sich gruppiren, gleichsam als Ausdrücke der allgemeinen Verehrung für das Zeichen des grossen Mannes, zeigen die anderen bei Rājendra-Lāla-Mitra abgebildeten, wie die zahlreichen in Amravatī etc., anknüpfend an die mystische Bedeutung des Rades, auch andere mystische Zeichen. Die Zeichen svastika und sauvastika, sowie der triçul, das Emblem der heiligen Lehre (dharma) treten speciell in denen zu Amravatī mit hinzu, und ähnliche zeigen auch die von Rājendra ausser dem unsrigen (Tab. XLIII, s. n. 1, 2 u. 3, 6) abgebildeten. Viele dieser Symbole sind so wenig für den Buddhismus charakteristisch, dass Rājendra sie für brahmanisch erklärt, aber es sind hauptsächlich jene Bilder, welche noch heute in der ganzen nördlichen Schule als „die acht Heiligthümer" bekannt sind und die in Tibet, der Mongolei etc. als Altarbildchen, in den Feldern magischer Kalender ja auch bloss als Ornamente eine grosse Rolle spielen[1]). Sie gehören wohl vorzugsweise der Mantik an, welche auf den Händen und Füssen der Menschen jene alten heiligen „Stempel" zu sehen versuchte. — Ging man ja doch in Indien so weit, dass man jene oder andere heilige Zeichen sich auf die Glieder malte[2]). — Diese so zu sagen canonisch fixirte Reihe der acht Glückszeichen (Mangala) bietet der von Hodgson As. Researches vol. XXI publicirte Buddhapad in Nepāl.

Einen grossen Werth legte man in den Ländern ausserhalb des continentalen Indiens, als diese Gegenden buddhistisch geworden waren, darauf, einen Fusstapfen des Gautama oder eines anderen Buddha aufweisen zu können. Als Mahendra, der Sohn des Açoka, nach Ceylon gesandt ward, um die Lehre Buddha's dort zu verbreiten, und seine Schwester einen Zweig des heiligen Feigenbaumes von Gayā dorthin verpflanzte, entdeckte man mit Freuden den Fusstritt des Erleuchteten auf dem Sumanakuṭa genannten Berge (dem heutigen Adamspik) und der Chronist der Insel Mahānāma weiss recht wohl von einem Besuche des Gautama auf der Insel zu erzählen. Im Gegensatz zu all den bisher behandelten ist der Fusstapfen in Ceylon ein natürliches Mal im Felsen und ich bin überzeugt, dass der Fusstapfen zu Gayā, welchem Orte die Natur einen solchen versagt hatte, nur einer Rückwirkung des Singhalesischen seine Existenz verdankt. Von Ceylon aus aber kam die Idee mit der ganzen buddhistischen Cultur und Literatur nach dem transgangetischen Indien. Hier, wo Gautama sicher nicht gewesen sein konnte, mussten die mythischen Buddha's aushelfen. Um diese Trittspuren entstehen mehrmals in der Geschichte Hinterindiens grosse Städte[3]). Und wo die Natur keinen bot, da

schlecht behandelt werden, bloss Vernachlässigung der „Nebensache" zu Grunde liegen oder aber (wie hier) absichtliche Schematisirung. Bekannt ist es ja ausserdem, wie es eine im Morgenlande häufig wiederkehrende Idee ist, dass weiche Füsse, die zum Gehen unfähig sind, Noblesse bekunden.

1) Vgl. z. B. Pallas, Mongol. Völker, II. Tab. XV.

2) Im alten Indien gab es Asketen, die sich die Glieder mit hl. Symbolen bemalten und noch heute ist das Bemalen der Stirne mit dem sog. „tika" (skt. tilaka) allgemein verbreitet. Büsser bemalen auch heute noch Arme und Körper mit Strichen, die mit dem tilaka auf der Stirne die Sekte charakterisiren, der sie angehören. Abgesehen von verschiedenen anderen durch die ganze Welt gehenden Erscheinungen, möchte ich nur bemerken, dass die Sache auch in Europa nicht unerhört war, man vgl. nur z. B. die merkwürdigen Notizen bei Hattemer, Denkmale des Mittelalters. St. Gallens Sprachschätze. St. Gallen 1844—49. Vol. I. s. v. Stigmata und Stigmata.

3) Vgl. Bastian, Die Völker des östl. Asiens. Bd. I, S. 17, 376.

4) Noch das Lalitavistara kennt auf der Fussfläche als einziges Abzeichen der Buddhawürde das Rad, vgl. Foucaux, rGya-tschher-rol pa. Vol. II, p. 108, während eine an-

machte man sich einen und handelte dabei ebenso naiv, wie die Verfertiger vom Himmel gefallener Heiligenbilder in christlicher wie heidnischer Zeit. Auch im Schematisiren ging man weiter, als die nördliche Schule. Man verstieg sich, was die Bilder auf dem Fusse betrifft, zu der lächerlichen Ungeheuerlichkeit, eine Zahl von 60 bis 100 Figuren sehen zu wollen, welche die Vertreter aller möglichen gutgearteten Wesen darstellten von den Brahma- und Götterhimmeln hinab durch Menschenwelt und Thier- und Pflanzenwelt einschliesslich der Könige aller möglichen mythischen und märchenhaften Wesen guter Art mit oder ohne die mystischen Embleme, welche sich nun alle um das Rad gruppirten, welches stets den Mittelpunkt bildete[1]). Man wollte damit bezeugen, dass das ganze Universum auf der Lehre des Buddha ruht, dass alle der Stütze des „erkennenden Mannes“ bedürfen.

Obgleich nun also eine canonische Form des Fusstapfens des Buddha festgestellt ist, so wäre es doch völlig falsch zu glauben, dass die Idee selbst eine buddhistische sei. Es handelt sich hier wiederum um einen jener Fälle, dass die Religion des Erleuchteten etwas allgemein Populäres aufnahm und ihm einen bleibenden Stempel aufdrückte. Und diese alte populäre Anschauung wusste von den Schritten des Sonnengottes und von denen riesiger Sturmwesen zu erzählen. Es ist der Mythos, von dem schon im Veda durch seine drei Schritte durch die Welträume bekannten Sonnengenius Vischṇu[2]), und ich muss dazu vor Allem bemerken, dass pada in vedischen Liedern sowohl Fuss wie Strahl bedeutet. Wie gut nun das Rad, welches selbst eines der ältesten Sonnensymbole ist, zu der Abbildung des Fusses passt, das hat Senart schön charakterisirt[3]). Mithinzuziehen ist die vedische Anschauung vom Adscha Ekapâd, „dem einfüssigen Treiber“, einem Wesen, welches die vedischen Commentatoren auf die Sonne beziehen.

Wir haben Buddhapâds von verschiedenen Formen, theils je ein Paar mit je einem Fusse, theils beide Füsse auf einer Platte. Es liegt auf der Hand, dass der ältesten mythischen Anschauung ein Tritt auf einer Platte gemäss war, und erst bei der Uebertragung auf den Gautama, der nach der Legende stehend sich durch die Luft bewegt, die beiden Füsse nöthig schienen.

Nach der Vertreibung des Buddhismus aus Indien trat Vischṇu im Gangeslande an die Stelle des Gautama, so dass also in dem besprochenen Falle ein altes, auf den grossen Moralisten übertragenes Sonnensymbol wieder auf einen Sonnengenius zurücktrat, und es geschah dies besonders in den grossen Tempeln der Glanzperiode der buddhistischen Zeit; so ist es denn von dem im Kgl. Museum befindlichen Stücke bekannt, dass es im Mittelalter als Vischṇupâd verehrt wurde. Im Himâlaya aber waren es die Trittspuren des Sturmgottes Çiva, welche, dort im lebenden Stein zu schauen, die Verehrung auf sich zogen — Denkmäler des eigentlichen Volks- und Dämonenkultus, auf welche der Buddhismus vielleicht nie An-

---

dere (siamesische) Lebensbeschreibung des Gautama (deren Verse sich wie Gâthâverse ausnehmen) die Paṭhamasambodhi (vgl. Alabaster, The wheel of the law) die volle lange Reihe aller möglichen Allegorien und Symbole der Götter, Menschen und Thierwelten etc. aufführt.

1) Abgebildet ist ein solches Stück bei dem erwähnten Alabaster (vgl die Tafel), wo diejenigen, welche sich für die ganze lange Reihe interessiren, die Einzelheiten nachsehen mögen. Eine ausführliche Behandlung jedes einzelnen Bildes mit Aufführung der ganzen früheren Literatur giebt Burnouf, Lotus de la bonne loi. p. 622 ff. Mir liegt durch die Güte des Hrn. Professor Bastian die Copie eines Stückes vor, welches ein Eingeborner nach dem in den Ruinen von Kambodscha befindlichen Originale fertigte und welches in der Reihe der Bilder Variationen zeigt, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann.

2) Besonders interessant ist die Stelle Rigveda I, 154, 4—6.

3) Essai sur la légende du Buddha p. 188 f.

spruch gemacht hatte und deren Verehrung jetzt hervortrat, da die buddhistische Zeit, wie so oft, auch hierin das Volksmässige zur Notiznahme der höheren Kasten heraufgehoben hatte. Im Dakkhaṇ ferner fand gerne die Uebertragung auf den Heroen Râma statt.

In den Legenden und Sagen geradezu aller europäischen Völker, in denen der mohammedanischen Welt, ja auch im alten Amerika kehrt in mannichfachen Spielarten der Gedanke wieder, an sonderbaren Bildungen im Gestein die Beglaubigung der Macht eines überirdischen Wesens zu sehen; in der früheren rohen Anschauung des Volkes sind es, wie erwähnt, die Spuren von Helden und Riesen, später in Fällen, in denen die Sage auf einen Culturträger angewendet wird, werden sie zum Zeichen ihrer höheren Sendung. Diese Verwendung auf Männer der Religion und des Friedens war dadurch möglich, dass der Heros des Geistes, der Märtyrer der Religion eben die Kraft und die Attribute des Helden erhält. In den Sagen Europas aber findet nebenher, jenem seltsamen Processe gemäss, welcher aus alten Riesen und Helden oder der strafenden Seite eines alten Gottes die Teufelsidee entwickelte, gern die Uebertragung auf den Teufel statt. Und hier ist die Sache zum Insiegel im schlimmen Sinne geworden. Teufel und Dämonen hinterlassen die bezüglichen Spuren aus Aerger über ihre Ohnmacht, aber auch als Zeichen des Sieges über eine oder die andere Seele. Zu der dämonischen Seite gehören auch die mannichfachen Sagen von Geistern und Gespenstern, welche, um Erlösung flehend, durch ein eingebranntes Körperglied ihre Herkunft documentiren. Nur wenige indess von all den Sagen tragen ihren rein volksmässigen naturwüchsigen Charakter; auch anderwärts als in Indien hat die Religion sich der Idee bemächtigt und aufs weiteste davon Gebrauch gemacht. Das Christenthum hat solche Sagen besonders bei Christus, bei Petrus, dem heiligen Magnus und Thomas[1]) — der Islâm bei Adam, Abraham und Ischmael — Mexiko bei Quezalcoatl, in Brasilien findet sie sich bei Sumé. Noch reicher würde die Reihe ausfallen, wenn sich die Abdrücke des Gesichtes, der Hände oder die Sitzspuren anschliessen dürften — oder die Zeugen vorweltlicher Arbeit, wie bei Prometheus etc., lauter Sagen, welche nur als Abzweigungen einer Idee zu fassen sind. Das wichtigste unter allen diesen Merkmalen ist die Fussspur — sie ist in der That mit Recht die älteste und erste Schrift genannt worden, welche der Mensch schreibt und liest, — sie führt ihn zuerst auf die Idee, sie bildend nachzuahmen — und die Verwendung des Fusses als Symbol, als Hieroglyphe, als Landmaass, als Ornament, zuletzt noch die Erinnerung daran, welche Bedeutungsfülle das Wort „Fuss“ in jeder Sprache vereinigt, mag das Naheliegende des Gedankens zeigen, dass man die Fussspur eines grossen Mannes vor allem hochhält, dass man sie sucht, wenn er entschwunden ist. „Die Stelle, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht“; so ist es auch erklärlich, dass die Buddhisten nach dem grossen Nirvâna des völlig entschwundenen Gautama doch noch den Abdruck seiner Füsse zu besitzen glauben, einer Idee zufolge, welche im einfachsten und alterthümlichsten Gewande die verschiedensten Züge religiösen Vertrauens und Pietät vereinigt. —

Hr. **Bastian** erörtert das den angeblichen Fussspuren von Göttern, Helden und Riesen anhaftende ethnologische Interesse.

1) Die Spur auf dem Adamspik in Ceylon ist für die Christen die des hl. Thomas, für die Moslims die des Adam, für die Çivaïten die des Çiva. — Zu den obigen schliessenden Bemerkungen muss ich mich leider, da das Material ein zu grosses ist, in Rücksicht auf beschränkten Raum aller Citate enthalten; ich muss also leider den Gedanken, die Literatur so vollzählig wie möglich zu geben, fallen lassen.

Hr. Voss findet auch unter den skandinavischen Hällristningar Fusstapfen abgebildet, deren Bedeutung noch nicht sichergestellt ist.

Hr. Bastian fügt hinzu, dass sich auch unter den Einzeichnungen von der Osterinsel Fussspuren erkennen lassen. Mit diesen merkwürdigen und noch so dunklen Schriftzeichen des pacifischen Eilandes, dessen Tradition auf Einwanderungen von Tahiti und Rarotonga schliessen lässt, haben noch am meisten Aehnlichkeit die Kikowinen oder magischen Gesänge der Algonquin-Indianer, wiewohl letztere einer vorgeschritteneren Periode angehören.

(13) Der Hr. Cultusminister hat die Güte gehabt, dem Königlichen Museum einen von Hrn. Studienrath Dr. Müller in Hannover eingesandten

Bronzenachguss einer sogenannten Bronzekrone

zu überweisen. Der Bericht des Hrn. Müller lautet folgendermaassen:

Im vorigen Jahre wurde im Veermoor bei Lehe von einem Torfgräber ein Kopfring, sogenannte Krone, aus wenig mit Zinn legirtem Kupfer gefunden. Das Stück gelangte in Privatbesitz, und da der gegenwärtige Eigenthümer, Herr Scheper in Lehe, dasselbe nicht veräussern will, so habe ich von dem Ringe ein paar Metallcopien herstellen lassen. Ew. Excellenz beehre ich mich, eine derselben mit Genehmigung des Verwaltungsausschusses des hiesigen Provinzialmuseums in der Anlage gehorsamst zu überreichen. Es lässt sich der Ring zu einem Theile öffnen. Vielleicht eignet sich die Copie für die prähistorische Abtheilung des Königlichen Museums in Berlin, wie ich denn auch der Sammlung des historischen Vereins zu Stade, in dessen Bereiche das Original gefunden wurde, gleichfalls eine solche, begleitet von einer kleinen Abhandlung zusenden werde.

Bis jetzt sind in der Provinz 4 Stück dieser Kronen zum Vorschein gekommen — eine verhältnissmässig grosse Zahl —, nehmlich:

1. Bei Wieren, Amt Oldenstadt, und zwar im dortigen Moor: eine wohl massive Zackenkrone mit ähnlich beweglichem Ausschnitt, wie bei der anliegenden; vergl. Correspondenzblatt des historischen Gesammtvereins 1856, S. 31. Das Exemplar befindet sich im hiesigen Provinzialmuseum.

2. Im langen Moor, zwischen dem Amte Lehe und Amt Osten. Dies Exemplar hat ebenfalls ein Scharnier und ist abgebildet im Archive des historischen Vereins zu Stade 1864, Taf. 4, Fig. 1, dazu die Beschreibung S. 273. Es befindet sich gegenwärtig in der Stader Sammlung, die auch

3. einen bei Issendorf, Amt Harsefeld, in einer frei in der Erde stehenden Urne gefundenen Bronzering besitzt. Leider ist dieser zerbrochen.

Das 4. Exemplar ist das im Veermoor bei Lehe zu Tage gekommene, nach welchem die beifolgende Copie verfertigt ist. —

Hr. Voss bemerkt dazu, dass nach seiner Ansicht diese sogenannten Kronen nicht als Kopfschmuck, sondern als Halsschmuck gedient haben. Hätten dieselben als Kopfzierde dienen sollen, so wäre die an denselben angebrachte Einrichtung, dass ein Theil mittelst Charniers geöffnet werden kann, überflüssig. Der manchmal sehr hoch über den Rand des Reifens emporragende und mit Zacken verzierte Dorn des Charniergelenks habe noch auf der Rückseite des Halses gelegen und sei dadurch nicht unbequem geworden. In der Jagor'schen Sammlung seien Indische Armringe, welche an ihrem Verschlusstheil ähnliche stark hervorragende Dorne

haben. Hinsichtlich der Zeitstellung glaube er sie als der La Tène-Periode zugehörig betrachten zu müssen.

(14) Hr. Heinrich Messikommer Sohn in Wetzikon übersendet unter dem 29. März Mittheilungen über

Sämereien und Früchte auf der Pfahlbaute Robenhausen.

Die Pfahlbaute Robenhausen hat in mancher Beziehung wohl am meisten Aufschluss über jene frühe Kulturperiode gegeben. Sowohl in Beziehung auf Knochenüberreste als auch auf Industrieproducte und, wie wir sehen werden, in Bezug auf Sämereien und Früchte hat sie wesentlichen Antheil an den jetzt ziemlich bekannten damaligen Kulturverhältnissen. Der Grund dieser Thatsache liegt theils in der günstigen Lage der Niederlassung, theils aber auch in der sorgfältigen Durchsuchung derselben. Sehr oft gehen Gegenstände von vielleicht grossem kulturhistorischem Werthe aus Unkenntniss bei Nachgrabungen verloren, wenn solche z. B. nur durch ungeübte Arbeiter oder gar noch ohne kundige Aufsicht vorgenommen werden. Die Sämereien erfordern jedenfalls die grösste Sorgfalt und Aufmerksamkeit und z. B. ganze Aehrenstücke zu erhalten, ist in frischem Zustande schwieriger, als das Aufbewahren von Geweben, Geflechten etc. Die Aehren sind, wenn sie an die Luft kommen, so zerbrechlich, dass man sie beinahe nicht berühren darf; durch das Trocknen gewinnen sie jedoch Festigkeit, so dass man sie ohne Schwierigkeit aufbewahren kann.

Die Getreidearten[1]) der Pfahlbaute Robenhausen beschränken sich bekanntlich auf verschiedene Arten von Gerste, Weizen, Hirse und Emmer. Alle bis jetzt bekannten Species wurden zu Robenhausen gefunden, theilweise auch auf den andern Niederlassungen. Es geht hieraus hervor, welch' ausgedehnte Landwirthschaft betrieben wurde. Die Körner werden gewöhnlich nicht einzeln, sondern in grösserem Vorrathe, der keiner Hütte fehlte, gefunden.

Gleich den Industrieproducten sind auch diese Funde nur in verkohltem Zustande conservirt. Die Getreidearten sind nach Herrn Professor Heer folgende: Triticum vulgare antiquorum (der kleine Pfahlbauweizen); Triticum turgidum (Aegyptischer Weizen); Triticum dicoccum Schr. (Emmer); Hordeum hexastichum densum (dichte sechszeilige Gerste); Hordeum hexastichum sanctum (kleine sechszeilige Gerste); Panicum miliaceum (Rispenhirse); Setaria italica (Kolbenhirse, Fennich).

Eine jede Hütte hatte ihre eigene Mühle, gewöhnlich aus Sernifitconglomerat oder seltener auch aus Protogengranit. Am häufigsten unter den Getreidearten tritt der kleine Pfahlbauweizen (Triticum vulgare antiquorum) und die kleine sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum densum) auf. Herr Prof. Heer glaubt, dass der ägyptische Weizen (Triticum turgidum) nur versuchsweise zu Robenhausen gepflanzt wurde. Das Vorkommen dieser Weizenart, die sonst nur noch in einigen südlichen Ländern, besonders aber in Aegypten, gebaut wird und ihrer grossen Frucht wegen sehr beliebt ist, ist ein erster interessanter Beweis für den Tauschhandel, den die damaligen Bewohner gegenseitig unterhielten. Nachdem die Halme, wahrscheinlich vermittelst starker Ruthen, von den Körnern befreit waren, wurden sie zur Bedachung der Hütten und als Streu verwendet.

Auch für Brod zeigten die Pfahlbauer schon grosse Vorliebe. Dasselbe findet sich in flachen, kuchenartigen Brödchen von 15—20 *cm* Durchmesser und 3—5 *cm*

1) Siehe: Prof. Osw. Heer: „Die Pflanzen der Pfahlbauten". Zürich

Dicke und lässt bei mikroskopischer Untersuchung noch deutlich die schlecht vermahlenen Körner und oft auch einzene Kleietheile erkennen; ja, selbst kleine Reste der Mühlen, die bei dem Reiben der Steine sich loslösten, sind nicht schwer nachzuweisen. Nachdem der Teig angemacht, wurde er auf glatten Steinplatten gebacken. Salz fehlte wahrscheinlich, konnte wenigstens seiner Eigenschaften wegen bis jetzt nicht nachgewiesen werden. Auffallenderweise befindet sich auf einem, letztes Frühjahr aufgefundenen Brödchen eine Art Zeichnung, ähnlich einem starkgeaderten Blatte (Kastanie). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Brödchen in einem Modelle gebacken wurde. Das Brod wurde aus verschiedenen Getreidearten gemacht, der Mehrzahl nach aus Gerste und Weizen, seltener aus Hirse.

Eigenthümlich ist, dass die grösseren Vorräthe an Früchten und dergleichen, wie die Industrieprodukte, auf der ersten oder untersten Fundschichte gefunden werden.

Neben den Getreidearten kommen am häufigsten die Aepfel (Pyrus malus L.) vor und zwar die sogenannten Holzäpfel. Nach Prof. Heer hatten die Pfahlbauer von Robenhausen jedoch auch schon eine kultivirte Art. Gewiss eine sehr interessante Erscheinung! Fast alle Aepfel wurden entzwei geschnitten, um sie besser dörren zu können; vollständige Exemplare kommen wohl mitunter auch vor, doch sind es nur ganz kleine Stücke. Ebenso selten sind die Birnen (Pyrus communis L.), die gleich den Aepfeln in einer Holzart auftreten.

Sehr beliebt waren jedenfalls auch die Haselnüsse, die in zwei verschiedenen Arten gefunden werden: die Kurznuss (Corylus avellana ovata Willd.) und die Langnuss (Corylus avellana). Auf der Pfahlbaute Robenhausen haben wir schon oft eine Schichte von 10—20 *cm* Mächtigkeit gefunden, die ausschliesslich aus aufgebrochenen Schalen beider Haselnussarten bestand. Daneben lagen gewöhnlich auch die sogenannten Kornquetscher, faustgrosse rundliche Steine, an denen man die Schlagflächen deutlich sehen kann.

Zwei fernere Pflanzen, die gerne gesucht wurden, sind die Himbeeren (Rubus idaeus) und die Brombeeren (Rubus fruticosus). Beide Arten mit ihren wohlschmeckenden Früchten sind jetzt noch von der Jugend gern gesehene Sträucher unserer Wälder.

Die Erdbeere (Fragaria vesca L.) und die Heidelbeere (Vaccinium myrtillus L.) werden auf den Niederlassungen nur äusserst selten gefunden.

Häufiger fanden wir die Wassernuss (Trapa natans L.) an gewissen Stellen des Pfahlbau. Jetzt ist sie hier gänzlich ausgestorben, und ein Versuch, dieselbe wieder zu pflanzen, scheiterte ebenfalls.

Die Buchnüsse (Fagus silvatica L.) und die Eicheln von Quercus Robur L. kommen ebenfalls vor. Eigenthümlicherweise letztere aber nur sehr selten. Es ist daher kaum anzunehmen, dass sie hier eine Rolle als Nahrungsmittel spielten, wie dies in Wangen der Fall gewesen sein muss, indem dort die Buchnüsse bisweilen in bedeutender Menge angetroffen worden sind.

Auffallend ist, dass in Robenhausen an einer Stelle der Gartenmohn (Papaver somniferum var. antiquum) in ziemlicher Menge angetroffen wurde. Unzweifelhaft waren also die Eigenschaften des Mohnes dem Pfahlbauer bekannt, sei es, das er aus den Samen Oel presste, sei es, dass er sie ihrer berauschenden Kraft wegen genoss. Ein in Robenhausen aufgefundener Kuchen aus Mohnsamen lässt mit ziemlicher Sicherheit auf letztere Verwendung schliessen.

Von grossem Einflusse auf die Lebensweise der Pfahlbauer war der Flachs (Linum angustifolium L.), der als wildwachsende perennirende Pflanze aus Italien importirt wurde. Die Fasern des Flachses verwendete man bekanntlich ausschliesslich

für die Industrieproducte. Häufig werden Kapseln und Stengel gefunden und interessanterweise neben denselben das in Flachsfeldern wachsende Unkraut Silene cretica L. Der heutige Flachs ist nach Herrn Prof. Heer aus jenem durch die Kultur entstanden. Hierher gehören auch die Linden (Tilia grandifolia Ehrh. und Tilia parvifolia Ehrh.). Der zähe Bast dieser mächtigen Bäume wurde sehr häufig mit Weidenstäbchen zu festem Korbgeflechte gewickelt.

Die Unkräuter schmarotzten schon zur Pfahlbautenzeit in grosser Anzahl, ich nenne hier: Lolium temulentum L.; Chenopodium polyspermum L.; Chenopodium rubrum L.; Chenopodium glaucum; Lappa major L.; Agrostemma githago L.; Lychnis vespertina L.; Stellaria media L.; Spergula pentandra L.; Arenaria serpyllifolia L.; Galium Aparine L.; Ranunculus repens L.; Medicago minima L.; Centaurea cyanus L. Alle diese Pflanzen sind wahrscheinlich durch Zufall in die Kulturschichte gelangt, oft mögen sie durch den Wind hingetragen worden sein. Auffallend ist dagegen, dass wir zwei Pflanzen: Chenopodium album L. und Galium palustre L. in Robenhausen in grossen Massen beisammen gefunden haben, so dass solche unzweifelhaft gesammelt worden waren. Aus was für einem Grunde ist mir aber durchaus räthselbaft.

Die Wälder bestanden zur Pfahlbautenzeit mit Ausnahme der Bergföhre (Pinus montana Mill.) aus den jetzigen Waldbäumen. Die Bergföhre kommt jetzt nur noch in bedeutend höheren Lagen vor. Die Roth- und Weisstannen bildeten schon damals die Mehrzahl und lieferten das Holz für die Pfähle, wenigstens zu der ersten und zweiten Niederlassung, während für die dritte Niederlassung nur gespaltenes Eichenholz verwendet wurde.

Neben diesen spielte der Eibenbaum (Taxus baccata L.) eine Rolle. Messer, Keulen, Langbogen etc. wurden aus diesem Holze verfertigt. Das Eibenholz hat die merkwürdige Eigenschaft, von seiner Festigkeit trotz jahrtausende langem Aufenthalte im Wasser nichts einzubüssen. Ferner wurden zu Robenhausen theils Früchte, theils Zweige von folgenden Waldbäumen gefunden: Pinus sylvestris L. (Föhre); Juniperus communis L. (Wachholder); Carpinus Betulus L. (Hainbuche); Alnus glutinosa L. (Schwarzerle); Betula alba L. (Weissbirke), von welcher man die Rinde sehr oft auf natürlichem Wege zusammengerollt findet. Bisweilen wurden auch Steine in dieselbe gelegt und als Netzsenker (Bielersee) verwendet. Ferner Salix repens L. (Weide); Fraxinus excelsior L. (Esche); Viscum album L. (Mistel); Ilex aquifolium L. (Stechpalme); Evonymus europaeus L. (Spindelbaum); Rhamnus frangula L. (glatter Wegdorn); Ahorn; Sorbus aucuparia L. (Eheresche). Mehr oder weniger zahlreich finden sich auch folgende: Pyrus aria L. (Mehlbeerbaum); Prunus insititia L. (Pflaume); Prunus spinosa L. (Schlehe); Prunus padus L. (Traubenkirsche); Prunus Mahaleb L. (Felsenkirsche); Rosa canina L. (Hagenbutte); Sambucus nigra L. (Hollunder); Sambucus ebulus L. (Attich); Vaccinium vitis idaea L. (Preisselbeere); Viburnum Lantana L. (Schneeball); Cornus sanguinea L. (Hartriegel); Carvum carvi L. (Kümmel), der möglicherweise als Gewürz Verwendung fand.

Noch heute beherbergt das Torfmoor von Robenhausen eine grosse Anzahl der seltensten, theilweise alpinen Pflanzen, so dass für den Botaniker ein Besuch an einem schönen Sommertage viele Freude bereiten muss. Auch zur Pfahlbautenzeit blühte eine Menge von Sumpf- und Laichkräutern um und auf dem Pfahlbaue selbst. Ich nenne hier: Chara vulgaris L. foetida A. Br.; Phragmites communis; Carices; Scheuchzeria palustris L.; Iris pseudacorus L.; Potamogeton perfoliatus L.; Potamogeton compressus L.; Potamogeton natans L.; Ceratophyllum demersum L.; Alisma plantago L.; Polygonum Hydropiper L.; Menyanthes trifoliata L.; Pedicularis

palustris L.; Hydrocotyle vulgaris L.; Peucedanum palustre L.; Nymphaea alba L.; Nuphar luteum L.; Ranunculus aqnatilis L.; Ranunculus hederaceus L.; Ranunculus flammula L.; Ranunculus lingua L. Drei Sumpfpflanzen sind aus dem Torfmoore verschwunden: Trapa natans L.; Potamogeton compressus L. und Nuphar luteum L.

Wir ersehen hieraus, dass Robenhausen in der That eine schöne Anzahl zu Tage gefördert hat und dass die damalige Flora so ziemlich mit der heutigen übereinstimmte.

Die Gewinnung der Sämereien ist, da nur ganz wenige in grosser Menge beisammen gefunden werden, oft sehr schwierig. Wir benutzen hierfür folgende einfache Methode. Die betreffende Fundschichte wird, bis sie vollständig trocken ist, der Sonne ausgesetzt. Hierauf bringt man die Masse wieder in Wasser. Erdige und sonstige schwere Bestandtheile versinken sofort, während die kleinen und leichten Sämereien auf dem Wasser schwimmen und so leicht gewonnen werden können. Das Herauslesen der Sämereien stellt dann natürlich die Geduld nochmals auf eine harte Probe.

Eine geübte Hand fühlt schon beim Durchstechen mit der Schaufel, ob sie in Holz, Kohle, Scherben etc. gekommen, und kann daher oftmals verhindern, dass Objecte beschädigt werden. Wo eine grosse Menge zerbrochener Schalen von Haselnüssen oder Flachsstengel und Kapseln gefunden werden, sind gewöhnlich auch Gewebe etc. in der Nähe. Die Sämereien kommen stets in einer leichten, torfähnlichen Schichte, in der sich meist auch die Excremente von Schaf und Ziege befinden, vor, und da diese Schichte auch ausgezeichnet düngt, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie die Abfälle überhaupt repräsentirt. Die Haselnüsse besitzen, wenn sie dem Schlamme enthoben werden, noch die natürliche, helle Farbe, entfärben sich jedoch tiefbraun, sobald sie der Luft ausgesetzt werden.

So sehen wir in den Abfällen der Küche etc. die Lebensweise der Pfahlbauer und oft macht es beim Graben den Eindruck, als ob der Ort erst gestern verlassen worden wäre, so deutlich kann man alle Details ihrer häuslichen Verhältnise und Einrichtungen verfolgen.

(15) Eingegangene Schriften.

1. Th. Pyl, Nachtrag zur Geschichte des Klosters Eldena und der Stadt Greifswald. Greifswald 1883.
2. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. VII, Fasc. 4.
3. Nachrichten für Seefahrer. 1883. Nr. 6—13.
4. Annalen der Hydrographie. Vol. XI, Heft 2, 3.
5. Cosmos. Vol. VII, Fasc. V, VI.
6. F. Blumentritt, Die Sprachgebiete Europas am Ausgange des Mittelalters, verglichen mit den Zuständen der Gegenwart. Geschenk des Verfassers.
7. Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. Ser. III, Vol. V, Fasc. 5.
8. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1883. Nr. 3, 4.
9. R. Virchow, Das Gräberfeld von Koban. Mit Atlas. Berlin 1883. Geschenk des Verfassers.
10. H. Wankel, Ueber einen prähistorischen Schädel mit einer Resection des Hinterhauptes. Wien 1882. Geschenk des Verfassers.
11. Derselbe, Wo bleibt die Analogie? Gesch. d. Verf.
12. Verhandlungen der anthropologischen und archäologischen Section auf dem zweiten Congress der böhmischen Aerzte und Naturforscher in Prag. 26. bis 29. Mai 1882. Gesch. d. Hrn. H. Wankel.

13. W. Osborne, Ueber den prähistorischen Wohnsitz am Hradischt bei Stradonic in Böhmen. Gesch. d. Verf.
14. Bulletin de la société d'Anthropologie de Lyon. Tome premier. Fasc. II.
15. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. V, Heft 2, 3.
16. Bolletino della società africana d'Italia. Vol. II, Fasc. 2.
17. Antonio Raimondi, El Peru. Vol. I, II. Lima 1874. Geschenk des Hrn. Sattler.
18. Derselbe, El departamento de Ancachs y suscriquezas minerales. Lima 1873. Geschenk desselben.
19. Mariano Felipe Paz Soldan, Atlas geografico del Peru. Paris 1865. Geschenk desselben.
20. John Payne, Grebo Grammar. London 1882. Gesch. d. Hrn. Bastian.

Sitzung am 19. Mai 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet

Hr. Apotheker Hartwich, Tangermünde.
„ Arthur Kurtzhals, deutscher Consul in Bangkok, z. Z. Steglitz.
„ Dr. Rud. Hartmann, Marne (Holstein).
„ Premierlieutenant von Lentz, 2. Garde-Ulanen-Regiment, Berlin.
„ Kaufmann Martin Brose, Berlin.

(2) Der Hr. Cultusminister hat mittelst Verfügung vom 11. d. M. der Gesellschaft für das laufende Rechnungsjahr zur Förderung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen abermals eine ausserordentliche Beihülfe, und zwar in etwas erhöhter Summe, bewilligt und zugleich eine weitere Erhöhung für das Etatsjahr 1. April 1884/85 in Aussicht gestellt.

Der Vorsitzende spricht den Dank der Gesellschaft für diese in hohem Maasse nothwendige Beihülfe aus.

(3) Es wird beschlossen, am 24. Juni eine Excursion nach Tangermünde zu unternehmen.

(4) Es stehen mehrere wissenschaftliche Versammlungen bevor, zu denen Einladungen ergangen sind:

1. Die Deutsche anthropologische Gesellschaft wird ihre General-Versammlung in Trier vom 9.—11. August abhalten.

2. Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, verbunden mit einer anthropologischen Sektion zu Freiburg i. Br., vom 18.—22. September.

3. Der Amerikanisten-Congress zu Kopenhagen vom 21. — 24. August. Der Präsident des Organisationscomités, Hr. Kammerherr Worsaae hat in einem Schreiben an den Vorsitzenden vom 28. April die Hoffnung ausgesprochen, dass die deutschen Gelehrten bei dieser Gelegenheit an den Arbeiten des Congresses, des ersten, der sich in ihrer Nähe versammeln werde, zahlreich theilnehmen wollen; er bittet namentlich die Mitglieder unserer Gesellschaft, die auf dem amerikanischen Gebiete so viele werthvolle Beiträge geleistet haben, dem Congress ihre Theilnahme zu schenken.

(5) Die Numismatic and Antiquarian Society zu Philadelphia wünscht mit der Gesellschaft das namentlich auf Münzkunde Bezügliche auszutauschen.

(6) Hr. Hauchecorne übersendet den Bericht über den in der Sitzung vom 16. December 1882 (Verhandl. S. 560) vorgelegten

Hauklotz aus dem Braunkohlenflötz von Arntitz.

„Im Verfolg des Schreibens des Hrn. Höpfner vom 23. November v. J. habe ich mich an denselben am 19. December v. J. mit der Bitte um nähere Auskunft über die Fundstelle des vermeintlichen prähistorischen Hauklotzes gewendet, insbesondere darüber, ob etwa vorhandene Gebirgsspalten die Vermuthung rechtfertigen, das fragliche Stück könne von der Oberfläche hinabgesunken und so an seine Fundstelle gelangt sein. Zugleich bat ich um Uebersendung anderweitiger Stücke von holziger Braunkohle (Lignit), wie solche sich im Braunkohlenflötze vorfinden.

„Unter Einlieferung einer Anzahl solcher Stücke erwiderte Hr. Höpfner am 8. Januar, dass an eine Einsenkung des Hauklotzes von Tage nieder durch Sandspalten oder dergleichen nicht zu denken sei, und theilte mir zugleich in seinem Schreiben, von welchem, wie von beiden Vorstücken, ich Abschrift beifüge, eine Profilskizze mit, wonach der sogenannte Hauklotz mitten in dem 5 *m* mächtigen, von 26 *m* Deckgebirge überlagerten Braunkohlenflötz gefunden ist.

„Die eingelieferten Stücke holziger Braunkohle waren vollständig wassergetränkt. Da es sich um eine vergleichende chemische Untersuchung derselben und des Hauklotzes handelte, so mussten sie vorsichtig lufttrocken gemacht werden, so dass die Untersuchung erst vor Kurzem in Angriff genommen werden konnte.

„Der lufttrockene Lignit des Flötzes gleicht dem sogenannten Hauklotze nach Farbe und Textur sehr und unterscheidet sich von den meisten Vorkommnissen anderer Fundstellen durch eine ausnahmsweise hellbraune Farbe.

„Die chemische Prüfung hat Folgendes ergeben:

Sogenannter Hauklotz.	Holzige Braunkohle des Flötzes.
Ist mürbe, lässt sich pulvern.	Ist etwas zähe, lässt sich mit einem Messer in Spähne zertheilen.
In Schwefelkohlenstoff löslich 1,79 pCt. bräunliches Harz.	In Schwefelkohlenstoff löslich 0,92 pCt. bräunliches Harz.
Alkohol färbt sich bräunlich.	Alkohol färbt sich etwas weniger
Aether färbt sich bräunlich.	Aether färbt sich etwas weniger.
Kalilösung wird braun.	Kalilösung etwas heller braun.

„Nach diesem Befunde ist ein wesentlicher Unterschied beider Substanzen nicht festgestellt, vielmehr nur eine graduelle Verschiedenheit gleicher Eigenschaften.

„Der sog. Hauklotz wird hiernach und auf Grund der speciellen Untersuchung der Fundstelle nur als ein Stück Lignit angesehen werden dürfen, dessen äussere Form durch zufällige, nicht zu beurtheilende Umstände entstanden ist.“ —

Als Beilagen zu dem Schreiben sind mitgesendet:

1. Der ursprüngliche Brief des Hrn. J. Höpfner, Vertreters der Arntitzer Kohlenwerk- und Briquettfabrik (H. G. Köppe & Co.) d. d. Arntitz bei Lommatzsch, 23. November 1882, an Hrn. Virchow. Derselbe lautet in dem bezüglichen Abschnitte:

„Da hier die Möglichkeit einer Spur prähistorischer Menschen vorzuliegen scheint, so erlauben wir uns, Ihnen das merkwürdige Fragment eines Holzklotzes, welches kürzlich unsere Bergleute beim Abbau von Braunkohlen zu Tage förderten, anbei zu übersenden. Das fragliche Stück wurde in einem erst kürzlich in Angriff genommenen neuen Grubenfelde inmitten von Kohlen in vorliegendem Zustande gefunden, wohin also zuvor kein Mensch gekommen sein kann. Es drängt sich aber bei Betrachtung der beiden wie gesägt aussehenden Flächen des Klotzes der Gedanke auf, ob nicht, bevor der Klotz durch irgend welche Revolution oder Ar-

schwemmung an seinen Fundort gekommen ist, derselbe von Menschenhänden seine Gestalt erhalten haben möchte. Bedenkt man aber, dass das Kohlenflötz, welches übrigens auch sonst noch in Verkohlung begriffenes Holz aufweist, sich unter einem, aus Sedimenten gebildeten Deckgebirge von ca. 26 *m* Mächtigkeit befindet, so muss in Ansehung dieses letzteren eine sehr ferne Entstehungszeit angenommen werden, die vielleicht weit vor der Existenz des Menschen liegt, mithin es ganz zweifelhaft erscheinen muss, ob obige Annahme irgend welche Berechtigung hat.

„Es können daher nur die glücklichen Combinationen des kundigen und erfahrenen Forschers der Wahrheit näher kommen, ob hier die menschliche Hand schon thätig war oder ob bewegende schleifende Wassermassen oder andere Naturkräfte die Gestalt des Klotzes hervorgebracht haben."

2. Aus dem Schreiben des Hrn. Hauchecorne vom 19. December 1882 an Hrn. H. G. Köppe & Co.:

„Die Substanz des Stückes zeigt einige Eigenschaften, welche, auch abgesehen von der besonderen Beschaffenheit der Endflächen, auf die Vermuthung führen, dass es sich nicht um Lignit, sondern um ein nass und natürlich verkohltes Holz handelt.

„Das Holz brennt mit lebhafter Flamme unter Entwicklung eines harzigen, fast aromatischen Geruches, welcher von demjenigen verbrennender Braunkohle merklich verschieden ist. Es lässt sich auch aus dem Holz eine nicht geringe Menge einer harzigen oder bergwachsartigen Substanz ausziehen. Die Farbe ist für Lignit recht hellbraun.

„Um die Natur des Stückes richtig beurtheilen zu können, bitte ich Sie zunächst, mir mehrere Proben sonstiger holziger Braunkohle senden zu wollen, um diese vergleichen zu können.

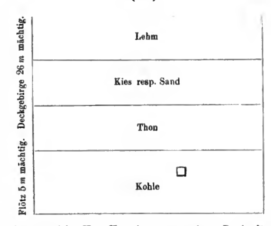
„Es fragt sich ferner, wie das Deckgebirge beschaffen ist. Sollten sich z. B. Verwerfungen, Sandspalten oder dergl. vorfinden, so würde vielleicht angenommen werden können, dass das fragliche Stück eingespült worden sei. Für eine genaue profilarische Skizze und für Angaben darüber, ob sich in der Umgebung des Fundpunktes im Flötze selbst Merkmale der späteren Einführung finden, würde ich Ihnen sehr dankbar sein."

3. Aus dem Antwortschreiben des Hrn. F. Höpfner d. d. Dresden, 8. Januar 1883:

„Dem in Ihrem geehrten Schreiben ausgedrückten Wunsche zufolge, habe ich es veranlasst, dass Ihnen eine Quantität Kohle, wie sie aus den Arntitzer Gruben durchschnittlich zur Förderung gelangt, zugesandt werde.

„Ich erlaube mir dazu zu bemerken, dass die Kohle etwa 10 pCt. Lignit enthält, wovon etwa die Hälfte in starker Verkohlung begriffen ist, während die andere Hälfte noch gut erhaltene Holztextur aufweist. Oft befinden sich darunter sehr interessante Stücke und es ist mir angenehm, grade ein solches zu besitzen, um es diesem Schreiben zu Ihrer gefälligen Beurtheilung beifügen zu können.

„Ich gebe Ihnen zugleich eine Skizze von dem sehr gleichmässig liegenden Flötze und dem darüber hängenden Deckgebirge, woran ersichtlich ist, dass Verwerfungen aus Sandspalten oder dergl. nicht bestehen, mithin eine Einspülung des fraglichen Stückes nicht stattgefunden haben kann. Das Stück ist auch nicht in einer getriebenen Strecke gefunden worden, so dass die Vermuthung vorliegen könnte, es habe beim Betriebe des Bergbaues durch die Axt des Häuers seine Gestalt erhalten, sondern es ist nach nochmaliger genauer Befragung der Bergarbeiter, die es zu Tage förderten, mitten in der Kohle, etwa wie in der Skizze angegeben ist, aufgefunden worden.



Hr. Virchow spricht Hrn. Hauchecorne seinen Dank für die mühevolle Untersuchung aus, glaubt aber nach dem Mitgetheilten ein endgültiges Urtheil doch noch heanstanden zu dürfeu. Nachdem festgestellt worden ist, dass der sogenannte Hauklotz in der That dem Braunkohlenflötz angehört, so hängt die weitere Beurtheilung offenbar von der Beantwortung der Frage ab, wie derselbe die gewiss sehr merkwürdige Form erhalten hat. Gewiss ist es schwer sich vorzustellen, wie ein vom Menschen bearbeitetes Stück so tief in eine Braunkohlenschicht gelangt sein sollte, aber nicht minder schwer ist es, den Zufall auszudenken, der einen so mächtigen Baumstamm an zwei, nicht weit von einander entfernten Stellen querdurchspalten haben sollte. Wenn die Flächen auch nicht gerade, wie der erste Bericht sagt, „wie gesägt aussehen", so sehen sie doch noch weniger wie gebrochen aus; am meisten gleichen sie meiner Meinung nach gehauenen Flächen. Es wird daher dringend wünschenswerth sein, dass Hr. Höpfner dafür Sorge trägt, dass alle in der Nähe der Fundstelle vorkommenden Verhältnisse genau im Auge behalten werden; vielleicht gelingt es dann doch noch, die Lösung des Räthsels zu finden.

(7) Hr. Schott schreibt Folgendes über eine

altchinesische Erzählung von Metallschmelzern am Altai.

In einer Mittheilung des Hrn. v. Radloff zu Kasan, betreffend die alten Gräber in Sibirien (Zeitschr. f. Ethnol. 1882, Heft 6, S. 430—432) sagt der Verfasser:

> „Die einzigen historischeu Quellen bieten uns die chinesischen Geschichtschreiber. In diesen ist mir zufällig vor einiger Zeit die Notiz aus dem 2. oder 3. Jahrhundert aufgestossen, dass einer der Herrscher des Altai die Tochter eines Türkenfürsten zur Frau gefordert habe. Der Fürst lässt darauf antworten: Wie darft Du, unser Metallschmelzer und Sklave, eine solche Forderung an uns stellen?"

Um diese Angabe richtig zu stellen, stehe hier eine bereits 1841 im ersten Bande des Erman'schen Archiv (S. 319) stehende Notiz des Herausgebers, die er seiner Erwähnung einer hochasiatischen alten Sage anreiht:

„Sie (die Sage) wird, wie Schott bemerkt, sowohl bestätigt, als auch in bestimmtere Beziehung zu den Anwohnern des Altai gebracht durch das, was die Chinesen davon berichten. In ihrer alten Erdbeschreibung Huan jii ki (Buch 194, unter der Rubrik Tu-kju) wird erzählt, dass die Tu-kju (Türken) anfänglich

einem anderen unbestimmten Volke der Tatarei, den Schen-schen, dienstbar gewesen seien. Als aber im sechsten Jahrhundert n. Z. einer ihrer Häuptlinge sich erdreistete, um die Tochter des Königs der Schen-schen zu werben und von diesem mit der verächtlichen Antwort „Du bist nur mein metallschmelzender Sklave“ abgewiesen worden war, da versammelte er ein Heer und schlug den König von Schen-schen so vollständig, dass dieser sich entleibte. So legten die Tu-kju, die bis dahin für das Volk Schen-schen das Eisen am Kin-schan (Goldberg, Altai) ausgebeutet hatten, den Grund zu ihrer Macht.“

Einen Artikel über das vorerwähnte Huan jii ki findet man in meinem, schon 1840 erschienenen „Verzeichniss chinesischer Werke der Königlichen Bibliothek“, S. 9—11. An dem Namen des Verfassers ist aber das dreimal wiederholte teng auszustreichen.

(8) Hr. Wiechel in Dippoldiswalde übersendet als Nachtrag zu seinen in der vorigen Sitzung mitgetheilten Bemerkungen eine Notiz

über das Vorkommen von Kirchenmarken in Italien.

Ich habe in den grösseren Städten südlich bis Neapel auf einer Reise im März 1882 Beobachtungen angestellt, jedoch nur an zwei Kirchen Verona's derartige Marken constatiren können:

1. Am Hauptportal von St. Zeno befinden sich Marmorreliefs vom Jahre 1139, welche in Handhöhe von einer grösseren Anzahl Wetzmarken[1]) rücksichtslos durchschnitten sind; zusammen mit diesen Marken kommen daselbst die sog. Näpfchen vor, zum Theil neuerdings erweitert, wie die Beschaffenheit der Marmoroberfläche erkennen liess. In unmittelbarer Nachbarschaft von St. Zeno stand ehemals ein grosses ghibellinisches Benedictinerkloster, was den deutschen Kaisern bei ihren Römerzügen oft als Absteigequartier gedient hat. Es liegt daher sehr nahe, die Wetzmarken dem deutschen Gefolge der Kaiser zuzuschreiben.

2. Am Südportale des Domes, Säc. 12 bis 14, waren zu beiden Seiten in Handhöhe frische Näpfchen zu bemerken, die wahrscheinlich von Knabenhänden herrührten.

Dass bei der grossen Anzahl alter und ältester Kirchen in Italien nur an einer dem deutschen Einfluss am Meisten ausgesetzten Stelle derartige Marken vorkommen, dürfte auf einen specifisch deutschen Charakter der[2]) Kirchenmarken schliessen lassen. —

Hr. Virchow fügt hinzu, dass es ihm auf seiner kürzlich beendigten Reise durch Italien und Sicilien nicht gelungen sei, Kirchenmarken aufzufinden. —

Hr. W. v. Schulenburg giebt einige Nachträge über Kirchenmarken in der Lausitz und Pommern:

Hr. Dr. Siehe (Calau) erwähnt in seinen vorgeschichtlichen Aufsätzen (im Niederlausitzer Boten, Cotthus 1883, 31. März) das Vorkommen von Rundmarken im Eisenstein an Kirchen zu Luckau und Buckow. Ebensolche Näpfchen, wie an den Ziegelsteinen der Wände, zeigen auch die Kirchen in Werben und Briesen (Kr. Cotthus) an den in die Grundmauern verbauten Blöcken von Raseneisenstein. Nach einer Mittheilung des Hrn. Johannes Rahn in Pyritz sollen in die Rund-

1) Längsrillen.
2) in Deutschland an zahlreichen Kirchen aus Säc. 12 bis 16 zu beobachtenden

marken der Mauritiuskirche ebendort „zu katholischer Zeit Haare von Kranken gelegt worden sein, um dadurch eine Genesung herbeizuführen."

(9) Hr. Director Weineck (vom Real-Progymnasium) in Lübben berichtet d. d. Lübben, 7. Mai 1883 über einen

Bronzefund von Straupitz.

Am sog. Neuzaucher Weinberge, dicht bei Straupitz (Kreis Lübben) wurde auf einem etwa 300 Schritt langen und 60 Schritt breiten sog. Berge, der noch vor 50—60 Jahren von Sumpf und Busch ganz umgeben und mit Eichen bestanden war, ein grosser Bronzefund vom Häusler Böttcher im Februar d. J. aufgefunden und an mich verkauft. Es waren zerbrochene und beschädigte Bronzesachen, mit einer Anzahl grösserer und kleinerer Klumpen oder Kuchen unvergossenen Erzes zusammen in einem irdenen Topf, etwa 3 Fuss unter der Oberfläche in sandigem und thonigem Boden, zusammen 16½ Pfund schwer.

Celte: 9 kleinere und 10 grössere Stücke, einige ziemlich vollständig; an einem fehlt nur etwa ¼ hinten. 5 davon mit zum Theil ganz erhaltenen Schaftlappen, die Beilschneiden 4—5 *cm* breit, hinten theils stumpf und dick, theils halbmondförmig flach ausgeschnitten, hinten 2, 2½, 3, 3½ und 4 *cm* breit, mit den Schaftlappen 3,7—4 *cm* dick oder hoch.

Schwerter: Theile von mehreren, eines etwa zur Hälfte in passenden Stücken mit Zunge und einem Theil des Griffes, schön gearbeitet, dazu Beschlägetheile der Scheide.

Beschläge von Schild und vielleicht auch Helmzier, verbogenes, 5 *cm* breites, 3—4 *cm* hohes Blech, strahlenförmig verziert und zackig auslaufend.

Messer: 2 ganze, krumm gebogen, 9 und 10,5 *cm* lang, 1 *cm* und 1,5 *cm* breit, und 5 Stücke von solchen, dann ein unteres Ende, 7 *cm* dick, in eine eingebogene Gabel auslaufend und durch parallele feine Ringe verziert.

Sicheln: grossentheils sehr schön gearbeitet, mit starker Hauptrippe am Rücken, etwas rückwärts geschweifter Spitze und einer kurzen vom Heft aus innen nach der Hauptrippe schräg herübergehenden zweiten Rippe zur grösseren Befestigung, die bei einigen dicht an der Hauptrippe parallel bis in die Spitze ausläuft, oder so, dass hierzu noch eine kürzere in der vorher beschriebenen Weise kommt; der untere Theil meist zangenartig oder mit einem Loch endigend, auf den Rippen eingekerbt, alle nach links gebogen, mit kurzem Gusszapfen, 14—17 *cm* lang, 2,3 bis 3,5 *cm* breit. — 1 vollständig, 5 mehr als zur Hälfte erhalten, einige 30 grössere und kleinere Stücke, namentlich Spitzen.

12 Stücke von Lanzen- oder Pfeilspitzen.

Meissel: 2 einfache, der eine 6 *cm* lang, 8 und 10 *mm* breit, 4 *mm* dick; der andere 7 *cm* lang, 8 *mm* und 1,3 *cm* breit und 8 *mm* dick. 1 gewundener 10,8 *cm* lang, 7 und 8 *mm* breit, ebenso dick. Stück von einem Hohlmeissel, hinten (abgebrochen) 1,8 *cm*, vorn (abgebrochen) 7 *mm* dick, 1,9 *cm* und 1,4 *cm* breit.

4 Stangen (Barren?), 1 kleine und dünne, 6 *cm* lang; eine 9 *cm* lang, dünn; eine 10 *cm* lang, 1 *cm* hoch und 1,3 *cm* breit, etwas gebogen, an beiden Enden abgebrochen; eine 17 *cm* lang, 1,2 *cm* breit, ziemlich platt mit fast ovalem Durchschnitt, an beiden Enden abgerundet (Münze?).

8 ziemlich rohe, 2—6 *cm* breite, rundliche oder kantige Drähte oder stiftartige Stücke von 4—25 *cm* Länge, einige ganz zusammengebogen; 4 ähnliche mehr bandartige, mit starkem Rücken, nach der Innenseite flach verlaufend, 5—6 *mm* breit, 4—12 *cm* lang.

4 Stücke von Nadeln, 2 ohne Knopf, 4 *mm* dick, rund; eine mit einem 2 *cm* breiten und ebenso hohen, nach beiden Seiten konisch verlaufenden, oben durch 5 spiralige Kreise verzierten Knopfe, aus dem oben noch ein kurzes Nadelende herausgestanden hat; die 4. mit Ansätzen zu einer länglichen Oehse.

1 unvollständige Fibel (?).

1 Stift, ein wenig gebogen, spitz auslaufend, 8 *cm* lang und 6 *mm* dick, spiralig gewunden, und ein ähnlicher kleinerer.

1 Nadelknopf mit kreisförmigen Verzierungen.

Ringe, 10 Stück von spiralig gewundenen, etliche ziemlich gerade gebogen, 3 mit platten (unverzierten) Enden, von 2—10 *mm* Durchmesser; ein fast ganz erhaltener, genau nach dem Handgelenk gebogener, zur Hälfte spiralig gewunden, zur Hälfte glatt und hier fast vierkantig, Durchmesser 4,3 *cm* und 5,5 *cm*, Stärke 2—4 *mm*. Am dünnen Ende eine Oehse, an der noch ein Gewinde sass. — Das 7 *cm* lange Stück eines 1—1,3 *cm* dicken, runden, mit kreisförmig herumgehenden feinen Riefen verzierten Ringes. — Ein Stück, halb so gross und halb so dick, mit triangulär gestellter, streifenförmig lang verlaufender Strichverzierung. — Das spitze, nur 4 *cm* lange Ende eines grossen und dicken (3—8 *mm*) Ringes, durch tief einschneidende Kreise, nicht schraubenförmig, abgetheilt. — 4 Stücke von kleinen, platten, unverzierten Ringen; ein ähnliches grösseres Ringende, 1,2—1,5 *cm* breit.

8 Stücke von im Durchschnitt convex-concaven Ringen, verziert:

a) mit 4 scharfkantigen parallelen Längsstreifen; 1,7 *cm* breit, sehr platt;

b) etwas breiter und dicker mit Querstreifen in Unterbrechungen;

c) 2 *mm* dick, 7 *mm* breit, durch parallele Querstreifen, mit dreikantiger Feile angebracht, verziert;

d) etwas grösser 1 *cm* breit, 1,5 *cm* dick, mit feinen parallelen, auf kürzere Strecken unterbrochenen Querstreifen;

e) ebenso verziert, aber 1,2 *cm* breit, 6 *mm* dick;

f) ziemlich ebenso geformt, mit schrägen Parallelstrichen verziert, Ringende;

g) Ringende, 1,6—1,9 *cm* breit, 3—4 *mm* dick, also sehr platt, abwechselnd mit geraden und schrägliegenden Querstreifen, die sich an dem einen Ende berühren;

h) schmaleres, aber dickeres Ringende mit ähnlicher Verzierung, aber grösseren Abständen zwischen den Gruppen dickerer Streifen. —

Etwa die Hälfte eines sehr genau auf das Handgelenk passenden, besonders schön gearbeiteten Armringes, 6,3 *cm* Durchmesser, am umgebogenen Ende 1,7 *cm*, in der Mitte 3 *cm* breit, mit sehr hohem Grat, an der Innenseite hohl, darum wenig über 2 *mm* stark, durch starke weitgestellte Querstreifen, je 4 in grösseren Abständen, geschmackvoll verziert.

2 ganze, aber beschädigte Armringe,

a) 5,5 *cm* und 6 *cm* Durchmesser, an den Enden 1,1 *cm*, in der Mitte 1,3 *cm* breit, sehr glatt, mit abwechselnd gerade und schräg laufenden Querstrichen, in Feldern von 2 *cm* wechselnd, die schrägen Striche feiner.

b) dicker und niedriger, an den Enden 6 *mm*, in der Mitte 9 *mm* hoch, 3 *mm* und 6 *mm* breit, 5,2 *cm* und 6,4 *cm* Durchmesser, ovaler Durchschnitt, mit gerade gestellten feinen Querstrichen, nach den Enden zu unterbrochen, verziert.

3 grössere und kleinere Stücke von platten spiraligen Gewinden, eines aus sehr glattem und breitem Streifen, zwei von dickerem und schmalerem, mehr drahtartigem Streifen gewunden, und 2 kleinere Stücke von grösseren solchen Gewinden.

Zierrathen. Ein feines Stück mit einem 5,7 *cm* langen Weidenblatt mit einer Art Schleife am Stil, an einem platten Ringe, an dessen anderem Ende muthmaass-

lich etwas Aehnliches gesessen hat. — Stück eines eigenartig abgetheilten Zierraths, klein, platt. —

Ein an einem Ring ansitzender, 3 *cm* breiter Halbmond, in einem anderen Ringe lose hängend; man sieht, dass er viel getragen ist.

3 mit den Ringen in einandergreifende Zierrathen, doch nur ein Stück ziemlich unversehrt, etwa schildartig, mit einem in einen Ring ausgehenden Henkel.

2 mehr oder weniger flache, kreisförmige Ränder, nach innen eingezogen, mit 2 freistehenden Stützen, 2 *cm* und 3,8 *cm* Durchmesser im Vollen.

Noch schwerer zu deutender Zierrath: der Untertheil besteht aus zwei dünnen gebogenen und schräg zu einander stehenden Blechen, doch aus einem Guss, so dass das Ganze eine hohle, fast ovale, flache Haube bildet, an beiden Seiten gleichmässig durchlöchert, 2 *cm* breit, 3 *cm* lang; darauf ein Stift von ebensolchem Durchschnitt. Oder muss man das Ding umgekehrt stellen?

Noch einige kleinere Zierrathen von dieser Form. Alles stark mit Patina, meist hellgrüner und blaugrüner, überzogen, weniges mit edler dunkler.

Einige Schritte von diesem Funde, wenig höher, Eisen (Stück eines breiten Schmiedewerkzeuges?). —

Sofort vermuthete ich, als ich den Fund bekam, eine Gussstätte, die natürlich auf keinen Fall weit gewesen sein kann, da so viel zerbrochenes Geräth mit unvergossenem Erz zusammen dort niedergelegt worden. Darnach steht es ausser Zweifel, dass in der Lausitz Bronzegeräth und zwar sehr kunstreiches gegossen worden ist.

Aber an der Fundstelle habe ich, als ich vor Kurzem sehr sorgfältig habe graben lassen, weder Kohle noch eine Spur eines Heerdes, noch weniger eine Gussform gefunden. Da nun der Schatz auch, wie oben gesagt, an einem sicheren und verborgenen Orte mitten im Sumpf, doch nahe dem Trockenen und der Strasse, in die Erde eingegraben gefunden ist, so ist er höchstwahrscheinlich vom Händler auf dem Wege nach der Giesserei hier einstweilen aufbewahrt und nachher nicht wiedergefunden oder aus unbekannten Gründen nicht abgeholt worden, also Depot-Fund." —

(10) Hr. W. von Schulenburg bemerkt über das

Vorkommen von Todtenurnen auf dem Schlossberge bei Burg.

Da das Vorkommen von Todtenurnen auf dem Schlossberge zu Burg (Kreis Cottbus) noch als zweifelhaft gilt, möchte ich darauf hinweisen, dass mir viele Leute als Augenzeugen davon berichtet haben, unter ihnen auch Hr. Krüger-Grunewald in Burg-Kolonie, der zur Zeit der Ausgrabungen des Lieutenant v. Renner öfter auf dem Schlossberge war. Danach wurden viele Urnen (mit zwei kleinen Henkeln) und Beigefässe, 1 — 2 Fuss unter der Oberfläche gefunden, fast alle von verschiedener Form. Entweder fand man eine grosse Urne, gefüllt mit Asche und Knochen, rings umgeben von 4—5 kleinen „Näpfchen" (3—4 Zoll hoch), welche, etwa 1 Zoll von der Urne entfernt mit dieser (wie zum Theil unter sich) durch Lehm und kleine Steine verbunden waren, oder die kleinen Gefässe standen etwa zu 3—4 für sich, ohne Urne und unverbunden.

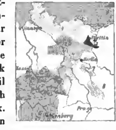
(11) Hr. W. von Schulenburg bespricht die

territoriale Verbreitung der deutschen Zwölftengottheiten.

Die Zwölftengottheiten Deutschlands haben, wie bekannt, in den verschiedenen

Gebieten ihres Auftretens verschiedene Namen. Verbindet man die Ortschaften, in denen je ein gewisser Name vorkommt, so erhält man in sich geschlossene Gebiete für denselben. Daraus folgt, dass diese Namengruppen im Volke aus heidnisch-germanischer, altdeutscher Zeit durch die wendische Herrschaft hindurch sich erhalten haben und dass, in Uebereinstimmung mit sonstigen Zeugnissen, eine germanische Bevölkerung stammweise sowohl vor den Wenden, als auch später unter den Wenden, in Norddeutschland zwischen Elbe und Oder gesessen hat. Denn aus der Zeit der Wiedergewinnung Deutschlands im Mittelalter können diese Ueberlieferungen nicht stammen, weil die Wiederbesiedelung durch die christlichen Deutschen in ganz zerstreuter Weise, aber nicht in geschlossenen Stämmen und nach Gauen statt gefunden hat.

Eine Andeutung einiger dieser Verhältnisse giebt das nebenstehende Kärtchen [1]), gezeichnet nach den Angaben von **Grimm**, Deutsche Mythologie (1875); **Kuhn**, Märkische Sagen (1843), **Kuhn** und **Schwartz**, Norddeutsche Sagen; **Kuhn**, Westfälische Sagen, und einigen Anderen. Danach ergiebt sich ein Gebiet des **Wode** für Schleswig-Holstein, Meklenburg und weiter östlich; der **Fru Gode** (auch Fru Wode) für die Priegnitz und die nördliche Hälfte der Altmark; der **Fuik**, **Fui** und **Frick** für die Uckermark; der **Harke** für einen grossen Theil der übrigen Mark. Letzterer Gebiet wird begrenzt nördlich durch die Grenze von Meklenburg und der Uckermark. Oestlich geht sie (nach den bisherigen unzureichenden Ermittelungen) bis zur Oder. Von dort bildet die Grenze eine Linie von Freienwalde über Eberswalde, Berlin, Jüterbogk bis Torgau. Von dort südlich über Halle bis etwa Ballenstedt; westlich über Magdeburg bis an die Priegnitz und deren Ostgrenze entlang. In Thüringen und Hessen dehnt sich das Gebiet der **Holle** aus, südlich derselben das der **Berchtha**; beider Grenzen gehen in einander über. Bei Zossen, in einer Breitenlinie von Teupitz bis über Storkow hinaus, tritt die wendische **Murawa** als Zwölftengottheit auf und dehnt sich über den Spreewald weg bis hinter Cotthus aus. In der Oberlausitz und im nördlichen Böhmen herrscht **Bern-Dietrich** (Ban-Dietrich, Bana-Dietrich, Dyterbernat u. s. w.), doch fehlt es hier leider an genügenden Forschungen. Anderes übergehe ich.



Wissenschaftlich, namentlich ethnologisch, ergiebig kann nur eine Darstellung auf einer Karte vom grössten Maassstabe sein. Da ausserdem die bisherigen Forschungen noch ungenügend sind, wären neue erschöpfende Untersuchungen mit staatlicher Unterstützung vorzunehmen, die indessen (wegen der allgemeinen Schulbildung) nur in den nächsten Jahren noch von Erfolg sein können.

(12) Hr. W. **von Schulenburg** liefert Nachträge zu

der Sage von der Kornmutter und dem Satorspruch.

1. Folgenden Beitrag bezüglich der Kornmutter theilt Hr. **Hollmann** mit: „Auf den Aeckern des Ritterguts Nogat (Kreis Graudenz, Westpreussen) erbaut man, „damit das Korn besser wächst", beim Eggen aus aufgelesenen Steinen die Kornmutter. Zuerst wird ein langer Stein auf die schmale Seite gestellt, darauf ein kleinerer runderer, und oben ein noch kleinerer runder. Diese Figur, nicht

---

1) 1 = Wode, 2 = Fru Gode, 3 = Frick, Fuik, 4 = Harke, 5 = Holle, 6 = Berchtha, 7 = Murawa, 8 = Berndietrich.

ganz $1^1/_2$ *m* hoch, hat das Ansehen einer Frau von gewöhnlicher Grösse und bleibt stehen, bis auf's Neue geackert wird. Man sagt den Kindern: „Geht nicht in's Korn, da ist die Kornmutter". Auf dem Gute sind zwei Burgwälle mit slavischen Scherben." — Die hohe Bedeutung des „Alten" und der „Alten" auch dort erhellt u. a. urkundlich (1249) aus einem Gelöbniss der vom Christenthum wieder abgefallenen Bewohner der preussischen Landschaften Pomesanien, Ermeland und Natangen, nach Mannhardt's Mittheilung (Die Korndämonen, Berlin 1868, S. 27) „Idolo, quod semel in anno collectis frugibus consueverunt confingere [1]) et pro deo colere, cui nomen Curche imposuerunt etc." Mannhardt: „Nach Bielensteins Entdeckung . . . bedeutet Curche den Alten." S. 19: „in slavischen Landschaften: die Baba (die Alte), die Žytnia matka (Kornmutter)."

2. Ueber den Satorspruch herichtet Hr. Handtmann (Seedorf) in seinen Aufzeichnungen: „Gegen Tollwuth bei Hunden und Menschen schreibt in der Neumark, Osthavelland und der Gegend von Kyritz ein kundiger Schäfer, auch mittelst Grashalms, auf ein Butterbrot:

◯ † ⤚→	[d. h. Gott Vater = Auge,
Sator arepo	Jesus Christus = †,
Opera rotas,	Heiliger Geist = Taube = Pfeil.]

Dann schneidet er das Butterbrot in zehn gleiche Theile quadratisch und nach der Zahl der Silben und verkauft das Stück für 1 Mark." Hr. Schuldirector Brodführer theilte d. d. Coburg, 11. März 1882, mit, dass bei Gern (Das Hausbuch, Sondershausen 1844, I, S. 115) gegen Tollenhundsbiss, indessen nur neben dem Gebrauch ärztlicher Mittel, der Satorspruch empfohlen wird.

(13) Hr. D. L. Wittmack schreibt unter dem 5. Mai über

prähistorische Saubohnen von Müschen (Spreewald).

Mit Bezug auf die Ausführungen meines verehrten Freundes, des Hr. Dr. Carl Bolle in der Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XV, Verhandl. S. 66, gestatte ich mir zu bemerken, dass ich, trotzdem Hr. Dr. Bolle die von Hrn. v. Schulenburg bei Müschen gefundenen Samen für Erbsen erklärt, entschieden daran festhalten muss, dass es Pferdebohnen (auch Saubohnen oder Puffbohnen genannt) sind: Vicia Faba L., Faba esculenta Mönch. Sie sind für Erbsen der Vorzeit viel zu gross und haben auch die besser erhaltenen Exemplare deutlich eine etwas längliche Form, wie die Saubohnen. Was aber das Haupt-Erkennungszeichen ist, so besitzen diese fraglichen Samen den Nabel am vorderen Ende, nicht in der Mitte obenauf, wie die Erbse; das kommt nur bei Vicia Faba vor, die deshalb auch zu einer eigenen Gattung, Faba, erhoben ist. — Dass die Samen nach unseren heutigen Begriffen für Faba ziemlich klein sind, ändert nichts an der Sache. Die in Troja von Geh. Rath Virchow und Dr. Schliemann gefundenen Saubohnen sind fast noch kleiner, und unter den Saubohnen aus dem Pfahlbau zu Corcelettes bei Grandson am Neuchateller See, die ich Hrn. Dr. E. Reiss verdanke, findet sich neben grösseren Saubohnen eine ebenso kleine, wie die aus Müschen. Von sämmtlichen angegebenen Samen finden sich Proben im Museum der Königlichen landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin und lade ich Interessenten ein, sie mit einander zu vergleichen.

---

1) Hartknoch, Alt- und neues Preussen, Frankfurt 1684, I, S. 120, hat confringere.

(14) Hr. Dr. Alfred G. Meyer beschreibt das

Urnenfeld von Dergischow bei Zossen.

Durch Hrn. H. Tiecke aus Berlin, einen eifrigen Jagdliebhaber, war mir gelegentlich eine Urne aus der Dergischower Haide, westlich von Zossen, zugestellt worden. Eine Durchsicht der Berichte der Gesellschaft zeigte, dass in den Verhandlungen des Jahres 1881, S. 137 ff. über diese Gegend durch den Bürgermeister Götze in Wollin berichtet worden ist. Ein Ausflug am 15. Mai d. J. ergab, unter Hülfe des Dergischower Fischers und Waldhüters Klaus, sowie des Musikers Karl Lehmann aus Nächstneuendorf, Folgendes:

Westlich von Nächst-Neuendorf, in der mit Kiefern bestandenen Haide, zwischen dem Werbener und Schünower (Trebbiner) Weg, liegt das einem Eigenthümer von Dergischow gehörige und von dem Waldhüter Klaus, der seit langen Jahren hier Steine ausgräbt, genau ermittelte Gebiet des alten Urnenfriedhofes, das derselbe auf ca. 90 Morgen (?!) schätzt (cf. Karte IV in Verh. XIII). Der Waldhüter selbst hat bei seiner Thätigkeit schon hunderte von Gefässen zu Tage gefördert, anderen Arbeitern ist dasselbe begegnet, die meisten Thongeräthe waren freilich durch Wurzeln, Steine u. a. zerdrückt oder gesprengt, viele sind auch nachher zerschlagen, eine kleine Zahl der grösseren Exemplare ist an Hrn. Götze und an Bauersleute gekommen. Auch eine Ustrine scheint gefunden zu sein. — Ein Gang durch das Gebiet zeigte den Boden besät mit den durch die Arbeiter hingeworfenen kleineren und grösseren Scherben, sowie mit der aus Urnen ausgeschütteten Brandasche und mit Knochenresten. Die Scherben zeigten den Lausitzer Typus, überaus kunstvolle und ansprechende Handarbeit, zahlreiche Henkel- und Randstücke, Reste von Buckelurnen, daneben auch Stücke gröberer Art. An Beigaben sind nach den Angaben des Waldhüters vereinzelt Steinwerkzeuge, Bronzenadeln, — einmal 6 in einer Urne, — sowie ein Spiralring gefunden. — Trotz mehr als fünfstündigen Grabens mit 2 Spaten wurde am genannten Tage keine ganze Urne während meiner Anwesenheit gewonnen. Wohl aber an einer Stelle ausser zahlreichen Scherben und Knochenresten das Stück einer etwas verbogenen Bronzenadel ohne Kopf (10,7 *cm* lang) und ein Stückchen Bronzedraht (3 *cm* lang); an einer zweiten Stelle 50 *cm* tief von einer Urne nur Stücke und Asche mit Knochen, tiefer und zwar 80 *cm* unter der Oberfläche ein — nur zur Hälfte erhaltenes — kleines, schön gebauchtes Gefäss ohne andere Füllung als Sand, endlich Stücke eines dritten Geräthes. — An einem dritten und vierten Punkte wieder Scherben. — Alle diese Stellen lagen in der nördlichen Hälfte des Friedhofes, da wo er sich zum Werbener Weg senkt; grosse Steine lagen hier zu Dutzenden an den betreffenden Orten, zwei- und dreifach übereinander, zwischen ihnen und zwar in verschiedenen Tiefen Thongefässe, die deshalb so beschädigt waren.

Ganz anders liegen nach Aussage des Klaus und nach meinen damit übereinstimmenden Versuchen die Gefässe auf der Südhälfte des Terrains; hier finden sich Flachgräber: gewöhnlich ein Deckstein, darunter die Urne, rings umher kleine Steine und Nebengefässe. — Die baumfreien Theile des Terrains waren leider längst durchwühlt, Grabungen an anderen Punkten lehrten die Richtigkeit der Angaben, ergaben aber nichts Ganzes. Eine grosse grobe Urne mit einer Uebermenge an Asche und Knochen stand 15 *cm* unter dem Rasen, ohne grösseren Stein, nur von kleineren umgeben; sie war von Wurzeln zersprengt und zerdrückt.

Am interessantesten erscheint die verschiedene Bestattungsweise auf demselben Terrain, aber — wie es zunächst den Anschein hat — mit localer Scheidung. Wenn die Mittelmark mit Recht als das Gebiet bezeichnet wird, in dem die Flach-

gräber, wie sie weiter östlich vorherrschen, und die Steinschichtungen neben einander sich vorfinden, so würde in der Dergischower Haide diese verschiedene Bestattungsweise auf demselben Friedhof gefunden sein. Ich bemerke aber, dass die Fundstücke im N. wie im S. durchaus nicht abzuweichen scheinen, so dass Behla's Ausführungen in den „Urnenfriedhöfen des Laus. Typus etc.“ S. 41 ff. im Auge zu behalten sind.

Der „Burgwall“ bei Nächst-Neuendorf ist von Hrn. Götze a. a. O. eingehend beschrieben; der kleine Hügel — eine Umwallung fehlt ihm — ist inzwischen weiter, etwa bis zur Hälfte, abgefahren. Die Brandschicht und die mächtigen Stücke Holzkohle — namentlich eichene bemerkten wir — traten in $1^1/_2$—2 *m* Tiefe besonders hervor; darüber ergaben wenige Spatenstiche von Brand völlig zermürbte Steine, Knochen, grobe, dicke Topfscherben, mehrere mit dem Burgwalltypus.

Die beiden Ortsangehörigen wollen hier wie auf dem Urnenfelde weitere Fundstücke in Obacht nehmen und event. Nachricht geben.

(15) Hr. Siehe übersendet in einem Briefe an Hrn. Virchow d. d. Calau, 12. Mai, einen Bericht über

das Gräberfeld von Ragow und einige benachbarte Plätze.

Auf dem von Ihnen schon geschilderten Urnengräberfeld bei Ragow ist man neulich beim Ausheben eines Grabes wiederum auf eine Urne gestossen. Ich begab mich alsbald auf den Kirchhof und fand daselbst die Urne neben dem Grabe stehend vor. Dieselbe war gefunden worden in einer Tiefe von 2 Fuss, ohne jede Steinsetzung und ohne Nebengefässe. Zugedeckt war sie mit einem Teller. Die Urne selbst ist 20 *cm* hoch, der Boden hat einen Durchmesser von 11 *cm*. Sie ist nach oben leicht gebaucht, der Rand endet stumpf, nicht umgelegt. Die Farbe ist gelblich grau, innen schwärzlich. Das Material ist mit grobem Gruss durchsetzt. Der Bruch schwarz, Brand nach meiner Auffassung gering; die Urne ist innen geglättet, aussen künstlich rauh gemacht. Verzierungen nicht vorhanden. In der Urne befanden sich gebrannte menschliche Gebeine mit folgenden Beigaben:

1. Ein eisernes Messer, 14 *cm* lang, Rücken 3 *mm* dick.

2. Ein Spinnwirtel. Derselbe zeigt an der unteren Fläche zwei herumlaufende Furchen, durch einen Wulst geschieden. Das auffallendste aber ist eine offenbar erst nach der Fertigstellung künstlich eingekratzte Querfurche, welche mitten über die untere Fläche läuft. Die Farbe ist schwarz graublau, an der oberen Seite wie polirt glänzend, unten von eigenthümlicher, wie Bimsstein kratzender Beschaffenheit. Er scheint aus Thon, mit sehr feinem und scharfem Sande gemischt, hergestellt und schwach gebrannt zu sein, doch sehr fest.

3. Rudimente eines knöchernen Kammes. Derselbe ist defect und an zwei Stellen mit eisernen Nieten versehen, welche auf beiden Seiten $2^1/_2$ *mm* über das knöcherne Niveau hervorragen, also jedenfalls noch 2 andere Platten mit dem knöchernen Fundament des Kammes in Verbindung hielten.

4. Ein sonderbares Stück, auch von Knochen gearbeitet, wahrscheinlich zum Kamm gehörig und ornamentirt durch punktförmige, sich kreuzende Linien.

5. Stücke eines halbdurchsichtigen grünlichen und bläulichen Körpers, den ich für in der Hitze zu einem Klumpen geschmolzenes Glas halte.

6. Eine sehr eigenthümliche Substanz, die theilweise am Kamm haftete, theilweise an den Knochen, theilweise auch in kleinen Ballen aufgefunden wurde. Die Masse ist blasig aufgetrieben, blättert, ist halb durchsichtig bräunlich, brennt nicht, verbrei-

tet aber, an die Flamme gehalten, einen aromatischen Geruch. Sie sieht so aus, wie geschmolzener Bernstein, doch ist es vielleicht ein anderes Harz.

7. An dem einen Seitenwandbein angeschmolzen 5 Körner (von ca. Stecknadelkopfgrösse) aus Silber. —

Bei einem späteren Besuch wurde wiederum eine Urne mit Knochen ausgehoben von ähnlicher Gestalt. Auch in dieser fand sich ein Kamm mit denselben Nieten, ebenfalls geschmolzene Glasstücke, sowie jene sehr eigenthümliche harzartige, blasig aufgeschmolzene Substanz, diesmal kein Silber, aber ein eisernes Messer und 2 eiserne Pfeilspitzen [1]). —

Neben diesem Gräberfelde, ca. 3 *km* entfernt, ist merkwürdiger Weise noch ein anderer Urnenfriedhof mit ähnlichem Charakter, aber doch abweichender Formation sowohl in der Figuration der Thongefässe als auch der Grabfunde. Die letzteren sind ebenfalls Eisensachen, besonders sehr lange Nadeln. Ich überlasse die Beschreibung dieses Feldes Hrn. Director Weineck aus Lübben. Nur so viel sei noch erwähnt, dass dieses Gräberfeld, welches zur Königl. Oberförsterei Ellerborn gehört, wundervoll den Charakter der Hügelgräber bewahrt hat. Auch die hier gefundenen Gefässe sind theils innen geglättet und aussen künstlich rauh gemacht. —

Ich komme nun noch zu anderen Thongefässscherben, die ebenfalls in Ragow in einem Garten und ebensolche gleichen Charakters, die in Klein-Mehsow auf einem prähistorisch ebenfalls hochwichtigen Terrain gefunden sind. Ich habe derartige Gefässscherben noch nie auf einem Urnenfriedhof angetroffen und sende deshalb ein Kistchen mit. Darin befinden sich 4 grössere Schalen aus Ragow, von denen zwei Bodenstücke sind, 2 aber Bruchtheile des Halses; alle 4 Stücke sind zweifellos auf der Drehscheibe gefertigt; sie zeigen den Typus, wie ich ihn auf mehreren Burgwällen häufig gefunden habe [2]), und den ich als den Uebergang der altslavischen Zeit in die neuslavische bezeichnen möchte; denn es sind noch viele Reminiscenzen an die alten Burgwallscherben, der halbconcave Boden, die Verzierungen des Halses u. s. w.

Ein sonderbarer Gefässüberrest ist die Schale, die auf einem dünnen Fusse steht. Ganz ähnliche Gebilde habe ich auf einem ca. 1 Morgen grossen Felde bei Kl. Mehsow in Menge, aber sehr zerkleinert, gefunden; doch sind hier auch Henkel und sonstige Sachen, die an ein germanisches Gräberfeld erinnern, dabei, so dass man auf den Gedanken gerathen könnte, es seien hier die letzten Ueberbleibsel eines alten Burgwalles; denn die gefundenen Scherben sind überaus verschieden nach Brand, Masse und Form.

Wir sehen, dass sich die Lücken zwischen den einzelnen, fest gegliederten, keramischen Perioden mit bestimmt ausgeprägtem Charakter doch mehr und mehr füllen und dass Uebergänge vorhanden sind. Bestimmt nachgewiesen ist dies an den Burgwallscherben und nun zeigen doch auch schon einige Urnenfriedhöfe andere Formen und Beigaben, als die vom sog. Lausitzer Typus. —

Hr. Virchow begrüsst die Erweiterung unserer Kenntnisse über das Urnenfeld von Ragow mit besonderer Freude. Als er zuerst in der Sitzung vom 17. April

---

1) Da nach einer mitgekommenen Skizze die Länge dieses Stückes etwa 10, die Breite des Blattes 1,8 *cm* beträgt, wobei von der Länge etwa 4 *cm* auf den hohlen Stiel (Dülle) kommen, so dürfte diess wohl mehr als eine Lanzen- oder Wurfspiessspitze zu betrachten sein. Virchow.

2) Dr. Siehe, Abhandlungen über Vorgeschichtliches der Niederlausitz im Feuilleton des Niederlausitzer Boten.

1880 (Verhandl. S. 94) darüber berichtete, schien dasselbe erschöpft, da es ihm nicht gelungen war, neue Fundstellen zu treffen. Die Mittheilungen des Hrn. Siehe geben die Hoffnung, dass es möglich sein werde, noch mehr zu erlangen. Im Wesentlichen bestätigen die neuen Funde die frühere Auffassung. Bronze fehlt, dagegen sind Eisen und etwas Silber auch jetzt wieder zu Tage gekommen; dazu geschmolzenes Glas, vielleicht von Perlen, und ein knöcherner Kamm von bekannter Form. Offenbar gehört das einer Zeit an, welche älter ist, als die Burgwälle der Slaven.

Was die eingesendeten Scherben betrifft, welche theils aus einem Garten in Ragow, theils von einem etwas erhöhten Terrain bei Gr. Mehsow, in der Nähe eines alten Ringwalles „mit germano-slavischem Charakter" herstammen sollen, so bieten sie eine bunte Musterkarte von Topfresten aller Zeiten, von der slavischen bis auf die Gegenwart. Mit Sicherheit slavisch (Burgwalltypus) sind 2 Stück: ein ganz kleines Fragment mit ausgesprochenem 4—5linigem Wellenornament und ein Bodenstück eines Topfes mit vertieftem, concavem Boden, in dessen Mitte ein kleiner Knopf vorspringt. — Ebenso unzweifelhaft modern ist ein Bruchstück eines Steingutgefässes und ein innen glasirtes Stück. — Dazwischen liegt eine Reihe von Scherben, die theils mittelalterlich, theils vielleicht noch jünger sind, darunter sehr breite Henkelstücke.

Die „Schale, die auf einem Fuss steht", ist ein Deckel mit Handgriff; letzterer bildet einen oben platten, stark erhabenen Knopf, der innen ausgehöhlt ist. Der Deckel ist auf der Drehscheibe hergestellt und mit tiefen concentrischen Eindrücken versehen, welche schon an die früh mittelalterlichen Krüge erinnern.

Einige Stücke könnten vielleicht der Periode des Ragower Kirchhofes angehören, doch möchte ich das nicht als sicher aussprechen. Anderes erinnert an die Scherben vom Gehrener Opferheerd (S. 85).

Wahrscheinlich handelt es sich grossentheils um Abraum von Müll- und Scherbenhaufen des Hofes, der später auf den Acker gebracht ist.

(16) Hr. Virchow zeigt eine Reihe von

Scherbenproben aus dem Burgwall Waldstein im Fichtelgebirge.

Die recht interessanten Scherben sind mir von Hrn. L. Zapf in Müncheberg (Oberfranken) mit dem Ersuchen zugesendet worden, über deren Abstammung, namentlich über die Frage ihrer slavischen Abkunft ein Urtheil abzugeben.

Die Localität selbst ist schon früher in unseren Verhandlungen (1880. Verh. S. 140) erwähnt.

Die übersendeten Stücke bieten in mehrfacher Beziehung Anklänge an slavische Formen. Insbesondere kehrt die Wellenlinie mehrfach wieder und ein Bodenstück zeigt innerhalb eines Kreises ein Kreuz mit secundären Ansätzen an den Armen, Alles erhaben, also wahrscheinlich mittelst eines Stempels ausgeführt. Dieses Rand- oder Kreuzornament (Fig. 1) kehrt nach Hrn. Zapf auf einer grossen Zahl gefundener Bodenstücke wieder, einigemal mit doppelten Speichen, einmal als förmliches Rad. Trotzdem kann ich nicht sagen, dass ich innerhalb des mir geläufigen Kreises slavischer Ueberbleibsel eigentliche Parallelen finde; insbesondere ist mir ein solches Rad nicht vorgekommen. Einiges widerstreitet unseren slavischen Funden, namentlich dem Burgwalltypus direkt

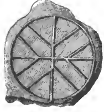
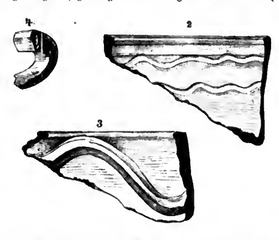


Fig. 1.

Dahin zähle ich zunächst ein Randstück eines Topfes, der sonst wohl slavisch sein könnte, der aber den breiten Ansatz eines abgebrochenen Henkels zeigt. Ein anderes Randstück ist sehr hoch, dick und fast gerade: es misst beinahe 5 *cm* in der Höhe und mehr als 1 *cm* in der Dicke, und seine äussere Fläche ist mit ganz hohen Parallelrippen und Furchen bedeckt. Ein Paar Stücke haben aussen die Wellenlinie, aber am Bauch und ganz solitär. Andere dagegen haben die Wellenlinie auf der inneren Seite und zwar sehr breit und mit niedriger Excursion (Fig. 2); eines zeigt umgekehrt auf der inneren Seite eine erhaben aufgetragene, ganz grosse kantige Wellenleiste (Fig. 3).



Die Bildung der Gefässe scheint an sich sehr mannichfaltig geweeen zu sein. Das geht am meisten aus den mir übersendeten Randstücken hervor. Der grössere Theil derselben hat einen kurzen, sehr stark eingebogenen Hals mit scharf umgelegtem, kantigem Rande (Fig. 4); hier ist der anstossende Theil des Bauches entweder mit einfachen Horizontallinien, oder mit einfachen Wellenlinien besetzt. Oder der Rand ist fast gar nicht abgesetzt und oben abgeplattet, die Wand dick; hier finden sich die inneren Ornamente, was auf schalenförmige Gefässe deutet. Oder endlich es sind jene schräg aufgerichteten, aber geraden und hohen Ränder, von denen ich schon sprach.

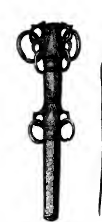
Das Material ist sehr dunkel, meist schwarzbraun, wenig scharf gebrannt, sehr glimmer- und vielleicht etwas graphithaltig.

Im Ganzen möchte ich daher glauben, dass die Parallelen, falls überhaupt slavische Reste vorliegen, mehr nach Böhmen hin zu suchen sein müssen.

(17) Hr. Victor Gross hat nebst nachfolgendem Brief d. d. Neuveville, 26. April, an Hrn. Virchow neue Pfahlbaufunde übersendet, nehmlich

einen gespaltenen Schädel von Oefeli und eine Nadelbüchse von La Tène.

Voici le crâne, trouvé dernièrement dans la station de l'âge de la pierre de Gérofin ou Oefeli (lac de Bienne) qui, à mon avis, doit avoir été utilisé comme coupe à boire. Il présente, en effet, les mêmes caractères que les coupes du même genre trouvées à Sutz et Chavannes, c'est à dire que les bords incisés offrent aussi ces éclats semi-lunaires, qui dénotent une préparation artificielle et



non une fracture accidentelle. Seulement ce spécimen est remarquable, parcequ'au lieu d'avoir été brisée dans le sens horizontal, la boîte crânienne a été partagée dans le plan vertical, de manière à conserver intact tout le côté droit et une portion du côté gauche. Le maxillaire droit parfaitement conservé, servait apparemment de poignée. —

Je joins à cet envoi la photographie d'un curieux objet, trouvé dernièrement à la Tène. C'est un tube de bronze fermé au bout inférieur, muni de chaque côté de trois hélières, qui portent chacune un anneau mobile. Deux de ces hélières sont près de l'ouverture et la troisième vers le milieu du tube. — L'intérieur renfermait l'aiguille à coudre, qui se trouve photographiée à côté, de sorte qu'il faut admettre que cet objet servait d'étui à aiguilles. Il nous expliquerait ainsi l'emploi de ces tubes de bronze, trouvés dans quelques unes de nos stations, que l'on avait considérés jusqu' ici comme des garnitures de cannes (Mortillet, Musée préhistorique Pl. XCVIII 12° 1229). —

Hr. Virchow bemerkt in Bezug auf den übersendeten Schädel von Oefeli Folgendes:

Die Bemerkungen des Hrn. Gross in Bezug auf die Art der Trennung sind durchaus zutreffend. Der Schädel ist der Länge nach in der Weise gespalten, dass die Spaltungslinie links neben der Nasenwurzel beginnt, dann durch das Tuber frontale sinistrum hindurchgeht, das linke Parietale in einer Entfernung von etwa 3 Querfingern von der Sagittalis durchsetzt und in gleicher Richtung durch die Hinterhauptsschuppe hindurchgeht. An der Basis ändert sich das Verhältniss, indem die Spaltlinie ganz nach rechts hinübergeht. Schon der Gaumen ist rechts von der Mittelnaht durchtrennt, die Apophysis basilaris fehlt in ihren hinteren zwei Drittheilen gänzlich, vom Hinterhauptsloch ist keine Spur vorhanden und selbst in die Squama occipitalis greift noch ein weit nach rechts hin ausgedehnter Substanzverlust halbmondförmig hinein. Es ist demnach am Schädeldach ein grösserer Theil der linken Seite erhalten, dagegen fehlt an der Basis der grösste Theil der mittleren und nach hinten und unten hin auch der linken Seite. Keineswegs liegen jedoch die Ränder der grossen Bruchfläche in einer Ebene, sondern, wie schon Hr. Gross richtig bemerkt hat, man sieht an denselben eine Reihe unabhängiger Schlageinwirkungen.

Von einer neuerlichen, etwa erst bei der Ausgrabung entstandenen Verletzung kann nicht die Rede sein. Die Ränder sind genau von demselben Aussehen, wie die anderen Theile: der kalkige Sand des Seegrundes ist in die Diploe eingedrungen und die Ränder selbst sind grossentheils abgerundet, wie wenn das Schädelstück im Sande gerollt oder doch bewegt sei. Dass es also alte Veränderungen sind, lässt sich nicht bezweifeln. Auch scheint es ziemlich wahrscheinlich, dass der Schädel nach dem Tode des Individuums durch eine ganze Reihe, in einer Linie hinter einander angesetzter Schläge gespalten oder dass wenigstens der einmal vorhandene Spalt durch weitere Absprengungen vergrössert worden ist. Diese Absprengungen haben im Allgemeinen eine halbmondförmige Gestalt, sind jedoch zum Theil auch

sehr seicht und fast geradlinig, nirgends scharf, so dass das einwirkende Instrument ein ganz stumpfes, vielleicht ein Stein gewesen sein dürfte.

So nahe nun auch der Gedanke liegen mag, dass diess eine Trinkschale sein sollte, so muss doch gesagt werden, dass die Form von allen sonst bekannten Trinkschädeln abweichen würde. In der Regel läuft die Trennungslinie, wie in dem früher (Zeitschr für Ethnol. 1877, Bd. IX, Verhandl. S. 131, Taf. XI) von mir beschriebenen Pfahlbau-Schädel von Sütz, horizontal durch den Schädel, und das Gesicht ist vollständig abgelöst. Hier liegt die Trennungslinie vertikal und das Gesicht ist so vollständig durchspalten, dass selbst der Kieferrand und die Gaumenhälfte der rechten Seite noch vorhanden sind, — ein gewiss vollgültiger Beweis, dass die Abtrennung nicht erst lange Zeit nach dem Tode, wo die Verbindungen der Knochen schon gelockert waren, erfolgte. Eine solche Trinkschale würde nicht sehr bequem sein; die noch erhaltene Gesichtshälfte, nicht stark genug, um als Griff zu dienen, erscheint geradezu als ein Hinderniss. Trotzdem weiss ich nicht, was die Sache sonst zu bedeuten haben sollte, falls es sich um eine absichtliche Bearbeitung handelt. Anders würde die Sache natürlich liegen, wenn es zufällige Verletzungen wären, vielleicht hervorgebracht durch Einwirkungen schwerer Körper auf den schon macerirten Schädel, — eine Möglichkeit, die sich nicht ganz zurückweisen lässt.

Im Uebrigen hat der Schädel keineswegs die Farbe der Torfschädel, sondern ein mehr bräunlich- oder gelblich-graues, etwas mattes Aussehen, wie es Knochen, die im Seesande lagen, darzubieten pflegen. Die Knochen sind leicht, kleben an der Zunge und sind durch zahlreiche Gefässlöcher etwas mehr als gewöhnlich porös. Nur nach vorn sieht das Schädeldach mehr dunkelbraun und leicht glänzend aus. Die tief abgeschliffenen Zähne deuten auf ein älteres Individuum; die Stärke der Knochen und die kräftige Ausbildung der Sehnenansätze, namentlich des Stirnnasenwulstes und des Warzenfortsatzes auf einen Mann. Alle Nähte sind offen und mehr einfach, nur die mittleren Theile der Pfeil- und der beiden Hälften der Kranz- und Lambdanaht etwas mehr zackig. Auf der rechten Schläfenseite grosse Schmalheit des Keilbeinflügels: die Sutura sphenoparietalis hat eine Länge von nur 5 *mm*, der Angulus parietalis ist kurz und schmal (l e i c h t e S t e n o k r o t a p h i e). Innerlich sind die Verhältnisse anders: die Sut. sphenopar. hat hier eine Länge von fast 8 *mm*.

Die Profilansicht zeigt eine mässig hohe, lange, gestreckte Scheitelcurve, die sich ziemlich schnell aus der fast geraden, sogar oben etwas vorgebogenen Stirn entwickelt und hinten ihre grösste Ausbiegung in der weit hinausgeschobenen Squama occipitalis findet. Die Nase steht stark vor, ihr Rücken ist leicht gerundet und oben eingebogen. Der Oberkiefer scheint schwach prognath gewesen zu sein, wenigstens sind die sehr langen Wurzeln des Schneidezahns und des Prämolaris I etwas gebogen.

In der Oberansicht macht das Schädeldach entschieden einen d o l i c h o c e p h a l e n Eindruck; insbesondere fehlt das Tuber parietale und der Schädel ist hier sehr schmal. Dagegen ist das Tuber frontale kräftig entwickelt und die Stirn selbst breit. Der Jochbogen liegt an. Grösste Länge des Schädels 184 *mm*, halbe Breite 70, danach wäre der Index 76, wahrscheinlich etwas zu hoch, da die Knochen wohl etwas aus einander gewichen sind. Ohrhöhe 115 *mm*. Die Orbita ist sehr gross, breit und hoch, jedoch mehr in der Diagonale entwickelt; Höhe 34, Breite 40 *mm*, Index 80,5.

(18) Hr. Friedr. Bayern hat an Hrn. Virchow einen Brief d. d. Tiflis, 12./24. April, übersendet, nebst Bemerkungen über dessen Vorträge, betreffend

kaukasische Gräberfelder.

1. Bemerkungen zu Hrn. Virchow's Vortrag am 15. Juli 1882.

S. 471 ist es ein Missverständniss, dass ich gesagt hätte, die schaufel- oder ruderförmigen Nadeln seien auch auf Samthawro gefunden[1]). Diese Nadeln sind bis jetzt nur auf Koban beschränkt und sogar typisch für diese Lokalität. Wenn je diese Nadeln auf Samthawro gefunden werden sollten, was doch zu bezweifeln, weil hier die Tracht der Frauen und die Sitten des Volkes verschieden von denen von Koban waren, so können sie nur in den Brunnengräbern, nicht aber in den Kisten der oberen Etage auftreten, denn die Brunnengräber gehören ungefähr in dieselbe Periode, wie das Kobaner Leichenfeld, während die Kistengräber schon der Geschichte angehören.

Oberst Olschewsky und der Grabfeldbesitzer sagten mir, dass diese Nadeln auf der Brust sich finden, und dieses bestätigte sich, als wir mit Hrn. Chantre selbst die Gräber untersuchten. Auch wird Hr. Chantre in seiner Arbeit über Koban eine Zeichnung von einem dieser Gräber, in welchem die Ruderschaufelnadeln sich fanden, geben[2]). Die Nadeln waren kreuzweise, wahrscheinlich um das Kleid zu heften, gesteckt; der breitere Theil bedeckte sicher die Brüste der Frau. Auf dem Kopfe dürften diese Nadeln nie gefunden worden sein; auch weiss ich nicht, dass sie von Jemandem am Kopfe selbst beobachtet wurden. Dies scheint eine Schlussfolgerung von Jemandem zu sein, der nicht gegraben und der an den Zopf und den, den Zopf befestigenden Kamm dachte; nun aber ist der Zopfkamm im Kaukasus nie bekannt gewesen, bis die Deutschen 1819 von Würtemberg hier einwanderten; bisher aber hat kein kaukasisches Volk diese Mode angenommen.

Die Kaukasierinnen tragen die Flechten herabhängend in Grusien und dem südlichen Kaukasus überhaupt, und der Zopf findet sich hier in den meisten Fällen falsch, derselbe ist von fremden Haaren gemacht. Die Nogaierinnen (die ihre Köpfe, wie es scheint, geschoren haben) tragen lange herabhängende Flechten, von Baumwolle geflochten. Diese Sitte, die Zöpfe lang herabhängend zu tragen, scheint sehr alt im Kaukasus; dafür sprechen die Funde in Redkin-Lager ebenso, wie gewisse parthische Münzen, namentlich Münzen des albanischen (Grusiner) Königs Aderk, der von 4 oder 2 v. Chr. bis 56 oder 58 n. Chr. regierte und vom armenischen Arsaciden-Hause stammte, bei den Persern als Orodes II, bei den Numismaten und den Römern als Hyrodes II bekannt, dessen Geschichte, weil bald in Persien, bald in Palästina, bald in Iberien gesucht, bis jetzt im Dunkeln liegt. Die Frau dieses Königs trägt eine Krone mit Nadeln besetzt und offenes, lang herabhängendes Haar, d. h. mehrere Flechten, deren untere Hälften offen sind; die Tochter aber trägt eine Flechte, nach unten offen, die am Scheitel beginnt. Von Nadeln am Hinterkopfe finden wir keine Spur. —

Die korallenartigen kleinen Bronzeröhren, welche sich in einzelnen Exemplaren auch in Redkin-Lager und in den Brunnengräbern von Samthawro

1) Das Missverständniss bezieht sich auf eine Angabe des Hrn. Bayern (Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1874, S. 44), wo er sagt, dass er „neben den Haarnadeln 3/4 Fuss lange Scheitel-Scheiden-Nadeln" gefunden habe. Was diess bedeutet, ist mir jetzt noch weniger klar als früher. Virchow.

2) In der inzwischen publicirten Abhandlung zeichnet Hr. Chantre die Scheibennadeln hinter dem Kopfe, dagegen die ruderförmigen in der Bauch- oder Beckengegend. Beide Arten müssen also aus einander gehalten werden. V.

finden, halte auch ich für grains de colliers, also für Halsschmuck. Sie haben grosse Aehnlichkeit, selbst in der Durchschnittsweite, mit den Bronzeblechröhren aus den Brunnengräbern von Samthawro, welche ich als Pfeilspitzen-Zwingen bezeichnete; diese Samthawroer Röhren aber sind viermal länger als die von Koban und bestehen aus Bronzeblech, während die Halsschmuckröhren gegossen sind. Ich nenne diese letzteren Korallen ebenso, wie die ganz ähnlichen, nur um $^2/_3$ dünneren, weissen, schwarzen, grauen, blauen oder grünen Glaskorallen, die von 15 bis zu 1 *mm* Länge auftreten und oft bis zu hundert und mehr Exemplaren sich sammeln lassen; namentlich war Redkin-Lager sehr reich an diesen verschieden grossen Glasröhren.

S. 472. Das Dentalium als Halsschmuck findet sich nicht selten in der oberen Etage von Samthawro; einzelne fossile Dentalien aber fanden sich mit anderen durchbohrten Fossilien, wie Trochus, Mactra u. s. w., in Redkin-Lager.

S. 473. Sehr erfreut hat es mich zu erfahren, dass Hr. Dolbeschew auch Goldperlen von Koban Ihnen zusendete; hier nun liegt die Frage vor, stammten dieselben aus den Gräbern mit Schaufelnadeln (obere Etage von Koban) oder aus denen mit den Ammonshörnern (untere Etage); die zweite Frage ist, sind es gegossene Perlen, oder sind sie aus feinem Goldblech gefertigt? In letzterem Falle gehören sie der oberen Etage an, die gegossenen Perlen aber sind nur in der unteren zu treffen, doch glaube ich, dass Gold nur in der oberen Etage in Koban auftritt. Ossetien selbst besitzt kein Gold; wohl aber finden sich reichlich in Digurien geschwefelte Silber-, Kupfer- und Zinkerze.

Es ist aber nicht nöthig, das Gold allein aus dem Kubandelta in Ossetien einführen zu lassen; die Pelzhändler von Sibirien konnten von der Wolga aus zu Schiffe durch das Kaspi-Meer Herodots bis an die Grenze der Kabarda, woselbst das Meer den Namen Hyrkanisches Meer führte, und landeten an der alten Mündung der Kuma, an einem jetzt verschwundenen Orte, etwas nordwestlich von Mosdok. Es konnten daher sehr möglich diese Pelzhändler auch Goldstaub bringen, von denen die kaukasischen Völker ihn erhandelten. Aber auch die medo-scythische Landstrasse führte am Fusse der ossetischen und digurischen Berge vorüber, und so war es ein Leichtes, auch fertige Kunstprodukte und namentlich Goldschmuck, ebenso aus dem Kubandelta, als von Indien und Arabien über Tiflis zu erhandeln.

S. 473. Die Amphoren mit Leichenbrand in Samthawro enthalten nicht nur Asche und Gebeine (nicht zertrümmerte Knochen), sondern auch kleine, rothe Töpfchen aus gebranntem Thon. Meinen Beobachtungen zufolge wurde die Leiche verbrannt und das noch zusammenhängende Skelet sammt dem Schädel in die Amphore hineingelassen, so dass sie sitzend erscheint, mit dem Schädel nach oben. Auf dem Schoosse findet man gewöhnlich die beiden kleinen Töpfchen, selten auch andere Beigaben, die jedoch vom Brande keine Spur zeigen, während die Knochen des Skelets theils weiss gebrannt, theils auch nur schwarz angebrannt, aber, wie gesagt, nicht zerstückelt sind. Der Leichenbrand findet sich nicht allein in den Amphoren auf Samthawro, sondern auch in einer Steinkiste fand ich eine Leiche, ausgestreckt auf einer mächtigen Schicht Kohle, wobei das Feuer so stark war, dass selbst die Wände der Steinkiste roth gebrannt waren. Ich hob hier nur den Schädel (mesocephal), der ganz schwarz gebrannt war; die Gebeine aber liess ich in der Kiste und deckte sie wieder zu, damit spätere Forscher diesen Fall auch beobachten können.

S. 477. Der Anfang des Christenthums in meinen Arbeiten ist der der Einführung desselben in Grusien. Die Grusiner wurden Christen um einige Jahrhunderte später, als die Absilier (Pitzunds) an der Küste von Abchasien,

welche schon Christen waren zu Constantins des Grossen Zeiten. Der grusinischen Chronik zufolge hatten freilich schon die Apostel Andreas und Simeon von Kanaan (der in Anakopi begraben liegt, aber sicher in Gudaut, das früher Nitika (Arrian) hiess und von Juden (worauf auch der Name Gudaut hinweisst) bewohnt war, ermordet wurde) das Christenthum gepredigt.

Das Christenthum nahm seinen Weg von der Küste des Schwarzen Meeres allmählich nach Iberien und von hier bis in die kaukasische Centralkette; leider aber wurde es durch das Auftreten der Araber im südlichen Kaukasus und der darauf folgenden Horden von Asien in seinem Fortschreiten abgebrochen.

S. 477. Die Beigaben in den Gräbern von Inianthkari sind sehr selten und bestehen aus einfachen Bronze- oder Kupferdraht-Arm-, Ohr- und Fingerringen, hin und wieder Glasschmelzperlen der Byzantiner-Zeit und Spuren von gewöhnlichen Eisenfibeln.

Der Topf, welchen ich Hrn. Virchow in Tiflis übergab, stammt von Redkin-Lager. Die Steinkisten von Inianthkari führen keine Thongeschirre.

Der Gerrus Ptol. ist die Jora, die bei Herodot Gyndes heisst. Der Alazan heisst bei Ptol. Alazonius, bei Strabo Euleus; der Alazonius Strabo's aber ist der obere Tereklauf, von den Quellen bis nach Kobi hin; von hier aus heisst der Terek bei Strabo Aragos borealis. Bei den Grusinern heissen alle Flüsse Aragwi, und so wird heute noch im oberen Terekthale der Araxes Herod., also der Terek, ebenso wie die heutige Aragwa bei Mzchet, genannt. Diese Mzcheter Aragwi heisst bei Mela Albanus, bei Ptol. Aragos, bei Strabo Aragos meridionalis. Der Albanus Ptol. ist der Rhaetaeus Strabo's, heute Rechula genannt. Die Liachwa heisst bei Strabo und Mela Cyrus und auch Cambyses, nach dem Vater von Cyrus I, der in Cyropolis, heute Zchinwali, am Cyrus lebte.

Das Suramer Gebiet bis an die Liachwa, bei Herodot Armenien, heute noch Ameri genannt, hiess bei Strabo Iberien, andere nannten es Amardi und Mardi. Die Ostgrenze war die Liachwa von Iberien, welche die Westgrenze von Albanien bildete. Das Liachwathal hiess Cambysene und wird fälschlich einmal nach Medien, ein andermal nach Armenien gesetzt; Armenien aber ist ein Irrthum bei Herodot 5, 52.

Mit der Liachwa beginnt nach Osten zu Albanien, dessen östliche Grenze Herodot's Tigris III (Mela's Albanus, Strabo's Aragos) war; die Nordgrenze Albaniens dagegen war der Darialpass (Kaspische = Kaukasische = Sarmatische = Hunnen u. s. w. Pforte genannt). Den Fehler, Iberien bis an die Aragwi bei Mzchet auszudehnen, machte Strabo, der sein Seusamore (die Acropolis Dio Cass.), also Mzchet in Iberien, ebenso falsch erwähnt, wie das Castell Harmosica, das nach Herodot in das syrische Medien gehörte. Wenn man nun noch weiss, dass der albanische Pass der Kreuzberg an den Quellen des Albanus Mela (Aragwa) und des Rha Mela (Terek) ist, so wird man Albanien nicht mehr am Gerrus (Jora) in Kachetien, Schirwan oder Daghestan suchen, wie dies durch Unkenntniss der Topographie schon bei Ptolemaeus der Fall war. Marienfeld liegt daher auf alt-assyrischem Gebiet und die hier begrabenen macrocephalen Leute sind Meder gewesen, ebenso wie die von Samthawro, von Muchadgwerd und von Maredschi auf der Wasserscheide zwischen Jora und Alazan; denn Medien hiess das ganze Kuraflussnetz, von Borjom beginnend bis an den Ssamur, den Araxes Strabo's, den Curtius fälschlich Medus nennt, während der Medus Strabo's, bei Curtius fälschlich Araxes genannt, der heutige Achtitschai ist. Daher halte ich dafür, dass alle dolichocephalen deformirten Schädel des Samthawroer Typus als reine Meder zu nehmen sind, die sich, wie schon hervorgehoben, vom Ssamur aus bis auf die Adjurer Hoch-

gebirge im Achalzicher Gebiete (früher von Makronen und Moschiern bewohnt) verfolgen lassen werden. Wenn man in Europa, namentlich an der Donau und in Südrussland, diese Schädelform findet, so dürfte mit Sicherheit angenommen werden, dass sie von Kriegern aus den Expeditionen des Darius und des Xerxes stammen.

(Hierzu habe ich noch die Bemerkung zu machen, dass die Gräber von Sartatschali von 5 bis 9 Fuss Länge und von 2 bis oft 5 Fuss Breite haben, das von Hrn. Virchow gegebene Maass daher nur auf die kleineren Kisten sich bezieht.)

S. 480. Wenn auch heute die Osseten nur in beschränkten Regionen sich bis an die Kura herunter ziehen, so war dies früher nicht so, denn die Osseten, bei Herodot Perser genannt, lebten gemengt unter den Medern nicht allein im grusinischen Ossetien (Albanien), sondern auch das rechte Kuragebiet von Karthalinien, zwischen Gori und Mzchet, war an vielen Orten von ihnen besiedelt; bis heute noch findet man ossetinische Ansiedelungen in den karthalinischen Bergen zwischen Manglis und Borjom. Dieser Umstand nun dürfte es erklären, dass die Griechen keinen Unterschied zwischen den eigentlichen Persern (Osseten) und den Medern (Albanern, heute Grusinern) machten; denn durch die Einnahme Mediens durch Cyrus, der dem Liachwathale angehörte, wurden Osseten ebenso nach Elymais (Kachetien), als nach dem östlichen Medien (heute Schirwan) und dem östlichen Daghestan angesiedelt. Es waren diese Osseten, wie ich annehmen muss, welche der Provinz Schirwan den Namen Hohles Persien (weil es die kaukasische Erdbebenzone ist) und dem östlichen Daghestan den Namen Gross-Persien verliehen.

Man wird sich daher nicht wundern, wenn ich ossetinische Leichenfelder in Natschpis, 14 Werst oberhalb Mzchet, dann bei Kodomani, 8 Werst oberhalb Mzchet am linken Kura-Ufer, dann bei Inianthkari, am rechten Aragwa-Ufer, 5 Werst östlich von Duschet, fand. Die Schädel aber von diesen drei Orten zeigen, bei gleicher Bestattung, grosse Verschiedenheit; denn die von Natschpis sind grössten Theils dolichocephal, aber nicht deformirt, und finden sich gemengt mit meso- und brachycephalen Schädeln; die Schädel von Kodomani, die ich sammelte, waren alle mesocephal, während die Schädel von Inianthkari grössten Theils dickschalig und mehr oder weniger brachycephal sich erwiesen; von Dolichocephalie und von Deformation der Schädel ist mir bei ihnen nichts aufgestossen.

Die Steinkisten der ossetinischen Gräberfelder sind alle ziemlich schmal (3 Fuss in selteneren Fällen breit) und doch findet man gewöhnlich vier Leichen neben einander in gestreckter Lage. Die Länge beträgt 7—8 Fuss, und die Gräber bergen 6 bis 8 Leichen, theils mit den Schädeln im Osten, theils im Westen; alle, wie gesagt, in gestreckter Lage, wodurch sie sich von den medischen Gräbern von Samthawro, von Muchadgwerd (gegenüber der Aragwamündung, am rechten Kuraufer), von Digom (7 Werst oberhalb Tiflis am rechten Kuraufer), von Sartatschali und Marienfeld an der Jora, rechtes Ufergebiet, sowie von Meredschi auf dem Parachantras, — das ist das Jora-Alazaner Grenzgebirge, — unterscheiden, die erstens bedeutend grössere Steinkisten, zweitens selten mehr als zwei Leichen in gestreckter Lage aufweisen, während alle anderen Leichen sitzend beigesetzt wurden.

Die nach Herodot in Honig gesetzten Meder und die, gleichfalls nach ihm, in Wachs gesetzten Perser habe ich noch nicht gefunden, daher scheinen die Amphoren mit Leichenbrand auf Samthawro mit Honig gefüllt gewesen zu sein, wenn diese Angaben bei Herodot richtig sind, woran zu zweifeln ich keinen Grund habe. Bei alle dem dürfte die Sitte nur in sehr seltenen Fällen vorgekommen sein.

Merkwürdiger Weise sind mir in Tiflis selbst nur Gräber aus der Byzantiner-Zeit zu Gesicht gekommen, und ich erinnere mich nicht, hier je einen dolicho-

cephalen Schädel beobachtet zu haben. Aber auch die alten Gräber fehlen uns in Tiflis, denn sie sind von den Häusern bedeckt.

Die Beigaben in Inianthkari sind denen von Netschpis und Muchadgwerd ähnlich, aber noch um etwas jünger. In den Gräbern von Muchadgwerd fand ich eine Nadel von Bronze mit einer Hand, welche als Köpfchen einen nicäischen Segen, wie in den orthodoxen Kirchen im Kaukasus oft zu sehen, darstellt, daher dieses Grab ebenfalls bestimmt dem Christenthum angehört, und doch fanden sich in demselben vier sitzende Leichen, also Christen, nach alter Weise begraben. Das Balausticum aus rother Koralle als Köpfchen auf Haarnadeln fand ich ebenso in Samthawro, Muchadgwerd, Sarthatschala und Maredschi, als in den ossetiner Gräbern von Netschpis.

Alban und Alvan bedeutet Gebirgsland und scheint dem deutschen Alp zu entsprechen. Ein grusiner Fürst sagte mir, dass Alvanai (also Aea Alvan oder Alvan-aia) Königsgründe bedeute, sicher aber irrt sich dieser Kachetiner Fürst, denn der untere Theil des Alazaner Thales heisst Miza- (Erde) batoni (Herr), folglich Königs-Erde, aus welchem die Griechen Messa-batika machten (es ist dies der Ssakataler Kreis).

In der Römerzeit und selbst noch bis auf Procopius wurde der Rhion befahren bis hinauf nach Sarapanis, dem Surium Plin. et Ptol.; dies aber konnte nur geschehen, so lange der grosse, das Rhionbecken bedeckende Imerethiner See (Askanius?) noch stand, welchen Herodot entweder Phasis, wie den Rhion selbst, oder was noch wahrscheinlicher, nördliches Meer nannte (4, 37), denn dieser See bildete eine bis an die Grenze der Sarapanis (Scharopan) sich ausdehnende Bucht, in welche alle imeretinischen Flüsse mündeten; und dieser grosse See war auch die Ursache, dass die Geographen den eigentlichen Phasis (Rhion) nicht finden konnten, so dass selbst noch Dubois de Montpereux nach Plinius den Suriusfluss, also die Quirulla, für den Phasis hielt. Die Römer fuhren im Rhionflussbette durch diesen See bis an die Mündung des Surius bei Surium (Sarapanis Proc.), heute die Festung Scharopan oberhalb Quirilskaia.

Wann dieser namenlose imeretiner See abgeflossen, ist mir nicht bekannt; so viel weiss ich, dass noch 1849, als ich das Rhionbecken bereiste, grosse Strecken unter Wasser standen und Sümpfe bildeten, so namentlich bei Quirilskaia selbst. Der Abfluss fand daher nur allmählich statt; dies bezeugt auch die grusinische Chronik, die Scharopan an den namenlosen See angrenzen lässt und Iberien an den Sper-See. Dass nun Iberien im Osten an den Sper-See, Sarapanis aber im Süden oder richtiger Südwesten an den Scharopaner (Imeretiner) See angrenzen musste, übersah Brosset und dehnt in Folge dessen Iberien aus bis an die Mündung des Tschorok bei Batum ebenso, wie die Scharopan, glaubt auch, beide Seen seien identisch und bezeichneten nichts weiter, als das Schwarze Meer an der Lasischen Küste. In Folge dieses Missgriffes ist auch die Geschichte Imeretiens und Grusiens bei Brosset gänzlich verfehlt und alle seine Nachfolger, namentlich der thätige und besonders hervorragende Reisende Dubois de Montpereux, wurden dadurch irre geleitet.

S. 442. Eine Spalte nennen die Griechen χηλή. Die grusinische Sprache aber besitzt viele griechische Worte; ob sie in die grusinische Sprache eingeführt, oder ob die Griechen aus dieser altmedischen Sprache Worte entnommen, weiss ich nicht; so viel aber ist gewiss, dass auch Chili oder Chele der Griechen in der grusinischen Sprache auftritt, denn die Spalte, sei es eine Erd- oder eine Mauer- oder eine Baumspalte, heisst Gachet-chili; Holzspalten aber heisst Tschescha (= Holz) daapé (spalten).

S. 457 wird vom Poliren und Brennen der Thongeschirre gesprochen. Dabei erinnerte ich mich einer Beobachtung, die ich machte, wie die Perser die Fussböden ihrer Wohnungen verfertigen.

Im Jahre 1875 reiste ich nach Gurien, um die von Dubois de Montpereux entdeckte Festung Petra auf dem Plateau von Waschnari, 7 Werst unterhalb (westlich) von Ozurgeti zu untersuchen, fand jedoch, nachdem ich 8 Tage hier Ausgrabungen machte, dass Dubois sich in dem Namen Petra geirrt, weil er übersehen, dass diese Festung nothwendig am Meere liegen musste, wenn Procopius richtig verstanden wird. Dubois beschreibt diese namenlose Festung ziemlich genau, und ich habe gefunden, dass, wenn auch dieselbe nicht die von Procopius beschriebene Festung Petra sei, die wir, wenn am Meere, nur bei oder in Zichisdir an der Gurischen Küste, unweit Batum, zu suchen haben, die von Dubois beschriebene Festung auf Waschnari doch bekannt zu werden verdient, um so mehr, als sie an derselben Stelle, aber verkleinert, steht, wo einst eine altassyrische oder vorhistorische grössere Festung gestanden hat. Daher skizzirte ich einen Plan von derselben, soweit meine Ausgrabungen gingen, um einmal diese Arbeiten zu publiciren, wozu ich bisher noch nicht kommen konnte.

Hier will ich nur die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie die Perser, denn dies war sicher eine persische Festung, die Fussböden in den Zimmern, den Casematten und dem Bade zubereiteten.

Bei dem Wegräumen eines Schutthügels stiess ich auf die Grundmauern eines grossen Gebäudes, sicher die Commandantenwohnung, vor deren Eingang eine 12 Fuss lange, 6 Stufen hohe, aus 2 Fuss hohen Quadern gehaute Treppe aufgedeckt wurde. Die Grundmauern waren aus eben so grossen Quadern, aber von grünem Thonporphyr an der Frontseite gebaut; das Gebäude jedoch über der Grundmauer war ein reiner Ziegelbau, der aber demolirt war. Von der Treppe führte ein langes, schmales Vorzimmer in das Innere des Hauses, gerade in ein langes Querzimmer, aus welchem eine Treppe, von Ziegeln gebaut, von welcher noch einige Stufen zu finden waren, in einen oberen Stock führte.

Ich liess hier den Boden vom Schutte räumen und fand einen geglätteten Ziegelboden, konnte aber keine Ziegelränder finden. Als nun der Boden ganz vom Schutte befreit war, fand ich, dass dies nicht ein Ziegelboden, sondern eine rothgebrannte, stark geglättete Thonlage war, die ungefähr $^1/_2$ Fuss dick den Boden bedeckte, aber nur bis auf $^1/_2$ Zoll ungefähr roth gebrannt sich erwies. Einen ganz ähnlichen, aber bedeutend dickeren Boden fand ich in dem Bade, welches Dubois de Montpereux für einen Atesch-gad (Feuertempel) hielt; selbst in den Casematten traf ich diesen gebrannten Lehmboden, aber weniger geglättet, als im Commandantenhause und im Bade.

Diese polirten und gebrannten Thonböden, scheint mir, sind, nachdem sie geglättet waren, mit einer Schicht getrockneter Farrenkräuter (Pteris aquilina) bedeckt worden, auf welche eine Lage Holzkohle gelegt wurde; bevor noch Holz, von welchem ich jedoch nirgend eine Spur fand, in die Wände des Gebäudes eingelegt wurde, wurde das Farrenkraut angezündet. Dieser Brand war es, welcher den Thon roth brannte. Als das Gebäude fertig war, scheint es, dass der Boden wieder mit einer feinen Schicht rothen Thons bedeckt und geglättet wurde, um Risse und Unebenheiten auszufüllen; auch dieser erhielt vielleicht eine zweite Feuerung auf kurze Dauer, denn auch diese papierdünne Lage erwies sich roth gebrannt, aber schon weniger, wie die untere gebrannte Lage.

Hr. Oberst Weiss von Weissenhoff, ein eifriger Archäologe, brachte mir eine Partie Obsidiansplitter, welche er auf der Steppe, an der Vereinigung der Kura und des Araxes sammelte, woselbst er Studien für einen Irrigationskanal machte. Diese Obsidiansplitter lassen sich hier zahlreich sammeln, zeigen aber keine Spur einer künstlichen Bearbeitung. Unter ihnen finden sich merkwürdiger Weise schöne nnd oft ziemlich grosse Splitter nnd Bruchstücke von Morion (schwarzem Bergkrystall, sogenanntem Rauchtopaz). Alle diese Splitter zeigen ganz frischen Bruch. Hr. v. Weissenhoff überliess mir ein Stück für Sie, das ich Ihnen bei Gelegenheit zusenden will[1]).

Morion, also den ganz schwarzen Rauchtopaz habe ich bis dahin im Kaukasus als anstehendes Gestein nicht beobachtet. In Bialoiklutsch hiess es, in den fünfziger Jahren habe man Rauchtopaz gefunden; als ich denselben aber selbst suchte und untersuchte, fand es sich, dass dies nur herumgestreute Obsidiansplitter waren, die im ganzen Kura- und Araxbecken gesammelt werden können. Das erste wirkliche Morion-Exemplar erhielt ich als schön polirte grosse Perle aus den Gräbern von Komunta in Digurien; es stammt aus der Byzantiner-Zeit. Ich lege Ihnen hierbei drei Tafeln von Photographien meiner Sammlung bei, die namentlich rein byzantinische Prodnctionen aus den Gräbern von Digurien geben, wobei ich Sie aufmerksam zu machen wünsche auf die verschiedenen Schildformen, die in grosser Mode waren in dieser Zeit und die beinahe alle bekannten Formen zeigen: so das ausgeschweifte Amazonenschild, das boeotische Schild, das Rundschild und verschiedene andere Schilde, die zu einer Monographie der Schilde guten Stoff liefern könnten. Die Sammlung befindet sich jetzt im kaukasischen Museum.

Den ersten Morionsplitter fand ich in einer Grabkammer in Redkin-Lager ebenfalls in Gesellschaft mit Obsidiansplittern; dies bewies mir, dass dies Mineral der Karabach angehört und nicht vom Ural stammen konnte. Der Fund des Hrn. Obersten von Weissenhoff bestätigt meine Annahme; nur bleiben wir noch immer im Dunkeln, wo eigentlich er anstehend sich findet, denn die von ihm gesammelten Morionsplitter finden sich an einer Stelle, die noch im 5. Jahrhundert vom heutigen kaspischen Meere bedeckt war, wo folglich weder von einem Einführen dieser Splitter, um zu Kunstprodncten verwendet werden zu können, noch von künstlicher Bearbeitung die Rede sein kann. Wie kamen sie auf diesen alten Meeresboden und warum in Gesellschaft von Obsidiansplittern von ganz gleicher Farbe? Dies sind Fragen, die ich noch nicht zu lösen weiss. Den Morion für geschmolzenen Quarz zu nehmen, verbieten die quergestreiften Krystallflächen, die den krystallinischen Quarz charakterisiren.

Da nun das Gräberfeld von Redkin-Lager nm einige tausend Jahre älter ist, als das Sinken des kaspischen Meeres, welches im 6. Jahrhundert n. Chr. statt fand, so ist es begreiflich, dass der Morionsplitter von Redkin-Lager nicht von der Steppe zwischen Kura und Araxes stammen kann, sondern ebenfalls durch eine Spalte in der Nähe des Akstaphathales sammt den Obsidiansplittern ausgeworfen werden konnte, wie jene Stücke auf der Araxesebene; ihr Vorkommen ist daher ganz analog mit den Obsidiansplittern von Samtbawro. Solche vulkanische Spalten müssen in einer früheren Zeit häufig den südöstlichen Kaukasus heimgesucht haben, und eine solche Spalte auch scheint das Versinken oder Sinken des Wassers im kaspischen Meere hervorgerufen zu haben. Es ist daher zu hoffen, dass wir in der Karabach und im Elisabethpoler Gouvernement auch bearbeitete Werkzeuge, namentlich Pfeilspitzen von Moriou, finden werden.

1) Nach einer neueren Nachricht ist der vermeintliche Morion Obsidian. Virchow.

Hr. v. Weissenhoff sagte mir, dass jene Stelle 40 Faden über dem Niveau des Schwarzen Meeres liege. Dies dürfte auf eine einstige Deltabildung des Araxes hinweisen; mit den verschiedenen Meeresniveaus dürfte, scheint mir, noch manches nicht richtig sein.

Die Gräber von Zalki sollen sehr sporadisch auftreten; bis jetzt sollen nur drei Gräber beobachtet sein, wie mir General Komaroff erzählte, von denen zwei durch den Chausseebau zerstört wurden, während es dem General gelang, das dritte selbst zu untersuchen. Nach seiner Angabe war das Grab ein Schacht oder Brunnen, in die Erde gegraben und mit einem mächtigen Steine bedeckt, welchen 20 Mann kaum wegwälzen konnten. Im Grabe war nur eine Leiche, zwei kleine schwarze Thontöpfe, ein Meissel von der Form der Fig. 5 auf Taf. III (Objets d'antiquité) und einige Pfeilspitzen von Bronze mit Haftzunge; der zweite Meissel, früher von mir für ein Streitbeil gehalten, weil er nur mit Waffen sich fand und sicher auch als Waffe diente, ist nach Komaroff in der Erde bei dem Chausséebau gefunden.

Diesem Meissel zufolge gehört dies Grab ganz in dieselbe Periode, wie die Brunnengräber von Samthawro.

2. Bemerkungen zu den Verhandlungen der Sitzung am 21. October 1882.

S. 489. Ueber Bruchstücke grosser, schwarzer Thongefässe bemerke ich, dass auch auf dem Leichenfelde von Redkin-Lager dicke, schwarze Scherben mit oft sehr schönen Verzierungen in der Erde gefunden werden, die in den Gräbern selbst nicht auftreten, aber doch derselben Zeit angehören. Namentlich sind skulpirte, erhabene Spiralen und rosettenartige Ringelungen hervorzuheben. Ob die schöne, glänzende, schwarze Farbe auf den Thongeschirren von Redkin-Lager dem Graphit zuzuschreiben ist, muss noch untersucht werden.

S. 506. Ueber das Bandwirken der Mädchen habe ich in Koban eine interessante Beobachtung gemacht. Heute noch beschäftigen sich die Weiber und ganz besonders die Mädchen der kaukasischen Gebirgsvölker mit Posamentirarbeit, das heisst mit Weben oder richtiger Klöppeln der Silber- und Goldborten für ihren und der Männer Bedarf. Diese Kunst scheint schon sehr alt, denn ich fand in einem der kistiner Grabthürme, die gewöhnlich drei übereinander stehende Räume bilden, wo im oberen Raume die Reichen, im mittleren die Aermeren und ganz unten die ganz armen Leute liegen, wie mir ein Ingusche erzählt, bei denen dieselbe Beerdigungsweise einst statt fand, und wo in jedem Raume hunderte von Leichen, in Tücher eingewickelt, mumienartig aufeinander liegen, — also ich fand in der mittleren Etage, aus welcher ich für Hrn. Chantre eine dieser Mumien und einige Schädel holte, ein kleines niedliches Körbchen, aus Ruthen geflochten, in welchem ein in einem Beutelchen liegendes Spiegelglas, eine, wieder in einem ledernen Beutelchen steckende Scheere und, nebst einigen anderen Instrumenten für Frauengebrauch, auch die zum Bortenweben nöthigen Bestecke und das Falzmesser, aus Bein gefertigt, lagen. Khanukoff, der Grundbesitzer des Kobaner Leichenfeldes, sagte mir, dass dies Körbchen einem verstorbenen Mädchen beigelegt sei; ganz dasselbe soll sich auch in den Ingusсher Grabthürmen finden, erzählte mir der Ingusche. Das Körbchen liegt jetzt in der Sammlung des Hrn. Chantre in Lyon.

S. 523. In Bezug auf die Brandgruben bei Gross-Gerau hätte ich folgende Bemerkung vorzulegen:

Im Gebiete von Piatigorsk, auf der Stawropoler Hochebene und an einigen anderen Orten der nordkaukasischen Steppen, findet man häufig Ansammlungen von

Topfscherben, untermengt mit zertrümmerten Thierknochen, ja selbst hin und wieder Halsperlen und Trümmer von Eisengeräthen und Nadeln. Schon bei dem ersten Scherbenhaufen, den ich im Jahre 1857 fand, kam ich zu dem Schlusse, dass diese sogenannten Küchenabfälle von wandernden Hirten stammen, wenn die Scherbenhaufen grösser, von Winterplätzen, in deren Nähe sich gewöhnlich auch Brennholz — das ist Wald — findet, wenn aber die Haufen kleiner, von kurzen Sommerplätzen. Vieler Orts scheinen diese Wanderhirten, so wie heute noch die Kalmücken und Nogaier auf den Steppen hier thun, den Winter stets an derselben Stelle zuzubringen, wo sie in ihren schwarzen Filzzelten vor der Kälte ziemlich geschützt sind.

Ganz so, scheint mir, verhält es sich auch bei Gross-Gerau, woselbst die Thonklumpen darauf hinweisen dürften, dass hier ein Winterlager war, wobei die Zeltbewohner einen, aus Ruthen geflochtenen, mit Thon innen und aussen bestrichenen Unterbau für ihre Zelte machten, um vor Wind und Nässe oder auch vor wilden Thieren geschützt zu sein.

(19) Hr. General von Erckert, der eben im Begriff stand, die Mauer von Derbent in einer Länge von etwa 70 *km* abzureiten, sendet aus Petrowsk, 20. März (1. April)

Körpermessungen russischer Völker.

Die erste Reihe der Zahlen enthält die Körpergrösse; die zweite die Länge des Rumpfes vom obersten Halswirbel bis zum Steissbeinende; die dritte das Verhältniss des Rückens (Rumpfes) zur Höhe des Beins bis zum Trochanter, den Rücken auf 1000 reducirt.

1. Tscheremissen.

1720	645	632
1720	600	591
1715	635	635
1640	575	592
1730	615	621
1735	620	649
1760	640	663
1740	640	618
1780	660	644
	Durchschnitt	62,7 pCt.

2. Wotjaken.

1715	696	726
1635	590	631
	Durchschnitt	67,8 pCt.

3. Baschkiren.

1720	595	575
1700	600	609
1730	625	622
1795	650	607
1750	625	625
1700	630	630
1720	605	599
1670	600	609
1770	635	672
1750	645	632
1750	610	607
1705	640	663
1685	655	712
1795	650	607
1750	625	625
1700	630	630
1720	605	599
1670	600	609
1700	630	636
1665	670	736
1700	620	620
1660	590	601
1635	615	676
1745	670	694
1725	620	636
1750	620	617
1755	615	603
1740	645	665
	Durchschnitt	63,3 pCt.

Baschkiren sichtbar Mischrasse aus Finnen und Tataren; daher ihr Platz auch nach diesem Resultat richtig.

4. Meschtscheräken.

1680	620	649
1745	640	653
1705	630	636
1725	620	617
	Durchschnitt	63,9 pCt.

5. Wolga-Tataren.

1710	605	596
1680	630	643
1760	655	675
1695	615	631
1730	645	668
1655	585	619
1625	637	716

1620	630	712
1670	585	594
1730	635	645
1770	625	635
1665	620	646
1735	665	689
1615	590	652
1675	615	647
1685	597	606
		Mittel 65,0 pCt.

6. Gross-Russen an der Wolga, sehr gemischt, finnisch und tatarisch.

1775	645	658
1720	655	677
1745	625	641
1710	620	632
1760	620	611
1775	670	667
1575	545	612
1660	600	638
1610	605	684
1650	595	650
1675	595	613
1660	600	638
1675	585	597
1690	630	649
1675	635	668
1730	635	629
1680	615	641
1655	620	674
1615	600	659
1650	620	685
1590	585	636
1610	615	638
1595	605	699
1675	590	615
1585	600	698
1620	615	676
1670	625	698
1660	635	676
1640	605	634
1655	640	707
1550	596	681
1560	585	688
1600	630	696
		Mittel 66,3 pCt.

7. Klein-Russen.

1710	670	713
1690	645	672
1640	585	609
1715	615	635
1675	615	661
1595	580	641
		Mittel 65,5 pCt.

8. Polen.

1570	570	630
1750	590	621
1780	650	628
1695	620	610
1575	600	667
1660	585	579
1600	585	609
1720	605	611
1580	605	658
1635	565	589
1710	640	660
1610	595	661
1610	610	674
1635	615	683
		Mittel 63,4 pCt.

9. Juden.

1680	575	590
1565	550	611
		Mittel 60,0 pCt.

Reihenfolge nach Mittelwerthen:

Wotjaken	67,8
Gross-Russen	66,3
Klein-Russen	65,5
Wolga-Tataren	65,0
Meschtscheräken	63,9
Polen	63,4
Baschkiren	63,3
Tscheremissen	62,7
Juden	60,0

Die hervortretenden sehr abweichenden Zahlen correspondiren meist mit besonders abweichenden Typen, sind aber hier mit eingerechnet.

(20) Hr. Alex. Schadenberg hat an Hrn. Virchow d. d. Glogau, 10. März, die Photographie eines

deformirten Schädel aus einer Höhle von Süd-Mindanao

übersendet. Letzterer zeigt dieselbe Art künstlicher Deformation, welche Hr. Virchow früher von Höhlenschädeln auf Luzon beschrieben hat, jedoch in so hohem Grade, dass er ganz den sogenannten Makrocephalen der Krim und des Kaukasus gleicht.

(21) Hr. F. v. Luschan berichtet in einem an Hrn. Virchow gerichteten Briefe aus Aleppo, Ostersonntag, über seine

Reise in Kleinasien und Syrien.

Seit ich Sie zuletzt (1881) in Salzburg gesehen, war ich fast immer auf Reisen. Erst mit der Benndorf'schen Expedition ein zweites Mal in Lycien, dann mit Prof. Petersen auf einer hochinteressanten Streiftour vom lykischen Hochland durch die Kibyratis nach Pisidien und Carien; dann war ich im September v. J. volle 8 Tage in Europa und kehrte sofort wieder nach Kleinasien zurück, vorerst nach Pamphylien; dann kam Rhodus an die Reihe, wo ich eine grosse Zahl altgriechischer Gräber öffnen sah und schöne Schädel erwarb. Daran schlossen sich allerhand Ausgrabungen in der Nähe von Smyrna, dann ein mehrwöchentlicher, ethnographisch nicht undankbarer Aufenthalt in Constantinopel; dann eine sehr lohnende Tour durch Nord-Syrien und das türkisch-arabische Grenzgebiet. Schliesslich ein Aufenthalt in Aleppo, hauptsächlich um die habb-es-rene zu studiren. Da habe ich leider einen grossen Misserfolg zu verzeichnen; meine Absicht, eine Reihe von Aleppoknoten zu exstirpiren und zu härten, stiess auf unüberwindliche Hindernisse. Ich bot Bettlern, die nie im Leben ein Goldstück in der Hand gehabt, jede beliebige Summe, wenn sie mir ihren Knoten verkaufen wollten; aber umsonst! So beschränkte ich mich einstweilen darauf, verschiedene Impfungs-Versuche an mir selbst und an meinen Pferden vorzunehmen, sowie grosse Mengen schlechten Wassers zu trinken; das letztere desshalb, weil die Einheimischen gerade das Wasser als Ursache des Knotens bezeichnen. Auf eine oder die andere Weise hoffe ich also doch, zu einem exstirpirbaren Knoten zu gelangen. Auch mein Diener bekam grosse Mengen Wasser zu trinken und wurde auch täglich in das Hamman genommen, um seine Haut recht empfindlich zu machen; er ist mir blind ergeben, und würde natürlich mit Freuden in eine Exstirpation willigen. Bei den hiesigen Aerzten, die sonst sehr anständig sind, ist auf Unterstützung kaum zu rechnen, da alle den Knoten wie ein Noli me tangere betrachten und er ausserdem als etwas Alltägliches und Selbstverständliches kein Interesse für sie hat.

Meine Idee, dass eine Exstirpation nebenbei auch eine Radical-Heilung sein dürfte, fand bei den Herren auch nicht den geringsten Glauben; ja ich glaube, sie waren alle überzeugt, dass ich ihnen nur desshalb davon sprach, um sie leichter zu einer Exstirpation zu bestimmen.

Ich breche noch heute von hier auf, gehe über Alexandrette per mare nach Adalia, bringe in Pamphylien allerhand dort begonnene Arbeiten zu einem vorläufigen Abschluss und hoffe dann, die von der preussischen Regierung nach Kurdistan und an den Nimrud-Dagh zu entsendende Expedition dahin begleiten zu dürfen.

(22) Hr. M. Elsner v. Gronow auf Kalinowitz schreibt, mit Beziehung auf die in der Sitzung vom 16. December 1882 (Verhandl. S. 559) mitgetheilten Bemerkungen des Hrn. L. Schneider über

Lhota — Elgut.

Was den Namen Lhota anlangt, so habe ich selbst schon darauf hingewiesen, dass er sich im Böhmischen eingebürgert hat, wie im Deutschen das Wort Colonie. Doch hat er in der böhmischen Sprache noch eine besondere Bedeutung: Lhota ist nehmlich eine Colonie, welche auf längere oder kürzere Zeit abgabenfrei errichtet wird. Dass nach dem Rechte der Lhota vom 13. Jahrhundert an in Böhmen eine

Menge von Niederlassungen errichtet wurde, ist mir bekannt. Ich behaupte aber, dass der Stamm Lhot oder Lgot kein slavischer, sondern ein keltischer ist, sowie noch heutigen Tages im Dialekt der Insel Man Lhot einen Besitz bedeutet. Verwandt ist er mit dem deutschen Gut oder Hut.

Es ist auch eigenthümlich, dass die, Lhota oder Lgota benannten Besiedelungen strahlenförmig von der Gegend um Krakau, wo Quaden und Sarmaten zusammenstiessen, ausgehen und sich in Schlesien, Polen und Mähren, wo sie nicht in dem Umfange vorkommen, wie in Böhmen, auf die Eisenerzfelder beschränken. Wären die Lhota's von Böhmen ausgegangen, so müsste ihre Verbreitungsweise eine andere sein. In Böhmen sind dann eben Colonien vielleicht von nicht keltischen Eisenarbeitern und endlich auch von anderen Arbeitern in Menge nach dem ursprünglichen Recht der alten keltischen Niederlassungen angelegt worden.

Merkwürdig ist es auch, dass sich im südlichen Böhmen eine Gruppe Lhotas um die Stadt Birken sammelt und dass diese Stadt Welsch-Birken heisst.

Die Niederlassungen, welche von den ursprünglichen Gotinen herrühren, waren gewiss nicht zahlreich, sondern beschränkten sich auf das polnische Vorkommen, die beiden schlesischen Gruppen, die mährische Gruppe auf dem Brauneisenstein des Quadersandsteins und vielleicht 50—60 alte Lhota's in Böhmen.

Wenn das Wort Lhota als ein böhmisches beansprucht wird, so müsste der slavische Ursprung nachgewiesen werden.

(23) Hr. Kofler in Darmstadt übersendet Berichte über

Hügelgräber bei Lorsch und prähistorische Wohnstätten bei Holzhausen v. d. Höhe.

1. Das Ried, welches in diesem Winter von den Fluthen des Rheines so schwer heimgesucht ward, birgt in Wald und Feld eine grosse Menge Gräber vor- und nachrömischer Zeit, Hügelgräber sowohl, wie Reihengräber. Die ersteren liegen in grösseren und kleineren Gruppen, die letzteren zum Theil in grossen Todtenfeldern beisammen. Grössere Gruppen von Hügelgräbern findet man bei Wallerstädten, Gernsheim, Gross-Rohrheim, Jägersburg, Bobstadt und Lorsch. Reihengräber wurden bei Gross-Gerau, Berkach, Biebesheim, Klein-Rohrheim, Gross-Rohrheim, Viernheim u. s. w. gefunden.

Die Zahl der Hügelgräber im Lorscher Walde, welche in verschiedenen Gruppen beisammen liegen, mag wohl etwas über hundert betragen. Sie sind schon öfters Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung geworden [1]), leider wurde eine Anzahl von ihnen auch von unkundiger oder muthwilliger Hand geöffnet und geplündert oder gar zerstört, so dass man zur Zeit nur noch ganz vereinzelte, kleine, niedere Gräber in ungestörtem Zustande antrifft.

Eines dieser noch ungestörten Gräber wurde von mir im vergangenen Herbste geöffnet. Es lag im Districte „Stubentränke", hatte eine Höhe von 90 *cm* und einen Umfang von 60 *m*. Als ich mich, von unten her abhebend, der Mitte bis auf 3,2 *m* genähert hatte, fand ich genau im Westpunkt und 34 *cm* unter der Oberfläche des Hügels den Boden eines starken Thongefässes von gelbbrauner Farbe. Andere Theile dieses Gefässes lagen 2,5 *m* von der Mitte entfernt in SSW. auf dem gewachsenen Boden, während kleinere Stücke von hier ab bis zur Mitte beinahe allerwärts vorkamen. Randstücke dieses Gefässes zeigen Verzierungen, welche mit dem Finger eingedrückt sind.

---

1) Vergl. Bericht d. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Ges. f. d. Sammlung vaterl. Alterthümer. 3. Kiel 1838 S. 36 ff. Darmst. Zeitung 1869 S. 130.

1,2 *m* von der Mitte, ebenfalls im SSW., stand auf dem Boden ein zweites Gefäss, aus schlecht gebranntem Thon, von schwärzlicher Farbe und ohne Ornamente, das von eingedrungenen Wurzeln in unzählige kleine Stücke zersprengt war. Die Stücke, soweit sie zusammengesetzt werden konnten, deuten auf eine Höhe von 20 *cm* und eine Weite von 17 *cm*; der Boden ist auffällig schmal. In dem Raume zwischen den beiden Gefässen lagen viele kleine, stark vermoderte Holzstückchen. In der Nähe des zweiten Gefässes fand ich vier Bronzezängelchen, zwei Milchzähnchen, deren Glasur von der daneben liegenden Bronze grün gefärbt war, und zwei Bronzestifte. Zwei Zängelchen und ein Stift waren unbeschädigt. Die Zängelchen haben eine Länge von $7\frac{1}{2}$ und eine Breite von $\frac{1}{2}$ *cm*. Sie waren öhsenartig ausgebogen, sonst aber fest geschlossen und hielten in den Zangen eine dicke lederartige Substanz fest. Die Stifte, welche in der Weise hergestellt waren, dass vier Drähte paarweise um einander gewunden wurden, hatten eine Länge von 7 *cm* und eine Dicke von 1 *mm*; sie waren am oberen Ende abgeplattet und zu einer Oehse umgebogen.

Die Lederstückchen beweisen, dass die Zängelchen einst einen Gegenstand, Gewand oder Fell, festhielten, der dann vielleicht vermittelst eines durch die Oehsen geschlungenen Bandes oder einer Faser am Halse über den Schultern getragen ward.

2. Bei meinem letzten kurzen Aufenthalte in Holzhausen v. d. Höhe, etwa 1 St. von Homburg, wurde meine Aufmerksamkeit auf die an der alten Weinstrasse (Mainzerstrasse) gelegene Lehmgrube gelenkt, wo sich mitten in dem gelblichen Lehm Brandgruben vorfinden sollten. Ich suchte den Ort in Begleitung der Herren Forbach und Ried, sowie des Flurschützen auf, welch' letzterer die Arbeiten an der Grube zu besorgen hat und dabei eine grössere Anzahl dieser Erdlöcher vorfand. Obschon der Boden fest gefroren und hier und da mit einer Eiskruste überzogen war, liessen sich doch zwei dieser Brandgruben sofort erkennen. Sie hoben sich mitten in dem gelben Lehm durch eine tief schwarze Farbe ab, ihre Seiten waren senkrecht und 1—1,2 *m* tief, der Boden abgerundet und etwa 1 *m* breit. Dem Anscheine nach waren sie kesselförmig, was auch mit den Aussagen der Flurschützen übereinstimmen würde. Da wir keine Arbeitsgeräthschaften mitgenommen hatten, waren wir genöthigt, das Innere derselben vermittelst unserer Stöcke zu untersuchen. Es bestand dies aus einer fetten, tief schwarzen Erde, reichlich durchsetzt mit Holzkohlen und Scherben thönerner Gefässe, die mit der Hand geformt waren. Ihr Material ist ein zarter Thon ohne Zusatz von Sand, ihre Farbe auf beiden Flächen roth, im Innern schwarz; die Masse ist so weich, dass sie sich mit dem Messer beschneiden lässt. Ausser diesen Scherben fanden wir noch ein kleines Steinwerkzeug; der Flurschütz will viele Knochenreste darin angetroffen haben.

(24) Hr. Jagor bespricht neue Zusendungen des Hrn. von Roepstorff von den

Nikobaren.

1. Ein Kochgefäss der Schombengs, aus Baumrinde gefertigt. Es ist von den auf Tafel VII unserer Zeitschrift für 1881 abgebildeten in so fern verschieden, als es die Form eines Tragkorbes hat, während jene bootförmig sind. Hr. v. Roepstorff hat das Gefäss im Gebrauch gesehen: es enthielt etwas Wasser, das während seiner Anwesenheit erneuert wurde; auf der geschlossenen Mündung lag Pandanus-Teig, der im Dampf kochte.

2. Ok-hau, d. h. Rinde von hau, von den Schombengs loĕ-boĕ genannt. loĕ = Zeng. Es ist Baumbast, in fliessendem Wasser eingeweicht und auf Steinen geklopft (wie die Tapa der Südseeinsulaner).

3. 2 Schamschurze der Schsura-Weiber (tatat); der grobe Schurz wird über dem feinen während der Menstruation getragen.

4. Ein Votivbild, einen Mann im Grabe darstellend, seine Freunde stehen zu beiden Seiten, links das Zeichen der Sonne, rechts das des Mondes.

5. Ein Korb, von den Schombengs ausgeführt.

(25) Hr. W. Schwartz berichtet über neue

Funde auf der Insel bei Jankowo,

die Hr. Inspektor Pahlke gemacht und ihm eingesandt hat.

1. Ein Steinhammer in kunstvoll bearbeiteter Form, 12 *cm* lang.

2. Ein kleines thönernes Geräth, 8 *cm* lang, bei welchem Hr. Pahlke an einen Schmelzlöffel denkt und hinzufügt, „dass es beinahe die Form einer rohen, nicht fertig gewordenen (türkischen) Tabakspfeife habe, nur dass die beiden „seitwärts“ auslaufenden Verengungen an dem löffelartigen Vordertheil behufs Ausgiessens der betr. Flüssigkeit gemacht zu sein schienen, und die Höhlung des Stiels nicht nach dem Vordertheil durchgehe, sondern eben zum Hineinstecken eines Stockes gedient zu haben scheine“.

3. Zwei thönerne Deckel von flaschenähnlichen Gefässen, 4 und 5 *cm* Durchmesser.

4. Ein 16 *cm* langer und unten meisselartig angeschärfter und benutzter Knochen (nach Erklärung des Hrn. Professor Nehring vom Pferde), desgl. ein ähnliches Instrument vom Hirschgeweih.

5. Wieder ein beim Verfertigen verunglückter Hirschgeweihhammer, wie schon mehrfach neben gut geglückten Exemplaren sich daselbst gefunden.

6. Ein Stück von einem thönernen Siebe (von der Grösse einer Handfläche).

Ausserdem legt Hr. Schwartz zwei, von Hrn. Freiherrn v. Hardenberg aus Posen ihm übersandte, bearbeitete Steine, den einen aus Znin, den anderen aus Luschwitz, vor.

(26) Hr. Voss übergiebt einen Bericht des Hrn. Prediger Senf zu Laugwitz bei Brieg, Reg.-Bez. Breslau, enthaltend eine Beschreibung des

Laugwitzer Fundes.

Laugwitz liegt am Schneidepunkte der alten Strassen Brieg—Strehlen, Ohlau—Grottkau. In der Richtung auf Mollwitz zieht sich nahe am Orte der jetzt wasserarme Seihgraben hinab zum Hünern, chartographisch Olwetzbache. Rechts von jenem Graben erhebt sich eine sandige Bodenanschwellung, deren Material seit Jahren zur Wegebesserung abgefahren wird. Im Herbste 1882 deckte die fortgesetzte Abräumung des geringen Mutterbodens eine kohlengeschwärzte Sandfläche auf, in deren Mitte sich eine fast kreisförmige, erderfüllte Grube einsenkte von 186 *cm* Durchmesser und 50 *cm* Tiefe. Sie war in folgender Weise entstanden: Nach Auswerfung einer etwas grösser dimensionirten Grube hatte man die steilen Sandwände entlang, um ihre Abrieselung zu verhüten, in mässigen Abständen dünne Pfähle bis zu 30 *mm* Durchmesser senkrecht eingeschlagen und dann mit Ruthen bis 10 *mm* Durchmesser durchflochten. Ein noch flüchtigeres Flechtwerk bedeckte den Boden. Dieser flache Korb wurde mit einem fingerdurchfurchten, dicken Lehmbezuge versehen, der aber über den Korbrand breit herüberschlug, nach unten sich progressiv verstärkte. In der Mitte des schrägwandigen, knietiefen Raumes erhoben sich etliche gewichtige, feuerzermürbte Granitsteine, neben denen eine

stark geschwärzte Herdplatte lag. Wir stehen offenbar in einer alten Küche, über der, hier konservirend, das Wohnhaus brennend zusammenbrach. Die gewaltige Gluth bewirkte eine kunstgerechte Verkohlung des beschriebenen Flechtwerkes, durch diese aber Schwärzung und Härtung, selbst sporadische Verziegelung der hintersten Lehmlagen, während die oberen nur leicht gebräunt erscheinen. Als Beweismittel für die eben gemachten Angaben werden einige 30 Probestücke von 8200, Flechtwerkkohlen von 200, die Herdplatte von 5450 *g* Gewicht aufbewahrt.

Grössere Wichtigkeit ist natürlich beizumessen dem seltenen, überaus reichlichen Scherbengerichte, das auf dem breit überschlagenden Lehmrande des beschriebenen Küchenraumes aufgetischt war. Kaum konnten die fahrlässigen Köchinnen der Vorzeit auch nur von fern ahnen, dass die Scherben ihres Koch- und Tafelgeschirres in den Augen der wissenshungrigen Nachwelt einen bedeutenderen Werth besitzen würden, als die Produkte ihrer Kochkunst für den Gaumen ihrer Zeitgenossen. Wir sind ihnen zu Danke verpflichtet dafür, dass sie entstandene Gefässbruchstücke nicht ordnungsliebend zur Hüttenthür hinauswarfen, sondern bequemer Weise in nächster Nähe für ein künftiges Museum zusammenschoben.

Wir sehen lauter Scherben alten Bruches vor uns. Als Ganzes könnte höchstens bezeichnet werden ein Napf, dessen Rest 78, 92 und 170 *mm* Höhe, Boden- und Randdurchmesser zeigt und den 2 flache Parallelreifen umlaufen. Von einem ähnlichen, etwas kleineren existiren nur 6 Randstücke. Ein dritter, noch kleinerer, mit auswärts geneigtem Rande, hat inwendig 2, auswendig 3 Parallelen über den untersten, wie auch ein zugehöriges Bodenstück bestätigt, 2 Halter-Knöpfchen. Eben so viele sitzen an den beiden Resten eines vierten. Gesammtgewicht aller Napftheile 500 *g*.

Die vorhandenen Randstücke von 11 grösseren Gefässen variiren im Mündungsdurchmesser von 10 bis 28 *cm*. Gewicht Summa 1500 *g*. 15 Bodenstücke Summa 1250 *g*.

Den 125 nicht ornamentirten Scherben von 4350 *g* stehen gegenüber 52 ornamentirte von 3250 *g*, von denen 7 zugleich Randstücke sind, die 1500 *g* Gewicht in Anspruch nehmen, auf das grösste kommen 900 *g*. Demnach wiegen sämmtliche Scherben 10 850 *g*.

Die ca. 20 verschiedenen Ornamente zerfallen in 3 Klassen: Kreise, erzeugt durch einen Stempel mit 13 viereckigen Erhabenheiten; Parallelen bis zur Vierzahl, grabenförmige mit rechtwinklig aufsteigendem, muldenartige mit etwas überstehendem Rande; dazwischen ein-, zwei-, selbst 8fache Wellenlinien in mannichfachster Bewegung, die einen sanft und langgestreckt, die anderen kürzer, wilder, wild bis zum schliesslich doch noch leise umbiegenden Zickzack. Die parallelen Wellenlinien denkt man sich gewöhnlich mit mehrzinkiger Holzgabel gezogen. Wahrscheinlicher dürfte sein, dass man eine entsprechende Anzahl elastischer Ruthen in einen gespaltenen Holz- oder noch weichen Thongriff einschob und dann festband oder festbacken liess.

Der erste Blick auf die mitgesandten Tafeln macht darüber gewiss, dass nie noch auf so kleinem Raume sich eine so überraschende Fülle verschiedenartigster Schanzenornament-Muster zusammenfand, die sonst nur getrennt und vereinzelt vorkommen. Als die beiden merkwürdigsten erscheinen zwei Stücke, welche alle drei Ornamentstufen vereinigen, auch Stempeleindrücke zeigen, das eine ringsumlaufend ihrer 21, das andere wenigstens einen fragmentarischen. Beide sind zugleich, was besonders betont zu werden verdient, nach Material, Härte, Farbe von späterzeitlicher, steingutartiger Beschaffenheit, während die ganze übrige Scherbenmasse durchaus den Charakter des früher gewöhnlichen Urnengutes an sich trägt.

Nun begegnet freilich uns selber in einem der vielen, bisher als Gräber geltenden, aber als verfallene Wohnungen nachweislichen Steinhügel am Schmowitz-Walle bei Bautzen ein gestempelter Scherben von altüblichem Urnengute. Die viereckige, schachbrettfeldähnliche Figur bestand aus mehrfachen Reihen durch Stempel erzeugter scharfkantiger Punkte. Indess dürfte doch das oben hervorgehobene Faktum in der Gewissheit bestärken, dass der Stempel stets auf eine spätere Zeit weist, und zwar um so mehr, als notorisch seine Anwendung auf Gefässen jüngeren Datums zunimmt.

Im Verlaufe unserer Erörterungen behaupteten wir, dass der scherbenspendende Küchenraum, in dem wir uns so lange bewegten, unter den brennenden Trümmern einer Wohnung begraben wurde. Zum Schlusse geben wir den nothwendigen, aber leicht zu erbringenden Beweis dafür.

Er liegt in den 38 825 *g* wiegenden 291 Stücken des Lehmbewurfes jener Hütte, welche die einstige gütige Feuersbrunst rothverziegelt auf uns brachte, — eine glänzende Bestätigung der Beschreibung, die Tacitus vom Wohnbau unserer Vorfahren entwirft. Sie errichteten ihre Hütten aus rohem Holzwerk, das natürlich nicht fest zusammenfugte und darum zur Dichtung von aussen und innen einen starken Lehmbezug erhielt. Inwendig, etwa bis zur Mannshöhe, suchen wir die „sorgfältigere Erdausglättung von einer Reinheit und einem Glanze, dass man dadurch an die hemalten und von farbigen Linien umzogenen römischen Zimmerwände erinnert wurde.“ So etwa dürfte die bekannte klassische Stelle erläuternd zu übersetzen sein. Die „sorgfältigere“ innere Lehmdichtung setzt voraus eine weniger sorgfältige äussere. Um diesen Lehmmantel vor dem Regen zu schützen, wurde ihm einer von Stroh umgehängt, wie deutlich zu sehen an den Hüttenbildern auf der Antoninssäule und auf der Platte im Louvre Museum. An den Hausurnen ist nichts davon wahrzunehmen, auch das Strohdach der Ascherslebener ist noch streitig.

Die Richtigkeit des eben Gesagten wird zweifellos festgestellt durch die Laugwitzer Fundstücke. Aehnliche, aber mürbe, bereits abgebröckelt, kleineren Maassstabes, fielen uns schon bei Lausitzer Ausgrabungen in die Hände. Dank der starken Verziegelung haben wir es hier mit einer ungemeinen Menge von Bewurfstücken zu thun, die zum Theil bedeutende Dimensionen, bis 950, sogar 1325 *g* Gewicht und so klare Conturen besitzen, dass sie die zuverlässigsten Wahrnehmungen verstatten.

Die Ziegelstücke zeigen meist eine prismatische, zuweilen auch eine vierkantige Gestalt, je nachdem der feuchte Lehm zwischen nur 2 Rundhölzer hineingedrückt wurde, oder zwischen ihrer 3, von denen das eine mehr zurücktrat. Hie und da lassen stumpfe Kanten auf zu verklebende Spalten von 1 *cm* Weite, die daneben befindlichen Einwölbungen auf Baumstämme bis zu 18 *cm* Durchmesser, die Stroh- und Rohrabdrücke der Rückseite auf das Material des Schutzmantels schliessen. Gegen 5000 *g* Abdrücke grobfaseriger Holzflächen ergeben zur Gewissheit die naheliegende Vermuthung, dass stärkere Rundhölzer längsgespaltet zur Verwendung kamen. Die Spaltfläche kehrte sich wohl bauverständiger Weise nach dem Hütteninneren. Gerade das gewichtigste Probestück kann nur so erklärt werden, denn seine mit Holzfasermarken bedeckte Seite ist entschieden convex, entstammt also einer rundlaufenden Holzwand. Auch steht dies Beweisstück keineswegs allein.

Die Dicke des Lehmbezuges, der die luftige Hüttenwand dichtete, wechselt von 3 bis 6 *cm*. Die ihn fest anstreichende Hand hat stellenweis Fingerspuren hinterlassen. Zur Erhöhung seiner Haftkraft und Haltbarkeit pflegte man ihn mit Stroh zu durchkneten, wie häufige Halmlöcher und selbst ein glücklich erhaltener,

also fast 1000jähriger Halm bezeugen. Es scheint ein Roggenhalm. Vor der Lehmauftragung, um bessere Bindung vorzubereiten, beklebte man die Pfahlwand in der Längsrichtung mit dünnen Strohzöpfen, von denen Abdrücke vorliegen. Kein einziges Ziegelstück trägt Rutbenflechtwerksspuren, wie man sie anderwärts in Begleitung älterer Urnen gefunden haben will.

So hat denn unser Fund eine ganze Menge Baugeheimnisse der Vorzeit an's Licht gezogen, mit denen wir uns so lange begnügen müssen, bis es dem Spaten glückt, weitere Museen von Ziegelstücken zu erschliessen. Die beiden bisher entdeckten lagen in ca. 4 Schritt Entfernung von der uns heimisch gewordenen Küche und zwar dicht auf einander gepackt als Cylinder von 30 *cm* Durchmesser und 70 *cm* Höhe in den Sand eingesenkt. Wie sie da hinunter kamen, blieb zunächst unerklärlich; die geringen beigemischten Kohlenspuren gaben darüber keinen Aufschluss. Das eine Nest umschloss mehr als 156 Partikel von 16 525, das andere 135 von 22 300 *g* Gewicht.

Die seit vielen Jahren benutzte Sandgrube ergab nach Angabe der Arbeiter bislang weder Ziegelstücke noch Scherben. Wir aber sahen an ihren ausgedehnten Wänden und Rändern den Gegenbeweis hängen und liegen. Ebenso will man bislang weder verbrannte noch unverbrannte Gebeine entdeckt haben. Auch darüber wird erst fortgesetzte, genauere Untersuchung Entscheidung bringen.

Wir schliessen mit der schon oben angedeuteten Vermuthung, dass Kundige unsere Fundstücke dem ersten Jahrhundert des laufenden Jahrtausend zuweisen werden. Um diese Zeit drang das Christenthum hier ein. Die Kirche zu Schmograu, die erste Schlesiens, wurde ca. 966 erbaut. —

Hr. Voss bemerkt dazu, dass die vorliegenden Gefässfragmente in Form und Ornamentik zwar einige Abweichung zeigen (den punktirten Kreis, die starke Wölbung der Seitenwand, welche dem Gefäss eine fast kugelförmige Gestalt gebe, sowie die verhältnissmässig enge Mündung), im Grossen und Ganzen sich jedoch an die keramischen Produkte unserer nördlicheren slavischen Burgwälle nahe anschliessen. Ebenso finden sich in letzteren die erwähnten mit Stroh durchkneteten Ziegelbrocken, welche man in Pommern „Klehmstücke" nennen würde, nach Analogie der aus solchem Material hergestellten Fachwerkwände, der sogenannten „Klehmwände".

(27) Hr. Voss berichtet, unter Vorlegung von Fundgegenständen, über die

Pfahlbauten bei Schussenried und im Olzreuther See, Württemberg.

Hr. Oberförster Frank zu Schussenried hat die Güte gehabt, dem königlichen Museum eine kleine Collection von Fundgegenständen aus dem Pfahlbau in Schussenried zu verehren, welche ich mir erlaube, hier vorzulegen. Hr. Frank hat bereits mehrfach über die Fundstätte berichtet (Die Pfahlbaustation Schussenried. Württemb. naturwissenschaftl. Jahreshefte, Stuttgart 1876 und Lindau 1877. Commissionsverlag von J. Th. Stettner. Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, herausgeg. v. d. Königl. stat. topogr. Bureau. Bd. I, 1882. S. 112ff.), auch Gegenstände zur prähistorischen Ausstellung im Jahre 1880 hierher gesandt (Kat. d. Ausst. S. 602ff.). Seit jener Zeit hat er die Ausgrabungen fortgesetzt und seine Sammlung nicht unbeträchtlich vermehrt. Das wichtigste Resultat seiner letzten Ausgrabungen jedoch ist die Aufdeckung des wohlerhaltenen Unterbaues eines Pfahlbauhauses, von dem er Aufnahmen nach der Natur hat anfertigen lassen und die ich Ihnen in Photographie hier vorlegen kann. Ich war

kürzlich selbst an Ort und Stelle und muss gestehen, dass selten eine prähistorische Stätte einen so bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hat, als dieses unscheinbare Haus von so bescheidenen Dimensionen. Die Länge desselben beträgt nur 7,5 *m*, seine Breite 4,5 *m*. Es bildet ein Rechteck und ist auf etwa ein Drittel der Länge durch eine Querwand getheilt, die Seitenwände des Unterbaues sind hergestellt aus Palisaden, gespaltenen Eichenstämmen, welche mit der Spaltfläche nach innen gestellt sind, ebenso die Zwischenwand. Die Fugen sind mit feinem Thon dicht verkittet. Die Bodenfläche dieses wasserdichten, kastenförmigen Raumes wurde zur Herstellung eines festen und trockenen Wohnbodens mit mehreren abwechselnden Schichten von Thon und horizontal gelegten Spalthölzern belegt. In der grösseren, etwa zwei Drittel der Fläche einnehmenden Abtheilung des Hauses besteht der Wohnboden aus 5 solchen Schichten, in der kleinen nur aus 3. In der letzteren liegt obenauf ein Pflaster aus diluvialem Steingeröll. Offenbar war hier die Feuerstätte und bildete dieser Theil, welcher mit dem grösseren Raume durch eine Thür verbunden war, die Küche. Die Palisaden sind nur in den Torf getrieben, ebenso liegen die unteren Schichten der Wohnböden auf einer Torfschicht, dagegen sind die an der Innenseite der Palisaden eingerammten Pfosten der Wände des Oberhaues, welche auch das Dach zu tragen hatten, bis in den Seeboden hineingetrieben. Aus dem kleineren Raume gelangte man ins Freie und zwar auf eine Laufbrücke, welche die Strassenverbindung bildete. Das ganze Holzwerk des Unterbaues ist sehr gut erhalten und fast gar nicht aus der ursprünglichen Lage verrückt, so dass man fast glauben könnte, es sei diese Wohnstätte erst seit Kurzem verlassen worden, nachdem irgend ein Ereigniss den Oberbau zerstörte.

Unter den Artefacten nehmen an Zahl die Hirschhorngeräthe eine sehr hervorragende Stelle ein, wie überhaupt der Hirsch 70 Procente der in der Station vertretenen Fauna bildet. An sogenannten Hirschhornhämmern wurden nicht weniger als circa 30 Exemplare gefunden, zum Theil mit Stielfragmenten. Letztere waren ebenso wie der Stiel der zu dem Spandauer Bronzefunde gehörigen Zieraxt (s. Verh. d. B. A. G. 1882 S. 125 ff.) aus Eschenholz (fraxinus excelsior) verfertigt. Das häufige Vorkommen dieser sogenannten „Hämmer“ oder „Aexte“ gerade in diesen eigenthümlichen Bauten, zu welchen eine so bedeutende Menge gespaltener Stämme verwendet wurde, dürfte wohl zu der Annahme berechtigen, dass dieselben, ebenso wie jene von den Haidah's Nordwestamerika's verwendeten Hirschhornkeile, von denen ich einige Exemplare vorlege, ebenfalls als Keile zum Spalten der Baumstämme dienten. Wie Sie sehen, ist die Form beider Instrumente sehr ähnlich, nur sind die der Haidah nicht mit Stielen versehen. Den Stiel brachte man aber deswegen an, um den Keil als Setzkeil zu gebrauchen und so der Gefahr zu entgehen, von der wuchtigen und plumpen Keule des Holzspalters an der Hand verletzt zu werden. In gleicher Weise deuten auch jedenfalls jene eigenthümlichen Steingeräthe in Schuhleistenform, welche theils durchbohrt theils undurchbohrt vorkommen und zum Theil als Hobel oder Glättwerkzeuge angesehen wurden, sowie jene schweren grossen Steinkeile mit unbearbeitetem Bahnende und meist sehr engem Stielloch, welche man zum Theil für Erdhacken oder Pflugschare hielt, zum Spalten von Baumstämmen.

An Steinäxten, meist aus feinkörnigem Granit und Gneiss, wurden etwa 30 Exemplare von nur kleinen Dimensionen gefunden, unter ihnen ein hübsch geformtes kleines Jadeitbeil (spec. Gew. 3,370). An durchbohrten Steinhämmern wurden nur 1 ganzes Exemplar und 2 Bruchstücke gefunden. Von den Steinbeilen waren 2 Exemplare unvollendet und ein Exemplar erst ganz roh zugehauen im Anfangsstadium der Bearbeitung. Feuerstein kam hier verhältnissmässig wenig vor. Es

waren Schaber, Pfeilpitzen, Messer, Bohrer, Sägen und kleine unverarbeite Knollen. Ausserdem wurden Klopfsteine, Reibsteine und Mahlsteine gefunden.

Knochenwerkzeuge sind ebenfalls reichlich vertreten, namentlich in Form von Meisseln (die langen aus Röhrenknochen vom Rind, die kurzen aus Hirschhorn) und Pfriemen, von letzteren zwei aus den Armknochen des Reihers.

Sehr interessant sind auch die Gefässe. Sie sind meist schwarz, nur ein kleines Gefäss zeigt schwarzen und rothen Brand, ist also ein Beweis dafür, dass die Schwärzung der Gefässe durch Blaken geschah. Die Ornamente bestehen in schraffirten triangulären Flächen mit glatten Zickzackbändern um den Hals oder den Körper und senkrechten Parallelbändern. Die Linien sind eingerissen und mit weisser Masse gefüllt. Ein Stück mit eingedrückten Dreiecken und Kreisverzierung erinnert entfernt an die Verzierungen der Gefässe des Attersees und Mondsees (G. Graf Wurmbrand, Ergebn. der Pfahlbau-Unters. in den Mitth. der anthropol. Ges. zu Wien, II. Bd., Nr. 8, Taf. 5 u. 6 a. Much ebendas. Nr. 10 Taf. 1). Im Uebrigen stehen die Gefässe in ihrer Verzierungsweise bis jetzt ziemlich isolirt da, nur die Station Bodman am Ueberlinger See lieferte ähnliches Topfgeräth, nach den im Museum zu Friedrichshafen vorhandenen Proben.

Hr. Oberförster Frank hat in letzter Zeit noch einige andere Stationen entdeckt, so auf einer in den Olzreuther See vorspringenden Landzunge von 12 *ar* Grösse. Dieselbe bot einige Abweichungen von der bei Schussenried, u. A. in der Art und Weise der Schäftung der Steinbeile und in den Thonwaaren, deren Ornamentik häufig gerade Linien mit Querstrichen zeigt, die im Uebrigen dem Schussenrieder Topfgeschirr aber ähnlich sind. Bemerkenswerth ist, dass hier 4 Nephritinstrumente gefunden wurden, ein Beilchen und 3 Meissel; letztere sind Fragmente grösserer Beile und nachträglich zu Meisseln umgeformt. Es sind also vier nur kleine Stücke, entsprechend den Befunden, welche die neuerdings in grosser Menge im Bodensee zu Tage geförderten Nephritgegenstände constatiren lassen. Es muss nehmlich nach meiner Meinung noch viel schärfer als bisher die Nephritfrage von der Jadeitfrage getrennt werden und zwar hat man bis jetzt noch zu wenig Werth auf die äussere Form der Gegenstände gelegt, welche schon zwischen den Artefacten aus den beiden Mineralien einen ziemlich durchgreifenden Unterschied erkennen lässt. Wie man sich namentlich auch in dem reichhaltigen Museum zu Constanz überzeugen kann, sind die Jadeitwerkzeuge immer sorgfältig gearbeitet, auch die kleineren Exemplare, welche nicht den Charakter der grossen Flachbeile mit spitzem Bahnende an sich tragen. Die Nephritstücke dagegen sind meistens nachlässig gearbeitet, nur einige und verhältnissmässig wenige etwas sorgfältiger. Oft sind sie Trümmer von grösseren Stücken, meistens aber nur von kleineren Dimensionen. Vielleicht deuten schon diese äusseren Umstände darauf hin, dass, wenn in der Zukunft die Frage zur endgültigen Lösung gelangen sollte, die Provenienzen dieser aus den genannten beiden Mineralien gefertigten Artefacte ganz verschieden sein werden. Nicht im Geringsten zu bezweifeln ist jedenfalls, dass die Jadeitbeile, vor Allem die schönen grossen Flachbeile, einen weitverbreiteten Handelsartikel bildeten.

Eine andere sehr interessante Station am Olzreuther See, welche Hr. Frank neuerdings aufdeckte, ist bei Klein-Winnenden. Die dort gefundenen Gefässe sind von sehr guter Technik, ähneln denen der Hügelgräber jener Gegenden und sind zum Theil mit rothen Linearornamenten auf hellgrauem Grunde bemalt.

Hr. Oberförster Frank wird später einen ausführlichen und vollständigen Bericht über seine neuesten Forschungsresultate erscheinen lassen, auf den ich bei dieser Gelegenheit für genauere Information verweisen will. —

Hr. Nehring bemerkt, dass die aus Hirschgeweih verfertigten Geräthe wohl schwerlich als Keile beim Holzspalten, sondern als axtartige Instrumente gedient hätten. Das Renthier komme nach den vorgelegten Stücken in Schussenried nicht vor. —

Hr. Voss erwidert, dass die schussenrieder Renstation durchaus getrennt von der Pfahlbau-Station liege. Er hält an der Ansicht fest, dass die Geweihstücke als sogenannte „Setzkeile" gedient haben müssten.

(28) Hr. Nehring spricht über einige

prähistorische Funde aus der Gegend von Oschersleben (Reg.-Bezirk Magdeburg).

1. Der erste Fund stammt von dem Gypsberge bei Westeregeln. Hier wurden während des letzten Winters in einer Schicht röthlichen Thons, welcher auf der Höhe des Berges ansteht und durch einen Steinbruch aufgeschlossen ist, zahlreiche, grob gearbeitete Urnen und daneben ziemlich roh durch Hauen und Schleifen hergestellte Steininstrumente (aus Diorit und Kieselschiefer), sowie Reste von wilden und domesticirten Thieren gefunden und durch den Besitzer des Gypsberges, Hrn. Bergling, gesammelt. Es handelt sich hier um dieselbe Fundstelle, über die ich bereits vor einigen Jahren an die Gesellschaft berichtet habe [1]).

Während damals Steininstrumente (ausser einem Schleifsteine) nicht gefunden wurden, sind dieses Mal 8 Exemplare zum Vorschein gekommen, welche theils die Form von Aexten, theils von kleinen Meisseln haben und hinsichtlich ihrer Bearbeitung erkennen lassen, dass sie sowohl durch Schlagen, als auch durch Schleifen in die beabsichtigte Form gebracht sind. — Die Urnen sind leider zerbrochen; doch zeigen die Bruchstücke, dass dieselben sehr dickwandig, roh geformt und schlecht gebrannt waren, ebenso wie bei dem früheren Funde. — Was endlich die thierischen Reste anbetrifft, so bestanden dieselben in Skelettheilen von Bos sp., Sus scrofa, Cervus elaphus und Cervus capreolus [2]). Menschliche Ueberreste sind nicht beobachtet worden.

2. Der zweite Fund stammt von Alickendorf bei Hadmersleben, westlich von Westeregeln gelegen. Hier wurde vor einigen Jahren in einer Lehmgrube eine mit 4 kleinen Henkeln versehene Urne nebst 2 Beigefässen neben einem menschlichen Skelet ausgegraben. Die Gefässe sind schwach gebrannt und offenbar aus freier Hand geformt; das eine der kleinen Beigefässe hat die Gestalt eines Bechers, das andere die einer Tasse. — Nach Angabe des Finders, welcher die obigen Gefässe mir gegen eine kleine Entschädigung überliess, sind in der Umgebung von Alickendorf schon mehrfach ähnliche Grabfunde gemacht worden. Das oben erwähnte menschliche Skelet war leider nicht mehr zu beschaffen, man hatte es verkommen lassen.

3. Der dritte Fund endlich besteht in einer vollendet schön gearbeiteten, reich verzierten Urne, welche vor etwa 6 Jahren in der Gemeindekiesgrube bei Hohnslehen unweit Schöningen ausgegraben und mir von dem inzwischen verstorbenen Ortsvorsteher Jäger geschenkt wurde. Der Inhalt des Gefässes soll aus verbrannten menschlichen Gebeinen bestanden haben. —

1) Vergl. Sitzungsber. vom 12. April 1878, Verh. S. 216.

2) Genaueres über dieselben, sowie über die sehr reichhaltigen Diluvialfunde, welche im letzten Winter wieder bei Westeregeln zum Vorschein gekommen sind, habe ich in der Gesellschaft naturforsch. Freunde zu Berlin am 17. April d. J. mitgetheilt. Siehe den betreffenden Sitzungsbericht.

Hr. Voss ist der Ansicht, dass der von Hrn. Nehring vorgelegte gerillte Sandstein zum Glätten und Geradestrecken von Pfeilschäften benutzt worden sei. —

Hr. Nehring wünscht eine Aeusserung über das muthmaassliche Alter der Thongeräthe. —

Hr. Virchow erklärt, dass die geschlagenen Steingeräthe von Westeregeln den herrschenden Thüringer Typus erkennen lassen und keineswegs dem eigentlichen Steinalter angehören müssen. Auch das Thongeräth könne dafür nicht herangezogen werden. —

Hr. Nehring glaubt aus der schlechten Beschaffenheit der Urnen auf ein höheres Alter derselben schliessen zu dürfen. —

Hr. Virchow erwidert, dass wir sehr häufig die Erfahrung machen, dass gerade das ältere Thongeräth sorgfältiger und geschickter gearbeitet ist, als das neuere. So sei auch in diesem Falle die Wahrscheinlichkeit recht gross, das gerade das rohere Geräth von Westeregeln jünger, das reicher verzierte von Hohnsleben älter sei.

(29) Hr. Virchow berichtet

über den Stand der prähistorischen Forschungen in Italien.

Bei meiner vor Kurzem gemachten Reise hatte ich das dem Zufall des anhaltend kalten Wetters zuzuschreibende Glück, dass ich im Verlauf von wenigen Wochen Italien seiner ganzen Länge nach zweimal durchmessen habe und dass ich nicht nur die mir schon von früher her bekannten Sammlungen von Neuem mustern, sondern auch eine grosse Zahl ganz neuer hinzufügen konnte. Auf diese Weise vermochte ich mit einer gewissen Sicherheit, darf ich wohl sagen, in meiner Erinnerung die wechselvollen Formen zu fixiren, welche mir dort entgegentraten. Wenn ich hier Einiges daraus bespreche, so kann um so weniger von etwas Vollständigem die Rede sein, als ich noch nicht einmal Zeit gehabt habe, meine Notizen zu ordnen.

Ich ging in der zweiten Hälfte des März durch den Gotthard nach Italien und begab mich auf der neu eröffneten Linie längs des Lago maggiore zunächst nach Turin, von da nach Genua und, da die Kälte meinem noch geschwächten Zustande wenig entsprach, ziemlich schnell über Rom und Neapel nach Messina. Ich habe dann die östliche Küste von Sicilien bis Syracus allmählich durchwandert, bin darauf hinübergegangen nach Girgenti und von da nach Palermo. Am 12. April war ich wieder in Neapel. Von da an habe ich meine Rückreise auf dem Continent etwas ruhiger fortgesetzt und habe namentlich in Neapel, Rom, Corneto, Perugia, Florenz, Bologna, Reggio und Este die Alterthumssammlungen genauer studirt.

Was mich auf dieser Reise am meisten überraschte, war die sehr erfreuliche Erscheinung, dass in dem Maasse, wie die prähistorische Wissenschaft überhaupt erstarkt, allmählich auch der Widerstand mehr und mehr gebrochen wird, der gerade in diesem Lande der klassischen Ueberlieferungen von Seiten der alten Archäologie unseren Bestrebungen entgegen gestellt wurde. Es lässt sich ja begreifen, dass in einem Lande, wo so zahlreiche Kunstsachen, plastische sowohl wie gemalte, namentlich Vasen in den allermannichfaltigsten Erscheinungen zu Tage treten, wo mehr, als bis dahin in Griechenland selbst, die hellenischen Sagenkreise gewissermaasen neu erschlossen worden sind aus diesen Funden, wo so lange Zeit

hindurch die Untersuchung sich in der That auf einem gesicherten, historisch-philologischen Boden bewegte, — dass man hier mit einer gewissen Zurückhaltung den neuen Funden gegenübertrat, für die in der Geschichte kaum Anknüpfungen vorhanden waren und die eine Menge von Prämissen, welche man bis dahin festgehalten hatte, über den Haufen warfen. Man muss es in der That mit besonderer Anerkennung rühmen, dass einer nach dem anderen von den klassisch gebildeten Männern in Italien sich der prähistorischen Richtung zugewendet hat. Ich will jedoch nicht verschweigen, dass fast jeder von ihnen mir mitgetheilt hat, welche inneren und äusseren Schwierigkeiten er zu überwinden gehabt habe, um sich zu entschliessen, sich mit Prähistorie zu beschäftigen; mancher sprach sogar die Besorgniss aus, dass er desswegen in der Achtung seiner philologischen Collegen gesunken sei. Einer der bedeutendsten von ihnen erklärte mir sogar, er werde nur noch einmal dieses Gebiet betreten; dann müsse er sich wieder zu rein philologischen Untersuchungen zurückwenden, wenn er nicht seinen Credit ganz einbüssen wolle. Ich will nicht behaupten, dass unsere Philologen so ausschliesslich sind, indess gerade aktive Theilnahme von dieser Seite können wir mit wenigen Ausnahmen, die ich besonders dankbar anerkenne, bis jetzt auch nicht anführen. Vielleicht wird es gelingen, wenn gerade in den Ländern des klassischen Alterthums die Prähistorie mehr und mehr ihren bedeutungsvollen Platz ausfüllt, auch bei uns das Verständniss derselben in grösserer Ausdehnung zu heben.

Sie werden begreifen, m. H, wenn, wie das jetzt bei den neuen Anlagen in Rom der Fall gewesen ist, der Zufall plötzlich an die Grenze zwischen dem Historischen und Prähistorischen führt, dass die Ueberzeugung von der Reihenfolge der Culturen sich mit einer gewissen unabweislichen Härte dem Einzelnen aufdrängt. Dieser Fall ist namentlich eingetreten bei der Anlegung der neuen Stadttheile, welche den alten Esquilin und Viminalis bedecken. Die Veränderungen, welche in Rom in dieser Richtung, namentlich gegen Nordosten, im Laufe der letzten Zeit vor sich gegangen sind, sind so erstaunlich, dass ich, der ich seit 10 Jahren nicht dort gewesen war, mich Anfangs gar nicht zurechtfinden konnte. Grosse Strassen, von denen keine Spur existirte, als ich das letzte Mal da war, haben die tiefen Einschnitte zwischen den alten „Hügeln“ durch grosse Aufschüttungen, die allerdings die ehemaligen „Hügel“ noch erkennen lassen, so sehr ermässigt, dass es sehr schwer ist für einen, der die Verhältnisse nicht ganz genau kennt, die Siebenhügelstadt noch aufzufinden. Die Anlage der neuen Strassen, sowie der Bau der Eisenbahnstation ist auf ein Terrain gekommen, welches nachweislich der ältesten Ansiedelung von Rom entsprach, wo zuerst die Stadt sich entwickelte. Späterhin hat sich die Stadt mehr und mehr verschoben, sie ist allmählich von den Hügeln herabgestiegen in das zwischenliegende Gebiet, und namentlich gegen den Tiberstrand hin hat sie sich in grösserer Ausdehnung auf Gebiete erstreckt, die früher wegen der Malaria gemieden waren. Es ist wohl kein Zweifel, dass schon in der alten Zeit die Anlage der Stadt auf den Hügeln aus sanitären Rücksichten stattgefunden hat, wie man gewiss auch die hohe Lage des grössten Theils der alten etruskischen Städte nur erklären kann, wenn man erwägt, welche Gefährlichkeit die Malaria überall in den Thälern und Ebenen besitzt, wo nirgends ein genügender Abfluss stattfindet, sondern überall stagnirende Gewässer vorhanden sind. Ich erinnere an das grosse Gebiet um den trasimenischen See mit allen den daran sich anschliessenden kleinen Niederungen. Dass man da auf die höchsten Bergspitzen gegangen ist und dass fast alle etruskischen Städte auf Höhen, zum Theil fast unzugänglichen, angelegt sind, das ist begreiflich. So hat sich auch Rom ursprünglich auf den Hügeln entwickelt, weil man in der Tiefe nicht existiren konnte. Was

man jetzt in der Campagna sieht, dass jedes Haus eine erhabene Stelle einnimmt, das ist mit einer gewissen Planmässigkeit auch in der ursprünglichen Anlage Roms heobachtet worden. Dieser älteste Theil ist späterhin zum Theil verlassen und erst in der Kaiserzeit wieder benutzt worden, als das Castrum praetorium in dieser Gegend angelegt wurde. Der Schutt zahlreicher Zerstörungen hatte dann allmählich auch das wieder bedeckt, so dass man höchst überrascht war, als man auf diesem Gebiet, und zwar gerade an dem Bahnhof, ähnlich wie das auch bei uns an vielen Orten, z. B. in Regensburg, geschehen ist, auf die Rudimente der alten Bauten stiess. Hier traf man die Reste der servischen Mauer.

Wenn man nach Rom kommt, erblickt man gleich beim Einfahren neben den Schienen die sorgfältig bewahrten Ueberreste dieser Mauer. Ein kleinstes Stück derselben ist auch noch in der Via nazionale erhalten. Dadurch wurde eine gesicherte Linie gefunden, von welcher aus man die alte Mauer, mag sie auch nicht gerade Servius Tullius gebaut haben, so doch jedenfalls die älteste Stadtmauer aus der Königszeit, verfolgen kann. Als man weiter grub, stiess man in dem Terrain, auf dem die Mauer steht, auf prähistorische Dinge, nicht gerade auf Wolfszähne, aber doch auf zahlreiche Bärenüberreste, die gewiss als höchst charakteristische Zeichen der Zeit, innerhalb deren die ersten Ansiedelungen stattgefunden haben, bezeichnet werden können.

Ich werde vielleicht ein anderes Mal etwas genauer auf diese esquilinischen Funde zurückkommen; ich wollte heute nur gerade diesen, überaus drastisch wirkenden Fall in den Vordergrund stellen, wo meiner Meinung nach die Chronologie in der allerschärfsten Weise sich fühlbar macht, zumal da die Funde in einer so grossen Reichhaltigkeit gemacht worden sind, dass sie in der That ein ziemlich genaues Bild von der Art des Lebens der vorservischen Bevölkerung gewähren. Nebenbei will ich bemerken, dass die Aufmerksamkeit so wenig auf diese Dinge gelenkt war, dass wahrscheinlich Alles verloren gegangen sein würde, wenn nicht zufälligerweise ein Privatmann, Hr. Nardoni, der seine Spaziergänge in diese Gegend zu machen pflegte, auf die Sachen geachtet hätte, die herauskamen, und jedes Mal eine kleine Sammlung davon in die Tasche gesteckt hätte, so dass er im Laufe der ziemlich ausgiebigen und weit verbreiteten Ausgrabungen ein kleines Museum zu Stande gebracht hat, welches fast das Einzige enthält, was aus dieser Periode erhalten ist. Es ist noch jetzt sein Privatbesitz. Die Municipalität hat späterhin versucht, im Wege des Prozesses ihm diese Schätze abzunehmen, indess ist der rechtliche Anspruch der Gemeinde nicht so sicher nachzuweisen gewesen, dass man ihm hat beikommen können. Hr. Nardoni, der übrigens ein sehr gefälliger und liebenswürdiger Demonstrator seiner Schätze ist, muss daher in seiner Privatwohnung aufgesucht werden, wenn man die Sachen kennen lernen will. Uebrigens hat er einen ausführlichen Bericht über seine ersten Funde in Gemeinschaft mit Hrn. Michele Stefano de Rossi erstattet, auf den ich besonders verweisen will[1]).

So wichtig diese Funde sind, so will ich mich heute auf die generelle Bemerkung beschränken, dass die esquilinischen Funde für Rom die Bedeutung gehabt haben, eine nächst vor die historische Periode zu setzende Reihe von Aufdeckungen vor die Augen zu stellen. Aehnliches ist allmählich an sehr vielen Punkten Italiens nachgewiesen worden und es sind die erstaunlichsten Dinge zu

1) Di alcuni oggetti di epoca arcaica rinvenuti nell' interno di Roma. Memoria di Leone Nardoni e del acad. prof. Michele Stefano de Rossi. Estr. del giornale Il Buonarotti. Ser. II. Vol. IX. Marzo 1874. Roma.

Tage gekommen, die Alles auf den Kopf stellen, was man bis dahin geglaubt hatte. Das Hauptgebiet für diese Funde liegt bis jetzt diesseits des Apennin, und namentlich in der Umgegend von Bologna, wo man zuerst angefangen hatte, die ältesten Gräberfelder genauer zu untersuchen, jedoch auch weiter nordwärts bis an den Fuss der Alpen und nach Westen bis an den Tessin. In diesem „circumpadanischen" Gebiet ist in den letzten Jahren namentlich ein ganz wundervolles Feld eröffnet worden, reicher und mannichfaltiger, als irgend eines, das überhaupt in Italien bis jetzt Gegenstand der Beobachtung geworden ist, das von Este, unmittelbar an dem Fuss der Euganeischen Berge, und gerade dieses Gräberfeld hat von Anfang an die grösste Aufmerksamkeit gefunden, indem einer der Lehrer des dortigen Gymnasiums, Hr. Prosdocimi in der sorgfältigsten Weise alles nicht blos gesammelt, sondern auch der Lage nach bestimmt hat. So ist denn in Este ein Lokalmuseum entstanden, welches eine Vollständigkeit der Funde darstellt, wie in gleicher Weise nur noch Bologna, aber in einer fast noch mehr mannichfaltigen und vielleicht noch weiter zurückreichenden Vollständigkeit. Ich will dabei besonders hervorheben, dass hier in der unmittelbar vorrömischen Periode eine Cultur zur Erscheinung kommt, in welcher die Schrift schon sehr ausgeprägt war: zahlreiche Inschriften finden sich vor, die eine gewisse Aehnlichkeit im Aussehen mit etruskischen haben, aber sich nicht haben lesen lassen, auch nicht in dem beschränkten Sinne, wie man etruskische Schrift lesen kann. Vorläufig stellen sie ein ganz unbekanntes Glied in der Entwickelung der Schrift dar. Ausserdem ist noch eine Reihe von Schichten da, die in viel ältere Zeit zurückreichen.

Nach dieser allgemeinen Notiz bleibt mir nur noch so viel Zeit übrig, dass ich ein paar Worte in Bezug auf die Verhältnisse sage, welche ich in Sicilien getroffen habe. Vorweg möchte ich bemerken, dass seit der Zeit, wo Freihr. v. Andrian in unserer Gesellschaft seine Funde vorlegte und seine Beobachtungen in einem besonderen Supplementheft zu unserer Zeitschrift (1878, Bd. X) publicirte, keine zusammenfassende Darstellung der sicilianischen Prähistorie überhaupt erschienen ist, so dass für jeden, der den Wunsch hegt, sich nach dieser Richtung zu orientiren, seine Schrift immer noch als die eigentlich grundlegende betrachtet werden muss. Inzwischen hat sich allerdings auch auf Sicilien die Lokalforschung erheblich entwickelt, aber sie leidet wesentlich darunter, dass mit einer geradezu neidischen Eifersucht jede einzelne Stadt ihr Museo civico anlegt und entwickelt. Es ist daher ein Gegenstand von grosser Schwierigkeit, eine vergleichende Beobachtung zu veranstalten. Der verdienstvolle und gelehrte Direktor des Palermitaner Museums, Professor Salinas, hat allerdings nach und nach Specimina aller Perioden in seinem Museum gesammelt, allein sie repräsentiren doch die einzelnen Verhältnisse keineswegs in der Vollständigkeit, wie es wünschenswerth wäre, und es ist daher nothwendig, jedes einzelne Museum aufzusuchen. Ja, es giebt dabei noch eine ganze Menge von Privatsammlern, die ihre Sammlungen an ganz unzugänglichen Plätzen, z. B. auf ihren Schlössern, haben; diesen ist, wenn man nicht sehr lange Zeit zu verwenden hat, gar nicht beizukommen.

Auch in Sicilien ist die Aufmerksamkeit lange Zeit hindurch vorzugsweise in Anspruch genommen gewesen durch die reichen Funde, welche der griechischen Colonisation angehören. Namentlich im Osten und Süden sind so grosse Gräberfelder aus dieser Periode übrig geblieben, namentlich in der Nähe von Syracus, bei dem alten Megara, bei Agragas, Selinunt, Segeste u. s. w., dass der grösste Theil der Sammlungen lange Zeit hindurch fast ausschliesslich aus bemalten Urnen bestanden hat, wie wir hier zu Lande sie unter dem Namen der etrurischen zusammenzufassen pflegten. Davon finden sich überall die wundervollsten Sammlungen.

Die Frage, was vor dieser Zeit war, welche Bevölkerung vor der griechischen Einwanderung im Lande sass, ist, wie Sie wissen, schon von den alten Schriftstellern verschiedentlich behandelt worden. Sie haben eine gewisse Reihenfolge von Völkern aufgeführt, die einander folgten: Sicaner, Siculer, Phönizier, Griechen, Karthager, Römer. Dazu kamen dann Araber, Normannen und zahlreiche kleinere Scharen von Ansiedlern, z. B. Albanesen. Aus dieser langen Reihe von Namen ragt in der Vorstellung der Patrioten am meisten der Siculer hervor; so oft man bei einem prähistorischen Gegenstande fragt: was ist das eigentlich? bekommt man die Antwort: es ist siculisch.

Ich will darüber nicht streiten, indess ist es etwas schwer, das auszumachen, und zwar um so mehr, als gerade diese Gräber Leichenbrand haben, also die Anhaltspunkte, die man aus craniologischen Erfahrungen gewinnen könnte, wegfallen. In diese Zeit rechnet man Gräberfelder, in denen ausgezeichnet schöne Urnen vorkommen, welche nichts von einem griechischen Styl, am wenigsten etwas von den figürlichen Darstellungen der hellenischen Periode zeigen. Sie sind gewöhnlich braun gefärbt und zeigen zuweilen Anfänge von Malerei. Manchmal finden sich rothe und schwarze Bänder daran, manchmal auch eingeritzte Linien, die mit Weiss ausgelegt sind; ja, es kommt gerade an diesen Gefässen jenes eigenthümliche Ornament vor, das ich schon ein paar Mal besprochen habe, das wir in unseren Hügelgräbern finden, das auch in Pfahlbauten gesehen wird, das ich in Hissarlik gefunden habe: Dreiecke, deren Feld mit Linien, welche der einen Seite parallel sind, schraffirt ist und an denen diese Schraffirungen mit einer kreidigen Kalkmasse ausgeschmiert sind. Die Gefässe selbst sind von geschmackvoller Form und grosser Mannichfaltigkeit. Ausser grösseren Urnen mit ausgeprägtem Hals und Henkel kommen solche mit langen Stielen vor, auch solche mit breit ausgelegtem Fuss, bis fusshoch und mit Schlitzlöchern, wie sie sich bei unseren „Laternen" finden. Aber das ganze Mobiliar dieser Zeit, was bis jetzt gerettet ist, reducirt sich, wenn ich es recht schätze, auf etwa drei Dutzend solcher Gefässe, die ich an verschiedenen Orten zusammengesucht habe. Ich wurde zuerst aufmerksam auf die Sache in Syracus, wo in dem dortigen, sehr mässig gehaltenen städtischen Museum neben dem Dom einige solche Gefässe vorhanden sind, die zum Theil aus Höhlen bei Sortino Pantalica herstammen, zum Theil von Modica, ganz nahe gelegenen Plätzen, etwas südwestlich von Syracus auf dem Gebirgsstock, der die südöstliche Spitze von Sicilien bildet und voll von Höhlengräbern und Höhlenwohnungen ist. Die Mehrzahl dieser Gefässe ist gross und hat als Ossuarien gedient; sie sind aussen geglättet, von glänzend dunkelbraunem Aussehen, nicht stark durchgebrannt und verschiedentlich ornamentirt. Die Verzierungen sind eingedrückt oder eingeritzt, im Ganzen einfach; mir war besonders bemerkenswerth, dass sich an einem rothen Gefässe der schon erwähnte Ring grosser Dreiecke fand. Dann traf ich sehr schöne Sachen dieser Art in Girgenti, von denen ein Theil, den übrigens schon Hr. v. Andrian abgebildet hat (Taf. IV, Fig. 1—4, S. 82), in dem dortigen Museo civico sich befindet. Sie stammen von dem Monte Toro, südöstlich von dem Ruinenfelde von Akragas, aus der nächsten Nähe eines hellenischen Gräberfeldes. Einige Stücke besitzt der deutsche Consul Hr. Dietz, der mir die Zusage gemacht hat, dass er sie dem Königl. Museum in Berlin schenken wolle. Sie stimmen mit denen von Modica nicht ganz überein, wie denn auch nach Hrn. v. Andrian die Gräber vom Monte Toro Bestattungsgräber gewesen sein sollen. Auch diese Gefässe sind gross und gut modellirt und zugleich etwas bemalt, jedoch schwarz auf rothem Untergrunde. Die Mehrzahl hat grosse Henkel und erscheint in der Form von Kannen, Schalen, Töpfen u. s. w., jedoch will ich besonders zwei

grosse Nachbildungen von Schweinen und eine den unserigen sehr ähnliche „Laterne" erwähnen. Letztere (Andrian Taf. IV, Fig. 1) stellt einen sanduhrförmigen Doppelkegel dar, dessen unterer engerer und längerer Theil hohl und mit langen Schlitzen versehen, der obere dagegen schalenförmig, weiter und kürzer ist. Die Verzierungen sind eingeritzt, theils einfache, parallele, in Gruppen geordnete Linien, theils saubere Durchkreuzungen. — Später traf ich auch im Museo nazionale in Palermo einige Sachen dieser Art, die aber eben auch zum Theil aus der Gegend von Girgenti, vom Monserrato, herstammen, einige von Thapsos, erstere bemalt, letztere braun, glatt und einfach. Wegen der Funde aus den Grotten von Villafrati verweise ich auf Andrian (S. 39, Taf. IV, Fig. 5, 7—9, 11—14); ihre Ornamentik erinnert an nördliche Formen. Endlich sah ich auch noch eine braune glatte Vase von Girgenti in dem kleinen, aber schön gehaltenen Museo civico von Reggio in der Emilia. Immerhin ist das eine ziemlich beschränkte Zahl bis jetzt; indessen, wenn man aufmerksam ist und die Eisenbahnen im Süden fortgeführt werden, so steht zu erwarten, dass man bald grössere Schätze finden wird. Dann wird es auch an der Zeit sein, die offenbaren Verschiedenheiten dieser Thongefässe genauer zu studiren und die Frage ihrer Zugehörigkeit zu gewissen prähistorischen Bevölkerungen näher zu erörtern. In dieser Beziehung kann ich nicht unerwähnt lassen, dass ein sehr glücklicher Sammler in Neapel, Hr. Bourgnignon, aus Steingräbern Campaniens, welche der Conte di Spinella in Acerra ausbeutet, mir braune polirte Gefässe mit dem Schnurornament, mit Mäandern und Dreiecken, zeigte, welche offenbar einer verwandten Keramik zugeschrieben werden müssen.

Wenn man nach der gewöhnlichen Tradition geht, so würde diese Periode auf Sicilien einigermaassen zusammentreffen mit den ersten phönizischen Niederlassungen. Ich habe begreiflicherweise mit grossem Eifer nachgeforscht, was denn auf der grossen Insel im strengeren Sinne Phönizisches ermittelt sei. Indess bis jetzt konnte mir beinahe nichts gezeigt werden; ein sehr schöner Sarkophag, der offenbar importirt ist, im Museo nazionale von Palermo ist fast das Einzige. Dagegen sind in der letzten Zeit einige Sachen zu Tage gefördert worden, welche höchst sonderbarer Natur sind und dem Anscheine nach einer, wenn man so sagen will, vorsiculischen Zeit angehören dürften. Das sind Gräberfunde von Capaci in der Contrada Ciachia auf dem Gebirgszuge des Nordrandes, in nicht grosser Entfernung von Palermo selbst. Man trifft daselbst Felsengräber, welche in der Art angelegt sind, dass in den anstehenden Fels hinein von oben her grosse kugelförmige Löcher gemacht wurden, von denen aus wiederum grosse seitliche Ausbuchtungen von runder Gestalt weitergeführt sind. Das Eingangsloch ist also eine Art von Kessel mit engem Eingang, so dass es für einen Menschen schwer ist hinein zu kommen, aber im Innern doch gross genug, um einen menschlichen Körper aufzunehmen.

Von da aus sind dann ähnliche seitliche Aushöhlungen angelegt worden. Ich bin nicht an Ort und Stelle gewesen, indessen hatte Prof. Salinas einen solchen Block ganz heraushauen und im Museum in Palermo in einem der Höfe aufstellen lassen, ein Stück von wohl 8—9 Fuss Höhe. Nach seinen Angaben findet sich in dem Eingangsloch sehr wenig vor, aber die seitlichen Ausbuchtungen sind Grabkammern; in ihnen liegen die Ueberreste der darin beigesetzten Menschen, eine nicht unbeträchtliche Zahl von Thongeräth (mit winklig gebogenen Henkeln und sehr regelmässigen eingeritzten Ornamenten) und Gegenstände aus Feuerstein. Metall ist gar nicht gefunden worden. So erstaunlich es klingt, so muss wenigstens vorläufig angenommen werden, dass diese grossen Aushöhlungen in den harten Felsen hinein nur mit Stein gearbeitet worden sind. Mir war diese Vorstellung so neu und fremdartig, dass ich das grösste Widerstreben verspürte, mich

zu fügen. Die Oberfläche der Aushöhlungen ist so glatt und sie sind so vollständig kuglig ausgeführt, dass es in der That schwer zu denken ist, wie man mit Steinhämmern oder vielmehr mit blossen Klopfsteinen, wie sie angetroffen werden, im Stande gewesen sein soll, derartige Sachen auszuführen. Nichtsdestoweniger muss ich mich beugen, da Professor **Salinas** diese Ausgrabungen geleitet hat und sich persönlich dafür verbürgt, dass absolut gar keine Spur von irgend einem metallischen Gegenstand zu finden gewesen sei. Auch scheint Aehnliches sonst in Italien vorzukommen; ich verweise z. B. auf die Untersuchungen des Hrn. **Chierici** auf der Insel Pianosa. Welcher Zeit das jedoch angehört, dafür fehlen vorläufig alle weiteren Anhaltspunkte; man hat eben nur die unzweifelhafte Thatsache vor sich, dass es vor die, wenn ich so sagen soll, siculische Zeit reicht.

Weiterhin kommt in Sicilien die ausserordentlich grosse Masse natürlicher Höhlen in Betracht. Die Insel ist von jeher durch ihre Höhlen berühmt gewesen. Ich brauche nur an die Cyclopen und Polyphem zu erinnern; die von ihm dem Odysseus nachgeschleuderten Felsblöcke werden noch jetzt im Meere bei Acireale gezeigt. In allen Theilen des Landes, nicht blos an den Küsten, sondern auch im Innern giebt es Höhlen in solcher Häufigkeit, dass vielleicht kein zweiter Erdstrich aufgefunden werden kann, wo sie zahlreicher sind. Ein grosser Theil dieser Höhlen war in prähistorischer Zeit bewohnt, man findet neben reichen Ueberresten der damaligen Thierwelt die Ueberreste der Menschen selbst mit ihrem Steingeräth. Diese Höhlenbevölkerung reicht bis in die Zeit des polirten Steins; es giebt jedoch einzelne Grotten, in denen keine Spur von polirtem Stein gefunden ist, dafür aber die wunderbarsten geschlagenen Steine, darunter namentlich sogenannte Messer von ganz ungewöhnlicher Länge, länger, als unsere heutigen Tafelmesser. Sonderbarerweise ist bis jetzt aus dieser Zeit ausserhalb der Höhlen ungemein wenig gefunden worden. Ich habe mich sehr bemüht, den palaeolithischen Ueberresten nachzuforschen, bin aber in dieser Beziehung ausserordentlich unglücklich gewesen. Im Museum von Syracus sah ich ein solches langes Messer, welches auf der alten Epipolae gefunden war; als ich davon in Palermo berichtete, wollte man es mir nicht glauben, dass es richtig sei. Dann wurde mir ein zweites kleineres Messer in Girgenti gezeigt; es ist im Privatbesitz eines archäologisch sehr thätigen Arztes, des Dr. Gaetano **Nocito**, der persönlich bezeugt, dass es auf einer benachbarten Fläche bei Favara gefunden sei. Endlich giebt es noch ein Paar Exemplare in Palermo vom Monte Erice. Das ist aber Alles, was meines Wissens an geschlagenem Stein ausserhalb der Höhlen bis jetzt bekannt geworden ist, indess glaube ich, dass nach dieser Richtung hin noch zahlreiche Entdeckungen werden gemacht werden.

Nun hat aber die Höhlenbevölkerung insofern specielles Interesse, als es die erste ist, bei der wir craniologisch[1]) ansetzen können, bei der auch die Möglichkeit gegeben sein wird, ausgiebige Vergleiche anzustellen. Ich will in dieser Beziehung bemerken, dass comparative Schädel-Sammlungen in verschiedenen Orten Italiens gemacht worden sind. Namentlich hat man, — ich weiss nicht wie ich sagen soll, ob mehr mit Liberalität oder mehr mit Rücksichtslosigkeit, — die Leichen sicilianischer Soldaten, welche in den Hospitälern gestorben waren, zu craniologischen Zwecken verwendet. So befinden sich gerade in Norditalien ausgezeichnete Sammlungen, welche hauptsächlich aus dieser Quelle stammen. Zieht man dieses Material

1) Franc. **Berte**, Introduzione allo studio della antropologia preistorica delle Sicilia Catan. 1883.

zur Vergleichung, so stellt sich heraus, dass noch gegenwärtig in Sicilien mehr, als in irgend einem continentalen Theile Italiens, eine langköpfige Bevölkerung sich vorfindet, die nur noch übertroffen wird durch die Bevölkerung Sardiniens, welche ganz exorbitant dolichocephal ist. Noch viel merkwürdiger ist es, dass diese lebenden Dolichocephalen auch in Einzelheiten einigermaassen entsprechen den alten Troglodyten. Jedenfalls kann ich sagen, dass ich bei der allerdings etwas eiligen Untersuchung, die ich nur machen konnte, keinen nennenswerthen Charakter gefunden habe, der die alte Höhlenbevölkerung aus der Zeit des geschliffenen Steins von einem Theile der gegenwärtigen Bevölkerung unterschiede. So finde ich namentlich eine Besonderheit in der Bildung des Gesichts, die, wie mir scheint, den dolichocephalen Sicilianer charakterisirt. Die Linie von der Nasenwurzel bis zum Kinn ist etwas schräg nach vorn gerichtet, das Kinn steht nach vorn hinaus, die unteren Zähne greifen unter die oberen, die oberen ragen hervor, dann kommt ein ziemlich langer Alveolarfortsatz, auch eine lange, mehr schmale Nase, so dass das ganze Gesicht eine eigenthümlich lange und in der Kinngegend höchst charakteristisch vorgeschobene Form gewinnt. Genau dasselbe konnte ich an alten Schädeln aus der Grotta del Porcospino bei Villafrate nachweisen, wo übrigens schon gezähmte Thiere, Thongeräth, Cypräen u. s. w. vorkommen, und die Troglodyten sich zugleich durch starke Platyknemie auszeichnen. Es kann daher nicht blos der Schädel, sondern auch der Gesichtstypus in Sicilien nach meiner Auffassung als ein constanter angesehen werden, soweit es sich um den dolichocephalen Bruchtheil der Bevölkerung handelt. Allein gegenwärtig hat sich die Bevölkerung in ihrer Hauptmasse so verändert, dass der dolichocephale Typus besonders gesucht werden muss, wenn man ihn finden will. Ich habe in Catania die jungen Mediciner zusammen genommen, um sie in Anthropologie zu exerciren; bei der Gelegenheit habe ich einen Theil von ihnen selbst gemessen und ihnen daran gezeigt, wie man es machen muss. Da stellte sich heraus, dass kein einziger Dolichocephaler darunter war. Man kann daher immerhin sagen, dass der dolichocephale Typus sehr verdeckt worden ist durch die darüber gehenden Völkerwogen, aber, soweit er noch vorhanden ist, darf man wohl annehmen, dass noch von jener uralten Zeit her Reste desselben in der jetzigen Bevölkerung zu erkennen sind. Nebenbei bemerkt, sind auch die Schädel von Capace mesocephal mit Neigung zur Dolichocephalie.

Aus der Zeit des geschliffenen Steins giebt es ausgezeichnete Exemplare, namentlich von Steinäxten. Ein paar Specimina davon kann ich vorlegen: mehr dicke, kürzere, gewölbte Formen. Daneben kommen gelegentlich die grossen Flachbeile vor, welche nach rückwärts spitz zulaufen, wie ich sie bei Gelegenheit der Jadeitformen beschrieben habe. Wahre Jadeitbeile sind in Sicilien sehr selten, aber sie kommen in der ganz ausgemachten Form des Flachbeils vor. Schon Baron Andrian (Taf. III, Fig. 14) hat die schönen Funde von Castrogiovanni besprochen. Ich sah im Palermitaner Museum die Nachbildungen von 6 polirten Steinbeilen aus einem Grabe von Vizzini, unter denen sich ein sehr grosses Flachbeil von der ganz charakteristischen Jadeitform befand.

Die gröberen Formen polirter Beile sind in Italien überall ziemlich häufig. Ihre Anfertigung ist sehr begünstigt worden durch den Umstand, dass schon unter dem gewöhnlichen Gerölle man nicht selten Formen findet, die, wenn man sie zuerst erblickt, den Eindruck geschliffener Steine machen. Ich habe ein solches Stück mitgebracht, das ich bei Genua in einer Wasserfurche, die vom Gebirge heruntergeht, selbst aufgelangt habe; als ich es bemerkte, glaubte ich ein Steinbeil gefunden zu haben. Aber es ist nur eine natürliche Bildung, die jedoch so weit

vorgeformt ist, dass nur noch ein kleiner Schliff nöthig wäre, um ein Beil herzustellen.

Ich will damit schliessen, dass ich Ihnen eines der werthvollsten Stücke dieser Art zeige, das ich der Liebenswürdigkeit eines unserer correspondirenden Mitglieder, des Hrn. Bellucci in Perugia verdanke: ein kleines Nephritbeil aus Mittelitalien. Hr. Bellucci hat die Hoffnung, dass er die eigentliche Lagerstätte dieses Nephrits in den Monte rozzi an den Tiberquellen entdecken werde; dort sei eine grosse Masse der seltensten Gesteine anstehend, und er ist der Meinung, dass sich Nephrit darunter werde finden lassen.

(30) Hr. Lieutenant Wissmann stellt einen westlich vom Lualaba erworbenen Knaben vom Negerstamme der Wakúsu vor.

(31) Eingegangene Schriften:

1. Revue de l'histoire des religions. Vol. VI, Nr. 4, 5.
2. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. VII, Fac. 5, 6, 7, 8.
3. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1883. Nr. 5.
4. A questão do meridiano universal. Lisboa 1883.
5. Boletim da sociedade de Geographia de Lisboa. 3ª serie, Nr. 8.
6. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige. Vol. 6, Heft 2.
7. Archivos do Museu nacional do Rio de Janeiro. Vol. IV, V. Rio de Janeiro 1881.
8. Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen. Jahrg. IV, Nr. 2.
9. Nachrichten für Seefahrer. 1883. Nr. 14—17.
10. Annalen der Hydrographie. Jahrg. XI, Heft IV.
11. Revue d'ethnographie. Tome II, Nr. 1.
12. Hamy, La croix de Téotihuacan. Paris 1882. Gesch. des Verf.
13. Derselbe, Quelques observations sur l'anthropologie des Çomalis. Paris 1883. Geschenk des Verfassers.
14. Derselbe, Les mutilations dentaires au Mexique et dans le Yucatan. Paris 1883. Geschenk des Verfassers.
15. Bulletins de la société d'histoire naturelle de Colmar. 22ᵉ et 23ᵉ années. Colmar 1883.
16. Sechster Jahresbericht des Vorstandes der Geographischen Gesellschaft zu Bremen. 1883.
17. Deutsche Geographische Blätter. Bd. VI, Heft 2.
18. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Gesellschaft Isis zu Dresden. Jahrgang 1882. Juli — December.
19. Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. Vol. VI, Fasc. 1.
20. Gatschet, Phonetics of the Kayowe Language. Gesch. d. Verf.
21. Derselbe, Linguistic notes. Gesch. d. Verf.
22. Derselbe, Specimen of the Chumeto Language. Gesch. d. Verf.
23. R. Hartmann, Ueber die alten Dithmarscher Wurthen und ihren Packwerkbau. Geschenk des Verfassers.
24. Ch. Rau, Indian stone graves. Gesch. d. Verf.
25. Derselbe, Aboriginal stone-drilling. Gesch. d. Verf.

Sitzung am 16. Juni 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Zu correspondirenden Mitgliedern sind gewählt worden die Herren:
Professor Helbig vom archäol. Institut in Rom.
" Lortet, Director des Museum des sciences naturelles in Lyon.
" P. Castelfranco in Mailand.
" Gaetano Chierici, Director des Museo di storia patria in Reggio-Emilia.
" Gemellaro, Director des paläontol. Museums in Palermo.
" Salinas, Director des Museo nazionale in Palermo.
" Stieda in Dorpat.

Als neue Mitglieder werden angemeldet die Herren:
Rector Dr. Weineck in Lübben.
Apotheker Singonowitz, Charlottenburg bei Berlin.
Fabrikant J. C. Schnlze, Berlin.

(2) Für den 24. d. M. ist eine Gesellschaftsexcursion nach Tangermünde vorbereitet.

(3) Hr. H. Fischer in Freiburg übersendet im Auftrage des Hrn. Charles Rau in Washington eine Nachbildung der im Archiv für Anthropologie, Bd. XIV, S. 161, beschriebenen

aztekischen Kindesmaske.

(4) Hr. Wilhelm Osborne hat d. d. Dresden, 2. Mai, an Hrn. Virchow folgenden Brief gerichtet, betreffend den

böhmischen Burgwall Zamka.

„Sie hatten die Freundlichkeit, im ersten Hefte der Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1880, S. 82, eine kleine Arbeit von mir, die sich „Ueber einen Fund aus der jüngeren Steinzeit" betitelte, eines kurzen Referates werth zu halten. Sie sprachen damals die Ansicht aus, dass der beschriebene Fund auf dem Burgwall Zámka nicht, wie ich annahm, aus der Steinzeit, sondern aus späterer Zeit, als das Metall bereits bekannt war, stamme.

„Es freut mich Ihnen heute mittheilen zu können, dass Ihre damals ausgesprochene Ansicht durch Fundgegenstände, die der besagte Burgwall bei Gelegenheit einer erneuerten Untersuchung lieferte, volle Bestätigung findet. Diese Gegenstände sind: Ein Bronzemesser, eine Pfeilspitze aus Kupfer und das Bruchstück eines flachen Bronzeringes. Das Messer wurde beim Abgraben des Walles gefunden, die Pfeilspitze und den Ring fand ich auf der Oberfläche des Feldes.

(5) Hr. Jentsch erstattet folgenden Bericht, betreffend

Prähistorisches aus den Kreisen Guben, Sorau, Crossen und den Namen Heinchen.

I. Bei Deulowitz, 5 *km* westlich von Guben, ist: 1. Bei Abtragung des Dammes zwischen zwei kleinen Teichen in der Nähe eines Torfstichs vor einigen Jahren ein Silberdenar etwa 2½ *m* tief gefunden worden. Hs.: (IMP) CAES NER TRAIANO OPTIMO AVG GER Kopf mit Kranz. Rs.: P M TR P C — VI PP S PQ R. Schreitende unbekleidete Figur mit Helm, in der Rechten den Speer, auf der linken Schulter Trophäen. — 2. Auf den Deulowitzer Bergen, einem Theil des Höhenzuges, der nach Westen hin und weiter stromabwärts nach Süden das Neissethal begrenzt, ist ein polirter, flacher, nicht durchbohrter Steinkeil gefunden. Alle seine Begrenzungsflächen sind mässig nach aussen gewölbt; die Schneide ist nicht gleichmässig gerundet, sondern tritt zu einer der Seitenflächen hin stärker zurück, so dass die Länge dieser Seite direkt gemessen nur 7,7 *cm* gegen 8,1 *cm* der anderen beträgt; Breite der Schneide 4,8 *cm* (direkt gemessen), der oberen Seite 3,3 *cm*; grösste Stärke 1,8 *cm*, Gewicht 148 *g*. Beide Breitseiten sind in der mittleren Partie auf etwa 4 *cm* Länge stark abgeschliffen, die eine zeigt hier sogar eine flache Einwölbung; dagegen ist die Schneide scharf und nicht abgenutzt. Das an einzelnen wenigen Stellen poröse Material ist eine Uebergangsform von Feuerstein zu Halbopal; die Färbung ist braun mit einigen eingesprengten unregelmässigen weissgrauen Flecken. Im Ganzen stehen derartige Funde in der Niederlausitz numerisch erheblich zurück gegen die durchbohrten Steinhämmer, deren breite Seitenflächen unter einem grösseren Winkel auseinandergehen. Aehnliche Stücke sind gefunden im Kreis Guben bei Beitzsch, hellgrau (Besitzer Hr. von Wiedebach-Nostiz auf Beitzsch) und bei Tzschernowitz im Schlossgarten, defekt, Färbung gelbgrau (im Besitz der Frau Gräfin von Kleist auf Tzschernowitz), im Kreis Sorau bei Jüritz (Besitzer Hr. Rittmeister Krug auf Jessen), 1 *dm* lang, 4 *cm* breit, 2 *cm* dick, braunschwarz gesprenkelt, Kreis Lübben 2 bei der Hartmannsdorfer Bergen (Besitzer Hr. Rector Weineck zu Lübben), in Kr. Calau in den Freibergen, in Kr. Luckau bei Freesdorf im Torfmoor (Besitzer Hr. Dr. Behla).

Münze und Steinkeil befinden sich im Besitz des Hrn. Rittergutsbesitzers von Schlichting auf Deulowitz.

3. Auf der Deulowitzer Feldmark ist ein Bronzecelt ohne Schaftlappen gefunden worden, mit beiderseitiger rechteckiger Vertiefung für den Stiel (vgl. Abb. im Gubener Gymnas.-Progr. 1883, Nr. 22), von derjenigen Form, welche in der Niederlausitz wohl die gangbarste gewesen ist, wie aus dem neulichen Sammelfunde von Neuzauche, Kreis Lübben, der die in unserer Landschaft vorhandenen Bronzegeräthe am umfassendsten vorführt, hervorzugehen scheint. (S. Verh. 1883, S. 244.)

II. Von dem am 7. October v. J. entdeckten Vettersfelder Goldfunde (Sitzung vom 20. Januar d. J., Verhandlungen S. 129) scheint kein erhebliches Stück verloren zu sein; nur folgende Gegenstände sind nicht in den Besitz des Königl. Museums zu Berlin übergegangen: 1. ein zwingenartiger Ring ohne jegliche Verzierung von 1,5 *cm* Durchmesser und ca. 3,5 *cm* Höhe, der nach Annahme eines Goldarbeiters über 2 Ketten geschoben war (eingeschmolzen); 2. eine ebene Platte in Gestalt eines Rhomboïds; an den beiden Enden der längeren Diagonale von ca. 5 *cm* befand sich je eine Oehse; die Platte war belegt mit Schleifen aus Perlendraht; Goldwerth wenig über 50 Mk. (eingeschmolzen); 3. eine Kette aus Golddrahtgliedern von ca. 18 *cm* Länge und 5 *mm* Durchmesser; Goldwerth ca. 50 Mk.

III. Auf dem Urnenfelde von Zilmsdorf bei Gr.-Teuplitz seit Anfang d. M

angestellte Nachgrabungen haben nach dem Bericht im Niederlausitzer Boten. Cottbus, 13. Juni, die älteren Angaben bestätigt (vergl. Saalhorn in der Zeitschrift für Ethnologie XI, S. 418, Nr. 203 ff.), dass, wie bei Müschen, Kreis Cotthus, drei Schichten von Urnen über einander beigesetzt sind, deren unterste bis 2 *m* tief liegt. —

IV. Bezüglich der Urnen aus den niederlausitzer Todtenfeldern ist mehrfach die Annahme ausgesprochen, dass die Zahl der Buckel nur zwischen 4 und 7 variiere: Zu dem bereits im oben angeführten Gymnas.-Programm S. 23 erwähnten Exemplar mit 3 Buckeln von Coschen W. treten gleichartige in der Krug'schen Sammlung zu Jessen (von Jüritz) und in der gräflich Brühl'schen zu Pförten (aus Sakrow, Kreis Sorau). — In der letztgenannten Sammlung befindet sich übrigens auch ein fast ganz erhaltener Wendentopf, der neunte aus der Niederlausitz bekannt gewordene, mit der Strasser'schen Sammlung erworben, „aus der Herrschaft Forst-Pförten"; die näheren Fundumstände sind unbekannt. Das Gefäss verjüngt sich nach unten ziemlich schnell; über einem mässig heraustretenden Wulst mit scharfen Einstichen ist der Hals stark eingeschnürt; die Wandung ist mit wagerechten Parallelfurchen bedeckt; aus dem Boden tritt ein Kreuz mit breiten Armen heraus.

V. Eine der hiesigen Gymnasialsammlung unlängst von Hrn. Rittergutsbesitzer Fournier auf Baudach bei Crossen geschenkte, auf der Feldmark dieses Dominiums gefundene Urne ist von beachtenswerthen Dimensionen: die Höhe beträgt 50 *cm*, der grösste Durchmesser 61 cm. Das Gefäss ist sorgfältig gearbeitet, terrinenförmig, ohne Henkel und Oehsen, weit ausgebaucht; in scharfer Furche abgesetzt steigt der Hals mässig konisch sich verengend 1 *dm* hoch auf. Die Färbung ist rothbraun, auf der Innenseite im unteren Theile schiefergrau; die Aussenseite ist bis zur weitesten Ausbauchung durch Belag mit erweichtem Thon künstlich rauh gemacht. Das Material, im Bruch schwarz, ist mit vielen Steinbröckchen durchsetzt. Die Urne stand mit der Oeffnung nach unten über 12 verschieden geformten Gefässen, in deren keinem Leichenbrand festgestellt werden konnte. Steinsatz ist nicht beobachtet, auch sind Ausgrabungen in der Umgebung noch nicht angestellt worden.

VI. Als Verfertiger der Urnen werden im Gubener und auch im Sorauer Kreise vielfach die Heinchen bezeichnet. Der Name ist mir nordwärts über Coschen hinaus begegnet; südwärts tritt er noch in Wellersdorf, Kreis Sorau, auf (vergl. Zeitschr. f. Ethnol. XI, S. 401, Nr. 187); im Westen scheint ihn in der Gegend von Forst die im Gubener Kreise unbekannte Bezeichnung Ludki abzulösen; ostwärts reicht er bis an die Oder. Im Volksmund wird er auf Heidenchen (pagani) gedeutet, wie der ihm nicht selten parallel gehende Jülichen in Jüdelchen umgesetzt wird. Eine andere Beziehung legt die Schreibung Hunnen (s. Zeitschr. f. Ethnol. a. a. O. Hunnenbäuser) in denselben hinein. Vielleicht wirft auf seine Entstehung eine Notiz Licht, die Prof. Knothe zu Dresden in seinem Aufsatz über: „Die verschiedenen Klassen slavischer Höriger in den wettinischen Landen während der Zeit vom 11. bis zum 14. Jahrhundert" (Neues Archiv f. sächs. Gesch. IV. 1883, S. 33) mittheilt: „Als eine fünfte Klasse Höriger werden 1181 die proprii, 1122 die Heyen genannt. Haltaus (Glossar. 905 unter dem Worte Hien) sagt: Hien, Hin, Hyen, Hygen, Heyen vocabulum veteris Saxoniae. Danach war es also ursprünglich eine Bezeichnung altsächsischer Höriger, welche auf die slavischen Hörigen nur erst übertragen wurde. Im alten Sachsenlande scheinen diese Heyen eine zahlreiche und in den Dörfern sesshafte Klasse gebildet zu haben, welche unter eigenem Gericht standen". 1259 wird die Hiensprake, 1348 das Gericht,

quod vulgariter dicitur ein bienspracke, erwähnt." Es wäre wohl denkbar, dass sächsische Einwanderer hier den Ausdruck auf die unterjochten Slaven in den Dörfern übertragen hätten, und dass später der Name, als er nicht mehr offizielle Geltung hatte, als ein abgestorbener den abgestorbenen Generationen, denen man die Herstellung der Todtentöpfe und auch der Sumpfburgen zuschrieb, verblieben wäre. Dass die Bezeichnung in unseren Urkunden noch nicht nachgewiesen ist, würde sich erklären aus der verhältnissmässig geringen Zahl solcher Schriftstücke, die jene Verhältnisse berühren.

(6) Hr. Direktor Weineck in Lübben berichtet über

Funde aus dem Kreise Lübben.

1. Steinkirchen. a) SO. nahe bei der Försterei Ellerborn, grosses, von der Eisenbahn durchzogenes, ca. 300 Schritt langes und 200 Schritt breites Urnenfeld. Auf dem älteren Theil viele und zierliche Beigefässe, Feuerstein, Bronzen (kleine Ringe, Fibeltheile), blaue und gelbbraune Glasperlen; besonders erwähnenswerth ein grossentheils mit Steinen regelmässig bis über 1 m Höhe umsetztes grosses und reiches Grab. Auf dem jüngern Theil des Feldes anders geformte und verzierte Urnen mit sehr wenig Beigefässen, Bronzen (geschmolzener Schmuck mit Ring, grosser Fingerreif, kleiner Armring mit dünner kreisförmiger Platte, kleiner dünner Fingerreif mit Oehse, in die das andere Ende eingreift, Schnalle) Eisen (2 unvollständige Nadeln und Brocken) und Glasperlen. b) nahe bei dem Dorfe: Urnen, theilweise unter förmlicher Steinpflasterung, Bronze (Fingerreif, vierkantige Nadelspitze. c) dicht am Dorfe: Urnen, Bronze (Nadel mit Kopf, dünnes Blech, wohl Beschläge), graubraune Thonperlen, durchbohrt.

2. Lübben. a) O. dicht bei der Stadt und bei dem Kietz, also wohl älteste Niederlassung: 2 Urnenfelder, zahlreiche Urnen, auch etagenmässig gesetzt, mit vielen und mannichfaltigen Beigaben, Bronze (mittelgrosser Ring für's Handgelenk), 2 mühlsteinähnliche, auf einander passende und auf einander gedrehte Steine, aber nicht Mühlsteine, da beide durchbohrt sind, an dem unteren Ende der höhere Rand und am oberen die Griffe fehlen. b) NW. an den sog. Hartmannsdorfer Bergen: Urnenscherben, Feuerstein (zahlreiche Messerchen, Pfeilspitzen, Abfallstücke).

3. Hartmannsdorf. a) NW. vom Dorfe an der Roggaschenze (Düne „Lütchenbackofen". Urnen (grob, gross, roh verziert); b) N. Urnen, Eisen (Waffen aus der Ritterzeit?). W. davon im Moor 2 grosse polirte Feuersteinmeissel.

4. Klein-Lubholz. a) WNW. von Lübben am Windmühlenberge: Urnen (vermuthlich Bronze-) Celt; b) an der Flurgrenze von Niewitz dicht bei der Berste 2 grosse Urnenfelder, Eisen (Speere), Golddraht. — Grosse Ustrine von mir blossgelegt, 6 *m* lang, 3 *m* breit, Pflasterung mit Lehm, Richtung NNW. zu SSO.

5. Ragower Heide, Ellerborn Forstbezirk, $^1/_4$ Stunde von R. nordöstlich: Urnen (gröber, anders verziert als auf dem Todtenacker unter 1a), Bronzen, Eisen und blaue und gelbbraune Glasperlen zusammen (wohl Halsschmuck), vornehmlich Eisen (zwei je 10 *cm* lange unvollständige Nadeln, eine 38 *cm* lange Nadel mit scheibenförmigem Kopf, zur Nadel parallel stehend; 3 Theile eines Gürtelbeschlags mit lose angeschmiedeten Ringen und einem grossen Gürtelhaken, wohl La Tène-Cultur; 3 kleine, schwache, auffallend glatte Armringe.

6. Krugau: Urnen, Bronze.

7. Sglietz, „Schwedenkirchhof", von mir noch nicht besichtigt, soll kein Burgwall sein, wohl auch Urnenfeld.

8. Zwischen Sglietz und Ressen im Moor ein durchbohrter, metallener Be-

hammer, wohl Bronze, Stiel umwickelt mit Metalldraht, in Berlin im Provinzial Museum (Angabe eines Lehrers).

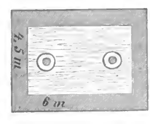
9. Wittmannsdorf: Urnen.

10. Neuzauche: 4 Urnenfelder nach Angabe des Herrn Cantor Lukas, welcher auch Urnen besitzt, die in Form, und namentlich in der Zeichnung von den Steinkirchenern oder Lübbenern ziemlich abweichen.

11. Altzauche: Urnen.

12. Straupitz: grosser Bronzefund.

13. Zenst bei Friedland, jenseits des Schwielochsee's: unterirdischer Steinbau, 6 Fuss unter dem Boden. Die Grundmauern von grossen Feldsteinen fest mit Lehm gemauert, 2 Fuss stark, $4^1/_2$ hoch; der Boden des Innenraums mit einer festen Lehmschicht bedeckt, der ganze übrige Innenraum mit kleineren Feldsteinen in Lehm ausgemauert, darinnen nur 2 ganz ummauerte Hohlräume; in denselben je ein ca. 8 Zoll hoher Topf, ein „wendischer Topf", wie sie dort noch vor 30 bis 40 Jahren gebraucht wurden, auf einer handhohen Schicht Asche, darum herum



Pferdeknochen, und in dem sie füllenden Grus je ein eiserner Bohrer von 9 bis 11 Zoll Länge aufrecht hineingesteckt. Keinerlei Zugang, weder von oben noch von der Seite. Ich habe den Bau nicht mehr gesehen; die Zeichnung nach genauester Erkundigung. Dicht am Dorfe ein ausgedehntes Urnenfeld. Die von mir in der Eile herausgebrachten Scherben von Todtenurnen und Beigefässen weichen von den hier beschriebenen in Form und Zeichnung ab. Die Gefässe waren in der steinreichen Gegend mit Feldsteinen dicht umsetzt. Früher dabei ein Bronzering (kleiner Armring?) gefunden.

14. Friedland: 2 Urnenfelder. Das eine vor 7—8 Jahren zum Theil ausgenommen, mit früher deutlich erkennbaren Hügelgräbern. Die Urnen auf platten Kalksteinen (aus einiger Entfernung hergeholt) stehend, mit Steinen locker umsetzt und mit grösseren Steinen bedeckt. Bronze (11 Metallnägel, unter dem Knopf geringelt, also wohl Nadeln).

15. Skuhlen, zwischen Mittweida und Wittmannsdorf: 2 Urnenfelder an den gegenüberliegenden Rändern eines alten Luchs. Auf beiden Hügelgräber mit mächtigem Steinsatz, zum Theil schon ausgenommen. Ganz dichte, 3—4 *m* lange, 2 *m* breite und $^2/_3$—1 *m* hohe Steinmauerung mit Lehm, darin ganz knappe Hohlräume, in denen die Gefässe eben Platz hatten, daher alle mehr oder weniger zerdrückt. Dem Alter nach scheinen beide Felder verschieden: in dem einen viele Urnen und Beigefässe, meist von sehr feinem Thon, schöner Form und mannichfaltiger Verzierung, und eine Bronzenadel; im andern wenige sehr grobe und unverzierte Gefässe und ein ganz kleines Klümpchen zerfallender Bronze.

16. Mittweida: ähnliche Hügelgräber.

17. Gross-Leine: Urnenfeld, auch längst ausgenommen, wenn nicht noch Reste in der Heide.

18. Klein-Leine: desgleichen.

19. Trebatsch, im Garten des Gastwirths: eine mehr als 1 *m* hohe, kegelförmige Mauerung, oben offen, mit weissem Sand gefüllt; darin ein Krug mit grossem Henkel, voll Sand; oben auf der Mauerung ein Pferdegerippe, alles einige Fuss in der Erde. So nach Beschreibung des Wirthes.

20. Im Kreise Luckau Neundorf: 4 Urnenfelder, Feuersteinmesser, Eisen (Schwert mit Scheide, zerbrochen, doch vollständig; Schnalle, Scheere). Schanze zwischen Neundorf und Duben, darin gemauertes Grab, dabei Urnen; weiter ab Bronze (Celt, Dolch), Steinsachen (Hammer, Keil) im Torfstich. Hier auch eine Buckelurne, um Lübben, Ragow, Crimnitz, Lübbenau nie. Sammlung des Amtmann Paschke. —

Ferner übersendet Herr Weineck folgende briefliche Mittheilungen des Herrn Oberprediger Krüger zu Lieberose über dortige Funde des Kreises Lübben: Unsere Gegend ist reich gewesen an Urnenfriedhöfen, aber sie sind meist bei den Chausseebauten und dem Steinesuchen dazu zerstört.

21. Bei Lieberose wurden mir Fundstätten genannt: a) in NO. am Wege von hier nach Trebitz, nahe der Stadt; b) weiter an der Chaussee von hier nach Friedland 1 Stunde im N. von der Stadt „Töpfe". c) $^1/_2$ Stunde im NW., neben dem Stockshof genannten Laubwalde, liegt ein mit Waldbäumen bestandener Berg, genannt das „alte Schloss", ohne Ueberlieferungen von einem solchen; von 3 Seiten von fliessendem Wasser und breiten, morastigen Wiesen umschlossen, hängt er nur an einer Seite mit dem festen Lande zusammen, leicht zu vertheidigen durch einen künstlich gemachten, steilen Abhang. Die Vorderseite und vorderen Seitenränder sind höher als der so geschützte Innenraum. Die schroffen Abhänge zeigen künstliche Anschüttung, bestätigt durch den tiefen Humus (entsäuerte Erde aus den anliegenden Torfwiesen), der sich beim Graben der Baumlöcher findet. Als ich im Frühjahre mit Herrn Grafen von der Schulenburg, Besitzer des Burgwalls, hier grub, fanden wir oben auf dem Berge 1—4 Fuss tief viele, mannichfach verzierte Scherben, ziemlich fest, ohne Henkel. Masse wie Verzierungen verhältnissmässig roh; einige, nur kleine Stücke zeigten Wellenlinien. Ferner zu Schlacken gebrannte Topfscherben, unverbrannte Knochen und Hörner von Thieren; ein Stück Schlacke mit einer Art (vielleicht zufälliger) Glasur, dann Scherben mit ganz ausgesprochen gelber Glasur als Zeugniss der Benutzung des Burgwalls bis in geschichtliche Zeit. In der Mitte des Burgwalls flach vergraben neben Burgwallscherben die Stücke eines geschliffenen Steinhammers mit Spuren des Stiellochs. In dem hinteren, zurückgelegensten Theile ist die natürliche Grundlage des Schlossberges eine sandige Bodenerhebung über dem Wiesengrund. Dort (wenig über der Wiesenoberfläche) sammt den Trümmern von zierlichen Beigefässen germanische Scherben eines Henkelgefässes mit triangulären eingerieften Strichverzierungen, dabei Feuersteinsplitter, eine Anzahl nicht grosser Feldsteine (dort im Sande nicht verkommend) und endlich in einem Haufen beisammen die Trümmer einer (?) menschlichen Figur (?) aus schwach gebranntem(? weichem Lehm.

Oben auf der Höhe des „alten Schlosses", da wo die höheren Ränder am meisten den tieferen Innengrund überragen, nicht auf der Mitte, sondern mehr seitwärts im Grunde wurden die Grundmauern eines nicht grossen Gebäudes gefunden. Sind dies die Reste des alten Schlosses, aus dem Thiederich der Jüngere (oder Ticemannus), Landgraf von Thüringen, Markgraf der Ostmark und Lausitz (Actum

et dictum Luberaz) 1300, an das Kloster Neuzelle die Schenkung von 4 Hufen in Welmenicz macht (vergl. Wilkii Ticemaunus sive vita Theodorici junioris etc. Lipsiae 1754, II. Diplom. 115)? Denn Stadt und Schloss waren damals landesherrlich (immediat), vergl. Stadturkunde von Lieberose von 1302 bei Wilke Ticemannus II. p. 164, Diplom. 130 und I. p. 240. Wenn also in alten Urkunden, z. B. von 1301 bei Worbs Inventarium diplomatic. Lusatiae inf., Lübben 1834 I. p. 115 „Stadt Lubraz“ und „Burg Lubraz“ aufgezählt wird, oder 1336 bei Riedel Codex diplom. Brand. 2. II, p. 112 — 114 „Wibilde unde hus tzu Lubraz“, so suche ich dies „hus“ oder „Burg“ hier auf dem „alten Schloss“.

22. Nahe Speichrow zwischen dem Schwielochsee und einer grossen tiefen Wiesenniederung, liegen die allgemein so genannten Ludgenberge, jetzt mit Kiefernschonung bestanden, an derem Rande ich grosse Steine aufgeschichtet sah, möglicherweise von Urnenfeldern.

23. Bei Lamsfeld nahe dem grossen und kleinen Mochowsee in den Bauernforsten nach der Beschreibung von Steinsuchern: Urnen mit Knochen, Asche und Sand, ringsum kleine Näpfe aller Art, das Ganze mit Feldsteinen umpackt.

24. Jamlitz: beim Bau der Chaussee nach dem Bahnhof, beim Abgraben eines Hügels, dicht am Dorf Urnen.

25. Dicht beim Vorwerk Hollbrunn, 1/2 Stunde SW. von Lieberose, an mehreren Stellen Urnenscherben. Ein Schlag im Lehmfeld heisst „die Backofenbreite“, weil beim Ackern die Pferde durchgetreten sein sollen in einen alten Backofen (?), der sogleich zugeschüttet worden sei (ein Steingrab?). Auf einem sandigen Ackerplan dort sah ich eine Menge kleiner, weisser und schwarzer, unverzierter Urnenstückchen liegen, die der Pflug zerarbeitet hatte. Einmal grub ich vergeblich.

26. Blasdorf. Ich besitze von hier die Stücke einer Bronzenadel, gefunden in einer einzelnen Urne ohne Steinsatz, beim Kiefernstubbenroden, gefüllt mit Knochen und Asche.

27. Mochow: Henkelurne von 25 *cm* Durchmesser, unverziert, mit Stücken einer zerbrochenen Bronzenadel in Leichenbrand; dicht daneben fand ich in Asche und Knochen eine ganze Bronzenadel, 13 *cm* lang, Stücke einer Urne mit Buckeln (etwa 3 *cm* heraustretend), Scherben mit triangulären Strichverzierungen.

Aus dem südlichen Theile des Kreises Luckau, wo ich früher lebte, besitze ich von

28. Rückersdorf eine 13 *cm* lange, scharf behauene Lanzenspitze (oder zweischneidiges Messer?) von Feuerstein, auf dem Felde 1876 beim Rigolen gefunden.

29. Friedersdorf, südlich: umfangreicher Urnenfriedhof, etwa 5 Morgen gross, längst durchwühlt, jenseits der Wiesenniederung auf sandigem Anberg am Nordabhang des Lausitzer Grenzwalls. Bei den Scherben einer Urne mit concentrischen Kreisen um schwach buckelartige Verzierungen Eisenschmuck: a) etwa 0,6 *cm* starker, 3,5 *cm* langer, 2,2 *cm* breiter Ring mit daran gearbeiteten, zu je 2 sich gegenüberstehenden Blättchen (bis auf 2 jetzt abgebrochen); b und c) 2 ganz gleich gewesene Schmuckstücke, oben wie ein Entenkopf auslaufend (etwa Ohrgehänge?), beim Ausgraben als oxydirte Sandklumpen herausgeworfen, und trotz vorsichtigen Abschabens des Sandes zum Theil zerbrochen. Die von mir ganz herausgehobenen kleinen Gefässe lagen meist umgekehrt (dabei Haufen von Asche und gebrannten Knochen). Sonst meist Scherben, zum Theil von ungewöhnlicher Güte der Masse (weisslich, gelb, auch röthlich, von grosser Feinheit und Glätte). 2 Gefässe (1 weiss, 1 schön roth) mit Buckelfeldern, 1 in Form einer

modernen Theekanne mit leistenartigen, angesetzten Streifen von oben nach unten und angesetztem Bodenrand, so dass es auf diesem, nicht dem ganzen Boden stand. Die hohe Kunstfertigkeit in Masse und Form kann ich mir nur aus der Nähe des grossen und vorzüglichen Thonlagers von Hohenleipisch (an der Berlin-Dresdener-Bahn) und Döllingen erklären, so dass dies berühmte Thonlager schon im Alterthum eine hervorragende Keramik sich hat entwickeln lassen. Bezüglich des Eisenschmucks sei bemerkt, dass in dem ganzen, nördlich am Urnenfelde, nach Friedersdorf sich erstreckenden Felde Raseneisenstein in grossen Mengen sich findet, früher in jener Gegend (in Lauchhammer) auch ausgebeutet. Ist doch die ganze, stattliche Kirche in Friedersdorf sammt dem Unterbau des Thurmes aus hartem, scharfkantig behauenem Raseneisenstein, nach der Ueberlieferung von jenem Felde, gebaut. Auch fand ich dicht beim Urnenfelde, 1 *m* tief in der Erde, grosse Eisenschlacken. Glasur war auf keinem der Gefässe. Ich fand aber später beim Umbau des Altars der Kirche in Rückersdorf, die urkundlich 1319 gebaut ist, ein kleines, etwa 8 *cm* hohes, krugartiges Reliquiengefäss mit gelber Glasur.

30. Tröbitz: grösseres Urnenfeld. Ich grub nur noch unbedeutende Scherben mit unregelmässig eingeritzten Strichen bei Feldsteinen aus. Der frühere Pastor Ritter (vor 1872) soll indessen viele grosse Gefässe dort ausgegraben und theils nach Berlin gesandt, theils mitgenommen haben (ging von dort nach Niederschüttlau bei Glogau i. S.). —

(7) Hr. Handelmann übersendet einige Nachträge zu den Mittheilungen des Hrn. Treichel (S. 77—84) über

Volksspiele

1. Thiermasken. Schon in meinem Büchlein über „Weihnachten in Schleswig-Holstein" (Kiel 1866), S. 69 — 78 und Anmerkung 57, habe ich darauf hingewiesen, dass die Thiermasken, welche in den festlichen Aufzügen der Zwölften u. s. w. vorkommen, ohne Zweifel bis in die heidnische Vorzeit zurückreichen und von der üblichen Verkleidung in die Haut der Opferthiere herstammen. Im 6. Jahrhundert und später erwähnen mehrere Kirchenlehrer aus Deutschland, England und Frankreich, dass in den ersten Tagen des Januars die Heiden und leider auch manche Getaufte verkleidet in unanständiger Missgestalt sacrilayische Tänze aufführen und durch Ausgelassenheit beim Trunk und schändliche Gesänge die Dämonen gleichsam zum Opfer einladen. „Einige kleiden sich in die Felle ihres Viehes, andere setzen sich Thierhäupter auf, darüber sich freuend und ergötzend, dass sie sich so in die Gestalten wilder Thiere umgewandelt haben." Auch auf mittelalterlichen Miniaturbildern aus England sehen wir Tänzer mit Thiermasken dargestellt, ebenso wie Puck in Shakespeare's Sommernachtstraum dem Webermeister Bottom einen Eselskopf anzaubert. Die Namen blieben an manchen Volksspielen haften, auch als die Masken verschwanden (z. B. Blinde Kuh, Hinkebock u. s. w.), und die lebhafte Phantasie der Kinder konnte sich leicht über den Mangel hinwegsetzen.

Indem ich die Mittheilungen und zum Theil mythologischen Deutungen a. a. O. nachzulesen bitte, habe ich nur wenige Nachweise beizufügen:

Auch bei den Insel-Esten macht man zu Weihnacht den Weihnachtsbock (joulopok) und die Weihnachtsgans (joulohauni); s. Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft Bd. VII, Heft 2, S. 56 und 114.

Dem Gansreiter, welcher ebenso wie der Schimmelreiter ein Maskenbild Wodan's ist, begegnete ich in einem Weihnachtsbrauch zu Seelze, unweit Hannover,

und in der Sage vom Klöwenhoog auf Sylt; s. Zeitschrift der Gesellschaft f. Schl.-Holst.-Lbg. Geschichte Bd. XI, S. 234.

Das Ochsenschlachten kommt als Fastnachtsscherz auch in Friedrichstadt, Herzogthum Schleswig, vor; s. a. a. O. S. 235.

Auch hier wiederhole ich die dringliche Bitte, dass man solchen Thiermasken überall möglichst genau nachspüren möge[1]). —

2. Stepke und der Plumpsack. Laut Grimm's Deutscher Mythologie, 2. Ausg., S. 955, „ist in einem grossen Theile Deutschlands jetzt ein Ausdruck für Teufel verbreitet, der überall nur in der Diminutivform gebraucht wird; niedersächsisch Stöpke, Stöpke in der Helle; in der Maingegend Stehchen, Stäbgen; in der Gaunersprache Steppche, Stepches; obersächsisch Stehgen, Stöpgen; thüringisch Stöpfel; im Badischen Stenhle. Man versteht darunter zumal den fliegenden feurigen Drachen, der in die Häuser seiner Ergebenen einkehrt und ihnen Geld oder Korn zuträgt[2])". Ob dies Diminutiv von dem Personennamen „Stephan" abzuleiten, lässt Grimm (S. 956) zweifelhaft. Dagegen erwähnt er, dass die Soldaten ihren Profoss „Stepchen" nennen, ebenso wie hier der Büttel im Volksspiel heisst.

Soviel ich weiss, ist das Spiel zuerst kurz angedeutet in Chr. F. Weisse's „Kinderfreund" (95. und 96. Stück vom 26. April his 3. Mai 1777), wie folgt: „Es wurde fast nichts als Klumpsack (sic!) gespielt . . . Des armen Siegfrieds Hände waren ganz aufgelaufen. . . . Z. B. da spielten wir ein Ding, das hiess Amtmann, Büttel, Dieb u. s. w., da schanzten sie ihm immer das Blatt aus der Karte zu, das der Dieb ist, und der Kläger wusste auch allezeit, wer der Dieb war."

Gutsmuths: „Spiele" (2. Auflage, Schnepfenthal 1796) S. 290—93, giebt eine ausführliche Beschreibung des Spiels, das, wie er sagt, „in manchen Gegenden bekannt genug ist"; und daraus ist dasselbe in die ganze moderne Spielliteratur übergegangen. Nach Gutsmuths ist As (Daus) der Amtmann, Dame (Ober) Kläger, Bube (Unter) Büttel, Sieben der Dieb. — Bei der Strafvollstreckung werden meistens nur drei Grade unterschieden: „aus dem Schmalz!" (oder wie es in Schwaben heisst: „aus dem Butter!"), „aus dem Salz!" und „aus dem Pfeffer!" („aus dem ff!"). — Zum Schluss fragt der Amtmann: „Herr König, habe ich recht gerichtet?„ Worauf der König nach seinem Ermessen antwortet: „Ja, Dein Urtheil spricht Dir Gnade!", oder „Nein, Dein Urtheil spricht Dir so und so viel Streiche!", welche der Büttel dann dem Amtmann aufzählt (Ernst Meier: „Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben" S. 131).

Das Stepke-Spiel hat sich vereinfacht zu einem gewöhnlichen Kartenspiel (Dreiblattspiel); doch bleibt auch hier der Büttel mit dem Plumpsack in Funktion. S. die Beschreibung in Krünitz' ökonomisch-technologischer Encyclopädie Bd. 158, S. 21—22.

Die „Europa", Jahrgang 1863, Nr. 18, S. 572, beschrieb ein verwandtes Würfelspiel aus Persien (das Schahspiel). Von den sechs Seiten eines Würfels sind vier mit Figuren bezeichnet, nehmlich mit einem Schah, Wessir, Räuber und Bauer. Der Bauer gilt Nichts. Wer zuerst „Schah" wirft, setzt sich als solcher auf einen Teppich. Wer zuerst „Wessir" wirft, tritt als solcher neben den Schah. Wirft

1) Vergl. übrigens W. Mannhardt: „Antike Wald- und Feldkulte" (Berlin 1877) S. 183 bis 200, das mir leider augenblicklich nicht wieder zur Hand ist.

2) Martin oder Stöppchen heisst der fliegende Drache auch in H. L. Fischer's „Buch vom Aberglauben" (Leipzig 1790) S. 78 und in R. Z. Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein, Theil I, S. 366.

ein dritter „Räuber“, so führt der Wessir ihn vor den Schah und beschuldigt ihn irgend eines unsinnigen Vergehens, z. B. er habe des Schahs Schwester am Barte gezupft. Darauf spricht der Schah eine Strafe aus, welche gewöhnlich in einigen Hieben mit einer zusammengedrehten Schärpe besteht.

Die Anwendung des Plumpsacks im Orient bezeugt übrigens schon Adam Olearius („Moskovitische und Persianische Reisebeschreibung“, Buch V, Kap. 22). Im Frühjahr 1638 sah er bei einer Hochzeit zu Schamachi in Schirwan, jetzt zur Kaspischen Provinz Russlands gehörig, dass diejenigen Gäste, welche zu spät kamen u. dergl., „mit einem zusammengedrehten Nasetuch auf die Fusssohlen geschlagen wurden.“

Viel früher noch sehen wir den Plumpsack auf englischen Miniaturen des Mittelalters, namentlich bei der Darstellung des Blindekuh-Spiels, wo die Sehenden ihre Kapuzen abgenommen und in einen Knoten geschürzt haben, um den Blinden damit zu schlagen (J. Strutt „Sports and passtimes of the people of England.“ London 1801; 2. ed. by W. Hone 1830.).

(8) Hr. Handelmann berichtet über

einige Thongefässe von Borgstedterfelde.

Von den vielen schönen Thongefässen aus dem Urnenbegräbnissplatz bei Borgstedterfelde, unweit Rendsburg, ist bisher nur die sogenannte Figuren-Urne publicirt[1]). Ich erlaube mir daher eine photographische Aufnahme von sechs besonders bemerkenswerthen Urnen zu überreichen, welche im Katalog des Schleswig-Holsteinischen Museums folgendermaassen inventarisirt sind:

4021 k. Urne, hoch $16^1/_2$ *cm*, grösster Durchmesser $21^1/_2$ *cm* auf 7 *cm* Höhe, Durchmesser oben 10 *cm*, unten $7^1/_2$ *cm*. Von der grössten Weite sich konisch verengernd bis an den 4 *cm* hohen, etwas eingezogenen Hals. Unterhalb des Halses drei flache Parallelfurchen; von dort an bis zur grössten Weite von rechts nach links abwärts cannelirt. Feine graue schollige Glätte.


Nr. 4021 k.


Nr. 4044 k.


Nr. 4025 l.

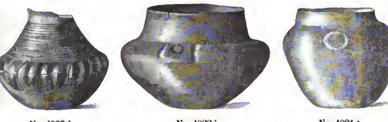
4044 k. Urne, gegenwärtig 13 *cm* hoch, grösster Durchmesser 20 *cm* auf 5 *cm* Höhe, Durchmesser unten 7 *cm*, oben $7^1/_2$ *cm*. Von der grössten Weite verengert sich das Gefäss ringsum um 4 *cm*, wodurch ein 4 *cm* breiter, nach aussen abgeschrägter Rand entsteht; derselbe ist bedeckt mit von links nach rechts abwärts laufenden Cannelirungen, welche von innen so scharf herausgedrückt sind, dass der Umkreis, von oben gesehen, scharf gezackt erscheint. An dem 6 *cm* hohen, sich

1) Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein Bd. II, Heft 2, S. 78—81; Compte-rendu du congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques à Budapest T. I, p. 674—76.

stark verengernden Halse ist, $2^1/_2$ *cm* unterhalb des Randes, ein Kranz perlenähnlicher Grübchen, und der Zwischenraum zwischen diesem und der Cannelirung wird durch fünf flach erhabene Reifen ausgefüllt. Feine schwarze Glätte.

4025 l. Vasenförmige Urne mit Fuss; hoch 16 *cm*, grösster Durchmesser 18 *cm* auf 10 *cm* Höhe, Durchmesser unten $7^1/_2$ *cm*, oben im Lichten 14 *cm*. Von dem Fusse vasenförmig aufsteigend, ist der Gefässkörper in der Höhe von $5^1/_2$ *cm* und nochmals dicht unter der grössten Weite mit je zwei ringsumlaufenden, 5 *mm* von einander abstehenden Parallelfurchen verziert. Auf der grössten Weite vier schmale scharfe Rippen und zwölf breite von innen herausgedrückte Buckeln. Von den je drei, zwischen den vier Rippen liegenden Erhöhungen ist die mittlere glatt, die anderen beiden sind dreimal senkrecht breit gefurcht. Beim Ansatz des Halses vier übereinander liegende Furchen. Dünn aufgetragene schwarze feine Glätte.

4023 i. Urne, hoch 18 *cm*, grösster Durchmesser reichlich 20 *cm* auf 7 *cm* Höhe, Durchmesser oben 8 (?) *cm*, unten 9 *cm*; der Boden ist kaum markirt. An dem oben theilweise ausgebrochenen, $9^1/_2$ *cm* hohen, sich stark verengernden Halse unterhalb des glatten, 2 *cm* breiten Randstückes folgen parallel fünf Furchen, eine eingedrückte Perlenschnur, wieder fünf Furchen und eine Perlenschnur, dann vier Furchen. Darunter um die grösste Weite 26 von innen herausgedrückte senkrechte Buckeln. Das Gefäss von feinem, mit Glimmerpünktchen reichlich gemischtem Thon ist roth gebrannt vor Auftragung der schwarzgrauen Glätte.



Nr. 4023 i. Nr. 4022 i. Nr. 4021 t.

4022 i. Urne, hoch 18 *cm*, grösster Durchmesser $26^1/_2$ *cm* auf 10 *cm* Höhe, Durchmesser oben $17^1/_2$ *cm*, unten $9^1/_2$ *cm*. Unter dem gerade aufsteigenden, 6 *cm* hohen Halse eine ringsum laufende Furche; von da 4 *cm* bis zur grössten Weite; unterhalb derselben dreimal ein eingedrückter Ring zwischen zwei senkrechten Furchen. Dunkle Glätte.

4021 t. Topfförmige Urne, hoch $17^1/_2$ *cm*, grösster Durchmesser 20 *cm* auf 11 *cm* Höhe, Durchmesser oben 14 *cm*, unten $10^1/_2$ *cm*. Der gerade aufsteigende, eingezogene Rand ist 2 *cm* hoch. Unterhalb desselben drei aufgesetzte rohe ringförmige Ornamente. Graue Glätte.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, dass hier dem Töpfer ohne Zweifel römische Erzgefässe mit Cannelirungen und anhängenden Ringen vorgeschwebt haben, welche er, so gut es anging, in Thon nachzubilden versuchte. Zum Vergleich sehe man die in den Aarhöger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1875, S. 37, und Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord 1872—77, S. 252, abgebildeten drei dänischen Thongefässe, welche nach dem Muster römischer Gefässe von Glas und Edelmetall geformt sind.

(9) Hr. Dr. Köhl von Pfeddersheim bei Worms berichtet in einem Schreiben vom 10. d. M. an Hrn. Virchow über

Funde in Rheinhessen.

Da ich soeben Ihre Publikation über das Grabfeld von Koban gelesen, worin mich die Beschreibung verschiedener Fundobjekte wegen ihrer Uebereinstimmung mit hiesigen Funden äusserst frappirt hat, so gestatten Sie mir vielleicht, meine diesbezüglichen Beobachtungen hier kurz mitzutheilen:

Die Bronzeröhrchen habe auch ich gefunden und zwar als Theil eines Halsbandes in einem Frauengrabe der Bronzezeit, wo sie mit rohgearbeiteten Bernsteinperlen zusammengefasst waren (Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst II. H. S. 216 unter e.). Von Gräbern, wie die hier beschriebenen, habe ich jetzt vor wenigen Wochen wieder einen grösseren Complex entdeckt, den ich jedoch erst nach der Ernte ausgraben kann.

Schon vor mehreren Jahren fand ich solche Bronzeröhrchen, wie die kaukasischen, jedoch von der kleinsten Form, in Gräbern der La Tène-Zeit, auch als Halsschmuck mit Bernsteinperlen zusammen. —

Was die Scheibennadeln betrifft, die, wie Sie bemerkt haben, unseren „Radnadeln" entsprechen, so dürfte der Fund von Leiselheim, was ihren Gebrauch betrifft, recht instruktiv sein. Dr. Tischler schrieb mir darüber, dass bisher noch kein ähnlicher Fall bekannt sei, ausser einem bei Popp, Ingolstadt 1821, „Ausgrabungen von Grabhügeln bei Amberg" angegebenen. Popp habe auch einmal solche Nadeln auf der Brust eines Skelets gefunden, jedoch mit den radförmigen Köpfen nach unten, wenn man die Stelle, die etwas dunkel erscheine, richtig verstände. Bisher wurden ja die Radnadeln auch von Lindenschmit meist für Haarnadeln gehalten; es konnte auch die Frage eigentlich nicht klar gestellt werden, weil es an Skeletfunden fehlte, und die Nadeln sich nur in Brandgräbern fanden. Hier in Leiselheim kamen bisher nur Skeletgräber aus der Bronzezeit vor. Es dürfte sonach die demnächst versuchsweise vorzunehmende Ausgrabung recht interessant werden.

Dicht neben diesen Gräbern, und offenbar derselben Zeit angehörend, fanden sich nun auch zahlreiche Gruben mit Scherben, aufgeschlagenen Knochen, Muscheln u. s. w. vor, wie Sie solche bei Gr. Gerau getroffen und darüber in der Zeitschrift für Ethnologie berichtet haben. Diese Gruben kommen bei uns ganz ausserordentlich häufig vor. Hier bei Pfeddersheim sind unzählige davon. Ich habe mir neulich auf einem Felde, auf dem ich schon vor zwei Jahren solche aufgedeckt hatte, eine grosse Anzahl, vielleicht 80—100, markirt und gedenke solche auch nach der Ernte zu untersuchen. Es liessen sich dieselben leicht an der Färbung des Roggens nachweisen. Die diesen Roggenfeldern benachbarten Grundstücke müssen deren auch noch viele enthalten. Es lässt sich vielleicht die Frage über ihre ehemalige Bestimmung hier leichter lösen als anderswo.

Freiherr von Ow hat auch in den „Württemb. Annalen" solche beschrieben und als Wohnstätten gedeutet; Hr. von Cohausen spricht, soviel ich mich erinnere, sich nicht deutlich über ihre muthmaassliche Bestimmung aus. Die in den Gruben enthaltenen Scherben zeigen oft eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Gefässen der norddeutschen Urnenfelder. Sie haben das für Nauheim ja auch constatirt. Als ich nach der Berliner Versammlung zum ersten Male wieder derartige Gruben öffnete, war ich ganz frappirt von der Uebereinstimmung der dort gefundenen Scherben mit den Gefässen des Urnenfeldes von Burg.

Ich habe eine Reihe von hier gefundenen Gefässen zusammengestellt, die diese Aehnlichkeit in der Art der Verzierung (Warzen, Buckel) mit dem Lausitzer Typus noch deutlicher veranschaulichen. Diese Gefässe finden sich in Gräbern, die

ganz genau die Art der Bestattung zeigen, wie die der norddeutschen Urnenfelder. Gefässe, mit Asche und Knochen gefüllt, darin Bronzeringe, Nadeln und Miniaturgefässe (kleine Näpfe und Krüge) liegend, finden sich mit Steinen umstellt, gerade wie in Norddeutschland. Ich glaube, dass wir es hier mit den am weitesten nach Westen reichenden Ausläufern der Urnenfelder zu thun haben. Nach Undset sind sie ja bisher so weit westlich noch nicht nachgewiesen worden. —

Die Spiralschiene findet sich bei uns im Westen doch nicht so sehr selten, wie Sie vielleicht anzunehmen geneigt sind, denn im verflossenen Jahre haben wir, wie Sie aus meiner Mittheilung ersehen, nicht weniger als fünf prächtige Exemplare erhalten, alle jedoch ohne Endspirale, die mir bisher noch nicht vorgekommen ist. —

Das Messerchen mit Stierkopf dürfte Sie wohl auch interessiren, da derartige Verzierung aus der La Tène-Zeit doch selten ist. —

Spiralplattenfibeln haben sich, ausser den von Ihnen angegebenen und bei Lindenschmit abgebildeten, bei Heidesheim ausgegrabenen Exemplaren, noch mehrere (2—3 Stück) in der Nähe von Worms gefunden. Ich sah sie vergangenes Jahr in Mainz. Armbänder mit Schlangenkopf, von denen Sie S. 43 sprechen, habe ich auch schon hier in La Tène-Gräbern gefunden.

Was nun noch weitere Analogieu mit unseren Funden betrifft, so gestatten Sie mir wohl auch hierüber Ihnen meine Ansicht, wenn sie auch von der Ihrigen wesentlich abweichen sollte, mitzutheilen. Glauben Sie wirklich, dass die Taf. IV Fig. 5, 6, 7, 8, 12, 13 Ihres Werkes über Koban abgebildeten Schnallen, sowie der Halsring Nr. 1 in denselben Gräbern gefunden worden sind, wie z. B. die Bogenfibeln und sonstige Funde? Ich kann dieselben nur für römische Provinzialformen halten. Bogenfibeln und Schnallen zusammen in einem Grabe zu finden scheint mir ganz undenkbar zu sein. Selbst in Gräbern der La Tène-Zeit bei uns findet sich noch keine Schnalle, dieselbe tritt erst mit der römischen Herrschaft auf. Wir finden bei Lindenschmit keine einzige Schnalle aus vorrömischer Zeit abgebildet; ferner ist selbst in den Gräbern von Hallstadt, die doch jünger wie Koban sein sollen, keine einzige Schnalle gefunden worden; überhaupt ist mir aus ganz Deutschland kein Fund bekannt, wonach eine Schnalle aus vorrömischer Zeit gefunden sein soll. Dass der Kaukasus hierin eine Ausnahme machen sollte, erscheint mir schwer glaublich. Ausserdem zeigen besonders die Schnallen 5 und 6 absolut römische Form. Glauben Sie, dass die Schnalle sich aus der so frühen Form der Schnallenfibel entwickelt hat und dass die Schnalle der zweigliedrigen Fibel zum Vorbild gedient habe? Soll überhaupt die Schnalle sich aus der Fibel entwickelt haben? Meiner Erfahrung nach waren bereits die hochentwickelten und ausgebildeten La Tène-Fibeln im Gebrauch, als mit den Römern zuerst die Schnalle bei uns erschien.

Der Halsring Nr. 1 muss doch wohl in denselben Gräbern mit den Schnallen gefunden worden sein, denn auch er weist entschieden römische Form auf. Auch die zur Vergleichung angezogenen beiden Formen S. 49 sind entschieden römisch. Es kommt sowohl die zum Haken umgebogene Schlinge vor, wie der einfache Haken (das zum Haken umgebogene Drahtende) und der Knopf. Bei der knopfscheerenförmigen Endplatte (wie ich sie nenne, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Oeffnungen der Knopfscheere, wie solche von dem Militär zum Putzen der Uniformknöpfe gebraucht wird) kommt sowohl der Knopf, wie auch der einfache Haken vor. Diese Formen finden sich bei uns ziemlich häufig. Auch die Ringe mit Umbiegung finden sich häufig bei uns, aber immer sind sie römisch; dass ähn-

liche aus Gräbern der Frühzeit sich finden könnten, ist mir ganz undenkbar. Ueberhaupt kommt der Torques doch erst sehr spät vor, eigentlich erst zur La Tène-Zeit. Aus der Bronze-Zeit ist mir kein sicher constatirter Fund eines metallenen Torques bekannt. Der von W. Gross ausgebeutete Pfahlbau von Corcelettes weist keinen einzigen Torques auf unter 300 oft sehr kunstvoll gearbeiteten Armbändern, ferner unter 400 Nadeln und anderen Gegenständen. Bei Lindenschmit gehören alle Torques, mit Ausnahme zweier etwas früheren Formen, der La Tène-Zeit an und auch die in Hallstadt gefundenen stammen aus den etwas jüngeren Gräbern mit La Tène-Sachen. Da man nun im Kaukasus schon häufig auf den Grabfeldern römische Fibeln, Münzen und Anderes fand, wie Sie, Chantre und Bayern erklären, so ist der Fund der Schnallen und des Torques weiter auch nichts Auffallendes, wie mir scheint. —

Hr. Virchow bemerkt in Beziehung auf die zuletzt von Hrn. Köhl aufgeworfenen Fragen Folgendes:

Die auf Taf. IV meines Atlas über Koban abgebildeten Schnallen sind mir von Hrn. Chabosch Khanukoff, dem Besitzer des Gräberfeldes, in dessen Glaubwürdigkeit ich nicht den mindesten Zweifel zu setzen Veranlassung habe, als Bestandtheile eines grösseren Grabfundes überliefert worden. Sie für römisch zu halten, ist ganz unzulässig, da in keinem der älteren Gräberfelder des Kaukasus irgend ein römischer Gegenstand gefunden worden ist. Diejenigen Nekropolen, wo ein Contakt mit römischer Cultur angenommen werden darf, gehören einer ganz anderen Kategorie an; im Thale von Koban ist niemals etwas der Art zu Tage gekommen. Es wird daher wohl nichts übrig bleiben, als die Gleichzeitigkeit der Schnallen mit den übrigen Fundobjekten zuzulassen, gerade so wie es mit dem Email der Fall ist, welches im Occident gleichfalls einer sehr viel späteren Zeit anzugehören scheint. In Betreff der Frage nach der Erfindung der Schnalle bin ich in der That geneigt, anzunehmen, dass sie aus der Fibula hervorgegangen ist. Ich verweise deswegen auf Taf. I, Fig. 6 meines Atlas.

Der Halsring (Taf. IV, Fig. 1) hatte, schon seines ganz solitären Auftretens wegen, auch meine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ich hatte bemerkt, dass er „vielleicht das älteste" Beispiel einer solchen Technik darstelle" (S. 49). In der That wiesen alle mir damals zugänglichen Fälle auf römische, ja zum grösseren Theile spätrömische Zeit hin. Indess habe ich auf meiner italienischen Reise mich überzeugt, dass die besondere Art des Verschlusses durch Umschlingung des Endes sehr viel älter ist, als man bisher angenommen hat. So sah ich im Museum von Este aus einem Grabe der dritten Periode einen kleinen Armring von einem Kinde, der ganz nach Art der Ringe von Kertsch eingerichtet ist: doppelte Umschlingung der Enden des Drahtes mit zwei längeren, ausziehbaren Parallelfäden zwischen den Umschlingungsstellen; auf demselben hing ein kleiner Silberring. In der Sammlung des Hrn. Nardoni in Rom, welche grossentheils prähistorische Funde aus der Gegend des Esquilin enthält, zählte ich inmitten zahlreicher, rein prähistorischer Stücke 4 Ringe mit umschlungenen Enden und einen an der Via Varese am Castro Pretorio gefundenen, mit dem Kertscher Verschluss; ferner einen Armring von ganz ähnlicher Einrichtung, gleichfalls zum Aufziehen eingerichtet, vom Monte della Giustizia am Viminal, und von eben daher einen kleineren mit anhängendem symbolischem Fingerring; sodann einen Fingerring aus Bronzedraht mit umgewickelten Enden von der Piazza S. Antonio am Esquilin. Daran schlossen sich endlich noch zwei Drahtketten, deren artikulirende Glieder durch Umschlingung der Enden geschlossen waren, von S. Eusebio e S. Antonio.

Obwohl in Rom gefunden, sind diese Sachen doch nicht in dem gewöhnlichen Sinne römisch zu nennen.

Aehnlich verhält es sich auch mit dem Torques, wenn man darunter nicht gerade einen Halsring versteht. In der Sammlung des Hrn. Michele Stefano de Rossi zu Rom sah ich aus der zweiten Periode von Marino, von den alten Wohnplätzen am Caput Aquae Ferentinae, also aus latinischer Zeit, einen schön gedrehten Spiralarmring. Indess berührt uns diese Frage um so weniger, als gedrehte Nadeln (Taf. X, Fig. 10) und gedrehte Bügel an Fibeln (Taf. I, Fig. 3) in Koban in ganz ausgezeichneten Formen vorkommen, also die Methode der Torsion damals schon in vollendeter Gestalt zur Erscheinung gelangte. Uebrigens verweise ich wegen des Alters des Halstorques auf Evans, Bronze Implements of Great Britain and Ireland p. 375 sq.

(10) Hr. Eimer in Tübingen schreibt in einem Briefe an den Vorsitzenden über

Tumuli in Bulgarien.

In diesem Frühjahr habe ich eine Reise nach Griechenland und der Türkei gemacht, in letzterer bin ich von Constantinopel aus zu Land an die Donau gereist, über den Balkan. Dabei fielen mir schon im Anfang der Landreise Tumuli auf, welche, häufig in grösserer Anzahl — zu 9—12 — vereinigt, je weiter man dem Balkan sich nähert, um so mehr der Landschaft einen ganz eigenen Charakter verleihen. Sie liegen meist in der Ebene, zuweilen aber auch auf den hervorragendsten Höhen der Berge. Ich habe mir von einem derselben Maass genommen, habe das Papier aber verlegt — ich weiss nur auswendig, dass derselbe — ein kleinerer — etwa 150 Schritte im Umfang hatte, bei einer Höhe von 15—20 Fuss. Zuletzt, vor dem Balkan, auch in der Nähe von Sofia, liegen die Tumuli zu Hunderten. Auch jenseits, gegen die Donau zu trifft man sie.

Diese Tumuli gleichen nun äusserlich durchaus jenen, welche man im Vorbeifahren am Ufer in der Nähe von Troja sieht. Zwei derselben sind von einem Herrn in Sofia untersucht worden. Den einen davon habe ich mir angesehen. Es war ein etwa 5 Fuss breiter Ausschnitt durch denselben gegraben. Man hat nichts darin gefunden. Desgleichen im zweiten. Ich meinte, es könnte unter dem Niveau des Landes, bis zu welchem nur gegraben worden ist, sich etwas finden. Wie ich höre, ist aber auch in anderen nachgesucht und nichts gefunden worden. Da und dort haben Zigeuner ihre Wohnungen in den Tumuli aufgeschlagen, indem sie Löcher, Höhlen in dieselben gruben. Sollten sie etwa nur Familienwahrzeichen hervorragender Geschlechter sein? —

Hr. Virchow: Auf den Höhen um Varna, namentlich im Süden der Bucht, sah ich so gewaltige Tumuli, dass ich von Weitem (ich hatte nicht Zeit, sie zu besuchen) im Zweifel blieb, ob es nicht Befestigungswerke neueren Datums seien. In Constantinopel hörte ich aber von Blum-Pascha, dass es Tepe's, alte Erdaufwürfe und wahrscheinlich prähistorische seien. Von Ausgrabungen daselbst ist mir nichts bekannt. Indess wird man vorsichtig sein müssen in ihrer Deutung. Das Vorbild der trojanischen Tepe's, welche schon im Alterthum als Grabhügel angesehen wurden, von welchen die Mehrzahl aber keine Spur von Begräbnissresten aufgewiesen hat, dürfte wohl für manchen ähnlichen Erdhügel im Osten maassgebend sein. Viele sind eben *μνήματα*, Erinnerungshügel. Jedenfalls wäre es aber dringend erwünscht, wenn baldigst eine wissenschaftliche Erforschung der bulgarischen Tumuli in's Werk gerichtet würde. —

(11) Hr. H. Neitzke zu Koppenow bei Labehn in Pommern berichtet Genaueres über die in der Sitzung vom 15. Juli 1882 (Verhandl. S. 441) besprochene

Holzlade mit Bronzeschmuck von Koppenow.

Hinsichts des hölzernen Koffers, in dem sich die Sachen befanden, wollte ich betreffs des Verschlusses desselben noch die Mittheilung machen, dass nach Aussage der Leute, die s. Z. den Koffer fanden, derselbe durch fichtene, genau in die Löcher passende Pflöcke derartig fest zusammengehalten wurde, dass sie den Koffer für eine Klobe Holz angesehen und dieselbe auf das Land geworfen hätten, wobei sie aber aus einander fiel und die Bronzesachen zu Tage kamen. Von den Pflöcken habe ich alles Suchens ungeachtet nichts mehr finden können; auch wusste ich über diese Art des Kofferverschlusses damals, als ich Sie in Stettin zu treffen die Ehre hatte, noch nichts, sonst hätte ich es damals selbstredend gleich genau erklärt.

Seitdem bin ich eifriger Forscher geworden und habe mit Hrn. Knorrn-Stettin und allein bei mir eine ganze Reihe von Urnen gefunden, die eiserne Lanzenspitzen, zusammengerollte Schwerter und Scheiden, Schildbuckel, die Nägel dazu und auch Fibeln (alles von Eisen) enthielten; ich habe sie sämmtlich nach Stettin geschickt.

(12) Hr. E. Krause zeigt im Auftrage des Hrn. G. Stimming zu Brandenburg

zwei Thongefässe aus der Gegend von Brandenburg.

Das eine ist eine zu Buschow gefundene, fast vollständige Siebschale, Fig. 1, mit zwei Henkeln, 13 *cm* oberem Durchmesser, 6,5 *cm* hoch; das zweite der obere eng zulaufende Halstheil eines weitbauchigen Gefässes, Fig. 2. Dieser Gefässtheil ist von dem zugehörigen unteren Theil an der weitesten Stelle losgelöst, der Bauchrand glatt geschliffen und dann, den Halstheil mit der engen Oeffnung nach unten gekehrt, zur Beisetzung der Knochenreste einer Brandleiche benutzt worden. Der Fundort ist Radewege.

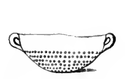


Fig. 1. ¹/₃ natürl. Gr.

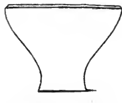


Fig. 2. ¹/₃ natürl. Gr.

Hr. Stimming schreibt über diese Gefässe:

„Bald nach meinen ersten Ausgrabungen im Jahre 1872 machte ich die Beobachtung, dass fast alle Gefässe eine ganz bedeutende Bodenabnutzung zeigten. Versuche an ungebrauchten Aschenkrügen ergaben, dass zu einer derartigen Abnutzung des Bodens ein langer Gebrauch vorausgegangen sein musste.

„Ich sprach s. Z. meine Ansicht hierüber aus, dass fast alle Gefässe, welche zur Bestattung benutzt wären, vorher als Hausgeschirr gedient hätten, fiel aber mit dieser Ansicht durch. Heute kann ich nun einen unwiderleglichen Beweis für meine Ansicht bringen, zu welchem Zwecke ich das Objekt vorlege.

„Anscheinend ist es der obere Theil eines Butterfasses, da am spitzen Ende die Abnutzung innen, am weiten Ende aussen ist. Es scheint fast, als wäre es eingeschliffen gewesen, damit beim Gebrauch keine Flüssigkeit entweichen konnte. Dieser Theil eines Gefässes stand mit der weiten Oeffnung nach oben und war ganz mit Knochenresten angefüllt.

„Der Fund spricht für meine frühere Behauptung mit aller Bestimmtheit.

„Dass man Butter- und Käsefabrikation kannte, dafür spricht auch der beigefügte Napf. Wäre es ein Seiher, so müsste er im Verhältniss zu den Löchern viel grösser sein, da die Flüssigkeit so schnell entwiche, dass der Rückstand sofort das Gefäss füllen würde; wäre es zum Trocknen oder Aufbewahren von Früchten u. s. w., so würde ein Quantum, welches ein so kleines Gefäss fasst, nicht lohnend sein."

(13) Hr. Bastian bespricht

Sammlungen aus Adamaua und Südcentralafrika, vom Amazonas, der Osterinsel und den Agomes.

Unter den Vermehrungen der letzten Tage im Königl. Museum ragen besonders kostbare Bereicherungen aus Afrika hervor, und unter ihnen in erster Linie die bereits früher erwähnten Sammlungen Lieut. Wissmann's. Diese glorreiche That, welche die Wissenschaft nach allen Richtungen hin förderte, hat nicht am wenigsten die Ethnologie unter Verpflichtung gestellt, da ihr bei diesem erfolgreichen Vordringen in das noch völlig Unbekannte preislose Kleinodien zugegangen sind, aus bis dahin ganz unberührten Gebieten, mit dem Typus ächter Originalität geprägt. Es ist dies dem Festhalten der bei Gründung der afrikanischen Gesellschaft leitenden Gesichtspunkte, dem Vordringen von Westen her zu danken und der glücklich erlangte Erfolg um so höher zu schätzen, weil gewissermaassen schon der letzte mögliche, da bereits bei Pogge's Rückkehr die Störungen einzusetzen begonnen zu haben scheinen.

Nicht weniger bedeutungsvoll erweisen sich die von dem Reisenden Flegel eingelaufenen Nachrichten, der sich ebenfalls an der Grenze des für jetzt noch völlig Unbekannten bewegt, an der nördlichen Peripherie jenes im dunkeln Continent weiss gebliebenen Flecks, den die Afrikanische Gesellschaft bei ihrem ursprünglichen Plan (1873), von der Loango-Küste her, nach dem von Schweinfurth festgelegten Ziel in Munsa's Residenz zu durchschneiden dachte, und der von Flegel jetzt vielleicht, für einen Theil wenigstens dieses Gebietes, in umgekehrter Richtung mag durchkreuzt werden, von Adamaua aus in die Wasserscheiden des Ogowe und Congo. Adamaua bildet schon seit Denham und Barth den äussersten Vorposten, die Warte, von der wir erwartungsvoll hinausblicken in das noch neblig Verschleierte ringsum, und wer zuerst dort eindringend, eine Fackel entzündet, wird damit das Herz des ältesten, und doch am längsten fremd gebliebenen Erdtheils der Kenntniss enthüllt haben. Aus den reichen Sammlungen, die seit kurzem durch Flegel beim Königl. Museum eingelaufen sind, lege ich hier eine Serie jener für Centralafrika charakteristischen Waffe vor, die unter ihren verschiedenen Variationen als Schangormangor oder Trumbasch bekannt ist, als Gulbeda, dann als Golio Baghirmi's, Daniska der Marghi, Hunga-Manga (der Manga), bei den Funj, von Hartmann beschrieben, bei den Nyam-Nyam von Schweinfurth (in seinem ausgezeichneten Werke der Artes Africanae) als Pingah, die in so überraschender Weise ihr westliches Seitenstück bei den Pangwe erhielt. Von beiden Arten finden sich Vertretungen in der ethnologischen Sammlung, und jetzt

kommt durch Flegel (in Ergänzung einer Nachtigal zu dankenden Vertretung) diese lange Reihe aus Adamaua hinzu (dem jetzt von den Fulhe beherrschten Fumbina), aus den eingebornen Stämmen (der Mbum, Deck oder Dück, Karra u. s. w.). Während die Gulheda zwei Schenkel, die Pingah drei Schenkel zeigt, finden sich hier Formen bis vier. Ausser zum Wurf, dient diese Waffe auch zum Schlag, um mit dem vorspringenden Haken den durch wulstige Haarfrisur gebildeten Helm zu durchdringen. Auch ausserdem enthalten die so eben ausgepackten Sammlungen viel eigenartig Neues, so dass bald eine ausgiebige Vertretung hoffentlich noch zu erwarten, ehe es auch für dort zu spät sein möchte.

Wie kein Augenblick verloren gehen darf, zeigt schlagend ein gleichfalls hier vorliegendes Schälchen, welches das Museum durch einen Reisenden am Alto Amazonas aus einem bis dahin in den Sammlungen unvertretenen Stamm erhielt, und das, obwohl die erste Kunde von seiner ethnischen Eigenthümlichkeit, auch zugleich die letzte zu sein scheint, denn während die Aussenseite noch charakteristische Ornamentirung zeigt, beginnt sich auf der Innenwand bereits fremder Einfluss portugiesisch-spanischer Beziehungen merkbar zu machen.

Was aus der Osterinsel durch S. M. K. Hyäne den ethnologischen Studien gerettet wurde, ist Ihnen bereits bekannt, durch die im Königl. Museum eingefügten Sammlungen sowohl, wie aus dem in der Beilage des Marineheftes veröffentlichten Reisebericht. Seitdem hat das Kriegsschiff, nach einer vom Hrn. Zahlmeister Weisser zugegangenen Mittheilung, noch andere Inselgruppen besucht, darunter die Hermit-Inseln, und über die dort für die ethnologischen Forschungen gesicherten Resultate ist ausserdem ein schätzbares Schreiben zugegangen von Hrn. Korvetten-Kapitain Karcher, Commandant S. M. K. Carola, der die Güte hatte, eine Liste der für das Königl. Museum unterwegs befindlichen Sammlungen zu überschicken. Im Anschluss an eine nach den Hermit-Inseln durch die Kaiserliche Admiralität beschlossene Expedition war eine darauf bezügliche Eingabe seitens des Ethnologischen Museums unterbreitet worden und bei der hochgeneigten Aufnahme, welche dieselbe gefunden, wird deshalb auch diesmal wieder die Thätigkeit der deutschen Marine in dankenswerther Weise der Wissenschaft zu Gute kommen. Die Hermit-Inseln (Agomes) hatten schon länger die Aufmerksamkeit erregt in Folge der eigenthümlichen Schnitzereien, wie sie sich z. B. in Godeffroy's oceanischem Muster-Museum ausgestellt finden, und dann in anthropologischer Hinsicht (wie Sie aus den Mittheilungen unseres Vorsitzenden wissen) kamen Maclay's Mittheilungen über die Grosszähnigkeit hinzu, dort und auf den Anachoreten, sowie die weiteren Bemerkungen über Ninigo (Echiquier), auf einem Grenzgebiete Melanesiens und Mikronesiens, wo sich also, wie stets auf solchen Kreuzungspunkten, die Forschungsfäden durcheinanderschlingen, um sich dann, mit Anhalt in zuverlässigem Material, um so klarer zu lösen. Die von Maclay zugefügte Erwähnung der (als kraushaarig beschriebenen) Orang Gargassi (zwischen Kedah und Singoro) auf malayischer Halbinsel würde nebst anderen Analogien weiter führen auf die Hauerzähne indochinesischer Belu und ähnlicher Schöpfungen verwandter Mythologien (auch geographisch weit getrennter).

(14) Hr. Bastian legt sein eben im Druck fertig gestelltes Buch vor: „Zur Kenntniss Hawaii's", zugleich als Nachtrag und Ergänzung zu den kürzlich erschienenen „Inselgruppen in Oceanien". Abgesehen von dem auf das im Titel bezeichnete Inselreich Bezügliche, ist aus den bereits erwähnten Forschungen White's, des besten Kenners der Maori aus lebenslanger Mitarbeit (schon seit der Sir George Grey's, mit Recht berühmtem, Buch gewidmeten), eine bei dem Aufenthalt

Wellington von ihm erhaltenen Uebersichtstafel der mythologischen Weltauffassung beigefügt, mit schematischer Darstellung des Schöpfungsprocesses, der Anordnung oberer und unterer Welten, der Götter-Genealogien u. s. w., so dass sich jetzt das Ganze zu einem mehr abgerundeterem Bilde gestaltet, als aus den bisher nur aphoristisch erhaltenen Notizen herzustellen möglich gewesen.

(15) Der Vorsitzende legt Photographien von Alaska-Indianern vor als Geschenk des Hrn. Aurel Krause.

(16) Hr. Friedrich Bayern berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Tiflis, 12./24. Mai über

neue Ausgrabungen in Samthawro.

„Ich habe die untere Etage von Samthawro, d. h. das Feld mit den Kuppel- oder Brunnengräbern untersucht, der ganzen Länge nach, ungefähr in 25 Faden Länge, auf 3, stellenweise 6 *m* Breite und 3, stellenweise bis 4 *m* Tiefe, und fand bei dieser Arbeit 9, theils durch Kistengräber zerstörte Kuppelgräber und ausser den von mir schon früher geöffneten Steinkisten noch 12 andere, von denen ich 7 etwas genauer untersuchte, aber nur in 2 einige interessante Gegenstände fand. Endlich entdeckte ich auch einen mächtigen Steinhügel, aus mehr denn 500 Rollsteinen zusammengehäuft. Die grösseren (4 — 5 Fuss dicken) Steine lagen ganz unten; nach oben wurden sie immer kleiner, wo sich schon Gerölle von 1/2 Fuss Durchmesser fanden. Ungefähr einen Fuss unter diesem Steinhügel fand ich ein zerdrücktes Skelet, ohne alle Beigaben, neben welchem jedoch ein eiförmiger kleiner Rollstein lag, sehr ähnlich den künstlich gerundeten Schlendersteinen, wie ich sie in Gräbern der Chewsuren traf. Dieses Grab erinnert sehr an diejenigen, wie sie bei Josua 7, 25, beschrieben und noch von Vamberi in Khiwa, wenn ich nicht irre, gefunden wurden. Leider verjagte mich der Hagel, so dass ich nur einige Bruchstücke vom Schädel dieser Leiche heben konnte.

Künftig wird sicher von diesem Leichenfelde kein einziger Topf mehr gehoben werden können, denn ich habe jetzt Alles aufgeräumt, und selbst grabe ich hier nicht wieder. Von ungefähr 80 Thongeschirren sind 25 Stück so ziemlich vollständig. Ein Krug (Wyrouboff, Objets d'antiquité Pl. VIII, Fig. 6), jedoch mit viel schönerer Zeichnung, ist unversehrt gehoben; ein Topf (Pl. IX, Fig. 2) mit sehr schöner Zeichnung erhielt ein Loch durch die Keilhaue, und ein Henkel brach durch Unvorsichtigkeit, der aber bald wieder angeheftet werden kann. Diesmal habe ich viele ganz neue Formen von Thongeschirren sammeln können, auch mehrere Schüsseln; bei dem Heben derselben aber sind diese, im trockenen Zustande so festen Thongeschirre so mürbe, dass sie in den Händen zerfallen, so lange sie noch feucht sind. Ein grosser Topf, leider in Trümmern gehoben, ist mit einer Schlange auf jeder Seite verziert, was mir noch nicht vorgekommen. Im Ganzen genommen ist der Formreichthum dieser kleinen Sammlung von Thongeschirren hervorzuheben. Es finden sich Töpfchen von kaum 2 Zoll Höhe und ebenso viel Bauchdurchmesser, bis zu Krügen und Töpfen von 2 Fuss Höhe und Schüsseln von 2 Fuss und mehr (?) Kreisdurchmesser. Bei vielen Geschirren, namentlich bei den Krügen, findet man die Oeffnung mit einem flachen Rollsteine bedeckt, wodurch gewöhnlich der Rand bei dem Arbeiten in der Erde beschädigt wird.

Von Waffen fand ich diesmal meistens Eisen, dieses aber, bis auf ein Stück, gänzlich zerblättert. So fanden sich zwei Schwerter, das eine mit merkwürdigem Bronzegriff, der mit Bronzenägeln, wahrscheinlich um eingelegtes Holz zu befestigen,

geziert war; auch die, wahrscheinlich lederne, Scheide war mit zahlreichen Bronzeknöpfen auf der einen Seite verziert, die in zwei, wenn nicht sogar in drei Reihen, denn ich sammelte an einigen Stellen auch drei neben einander stehende Knöpfe der Länge nach am Schwerte bis zur Spitze, sich sammeln liessen. — Das zweite Schwert hat eine Schaftzunge und zwei Niete. Auch zwei Dolchklingen von Eisen und eine schöne, noch gut erhaltene Lanzenspitze von Eisen (ähnlich Pl. I, Fig. 6) sind zu erwähnen.

Von Bronzewaffen sind Wurfspeer und Lanzenspitzen, sowie zwei Pfeilspitzen zu nennen: der Wurfspeer (Pl. I, Fig. 4), Lanzenspitzen (Pl. I, Fig. 5, 6 und andere Formen), Pfeilspitzen (Pl. I, Fig. 2). Selbst eine Pincette ist gefunden, leider aber zerschlagen und nicht vollständig, sie kann nur zur Bronzeanalyse dienen. Pfeilspitzen von Bein (Fig. 10 u. 11 auf Pl. I bei Wyrouhoff) sind in zerbrochenem Zustande gesammelt.

Von Bronze sammelte ich ferner einen Armring von einer älteren Person und einen anderen von einem Kinde; dann Kleidernadeln. Dazu verschiedene Carneolperlen (alle von einer Seite gebohrt) und Glasperlen von interessanten Formen.

Aus zwei Steinkisten wurden gesammelt ein paar Goldohrgehänge, ähnlich denen von Komunta in Digurien, daher der Byzantiner-Zeit angehörend, dann ein Gehängsel von Silber, einen Halbmond bildend; eine Haarnadel von Bronze mit grosser ceylonischer Perle. Ein Fingerring von Silber, besetzt mit einer Rubingemme, darauf ein Hase. Ein Armring von Silber, 2 Armringe von Bronzedraht; ein Spinnwirtel von Bein und einer von Glaspaste mit farbigen Blumen verziert. Zwei kleine Glasringe (Talismane?). Die Fibeln von Eisen sind alle zerstört.

Von Schädeln habe ich 10 Stück nach Tiflis gebracht; bis auf zwei Stück aber sind dieselben so jämmerlich zerstört, dass ich es nicht wage, diese Trümmer zu schicken; es werden daher nur höchstens drei Schädel für Berlin eingepackt. —

Ich habe für Sie eine grosse Partie Obsidiansplitter von Samthawro gesammelt, wobei sehr interessante Stücke sich finden, die an Messer, Pfeilspitzen, Schaber u. s. w. erinnern, und es ist merkwürdig, wie bei der Unzahl von Obsidiansplittern, bei denen kaum einige Hiebe nöthig gewesen wären, um Steinwerkzeuge daraus zu bereiten, man doch kein einziges bearbeitetes Stück auf Samthawro findet. Diese Sammlung von Splittern ist auch darin sehr lehrreich, dass viele Nichtkenner der wirklichen Steinwerkzeuge ganz sicher dabei künstliche Produkte erkennen würden; sie beweist, wie vorsichtig manche Berichte von Steinwerkzeugfunden aufzunehmen sind. —

Aus dem Löss, unter einem Kuppelgrabe, sammelte ich eine Partie gebrannter Knochen, worunter Menschenschädel und Wirbeltrümmer mir aufstiessen. Sollte hier Leichenbrand oder Anthropophagie vorliegen? — An zwei Stellen fand ich jetzt unter den Kuppelgräbern grosse, mit Knochen gemengte Brandstellen mit Holzkohlen; an anderen Stellen aber nur Knochentrümmer im Löss. Ich sammelte für Sie eine kleine Partie der gebrannten Knochen und vier Zähne, wahrscheinlich vom Hirsch, die nicht im Brande lagen. Grössere Knochen, namentlich Röhrenknochen, konnte ich diesmal nicht finden; die kleineren Röhrenknochen sind aber alle gespalten.

Ein unbeschreibliches Gewitter mit zweimaligem Hagelschlag machte meinen Arbeiten auf Samthawro ein Ende. Meine Gruben waren alle noch zwei Tage darauf mit Wasser gefüllt; ich liess daher dieselben zuwerfen und das Feld ebnen, damit der Landbesitzer auch dies Stück Land bebauen kann, wie dies jetzt mit dem ganzen Leichenfelde der Fall ist.

Hr. von **Weisenhoff** hat mir eine Partie sehr schöner glasirter, bemalter und sogar mit arabischen Inschriften versehener Thongeschirrscherben aus der Itulagwiden-Zeit für Sie übergeben, die auf dem Felde zwischen Kura und Araxes, oberhalb ihrer Vereinigung, gefunden wurden, wahrscheinlich an der Stelle, wo Djelal-Ed-din von den Kurden ermordet wurde. Auch grünglasirte Ziegelbruchstücke sind dabei.

Ich selbst enthalte mich für jetzt gänzlich weiterer Schlüsse über meine Ausgrabungen. Für mich ist an den jetzt gesammelten Gegenständen aus den Kuppelgräbern von Samthawro das so häufige Vorkommen von Eisenwaffen unerklärlich, während auch jetzt, bis auf eine einzige Kleidernadel, von Eisengeräth nichts anderes sich fand; dann die so zu sagen fast kunstlosen Bronzesachen neben der schon hohen Kunst der Glasperlen-Industrie. Lokalerzeugnisse in den Samthawroer Kuppelgräbern scheinen mir nur die Thongeschirre und vielleicht die Jagdpfeilspitzen von Bronzeblech und Bein zu sein.

Die Scheitelhaartheil-Nadel, früher fälschlich Scheitelscheide-Nadel von mir genannt, habe ich im alten, ausgeworfenen Schutte der Steinkiste Nr. 565 des Jahres 1876, welche ich jetzt wieder mit Erde füllte, während ich das Land ebnen liess, wiedergefunden, leider fehlt an diesem Exemplar das, wahrscheinlich aus einem Onyxcylinder bestehende Köpfchen. Ich werde dieselbe Ihnen zuschicken; Sie werden sehen, dass diese Nadeln mit den Scheiben- und Schaufelnadeln von Kohan, wenn auch eben so lang, nicht zu identifizieren sind; sie gehören einer bedeutend jüngeren Periode und jüngeren Kunst an.

In zwei Gräbern fand ich unter den Kuppelgräbern, einen Fuss unter der oberen Leiche, wieder eine Leiche, wobei merkwürdiger Weise nichts anderes als Bronze-Lanzenspitzen auftraten, während in der oberen Lage nur Eisenwaffen nebst Bronzenadeln und Thongeschirren sich sammeln liessen.

Von grossem Interesse ist für mich in Ihrem Buche über Koban das Citat von Plinius über den Carneol bei Babylon. Sollte Plinius diesen Bericht aus dem Herodotischen Babylon, was sehr wahrscheinlich ist, haben, so liesse sich vielleicht dieser Carneol zwischen der **Algeth** und der **Vera**, im Süden von Tiflis, einmal finden, denn als Gerölle fand ich ihn im **Kodi-See** und im Walde bei der deutschen Kolonie Elisabeththal, 16 Werst südlich von Tiflis.

(17) Hr. W. **Dolbeschew** berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Wladikawkas, 2./14. Mai, über

eine Bronzegussform von Koban, Kaukasus.

Wir wollen, Ihrem Wunsche gemäss, recht sorgfältig nach den Wohnsitzen der alten Ober-Kobaner suchen. Dazu werde ich Ausgrabungen irgendwo im alten Gemäuer des Auls selbst anstellen, auch anderwärts herumsuchen. In den Sachen, die ich von **Kanukoff** für das Petersburger Museum absandte, fand sich eine Thonform aus gebranntem, rothem Lehm mit einem dazu genau passenden Deckel aus demselben Material. Das Ding enthielt den Abdruck eines schmalen Dolches mit Handhabe, ohngefähr wie ich hier aufgezeichnet habe (Fig. 1 u. 2). Die Vertiefung des Abdruckes hatte sehr genaue scharfe Kanten. Das Stück war etwa in der Mitte durchgebrochen.

Die Ränder a a a des Lehmstückes Fig. 1 und die Fläche des Stückes Fig. 2, b b b, waren sehr glatt und passten genau auf einander; auf der Fläche b b b des zweiten Stückes, das nicht so dick war, wie das erste, war keine Spur von **Abdruck** oder Vertiefung bemerkbar. Aufeinandergelegt, passten die Stücke in Betreff der Länge, der Breite und der Ecken ganz genau auf einander. Ich denke, dass man mit Gewissheit voraussetzen darf, dass es eine **Gussform** gewesen ist, und dass man daher auf eine örtliche Fabrikation oder Nachahmung oder Reparatur der **Gussgegenstände** von Koban schliessen dürfte. Am oberen Ende des Stückes Fig. 1 war eine kleine, etwas trichterförmige Rinne, durch die wahrscheinlich das aufgelöste **Metall** gegossen wurde. Diese beiden Stücke sind in einem Grabe nebst anderen Sachen gefunden worden. Sonderbar kommt mir hier nur der Umstand vor, dass ich, so viel ich Kobaner Bronzen gesehen habe, mich durchaus nicht eines Stückes erinnern kann, das genau der Form dieses Abdruckes entspräche. —

Hr. Virchow bemerkt dazu, dass er Hrn. Dolbeschew ersucht habe, doch alle Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, ob sich nicht in oder bei Koban Spuren der alten Niederlassung auffinden liessen, welche doch unzweifelhaft früher dort bestanden haben müsse. Möglicherweise würden sich dann ungleich deutlichere Nachweise für das Alter und die ganze Beschaffenheit der dortigen Cultur gewinnen lassen. Der Nachweis einer Gussform sei von grosser Wichtigkeit, zumal da unter den von Hrn. Chantre mitgebrachten Bronzen sich eine annähernd ähnliche Form eines zweischneidigen Dolchmessers befinde.

(18) Hr. Virchow lenkt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf den, eben in Berlin gezeigten

amerikanischen Zwerg.

Francis G. Flym von New-York, 19 Jahre alt, ist einer der niedlichsten und durch die gleichmässige Kleinheit aller Theile vorzugsweise ausgezeichneten Zwerge. Seine Körperhöhe beträgt nur 80,7 *cm* Rumpf und Glieder sind ganz proportionirt und höchstens der Kopf ist für diesen Körper vielleicht etwas zu gross ausgefallen. Es beträgt

der Horizontalumfang . . .	415 *mm*
der Vertikalumfang (quer) . .	268 „
die grösste Länge des Kopfes .	146 „
„ „ Breite „ „ .	116 „

Seine Geisteskräfte sind, wie es scheint, über die eines 12jährigen Kindes hinaus nicht erheblich entwickelt, indess weiss er durch eine gewisse Sicherheit des Benehmens und der Haltung diesen Mangel zu verdecken.

(19) Hr. Virchow bespricht, unter Vorlage zweier Schädel,

die Rasse von La Tène.

Durch ungewöhnlich glückliche Beziehungen sind wir im Stande gewesen für die Gesellschaft ein fast vollständiges Skelet und einen trefflich erhaltenen Schädel aus der berühmten Pfahlbaustation von La Tène am Neuenburger See zu erwerben. Hr. Professor Aeby in Bern zeigte mir unter dem 24. April an, dass in der Culturschicht, 3,5 *m* tief, in Gesellschaft von Pferdeschädeln und eisernen Kriegswaffen mehrere Menschenskelette gefunden seien, von denen eines nebst einem Schädel zum Kauf gestellt sei. Der Ausschuss bewilligte sofort die Ankaufssumme

und wir sind jetzt in der beneidenswerthen Lage, an eigenem Material die Untersuchung über die Rasse, welche jener berühmten Cultur von La Tène als Trägerin diente, anstellen zu können.

Der Direktor der archäologischen und anthropologischen Sammlung in Bern, Hr. Edm. von Fellenberg, hat noch die besondere Güte gehabt, über die Fundverhältnisse selbst folgenden Bericht an mich gelangen zu lassen:

„Seit der Tieferlegung der Juraseen durch die grossartigen Arbeiten der Juragewässer-Correction, die uns ermöglicht hat, zahlreiche Pfahlbauten trockenen Fusses auszubeuten und umzugraben, ist auch der Pfahlbau von La Tène bei Marin trocken gelegt und in den letzten Jahren mit wechselndem Erfolg von verschiedenen Alterthumsforschern, vor Allen von Hrn. Oberlehrer Vouga in Marin und dem Abwart des Neuenburger Museums, Hr. F. Borel, ausgebeutet worden. Die zahlreichen prachtvollen Waffen (Schwerter, Lanzen, Schildbeschläge u. s. w.), welche die Sammlungen des Oberst Schwab sel. im Schwab-Museum zieren, und diejenigen von Prof. Desor in Neuenburg wurden in früheren Jahren bei ruhigem Wetter und klarem See meist oberflächlich mit der Zange vom Seegrund aufgehoben oder mit leichtem Handbagger aus der oberen Bodenschicht des Seegrundes herausgebaggert. Die damaligen Fundstücke La Tène's fanden sich auf einem beschränkten Areal zahlreich auf oder in schlammigem und Torfboden vor, zwischen zahlreichen, sehr dicken eichenen Pfählen und liegenden Balken. Seit der Tieferlegung des Sees jedoch hat sich das Fundareal von La Tène bedeutend erweitert. Weiter gegen das Land hin, innerhalb des Terrains, welches man früher für die eigentliche Pfahlbaustation hielt, fanden sich in einer groben Kiesschicht ebenfalls La Tène-Artefacte. Hier sind nun seit einigen Jahren grossartige und sehr kostspielige Ausgrabungen vorgenommen worden, welche ergeben haben, dass, was man früher als La Tène-Station ansah, kein eigentlicher Pfahlbau im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eine Niederlassung auf einer Insel oder an einem seichten Ufer der alten Zihl (Thielle) war, welche zur gallischen Zeit einen anderen Ausfluss aus dem Neuenburger See hatte als jetzt. Es hat sich herausgestellt, dass die mächtigen Kieslager innerhalb der früheren oberflächlichen Fundschichten von La Tène-Sachen den alten Lauf der Zihl bezeichnen, und nun findet sich neuerdings in diesem alten Zihlbett, welches allmählich durch den Wellenschlag des Sees von Westen her ausgefüllt wurde, in verschiedenen Niveaux, bald im groben Kies, bald im feineren Sand und in Schlammschichten, eine Fülle der werthvollsten Artefacte der La Tène-Periode. In diesem alten Flussbett zeigen sich nicht regelmässige Pfähle, wie in der äusseren (alten) Station, sondern nur einzelne Pfähle und liegende Balken, die auf eine Brücke hindeuten. Um diese Brücke oder um die alte Fuhrt, die auf's jenseitige Ufer zur eigentlichen Station (Lager, castrum, Fabrik?) führte, hat man sich geschlagen, das zeigen alle die Waffen, welche Einschnitte, Scharten besitzen, oder solche, die gebogen, zerknittert oder zerbrochen sind. Hier auch im alten Flussbett liegen die zahlreichen Ueberreste menschlicher Individuen, und zwar Skelette und zahlreiche Schädel mit Spuren von Schwertbieben und sonstigen Verletzungen; ebenso zahlreich sind Pferdeschädel. Oberlehrer Vouga, der beste Kenner der Station La Tène, hat schon über 30 Skelette, meist nur in einzelnen Theilen, constatirt. Es hat nun letzten Winter Hr. F. Borel, der Abwart des Neuenburger Museums, auf Rechnung des letzteren, wobei er als Bezahlung die Doubletten verwerthen darf, wieder grössere Ausgrabungen vorgenommen und ist in einer Tiefe von $3^1/_2$—4 *m* noch auf einige wohlerhaltene Skelette und Schädel gestossen, von denen diejenigen, die Ihnen zugesandt worden, mit die besterhaltenen sind. In der gleichen Tiefe unter und neben diesen Menschenresten fanden sich mehrere sehr schöne Schwerter,

wovon eines mit halbseitig-bronzener Scheide, Pferdegebisse, Trensenstücke, Lanzenspitzen, Fibeln und Pferdeschädel. Dr. V. Gross besitzt von La Tène einen Schädel mit mehreren tiefen und scharfkantigen Schmissen eines Schwerthiebes. Der Preis des Skeletes und der 2 Schädel ist allerdings etwas hoch; wenn man aber bedenkt, dass über 3 *m* Kies abgetragen werden müssen, bis man auf die Schicht kommt, und dass man immer mit Wasserandrang zu kämpfen hat und fortwährend pumpen muss, so begreift man die etwas hohen Ansätze. Da wir in unserem Antiquarium kein anthropologisches Material besitzen, habe ich Freund Aeby ersucht, für eine Verwerthung der Skelette zu sorgen, und ich bin sehr froh, dass sie eine so würdige Ruhestätte finden, wie die Anthropologische Sammlung in Berlin ist. Die übrigen Fundstücke habe ich alle behalten, da in nicht zu ferner Zeit La Tène auch ausgebeutet und der Geschichte verfallen sein wird."

Ich darf hier zunächst den Herren Aeby und v. Fellenberg den besonderen Dank der Gesellschaft aussprechen, nicht bloss für die Zuwendung so seltener Funde, sondern auch für die gute Meinung, in welcher sie gerade uns bevorzugt haben. Wir waren, wesentlich durch die nicht genug anzuerkennende Zuvorkommenheit des Hrn. Victor Gross zu wiederholten Malen in der Lage, uns mit der Craniologie der Pfahlbauern zu beschäftigen, indess waren diess ohne Ausnahme Schädel aus Stationen der Stein- oder der Bronzezeit. Zum ersten Male liegen uns hier gut erhaltene Reste der Menschen aus jener so denkwürdigen Anfangsperiode der Eisenzeit vor. Ob darüber schon anderweitig neuere Untersuchungen veranstaltet worden sind, ist mir nicht bekannt geworden.

Das Skelet ist offenbar ein weibliches, der andere Schädel ein männlicher. Somit ist eine gute Gelegenheit zu vergleichenden Betrachtungen gegeben; nur ein Umstand ist hinderlich, nehmlich eine starke Verletzung der Gegend um das Hinterhauptsloch bei dem männlichen Schädel, welche insbesondere die Bestimmung der Capacität, der Höhe und des Sagittalumfanges unmöglich macht. Die Verletzung selbst ist eine alte und es liegt nahe, sie mit dem Kampfe, den Hr. v. Fellenberg erwähnt, in Verbindung zu bringen.

Sämmtliche Knochen haben jene tief graubraune Färbung, welche den Moorknochen eigenthümlich ist. Sie sind, soweit sie vorhanden sind, wohl erhalten, von glänzendem, dichtem Aussehen und erheblicher Schwere. Die Rinde ist durchweg vorhanden.

1. Der männliche Schädel ist sehr voluminös. Bei einem Horizontalumfange von 518 *mm* misst er im queren Vertikalumfange 312 *mm*; der Sagittalumfang beträgt, obwohl von der Hinterhauptsschuppe fast der ganze untere Abschnitt bis nahe an die Lineae semicirculares inferiores fehlt, immer noch 344 *mm*. Der sagittale Umfang des Vorder- und Mittelkopfes misst je 124 *mm*. Da sich der Längenbreitenindex auf 80,2, der Auricularindex auf 62,1 berechnet, so wird man ihn als orthobrachycephal bezeichnen dürfen.

Sämmtliche Nähte sind offen. An der Hinterhauptsschuppe findet sich sogar noch jederseits ein Rest der Sutura transversa occipitis. Nur das linke Emissarium parietale fehlt und die Sagittalis hat hier einen auffallend einfachen, geradlinigen Verlauf. Dafür sind in der Lambdanaht mehrfache Schaltknochen enthalten und sie bildet, abgesehen von einer Abflachung der Spitze, einen starken Absatz gegen die Hinterhauptsschuppe.

Der Knochenbau ist am eigentlichen Schädel kräftig. Die stark geschwungenen Supraorbitalwülste treten auffällig vor und sind durch einen prominenten Nasenwulst verbunden. Die Schläfenlinien sind deutlich, aber sie treten nicht hoch hinauf; der geringste Abstand der inneren Linien beträgt 152 *mm*. Eine Protuberantia

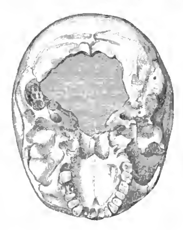
occipitalis externa fehlt gänzlich und auch die Lineae semicirc. occip. sind wenig entwickelt. Die Tubera parietalia treten kaum hervor, dagegen sind die frontalia, namentlich lateralwärts, deutlich abgesetzt.

In der Norma verticalis erscheint das Schädeldach ziemlich gleichmässig gewölbt und von grosser Breite, die Schläfengegend nicht eingewölbt, nur das Hinterhaupt vorspringend. — In der Seitenansicht bildet die Scheitelcurve keine gleichmässige Linie: die etwas niedrige Stirn hat einen starken Glabellareindruck, dagegen einen deutlichen intertuberalen Vorsprung, hinter welchem der obere Theil des Stirnbeins eine lange, sanft ansteigende, breite Fläche bildet; der höchste Punkt der Scheitelcurve liegt an der Fontanellstelle; hinter derselben folgt die kurze, wenig gewölbte Curve des Mittelhauptes, von der Intertuberallinie an ein schneller Abfall, dann der Absatz an der Lambdanaht und endlich eine mässige Vorwölbung der Hinterhauptsschuppe, die schnell nach unten und vorn umbiegt. Auch die Seitentheile des Schädels sind ausgewölbt, die Alae temporales breit und nur nach der Basis zu stärker eingebogen. — In der Norma occipitalis tritt die Breite des Schädels besonders deutlich hervor. Der Quercontour erscheint breit, fast flach gewölbt, oben etwas gerundet, an den Seiten ein fast gerader Abfall. — Die Basilaransicht zeigt sich breit und kurz, die Vorderansicht so breit und hoch, dass der Eindruck einer stärkeren Entwickelung des Vorderkopfes sich sofort ergiebt. Der untere Frontaldurchmesser misst 113 *mm*.

Gegenüber der Schädelcapsel erscheint das Gesicht eher dürftig und etwas gedrückt, so dass es fast an lappische Formen erinnert. Der Gesichtsindex beträgt 87,9, ist also chamaeprosop. Damit harmonirt die Form der Orbitae, welche niedrig, breit und eckig erscheinen; der untere Rand bildet in der Gegend der Sut. zygom. max. eine kantige Vorwölbung; der Index 74,3, in hohem Maasse chamaekonch. Die Jochbogen und die Wangenbeine mehr angelegt, nur die Tuberositas malaris stärker vortretend. Sehr tiefe Fossae caninae. Die Nase kurz, im knöchernen Theile schmal, an der Wurzel tief angesetzt, am Rücken eingebogen, die Apertur oben eng, nach unten weit und mit starken Pränasalfurchen versehen, neben der rechten Furche eine rundliche Knochenanschwellung; Index 53,1, also platyrrhin. Der Alveolarfortsatz des Oberkiefers deutlich prognath, die Zähne vorn stärker abgenutzt, hinten mit gut erhaltenen Cuspides, die Schneidezähne ziemlich gross, die Molaren von regelmässig nach hinten abnehmender Grösse. Der harte Gaumen gross, im mittleren Theile breit, hinten hufeisenförmig zusammengehend, mit leichtem Medianwulst am hinteren Abschnitte und kurzer Spina nasal. post.; Index 71,1, leptostaphylin. Unterkiefer zart, eher schmal, Distanz der Winkel nur 93 *mm*, mit hohen, steilen und schmalen Aesten, das Kinn vortretend, gerundet, die Medianfläche darüber stark eingebogen, der Zahnrand vortretend, starke Spina ment. int. Molaren fehlend, Alveolen obliterirt.

Was endlich die erwähnte Verletzung um das Hinterhauptsloch betrifft, so umfasst der Defekt die ganze Apophysis basilaris bis zum Tuberculum ephippii, die Bogenstücke und den unteren Theil der Schuppe des Os occipitis. Die Ossa petrosa bilden unmittelbar den Rand des Loches. Rings umher sieht man alte Wundflächen. Der rechte Warzenfortsatz ist fast horizontal und zwar in zwei Absätzen durchgeschlagen, der linke vollständig an seiner Basis abgetrennt, wie denn überhaupt links die Verletzungen etwas ausgiebiger sind, als rechts. Der verletzte Rand der Hinterhauptsschuppe, wie die Trennungsfläche am Keilbein, sehen stellenweise wie gebrochen aus; man erkennt jedoch an ersterem mehrfach glatte, scharfe, nicht zusammenhängende, sondern absatzweise sich wiederholende Schnitt- oder Hiebflächen, deren Farbe eben so braun ist, wie die der übrigen Knochenoberfläche. Am

deutlichsten sind sie auf der rechten Seite hinter dem Warzenfortsatz, wo übereinander zwei ganz glatte Hiebflächen hervortreten, von denen aus sich noch horizontale Einschnitte auf den hinteren Umfang des Warzenfortsatzes erstrecken.



Zweifellos sind diese Verletzungen mit scharfen Instrumenten beigebracht, welche von hinten her einwirkten, und zwar entweder kurz vor oder bald nach dem Tode. Denn einerseits fehlen jene reactiven Veränderungen der Nachbarschaft, welche während des Lebens nach derartigen Verletzungen eintreten; andererseits sieht man nichts von jenen Brüchen und Splitterungen, welche bei der Verletzung todter, brüchig gewordener Knochen so leicht zu Stande kommen. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass die Verletzungen den Tod herbeigeführt haben. Immerhin bleibt dabei Manches räthselhaft. Ein Hieb mit einem Schwert oder einer Streitaxt oder ein Lanzenstoss kann die Ursache der Verwundungen nicht wohl gewesen sein: dazu sind sie zu zahlreich und zugleich zu klein. Allein am rechten Warzenfortsatz zählt man über einander 4 ungefähr parallele Schnitte: der eine hat die Spitze glatt abgetrennt, ein zweiter ein Stück darunter vom hinteren Umfange scharf abgesprengt, zwei weitere, näher an der Basis, aber gleichfalls am hinteren Umfange, stellen mehr oberflächliche Einschnitte dar. Letztere, wie gesagt, sind nur Ausläufer jener glatten Schnittflächen, welche an der rechten Cerebellarwölbung der Hinterhauptsschuppe sitzen. Der Hieb, welcher die Basis des linken Processus mastoides getroffen und fast den ganzen Fortsatz abgebrochen hat, liegt wiederum verschieden von denen der rechten Seite. Keiner von diesen Hieben oder Schnitten war an sich tödtlich. Auch kann keiner von ihnen den grossen Bruch der Apophysis basilaris und aller Randtheile des Foramen magnum bewirkt haben, welchen ich beschrieben habe. Dieser Bruch muss vielmehr vor der Beibringung einzelner der vorhandenen Schnittwunden entstanden sein, denn auf der linken Seite hinten sieht man einige kleine Schnittflächen unmittelbar am Rande der zerbrochenen Squama occipitalis.

Am wahrscheinlichsten erscheint es mir daher, anzunehmen, dass der Tod durch einen Bruch der Basis cranii, vielleicht durch einen Sturz mit dem Kopf auf einen harten Gegenstand, erfolgt ist und dass man nachher den Kopf vom Rumpfe abgetrennt oder abzutrennen versucht hat. Besässen wir die Halswirbel, so würde sich die Frage bestimmter beantworten lassen.



In vielen Beziehungen ähneln die hier beschriebenen Verletzungen denjenigen, welche ich in der Sitzung vom 18. März 1882 (Verb. S. 226) von Ainos und anderen Schädeln beschrieben und abgebildet habe. Indess möchte ich doch nicht glauben, dass sie derselben Kategorie angehören. Abgesehen davon, dass in allen diesen anderen Fällen eine Verletzung der Warzenfortsätze, der Apophysis basilaris und der Bogenstücke des Os occipitis nicht vorliegt, zeigt bei ihnen auch die besondere Art der Verletzung der Hinterhauptsschuppe bemerkenswerthe Unterschiede, vornehmlich die vorwiegend quere Richtung der Substanzverluste. Die Verletzung an dem La Tène-Schädel ist mit viel grösserer Gewalt, offenbar mit wuchtigen, scharfen Hieben ausgeführt worden, und während bei jenen anderen Schädeln, wie bei den von Hrn. Kopernicki beschriebenen, die Richtung des schneidenden Werkzeuges mehr gegen die Schädelhöhle gerichtet war, geht sie bei dem La Tène-Schädel fast genau horizontal gegen den Anfang des Wirbelkanals.

2. Das Skelet mit dem zweiten Schädel gehört einer jüngeren Weibsperson, wahrscheinlich gegen 20 Jahre alt, an. Die sämmtlichen Knorpelfugen, auch die Synchondrosis spheno-occipitalis, sind geschlossen, und obwohl ein Weisheitszahn eben erst am Durchbrechen ist, zeigen die meisten übrigen Zähne doch schon die Zeichen erheblicher Abnutzung. Sämmtliche Knochen sind von mehr gracilem Bau: die Höhe des montirten Skelets beträgt nur 1,47 *m* und die Capacität des Schädels bemisst sich auf 1200 *ccm*. Auf alle Fälle muss die Person klein, aber ausgewachsen gewesen sein.

Der Schädel ist hypsibrachycephal (Längenbreitenindex 82,9, Längenhöhenindex 76,4, Auricularindex 64,1). Die Umfangsmaasse stimmen mit den Durchmessern sehr gut überein: die vertikalen und sagittalen sind verhältnissmässig gross, das horizontale klein. Aus den noch später zu besprechenden sagittalen Umfangsmaassen geht eine überwiegend sincipitale Entwickelung des Kopfes hervor.

Sämmtliche Nähte sind offen und die meisten nicht bloss stark gezackt, sondern auch in ungewöhnlichem Grade mit kleinen Schaltknochen durchsetzt. An der Sagittalis ist der Abschnitt zwischen den parietalen Emissarien, von denen übrigens das linke fehlt, einfach, wenngleich etwas geschlängelt, während der vorderste und der hinterste Abschnitt, jener in der Länge von 3, dieser in der Länge einer Fingerbreite sehr verästelte Zacken und eine grössere Zahl minimaler Schaltknochen zeigt und zugleich etwas erhaben ist. Auch die Coronaria ist jederseits in dem Abschnitte zwischen dem Kreuzungspunkt der Schläfenlinie (Stephanion Broca) und einer etwa 3 Finger breiten, an der Mitte gelegenen Stelle mit einer breiten Zone feinster, fast wie Filigran aussehender Schaltknöchelchen erfüllt. Dagegen enthält die Lambdanaht nur in ihrem rechten Schenkel ein Paar grössere Wormsche Knochen.

Im Uebrigen ist der Schädel sehr regelmässig gebildet und von gleichmässig glatter Oberfläche. Die niedrige Stirn hat fast gar keine Wülste und eine sehr schwache Glabella. Der Mittelkopf zeigt eine grosse flache Wölbung, indem die Schläfenlinien sich mit ihren medialen Schenkeln nur bis auf 13, mit den lateralen bis auf 13,8 *cm* Oberflächendistanz einander nähern. Auch die Protuberantia occipitalis ist schwach, dagegen findet sich ein kräftiger Torus occipitalis an der Linea semicirc. superior. Auch die Warzenfortsätze sind kräftig und durch tiefe und breite Incisuren begrenzt.

In der Norma verticalis sieht man das stark gewölbte und durchweg breite Schädeldach länglich gerundet. Hinterhaupt und Stirn treten etwas eckig vor, die Gegenden der Parietalhöcker sind stärker ausgelegt, die Höcker selbst aber nicht abgesetzt, die Schläfen voll.

In der Seitenansicht erscheint der Schädel hoch und wegen der mehr flach gewölbten Scheitelcurve trotz seiner Kürze (167,5 *mm*) mehr länglich. Die ziemlich gerade und, wie gesagt, niedrige Stirn hat einen vollen Nasenfortsatz und eine vorgewölbte Intertuberalgegend; hinter derselben biegt die Curve schnell nach hinten und bildet noch am Stirnbein eine lange, sehr volle Wölbung; darauf folgt eine kurze, fast gerade Strecke bis zur parietalen Intertuberallinie und von hier an ein schneller Abfall, der nur am Lambdawinkel einen leichten Absatz zeigt. Am Hinterhaupt tritt die Oberschuppe leicht vor, um sich schnell nach unten und vorn umzubiegen. Die Alae temporales sind gross und erst nach unten hin stärker eingebogen.

In der Hinteransicht erscheint der Schädel trotz der geringen Erhebung an der Sagittalis breit gewölbt bis zur Tuberalgegend, die Seitentheile wenig ausgelegt und nach unten etwas convergirend, die Basis breit und durch Vortreten der Cerebellargegenden etwas gewölbt. Der erwähnte Torus occipitalis ist nach oben und unten durch starke Vertiefungen begrenzt. Die Oberfläche der Unterschuppe durch zahlreiche Muskel- und Sehnenansätze vielfach modulirt.

In der Unteransicht tritt die kurze und breite Form besonders deutlich hervor. Das Foramen magnum eng, 31 *mm* lang, 25 breit, mit sehr dicken Rändern und vorspringenden, stark gewölbten Gelenkhöckern versehen.

Endlich in der Vorderansicht zeigt sich die Stirn breit, voll und der ganze Vorderkopf hoch gewölbt.

Das Gesicht trägt in noch höherem Grade den Charakter einer zarteren Entwickelung. Obwohl der Index von 90,7 eben noch die Leptoprosopie erreicht, so würde doch bei einer weiteren Gliederung der Eintheilung ihm vielmehr eine mittlere Stellung gebühren. Jochbogen und Wangenbeine sind anliegend und nur die Tuberositas malaris tritt mässig vor. Dagegen sind die Orbitae gross, hoch und mehr gerundet, ihr Index von 91,4 ist hypsikonch. Auch die Nase ist schmal, die Wurzel etwas tief liegend, obwohl die Sutura naso-frontalis hoch und breit in den Nasenfortsatz des Stirnbeins heraufgreift; der Rücken ist an der Wurzel etwas eingebogen, sonst ziemlich gerade gefirstet, die Apertur eng und ohne Pränasalfurchen; Index 45,6, leptorrhin. Die Fossae caninae tief, der Alveolarfortsatz des Oberkiefers etwas schräg gestellt, die Schneidezähne gross, die Molaren von regelmässig abnehmender Grösse: schwacher Prognathismus. Gaumen kurz und breit, die Spina nas. post. nicht entwickelt, an der Medianlinie hinten ein leichter Torus palat.; Index 79,0, leptostaphylin. Der Unterkiefer zart, die Aeste niedrig, breit und etwas schräg angesetzt, die Seitentheile dick und niedrig, das Kinn leicht dreieckig, fast progenäisch vortretend, die Medianfläche wenig eingebogen, die Vorderzähne etwas zurückstehend.

Das Skelet ist nicht ganz vollständig. Die Hände fehlen ganz, von den Füssen sind nur die Astragali und rechts der Calcaneus vorhanden; ebenso fehlt das Brustbein nebst den vorderen Rippenenden und einige untere Rippen; auch ist das Becken in der Gegend der Schambeinfuge etwas verletzt. Dafür sind die Wirbel und die langen Knochen der Extremitäten vollständig und gut erhalten. Die ganze Höhe des Skelets beträgt, wie erwähnt, nur 1,47 *m*; da die senkrechte Entfernung der Cristae ilium vom Boden 854, die der Trochanteren 747 *mm* misst, so ergiebt sich, dass Hals und Rumpf verhältnissmässig lang ausfallen. Die einzelnen Abschnitte der Extremitäten sind durchaus günstig proportionirt, Oberarme und Oberschenkel länger als Vorderarme und Unterschenkel. Die Oberarme wenig torquirt, ohne Durchbohrung der Fossa olecrani; die Tibiae nicht platyknemisch, mit stark gebogenen Cristae. Das Becken ist nicht sicher messbar, aber es hat eine weite

Apertur; die Schaufeln der Darmbeine niedrig und ausgelegt, das Kreuzbein breit, die Incisurae ischiadicae wenig ausgetieft, der Winkel an der Schamfuge weit. Es ist also ein gut gebautes, wenn auch kleines, weibliches Becken. —

Bei einer Vergleichung der beiden Schädel unter einander ergiebt sich trotz erheblicher Differenzen in der Grösse, wie sie das verschiedene Geschlecht erklärlich macht, eine Uebereinstimmung des Hauptschädelindex: derselbe ist bei beiden brachycephal, bei dem Manne 80,2, bei dem Weibe 82,9. Die gerade Höhe lässt sich leider wegen des Defekts an der Basis bei dem Manne nicht bestimmen; ich schätzte den Höhenindex als orthocephal, indem ich von dem Auricularindex (62,1) ausging. Immerhin muss derselbe nahe an 75 betragen haben, und ich meine daher, dass die Differenz von dem weiblichen Schädel, dessen Höhenindex 76,4, also hypsicephal ist, keine sehr grosse ist. Was der männliche in der Länge mehr hat, kommt dem weiblichen in der Höhe zu Gute. Auch darf ich sagen, dass der craniognomische Ausdruck der beiden Schädel ein ziemlich einheitlicher ist.

Es kommt dabei namentlich in Betracht, dass an beiden Schädeln der Vorderkopf eine vorzügliche Ausbildung erfahren hat. Leider lässt sich wegen der Verletzung am basilaren Theil der Hinterhauptsschuppe eine volle Vergleichung der sagittalen Umfangsmaasse nicht ausführen. Immerhin ist es sehr bezeichnend, dass der sagittale Umfang des Stirnbeins in beiden Fällen fast gleich gross ist, bei dem Manne 124, bei dem Weibe 123 *mm*. Erst am Mittelhaupt erscheinen Differenzen, welche durch die verschiedene Ossifikation der hinteren Fontanelle bedingt sind.

Sehr viel grösser sind die Differenzen im Gesichtsskelet, wie eine Zusammenstellung der Indices sofort ersichtlich macht:

	Mann	Weib
Gesichts-Index . . .	chamae-	leptoprosop,
Orbital- „ . . .	chamae-	hypsikonch,
Nasen- „ . . .	platy-	leptorrhin,
Gaumen- „ . . .	lepto-	leptostaphylin.

Die Aehnlichkeit der Gaumenbildung basirt auf der in beiden Fällen vorhandenen, wenn auch nur leichten Prognathie. In allen anderen Beziehungen ergeben sich erhebliche Unterschiede, welche in der Nasenbildung culminiren: der platyrrhine Mann hat zugleich sehr ausgeprägte Praenasalfurchen.

Man kann nicht sagen, dass diese Verschiedenheiten sich durch Geschlechtsunterschiede genügend erklären liessen, wenngleich Aehnliches sich auch bei anderen Rassen findet. Ich erinnere an meine Auseinandersetzungen über die slavischen Schädel von Slaboszewo (Sitzung vom 12. November 1881, Verhandl. S. 363), wo die Chamaekonchie bei den Männern auch besonders stark hervortrat. Sonderbarerweise bemerkte ich damals auch Praenasalfurchen und, wie in beiden La Tène-Schädeln, den Torus palatinus. Ich verzichte jedoch darauf, diese Frage weiter zu erörtern, da es unmöglich ist, aus zwei Schädeln, von denen der eine männlich, der andere weiblich ist, zu ermitteln, ob der betreffende Stamm ein gemischter war oder nicht.

Leider ist mir aus der älteren Literatur nur noch ein weiterer Schädel von La Tène bekannt und dieser ist sehr unvollkommen beschrieben: es ist der von Desor (Les palafittes, Paris 1865, p. 102, Fig. 91—92) kurz besprochene. Nach der Angabe unseres verstorbenen Freundes ist derselbe ziemlich gross, sehr lang, oben stark abgeplattet, mit enormer Occipital-Entwickelung und sehr niedriger, fast fehlender Stirn (le front très bas, presque nul). Von den Zähnen wird hervorgehoben, dass sie ungemein stark abgenutzt seien. Diese Beschreibung erscheint gegenüber den Abbildungen, namentlich in Bezug auf die Stirn, etwas übertrieben; wenn der

Schädel sehr lang ist, so erscheint er doch auch recht breit, und nur die sehr lange und flache Scheitelcurve macht den Eindruck der Chamaecephalie. Sehr auffällig ist die Chamaekonchie, während die Nase vielmehr leptorrhin und die Alveolarfortsätze orthognath aussehen. Nach der Meinung Desor's näherte sich dieser Schädel am meisten dem Sion-Typus der Herren His und Rütimeyer.

Diess ist nun aber gerade nicht der Fall bei unseren Schädeln. Der Sion-Schädel ist wesentlich ein mesocephaler (mittlerer Index 77,2), und obwohl die Herren His und Rütimeyer (Crania helvetica S. 12) ein Maximum von 81,9 zulassen, so passt doch nicht im Mindesten ihre Beschreibung: „mächtige Entwickelung des Hinterkopfes nach Länge, Breite und Höhe.“ Bei unseren beiden Schädeln ist der Hinterkopf kurz und breit und von mässiger Höhe. Genau genommen passt von den 4 Typen, welche die genannten Beobachter an Schweizer Schädeln unterscheiden, kein einziger ganz; am nächsten kommt ihm aber der Disentiskopf, von dem es heisst (ebendas. S. 26): „sein auffälligster Charakter bestehe neben Breite und Kürze in der Abflachung des Hinterhaupts und in dessen beinahe rechtwinkliger Absetzung gegen Scheitel und Basis.“ Freilich wird der Schädelindex im Mittel auf 86,5, im Minimum auf 81,8 angegeben, so dass nur der weibliche Schädel noch hineinpasst; auch ist das Hinterhaupt unserer Schädel nicht abgeflacht, sondern kurz gewölbt, ohne nach oben oder nach unten rechtwinklig abgesetzt zu sein. Aber der Belair- und Hohberg-Typus, welche beide als dolichocephal bestimmt sind, passen gar nicht. Man muss sich also entweder für den Disentis-Typus entscheiden, oder man muss erklären, dass die beiden La Tène-Schädel gänzlich aus dem Rahmen der Eintheilung von His und Rütimeyer heraustreten.

Nun ist aber Desor in einer anderen Schrift (Le bel âge du bronze lacustre en Suisse, 1874, p. 27) auf den in seinem Besitze befindlichen Schädel von La Tène zurückgekommen; wenigstens scheint nach genauer Prüfung der Stelle meine frühere Annahme, dass diess ein zweiter Schädel gewesen sei, nicht zuzutreffen. Der Schädel war inzwischen durch Hrn. Ecker gemessen worden und als brachycephal (Index 81,2) bestimmt worden. Von einer „enormen“ Entwickelung des Hinterhaupts ist aus den Zahlen nichts zu ersehen, denn es beträgt der Sagittalumfang des

Stirnbeins	130 *mm*	= 36,1
Mittelhaupts . . .	120 „	= 33,3
Hinterhaupts . . .	110 „	= 30,5
	360 *mm*	99,9

Hierbei ist nichts von einer „enormen Occipitalentwickelung“ zu bemerken, sondern viel mehr von einer ungewöhnlich starken Frontalentwickelung, die freilich wenig stimmt zu der früheren Angabe von dem front presque nul, aber um so mehr mit den Verhältnissen unseres Weiberschädels. Denn dieser ergiebt folgende Verhältnisse des Sagittalumfangs:

Stirnbein	123 *mm*	= 35,6
Mittelhaupt . . .	115 „	= 33,3
Hinterhaupt . . .	107 „	= 31,0
	345 *mm*	99,9

Grösser kann die Uebereinstimmung kaum sein. Wenn Desor trotz dieser Correkturen dabei bleibt, seine La Tène-Schädel dem Sion-Typus zuzuschreiben, so weiss ich diess nur aus dem Umstande zu erklären, dass unser Freund eben kein Anatom und dass sein Blick für Schädelverhältnisse nicht geschärft war.

Unglücklicherweise hat er auch diessmal keine Beschreibung des Schädels gegeben und ich vermag daher eine ins Einzelne gehende Vergleichung nicht zu liefern.

Für die „vertikale“ Höhe theilt er ein Ecker'sches Maass mit ,145 *mm*. Das würde einen Höhenindex von 80,1 ergeben, also einen hypsibrachycephalen Schädel. Jedenfalls wächst damit die Wahrscheinlichkeit, dass die Verwandtschaft unserer beiden Schädel mit diesem früheren eine viel grössere ist, als man nach der ersten Beschreibung desselben erwarten durfte. Eine volle Aufklärung kann natürlich nur durch eine erneute Untersuchung gewonnen werden, indess die Thatsache, dass alle 3 bisher bekannten La Tène-Schädel brachycephal sind, dürfen wir schon jetzt als ein bemerkenswerthes Ergebniss bezeichnen. Von einer mächtigen Entwickelung des Hinterkopfes und somit von einer Sion-Form ist nicht die Rede.

Die Herren His und Rütimeyer haben sich für solche Fälle, wie der vorliegende, mit der Annahme von Mischtypen geholfen, und in der That würde hier die von ihnen als ziemlich häufig angenommene Mischung Sion-Disentis zulässig sein. In eine derartige Reihe stellen sie zwei Pfahlbauschädel von Pfeidwald und von Mörigen-Steinberg (a. a. O. S. 48), also von Stationen, von denen die erstere als römisch, die zweite als bis in die römische Zeit reichend bezeichnet wird (S. 50); ferner einen vorrömischen Gräberschädel von Bülach, Cant. Zürich, aus dem I. bis II. Jahrhundert stammend. Die Schädelindices dieser 3 Köpfe betrugen 83,8 — 83,0 (?) — 88,0. Jedenfalls treffen wir hier Verwandte der La Tène-Leute. Ob diess ein Mischtypus ist, das muss wohl noch im Zweifel bleiben, bis etwas grössere Reihen vorliegen; möglicherweise stossen wir hier vielmehr auf einen guten Volkstypus.

Desor glaubte speciell durch die Vergleichung seines La Tène-Schädels mit einem von Mörigen den Nachweis liefern zu können, dass dasselbe Volk den Uebergang von der Bronze- zur Eisenzeit durchgemacht habe und in beiden Perioden hervortrete. Wie gross die Aehnlichkeit der beiden genannten Schädel unter einander war, will ich dahingestellt sein lassen, bis genauere Nachweise darüber vorliegen. Ich will auch nicht bestimmt behaupten, dass die Eisenleute Einwanderer und Eroberer waren, obwohl ich eine solche Annahme für nicht unwahrscheinlich halte. Aber ich muss darauf aufmerksam machen, dass gerade die zunehmende Zahl von Schädeln aus Bronzestationen des Bieler und Neuenburger Sees die Ueberzeugung herbeigeführt hat, dass die Bronzeleute dolichocephal waren. Ich habe ausführlich über eine Anzahl solcher Schädel in der Sitzung vom 17. März 1877 (Verhandl. S. 126, Taf. XI) berichtet und noch neuerlich, in der Sitzung vom 17. Juni 1882 (Verhandl. S. 389), einen mustergültigen Schädel von Auvernier beschrieben. Bei diesen Gelegenheiten habe ich schon auf andere Parallelen aus der Literatur hingewiesen. Daraus geht meines Erachtens evident hervor, dass die Hauptbevölkerung der Pfahlbaudörfer der Bronzezeit, namentlich in der Westschweiz, von den Leuten, deren Reste wir gegenwärtig aus La Tène kennen lernen, gänzlich verschieden war.

Sehen wir uns nach Parallelen dazu um, so finden sie sich in der alten südkeltischen Bevölkerung, wie wir sie am besten aus der Auvergne kennen. Auch Hr. Aeby, als er mir die Schädel ankündigte, erklärte sie für gute Specimina des keltischen Typus. Damit kämen wir also auf die Helvetier, und da die Herren His und Rütimeyer ihren Sion-Typus gleichfalls als den althelvetischen definirten, so nähern wir uns auf einem Umwege. Die volle Vereinigung wird sich vielleicht so herstellen lassen, dass der Sion-Typus aufgegeben oder wenigstens neben ihm ein neuer Typus aufgestellt wird.

Das gefundene Resultat harmonirt auf das Beste mit den archäologischen Funden. Desor selbst (Le bel âge p. 28) sagt, die Waffen von La Tène hätten mit denen der guten Bronzezeit nichts gemein, dagegen seien sie identisch mit denen

von Alise-Sainte-Reine; mit ihnen finde man einheimische und römische Münzen aus der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts von Augustus bis Claudius. Niemand kann daran zweifeln, dass um diese Zeit in diesem Theile der Schweiz keltische Helvetier sassen, und es liegt gewiss kein Grund vor, noch eine Mischung mit dem Disentis-Typus der Rhätier anzunehmen, um ihre Schädelform zu erklären. Kein Punkt erscheint mehr gesichert für eine derartige Bestimmung, als La Tène, und ich kann daher dem Gefühle des Dankes gegen die Herren Aeby und v. Fellenberg nur noch einmal und in recht warmer Weise Ausdruck geben, dass sie uns in die Lage gesetzt haben, an dieser so wichtigen Untersuchung Theil nehmen zu können. —

Die gefundenen Maasse und Indices der Schädel ergiebt die nachstehende Tabelle:

I. Schädelmaasse.

Schädel von La Tène	♂	♀
Capacität	—	1200
Grösste Länge	182	167,5
„ Breite	146	139
Gerade Höhe	—	128
Auricularhöhe	113	107,5
Stirnbreite	100,5	91,5
Schläfendurchmesser	127	119
Occipitaldurchmesser	115	104
Auriculardurchmesser	120	110
Mastoidealdurchmesser, Spitze	—	94
„ Basis	124	114
Gesichtshöhe A.	111	108
„ B.	66	64
Gesichtsbreite A.	126	119
„ B.	95	86,5
„ C.	93	87
Orbita, Höhe	27,5	32
„ Breite	37	35
Nase, Höhe	47	46
„ Breite	25	21
Gaumen, Länge	59	43
„ Breite	42	34
Horizontalumfang	518	481
Querer Verticalumfang	312	300
Sagittalumfang	—	345
Stirn	124	123
Mittelhaupt	124	115
Hinterhaupt	—	107

II. Berechnete Indices.

Schädel von La Tène	♂	♀
Längenbreitenindex	80,2	82,9
Längenhöhenindex	—	76,4
Auricularindex	62,1	64,1
Gesichtsindex	87,9	90,7
Orbitalindex	74,3	91,4
Nasalindex	53,1	45,6
Palatinalindex	71,1	79,0

(20) Hr. Virchow zeigt das, der Gesellschaft vom Verfasser als Geschenk zugesendete neue Werk des Hrn. Victor Gross über die

Protohelvetier.

Das schon in der Zeitschrift für Ethnologie S. 152 angezeigte Werk, welches zum ersten Male eine zusammenfassende Uebersicht der Hauptfunde aus den Pfahlbaustationen, namentlich der Westschweiz, für die Stein- und Bronzezeit giebt, schliesst die Eisenzeit und damit die Funde von La Tène grundsätzlich aus, indem es dieselben einer späteren Publikation vorbehält. Für jeden, der eine genauere Kenntniss der älteren Funde und damit eines der wichtigsten Culturabschnitte Europa's gewinnen will, bietet dieses Werk einen wahren Schatz, und es kann daher den Mitgliedern nicht dringend genug an das Herz gelegt werden, durch Anschaffung desselben dem Autor die grossen Aufwendungen, welche er im Interesse der prähistorischen Wissenschaft gemacht hat, einigermaassen zu ersetzen. Die gebildeten Kreise in Deutschland, auch wo ihnen Mittel genug zur Verfügung stehen, sind leider so sehr entwöhnt davon, Prachtwerke rein wissenschaftlichen Inhalts zu kaufen, dass unsere Publicistik dadurch ein auffällig armseliges Aussehen gegenüber dem Reichthum Italiens, Frankreichs und Englands an parallelen Werken darbietet. Auch solche Autoren, deren Kräfte so grossen Aufgaben eigentlich nicht gewachsen sind, werden dadurch genöthigt, ausser den Kosten der Untersuchung auch noch die Kosten der Veröffentlichung zu tragen. Nicht einmal unsere Gesellschaften vermögen es, diese Last wirksam zu erleichtern.

(21) Hr. Virchow giebt, unter Vorlegung zahlreicher Abbildungen, die Fortsetzung seines in der letzten Sitzung abgebrochenen Vortrages über

Italische Prähistorie.

Bei einer Reise in Italien stösst uns, die wir vom Norden herkommen, die wir also zunächst mit den Funden von Nord- und Mittel-Italien bekannt werden und die wir natürlich Beziehungen suchen, welche etwa unser Land mit diesen Gegenden in der Vorzeit verknüpft haben, fortwährend die Frage auf, ob die altitalische Bevölkerung vom Norden her gekommen ist, also in irgend einem näheren Verwandtschaftsverhältnisse mit unseren Volksstämmen gestanden hat, oder ob der Hauptstrom der Einwanderer in einer anderen, sei es östlichen, sei es südlichen Richtung sich bewegt hat. Eine ganze Reihe italienischer Forscher, zu denen sich

auch unser Landsmann, Hr. Helbig gesellt hat, ist geneigt, eine starke Einwanderung vom Norden her zuzugestehen. Einige, z. B. Hr. Pigorini, der Direktor des prähistorischen Museums in Rom, wollen schon die Bewohner der Terramaren, jener burgwallartigen Ansiedelungen, welche sich in der Po-Ebene finden und auch nach Süden hin nirgends über die Ebene hinaus getroffen werden, in engere Beziehungen setzen mit mehr nördlichen Stämmen, insbesondere mit solchen, die einst in Ungarn gewohnt haben. Hr. Helbig dagegen hat hauptsächlich die alten Etrusker im Auge, von denen er annimmt, dass sie mit grosser Macht aus den Alpen hervorgedrungen seien und die Terramaren-Bevölkerung niedergeworfen hätten, um auf den Ruinen eine neue Culturperiode zu inauguriren.

Ich muss nun leider sagen, dass, so sehr ich an sich gewisse Sympathien dafür empfinde, derartige Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den alten Stämmen Italiens und denen unserer eigenen Prähistorie aufzusuchen, ich doch zu keiner vollkommen günstigen Meinung über diese Hypothesen gekommen bin. Ich kann nicht umhin, auszusprechen, dass auch nach meiner italienischen Reise ich vielmehr den Eindruck bewahrt habe, den ich allerdings schon mitnahm, dass eine viel grössere Zahl von Cultureinflüssen schon in ganz alter, vorhistorischer Zeit von Süden nach Norden über die Alpen herüber gewirkt hat, als dass umgekehrt der Norden mit seinen Künsten den Süden befruchtet habe. Die Schwierigkeit, die ursprünglichen Beziehungen der Terramarelenten festzustellen, wird allerdings in hohem Maasse vermehrt durch die grosse Verschiedenartigkeit der Fundgegenstände, welche das Auftreten der Terramare-Cultur im Norden Italiens bezeichnet, gegenüber dem, was wir in Mittelitalien jenseits des Apennin und noch mehr im Süden, namentlich mit dem, was wir in Sicilien antreffen. Bis jetzt ist mir wenigstens das Verständniss dafür nicht aufgegangen, dass das eine und dieselbe zusammenhängende Cultur sein könne. Im Gegentheil scheint es mir, dass von verschiedenen Ausgängen her ganz verschiedene Wege der Cultur eingeschlagen worden sind.

Ich muss dabei bemerken, dass ein nicht geringes Hinderniss für dieses Studium dadurch herbeigeführt wird, dass bis in die neueste Zeit hinein in Italien fast noch mehr, als das bei uns leider der Fall gewesen ist, in den Museen eine Anhäufung von Gegenständen stattgefunden hat, ohne dass man mit Sicherheit ermitteln kann, wo sie hergekommen sind. Wenn nun ein solches Museum durch seinen Namen auf eine gewisse Localität und Bevölkerung hinweist, so wird jedermann dadurch inducirt, vorauszusetzen, dass auch alles in dem Museum Enthaltene in diese Localcultur hinein gehöre. Ich habe durch eigene Anschauung eine Reihe von Thatsachen kennen gelernt, welche darthun, dass nicht wenige Gegenstände, die man bei uns gewöhnt ist, in eine bekannte Territorialcultur zu versetzen, z. B. in die etruskische oder römische, eine ganz andere Stellung einnahmen. Um dasjenige Beispiel vorweg zu nehmen, welches mir persönlich den tiefsten Eindruck hervorgebracht hat und an das ich gerade erinnert werde durch das vorliegende Werk unseres Freundes, des Hrn. Weiss, stiess ich in dem Museo Kircheriano in Rom auf jene Bronzefigur, auf welche Hr. Weiss zu wiederholten Malen bei Diskussionen über die sogenannten Bronzewagen hier in der Gesellschaft hingewiesen hat. Es ist das eine ziemlich hohe, aber sehr roh ausgeführte Bronze-Statuette eines Kriegers, der auf dem Rücken eine aufgerichtete Deichsel trägt, an deren oberem Ende eine Queraxe mit zwei Rädern befestigt ist[1]). Diese Figur hatte schon die Aufmerksamkeit von Winkelmann auf sich gezogen und [illegible] hatten die Deutung so aufgefasst, dass es ein römischer Soldat sei, der ein [illegible]

1) Herm. Weiss, Kostümkunde. Stuttg. 1860. Abth. II, S. 1086, Fig. 458 b.

kleines Wägelchen mit sich führte, auf das er gelegentlich, wenn es die Verhältnisse gestatteten, sein Gepäck legte, um bequemer marschiren zu können. Mancher von uns ist so zu der Meinung gekommen, es sei ein allgemeiner Gebrauch im römischen Heere gewesen, derartige Wägelchen auf Kriegszügen mitzunehmen. Ich war daher nicht wenig erstaunt, bei der sorgfältigeren Aufstellung, welche unter der Leitung des Hrn. Pigorini gegenwärtig im Museo Kircheriano stattgefunden hat, diese Figur unter eine Zahl verwandter Stücke aus Sardinien versetzt zu sehen, und auf meine besondere Rückfrage mit der grössten Bestimmtheit bestätigt zu hören, dass das eine altsardische Figur sei, die weder mit Rom, noch mit Etrurien in irgend einer Beziehung stehe. Sie zeigt irgend einen Gebrauch an, der möglicherweise den alten Phöniziern eigenthümlich gewesen ist, aber der in keiner Weise mit römischen Soldaten in Beziehung gebracht werden kann.

In dem Museo nazionale zu Neapel, dem alten Borbonico, beschäftigte ich mich längere Zeit damit, die Bronzen von Pompeji zu studiren, um zu sehen, wie weit man in der Interpretation der einzelnen Bronzestücke die römische Cultur zu Grunde legen und was man namentlich bei uns als römisch ansehen dürfe. Ich hatte mir eine Reihe von Notizen gemacht von Dingen, die mich in hohem Maasse überraschten, dass sie in Pompeji im Gebrauch gewesen sein sollten, bis mir das am Ende zu viel wurde und ich mir die Mühe nahm, auf die Kataloge zurückzugehen. Dieselben sind etwas schwer zu erlangen, indess die Herren waren sehr liebenswürdig, es wurden die Kataloge herangebracht und so ergab sich, dass nicht ein einziges der Stücke, die ich mir notirt hatte, ein pompejanisches sei, sondern dass sie aus einer Anzahl von sehr verschiedenartigen alten Sammlungen herstammten, die man nachher nicht bloss unter sich, sondern auch mit den pompejanischen zusammengeworfen hatte, obwohl sie in nichts weiter Beziehungen zu einander haben, als dass sie alle Bronzen sind. So ist es leicht begreiflich, dass wenn jemand mit einer gewissen vertrauensvollen Nachsicht durch diese Sammlungen geht und sich notirt, was er in den Schränken sieht, das Gebiet des Römischen sich in einer Weise ausdehnt, die in der That höchst gefährlich werden kann für die Interpretation der Prähistorie.

Ich will mich auf diese Anführungen beschränken; ich könnte sonst noch eine Reihe von Analoga vorführen. Das letztere Beispiel wird genügen, um zu zeigen, wie vorsichtig man sein muss, wenn nicht ganz authentische Notizen über die Sache vorhanden sind. So ist es denn bei uns namentlich geschehen, dass der Begriff des Etruskischen eine Ausdehnung erhalten hat, die nach meiner Meinung unzulässig ist und die in Bezug auf zeitliche Bestimmung der Stücke zu durchaus falschen Consequenzen führen muss. Das Etruskische hat ja unverkennbar eine ausserordentlich grosse Bedeutung, insofern es für uns den Anfang der eigentlichen Historie bedeutet. Wenn auch die Anfänge des alten etruskischen Volkes an sich ziemlich dunkel und in gewissem Sinne prähistorisch sind, so besitzen wir doch für die spätere Zeit bestimmte Ueberlieferungen. Wir wissen, dass es ein reiches Volk gewesen ist, dessen politische Organisation und dessen artistische und wissenschaftliche Entwickelung zu einer grossen Vollendung geführt war. Wenn man uns nun sagt: das oder jenes ist etruskisch, — so sind wir immer geneigt, das Etruskische als einen bezeichnenden Collektivbegriff zu nehmen und auf eine gemeinsame Zeit oder Bevölkerung zu beziehen. Jetzt erst, seitdem die Prähistorie in ihr Recht getreten ist, hat man begriffen, dass es auch bei den etruskischen Dingen nothwendig ist, Zeitunterschiede zu machen und innerhalb des Etruskischen solche Perioden zu unterscheiden, welche einer älteren, und solche, welche einer jüngeren Cultur angehören.

Vorher hatte man wohl einzelne Indicien, welche darauf hinzudeuten schienen, wo etwa die Grenze des Etruskischen zu suchen sei. Ich will in dieser Beziehung einen Punkt hervorheben, der uns näher berührt: das waren die berühmten und viel diskutirten Funde, welche am Albaner Gebirge gemacht wurden, ziemlich genau auf dem Platze, wo man die alte Stadt Albalonga sucht und wo das alte Latium den Centralheerd seiner politischen und gesellschaftlichen Entwickelung fand. An dieser Stelle, die hier zu wiederholten Malen besprochen worden ist[1]), wurde eine ganze Reihe von Funden gemacht, die ersten im Jahre 1817 und kurz vorher, welche unter einem Peperinstrom lagen. Sie wissen, das Albaner-Gebirge ist eine vulkanische Erhebung mit grossen Kraterbildungen. Dieser Vulkan ist in einem gewissen Maasse noch thätig gewesen bis in die ersten Zeiten Roms. Denn noch Livius berichtet, wie der Berg lebendig geworden sei, Steine ausgeworfen habe u. s. f. Einzelne Thatsachen weisen darauf hin, dass Aschen- und Schlammausbrüche noch damals stattgefunden haben. Eigentliche Laven sind wohl nicht mehr in historischer Zeit geflossen, aber Erdbeben, Aschenregen und Schlammausflüsse haben offenbar noch in der ersten Zeit Roms stattgefunden. In den Peperinmassen, welche über die Abhänge des Gebirges gegen die Campagna heruntergeben, d. h. in erstarrten Schlamm-Massen, welche allmählich zu festem Gestein zusammengebacken sind, wurde, namentlich längs des nördlichen Ufers des Albaner Sees, hauptsächlich zwischen Castel Gandolfo und Marino, nahe der Stätte, wo man den Platz von Albalonga selbst sucht, in den Jahren 1815, 1816 und 1817 eifrig neues Terrain für Weinberge hergerichtet. Sind doch dort die besten Weinberge in der Nähe von Rom. Man durchbrach zu diesem Zwecke die Peperinschichten mit grosser Mühe, um für die Weinstöcke besseren Boden zu finden, und stiess dabei an verschiedenen Stellen auf Thongefässe, auch auf allerlei andere Dinge und namentlich auf gebrannte menschliche Gebeine. Bei dieser Gelegenheit kamen auch zum ersten Male die nachher so viel diskutirten Hausurnen zum Vorschein und das Interesse hat sich dann namentlich bei uns im Norden ganz überwiegend an sie geknüpft, obwohl neben ihnen eine ganze Masse anderweitigen Geräths gefunden wurde, das vom archäologischen Standpunkte aus betrachtet nicht minder wichtig und bedeutend ist, wie die Hausurnen als solche. Indess ist es begreiflich, dass sich bei uns ein hervorragendes Interesse an die letzteren knüpfte, nachdem seit 1826 in Deutschland gleichfalls eine ganze Reihe von Hausurnen zu Tage gekommen ist, die in vielen Stücken eine ungemein grosse Aehnlichkeit mit den italischen darbieten, so dass, wenn man einzelne unter einander vergleicht, man in der That glauben könnte, sie seien aus derselben Fabrik oder wenigstens aus demselben Volk hervorgegangen.

Wir besitzen jetzt in unserer Stadt diejenige Hausurne, welche mir vor einiger Zeit Gelegenheit gegeben hat, eine Zusammenstellung der deutschen Funde in unseren Verhandlungen zu geben (Sitzung vom 20. November 1880, Verh. S. 297), die von Wilsleben, aus der Gegend von Aschersleben; sie ist jetzt in den Besitz des Königlichen Museums übergegangen. Gerade diese Urne hat in der ganzen Anlage, namentlich in der Dachbildung, eine so grosse Aehnlichkeit mit Albaner Urnen, dass man wirklich glauben könnte, es wäre derselbe Stamm, der sie gefertigt hat. In der That ist auf diesen Gedanken ein italienischer Schriftsteller, Tambroni, gekommen, der schon im Jahre 1817 die Frage diskutirte, ob die Verfertiger der Albaner Urnen nicht Barbaren gewesen seien, die vom Norden her

1) Sitzung vom 2 April 1870 (Zeitschr. f. Ethnol., Bd. II, S. 239), vom 16. December 187[illegible] (Zeitschr. Bd IV, Verhandl. S. 37, und vom 6. Juli 1872 (Verhandl. S. 221).

gekommen seien und ihre Todten dort nach heimischer Weise begraben hätten. Neuerlich hat Hr. Meitzen diesen Gedanken bei Gelegenheit seiner Untersuchungen über das deutsche Haus wieder aufgenommen und der Ansicht Raum gegeben, dass gerade unsere Vorfahren, die alten Semnonen, auf ihren südlichen Wanderungen diesen Gebrauch mitgenommen und am Albaner Gebirge die Reste ihrer Todten begraben hätten, in derselben Form, wie sie das zu Hause gewohnt gewesen.

Wenn man jedoch die Sachen in loco studirt, so ergiebt sich, dass durchgreifende Unterschiede vorhanden sind, und zwar nicht so sehr in den Hausurnen selbst, als vielmehr in dem gesammten Aufbau und der Ausstattung der Gräber. Während nehmlich bei uns, so weit ich wenigstens die Fundberichte habe erreichen können, diese Urnen meistentheils direkt in Steinkisten gefunden sind, welche zum Theil

Fig. 1.



Schema eines Albaner Sepulcralkruges mit seinem Inhalt, darunter einer Hausurne, von Marino.

in Kegelgräbern eingeschlossen waren, hat schon Visconti, der den ersten genauen Bericht über die Albaner Funde geliefert hat, nachgewiesen, dass das italische Grab in der Weise geordnet war, dass man ein ganz grosses Thongefäss von ungewöhnlichen Dimensionen in den Boden einsenkte und erst in dieses die verschiedenen Gegenstände setzte, nicht bloss die Hausurne, sondern daneben noch eine grosse Anzahl von anderen Urnen, zum Theil höchst charakteristische. Das Alles zusammen bildet also einen einzigen Aufbau. Ich habe eine Nachzeichnung (Fig. 1) der Skizze von Visconti anfertigen lassen, welche das Verhältniss vortrefflich darstellt. In einem grossen Dolium (oder πίθος), das zwei tiefsitzende vorspringende Henkel besitzt, steht die Hausurne und neben ihr der andere Hausrath in sehr entwickelten Formen, von denen Jedermann zugestehen wird, dass sie gänzlich fremdartig sind für unser Land. In der Hausurne lagen die ge-

brannten Gebeine eines Menschen. Sie war in Wirklichkeit das Haus des Todten. Darin liegen auch die Bronzen und andere Gegenstände, welche mitgegeben wurden. Man bemerkt darunter eine grosse Fibula und ein kleines Bronzerad. Was die Fibula betrifft, so ist es von grosser Wichtigkeit, dass es die uralte Fibula ist, welche der ersten Periode der Fibulaentwickelung in Italien entspricht, dieselbe, die ich im Kaukasus gefunden habe, die Fibula von Koban mit einfacher Spiraldrehung des Drahtes, ganz aus einem einzigen Stück hergestellt, in Bogenform.

Ich will zugleich aufmerksam machen auf einen der Unterschiede in der äusseren Gestalt, der die höchst entwickelten italischen Hausurnen trotz der vielen Aehnlichkeiten, die sie sonst mit den unsrigen haben, auszeichnet: das ist die eigenthümliche Art der Giebelbildung, von der, so viel ich unsere deutschen Hausurnen kenne, kein einziges paralleles Stück bei uns bekannt ist. Die Grundform der italischen Hausurne ist durchweg ein längliches Oval; die Thür liegt (mit einer einzigen Ausnahme) immer auf dem einen langen Ende. Darüber erhebt sich ein Dach, welches in der Regel an jedem Langende einen schräg abgestumpften Giebel hat; an dem Giebel befindet sich ein grösseres Loch, offenbar das Rauchloch, und unter demselben eine, meist mit 3 senkrechten, parallelen erhabenen Rippen und einem darüber liegenden Querbalken versehene Figur (Fig. 1 u. 3), die man verschiedentlich gedeutet hat. Hr. Schliemann hat sie auf das mythische M zurückgeführt. Ich will aber bemerken, dass ich bei einer italischen Hausurne 5, bei einigen anderen 4 Rippen gezählt habe. Etwas Aehnliches ist an keiner deutschen Hausurne gesehen worden.

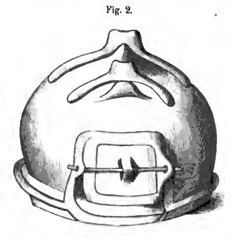
Neben den Hausurnen kommen Töpfe mit weiter Mündung vor, die in höchst charakteristischer Weise gebildet sind: sie sind mit einer Anzahl von erhabenen Längsrippen besetzt, welche von Querrippen gekreuzt werden, so dass es aussieht, wie ein Strickwerk, das um den Körper des Gefässes gelegt ist, um dasselbe zu sichern (Fig. 1).

Auf andere, nicht minder eigenthümliche Thongefässe werde ich später noch zurückkommen. Was ich als Ergebniss meiner Untersuchungen zusammenfasse, ist das, dass sowohl die Thongefässe nach Form und Verzierung, z. B. dem recht häufigen Mäander, als auch die Bronzen und die anderen Gegenstände wesentlich dem widerstreiten, was wir in Deutschland kennen, dass aber noch mehr fremdartig die Einrichtung des Grabes ist, indem in ein grosses Thongefäss hinein die Beisetzung der Todtenurne mit Beigabe eines ganzen Hausgeräthes geschah. Das ist meiner Meinung nach ein wesentlich südlicher, vielleicht ein orientalischer Geschmack. Verwandtes kennen wir aus Kleinasien, namentlich aus der Troas, wo an verschiedenen Orten eine Bestattung von Todten in mächtigen Thongefässen nachgewiesen ist. In meiner Abhandlung über alttrojanische Gräber und Schädel habe ich eine Zusammenstellung von Beobachtungen gegeben, wo grosse πίθοι benutzt wurden, um darin die Beisetzung der Todten vorzunehmen. Freilich wurden dabei die Leichname nicht verbrannt, aber, was ganz charakteristisch ist, dieselbe Art der Bestattung unverbrannter Leichen findet sich auch in den älteren etruskischen Gräbern: auch da giebt es sowohl colossale Thongefässe, als auch steinerne Behälter mit hoher, topfähnlicher Aushöhlung, in welche man die Todten versenkt hatte.

Bei den weiteren Untersuchungen in der Umgebung von Marino, welche namentlich Hr. Michele Stefano de Rossi ausführte und bei welchen ausser den Gräbern längs des Ufers des Albaner Sees auch alte Wohnstätten nachgewiesen wurden, stellte es sich heraus, dass an den Wohnplätzen Ueberreste, insbesondere von Thongeräth, verschüttet sind, die eine weniger archaische Beschaffenheit besitzen und

sich den damals schon bekannten niederen etruskischen Formen anschliessen. Hr. de Rossi hat mit grosser Umsicht den Nachweis geführt, dass die Albaner Ansiedelung bis in die Zeit der Etrusker hineingereicht haben müsse; er hat daraus gefolgert, dass damals ein Verkehr zwischen Latinern und Etruskern stattgefunden habe. Ich will in Bezug auf die Einzelheiten hier nicht auf ein grosses Detail eingehen; ich behalte mir das für eine in der Akademie der Wissenschaften zu lesende Abhandlung vor. Ich will nur noch bemerken, dass ähnlich, wie das auch bei uns der Fall ist, die verschiedenen Arten der Hausurnen eine recht grosse Mannichfaltigkeit der Ausführung zeigen, von den allerniedrigsten Formen an, die ungefähr das Aussehen ländlicher Backöfen haben (Fig. 2), bis zu der ganz vollendeten

Fig. 2.



Albaner Backofenurne von Marino.

Hütte, an der eine Menge von archaischen Ornamenten sich findet. Ich habe die Zeichnung einer solchen verzierten Hüttenurne aus den alten Funden von Visconti, die sich gegenwärtig im Gregorianischen Museum im Vatikan befindet (Fig. 3), mitgebracht, an der diese Ornamentik in buntester Weise hervortritt. Sie bietet die grösste Aehnlichkeit dar mit den Ornamenten, welche Hr. Schliemann an Thongeräth in Ilios gefunden hat. Bekanntlich behaupten alte Traditionen, dass eine unmittelbare Gründung von Albalonga durch eine trojanische Einwanderung nach dem Falle von Troja stattgefunden habe, und die vornehmen römischen Geschlechter haben nicht verfehlt, in einer Zeit, wo man von dem Inhalt des grossen Trümmerberges Hissarlik nichts ahnte, aus den Legenden des askanischen Hauses Argumente herzuleiten für den Adel ihrer Ahnen.

Eine analoge Mannichfaltigkeit der Formen zeigt sich nun auch, freilich nicht in gleicher Vollständigkeit der Ornamentik, bei uns. Auch unsere Hausurnen stellen eine Reihenfolge von niederen zu höheren Formen dar, und es ist insbesondere sehr merkwürdig, dass wir auch bei ihnen eine Reihe von der Form eines Backofens mit rundlichem Gewölbe bis zu der Form einer Hütte mit vollkommen entwickeltem Giebeldach, bei vollständiger Ausbildung hoher kantiger Firste, antreffen. Ich gehe nicht so weit, dass ich diesen Formen, welche in beiden Ländern, in einer scheinbar gleichartigen Entwickelungsreihe auftreten, Gleichzeitigkeit zuschreibe. Wenn man sich vorstellt, — und dazu liegt aller Grund

vor, — dass in den Hausurnen das wirkliche Haus nachgeahmt ist, so wird man annehmen müssen, dass, wie das Volk sich weiter und weiter entwickelte und seine Hütten eine vollkommenere Ausgestaltung erfuhren, auch die Hausurnen dem entsprechend nachfolgten. Bei einer solchen Entwickelung war es übrigens nicht ausgeschlossen, dass die roheste Backofenform neben der Form einer vollkommen ausgebildeten Hütte noch benutzt wurde. Aber es scheint mir, dass, so auffällig dieser Parallelismus der italischen und deutschen Hausurnen ist, man nicht wohl annehmen kann, es habe zu irgend einer Zeit eine Einwanderung in Italien stattgefunden, welche alle diese Formen auf einmal mitgebracht und nun neben einander fortgeführt hätte. Viel natürlicher erscheint die Annahme, dass unabhängig von

Fig. 3.



Albaner Hüttenurne von Marino.

einander der Styl der Topfwaare sich dem fortschreitenden Architekturstyl nachgebildet habe, wie er sich vermöge einer Naturnothwendigkeit überall entwickelt hat.

Die neuesten Untersuchungen haben nun merkwürdigerweise gezeigt, dass, während man früher glaubte, die italischen Hausurnen seien ganz und gar auf das Albaner Gebiet beschränkt, sie auch im eigentlichen Etrurien vorkommen. Bis jetzt freilich ist nur ein einziger Platz bekannt, aber gerade der Hauptplatz, das alte Tarquinii, das gegenwärtige Corneto, oder, wie die neuere Bezeichnung lautet, Corneto-Tarquinia. Corneto ist ja schon seit langer Zeit berühmt durch die Reichhaltigkeit und die Ausdehnung seiner Grabfelder; die Museen fast aller Länder besitzen von da die ausgeprägtesten Kunstprodukte. Die vorzugsweise gesuchten Artikel müssen wesentlich der Einführung der griechischen

Kunst zugeschrieben werden; sie tragen nicht nur griechische Inschriften, sondern zeigen von den korinthischen Typen an die ganze Reihenfolge der fortschreitenden Ausbildung des griechischen Kunststyles in der Keramik, der sich vortreffliche Leistungen in der Malerei und Skulptur anschliessen. Neben diesen hochgeschätzten Arbeiten hat man früher, wie leicht verständlich, die gewöhnlichen Stücke ziemlich gleichgültig behandelt, vielleicht einfach verworfen, und es beginnt erst jetzt eine genauere Sammlung, so dass allmählich die älteren Verhältnisse, welche vor der nachweisbaren Einwirkung des griechischen Einflusses bestanden haben, sich unseren Augen darstellen.

Die kleine Stadt Corneto, welche nahe der Stelle liegt, auf der das alte Tarquinii stand (nördlich von Civita vecchia, nicht weit von der Küste), besitzt einen äusserst thätigen und intelligenten Sindaco, Hrn. Dasti, der es sich nicht hat nehmen lassen, die Ausgrabungen in regelmässiger Weise fortzusetzen und für die Aufnahme der Funde ein eigenes Museo civico zu gründen. Dasselbe ist in wenigen Jahren ausserordentlich reich geworden und enthält u. a. auch die Mehrzahl der Hausurnen, welche in neuester Zeit ausgegraben worden sind. Eine einzige davon befindet sich in Rom, im Museo preistorico. Somit giebt es ausser Corneto keinen Platz in Italien, welcher für ein eingehendes Studium das Material darböte.

Durch die Funde von Corneto ist das zum Theil unsicher geworden, was Hr. de Rossi für Albalonga annahm, dass nämlich erst in einer späteren Periode seines Bestehens — er unterschied 4 Perioden — und zwar erst in der dritten und vierten der Verkehr der Latiner mit den Etruskern eröffnet worden sei. Nachdem sich bei Corneto dieselben ältesten Dinge finden, wie sie bei Marino unter dem Peperinstrom liegen, stellt sich die Sache anders. Wir finden an beiden Orten parallele Reihen. So kann man auch für Corneto die Frage aufwerfen, ob das Etrusker waren, welche die Hausurnen gemacht haben? Es ist ja denkbar, dass es voretruskische, wie man wohl gesagt hat, pelasgische Stämme waren, — aber es zeigen sich so zahlreiche und naheliegende Beziehungen dieser älteren Funde mit den unzweifelhaft etruskischen, dass es kaum ausführbar erscheinen dürfte, eine vollständige Allophylie der älteren Bevölkerung zu statuiren. Es giebt gewisse höchst typische Fundstücke, namentlich Bronzegeräthe, welche die Etrusker von Anfang an geführt haben. Dahin gehören die sonderbaren Rasirmesser, wie man sie genannt hat, gestielte halbmondförmige Messerchen aus Bronze, die sich mit Hartnäckigkeit durch die etruskische Zeit unverändert fortsetzen. Sie sind schon in Hausurnen vorhanden. Es kommen aber auch mit den Hausurnen mehr ausgeführte, sehr eigenthümliche Bronzegeräthe vor, Erzeugnisse einer höher entwickelten, wenn auch immer noch archaischen Technik, die sich späterhin mehr und mehr verliert, aber doch nicht so verliert, dass ihre Erinnerung gänzlich schwindet; das ursprüngliche Muster wird nur mehr künstlerisch ausgeführt. Dahin gehören kleine länglich-viereckige Bronzetische mit 3 gegen die Mitte zusammenlaufenden, schrägen Füssen, die zuweilen in der Mitte der Platte eine Vertiefung haben und auf der Fläche mit gepunzten sonnenförmigen Vorsprüngen besetzt sind, wodurch sie ein zierliches und reiches Aussehen erlangen.

Wenn ich die Summe dieser Verhältnisse zusammenfasse, so ist mir wenigstens kein Zweifel darüber geblieben, dass in der That diese Funde der Anfangszeit der etruskischen Cultur entsprechen, wobei ich es dahingestellt sein lassen will, wie viel von einer voretruskischen Cultur da hineinschlagen mag. Aber wir haben wenigstens einen gewissen Anfang gewonnen, der es gestattet, eine archäologische Schichtung der Funde vorzunehmen. Und da kann kein Zweifel sein, dass die

Periode der Hausurnen, obwohl sie der ältesten Albaner und Cornetaner Zeit entspricht, jünger ist, als die Terramare-Zeit.

Es schliesst sich an die besprochenen Gegenstände unmittelbar an eine gerade auch in Corneto zahlreich vertretene Gruppe von grösseren Thongefässen, den sogenannten Vasi di bucchero, die mit parallelen Besonderheiten in dem Bronzestyl verbunden sind. Es sind darunter höchst sonderbare Stücke, die sich namentlich dadurch auszeichnen, dass über einem, an sich etwa theekannenartigen Gefäss sich noch einmal ein grösserer Aufbau erhebt, so dass das Gefäss sich sehr verlängert durch eine, zum zweiten Mal ausgebauchte Höhle. Diese Gefässe, die ich der Kürze wegen „pagodenartige" genannt habe, sind gewöhnlich reich ornamentirt. Aehnliche Ornamente sieht man auch in Norditalien, ja, sie lassen sich in Andeutungen verfolgen bis über die Alpen herüber; namentlich in süddeutschen Kegelgräbern treten sie gelegentlich auf, wenngleich nicht in der Vollständigkeit, dass man unmittelbaren Import erschliessen müsste. Jedenfalls sind die italischen Pagodenurnen so auffällig, dass man sie von weitem mit einem Blick erfasst und ihre Stellung in keiner Weise zweifelhaft bleibt. Die Ornamente sind sehr verschiedenartig, doch herrschen darunter fensterartige Ornamente, in deren Mitte das Hakenkreuz angebracht ist, Mäander, Dreiecke, treppenförmige Zeichnungen vor. Dagegen fehlen Darstellungen lebender Wesen vollständig.

Diese erscheinen dagegen, zum Theil in grosser Vollendung, in einer späteren Periode der unzweifelhaft etruskischen Cultur, und ich darf wohl dasjenige Gebiet keramischer Erzeugnisse hier kurz erwähnen, welches uns nahe berührt, nämlich das der Gesichtsurnen. Diese sind im Augenblick nirgends reichlicher vertreten als in dem etruskischen Museum in Florenz. Es sind meist hohe Gefässe, nicht ebenso gestaltet, wie die Pagoden von Corneto und Villanova, aber doch einigermaassen verwandt. Ihr Aufbau zeigt alle möglichen Combinationen. Bei den am meisten ausgeführten sind bewegliche Arme vorhanden, während der Deckel als Kopf behandelt ist; bei anderen sind die Arme nur als Relief an der Seitenwand des Topfes angebracht, bei anderen endlich fehlen sie gänzlich. Wiederum andere zeigen dieselben Formen, wie bei uns: mützenartige Deckel und das Gesicht am Halse. In dieser Reihe kommen die mannichfaltigsten Ausschmückungen vor, z. B. Deckel, auf denen Vögel sitzen, ein in allem Detail durchgeführtes Gesicht am Halse, um den Bauch Zonen mit erhabenen Figuren, namentlich mit Thieren. Auf eine genauere Erörterung muss ich für jetzt verzichten; nur das will ich bemerken, dass trotz des nicht wegzuleugnenden Parallelismus zwischen den deutschen und den italischen Gesichtsurnen ein unmittelbarer Zusammenhang bis jetzt wohl schwerlich nachgewiesen werden kann.

Es ist sonderbar genug, dass die Verbreitung sowohl der Haus-, als der Gesichtsurnen in beiden Ländern eine lokal beschränkte ist. Während bei uns die Hausurnen zwischen Elbe und Harz vorkommen, finden sich die Gesichtsurnen hauptsächlich zwischen Oder und Weichsel, so dass sich die beiden Gebiete kaum berühren. Analog ist es in Etrurien: während in Corneto und Albalonga längs des tyrrhenischen Meeres die Hausurnen angetroffen werden, ist das Hauptfeld für die Gesichtsurnen vielmehr in dem gebirgigen Theil von Etrurien.

Zum Schlusse will ich noch kurz erwähnen, dass in der ausgemacht etruskischen Zeit die ganze Bestattungsweise sich ändert. An Stelle der Brandgräber treten später Bestattungsgräber, vielfach in Brunnenform. Wo die Einäscherung daneben fortgeführt wird, benutzt man zur Aufbewahrung der verbrannten Knochen Urnen von weniger abweichender Form, aber auch kleine Sarkophage, welche die Form des Hauses, namentlich den dachförmigen Deckel beibehalten, aber aus Stein



gefertigt werden. Aber auch unverbrannte Leichname werden in grossen Steinsarkophagen beigesetzt. Auf denselben finden sich bald mehr, bald weniger gut ausgeführte, jedoch stets halb liegende Portraitstatuen, in der Regel mit aufgestütztem linkem Arm und erhobenem Kopf. Die Gesichter sind sehr verschieden, jedoch mehr realistisch gehalten; selten haben sie einen blos schematischen Charakter. Der Körper ist meist etwas fehlerhaft behandelt, mit Verkürzungen und Verlängerungen, die schwer erträglich sind. In Corneto liessen sich zwei Haupttypen unterscheiden: einer mit längerem Kopf und schmalem Gesicht, namentlich mit längerer gerader Nase, und ein etwas breiterer mit kurzer Nase und auffällig starkem Unterkiefer. Dazu kam ein dritter, individuell mehr variirender mit ausgesprochener Adlernase.

Diese Sarkophage sind, meist familienweise, in grossen Grabkammern beigesetzt, welche unmittelbar aus dem Felsen herausgearbeitet wurden. Auch diese Kammern tragen den Charakter eines Hauses mit gefirstetem Dach und bestehen nicht selten aus mehreren, vollständig zimmerartig angelegten Abtheilungen. Eines der prächtigsten und noch jetzt mit allen Fundstücken ausgestattet ist das Grabmal der Familie der Volumnier unterhalb Perugia. Es ist dies einer der Plätze, welcher auf einer Reise nach Italien von niemand übergangen werden sollte. Freilich ist Perugia durch die jetzige Eisenbahnroute sehr benachtheiligt, da die regelmässige Strasse nach Rom, die noch vor 10 Jahren über Perugia führte, jetzt westlich vom trasimenischen See läuft. Man muss also schon einen besonderen Abstecher nach Perugia machen, aber er ist in hohem Maasse lohnend. Ich kann einem jeden Reisenden dazu rathen; sicher wird keiner diesen Umweg bereuen.

(21) Eingegangene Schriften:

1. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Bd. 18, Heft 1.
2. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Bd. X, Heft 2, 3, 4.
3. Bleicher et Faudel, Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace. Gesch. d. Hrn. Virchow.
4. Kopernicki, Czaszki i Kości. (Ueber Stakenringe.) Krakau 1883. Gesch. d. Verf.
5. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XII, Nr. IV.
6. Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft. Bd. XIII.
7. Weiss, Kostümkunde. Bd. II. Gesch. d. Verf.
8. Colini, Collezione etnografica degli indigeni dell' Alto Amazzoni. Roma 1883. Gesch. d. Verf.
9. Victor Gross, Les Protohelvètes. Berlin 1883. Gesch. d. Verf.
10. Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Jahrg. 23.
11. A. Fornander, An account of the Polynesian race, its origin and migrations. Vol. II. Gesch. d. Hrn. Bastian.

Sitzung am 21. Juli 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Professor Dr. Lucae, Berlin.
„ Landschaftsmaler E. Bracht, Berlin.
„ Geh. Regierungsrath Keloh, Berlin.
„ Dr. Kuntzemüller, Spandau.
„ Dr. Neuhaus, Berlin.
„ Rittergutsbesitzer von Ancum, Sorbehnen b. Saalfeld (Ostpreussen).
„ Kaufmann Klaar, Berlin.
„ Rentier Fried. Kofler, Darmstadt.
„ Stud. phil. M. Weigel, Berlin.

Dankschreiben sind eingegangen von den neu ernannten correspondirenden Mitgliedern Prof. Helbig in Rom, Prof. Chierici in Reggio dell' Emilia, Professor Lortet in Lyon und dem Direktor des Museo civico in Mailand, Hrn. Castelfranco.

(2) Hr. Dr. W. Joest hat an den Vorsitzenden folgendes Schreiben gerichtet:

„Darf ich mir erlauben, Ihnen vor der letzten Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in diesem Semester die Mittheilung zu machen, dass ich die Absicht habe, Europa im Herbst d. J. wieder zu einer längeren Reise zu verlassen. Bestimmte Reisepläne mache ich nie im Voraus. Ich gedenke aber im September nach dem Cap zu reisen, von Pt. Elisabeth aus nach den Diamanten- und Goldfeldern nördlich einen Ausflug zu machen und en route sowohl ethnographisch zu sammeln, wie die politischen Verhältnisse zu studiren und irgendwo an der Ostküste wieder herauszukommen. Dann hoffe ich via Mauritius Madagascar zu besuchen und dort zu sammeln, was ich auftreiben kann.

„Von Südafrika und Umgegend werde ich dann nach Australien dampfen und hoffe später diis propitiis ein oder einige Jahre die Südsee zu durchstreifen und möglichst die out of the way places zu besuchen, um vom anthropologischen und ethnographischen Standpunkte auf dem Wege des Sammelns zu retten, was zu retten ist.

„Wo ich später herauskommen werde und ob ich via America i. e. Columbien-Venezuela-Westindien oder via Philippinen-Tonkin-Centralasien nach Europa zurückkehre, wird von Umständen und meinem Gesundheitszustand abhängen.

„Wollen Sie gütigst veranlassen, dass eine diesbezügliche Notiz in die Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft aufgenommen werde, damit unsere auswärtigen Mitglieder bei meinem eventuellen Besuch wissen, wen sie vor sich

haben; zumal mag es sie, nach schlechten Erfahrungen, die sie anderweitig gemacht haben, interessiren zu hören, dass ich auf meine eigenen Kosten reise, und damit ferner hiesige Mitglieder der Gesellschaft, sofern sie vernünftige Wünsche an mich richten wollen, mir dieselben mittheilen können.

„Sie, Hr. Geheimrath, können natürlich vollkommen über meine Dienste verfügen und wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir möglichst präcisirt Ihre Wünsche mittheilen wollten.“ —

Der Vorsitzende spricht Hrn. Joest die herzlichsten Wünsche für seine neue, grosse Reise aus und erklärt ihm Namens der Gesellschaft, dass wir ihn mit unserer wärmsten Theilnahme begleiten werden und dass wir Alle die grössten Hoffnungen auf die zu erwartenden Resultate setzen. Selten hat ein so junger Mann mit so sicherem Blick und so viel Verständniss seine ersten Ausflüge in ferne Zonen ausgenutzt. Können wir daher irgend etwas zu dem Gelingen der neuen, selbst gewählten Aufgabe thun, so wird es stets mit grösster Bereitwilligkeit geschehen.

(3) Der Vorsitzende verliest die definitive Einladung zur Theilnahme am Amerikanisten-Congress in Kopenhagen und legt den Mitgliedern eine möglichst zahlreiche Betheiligung an dieser so viel versprechenden Versammlung an's Herz. Die Sitzungen werden vom 21.—24. August stattfinden. Als Delegirten der Gesellschaft hat der Vorstand das Mitglied des Ausschusses, Hrn. Dr. W. Reiss erwählt.

(4) Hr. Stieda in Dorpat hat für die Sammlung der Gesellschaft 2 kaukasische Skelette (von Baku und dem Daghestan), ein finnisches und den Schädel eines russischen Weibes eingesendet, wofür ihm der Vorsitzende den besonderen Dank der Gesellschaft ausspricht.

(5) Generallieutenant v. Erckert bespricht in einem Schreiben an den Vorsitzenden d. d. Petrowsk, 6. Juni, seine

Reisen im Kaukasus.

„Ich war bereits in diesem Frühjahr 40 Tage zu Pferde, und werde, um mit dem Daghestan für Landes- und Völkerkunde, Schädelmessungen und Sprachvergleiche abzuschliessen, in diesen Tagen noch eine dreiwöchentliche Reise zu Pferd in seinen letzten, nicht von mir durchforschten Theil (Westen) unternehmen, die hoffentlich nicht minder von Glück begünstigt wird, als die früheren. Dann habe ich sämmtliche (über 20) Stämme des Kaukasus besucht und erforscht. In Petersburg will ich dann retrospectiv lesen und studiren, was nicht hypothetisch über den Kaukasus gesagt wurde, und ein, wenn auch nicht abgerundetes, so doch positives Ganzes bearbeiten. Sprache und Abstammung werden wohl oft nicht zusammenstimmen; auch muss die Einwanderung nicht nach den logischen Annahmen allein beurtheilt werden, da noch viele speciellen Gründe dabei mitwirkten. Ganz auffallend und unwillkürlich an die Meinung des Hrn. Bayern erinnernd, ist die massenhafte Mischung mit Juden, ja reines Judenthum, im ganzen östlichen Daghestan; im SO. massenhaft; in der östlichen Mitte bis in die äussersten Winkel! Ganz unglaublich, und vielleicht durch Verbannung oder durch niedergeworfene Chasaren (Juden?) oder Ursprünglichkeit allein (?) zu erklären. Sie sind ganz getrennt

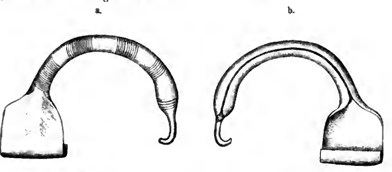
von den sogenannten Berg-Juden! — Die grossartige Natur allein belohnt eine anstrengende Reise, die ich auch bis ans Hochgebirge im Kreise Kuba zu Buduchen, Dshekten und Chinalugen (nur ein Dorf) ausgedehnt habe. Die Mauer habe ich zwei Tage abgeritten und aufgenommen. — In der Tschetschna hat der östliche Theil (Auswanderer vom westlichen Theil) fast reine Juden! Kopfmessungen habe ich zu hunderten ausgeführt bei allen Stämmen. Rücken- und Beinmaasse sind vielfach genommen, wenn auch nicht gerade für den Daghestan, nach Ihrer Angabe. — Die Vergleiche der Maasse, nach einem von mir erfundenen Plan, giebt sehr anschaulich die Haupt- und Abweichungs-Typen, nicht nur jedes einzelnen Stammes, sondern auch im Vergleich mit den übrigen. Ein Wortschatz von 700 einfachen Worten aus einfachen Lebenssphären, sowie kurze Deklinations- und Conjugations-Proben aus allen Sprachen des Daghestan, der Tschetschna und der Tscherkessen sind gesammelt. — Nicht genaue Schall-Nachahmung scheint hierfür unwesentlich, sonst müssten ja alle tiefer gehende Sprachforschungen aufgegeben werden. — Für alle Fischarten giebt es gar keine Unterscheidung. Unglaublich fein sind die Nüancen, in der die dritte Person sich lokaliter zu denen befindet, die von ihr in der dritten Person sprechen; ganz unglaublich. Interessant sind Uebertragungen von Bezeichnungen: Roggen = rother Weizen! Strauss = Kameel und Sperling! Schildkröte = Leder und Frosch! — Auch viele Tataren, Baschkiren und ostfinnische Stämme habe ich gemessen.

(6) Hr. Virchow zeigt

eine Fibula aus der Tschetschna und zwei Schädel von Koban.

Durch die Güte des Hrn. Dolbeschew in Wladiskawkas habe ich einige sehr wichtige Nachträge aus dem nördlichen Kaukasus erhalten [1]).

Schon vor einiger Zeit berichtete er mir von einem Funde im Flachlande der kleinen Tschetschna, wo an einer Stelle im Walde Menschenknochen und ein Paar Bronzefibeln, ohne zu graben, gesammelt seien. Von einer der Fibeln übersendete er mir folgende Skizzen:



Vorderseite. Rückseite.

$^1/_2$ natürlicher Grösse.

1) Hr. Dolbeschew macht mich zugleich auf einige Druckfehler, beziehentlich Irrthümer in meiner Schrift über Koban aufmerksam:

S. 2, Z. 18, sollte es statt Gisaldon heissen Kobandon. Ersterer kommt aus dem Sanibathale und vereinigt sich erst später mit dem Kobandon.

S. 8, Z. 11, muss es statt Kaffekanne heissen Wasserkanne. Der Gebrauch des Kaffes

Gegenwärtig liegt die Fibula selbst vor. Es ist ein Stück von der jetzt wohl hinreichend bekannten Koban-Form, aber sehr viel schwerer, gröber und roher, als irgend eines der mir von Koban selbst vorgekommenen. Obwohl die Nadel abgebrochen ist und fehlt, wiegt es doch noch 119,8 *g*. Die Basis ist 10 *cm* lang, der Radius des Bogens misst etwas über 7 *cm*. Der Bügel hat in der Mitte eine Dicke von 12 *mm*. Die Endplatte, welche zur Aufnahme der Nadel diente, ist 30 *mm* hoch und an der Basis 32 *mm* breit. Da die Nadel in der ersten Biegung abgebrochen ist, so lässt sich nicht mit Bestimmtheit erweisen, dass hier eine Spiraltour gelegen hat, indess darf man es wohl als wahrscheinlich annehmen, da alle Haupteigenschaften mit denen der Koban-Fibeln übereinstimmen.

Was die Einzelheiten betrifft, so besteht der Bügel nicht, wie bei den Koban-Fibeln, aus einem solid walzenförmigen Balken, sondern es zieht über die Mitte der Rückseite (Holzschn. b) in deren ganzer Länge eine unregelmässige Rinne, welche an beiden Enden breit und flach ausläuft. Sie macht den Eindruck, als sei der Bügel aus einem hinten platten Balken unter Umbiegung der Ränder, etwa durch Hämmern in der Hitze, hergestellt worden. Gegen die Seiten hin ist die Hinterseite ziemlich gleichmässig gerundet. Dagegen erscheint die vordere Hälfte leicht dreieckig gekantet, so dass eine Kante oben, eine zweite unten, die dritte auf der Mitte der Vorderfläche (in der Zeichnung nicht dargestellt) angebracht ist. Ausserdem zeigt die Vorderfläche 4 Gruppen tiefer Quereinschnitte, von denen die beiden lateralen aus ungefähr einem Dutzend, die beiden medialen aus je 10 und 11 Parallelkerben bestehen. Am einen Ende geht der Bügel in den drehrunden, 3 bis 4 *mm* dicken Nadelanfang über; am andern verbreitert er sich schnell in eine, mit einer senkrechten erhabenen Mittelrippe versehene Platte, welche am unteren Ende nach hinten umgebogen ist und so einen breiten Falz zur Aufnahme der Nadel bildet.

Obwohl das Stück recht hübsch dunkelgrün patinirt ist, so fiel es mir doch auf, dass es an einzelnen, etwas abgescheuerten Stellen ungewöhnlich roth durchschimmerte. Ein Feilenstrich gab fast reine Kupferfarbe. Ich ersuchte deshalb Hrn. Salkowski um eine Analyse. Dieselbe ergab, dass ausser Kupfer eine, auf etwa 4 pCt. zu veranschlagende Beimischung von Zinn darin enthalten ist; Zink, Blei, Wismuth und Silber konnten nicht nachgewiesen werden.

Es ist also gewiss ein recht merkwürdiges Stück. Vieles scheint dafür zu sprechen, es für sehr alt und zugleich für ein Produkt einheimischer Arbeit zu halten, das noch einer vorkobanischen Zeit angehöre. Denn, wie ich in meiner Monographie über Koban nachgewiesen habe, alle analysirten Bronzen dieses Gräberfeldes zeigten die gewöhnliche Bronzemischung. Wenn wir also hier eine Bronze antreffen, die Zinn in noch nicht einmal der halben Menge gewöhnlicher Bronzemischung enthält, so dass ihr Aussehen fast das von reinem Kupfer ist, so scheint diess in der That für ein ganz archaisches Verhältniss zu sprechen. Damit würde die Rohheit der Ausführung harmoniren. Nichts desto weniger möchte ich mein Urtheil suspendiren, bis genauere Nachrichten über die Fundstelle vorliegen. Denn

ist in den Bergen ganz unbekannt. Ein Wasserkrug, wie der an der Stele von Koban abgebildete, aus Kupfer, Eisenblech oder Gusseisen, bei Reichen auch aus Silber, ist noch heutzutage überall anzutreffen. Er dient beim Waschen vor dem Namas (Gebet der Muselmänner) und auch zum Trinken.

S. 8, Z. 27, will Hr. Dolbeschew statt des von Güldenstedt gebrauchten Namens Kumbelei lesen Kambelej.

Ich füge hinzu S. 18, Z. 22, „Nasenwurzel“ statt „Stirn“.



es wäre doch auch möglich, dass es sich um eine rohe, so zu sagen, barbarische Nachbildung eines in Koban schon viel höher entwickelten oder importirten Geräthes handelt; ja, man muss zugestehen, dass eine solche Erklärung viel mehr verständlich machen würde, warum hier eine schon typisch ausgebildete Form in so plumper Nachbildung erscheint. Ich erinnere an die analogen Erfahrungen auf dem Gebiete der Numismatik. Indess auch das wäre eine höchst interessante Thatsache. Ich werde daher Hrn. Dolbeschew sehr dankbar sein, wenn es ihm gelingen sollte, weiteres Material zu einer gesicherten Erklärung zu liefern. —

Vorläufig sind für mich von ungleich grösserer Wichtigkeit die beiden neuen Schädel von Koban. Zur Zeit, als ich meine Abhandlung über das Gräberfeld von Koban schrieb, hatte ich nicht einen einzigen unversehrten Schädel zu meiner Verfügung. Nur bei einem war die Schädelkapsel so weit erhalten, dass die Hauptmaasse genommen werden konnten, aber auch bei ihm war die Basis verletzt und das Gesicht fehlte gänzlich. Es ist daher ein ungemein grosser Fortschritt, dass nun 2 Schädel angelangt sind, welche bis auf die Unterkiefer, von denen nur Bruchstücke vorhanden sind, ziemlich alle Theile vollständig besitzen. Nur bei dem einen, einem weiblichen, waren manche Abschnitte zerbrochen; sie haben sich sämmtlich restauriren lassen.

Hr. Dolbeschew berichtet, dass diese Schädel aus einer neu entdeckten Verzweigung des Gräberfeldes herstammen, auf welcher Hr. Chabosch 25 neue Gräber aufgedeckt hat. Dem grösseren der Schädel waren Waffen beigegeben, dem kleineren weibliche Zierrathen von der schon bekannten Art, dagegen keine Waffen. Beide wurden in der unteren Schicht der Gräber gefunden und Hr. Dolbeschew glaubt sie als typisch für diese Schicht bezeichnen zu können, in der ihm sämmtliche Schädel dolichocephal und nur einzelne mehr abgeplattet erschienen. Letzteres sei bei den Schädeln der oberen Schicht in höherem Maasse der Fall gewesen. Thurmköpfe (Makrocephalen) seien auch diessmal nicht zu Tage gekommen.

Unzweifelhaft ist der eine Schädel ein männlicher, der andere ein weiblicher, und auch das ist ein besonderer Vorzug. Nur war leider der Mann sehr alt und nicht blos gänzlich zahnlos, sondern auch mit so vollständigem Schwund der Alveolarfortsätze behaftet, dass sich die ganze Gesichtshöhe nicht messen und demnach der Gesichtsindex nicht berechnen lässt. Ich bezeichne in Fortsetzung der in meiner Monographie angenommenen Numerirung die neuen Schädel als Nr. 6 und 7.

Der männliche Schädel (Nr. 6) ist, wie erwähnt, bis auf den Unterkiefer, von dem nur die rechte Hälfte vorhanden ist, sehr gut erhalten. Er ist von sehr festem Gefüge, schwer, im Ganzen weisslich grau, aber in grosser Ausdehnung durch Kupfersalze intensiv grün gefärbt. Diese Färbung vertheilt sich auf zwei grössere Regionen: einerseits auf die ganze Stirn, die linke Schläfen- und Jochbeingegend bis über die Ohröffnung hinaus, andererseits und zwar rechts auf das Ohr, den Warzenfortsatz, ein Stück der Hinterhauptsschuppe, den Jochbogen und das Wangenbein, endlich den Gelenkfortsatz des Unterkiefers bis zum Winkel herab. Leider ist nicht angegeben, was für Gegenstände hier gelegen haben.

Der Schädel imponirt durch seine mächtigen und groben Formen, sowie durch die höchst ausgeprägten, aber etwas plumpen Züge des Gesichtsskelets. Alle Muskelansätze und Wülste, mit Ausnahme der temporalen, sind sehr stark entwickelt. Insbesondere springen die Supraorbitalwülste weit vor, sind jedoch über der Nase nicht vereinigt. Die Protuberantia occipitalis ist kräftig und die Linea

semicirc. super. occip. begrenzt einen jähen und tiefen Absatz, von dem aus sich die Facies muscularis der Hinterhauptsschuppe in sehr ausgebildeter Zeichnung der Muskel- und Sehnenabsätze abwärts erstreckt. Auch die Warzenfortsätze sind ungewöhnlich dick, lang und höckerig.

Die Capacität beträgt 1425 *ccm*, der Horizontalumfang 535 *mm*, — recht beträchtliche Maasse. Die starke Entfaltung des Schädeldaches war begünstigt durch Persistenz der Stirnnaht, welche jetzt freilich stellenweise in der Obliteration begriffen ist; indess giebt eine leichte Crista frontalis Zeugniss von dem stärkeren Knochenwachsthum dieser Gegend. Von den normalen Nähten sind nur jederseits der seitliche untere Abschnitt der Coronaria innerhalb des Planum temporale und die Sphenofrontalis ossificirt. Alle übrigen Nähte sind erhalten, jedoch mit mancherlei Abweichungen. Die beträchlichste der letzteren ist ein Os sagittale s. interparietale in dem von mir früher (Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel. Berlin 1875. S. 75) entwickelten Sinne, jedoch von etwas ungewöhnlichen Eigenschaften. Dasselbe nimmt den letzten Abschnitt der Sagittalis ein, hat jedoch zugleich die Entwickelung des Lambdawinkels gehindert und gewissermaassen eine Niederdrückung und Abflachung desselben bewirkt. Es bildet ein unregelmässig gestaltetes, auf die Spitze gestelltes und nach links geneigtes Dreieck von 25 *mm* Höhe und 19 *mm* Basalbreite, welches ringsum durch verzweigt-zackige, von minimalen Schaltbeinchen durchsetzte Nähte umgeben, nur unten mit dem rechten Parietale theilweise verschmolzen ist. Es greift beiderseits, jedoch, da es schief gestellt ist, mehr in das linke Parietale ein. Der mittlere Theil der Sagittalis ist stark gezackt, aber im Beginn der Verschmelzung; der vordere, sowie die Coronaria in ihren medialen Theilen mehr einfach. Dagegen ist die Lambdanaht um so mehr zackig, besonders an ihrem rechten Schenkel, der durch gleichzeitige Einsprengung kleinster Schaltbeinchen fast wie ein breites Filigranband aussieht. Jederseits giebt es einige hintere laterale Fontanellknochen. Auch die Sut. squamosa ist mit kleinen Schaltknochen versehen und in Folge davon etwas vorstehend.

Die Schädelform ist orthomesocephal (Breitenindex 76,0, Höhenindex 71,9) obwohl der Eindruck im Grossen eigentlich dolichocephal ist. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, dass die grösste Breite an den Schläfenschuppen, also sehr tief liegt, wie denn alle Breitenmaasse der tieferen Schädelgegenden, z. B. das auriculare, ungewöhnlich gross sind.

In der Norma verticalis erscheint der Contour lang oval, zugleich breit und etwas schief, indem die rechte Seite hinten in der Gegend der Seitenfontanelle leicht abgeflacht ist. Der Vorderkopf breit gewölbt, die Tubera parietalia wenig abgesetzt, der Hinterkopf vortretend und seitlich etwas abgeschrägt. Die Seiten phaenozyg.

In der Norma temporalis sieht der Schädel sehr lang aus, hauptsächlich wegen der im vorderen Abschnitte mehr gestreckten Scheitelcurve. Die Stirn ist leicht rückwärts geneigt und da zugleich die Nase ungewöhnlich weit vorspringt, so hat das Gesichtsprofil ein recht auffälliges Aussehen. Hinter der Coronaria eine seichte Quervertiefung. Von der parietalen Intertuberallinie an langsamer Abfall der Curve, welche nur an der Stelle des Sagittalbeins leicht abgeflacht und eingedrückt ist; hinter dem Lambdawinkel beginnt die Wölbung der Oberschuppe, wogegen die Unterschuppe fast ganz glatt ist und nahezu horizontal nach vorn verläuft. Die Plana temporalia leicht gewölbt, bis zu den Scheitelhöckern heraufreichend, jedoch vorn nur bis auf 125 *mm* genähert. Die Schläfenlinien ausserhalb der Stirnbeine

wenig ausgebildet. Die Alae temporales gross und erst gegen die Basis hin vertieft. Die Schläfenschuppen etwas vorspringend.

Die Hinteransicht zeigt das Schädeldach flach gewölbt, die Seitentheile mehr platt, jedoch divergirend, die Basis breit und um das Foramen magnum stark vortretend.

In der Basilaransicht erscheinen namentlich die vorderen und mittleren Abschnitte breit, dagegen das weit vorspringende Hinterhaupt seitlich abgeflacht. Das Foramen magnum gross, lang oval, vorn am engsten, 40 *mm* lang, 33 breit, mit ungewöhnlich dicken und höckerigen Rändern. Die Gelenkhöcker gross, stark nach aussen gewölbt und vorspringend. Die Apophysis basilaris tief, im Ganzen flach, jedoch etwas eingebogen, mit grossem Tuberculum pharyngeum und jederseits dicht vor den Gelenkhöckern mit einem tiefen, gegen das Tuberculum auslaufenden lateralen Quereinschnitt. Sehr kräftige Griffelfortsätze. Gelenkgruben des Unterkiefers gross, besonders tief, und über das Tuberculum zygomaticum fortgesetzt. Weit ausgelegte Lamina externa des Proc. pterygoides.

Die Norma frontalis zeigt eine schräge, grosse, jedoch mehr breite als hohe Stirn mit mächtigen Orbitalwülsten, tiefer Glabella, wenig abgesetzten Tubera, aber stärker gewölbter und durch die mediane Crista noch verstärkter Intertuberalgegend. An dem sehr breiten und tief herunter reichenden Nasenfortsatz ein stark vertieft liegender, breiter Abschnitt der Stirnnaht mit einem Filigran kleinster Schaltknöchelchen.

Das Gesicht selbst ist grobknochig und durch eine kolossale Verschiebung der Nase nach rechts hin ganz difform. Der Nasenrücken bildet mit der Stirnnaht einen Winkel von 12°. Der Mittelgesichtsindex von 72,7 deutet Leptoprosopie an. Die Jochbogen abstehend, aber nur mässig gewölbt. Die Wangenbeine gross und grob, mit höckerig vortretendem Centrum, die Tuberositas malaris gross, indem zugleich der benachbarte Theil der Oberkiefer stark vortritt. Sehr tiefe Fossae caninae. Zugleich grosse Foramina infraorbitalia. Die Orbitae sind gross und breit und in diagonaler Richtung sowohl nach oben und innen, als nach unten und aussen erweitert, daher machen sie eher den Eindruck der Niedrigkeit, obwohl der Index von 85,3 hypsikonch ist. Sehr weite Fissura infraorbitalis.

Für die Abweichung der Nase nach rechts ist ein Grund nicht erkennbar, namentlich fehlen alle Anzeichen von Fraktur. Der vordere Theil der Nasennaht und der Sut. naso-maxill. sind synostotisch. Der Ansatz der Nase liegt sehr tief und ist ungewöhnlich schmal, dagegen ist der Rücken, obwohl ganz schräg vorspringend, flach gedrückt und ziemlich grade, nur gegen die Spitze hin abgeplattet und leicht aquilin gebogen. Der gerade Querdurchmesser der knöchernen Nase misst oben 6, in der Mitte 10, unten 18 *mm*. Apertur sehr hoch und breit, nach unten eng; Spina gross. Der Index von 50 ergiebt Mesorrhinie.

Der Zahntheil des Oberkiefers, dessen Alveolarfortsatz verkümmert ist in Folge des Verlustes der Zähne und der Obliteration der Alveolen, erscheint schmal, niedrig und leicht opisthognath. Der etwas schiefe Gaumen ist vorn schmal, hinten hufeisenförmig gebogen und mit kleiner Spina versehen; Index 69,9, leptostaphylin.

Das Unterkieferstück ist gleichfalls zahnlos und obliterirt, trotzdem sehr kräftig. Der Ast ist 37 *mm* breit, der Gelenkfortsatz vom Winkel an 77 *mm* lang. Der Winkel selbst höckerig.

Ausserdem ist noch das Ende der rechten Spina scapulae mitgekommen. Dasselbe ist interessant, insofern es gleichfalls eine, wenn auch schwache, so doch unverkennbar grüne Metallfarbe trägt, besonders aber wegen der excessiven Grösse und des ganz höckerigen Zustandes der Acromion. —

Der weibliche Schädel (Nr. 7) war an beiden Schläfen verletzt und die Kranznaht klaffte ein wenig. Er ist klein und leicht, graugelblich, brüchig, an vielen Stellen durch Abblätterung der Rinde weisslich. Auch er hat grosse grüne Flecke von Metallfärbung, nehmlich rechts um das Ohr, besonders an der Schläfenschuppe und dem Parietale, am Warzenfortsatz und der Unterschuppe, am Joch- und Wangenbein, am Oberkiefer bis zu den Rändern der Nasenapertur und bis weit über die Mittellinie hinaus am Alveolarfortsatz, links dagegen nur am Warzenfortsatz und seiner Umgebung, einerseits bis auf das Parietale, andererseits bis zum Proc. condyloides am Foramen magnum.

Seine Capacität beträgt nur 1250 *ccm*; auch seine Umfangsmaasse sind gering (horizontal 495, vertikal 302, sagittal 367 *mm*). Sämmtliche Nähte sind offen und etwas zackig. Der Lambdawinkel niedrig und flach; an dem Fonticulus Casserii jederseits einige Schaltknochen. Ueber die Mitte der Stirn ein seichter Längswulst, aber keine Spuren der Stirnnaht. — Alle Theile der Oberfläche sanft gerundet. An der Stirn kaum Andeutungen der Supraorbitalwülste, der Nasenwulst ganz schwach. Keine Protuberantia occip. ext. und eine fast glatte Facies muscularis der Squama occip.

In der Norma verticalis zeigt der Schädel einen langen, in der Gegend der Scheitelhöcker am breitesten ausgelegten, an der Stirn und dem Hinterhaupt engeren, jedoch nach hinten etwas breit und flach endigenden Contour. Er ist kaum phaenozyg, dagegen ausgemacht hypsidolichocephal (Längenindex 74,5, Höhenindex 76,5).

In der Norma temporalis erscheint er weniger lang, da die vordere Fontanellgegend hoch liegt und der Abfall nach hinten schon vor der parietalen Intertuberallinie beginnt. Die Stirn liegt etwas schräg, jedoch ist sie ziemlich hoch und mit einer langen ansteigenden Hinterstirnwölbung versehen. Das Mittelhaupt sieht hoch und verhältnissmässig kurz aus. Der hintere Abfall bis zu der stark vorgewölbten Oberschuppe ist lang. Plana temporalia schwach begrenzt. Alae gross.

Die Norma occipitalis zeigt ein regelmässig gewölbtes Schädeldach mit leichtem sagittalem Vorsprung, die Seitentheile mehr platt, leicht convergirend, nach unten etwas gewölbt. Die Warzenfortsätze kräftig.

In der Norma basilaris dominirt der Eindruck der Länge, besonders verstärkt durch das grosse und zugleich breite Hinterhaupt; vorn erscheint der Schädel mehr schmal. Das Foramen magnum ist 31 *mm* lang, 27 breit, länglich gerundet, vorn eng. Die stark gewölbten Gelenkhöcker stehen weit nach vorn. An der etwas flachen Apophysis basilaris dicht vor dem Rande des Hinterhauptsloches ein kleines Knochenknöpfchen. Griffelfortsätze zart, aber lang. Gelenkgruben des Unterkiefers weit, aber flach.

Endlich in der Vorderansicht sieht man die etwas schmale, aber in der Mitte recht hohe Stirn mit sehr genäherten Tubera und voller Intertuberalwölbung; die Glabella wenig tief.

Das Gesicht schmal, leptoprosop (Mittelgesichtsindex 78,8). Jochbeine anliegend, verletzt. Wangenbeine zart, aber in der Mitte vorgewölbt bis an die Sut. zygom. maxillaris, wo auch der Oberkiefer eine diffuse starke Vorwölbung besitzt. In Folge davon fehlen die Fossae caninae fast gänzlich. Die Foramina infraorbitalia gross. Orbitae gross, flach und tief, in der Diagonale besonders nach oben und innen weit, hypsikonch (Index 89,7). Nase etwas nach rechts abweichend, hyperleptorrhin (Index 43,6). Die Nasofrontalnaht lang und nach oben gerückt, in den Nasenfortsatz des Stirnbeins eingreifend. Die Nasenwurzel dem entsprechend breit und flach; weiter abwärts ist der Rücken leicht eingebogen und

schmaler, aber gerundet. Apertur hoch, oben eng, unten weit; lange Spina. Die gerade Breite beträgt am Ansatz 15, in der Mitte 10, unten 14 *mm*. Der Alveolarfortsatz des Oberkiefers springt schwach prognath vor und ist 16 *mm* lang; die Zähne sämmtlich entwickelt, mit starker Abnutzung der Beissflächen: die Incisivi etwas gross, die Praemolaren klein, die Molaren mässig, von abnehmender Grösse. Gaumen sehr tief, mit schmalem Torus palatinus; Index 66,0, leptostaphylin.

Vom Unterkiefer ist nur ein Stück der rechten Hälfte erhalten, darin 6, wenig abgenutzte Zähne. Am II. Molaris von aussen her eine grosse runde Höhle.

Wenn man beide Schädel unter einander vergleicht, so lässt sich nicht verkennen, dass sie trotz grosser sexueller und individueller Abweichungen doch im Typus sich ganz nahe stehen. Dasselbe lässt sich von dem männlichen Schädel Nr. 1 sagen, den ich in meiner Monographie über Koban S. 13 ff. ausführlich besprochen und in mehreren Ansichten abgebildet habe, und dessen Maasse ich in die vorzulegende Tabelle noch einmal mit aufnehme.

Der weibliche Schädel Nr. 7 zeichnet sich durch Kleinheit und zarte Formen, aber auch durch grosse Regelmässigkeit aus, so dass es nicht unwahrscheinlich ist, dass er in vielen Stücken dem alten Stammestypus am nächsten kommt. Die beiden männlichen Schädel Nr. 1 u. Nr. 6, namentlich der letztere, sind ungemein kräftig entwickelt und geräumig. Leider ist Nr. 6 durch die Einschiebung eines grossen Sagittalbeines und durch die gewaltige Deviation der Nase in Haupttheilen so abweichend, dass die individuellen Merkmale die ethnischen in mehreren Beziehungen unkenntlich machen. Dazu kommt die grosse Altersdifferenz, welche in der Zahnlosigkeit und der alveolaren Atrophie der Kieferknochen bei Nr. 6 culminirt und insbesondere die Bestimmung der Gesichtsform fast unmöglich macht. Der mesorrhine Index dieses Schädels darf schwerlich als typisch angesehen werden.

Was den eigentlichen Schädel- oder Längenbreitenindex anlangt, so ist derselbe bei dem weiblichen Schädel Nr. 7 und dem männlichen Nr. 1 dolichocephal. Zu der Mesocephalie des männlichen Schädels Nr. 6 trägt unzweifelhaft das grosse Sagittalbein etwas bei, jedoch liegt der Hauptgrund in der ungewöhnlich starken Entfaltung der Breitendurchmesser an den unteren Schädelabschnitten. Die grösste Breite liegt an den Schläfenschuppen, aber auch die temporalen, auricularen, mastoidealen und occipitalen Durchmesser erreichen sehr beträchtliche Maasse. Trotzdem beträgt der Schädelindex nur 76,0; er steht also der Grenze gegen die Dolichocephalie sehr nahe. Im Mittel aus den 3 Schädeln berechnet sich ein Index von 74,3, also ein dolichocephaler.

Dies Ergebniss stimmt überein mit dem, was ich in meiner Monographie über Koban von den prähistorischen Rassen des mittleren und südlichen Kaukasus ausgeführt hatte. Allerdings hatte ich damals schon constatirt, dass die Rasse von Koban keine ganz reine gewesen sei, indem sich brachycephale Einmischungen nachweisen liessen, indess bildeten diese doch die Minorität. Mit den beiden neuen Schädeln stellt sich das Resultat noch günstiger für die damals geäusserte Ansicht. Es mag sein, was schon Hr. Bayern annahm und was jetzt Hr. Dolbeschew zu bestätigen scheint, dass eine gewisse Verschiedenheit der Leichen in den verschiedenen Schichten oder Höhenlagen der einzelnen, mehrere Skelette umfassenden Gräber besteht; da aber die neuen Schädel nach der ausdrücklichen Angabe der tiefen Schicht entnommen sind, so darf die Dolichocephalie der ältesten Bevölkerung wohl als gesichert betrachtet werden.

In Beziehung auf die Höhe bestätigen die neuen Funde gleichfalls das, was ich früher, allerdings auf Grund sehr unvollkommenen Materials, vermuthet hatte,

dass Formen von mittlerer und grösserer Höhe als die typischen anzusehen seien. Der Höhenindex des männlichen Schädels Nr. 6 ist orthocephal, der des weiblichen Nr. 7 hypsicephal. Welches von diesen Maassen eine grössere Berechtigung hat, muss auch jetzt noch dahingestellt bleiben, da der Schädel Nr. 1 in der geraden Höhe nicht gemessen werden kann. Indess ist sein Auricularindex (63,1) so gross, dass man Chamaecephalie bei ihm bestimmt ausschliessen darf.

Schon mein altes Material gestattete es, auf die beträchtliche Entwicklung des Vorderkopfes hinzuweisen. Nicht ohne Interesse ist es, dass bei dem männlichen Schädel Nr. 6 trotz des hohen Alters eine Persistenz der Stirnnaht und bei dem weiblichen Nr. 7 wenigstens eine mediane Erhöhung, eine Andeutung einer Crista frontalis vorhanden ist, wie denn auch bei dem früheren Schädel Nr. 2 eine persistente Frontalnaht erwähnt wurde. Die von mir in der Monographie S. 18 beschriebene Eigenthümlichkeit der Frontalbildung, dass die eigentliche Fläche der Stirn eher niedrig, die intertuberale Gegend vorgewölbt und der hintere Abschnitt des Stirnbeins, der im Leben von Haaren gedeckt wird, ungemein gross und namentlich lang ist, lässt sich auch an den neuen Schädeln nachweisen, obwohl die gewaltige Entwicklung der Supraorbitalwülste bei dem Manne Nr. 6 und die hohe Stellung der hinteren Stirnbeintheile bei der Frau Nr. 7 den Eindruck stören.

Leider lässt sich eine volle zahlenmässige Vergleichung der einzelnen Abschnitte des Schädeldaches bei den neuen Schädeln nicht anstellen, da das 25 mm lange Sagittalbein des Mannes Nr. 6 die Rechnung stört. Man kann dieses Bein weder ganz den Parietalia zurechnen, noch die Proportion seines occipitalen Abschnittes feststellen. Ich gebe daher die sagittalen Verhältnisszahlen unter Weglassung der parietalen und occipitalen für Nr. 6:

	Nr. 6	Nr. 7	Nr. 1
Frontale	34,4	33,7	34,7
Parietalia . . .	—	34,8	32,6
Squama occip. . .	—	31,3	32,6
		99,8	99,9

Die individuelle Variation betrifft also wesentlich das Mittel- und Hinterhaupt, während die frontalen Maasse auffällig übereinstimmen und sämmtlich gross sind.

Die Betheiligung des Hinterkopfes an der Herstellung des Gesammtprofils erscheint sexuell verschieden. Die gerade Länge des Hinterhauptes (gemessen von der Mitte des hinteren Randes des grossen Hinterhauptsloches bis zur stärksten Auswölbung der Oberschuppe) beträgt bei

Nr. 6 ♂ 29,1 pCt. der Gesammtlänge
„ 1 ♂ 29,3 „ „ „
„ 7 ♀ 35,7 „ „ „

Am wenigsten lässt sich über die Verhältnisszahlen des Gesichts sagen, da bis jetzt überhaupt kein einziger Schädel mit ganz erhaltenem Gesicht vorliegt. Von meinen früheren Schädeln besitzt keiner ein Gesicht; von den beiden neuen hat keiner einen intakten Unterkiefer und der männliche ist überdies wegen seiner Zahnlosigkeit und wegen der senilen Atrophie der Kieferränder nur beschränkt brauchbar. Trotzdem ergiebt sich eine grosse Uebereinstimmung der Hauptverhältnisse an den beiden neuen Schädeln; nur die Nase von Nr. 6 lässt sich wegen ihrer grossen Deviation nicht vergleichen. Man wird darnach vorläufig die Koban-Rasse als wahrscheinlich leptoprosop, hypsikonch und leptostaphylin, vielleicht auch als leptorrhin bezeichnen dürfen, wenn man für die Nase den weiblichen Schädel als Anhalt gebraucht.

Nachdem ich schoo früher den Nachweis lieferte, dass die alten Schädel von Koban von denen der heutigen ossetischen Bevölkerung wesentlich verschieden seien, so muss ich diesen Satz gegenwärtig mit noch grösserer Bestimmtheit aufrecht erhalten, namentlich im Gegensatze zu dem, was Hr. Chantre angegeben hat. Meines Wissens kano auch keiner der anderen Stämme, welche jetzt den Kaukasus selbst und seine Nachbarschaft bewohnen, zu der prähistorischen Rasse in eioe nahe Beziehung gebracht werden. Sollte sich diese Auffassung durch weitere Funde bestätigen, so würde daraus mit hoher Wahrscheinlichkeit hervorgehen, dass alle heutigeo Stämme des Kaukasus erst nach der Zeit des alten Koban eingewandert sind.

I. Maasse.

Schädel von Koban	6 ♂ senil	7 ♀	1 ♂
Capacität	1425	1250	—
Grösste Länge	192	179	190
„ Breite	146 t	133,5 p	138
Gerade Höhe	138	137	—
Ohrhöhe	117	115	120
Stirnbreite	101	91	91
Coronarbreite	114,5	113	112
Schläfenbreite	123	105	122
Tuberale Parietalbreite	125,5	123	134
Occipitalbreite	115,5	104	108
Anricularbreite	128	109	112
Mastoidealbreite: Basis	136	115	128
„ Spitze	111	95	103
Occipitallänge	56	64	56
Horizontalomfang	535	495	518
Querer Verticalumfang	312	302	322
Sagittalumfaog	375	367	380
„ der Stirn	129	124	132
„ der Pfeilnaht	108	128	124
„ des Os sagittale	25	—	—
„ „ Hinterhaupts	113	115	124
Gesichtshöhe B.	68	71	—
Gesichtsbreite, a. jugal	140,5	—	—
„ b. malar	93,5	90	—
Orbita, Höhe	35	35	—
„ Breite	41	39	—
Nase, Höhe	52	55	—
„ Breite	26	24	—
Gaumen, Länge	51,5	56	—
„ Breite	36	37	—

II. Berechnete Indices.

Schädel von Koban	6 ♂ senil	7 ♀	1 ♂
Längenbreitenindex	76,0	74,5	72,6
Längenhöhenindex	71,9	76,5	—
Auricularindex	60,9	64,2	63,1
Mittelgesichtsindex (aus B : b)	72,7	78,8	—
Orbitalindex	85,3	89,7	—
Nasenindex	50,0	43,6	—
Gaumenindex	69,9	66,0	—

(7) Frl. E. Lemke zu Rombitten bei Saalfeld übersendet, anknüpfend an die von Herrn W. Dolbeschew in der Sitzung vom 22. April 1882 (Verh. S. 267) mitgetheilten Sagen der Tschetschenen (die drei Brüder)[1]), folgendes ostpreussische Märchen:

Der dwatsche Hans.

(Diesen Titel führen übrigens mehrere, von einander abweichende, ostpreussische Märchen.)

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne; zwei davon waren klug, aber der dritte, der Hans hiess, war so dumm, dass die Leute ihn immer nur den dwatschen Hans nannten. Nun kam die Zeit, dass der Vater sterben sollte. Er rief seine drei Söhne an sein Bett und sagte ihnen: übers Jahr sollten sie der Reihe nach auf den Kirchhof kommen und an seinem Grabe wachen; die erste Nacht der älteste Sohn, die zweite Nacht der zweite Sohn und die dritte Nacht der dwatsche Hans. Die Söhne versprachen das und der Vater starb.

Jetzt übernahmen die beiden Aeltesten die Wirthschaft und bestimmten Alles. Aber den Jüngsten, den dwatschen Hans, behandelten sie ganz niederträchtig; sie gaben ihm kaum zu essen und liessen ihn meist im Stall leben; und Jener war so dumm, dass er sich Alles gefallen liess. Allmählich war das Jahr um, und der älteste Bruder sollte zur Nacht auf den Kirchhof gehen; aber es graute ihn so sehr; er konnt' und konnt' nicht. Da sagte er zum dwatschen Hans: „Bruder, geh heut Nacht für mich wachen! Wir geben Dir auch Essen die Hüll' und die Füll'." Und sie gaben ihm so viel zu essen, als er nur zwingen konnt' und vom Besten. Und der dwatsche Hans ging denn auch willig wachen. Als er nun auf dem Grabe des Vaters sass, klappert es drin und eine Stimme fragte: wie denn die Wirthschaft zu Hause ginge. Da klagte der dwatsche Hans all sein Leid und wie schlecht er es hätte. „Sei nur ruhig," sagte die Stimme, „Du sollst schon getröstet werden!" Und mit Eins wurd' es so licht, und es erschien ein schwarzes Pferd mit gold'nem Sattel und Zaumzeug und ganz beladen mit Gold und Silber. „Das ist dem ältesten Bruder sein Glück!" sagte die Stimme im Grabe. „Das sollst Du nun haben. Es wird immer auf Deinen Befehl erscheinen. Auch brauchst Du dann nur zu wünschen — und Du bist auf der Stelle das, was Du sein willst, und gleich dort, wo Du hin willst, aber Du darfst zu Niemand d'rüber sprechen!" — Das war nun ganz schön, und der dwatsche Hans vertraute sein Geheimniss auch keiner Seele an

1) Vgl. auch v. Schulenburg, Sitzung vom 20. Januar 1883. Verh. S. 67.

Wie die zweite Nacht anrückte, bat der zweite Bruder: „Ach Hanschen, geh doch für mich wachen! Du sollst auch Alles zu essen bekommen, was Du willst, und so viel, als Du verzehren kannst.“ Und der dwatsche Hans ass sich wieder satt und ging wachen. Diesmal kam ein braunes Pferd zum Vorschein, noch viel schöner und kostbarer, als das schwarze; und das war das Glück vom zweiten Bruder. Alles war sonst, wie in der vorigen Nacht, und der dwatsche Hans sprach kein Wort über das, was er erlebt hatte.

Nun kam die dritte Nacht. Ja, mein Gott! Heute bekam der arme Hans wieder schlechtes und knappes Essen und so viel Prügel, als er nur haben wollt'. Und ganz elend ging er auf den Kirchhof und setzt' sich da hin. Diesmal kam ein Schimmel zum Vorschein; der überstrahlte Alles, was vor ihm gewesen, denn der war gleich so verziert, dass einem die Augen übergingen. Und das war das Glück vom dwatschen Hans. Der aber verschwieg Alles.

Nun verging einige Zeit, und dann geschah es, dass ein vornehmer König ausrufen liess: derjenige bekäme seine Tochter zur Frau, der einen Tag ein Stockwerk hoch, den zweiten Tag zwei Stockwerk hoch, den dritten Tag drei Stockwerk hoch — gleichviel ob zu Fuss oder zu Pferd' — springen könnte bis an das Fenster, an dem die Prinzessin stehen würde, — und der dann am dritten Tage der Prinzessin den Ring vom Finger ziehen und das Taschentuch aus der Hand nehmen könnte. Das war nun ein grosses Gewallfahrte dorthin, und viele feine Herren sprangen in die Höhe, reichten aber nicht. Als der dwatsche Hans sah, dass seine Brüder auch hingegangen waren, rief er: „Dem ältesten Bruder sein Glück komm hervor!“ Und sofort stand das schwarze Pferd da, und er selber war gleich so strahlend, wie kein Prinz auf der Welt. Als er zum Schlosse kam, war er schon von Weitem zu hören, es klingelte und klöterte Alles an ihm, wie Gold und Silber, und ein Leuchten war, dass es nur so blitzt' und blänkert', und dass alle Menschen nach ihm hinsahen. Er ritt rasch vor das Fenster, an dem die Prinzessin stand, und sprang mit einem Satz ein Stockwerk hoch; und dann jagt' er im Galopp davon. Alle Leute zerbrachen sich den Kopf, was für ein feiner Prinz das gewesen sein mochte; aber keiner wusste es.

Als die beiden ältesten Brüder nach Hause kamen, sprachen sie Langes und Breites über den fremden Prinzen, und der dwatsche Hans, der sich wieder rasch verwandelt hatte, hörte zu. Zuletzt konnte er's aber nicht mehr aushalten und platzte heraus: „Ihr gesehen, ich gewesen!“ Da schlugen sie ihn so, dass er ganz grün und blau war und kaum gehen konnte.

Am andern Tage gingen und ritten die Leute wieder nach dem Königsschlosse, und es sprangen wieder Viele in die Höhe, ohn' dass sie reichen konnten. Als der dwatsche Hans sah, dass seine Brüder auch hingegangen waren, rief er: „Dem zweiten Bruder sein Glück komm hervor!“ Und sofort stand das braune Pferd da, und er selber war gleich so strahlend, wie kein Prinz auf der Welt. Diesmal leuchtete es noch viel mehr von Weitem, und alle Leute waren ausser sich vor Verwunderung. Der dwatsche Hans sprang nun schnell zwei Stockwerke hoch und jagt' dann im Galopp davon. Alle Leute zerbrachen sich den Kopf, was für ein feiner Prinz das gewesen sein mochte; aber keiner wusste es.

Als die beiden ältesten Brüder nach Hause kamen, konnten sie nicht genug reden über den fremden Prinzen, und der dwatsche Hans, der sich wieder rasch verwandelt hatte, hörte zu. Zuletzt konnte er sich nicht mehr bezähmen und sagte: „Ihr gesehen, ich gewesen!“ Da schlugen sie ihn beinahe kurz und klein, dass er liegen blieb.

Am dritten Tage war wieder dasselbe Gerenn' nach dem Königsschlosse. Heute

musste es sich entscheiden, ob einer die Prinzessin kriegte oder nicht. Als der dwatsche Hans sah, dass seine Brüder auch hingegangen waren, rief er: „Mein Glück komm hervor!“ Und sofort stand der Schimmel da, und er selber war gleich so strahlend, wie die Sonn' am Himmel. Diesmal waren die Leute noch erstaunter und noch neugieriger. Der dwatsche Hans aber ritt rasch vor das Fenster, an dem die Prinzessin stand, sprang mit einem Satze drei Stockwerk hoch, nahm der Prinzessin den Ring und das Taschentuch weg und gab ihr ein Küsschen; dann jagt' er im Galopp davon. Nun kann man sich denken, wie gern der König und alle anderen gewusst hätten, wer es eigentlich gewesen sei; aber keiner konnte es errathen.

Als die beiden ältesten Brüder nach Hause kamen, riethen sie ebenfalls hin und her und meinten dieses und jenes, und der dwatsche Hans, der sich wieder rasch verwandelt hatte, hörte zu. Zuletzt jedoch konnt' er's nicht mehr auf der Zung' behalten und sagte: „Ihr gesehen, ich gewesen!“ Da schlugen sie so auf ihn los, dass die Stücke flogen, und behandelten ihn von nun an noch viel schlechter.

Wie nun keiner herausbekommen konnte, wer der feine Prinz gewesen sei, schickte der König Boten in's Land und liess Alles durchsuchen, denn Einer musste doch den Ring und das Taschentuch haben. Selbst das kleinste Kind in der Wiege sollte durchsucht werden. So kamen die Boten denn auch zu den drei Brüdern. Die beiden Aeltesten mussten bekennen, dass sie's nicht wären, und die Boten wollten schon fortgehen. Da sagte Jemand: „Im Stall ist noch einer!“ — „Ih!“ riefen die Brüder, „ob Ihr den verrückten Kerl fragt und untersucht oder keinen! Der ist es gewiss nicht gewesen.“ Es half nun aber nichts: die Boten ruhten nicht eher, bis der dwatsche Hans sich durchsuchen liess; und da kamen der Ring und das Taschentuch zum Vorschein, denn er hatte Beides unter der Weste auf der Brust verwahrt. Sie nahmen ihn nun mit zum König und führten ihn der Prinzessin vor. „Was?!“ rief die entsetzt, „der grise Bettler soll mein Gemahl werden!“ Auch alle anderen waren ausser sich, und es wär dem dwatschen Hans bald schlecht ergangen. Aber er besann sich noch rechtzeitig und rief: „Alle drei Glücke kommen hervor!“ Und alle drei Pferde kamen, und er selber stand sogleich als der schönste Prinz da, mit solcher Pracht, wie sie noch kein Mensch auf dieser Welt gesehen hatte. Nun kann man sich denken, wie gross die Freude im Schlosse und im ganzen Lande war! — Und bald darauf war Hochzeit, und der dwatsche Hans lebte in lauter Seligkeit.

(8) Der Vorsitzende zeigt eine Anzahl

ethnographischer Gegenstände von den Nicobaren,

welche Hr. v. Roepstorff eingesendet hat. Da noch kein Brief desselben angelangt ist, so wird der Bericht vorbehalten.

(9) Baron Ferd. v. Müller in Melbourne übersendet mit Schreiben vom 17. Mai

drei Schädel von westaustralischen Eingeborenen

aus der Nähe von King George's Sound, sowie einige Schriften. Der Vorsitzende dankt dem so verdienten correspondirenden Mitgliede für seine unermüdete Theilnahme und behält sich eine weitere Besprechung der sehr interessanten Zuwendungen vor.

(10) Hr. Jentsch in Guben schickt folgende Mittheilung über

alte Ansiedlungen bei Schlagsdorf (Kr. Guben), Funde aus der La Tène-Periode und Flurnamen.

In dem Höhenzuge, welcher westlich den Lauf der Neisse begleitet, tritt nordnordwestlich vom heiligen Lande bei Niemitzsch, 1000—1200 Schritt von demselben entfernt, eine starke Ausbiegung zurück, ein nach SO. geöffneter Thalkessel, dessen vorspringende Ecken im O. und SW. ziemlich steile Höhen bilden, während sich im Norden eine breite muldenförmige Einsenkung allmählich in das Thal hinabzieht. Gegen die Neisse hin ist eine langgezogene, an einer Stelle unterbrochene, dünenartige Erhebung vorgelagert. In der ehedem von breiten Lachen durchzogenen Flur jenes Thalkessels und des Vorlandes bis zu dieser Bodenerhebung treten zwei kleine Sandhügel inselartig heraus, deren nördlicher der Liezkhebbel heisst: nach ihm heisst der ganze Landstrich westwärts bis zu dem ein wenig aus der westlichen Abdachung heraustretenden Kirchhofshügel „unter dem Liezk".



. . Schlagsdorf,
a. D. alte Dorfstelle,
L. Liezk-Hügel,
1. Dietrichs Berg,
2. unter dem Liezk, N. vom Kirchhof,
3. slav. Ansiedlung, S. vom Kirchhof,
4. Scherbenstelle,
h. Ld. heiliges Land bei Niemitzsch.

Dies Terrain, dessen nordnordöstlichen Abhang gegenwärtig das Dorf Schlagsdorf einnimmt, war, geschützt gegen Stürme, nach der Sonnenseite hin offen, der Neisse noch jetzt auf 7—800 Schritt nahe, vormals von ihr jedenfalls zum Theil durchzogen, wie geschaffen für die Besiedlung, und in der That lässt sich die Bebauung rückwärts in einer geschlossenen Reihe verfolgen, da zu den bisherigen Funden nunmehr auch der Rest einer slavischen Anlage mit Burgwallscherben getreten ist.

Bemerkenswerth ist einerseits, dass auch hier die Funde ohne die Spuren einer reinen Steinzeit abschliessen, insofern kein Thongefäss mit ächtem Schnurornament in diese hinweist, ja bis jetzt überhaupt kein Steingeräth dort zu Tage gefördert ist. Dieser Thatbestand ist in Uebereinstimmung mit dem Gesammtergebniss der Beobachtungen im Gubener Kreise, ja in der ganzen Niederlausitz, innerhalb deren die Steingeräthe, welche der Steinzeit selbst ihre Entstehung verdanken dürften, als Einzelfunde mit sehr geringer Dichtigkeit von Norden her ausgestreut sind: jene meisselartigen Hämmer, die sich vereinzelt bis in eine spätere Kulturperiode hinein im Gebrauch erhalten haben mögen. (Vgl. S. 286 I. wo Schmogro Kr. Calau und Burg nachzutragen sind.)

Andererseits verdient Beachtung, dass auch hier, wie bei Guben, SW. dem Felde mit älteren Funden (Dietrichs Berg), das mit Einschlüssen aus der Eisenzeit (am Kirchhof, unter dem Liezk) sehr nahe liegt, ohne sich ihm indessen unmittelbar anzuschliessen. Die Entfernung zwischen beiden beträgt 200 Schritte; eine äussere Ursache, mit der Einsetzung von Urnen in Dietrichs Berg nach Süden oder Norden hin aufzuhören (etwa ein starker Abfall des Bodens oder ein alter Wasserlauf), ist nicht ersichtlich, vielmehr drängt sich der Gedanke an eine Unterbrechung der Leichenbeisetzung selbst und damit zugleich an eine Discontinuität der Bewohnung jener Flur auf. Fehlt es auch noch an zwingenden Beweisen für diese Annahme, da das zweite Gräberfeld noch kaum untersucht ist, so wird doch die grosse Nähe der beiden Todtenfelder jedenfalls nicht als positiver Beweis für die Stammes- oder Culturgleichartigkeit in den aufeinander folgenden Generationen der Bewohner zu verwerthen sein.

Die Einschlüsse der beiden Felder sind folgender Art: In Dietrichs Berg sind in Steinsatz gefunden terrinenartige, zum Theil dickwandige Gefässe mit Oehsen, verziert mit bisweilen bis 2 *cm* breiten Kehlstreifen, ferner mit wagerechten Parallelfurchen, worüber concentrische Halbkreise, untermischt mit groben, triangulär geordneten Einstrichen; einzelne zeigten nur eine durch Ueberzug künstlich rauh gemachte Oberfläche; ein Henkel war dick und lang herabgezogen, so dass er zwei Finger übereinander fasste; bei 3 Gefässen war die Innenseite des Randes facettirt; bei einem mittelgrossen ragte der Rand 2,5 *cm* hoch fast senkrecht auf und unter demselben fanden sich seichte senkrechte Einstriche auf der Ausbauchung; bei einem Urnenbruchstück sind unter dem mächtigen Henkel zwei grobe Tupfen sichtbar. Von den Decktellern haben einzelne verdickten Rand, theils mit spiraligen Eindrücken, theils mit wagerechten Furchen, die von schrägen Einstrichen unterbrochen sind; ein anderer schliesst mit dünnem, unverziertem, ein wenig nach innen übergebogenem Rande ab; ein Teller ist auf der Aussenseite mit radialen Strichen verziert, an welche flüchtig gezogene, gleich den Rippen eines Blattes auseinander gerichtete Striche ansetzen. Das Fragment einer Schale trägt einen aufragenden Henkel mit kantigem Graht. Völlig erhalten sind nur 4 Beigefässe: ein rundliches Töpfchen von 5 *cm* Höhe, ohne Henkel, mit rauher Oberfläche; ein kleines blumentopfförmiges Gefäss von 4,5 *cm* Höhe und 4 *cm* grösster Weite an der Oeffnung mit einem Henkel, am untersten Theile durch 3 wagerechte Parallelfurchen verziert; ferner ein rundliches, nach oben konisch sich öffnendes Töpfchen, 5,5 *cm* hoch, von 5,5 *cm* grösster Weite an der oberen Oeffnung, mit einem Henkel, über dessen Ansatzstelle 2 Knöpfchen (ansa lunata)[1]); endlich eine kleine Pokalurne, 8,5 *cm* hoch, obere Oeffnung 5,5 *cm*; Höhe des sonst cylindrischen Obertheils 6 *cm*. Die Färbung sämmtlicher Gefässe, unter welchen den stärkeren Quarzgrus beigemischt ist, war rothbraun; ein Scherben war blasig aufgetrieben. Metall fehlt bis jetzt zwar; jene Einschlüsse, unter denen nur die letzten zwei nicht zu den allgemein verbreiteten gehören, stellen jedoch das Bild, das übrigens als Wohnstätte der scheuen, den Menschen aber dankbaren Heinchen bezeichnet wird, zu der grossen Zahl derjenigen, in welchen Bronzefunde überwiegen. Von Buckelurnen, Räuchergefässen[2]), sogenannten Doppelurnen und anderen auffallenderen Formen ist bis jetzt nichts gefunden.

Spärlich sind diesem Ertrage gegenüber bis jetzt die Funde aus dem Felde unter dem Liezk: am meisten charakteristisch ist die in der Zeitschr. f. Ethnol. Bd. IX. 1877. Taf. XVII Nr. 9 abgebildete, Verhdl. S. 297 beschriebene eiserne Fibel[3]), welche in einer schwarzen Urne gefunden ist. Ueber etwaigen Steinsatz

1) Zu den bisher bekannten derartigen Funden tritt aus dem Kreise Soran ein weit offenes Gefäss mit breitem Henkel in der gräflich Brühl'schen Sammlung zu Pförten (aus der Herrschaft Forst-Pförten): die Verzierung besteht in schrägen Strichsystemen verschiedener Richtung; unter dem Henkel befinden sich 3 Tupfen.

2) Ein Räuchergefäss mit centraler Durchbohrung, 4 mal je 2 Warzen auf dem Rande des Tellers, einem mässig heraustretenden Wulst in der Einschnürung und 4 nach oben geöffneten hufeisenförmigen Fenstereinschnitten im glockenförmigen Fusse besitzt dieselbe Sammlung ebendaher. Ueber eine Buckelurne mit 3 Buckeln aus Sackrow Kr. Sorau vgl. S. 287. Auch bietet sie ein Seitenstück zu dem Thonlöffel von Droskau Kr. Sorau (s. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XI. 1879. S. 408 Nr. 38). Das flache Schälchen des ebenfalls mit der Strasser'schen Sammlung aus der Herrschaft Forst-Pförten angekauften Löffels ist 5,5 cm lang; der Stiel ist ein wenig nach unten gebogen und nicht durchbohrt.

3) Auch zu den La Tène-Funden bietet die Pförtener Sammlung, deren Kenntniss ich

und Beigefässe [1]) liegt noch keine sichere Nachricht vor; die erhaltenen Scherben bieten nichts Bemerkenswerthes. Die Durchforschung des Feldes steht aber in Aussicht.

Nur durch den Kirchhofsweg getrennt, stösst in der Verlängerung der Linie, welche Dietrichs Berg mit dem letztbesprochenen Gräberfelde verbindet, an dieses eine slavische Fundstätte, mit dem Rücken gelehnt an die Abdachung des Höhenzuges und von ihm aus zum Theil übersandet, nach SO. hin der feuchten Niederung zugewendet.

Eine Aufgrabung ergab feine Kohlenstückchen im leichten gelblichweissen Sande. Bis jetzt liegen 8 gezeichnete Scherben vor, worunter 7 Randstücke, unter diesen 1 mit gerade aufgerichtetem, 6 mit mässig nach aussen gebogenem Rande. Die Färbung von 2 Fragmenten ist ziegelroth, die der übrigen graubraun. Das Ornament besteht bei 2 in Wellenlinien (1 mit seichter zweizackiger Linie, 1 mit complicirterer Zeichnung: zwischen zwei wagerechten, vierzackigen Liniensystemen, deren oberes dicht unter dem Rande hinläuft, sind die beiden gleichfalls vierfachen Wellenlinien so gruppirt, dass von der unteren die nach oben gerichtete Curve sich der entgegengesetzt gerichteten Biegung der oberen nähert); 3 Scherben tragen einander durchkreuzende geradlinige Strichsysteme; 1 ist mit zwei wagerechten Reihen von grossen und tiefen Punkteindrücken in der mässigen Ausbiegung des Gefässes verziert; 2 endlich haben eine geriefelte Aussenwand. Andere Scherben sind ornamentlos.

In die slavische Periode weisen auch einzelne Flurnamen: die Glienken in der Richtung nach Guben, an sie weiterhin in derselben Richtung anstossend der Tscherlsk oder die Schädls'chen; in den Kuupkeu (Richtung auf Klein-Gostrose und Niemitzsch), der Dollen (in der Richtung auf Keltenborn), endlich der bereits erwähnte Liezk [2]). Den Namen des alten Dorfes führt die weiter nordwärts auf der Berghöhe gelegene Landung; es ist glaublich, dass man nach Austrocknung der Niederung mit den Wohnstätten tiefer hinabgerückt ist.

Tritt man aus jenem Thalkessel heraus und verfolgt man die der Neisse zugewendete Kante des Höhenzuges, welcher hier die Eichberge heisst, weiter stromauf, so finden sich 400 Schritt südlich vom Liezk auf dem Terrain „hinter der Maasske", einem von Taubendorf zur Neisse fliessenden Bache, auf dem noch ziemlich schräg liegenden, nach SO. offenen Vorlande des Berges bis zum Fahrwege an einer Stelle dicke, rauhe, rothbraune Scherben: 4 Randstücke sind gesammelt, sämmtlich glatt; 1 dünnes, anscheinend von einem Schälchen; die übrigen 3 steigen gerade auf mit ein wenig nach aussen geneigter Kante; bei einem sind, anscheinend durch Herunterstreichen des Thons vom Rande her, flache, unregel-

der Freundlichkeit des Herrn Grafen Franz v. Brühl verdanke, einen Beitrag durch eine 8 *cm* lange eiserne Fibel mit umgeschlagenem Fuss, den eine kleine, senkrecht auf dem Bügel sitzende Scheibe aufnimmt. Vgl. etwa die Abbildung bei Undset, d. Eisen in Nordeuropa, Uebersetz. S. 397 Nr. 86. Das Stück stammt gleichfalls aus der Strasser'schen Sammlung.

1) Bei Urnen mit La Tène-Funden fehlten Beigefässe, wie im Gubener Kreise bei Coschen O., Guben SW. Windmühlenberg, Wirchenblatt, so im Lübbener bei Ragow, Schutzbezirk Ellerbrunn (die Funde in der Weineck'schen Sammlung zu Lübben).

2) Die Flurnamen erlöschen zwar gegenwärtig im mündlichen Verkehr, sie bleiben aber, wenn auch nicht ohne Weiteres zugänglich, erhalten in den alten Hypothekenbüchern. Einige Einzelheiten reihe ich den obigen hier an: die Luhden bei Saude, Kreis Guben; das Luchsgen, die Chöne bei Guben, die Kaine bei Braschen, der Kapschunkenberg, die Kapinnewiese bei Baudach Kr. Crossen, die Pitschken bei Messow ebendaselbst, der Kadenz, der Polenz bei Niemitzsch; die Graupe, der Zehrwinkel bei Grossbreesen.

mässige, knöpfchenartige Erhöhungen entstanden. Ein Fragment zeigt eine seichte, glatte Einfurchung, eines etwas schärfer gezogene Linien. Den übrigen 20 Scherben fehlt jede Zeichnung. Diese Funde machen den Eindruck germanischer Herkunft. Von Steinsatz findet sich keine Spur, dagegen ist ein einzelner flacher Stein von etwa 5 *cm* Längendurchmesser, auf einer Seite vom Brand geschwärzt, dort aufgefunden. Die ganze Sachlage spricht mehr für den Rest einer Wohnstatt aus germanischer Zeit, als für ein Gräberfeld: möglich, dass nur ein einzelner Bau an dieser Stelle, von der aus man übrigens in einer Enfernung von 8—900 Schritt das heilige Land bei Niemitzsch vor sich sieht, gelegen hat.

Der weiter stromauf verfolgte Abhang der Berge bietet zahlreiche kahle, sandige Stellen, an denen man Feuersteinwerkstätten, für welche die Höhen ausreichendes Material bieten, zu vermuthen versucht ist. Die Absuchung hat aber bis jetzt kein Resultat ergeben. Allerdings könnte Schmelz- und Regenwasser, das sich zum Theil ersichtliche Rinnen dort gezogen hat, die Spuren verspült haben.

(11) Hr. Sepp sendet mit einem Briefe d. d. München, 4. Juli, einen Abdruck

zweier Sculpturen von Chettim aus Nazaret.

Nach seiner Mittheilung sind es Kananäer-Köpfe vom Stamme der Chettim (Kittäer) oder Rodanim, Jordanbewohner. „Ich habe sie,“ schreibt er, „in Nazaret im Vorhof des griechischen Metropolitanpalastes entdeckt, aber um keinen Preis von dem hochgebildeten Erzbischof sie zu erwerben die Möglichkeit gehabt, bin übrigens mit ihm in Correspondenz geblieben. Sie sind wohl phönizische Arbeit und mögen ein paar einheimische Könige vorstellen, aus Abrahams Tagen, wenn auch nicht nach strengstem Typus.“

(12) Hr. Handelmann schreibt über

Symbolische Kröten und Echiniten.

Die höchst dankenswerthen Ausführungen der Herren Nehring (1882 S. 4..) und Friedel (1883 S. 145) veranlassen mich nachzutragen, dass im Jahresbericht des Museums Carolino-Augusteum zu Salzburg 1882 S. 44 gleichfalls „eine Kröte von Eisen, bei Abgrabung eines Mirabell-Walles gefunden,“ erwähnt wird. Ohne Zweifel würde eine Nachforschung in den deutschen Vereinssammlungen noch weiteres ähnliches Material zu Tage fördern!

Ich möchte bei dieser Gelegenheit zugleich ausdrücklich wiederholen, dass ich an meiner Auffassung der Figuren 5 und 6 (1882 S. 25) als Doppelthiere festhalte. Ich glaube nicht, dass man die gitterförmige (auch ohne Zuthat von Thierköpfchen häufig vorkommende) Fibula auf eine Täfelung des Rückens deuten und als einen Beweis für die Schildkrötenqualität anführen darf.

Dass man Echiniten unter dem Namen „Gewittersteine“ zum Schutz gegen Blitzschlag sorgfältig aufbewahrte, hat noch in diesem Frühjahr Herr Lehrer Fuhlendorf in Sülldorf bei Altona bestätigt und verschiedene dergl. eingesandt, welche seine Schüler aus den Schränken ihrer Eltern hervorgesucht hatten.

(13) Frl. E. Lemke übersendet einige Notizen über

Frosch- und Krötenaberglauben in Ostpreussen.

Auch in unserer Gegend erfreuen sich diese Thiere einiger Aufmerksamkeit von Seiten abergläubischer Leute. Das Volk unterscheidet: Beestkröten (Kröten,

Poggen, Röchelchen (quarrende Frösche) und Frösche (Laubfrösche). Die Kröte ist sehr gefürchtet; man hütet sich, ihr mit Fuss oder Hand nahe zu kommen, denn das Glied, das die Kröte berührt, wird so „schorbig“, als sie selber ist.

Trotzdem spielt die Kröte eine Rolle unter den Heilmitteln. Sie wird in getrocknetem Zustande gegen Krämpfe, besonders bei Kindern, angewandt. — Wenn der Fieberkranke sie zerbeisst, so muss er sich dabei das Fieber „abschlakkern“, was durch das von Grauen veranlasste Schütteln geschieht. — Eine andere Art, das Fieber mit Hülfe dieses Thieres zu heilen, ist folgende: die Kröte wird todtgeschlagen und im Ofen langsam getrocknet; wenn sie „schön rösch“ ist, zerreibt man sie zu Pulver, welches der Kranke mit Wasser einnehmen muss. — Ebenso kann man bei Hautkrankheiten verfahren. Derjenige, dem eine Kröte in der rechten Hand stirbt, wird Glück haben.

Früher haben die Menschen anderen wünschen können, dass dieselben in Kröten verwandelt würden. Kröten sind „verwunschene“ Prinzen und Prinzessinnen, und an diesen Glauben knüpfen sich viele Märchen (z. B. „Vom Prinzen, der eine Beestkröte küsste“). Man sagt auch: Frösche sind kleine Menschen; ja einige wollen wissen, dass sich unter dieser Gestalt zuweilen die „Untererdchen“ zeigen.

Der Glaube an „die Wassermutter“ erfährt in dieser Gegend verschiedene Deutung. Während ein Theil des Volkes unter der Wassermutter einen grossen, schwarzen, im Wasser umherspringenden Käfer versteht, behaupten andere, die Wassermutter sei eine alte Pogge, und noch andere sind der Meinung, es gäbe zwei Sorten Wassermütter: Käfer und Poggen. Doch darin stimmen alle überein, dass die Wassermutter in jedem Gewässer zu Hause ist und gern Kinder an den Haaren zu sich hinunterzieht (Scherz).

Man sagt: Frösche können im Frühling den Mund nicht eher aufthun, als bis ein Gewitter gewesen. Wenn man im Frühling den ersten Frosch sieht, so ist es nicht gleichgültig, „wo“; sitzt er auf der Erde, so hat man Freude zu erwarten; befindet er sich aber im Wasser, so muss man weinen. Wenn die Frösche aufs Land kommen und auf den Wegen herumhüpfen, so sagt man: es wird regnen. Wer Sommersprossen hat, soll sich mit „Poggenschleim“ waschen.

Schliesslich sei hier noch eine Heilmethode erwähnt, die sich auf den Schlangenbiss bezieht, und bei der zuweilen — wenigstens nach der Aussage einzelner Leute — auch die Kröte ein Wort mitzureden hat. Wenn Jemand von einer Schlange in den Fuss oder in die Hand gebissen wurde, so gräbt man ein Loch in die Erde, in welches Buttermilch gegossen wird und in welches der Leidende das also betroffene Glied hineinstecken muss, um neun Tage lang — Tag und Nacht (in Betten verpackt) — vor der Thür zu bleiben. Es wird nun empfohlen, in die Buttermilch Kröten (wenn keine vorhanden sind, andere Frösche) zu setzen, damit dieselben das Gift aussaugen. Die Buttermilch muss öfters erneuert werden.

(14) Hr. Treichel überschickt mit Schreiben d. d. Hoch Paleschken, 10. Juli, folgenden Nachtrag zu seiner Mittheilung (Sitzung vom 21. Jan. 1882. Verb. S. 11) über

den Schulzenstab und den nordischen Budstock.

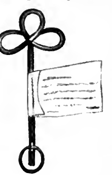
Im Texte und bei der Erklärung der Abbildungen meiner Arbeit über den obigen Gegenstand sind Buchstaben für die Reihenfolge angewendet, wogegen auf der artistischen Beigabe (Tafel VIII) dafür Zahlen gesetzt wurden; durch Nachzählen und Gleichsetzen wird man leicht auf die entsprechende Unterlage kommen.

Wenn ich mich wunderte hinsichtlich der Wahl gerade des Masculinums Gąsior

(Ganter) als Bezeichnung für die krumme, ebenfalls Klucka genannte Brunnenstange, so bin ich darauf aufmerksam gemacht worden, dass jene Wahl wahrscheinlich deshalb stattfand, weil im Frühjahre zur Wonnezeit der Gänse sich der Ganter von Frau Gans wesentlich in seiner Haltung unterscheidet und die Biegung seines Halses namentlich in schwimmendem Zustande eine markant krummere Biegung zeigt, — ein Umstand, welcher dann der gebogenen Brunnenstange im Polnischen mit mehr Recht den Namen für Ganter, als den für Gans eintragen musste.

Als Holz, wovon man die Klucke entnahm, muss ich noch die Hasel und die Kirsche aufführen.

Hinsichtlich des Namens für die Schulzenstäbe habe ich noch den Namen Kringel (weil in Form des Zahlzeichens 8) in Erfahrung gebracht, wie er um Heilsberg in Ostpreussen üblich ist; ferner die Kull um Saalfeld in Ostpreussen. Sie ist dort von Schmiedeeisen in der beigezeichneten Form (Angabe des Frl. Elis. Lemke) und wird ihr der Zettel angeheftet. In Bezug auf die Kriwule möchte ich noch dasjenige Neue anführen, was H. Frischbier im Preuss. Wörterbuch S. 432 darunter giebt. Er sagt, dass ein daran gebundener Zettel den Gegenstand der Berathung vermerkt und dass, wenn in der Versammlung Zahlungen zu leisten sind, dies angedeutet wird an einigen Orten durch einen angebundenen Knopf (so auch für die Kull oder Kulle = Klucke nach Mühling's Sammlung preuss. Prov. im Manuscr.), im Oberlande jedoch (westpreussische Landschaft westlich vom Ermlande, das alte Pomesanien mit dem Hockerlande und Pogesanien) durch einen umwundenen Leinwandlappen. Frischbier hält für den Stamm des Wortes Kriwule das Lithauische krivas, kreiwas, krumm, polnisch krzywy (Krzywulec = Krummholz), gegen welche Ableitung sich Joh. Voigt (Gesch. Preuss. I. 603) mit Unrecht auflehnt, der eine Abstammung von Griwe, dem Oberpriester der alten Preussen, will und daher auch Grîwulle schreibt. Louis Passarge (Aus baltischen Landen. Studien und Bilder. Glogau, 187?. S. 138) giebt beide Ableitungen, stellt den Gegenstand richtig dar, kennt die Klucke in Pomerellen (um Danzig) und hat Kunna als polnische Bezeichnung dafür. Den Gebrauch von solchen hölzernen Zeichen zur Berufung der Leute in Nadrauen, einer Landschaft Ostpreussens, und ihren Namen Kriwule kennt auch A. W. Pierson in Matthaeus Praetorius Deliciae Prussicae (9. 38). Stab, wie Versammlung, heissen nach Frischbier auch noch Krawûl, Krawôl, Krawâ (auch gesellige Zusammenkunft der Dorfjugend, namentlich an den Abenden der Zwölften; auch Spinngesellschaften) und Krewulle. Masurisch heisst Kulas, m., Krückenstock, krummer Hakenstock, polnisch Kula die Krücke, wie Klucka der Haken. Mühling kennt noch Schulzenbock.



Aehnliche Beiträge aus der Wendei giebt W. von Schulenburg (Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin, 1882). Nach S. 7 haben zwar die von der Gemeinde gewählten beiden Jüngsten (młodše) im Dorfe Allerlei kundzugeben und schnelle Bestellungen in allgemeinen Angelegenheiten auszurichten, sind also lebendige Boten; andererseits aber (S. 135) werden die Gemeinde-Bekanntmachungen in einen hölzernen Hammer (klapac) geklemmt und so im Dorfe (nehmlich Schmogrow) herumgeschickt. In Schleife wird der Zettel in ein Brettchen gesteckt, in Steinkirchen in einen Hammer (?). Die hauptsächliche Gemeinde-Versammlung (gromada, auch mit dem Zusatze hoklapnica; vergl. klapac = Hammer),

weil dann Berechnungen vor-, auch junge Wirthe aufgenommen werden, findet dort immer an H. Drei-Könige statt.

In der Provinz Sachsen ist der Knüppel seit Menschengedenken abgeschafft worden (Angabe von G. Maass) und nur die Redensart existirt noch.

Für meine Angabe, dass Schulzenstöcke als Ehrenzeichen verliehen worden seien, verdanke ich weiterhin eine bestimmte Unterlage der gütigen Mittheilung des Herrn Prediger H. Freitag in Mirchau aus dessen Heimath, dem Dorfe Flacksee bei Tempelhurg, also hart an der Grenze von Pommern gegen Westpreussen gelegen.

Als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1852 in Neustettin war, erhielten die Schulzen des Kreises zum Andenken daran, bei amtlichen Gelegenheiten zu tragen, ausser einer blauweissen (die pommerschen Provianzialfarben) Binde um den linken Oberarm, einen Schulzenstab, gelb gestrichen, mit vergoldetem Knopfe von gegen drei Zoll Durchmesser, — ein gewichtiges Ding von nahezu vier Fuss Höhe. Auch in jener Gegend existirte früher die Schulzenkeule, eine grosse, wenn die Bauern allein, und eine kleine, welche an die andere angebunden wurde, wenn die Bauern und die sogen. kleinen Leute (Käthner und Einwohner) zusammenkommen sollten; handelte es sich um Zahlung von Geld (Steuern), so wurde dies mündlich gleich bei Ueberbringung der Keule mitgesagt. Beide Arten von Schulzenstäben hat dort längere Zeit der jetzt verstorbene Schulze Habelmann geführt.

Andererseits scheinen die heutigen Schulzenstäbe im Regierungs-Bezirke Bromberg reine Amtszeichen zu sein (Angabe von B. Moritz). Wo das Amt des Schulzen zu vertreten ist, da muss er den Stab mitbringen. Das Kreisblatt befiehlt es immer bei militärischen Angelegenheiten. Ist im Kruge von erhitzten Gemüthern Spektakel entstanden, so hält der Schulze, zur Ruhestiftung gerufen, nur seinen Stock in die Stube hinein, ganz in der Weise des englischen Policeman. Der Stab hat bei etwa zwei Zoll Stärke eine Höhe von ungefähr sechs Fuss und ist versehen mit einem Messingknopfe und einem etwa einen Fuss herabgehenden Messingringe mit der Inschrift: „Schulzenamt . . . . Kreis . . . . .,“ ganz wie auf dem Ortssiegel.

Der nordische Budstock und die altnordischen Ladungszeichen.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, noch darauf hinzuweisen, dass solch ein Botenstock eine altnordische Einrichtung zu sein scheint. Bei den verstreuten Hoflagen, sowohl der germanischen Völkerschaften, wie auch der nördlicheren verwandten Stämme war es wohl kaum anders möglich, die einzelnen Mannen zur Berathung im Dinge zusammen zu holen. Es machte sich die Umsendung eines Botenstockes als etwas Naturgemässes ganz von selbst, da er ein bestimmtes, Allen bekanntes und Allen gültiges Zeichen war. Er wurde förmlich ein Eigen eines kleineren oder grösseren Complexes von Menschen, wie es die Haus- und Hofmarke seit wenigstens sechs Jahrhunderten für den Einzelnen und seine Heimstätte nebst Fahrniss gewesen war und theilweise auch noch jetzt ist. Er wurde förmlich eine Almende, zumal es auf dem Dinge ausser Rechtsspruch auch die Berathung zu Kriegszügen galt, und leicht hätte sich aus ihm selbst die Idee des Scepters herausgebildet haben können, falls dieses nicht schon vorher vorhanden gewesen!

In Esaias Tegnér's Frithiofssage, als es nach König Ring's Tode zur Königswahl gehen soll (Gesang 22), heisst es deshalb in ähnlicher Weise:

Zum Ting! Zum Ting! Der Budstock geht
Zu Berg und Thal.
Fürst Ring ist todt; bevor nun steht
Die Königswahl.

Nach der Erklärung von Alb. Hartmann, eines der vielfachen Uebersetzer, ist der Budstock (budkafle) ein etwa einen Fuss langer Stab, der, von Haus zu Haus getragen, eilig weiter befördert wurde und zur Bekanntmachung irgend eines durch Runen darauf gezeichneten Gegenstandes diente.

In der Uebersetzung von Jul. Minding giebt derselbe zu Botschaft, budkafle, folgende dürftige Erklärung: ein von Hand zu Hand gehender Stab mit Runen und Zeichen, um Nachrichten und Aufgebote rasch zu verbreiten.

Während Niendorf fast gar nichts bringt, erklärt dagegen Gottl. Mohnicke nach der Uebersetzung den budkafle, isländisch buökáfli (bupkafli), als baculus nuntiatorius, quo ad conventus publicos convocabantur cives veteris Suioniae (Ihre), bestätigt, dass er mit Runen versehen war und von Hof zu Hof gebracht wurde, und fügt als ein Neues hinzu, dass die Scandinavier reich seien (weitere Quellen fehlen ihm!) an Benennungen dieses Botenstockes, je nach dem verschiedenen Zwecke der Zusammenkünfte, zu denen er berief. Es erhellt daraus, dass für diese einzelnen Zwecke und Namen es auch notwendig besondere Formen des budkafle oder verschiedene, den Zweck bezeichnende Zeichen auf denselben gegeben haben muss.

Aeltere deutsche Schriftsteller haben das Wort Budkafle schlecht durch Steckbrief und dann schon besser durch Kerbholz übersetzt, wogegen Arndt (Nebenstunden S. 111) einfach und am besten Budstöcke beibehält. Es ist aber weniger der Boten-, als der Bot- oder Gebotstock und hängt das Bud, wie im Deutschen die Worte botmässig, Gebot, Angebot, Bot (man vergl. Weigand, Grimm und Schade), zusammen mit mhd. das bot, bôt, ahd. das pot (?), angelsächsisch das bod (Gebot, Befehl), entsprossen durch Ablautung dem Plurale des Präteritums von biotan, bieten.

Das altdeutsche Wörterbuch von Oscar Schade (2. Aufl. 1872/82) giebt uns (S. 467b), um auch dem zweiten Theile des Wortes budkafle einige Aufmerksamkeit zu widmen, für das deutsche, anklingende Wort kafl, as (st. masc. mit kaflon im Dat. plur.) die Bedeutung: Kiefer der Thiere,. wie auch das angelsächsische ceaf (st. masc. 1.) dasselbe bedeutet. Budkafl wäre also der Thierkiefer, der umhergeboten wird und selbst gebietet. Es scheint daraus sich zu ergeben, dass die Budstöcke zu Anfang, wenigstens in Skandinavien, nicht von Holz gewesen seien, sondern aus Thierkiefern bestanden haben. Diesen lässt sich dann aber, ebensogut wie beim hölzernen Stocke, wenn auch nur durch grössere Länge oder Stärke, eine eigenthümliche Form geben oder man kann auf ihnen Einritzungen (wie beim Holze Einkerbungen) in einer Art Bildersprache veranstalten, wie es der verschiedene Zweck der berufenen Versammlung erforderte.

Wenn man eine Uebertragung solcher nordischen Sitte auch auf deutsche Volksstämme zugeben kann, so erscheint es mir nicht ausgeschlossen, dass die falzbeinartigen Kunstprodukte, in deutschen Steingräbern vorgefunden, etwa ebenfalls dem Wesen nach budkafle gewesen sein können, vorausgesetzt, dass sie Thierkiefer darstellen und am Ende mit Einritzungen versehen sind.

Da aber sich die Umsendung eines Boten, wenn nicht von Fleisch und Blut, so doch von irgend einer Masse (Horn oder Holz), als eines bestimmten und Allen bekannten Zeichens, unter weitläufig von einander getrennt lebenden Gemeinwesen, Gauverbänden, Völkerschaften ganz von selbst machen musste, sobald es sich um die Berufung zu einer gemeinschaftlichen Zusammenkunft aller Berechtigten, wenn auch nur der Stärkeren oder der Krieger bei weniger cultivirten Völkerschaften, handelte, so kann die Entstehung und Anwendung eines solchen gemeinen Zeichens auch bei den wilden Völkerschaften Australiens, worauf in der Sitzung vom 21. Jan. 1882 Seitens des Hrn. Virchow abermals aufmerksam gemacht wurde, kaum etwas Auffälliges haben. Es helfen zu unserem Hinweise die vielfachen anderen

verabredeten, der Wirklichkeit entnommenen und häufig auch in die Romanliteratur übertragenen Zeichen, wie sie etwa bei den Indianern Nordamerika's im Gebrauche waren oder noch sind. Die Abrede gleicht hierin der Form der Einkerbung. Verabredete Zeichen mit ihrer stummen Sprache fliessen die Flüsse herunter. Ein vom Häuptlinge umgesandtes Bündel Pfeile ruft die Indianer zum Kriegszuge. Bergfeuer flammen auf in immer weiterer Verbreitung; so galt für die Schweiz nach Schiller's Wilhelm Tell (I. 4, II. 2, IV. 2), dass . . . von Alp zu Alp die Feuerzeichen flammend sich erheben, — dass gegeben wird von einem Berg zum andern das Zeichen mit dem Rauch, — dass Ihr warten sollt der Berge Feuerzeichen, ... leuchtend als willkommene Flammen. In Island figurirt der Kriegspfeil (Herör, Härpil), der seinen Zweck durch die Form andeutete. Aehnlich wird es in Böhmen gewesen sein; denn Oscar Schwebel (Deutsche Kaisergeschichte) erzählt, dass, als 1039 König Bretislav losbrach, um Polen zu erobern, in Böhmen eine Schlinge von Eichenbast von Haus zu Haus wanderte, zum Zeichen, dass jeder säumige Krieger, der nicht folge, dem Tode durch den Strang verfallen sei. In Polen wurden in früheren Zeiten königliche Befehle durch Weidenruthen (wić), an Stangen befestigt, von Ort zu Ort gesandt und da dies hauptsächlich beim Aufgebot des Adels geschah, so bedeutet wić das Aufgebot selber. Der Aufruf geschah jedoch dreimal, die ersten beiden enthielten bloss den Befehl sich bereit zu halten, der dritte bestimmte den Sammelplatz. Wie es nur der Uebereinkunft bedarf, um selbst jedem beliebigen Gegenstande eine bestimmte Sprache zu verleihen, das beweist endlich auch in der Geschichte Deutschlands der durchs Land geschickte Bundschuh. Nur diese Beispiele wollte ich in aller Kürze herausgreifen.

Nach C. F. Allen's Geschichte des Königreiches Dänemark (übers. u. herausgeg. von Dr. N. Falck, Kiel, 1846) wurde, wenn der Feind das Land angriff oder wenn im Frühjahre die geplanten Wikingzüge ins Ausland zur Ausführung gelangen sollten, vom Könige, dessen vorzüglichste Pflicht die Anführung des Volkes im Kriege war, das Volk aufgeboten, wo dann ein Jeder, zur Vertheidigung, wie sonst auch zum Angriffe gerüstet, bei Strafe, für vogelfrei und für einen feigen Buben erklärt zu werden, erscheinen musste; das Aufgebot geschah durch einen Budstikke oder Heerpfeil, der überall umhergeschickt ward und in einem Zweige bestand, der wie ein Bogen geformt und mit einer Schnur an dem einen Ende versehen, an dem andern aber angebrannt war und so auf eine bildliche Weise den feindlichen Einfall und zugleich das Schicksal andeutete, welches Jeden erwartete, der sich der Pflicht der Vaterlandsvertheidigung entzog, dass nehmlich sein ganzes Eigenthum durch Feuer verwüstet werden würde.

C. J. Schlyter (Glossarium ad corpus juris Sueo-Gothorum antiqui p. 101 T. XIII) erklärt Buþkafli m. budkafle als en kafle l. ett mindre traestycke, som sändes omkring då folket skulle sammankallas till ting l. af annan anledning (Heerfahrt), och var då inrättad, att af dess form (såsom Isl. herör, härpil) l. af däri inskurna märken kunde synas, hvad som var att göra, und b. das iss eyn stok des gebotes als hy dem galgen unde hy dem vûre (Feuer, d. h. Feuertod).

Herr Dr. Oscar Montelius in Stockholm, den ich um den altskandinavischen Budstock befragte, bestätigt mir mit grosser Gefälligkeit, dass derselbe ein Stück Holz gewesen sei, welches von Dorf zu Dorf gesandt wurde, wann das Volk zum Ting oder zu anderen Zwecken zusammengerufen werden sollte, und dass er so eingerichtet war, dass man an der Form (vergl. den isländischen Herör, Kriegspfeil) oder an eingeschnittenen Zeichen ersehen konnte, was zu thun war.

Ueber die altnordischen Ladungszeichen, soweit sie aus den Quellen und mit Beiziehung der nächstliegenden Hülfsmittel, namentlich des älteren nor-

wegisch-isländischen Rechts, erweislich sind, jedoch abgesehen von mancherlei Angaben, die mehr Details der Verwendung betreffen, theilte mir Herr Professor Dr. K. von Maurer aus München mit äusserst dankenswerther Freundlichkeit noch die folgenden Angaben mit:

„Feuerzeichen waren bereits dem älteren norwegischen Rechte bekannt, indessen mehr als Allarm, denn zur Ladung. Schon die älteren norwegischen Provinzialrechte (Gulathingslög § 311, Frostuthingslög V. § 1) kennen die Verpflichtung der Bauern, bei drohender Kriegsgefahr auf Aufforderung des königl. Beamten Holzstösse die ganze Seeküste entlang aufzuschichten, in solcher Entfernung von einander, dass einer vom andern zu sehen war, und Tag und Nacht bei denselben Wacht zu halten; zeigten sich dann feindliche Kriegsschiffe, so hatte sofort der Wächter, der ihrer zuerst gewahr wurde, seinen Holzstoss anzuzünden und von Posten zu Posten war das Signal sofort nach beiden Seiten hin weiterzugeben. Auch das gemeine Landrecht (III. § 4) kennt die Verpflichtung noch; als viti d. h. Zeichen, Signal, werden hier wie dort die Holzstösse bezeichnet und wird der Dienst bei denselben des Näheren gesetzlich geregelt. Die Geschichtsquellen, z. B Heimskringla, Hákonarsagagóða (cap. 21) führen die Einrichtung auf König Hákon den Guten (935—961) zurück und fügen bei, dass dieser Dienst so geordnet gewesen sei, dass das Heeresaufgebot von dem südlichsten Signale an der schwedischen Grenze bis zum nördlichsten an der Grenze von Finmarken in 7 Tagen habe ergehen können. Es fehlt in den Geschichtsquellen nicht an Belägen für den Gebrauch dieser Signalordnung, aus früherer, wie späterer Zeit.

„Für eigentliche Ladungen gilt die Bezeichnung bod, d. h Gebot. Die Grundbedeutung von bod tritt recht klar hervor in der alliterirenden Verbindung „bod ok bann" d. h. Gebot und Bann, Gebot und Verbot. Die Ladung konnte, nach altnorwegischem Rechte, zu ganz verschiedenen Zwecken erfolgen und danach war auch ihre Form eine verschiedene. Handelte es sich, eines feindlichen Einfalles wegen, um ein plötzliches Heeresaufgebot, so soll der Heerpfeil „herör" ausfahren, und zwar in doppelter Gestalt: ein eiserner Pfeil wurde die ganze Küste entlang mit einem vollbemannten Schiffe von einem Landherrn, d. h. höberen königl. Beamten, zum andern befördert, Tag und Nacht unausgesetzt fahrend und die gemeine Seestrasse einhaltend, — ein hölzerner Pfeil aber lief von Station zu Station ins Land hinein, von Hof zu Hof von den Bauern befördert, alle einzelnen Meerbusen und Küstenstrecken hineingehend (so schon Gulathingslög § 312). Durch einen Pfeil aber erging auch die Ladung zum Gericht in Todschlagssachen und wegen schwerer Körperverletzung, Heimsuchung u. dergl. m., wesshalb die so berufene Dingversammlung isländisch örvarthing, d. h. Pfeilding, hiess (z. B. Gulathl. 151 und 156; für die Lücke im Texte der Frostuthl. V. §§ 2—6 tritt die Jarnsidn ein, Marrbelgi § 14, dann § 18 u. ff.); da der Verletzte selbst, resp. der Erbe des Erschlagenen angewiesen wird, den Pfeil zu schneiden, so ist klar, dass dieser im gegebenen Falle ein hölzerner ist. Handelte es sich aber um andere Rechtssachen, die nicht durch schwere Gewaltthaten veranlasst waren, so galt zwar auch die Regel, dass Jeder eine Dingversammlung berufen durfte, der einer solchen zu bedürfen glaubte (Gulath. I. § 35, 131); aber die Versammlung wurde durch ein thingsbod d. h. Dingaufgebot berufen, nicht durch einen Pfeil. Auch das Thingsbod wird geschnitten (Gulath. § 161); seine Form wird jedoch nicht angegeben und lässt sich nur daraus erkennen, dass sie nicht die eines Pfeiles war, dass eine Geschichtsquelle einmal erzählt, wie die Bauern ein thingsbod, das ihr Beamter hatte ausgehen lassen, in den Heerpfeil verwandelten und demgemäss bewaffnet sich einfanden (Hákonarsaga gamla cap. 32). Auch diese

Ladung aber wurde von Haus zu Haus getragen; doch hatte sie die Nacht Ruhe (Gulath. § 131, Frostuth. II. 23); nöthigenfalls steckte man sie über die Hausthüre und sagte an, was dazu gehörte. Handelt es sich endlich um eine Ladung zur Kirche, so ergeht ein Krossbod, d. h. ein Kreuzaufgebot; der Name schon zeigt, dass die Ladung hier Kreuzesform hat, und der Pfarrer ist es, der das Kreuz schneidet (Gulath. § 19, Frostuth. II. § 22, Boegarthingslög I. § 13, Eidsifathingslög I. § 10 und 11), während im Uebrigen auch diese Ladung den gewöhnlichen Weg, bodsleid, d. h. den Ladungsweg, läuft und von Jedem getragen werden muss.

„Auf Island gab es kein Heerwesen und auch keine gebotenen Dingversammlungen; doch kommt auch hier eine Ladung zu Gemeindeversammlungen vor, und zwar trägt sie die Kreuzesform, obwohl die Kreuze nicht von Geistlichen, sondern von Privatleuten geschnitten werden (Konungsbók § 234. S. 173, Stadarhólsbók § 218 S. 251). Das spätere isländische Recht (Jarnsida, Jónsbók) folgt in Allem dem norwegischen Landrechte, welches seinerseits den älteren Provinzialrechten sich anschliesst. Die Form des thingbod auf Island war später die einer Streitaxt, nach dem Zeugnisse des Juristen Pall Vídalín († 1727, in Skyringar yfir fornyrði lögbókar S. 654) und Jón Arnason's resp. Jon Eiriksson's (Historisk Inledning til den gamle og nye Islandske Raettergang S. 442, 3). Das letztere, im Jahre 1762 erschienene Werk bemerkt auch, dass man der Ladung einen Zettel beizugeben pflege, welcher den Zweck der Ladung u. dergl. anzugeben bestimmt sei (also ganz in der Art und Weise unserer Klucke und Kriwule. T.).

„Der schwedische buthkafli dient aber genau demselben Zwecke, wie das norwegische bod. Kafli oder Kefli hat ganz und gar nichts mit dem Kiefer von Menschen oder Thieren zu thun. Das Wort bezeichnet einen runden Stab von nicht allzugrosser Länge, weiterhin alles Cylinderförmige. Auf Island braucht man z. B. jetzt den Ausdruck „at Kafla thvatt“ für das Mangen oder Mangeln der Wäsche. In abgeleitetem Sinne bezeichnet Kafli auch wohl soviel wie Stück, Abschnitt, z. B. eines Buches; buthkafli aber ist seiner Grundbedeutung nach nichts Anderes, als der Ladungsstock.

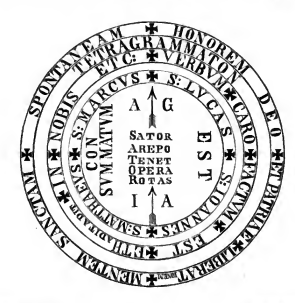
„Dänemark betreffend sind nur einige Nachweise bekannt. Des Heerpfeiles zwar gedenkt Saxo Grammaticus bei Besprechung der angeblichen Gesetze des Königs Frotho III., indem er sagt (V. S. 228 u. 229): Solebat namque sagitta lignea ferreae speciem habens nuntii loco viritim per omnes mitti, quoties repentina belli necessitas incidisset,“ dann wieder in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wo er das aufständische Volk in Schonen und Halland „more gentis, misso per omnes stipite“ unter die Waffen rufen lässt (XV. S. 943). Auch die Heimskringla Olafs, helga cap. 158 lässt einmal in Dänemark den Heerpfeil schneiden und ausfahren, ja noch ein Urtheil des seeländischen Landsdinge vom 7. Juli 1428 bespricht die Bestrafung derjenigen, welche daheim sitzen, wenn der Feind vor das Land kommt „og Baga braender og Widie Brand ginge,“ d. h. und die Feuerzeichen brennen und das angebrannte Holz umgeht (Regesta Danica Nr. 3482). Letzteres ist eine Ausdrucksweise, welche auf einen ähnlichen Gebrauch hindeutet, wie er in Schottland üblich war, wo das Ladungszeichen Cranntaic oder Cranntaraidh hiess. Armstrong (A Gaelic Dictionary p. 149) definirt dasselbe: a fire-cross or beam of gathering; a piece of half-burnt wood dipped (getaucht) in blood and used as a signal of distress (Elend) or to spread (verbreiten) an alarm;“ er bemerkt, dass der Bote, der das Zeichen weiter trug, nur den Sammelplatz zu nennen hatte, und dass noch 1745 das Zeichen über den ganzen Bezirk von Breadalbane, über 30 Meilen weit, in 3 Stunden lief. Ob aber in Dänemark ein Ladungsstock auch zu gerichtlichen Zwecken gebraucht wurde, ist mir nicht bekannt und wenig wahrscheinlich.

„In Norwegen war das Ladungszeichen noch bis in die neuere Zeit üblich; in König Christian V. Norske Lov 1. cap. 3 § 9 werden genaue Bestimmungen über dessen Beschaffenheit und Behandlung gegeben und gilt hier für dasselbe die Bezeichnung budstikke d. h. Botschaftsstock. Ivar Aasen, Norsk Ordbog S. 6[illegible], schildert es als einen hohlen Cylinder von Holz, in welchen die schriftliche Bekanntmachung gelegt wird, mit einer eisernen Spitze am einen Ende, womit man den Stock an die Hausthüre steckt, wenn dessen Ueberbringer Niemanden daheim findet."

(15) Hr. Treichel übersendet ferner einen

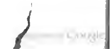
Nachtrag zur Satorformel.

Durch Güte von Hr. Dr. H. Ploss in Leipzig, welcher meine in den Sitz.-Ber. der berl. Anthrop. Ges. niedergelegten Arbeiten über die Tolltafeln und über die Satorformel verfolgt hatte, war ich auf ein Amulet im Besitze des Germanischen National-Museums zu Nürnberg aufmerksam gemacht worden, eine runde Messingscheibe, dort unter Nr. 46. der wissenschaftlichen Instrumente aufgeführt, auf welcher ausser mancher anderen Inschrift, wie zu ersehen, sich ebenfalls die Satorformel befindet. Durch Güte des Vorstandes des Germ. National-Museums erhielt



ich die beigefügte genaue Copie der Inschriften der fraglichen Messingscheibe in ganz derselben Grösse, mit der gefälligen sonstigen Auskunft, dass dieselbe an beiden Seiten die gleiche Inschrift in derselben Anordnung zeigt, dass sie dem 17. Jahrhunderte entstammt und alter Bestand der dortigen Sammlungen, also über ihre Herkunft leider nichts bekannt ist. Für alle Fälle ist das in einem Glaskasten befindliche Original, zumal es so hohen Alters ist, für die Geschichte der Amulette, besonders aber der Satorformel nicht unwichtig.

Nach gefälliger Mittheilung desselben Herrn hatte sodann die Satorformel vor etwa drei Jahren im Globus einem Serbier, der über serbischen Aberglauben schrieb (sie kommt also auch dort vor!), Anlass zu einer sehr falschen Hypothese gegeben:



er hatte dort den Spruch „Schator" u. s. w. geschrieben gefunden und sprach nun die Meinung aus, dass unter diesen Worten vielleicht alte Gottheiten gemeint seien. Späterhin wurde jedoch ebenda eine Berichtigung durch Hr. Dr. H. Ploss veröffentlicht.

Endlich hat der Arzt, Dr. J. Polak aus Warschau bezüglich der Hundswuth Folgendes in Hieronymi Cordani, Mediolanensis Medici, De rerum varietate Libri XVII. Baslae. Anno MDLVII (also auch in Ober-Italien: Mailand bekannt!) gefunden: Quidam cum a rabido cane morsus esset, transfixo pollice panis

s	a	t	o	r
a	r	e	p	o
t	e	n	e	t
o	p	e	r	a
r	o	t	a	s

rustae, ut a latere vides inscripta, tribus sumpsit quinquiesque dicta singulis vicibus junus, precem domini eam dixit pro quinque vulneribus Christi, quae moriendo cepit, nec non pro clavibus ut dicunt: seruatusque est immunis a maximo riculo. Res ita se habet.

(16) Hr. Kofler übersendet einen im Rheinischen Kurier am 15. Juli enthaltenen Bericht über eine am 8. Juli unter Leitung des Hrn. v. Cohausen durch tglieder des Frankfurter Museumsvereins und des Nassauischen Alterthumsvereins ternommenen Besichtigung

der Ringwälle des Altkönigs im Taunus.

Der wesentliche Theil dieses Berichtes ergiebt Folgendes:

Am alten Eingange des inneren Ringes waren schon im vorigen Jahre Nachbungen gemacht und durch sie war konstatirt worden, dass er einst durch einen urm oder Thorbau von Holz vertheidigt worden ist. Man fand damals vie- Brandschutt, verschlackte oder mit Glasur überzogene Quarzite, dem Gestein, dem die Ringwälle überhaupt bestehen, einige kleine Gegenstände, Topfscher- im Wallburg-Charakter, einen Spinnwörtel und ein eisernes, etwa § förges Messer. Sehr glücklich war man aber diesmal, indem einer der Frankter Herren in dem aufgeworfenen Schutte eine damals übersehene, jetzt durch Regen rein gespülte Bronze-Fibula erspähte und dem Conservator des ssauischen Landesmuseums übergab.

Nachdem der aussichtslose Gipfel, eine mit üppigen Fichten umstandene Rasenhe, erstiegen und von hier wieder abwärts die drei oder vier Trichtergruben, in chen sich Regen- und Schneewasser lange halten mochte, aufgesucht waren, kam n an die merkwürdigste Stelle auf der Südwestseite des inneren Walles, die ch die Nachgrabung im Mai aufgeschlossen worden war. Die Innenseite des lles war von dem Steingeröll entblösst und zeigte eine 16 *m* lange, 1—1,25 *m* e, senkrecht aufgemauerte Wandfläche, welche in Abständen von etwa $1^1/_2$ *m* ch 25 *cm* breite und ebenso tiefe senkrechte Falzen getheilt war. Auch in der seren Wallböschung war eine solche Aufmauerung und Falzentheilung freigelegt,

um zwischen beiden die 6,60 *m* dicke Trockenmauer zu messen. Wir erkannten daher, dass der Kern des Steinwalles durch eine Trockenmauer gebildet ist, welche, wenn wir die Falzen richtig deuten, durch eine Holzkonstruktion zusammengehalten war, die allerdings verwest ist, die aber ohne Zweifel in Holzständern bestand, welche die Falzen ausfüllten und durch Holzanker oder Zangen, die quer durch die Mauer gingen, verbunden waren. Solcher Zangen mochten mehrere in verschiedenen Höhen die mauerhohen Ständer auf der Innen- und Aussenseite mit einander verankert haben.

Wenn wir nun die gemessene Mauerstärke festhalten und die Masse der vor ihr liegenden Steintrümmer berechnen, welche, vom oberen Theile der Mauer herabgefallen, den unteren Theil verdecken, so finden wir, dass sie genügte, um die Mauer wieder um etwa 1 *m* zu erhöhen und ihr so die ohne Zweifel ursprüngliche senkrechte äussere Höhe von etwa $4^1/_2$ *m* zu geben; wir haben so eine recht respektable Festungsmauer vor uns, welche dem anstürmenden Feinde ein ganz anderes Hinderniss entgegenstellte, als das Steingerölle, das wir heute leicht ersteigen. Dass die ungefügten Steinblöcke nicht durch Mörtel, sondern durch Holzeinlagen zusammen gehalten waren, lag vor Augen, ja wir hatten die Spuren des Holzes in seiner Brandwirkung auf das sonst unschmelzbare Quarzgestein beobachtet; aber wie ausser den Ständern die Hölzer im Innern der Mauer verwandt waren zur Verankerung und Ausgleichung der Schichten, das wissen wir nicht, können es uns aber hypothetisch ergänzen aus der Beschreibung, die Cäsar von den aus Holz und Steinen erbauten gallischen Mauern entwirft, oder aus den Abbildungen der dacischen Festen, welche uns die Trajanssäule erhalten hat, sowie aus den Resultaten, welche diese Bauweise in den Glasburgen und Schlackenwällen Schottlands, Böhmens und anderwärts, so auch in Kirnfischbach an der Nahe hinterlassen hat.

Es wurde endlich noch die gleichfalls durch übergreifende Walläste mit dem Zwinger verbundene Umwallung auf der Südwestseite überschaut, die sich als Pferge für das geflüchtete Vieh zum quellenreichen Thal hinabstreckt. Es wurde daran erinnert, wie noch bei der Belagerung von Königstein 1796 die Bewohner ihre Schweine hier untergebracht haben.

(17) Hr. Dr. Everett in Washington übersendet Studien über Indianersprachen von West-Oregon in Form eines autographirten Heftes. Der Vorsitzende spricht den Dank der Gesellschaft aus.

(18) Hr. R. W. Cochran-Patrick übersendet eine Einladung zur Subscription auf ein Werk: A descriptive catalogue of the Medals of Scotland from the earliest period to the present time, nebst einer Probe der Medaillen auf die Königin Maria Stuart.

(19) Professor A. H. Keane in London schickt Subscriptionseinladungen für ein neues Werk: A classification of the races of mankind.

(20) Hr. Schneider in Jicin hat Hrn. Virchow eine Reihe von Kyanotypien der in seiner Mittheilung vom 20. Januar (Verh. S. 119) besprochenen böhmischen Funde zugehen lassen, welche die Brauchbarkeit dieses sehr billigen Verfahrens vortrefflich erläutern.

(21) Hr. Nehring spricht über einige nachträglich an der Stätte des Spandauer Bronzefundes zum Vorschein gekommene

menschliche und thierische Reste.

Bekanntlich wurde im Sommer 1881 bei Spandau, als man das Fundament zu nem Pulvermagazin ausschachtete, ein sehr merkwürdiger und umfassender Fund)n Bronzesachen, sowie von menschlichen und thierischen Resten an das Tages- :ht befördert. Die betreffenden Objecte sind in unserer Gesellschaft mehrfach ein- »hend besprochen worden; sie werden in der ethnographischen Abtheilung des önigl. Museums hierselbst aufbewahrt[1]).

Als man kürzlich die im Sommer 1881 ausgeschachteten Bodenmassen wieder ntransportirte, wurden dieselben in der Hoffnung, noch einige übersehene Bronze- :chen zu finden, sehr genau durchgesehen, und es fanden sich bei dieser Gelegen- :it einige menschliche und thierische Reste, welche offenbar zu dem früheren ınde gehören. Auf Veranlassung des Herrn Oberstabsarzt Dr. Vater reiste ich ıch Spandau, um jene Reste zu untersuchen. Durch die Freundlichkeit des Herrn ıgenieur vom Platz, Major Uhl, welcher dieselben sorgfaltig gesammelt und in inem Bureau vorläufig (bis zur Ueberweisung an das Königl. Museum) unter- ›bracht hatte, wurde ich in die angenehme Lage versetzt, eine sorgfältige Messung :r einzelnen Fundstücke, zumal der thierischen Reste, gleich an Ort und Stelle ısführen zu können.

1. Homo sapiens. Ein schön erhaltener, kräftig gebildeter Unterkiefer, ein ıllständiger Humerus (345 *mm* lang, grösste Breite des unteren Gelenktheils 64 *mm*), Clavicula (160 *mm* lang) 2 vollständige, zusammengehörige Ulnae (297 *mm* lang), Beckenhälfte von männlicher Form, 1 ziemlich platyknemisch gebildete, oben dirte Tibia (382 *mm* lang, ursprünglch etwa 395—400 *mm* lang) und 1 Lenden- irbel. — Alle diese Skelettheile haben eine sehr dunkle Färbung, zeigen einen eichartigen Erhaltungszustand und gehören wahrscheinlich demselben Individuum, ssen Oberschädel 1881 zusammen mit den Bronzesachen gefunden wurde. — ın Stück von der Hirnschale eines zweiten Schädels, welches mir vorlag, sieht el jünger aus, als die oben erwähnten Reste; es muss deshalb von denselben ge- ennt werden.

2. Canis familiaris. Sehr interessant sind einige Hundereste, welche ver- uthlich zu dem früher gefundenen Oberschädel gehören. Es sind 2 zusammen- hörige Femora, 2 zusammengehörige Tibiae, 1 Humerus und 1 Radius. Den rössenverhältnissen nach steht dieser prähistorische Haushund von Spandau in r Mitte zwischen Canis palustris Rüt. und Canis matris optimae Jeitt. Indem ı mir eine genauere Beschreibung und Vergleichung vorbehalte, gebe ich hier ır einige vergleichende Messungen, wobei ich den früher gefundenen Oberschädel itberücksichtige.

Aus umstehender Tabelle ergiebt sich, dass der Haushund des Bronzefundes n Spandau der Grösse nach in der Mitte zwischen dem Canis palustris Rüt. und m Canis matris optimae Jeitt. steht; er dürfte sich dem Canis intermedius 'oldr. am meisten nähern[2]).

1) Vergl. diese Verhandlungen 1882, p. 371 ff. und 381 ff.

2) Man vergleiche übrigens die kürzlich erschienene, ausgezeichnete Arbeit von Prof. nder über „die Thierwelt in den Pfahlbauten des Bieler-See's" (S.-A. aus den Mitth. der rner naturf. Ges. 1883), sowie die interessante Publication des Director Wiepken über äugethiere der Vorzeit", Oldenburg 1883.

Maasse	Canis matris optimae Jeitt. Alvesse[1]	Canis famil. (intermedius?) Spandau	Canis palustris Rüt. Robenhausen[2]
1. Scheitellänge des Schädels (grösste Länge)	205	173	150
2. Basilarlänge des Schädels	180	152	131
3. Grösste Breite an den Jochbogen	106,5	97,5	83
4. Länge des harten Gaumens	101	80	76
5. Grösste Breite des Oberkiefers vom Alveolarrand	62	56	52
6. Breite der Schnauze an den Eckzähnen	35	32	29
7. Länge des Unterkiefers	152	?	110
8 „ der unteren Backzahnreihe	77	?	61
9. „ des Humerus	—	164	—
10. „ der Ulna	210	—	—
11. „ des Radius	—	170—171	—
12. „ des Femur	193	180—181	148
13. „ der Tibia	202	190—191	—

NB.! Die Maasse sind in Millimetern ausgedrückt.

(Uebrigens hat sich nach meiner Anwesenheit in Spandau noch ein einzelner Unterkiefer eines Hundes gefunden, welcher für den oben beschriebenen Oberschädel zu gross ist und offenbar einer grösseren Rasse oder doch einem grösseren Individuum angehört. Ich konnte ihn noch nicht genau messen; doch schien er mir dem Augenmaasse nach etwa so gross, wie der Unterkiefer von Canis matris optimae zu sein.)

Wenn man den Canis matris optimae Jeitt. als charakteristischen Hund der Bronzezeit, den Canis palustris Rüt. als charakteristischen Hund der Steinzeit ansieht, so ist das wohl im Allgemeinen richtig; doch darf man dieses nicht zu strict nehmen. So z. B. ist das oben erwähnte Exemplar von Canis matris optimae in dem Moore von Alvesse nicht zusammen mit Bronzesachen, sondern mit neolithischen Steininstrumenten gefunden worden.

3. Equus caballus. Vertreten durch eine wohlerhaltene Tibia von bedeutender Grösse; dieselbe hat eine grösste Länge von 400 *mm*, am oberen Gelenk eine transversale Breite von 103, am unteren Gelenktheil von 84 *mm*. Diese Dimensionen beweisen, dass es sich hier um ein grosses schweres Pferd handelt, welches von der früher gefundenen kleinen und zierlichen Rasse wesentlich verschieden war; die Tibia dieses kleinen Pferdes weist nämlich für die obigen Dimensionen nur folgende Zahlen auf: 311, resp. 80 und 60. — Da die grosse Tibia denselben Erhaltungszustand zeigt, wie die Reste des kleinen Pferdes, so scheinen beide Rassen nebeneinander existirt zu haben. Wie ich in einer ausführlichen Ar-

1) Dieser Schädel stammt aus dem südwestlich von Braunschweig, bei dem Dorfe Alvesse gelegenen Torfmoore; der verstorbene Jeitteles, dem ich ihn früher einmal zusandte, erklärte ihn für ein typisches Exemplar des Canis matris optimae. Er gehört jetzt der zool. Samml. d. landw. Hochschule.

2) Zool. Samml. d. landw. Hochschule, aus der v. Nathusius'schen Collection.

beit zu beweisen hoffe, ist das schwere Pferd vom Diluvialpferde abzuleiten, während das in der Bronzezeit weitverbreitete kleine Pferd meist orientalischen Ursprungs zu sein scheint.

4. Bos taurus. Vertreten durch einen juvenilen Unterkiefer mit Milchgebiss, dessen Milch-Backenzähne etwa 58 *mm* lang sind.

5. Capra hircus? Eine Ziege oder ein ziegenähnliches Schaf ist angedeutet durch einen ausgewachsenen, sehr zierlichen Metatarsus; die grösste Länge desselben beträgt 126 *mm*, das obere Gelenk hat eine transversale Breite von 16, das untere von 18 *mm*, der Umfang des Knochens in der Mitte der Diaphyse beträgt 30 *mm*.

6. Ovis aries. Ein zweiter Metatarsus, welcher viel plumper gestaltet ist und von einem nicht völlig ausgewachsenen Thiere herrührt, gehört einem Schafe an, welches mit der kürzlich von Studer beschriebenen, plumperen Schafrasse des Bieler-See's übereinzustimmen scheint. Die obengenannten Maasse betragen hier resp. 113, 19, 22, 38 *mm*, also fast genau so viel, wie die von Studer a. a. O. S. 73 angeführten.

7. Cervus capreolus. Das Reh wird durch mehrere, sicher bestimmbare Reste repräsentirt.

8. Sus (palustris? Rüt.). Eine kleine Art, resp. Rasse von Schweinen wird durch ein Schädelfragment, 1 Scapula, 1 Humerus, 1 Femur, 1 Tibia angedeutet. Das wohlerhaltene, einem ausgewachsenen Individuum angehörende Femur hat eine grösste Länge von 166 *mm*; vom Condylus ab gerechnet misst es nur 162 *mm*.

9. Cygnus sp. Ein Schwan wird durch zwei zusammengehörige, 280 *mm* lange Humeri angedeutet; ferner

10. Anas sp. durch einen 87 *mm* langen Humerus[1]).

Unter Berücksichtigung der früher bereits von mir constatirten Thierarten besteht die Fauna des Spandauer Pfahlbaus aus folgenden Species:

1. Ursus arctos.
2. Canis familiaris, in zwei Formen, von denen die eine in der Mitte zwischen C. palustris Rüt. und C. matr. opt. Jeitt. steht, die zweite dem letzteren sehr nahe steht.
3. Sus scrofa ferus.
4. Sus sp. domest. (palustris?).
5. Equus caballus. Schwere Rasse.
6. „ „ Kleine, zierliche Rasse.
7. Bos sp. Eine grosse, wahrscheinlich wilde Art.
8. „ „ Eine kleinere, wahrscheinlich zahme Art.
9. Capra hircus? oder ein ziegenähnliches Schaf.
10. Ovis aries.
11. Cervus elaphus.
12. „ capreolus.
13. Lepus timidus.
14. Cygnus sp.
15. Anas sp.

Hiernach ist die früher von mir mitgetheilte Speciesliste (1882, S. 381 ff.) zu vervollständigen.

---

1) Ausserdem ist der Humerus einer grossen plumpen Hühnerart gefunden. Derselbe sieht aber viel recenter aus als die übrigen Reste und ist deshalb hier nicht mit berücksichtigt, zumal er seiner Form nach mit dem Humerus eines Puters übereinstimmt.

(22) Hr. Ed. Krause bespricht

die Erhaltung von Gold- und Holzsachen.

Derselbe theilt mit, dass seine Annahme, auch Gold werde im Erdboden von den Chloriden angegriffen (Verh. 1882. S. 537), sich als richtig bewährt hat, da die angestellten Versuche in den braunen Flecken und sonstigen anhaftenden Theilen auf Goldalterthümern aus dem südlichen Baden, sowie auf denen des Vettersfelder Goldfundes (Verh. 1883. S. 129) zur Evidenz das Vorhandensein von Chlor erwiesen. Ebenso zeigten sich die Krusten von fünf alten Bleimünzen, (an verschiedenen Orten ausgegraben), welche das Königl. Münzcabinet gütigst zur Verfügung stellte, als sehr stark chlorhaltig.

Derselbe berichtet über ein von ihm seit mehr als drei Jahren im Königl. Museum mit bestem Erfolge angewendetes Verfahren zur Conservirung von Holzalterthümern. Die Beobachtung, dass Holzarbeiter (Tischler, Fournierschneider etc.) die Hirnenden (Querschnitte senkrecht gegen die Axe) der Hölzer mit Papier verleimen, um so die Bildung radialer Spalten (sog. Windrisse) zu verhindern, führte ihn auf seine Conservirungsmethode. Das Verhindern der Entstehung von Windrissen durch Verleimen der Hirnflächen ist durch den Umstand zu erklären, dass die Ausdünstung, in Folge der Hauptstromes der Exosmose und Endosmose, sowie in Folge der Lage der Intercellularkanäle, in der axialen Richtung am stärksten stattfindet, in weit geringerem Grade in der Radialrichtung. Daraus folgt, dass, wenn die Ausdünstung an den Hirnenden gehemmt wird, ein viel langsameres und gleichmässigeres Trocknen der Hölzer erzielt wird, und dass namentlich die äusseren Schichten nicht, wie bei freiem Ausdünsten, nach jeder Richtung hin zuerst schwinden und dadurch nach Innen sich nach und nach weiter fortsetzende Spalten (Windrisse) bekommen, sondern durch die in radialer Richtung erfolgende Verdunstung einen gewissen Grad von Feuchtigkeit behalten, bis auch der Kern trocken ist und dadurch vor dem Reissen geschützt wird, da der Kern zugleich mit den äusseren Schichten austrocknet und schwindet.

Das zur Conservirung ausgegrabener Holzgegenstände angewendete Verfahren ist nun folgendes: Die Objecte werden sobald als thunlich, womöglich sofort nach der Ausgrabung, mit einer mindestens zolldicken Lage Langstroh (oder ähnlichem Material), das der Längsrichtung parallel an das Holz gelegt wird, mittelst Bindfaden dicht umhüllt, um das schnelle Austrocknen zu verhüten; dann werden die Hirnenden mit einem Gemisch aus gleichen Theilen von käuflichem Firniss und Petroleum getränkt. Dieses Gemenge muss vor dem Gebrauch stets frisch zubereitet werden, da der Firniss sich nicht vollständig im Petroleum auflöst, sondern nur aufschwemmt und bei längerem Stehen einen starken, in Petroleum unlöslichen, gallertartigen Bodensatz absondert. Die Objecte sind in der ersten Zeit der Behandlung vor Zugluft möglichst zu schützen und an einem trockenen, aber kühlen Ort aufzubewahren. In Zwischenräumen von je acht bis vierzehn Tagen wird die Tränkung mehrmals wiederholt und je nach Erforderniss das Stroh nach einigen Wochen entfernt, statt seiner aber zuerst ein leichter, später stärkerer Anstrich mit obigem Gemisch gegeben, unter gleichzeitiger starker Tränkung der Hirnenden, die schliesslich durch Aufgiessen geschehen kann, oder durch Einsetzen der Enden der Objecte in ein mit dem Gemisch gefülltes Gefäss. Hauptsache ist die möglichst oft wiederholte Tränkung der Hirnenden, sowie recht langsames Austrocknen. Wenn das Verfahren auch etwas langwierig ist, so ist es doch, im Verhältniss zu dem zu erzielenden Erfolge, wenig umständlich. Vor mehr als drei Jahren derartig behandelte grosse, sehr poröse und jetzt sehr leichte Gegenstände (von denen

einige vorgelegt wurden) haben in dieser Zeit ihr Aussehen absolut nicht verändert, noch Windrisse bekommen.

Auch für ethnologische Holzobjecte, welche von Insekten (Bohrkäfern etc.) auf's Aergste mitgenommen waren, hat sich das Gemisch zur Tränkung bestens bewährt. Es tödtet die zerstörenden Insekten und giebt dem sehr mürben, wurmfrassigen Holz beim Trocknen neue Festigkeit.

(23) Hr. E. Krause macht Mittheilungen über

trapezförmige Feuersteinscherben.

Derselbe legt einige trapezförmige prismatische Feuersteinmesserchen vor, deren nicht parallele Endseiten durch Absplitterung vermittelst Quetschens absichtlich stumpf gemacht sind.

Herr v. Mereschkowski machte vor zwei Jahren bei Vorlage seiner in der Krim ausgegrabenen Steingeräthe (Verh. 1881 S. 36), auch in seiner, leider russisch geschriebenen Broschüre über die Krim (Petersburg 1880) auf Taf. IV ganz besonders auf diese Messerchen aufmerksam und sprach die Vermuthung aus, dass diese Geräthe der Krim eigenthümlich seien. Dies gab mir Veranlassung, bei meinen Excursionen ganz besonders auf die kleinen Splitter und Messerchen zu achten, und ich bin heute in der Lage, vier Exemplare trapezförmiger Messerchen vorlegen zu können von drei verschiedenen Fundorten aus nächster Nähe Berlins, nämlich zwei von dem bekannten Reinickendorf-Rosenthaler Urnenfelde, eines von Schmöckwitz und eines von Pichelsdorf. Letztere beiden Fundstellen sind anscheinend Werkstätten von Feuersteingeräthen.



Die Annahme v. Mereschkowski's dürfte also hinfällig sein, umsomehr, als mir heute vor der Sitzung durch Freiherrn von Ramberg mitgetheilt wurde, dass diese trapezförmigen Messerchen auch auf dem Urnenfelde von Kl. Ladebow bei Greifswald (cf. Verh. 1883 S. 127) vorkommen, so dass sie also weit verbreitet zu sein scheinen. —

Hr. Virchow: Hr. v. Mereschkowski, der vor einigen Monaten nach langer Abwesenheit auf der Rückkehr nach St. Petersburg Berlin wiederum passirte, hat sich inzwischen schon selbst von seinem Irrthum überzeugt. In der That hat Hr. Chierici (Bulletino di paletnologia italiana. 1875. Anno I. p. 2, Tav. I. Fig. 10—16) diese, von ihm selci romboidali genannten Feuerstein-Manufakte ausführlich beschrieben. Er erwähnt sie von Albinea und Rivaltella aus der Emilia, wo sie in Wohngruben (fondi di capanne) getroffen waren, und von der Valle della Vibrata, wo Concezio Rosa sie gesammelt hatte. Bald nachher haben Hr. Casini (Ebendas. p. 141) und Hr. Angelo Angelucci (Ebendas. 1876 Anno II. p. 3), ersterer von Bellaria bei Bazzano, letzterer von Lesina in der Capitanata weitere Beispiele beigebracht. Ich habe deren auf meiner letzten Reise, sowohl bei Hrn. Chierici in Reggio, als bei Hrn. Angelucci im Artillerie-Museum zu Turin gesehen. — Hr. Chierici hat schon in seiner ersten Mittheilung die Vermuthung aufgestellt, dass derartige rhomboidale und trapezoidale Feuersteinscherben in derselben Art gebraucht seien, wie noch jetzt die Wilden in Australien ihre Lanzen mit scharfen Steinsplittern besetzen. Da bei uns einige solche Geräthe aus prähistorischen Fundstätten existiren, so würde es von Interesse sein zu erfahren, ob in der That die daran befindlichen Stücke dieselbe Form besitzen. Meiner Erinnerung nach wage ich dies nicht bestimmt zu behaupten. —

Hr. E. Friedel: Unter den dünnen flachen messerklingenförmigen Feuerstein-

schneiden, welche namentlich auf sogenannten Fabrikationsstätten vorkommen, that man wohl, eine dreifache Sonderung vorzunehmen:

1. Die eine Gruppe enthüllt sich bei schärferer Vergleichung als Fragmente längerer Feuersteinspähne, die durch das Treten der Füsse noch jetzt leicht zerbrechen und mitunter dann ein Aussehen gewinnen können, das an Gruppe 3 erinnert. In diese Gruppe rechne ich wenigstens einen der Flintsplitter, welcher mit einem Bronzedoppelknopf und kleinen Bronzefragmenten auf ein Täfelchen gezogen, durch Hrn. Eduard Krause als von dem bekannten (in meiner Schrift „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend", Berlin 1880. S. 41—43, erwähnten) Gräberfeld bei Reinickendorf und Schönholz, Kreis Nieder-Barnim heut vorgewiesen wurde. Die seitlichen Bruchflächen dieser verstümmelten Manufacte, auch die Befestigungsflächen, sind anders als bei den querschneidigen Pfeilspitzen (Gruppe 3).

2. Die zweite Gruppe habe ich in einem Aufsatz: Ueber Knochenpfeile aus Deutschland, Archiv für Anthropologie V, Braunschweig 1872, S. 433, bereits ausführlich erörtert. Es gehören hierher schmale d. h. in der Regel höchstens 1 cm breite dünne Splitterchen, die mindestens eine scharfe Schneide haben. Dieselben sind als Schneiden oder als Widerhaken, mitunter schrotsägenförmig, in einen knöchernen oder hölzernen Schaft, der dazu eine geeignete Rinne besitzt, eingekittet und haben theils die Schneidigkeit, theils — durch das leichte Aus- und Abbrechen der Splitterchen — die Gefährlichkeit der mit dem Bogen geschossenen Pfeile oder mit der Hand geschleuderten, unten befiedert zu denkenden, Wurfpfeile beträchtlich erhöht. Ich habe an der bezeichneten Stelle mehrere Beispiele von wohl erhaltenen vorgeschichtlichen Exemplaren angeführt und füge hinzu, dass bei den Eskimos und bei verschiedenen Südseeinsulanern, auch bei den Neuholländern, dergleichen mit scharfen Steinsplittern ausgelegte Geschosse noch jetzt benutzt werden, sowie, dass sie, unter Benutzung von Obsidian, bei den alten Mexikanern gewöhnlich waren. Letztere haben sogar förmliche, von Obsidiansplittern starrende zweischneidige Schwerter in ähnlicher Weise hergestellt.

3. Die dritte Gruppe umfasst die noch wenig beachteten querschneidigen Pfeilspitzen, von denen ein Exemplar, aus der erwähnten Reinickendorfer Fundstelle stammend, durch Hrn. Krause heut vorgelegt worden ist. Mehrere dergl. querschneidige Feuersteinpfeilspitzen habe ich auf der vom Freiherrn von Ramberg. S. 127 flg. der diesjährigen Mittheilungen erwähnten Fundstelle von Klein-Ladebow bei Greifswald gefunden, auch bereits im Jahre 1881 ein Exemplar zur baltischen Fischerei-Ausstellung vorgelegt. Vergl. E. Friedel: Erläuterungen zu einer Sammlung urgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Gegenstände aus der Umgegend von Greifswald. Greifswald 1881 und Catalog, B. II, Nr. 6623 des Märkischen Museums.

In letzterem finden sich mehrere querschneidige Feuersteinpfeile, z. B. von mir auf dem Cladower Sandwerder in der Havel westlich von Spandau gefunden, Nr. 292 des Catalogs, beschrieben in den erwähnten „Vorgeschichtlichen Funden" S. 59.

Abgebildet und erwähnt werden diese merkwürdigen Geschosse als „quergeschärfte Pfeilspitzen in Nilsson's Steinalter des Scandinavischen Nordens, Hamburg 1868, Fig. 36 u. 37, dgl. 266—268.

Bei oberflächlicher Betrachtung können dergl. querschneidige Pfeile mit den Flintsteinen von Feuersteinschloss-, Batterieschloss- und Radschloss-Gewehren, namentlich von dergl. Pistolen, verwechselt werden.[1]) Allein abgesehen davon, dass

---

1) Auch mit den sogen. Schussfeuerzeugen, welche, ähnlich wie Pistolen construirt, von etwa der Mitte des vorigen bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein im Gebrauch waren. Vgl. die vielen im Märk. Museum vorhandenen Exemplare.

zur Armirung dieser Feuerschlösser meist der honiggelbe Feuerstein der Champagne, wenigstens auf dem europäischen Continent, verwandt worden ist, verjüngen sich die querschneidigen Pfeilspitzen mit dem hinteren, in den Pfeil-Schaft gehörigen Ende mehr, als die Feuerschlosssteine. Endlich kann von einem Zweifel an der Benutzung der Querschneiden zu Pfeilspitzen gar keine Rede mehr sein, wenn man die gar nicht selten aus altaegyptischen Gräbern mit Schäftung und Befestigung vorhandenen vollständigen Pfeile vergleicht. Evans, The ancient stone implements of Great Britain. London 1872, bildet einen solchen vollständig montirten Pfeil in Fig. 272 ab. Die Befestigung ist mit Erdpech hergestellt (p. 329). Zwei querschneidige Pfeile bildet Madsen in seinem vortrefflichen Bilderwerk über die dänische Steinzeit ab, Afbildniger, pl. XXII, 18 u. 19. Nr. 19 beschreibt Madsen als ein Flintinstrument, mit Bast an einem hölzernen Schaft befestigt, im Torf bei Vissenberg nahe Odense auf Fünen gefunden. Sonderbarer und fälschlicher Weise hält Madsen sie für meisselartige Werkzeuge.

Fig. 342 bildet Evans a. a. O. p. 352 einen grossen querschneidigen Pfeil von Urquhart in Schottland ab, die Schneide 18 *mm* breit, die beiden schrägen Seiten 37 und 35 *mm* und die schmalste Seite 7 *mm* breit. Aehnliche sind von Suffolk und Yorkshire bekannt. Evans fand in einem der Dolmen auf dem Plateau von Thorus nahe Potiers einen der kleineren Art, andere sind von Pontlevoq aus der Bretagne und anderen Theilen Frankreichs, ebenso aus Mittelitalien (aus der Emilia) und aus Süditalien bekannt. Einen kleinen querschneidigen Pfeil besitzt das Britische Museum von St. Clement, Insel Jersey.

Mitunter sind die Schneiden dieser Pfeilspitzen concav, ja geradezu dem türkischen Mond ähnlich. Dergl. sind aus Nord-, Mittel- und Südamerika, wo überhaupt querschneidige Steinpfeile nicht rar sind, bekannt.

Kaiser Commodus (nach Herodian lib. I. c. 15) pflegte mit ähnlichen halbmondförmigen Pfeilen von Eisen Strausse im vollen Lauf — um seine Geschicklichkeit zu zeigen — nuf der Arena zu schiessen.

Während des ganzen Mittelalters schoss man aus Bogen, später aus Armbrüsten dergleichen Pfeile, beziehentlich Bolzen. Aus Persien sind ebensolche Eisenpfeilspitzen nicht minder bekannt. Demmin, Waffenkunde, Leipzig 1869, bildet dergleichen Pfeilspitzen S. 494, Fig. 22—25, entsprechende Bolzen S. 506, Fig. 27 und 28 ab. Originale sind in allen grösseren Sammlungen, z. B. im Berliner Zeughaus und im Märkischen Museum vorhanden.

Noch jetzt werden die querschneidigen Geschosse von den Walfischfängern an den Harpunen benutzt. Hr. Heins, der seine, nach Schleswig gekommene reichhaltige Sammlung von Fischereigeräthen im Jahre 1873 in Berlin auf der allgemeinen Fischerei-Ausstellung aufgestellt hatte, versicherte mir, dass er derartige Harpunen beim Walfischfang selbst verwendet habe und dass der Zweck der Querschneide sei, starkblutende Wunden, thunlichst unter Verletzung von Arterien, hervorzurufen; mit gewöhnlichen dreikantigen Pfeil- und Lanzenspitzen sei dies nicht so leicht zu erreichen.

Hiermit haben wir wohl auch die Absicht erklärt, welche dem Gebrauch der querschneidigen Feuerstein-Pfeilspitzen zu Grunde gelegen hat.

Zu einem Vergleich laden endlich die Paalstav-Lanzenspitzen ein, jene breitschneidigen Instrumente, welche mit kleinen Aexten Aehnlichkeit haben, aber nicht immer als Aexte an knieförmigen Hölzern, sondern mitunter unleugbar auch an geraden Lanzenschäften befestigt gewesen sind.

(24) Hr. Virchow zeigt

Alterthümer aus Colorado, Alt- und Neu-Mexico.

(Hierzu Tafel VI).

Hr. Dr. Gustav Brühl in Cincinnati, dessen zuvorkommender Freundlichkeit ich schon eine Reihe der interessantesten Zusendungen verdanke, hat kürzlich eine Reise durch Colorado, Neu- und Alt-Mexico gemacht und auf derselben zahlreiche Alterthümer gesammelt, von denen er mir eine Anzahl von Proben hat zugehen lassen. Da er im nächsten Winter Yucatan und Süd-Mexico zu besuchen gedenkt, so glaube ich am besten seinen Intentionen zu entsprechen, wenn ich schon jetzt durch die Vorlage seiner Proben auf die Ergebnisse der neuen Reise vorbereite.

Die übersandten Gegenstände vertheilen sich auf folgende Orte:

1. San Juan de Teotihuacan, 50 *km* NO von Mexico. Es ist dies jene berühmte „Stadt der Götter", deren Ruinen noch jetzt einen sehr grossen Raum erfüllen und von der die Pyramiden des Mondes und der Sonne, die Citadelle und die Gräberstrasse in mächtigen Anlagen erhalten sind [1]). Hr. Brühl berichtet speciell über eine hübsche Vase, die er von da mitbrachte (Taf. VI, Fig. 1). Er schreibt darüber:

„Sie wurde auf der Westseite des Ruinenfeldes in einer kleinen Grotte gefunden, die zu einer niedrigen Pyramide führt und in welcher noch ein etwa 4' hoher Altarstein aus Basaltporphyr mit einem Sonnenbilde (aber ohne heraushängende Zunge) auf der Vorderseite prangt, — das einzige wohlerhaltene Bildwerk, was ich auf der weiten Trümmerstätte entdecken konnte. Die Vase besteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen Gefäss, bei *e* beginnend, und dem Deckel von *a* bis *e*. Die Höhe derselben incl. Deckel ist 18 engl. Zoll, die Höhe von *a* bis *b* (den Füssen der Figur) $5^5/_8$", der Umfang bei $c = 13$", bei $g = 21$". Das Gefäss hat 3 nicht verzierte Füsse; bei *ff* ist es mit 11 und bei *hh* mit 6 Köpfen im Umfang verziert. Es hat einen metallischen Klang und bei *c* und *e* einen eigenthümlichen Glanz, so dass ich glaubte, es sei aus Serpentin geschnitten, eine geringe Läsion bei *m* aber hat mich überzeugt, dass es aus hellrothem Thon gebacken ist; doch ist ihm eine bläulich aschgraue Färbung gegeben."

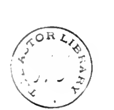
Ausserdem finden sich in der Sendung zahlreiche Topfscherben, Obsidianstücke und Idole, wie Hr. Brühl sagt, „von den Pyramiden". Was die ersteren betrifft, so sind es durchweg aus freier Hand geformte, stark gebrannte, zum Theil recht dickwandige Gefässscherben, welche sich durch Schwere, geglättete Oberflächen und grobes, nicht besonders mit Gesteinsbrocken gemengtes Material auszeichnen. Eines ist ein Henkelstück. An zweien, welche durch Dichtigkeit des Thones, Dicke und Schwere besonders bemerkenswerth sind, sieht man Zonen von glänzend braunem Aussehen, welche offenbar durch Auftragung einer Farbe hervorgebracht sind; an einem derselben sind die braunen Bänder mit eingeritzten Linien eingefasst. Im Uebrigen scheint die Glättung der Oberfläche durch Reibung hervorgebracht zu sein, denn man erkennt deutlich breitere Züge, welche etwas vertieft liegen, der Richtung der Polirstriche entsprechend.

Ausserdem sind ein Paar kleine Thonschälchen vorhanden, von denen die eine wie eine geöffnete Blume mit 4 Blättern und erhöhtem Fruchtboden gestaltet ist, sowie ein abgebrochenes Zierstück, platt, mit einer Federkrone besetzt, mit schwarzen Strichen auf roth und weissem Grunde.

1) Hubert Howe Bancroft: The native races of the Pacific States of North America. Leipzig. 1875. Vol. IV. p. 529. G. Mendoza: Las Piramides de Teotihuacan. Anales del Museo nacional de Mexico. 1878. T. I. Entrega 4. p. 186.



Emil Eyrich del. W. A. Meyn Lith.



Der Obsidian gehört grossentheils der ganz durchsichtigen, glasartig homogenen, an dünnen Stellen grünlichbraun erscheinenden Varietät an; nur ein Stück hat ein mattes, undurchsichtiges Aussehen. Da die Minen des Cerro de las Navajas, aus denen die alten Mexikaner den Obsidian genommen haben sollen[1]), nicht weit entfernt sind, so erklärt sich der von allen Besuchern hervorgehobene Reichthum des Ruinenfeldes an solchen Stücken. Die übersendeten sind sämmtlich geschlagen, jedoch der Mehrzahl nach ohne charakteristische Form. Das beste Stück ist eine nahezu vollendete Lanzenspitze (Fig. 2) von 47 *mm* Länge und 32 *mm* Basalbreite, am vorderen Ende zugespitzt, an den Rändern und zum Theil auf der Fläche durch kleine Absprengungsflächen zugerichtet und am hinteren Ende mit einer Andeutung eines Stieles versehen. Ein kleines Stück hat mehr die Gestalt eines Schabers. Ein grösseres hat eine grosse ebene Grundfläche, während an der anderen Seite zwei grössere und eine kleinere Fläche ihm ein eckiges Aussehen geben.

An kleinen Idolen aus Thon hat Teotihuacan bekanntlich einen grossen Reichthum und schon lange wird darüber geklagt, dass die Bewohner der Gegend eine besondere Industrie in Nachbildung derselben entfalten. Von den vorliegenden zeigen viele so deutliche Spuren alter Verletzung, dass an ihrer Originalität wohl nicht zu zweifeln ist. Der Thon ist durchweg fein, äusserlich glatt und grauroth gebrannt. Die Mehrzahl stellt menschliche Relief-Köpfe mit platter Hinterfläche dar, jedoch lassen sie sich leicht in mehrere Gruppen theilen. Einige stellen offenbar Götter vor; sie tragen reich verzierten Kopfputz. Eines gleicht in hohem Maasse dem Kopfe der in Fig. 1 abgebildeten Vase. Ein anderes erinnert an die altägyptische Götterfigur Seth. — Die einfacheren, durchweg mit ganz glatter Kopfschwarte dargestellten Köpfe unterscheiden sich dadurch, dass in der einen Abtheilung der Kopf gerundet, zuweilen auch hinten ganz ausgeführt ist, (Taf. VI, Fig. 3), während in der anderen die Stirn ganz breit abgeplattet, erhöht und zugleich von der Mitte des oberen Randes aus eingebogen ist (Taf. VI, Fig. 4). Gewiss liegt es nahe, hier an jene deformirten Schädel zu denken, wie sie schon Gosse (Essai sur les déformations artificielles du crane, Pl. I. Fig. 4a) von der Insel Sacrificios nahe bei Veracruz unter dem Namen der „dreilappigen“ beschrieben hat. Nicht zu verwechseln damit sind übrigens gewisse Köpfe, welche jederseits über der Schläfe neben der Stirn eine Art von Haarrolle oder Wulst tragen; diese hat Hr. Mendoza (Anales del Mus. nacion. de Mexico. T. I. Entr. 2. p. 91) auf japanische Verwandtschaften zurückführen wollen. Die eigentliche Gesichtsbildung ist gleichfalls sehr wechselnd. Im Ganzen dominirt ein langes Gesicht mit starker, langer, wenig vortretender Nase und breitem, jedoch gleichfalls wenig vortretendem Munde. Seltener ist die Nase kurz und mehr gekrümmt, dagegen die Lippen stark vortretend. Ein paar Mal wird die Prognathie äusserst stark, fast negerartig, und in einem Falle gewinnt das Gesicht durch die Vorschiebung der Kiefer ein geradezu affenartiges Ansehen; dieses Köpfchen hat eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Steinkopfe aus einer Höhle von Haiti, den ich durch Dr. Bansen erhielt (Sitzung vom 14. März 1874. Verh. S. 70), einigermaassen auch mit den Thonidolen von Puerto Rico (Sitzung vom 13. Januar 1872. Verh. S. 44. Taf. IV). — Einer der Köpfe macht den Eindruck, als habe ein Todtenkopf dargestellt werden sollen: man sieht an dem erträglich modellirten Gesicht nur drei ganz grosse rundliche Löcher an Stelle der Augenhöhlen und des Mundes.

1) Bancroft l. c. p. 544. Charles Rau: Articles on anthropological subjects. Washington. 1882. p. 97.

Ein einziger Thierkopf ist vorhanden, indess vermag ich ihn mit Sicherheit nicht zu deuten. Er gleicht am meisten einer Hirschkuh. Auf einem kräftigen, aber schlanken Halse sitzt ein Kopf mit langer Schnauze, grossem Maul, grossen vortretenden Augen und einer etwas vortretenden, schmalen Nase; die Ohren sind angelegt, die Muschel (die offenbar nicht abgebrochen ist) sehr kurz, aber weit. Ich bemerke dabei, dass es von besonderem Interesse sein dürfte, auf Thierfiguren zu achten. —

2. Cholula, 10 engl. M. W. von Puebla de los Angeles, wo seit der Zerstörung durch Cortez nur noch die weltberühmte Pyramide stehen geblieben ist. Bancroft[1]) giebt an, dass ihm nur 3 Gegenstände bekannt seien, welche als Miscellaneous relics bezeichnet werden könnten. Um so mehr ist es von Interesse, dass es Hrn. Brühl gelungen ist, noch ein fast unversehrtes Thongefäss aufzufinden. Er nennt es eine Opfervase und giebt an, dass er sie im dichten Gebüsch der Schiefebene fand, welche die unterste Terrasse der Pyramide an der Nordseite mit der höher gelegenen der Nordostecke verbindet. Genauer bezeichnet ist es ein tiegelartiger Dreifuss ohne Henkel, aus rothem, stark gebranntem Thon, ziemlich roh aus freier Hand geformt. Die 3 Füsse sind im Ganzen konisch, 45 *mm* lang und kräftig; die darüber stehende Schale hat eine Mündung von fast 14 *cm* Weite und eine tiefe Aushöhlung von 5 *cm* Höhe. Die Oberfläche hat hier und da etwas Glanz, erscheint jedoch im Grossen matt und uneben. Der Rand ist einfach, gerundet, hie und da etwas hügelig, auf der inneren Seite von einer nicht ganz continuirlichen, eingeritzten Linie begleitet. Der grösste Theil der inneren Oberfläche ist stark geschwärzt durch Kohle und am Boden zu ungefähr $^1/_3$ seines Umfanges bedeckt mit einer anklebenden Schicht von rauher Oberfläche, brüchiger Beschaffenheit und schwärzlichem Aussehen. Stücke davon, auf brennende Kohle gelegt, entzünden sich sehr leicht und brennen ganz langsam unter Aussendung eines reichlichen, aromatisch riechenden Rauches. Es ist also offenbar eine halb verkohlte harzige Substanz, eine Art Weihrauch, und man wird an der Deutung, dass wir eine alte Opferschale vor uns haben, nicht zweifeln können.

Die Sendung enthält ausserdem noch ein halbes Dutzend Scherben von Thongefässen, welche allem Anschein nach fast sämmtlich schalenförmig waren. Das grösste Stück stellt ungefähr den dritten Theil einer glänzend schwarzen, ganz einfachen Schale dar; da sowohl der Rand, als ein Theil des flachen Bodens vorhanden ist, so kann über die Form kein Zweifel sein. Die Höhe beträgt ungefähr 4,5 *cm*; der obere Umfang hat einen Durchmesser von 16 *cm* gehabt. Die Seiten sind stark ausgewölbt. — Ein zweites Bruchstück von sehr ähnlicher Form ist glänzend braun. Ein drittes, mehr bräunlichgraues gehört zu einer kleinen Schale mit flachem Boden und eingebogener Seitenwand.

Einige der Stücke machen auf den ersten Anblick den Eindruck, als trügen sie Linien vom Drehen auf der Scheibe, indess scheint es mir bei genauerer Prüfung, dass sie sämmtlich aus freier Hand geformt sind. Das Material, aus dem sie hergestellt wurden, dürfte feiner, vielleicht geschlämmter Thon gewesen sein. Derselbe ist nur an einigen roth gebrannt; bei anderen ist offenbar das indische Verfahren angewendet, dass sie im Russ schwach gebrannt und dann nachträglich polirt worden sind. Die Glättstreifen sind ganz deutlich und die Farbe nüancirt, wie erwähnt, zwischen Bräunlichgrau, Röthlichbraun und Schwarz, wie bei dem türkischen und ägyptischen Thongeräth. Ein Paar ganz kleine Scherben sind

1) Bancroft l. c. p. 476.

mit einer Art Firniss bestrichen und ganz glänzend gebrannt: eines auf beiden Seiten hochroth, das andere aussen schwarz, innen mattgrau. Ornamente, weder gemalte, noch geritzte oder erhabene, sind an keinem der Stücke sichtbar.

Endlich sind noch einige dicke Stücke von grobem Mörtel oder Cement, zum Theil jedenfalls Wandbekleidung, da. Zwei davon haben eine glatte und eine rauhe Seite. Die erstere ist an dem einen mit einer weissen Kalkfarbe, an der anderen mit einer bräunlichrothen Farbe überzogen; an letzterer sieht man noch die Pinselstriche. Der Mörtel selbst ist leicht, weisslichgrau, porös und sehr fest. Möglicherweise ist bei der Herstellung vulkanisches Material verwendet, wie es Evans für die Anfertigung der Luftziegel (adobes), aus denen die Pyramide errichtet ist, behauptet. Hr. Brühl giebt an, dass sowohl die Cementstücke, als die Thonscherben von den Terrassen der Pyramide herstammen, deren Boden damit bedeckt sei. Ich möchte dabei erwähnen, dass nach dem Zeugnisse von Torquemada und nach neueren Untersuchungen, die Hr. Mendoza (An. del Mus. Mex. T. I. Entr. 4. p. 188) mittheilt, die Wände in Teotihuacan aussen und innen mit ganz vorzüglichem, an der Oberfläche polirtem Stuck ausgelegt und mit weisser oder brauner Farbe getüncht waren. Von Cholula ist mir keine ähnliche Nachricht bekannt; nach den vorliegenden Proben dürfte aber wohl angenommen werden, dass derselbe Brauch dort gleichfalls stattfand.

3. Aus den Cerillos nahe Santa Fé in Neu-Mexico hat Hr. Brühl der Sendung einige Steinsachen beigefügt, die er im Pueblo von San Domingo erhielt. Darunter ist gleichfalls ein Stück geschlagener Obsidian von glasiger Beschaffenheit und mehrere jener hellgrünen Steine, welche als Chalchihuitl bezeichnet werden. Sie sind sämmtlich bearbeitet, jedoch nur zwei derselben haben eine bestimmte Form. Das eine ist ein ungemein zierliches Miniatur-Flachbeil (Taf. VI, Fig. 5) von genau derselben Form, wie sie die kleinsten Nephrit-Beilchen darbieten: vorn zu einer fast geraden, scharfen Schneide, hinten zu einer stumpfen Spitze zugeschliffen. Es misst 20 *mm* in der Länge, vorn 15 *mm* in der Breite, 3 *mm* in der grössten Dicke. Die Zuschärfung hat nur von der einen Fläche her stattgefunden. Alle übrigen Flächen sind glatt polirt, die Seitenränder gerundet. Die Farbe ist prächtig hellgrün, stellenweis weisslich, mit kleinen, eckigen, braunen Einsprengungen; auch die dünnen Stellen sind undurchsichtig. — Das zweite Stück ist eine runde, etwas dicke Scheibe von der Grösse eines 50 Pfennigstückes. Hr. Websky bestimmte das Material als Callait, dessen Vorkommen in jener Gegend bekannt sei und der in zugeschnittenen, eckigen Stücken in den Handel komme. Darnach ist anzunehmen, dass die übrigen, durchweg unregelmässigen Stücke, wenn sie überhaupt alt sind, als Rohmaterial zu betrachten sind.

4. Aus einer Pueblo-Ruine am Rio Zuñi, 6 leguas von dem heutigen Pueblo, sowie aus einem Steinhause an den Quellen des Rio Puerco del Este, einem Nebenflusse des Rio Grande in Colorado, eine Reihe höchst interessanter Scherben, von welchen ein Theil ganz übereinstimmt mit den Scherben von Arizona, welche Hr. Semper (Sitzung vom 21. December 1878, Verb. S. 418) der Gesellschaft schenkte und welche seitdem in den Besitz des Königlichen Museums übergegangen sind. Abbildungen solcher Scherben finden sich bei Bancroft (l. c. p. 661 und 680), eine Besprechung bei Rau (l. c. p. 56). Ueber die meinigen bemerke ich, dass sie gleichfalls in zwei Kategorien zerfallen und zwar nach der äusseren Behandlung, denn in der Form scheinen sie sämmtlich auf schalen- oder kugelförmige Gefässe hinzuweisen. Henkel sind nicht darunter. Ich unterscheide

a) schwarze Scherben von matter oder höchstens schwach glänzender Oberfläche und korbgeflechtähnlichem Aussehen (Taf. VI, Fig. 6—7).

Sie sind sehr hart, klingend, schwach gebrannt und aus sehr dichtem Material. Manche haben eine mehr graue Farbe, jedoch dürften sie länger an der Luft gelegen haben. Die meisten haben eine gleichsam geschuppte Aussenfläche, indem dicht aneinander horizontale Reihen kleiner, unregelmässig dreieckiger Höcker, getrennt durch gleichfalls dreieckige Gruben, das Gefäss umziehen. Bancroft nennt das raised or indented figures. Bei den besten Stücken liegen die Höcker und Grübchen so regelmässig, dass sie bei jeder Stellung der Scherben geradlinige Reihen bilden, bald horizontale, bald schräge und zwar sowohl von rechts oben nach links unten, als auch von links oben nach rechts unten verlaufende. Es lässt sich nicht wohl denken, dass eine solche Regelmässigkeit durch freie Handarbeit erzielt werden könnte; auch ist nicht zu erkennen, mit was für einem Instrumente das erzeugt sein sollte. Es scheint mir daher höchst wahrscheinlich, dass die Töpfe in Körben, welche aus Holz geflochten waren, hergestellt wurden, wie es Hartt vor längerer Zeit von amerikanischen Eingebornen beschrieben hat. Die geringeren Stücke zeigen eine grössere Unregelmässigkeit; die einzelnen Horizontalstreifen sind ungleich breit und dicht. An mehreren werden auch die Grübchen flacher und undeutlicher und an einzelnen sieht man fast nur quere, sehr unregelmässig breite Bänder, welche durch schwach wellige Rinnen von einander getrennt sind. Diese Stücke sehen auf den ersten Anblick aus, als wären sie nur horizontal geritzt, aber bei genauester Betrachtung erkennt man doch auch an ihnen seichte Vertiefungen, den Grübchen (Indentationen) entsprechend.

b) gemalte Scherben (Taf. VI, Fig. 8). Es sind diess ausserordentlich schöne und feine Leistungen der Töpferei, wie wir sie eigentlich nur aus den klassischen Ländern der alten Welt kennen. Im Allgemeinen dominirt eine schöne rothe, glänzende Grundfarbe, so saftig und vollkommen, als hätte man samische Waare oder Terra sigillata vor sich. Auf diesem rothen Untergrunde sind glänzend schwarze Zeichnungen angebracht, meist in Form von Linien und breiteren Streifen, doch auch in mehr zusammengesetzten, geometrischen Figuren. Besonders schön ist ein treppenförmiges Ornament, das uns schon von mexikanischen und peruanischen Thongefässen länger bekannt ist. An einem, leider sehr kleinen Scherben tritt eine fensterartige Zeichnung hervor. Stets ist auch die innere Seite glänzend und gefärbt, ja die Ornamente finden sich sogar vorwiegend auf der Innenseite, woraus hervorzugehen scheint, dass es flache Schalen waren, die man so verzierte. Bancroft spricht nur von Roth und Schwarz, indess meine Sammlung enthält auch noch eine andere Variation, nehmlich graubraune Zeichnungen auf weisslich- oder gelblichgrauem Grunde, — eine Zusammenstellung, wodurch sich diese Thonornamentik der archaisch-klassischen der alten Welt noch mehr nähert. Ein Scherbenstück hat sogar aussen breite, braune Bänder und Flecke auf hellem, gelblichgrauem Grunde und innen breite schwarze Horizontal- und Vertikalstreifen auf rothem Grunde. Am meisten ausgezeichnet ist aber ein stärker gerundetes, grösseres Scherbenstück vom Rio Zuñi, welches aussen und innen weisslichgraue Grundfarbe zeigt und darauf aussen eine sehr zusammengesetzte, dunkelgraubraune Zeichnung hat (Taf. VI, Fig. 9). Die sehr gross angelegte Zeichnung ist leider nicht genau zu erkennen. Wie es scheint, bilden breite Mäanderzüge die Grundfiguren, die abwechselnd gefüllt und bloss schräg gestrichelt sind, während in weiterer Umgebung sich neue Strichzonen und als Abschluss nach unten oder oben wieder ein breiter voller Strich anschliessen. — Endlich ist noch ein einzelnes Stück zu erwähnen, welches ganz einfarbig, innen und aussen röthlichbraun und glänzend ist.

Ausdrücklich bemerke ich, dass der Glanz dieser Pueblo-Scherben von dem der

alt-mexikanischen ganz verschieden ist. Bei den Pueblo-Scherben überzieht ein gleichmässig glänzender Lack, um so zu sagen, die ganze Oberfläche, während von einer besonderen Politur nicht eine Spur zu bemerken ist, wie sie regelmässig an den altmexikanischen Stücken erkennbar ist. Dagegen ist auch an den Pueblo-Scherben von der Herstellung der Gefässe auf der Drehscheibe kein Anzeichen vorhanden, Alles macht den Eindruck reiner Handarbeit.

5. Mit diesen alten Sachen ist zugleich eine Anzahl von kleinen Flachbrödchen aus dem Pueblo Zuñi mitgekommen, die von der Frau des zweiten Kaziken gebacken sind. Es sind ganz feine, runde Scheibchen, wahrscheinlich aus Maismehl.

6. Endlich hat Hr. Brühl noch einige „Körbchen“ (baskets) der Moqui-Indianer beigefügt, genau genommen, schwach vertiefte, geflochtene Teller von sehr verschiedenartiger Grösse. Es sind derbe, haltbare Geräthe, die zugleich durch die Einschiebung gefärbter Abschnitte ein recht gefälliges Aussehen darbieten. Manche sind zum Verwechseln den geflochtenen Tellern aus dem Sudan ähnlich.

Die Sendung ist demnach in verschiedener Beziehung sehr lehrreich und ich bin Hrn. Brühl in hohem Maasse dankbar für die ganz unerwartete Gabe. Hoffentlich wird ihm diese Darstellung zeigen, wie gross unser Vergnügen sein wird, wenn er auch auf seiner neuen Reise unserer gedenken will.

(25) Hr. Virchow berichtet über

die Excursion nach Tangermünde.

Am Sonntag, 24. Juni, begab sich verabredetermaassen eine Anzahl von Mitgliedern der Gesellschaft zur Untersuchung der in der Sitzung vom 10. Februar (Verh. S. 150) erörterten Gräber nach Tangermünde. Freundliches Wetter begünstigte die Excursion, die sich wegen des herzlichen Empfanges, der Schönheit der Landschaft und der herrlichen Architektur der alten Stadt zu einer sehr genussreichen gestaltete.

Tangermünde liegt gegenwärtig etwas ausserhalb der Verkehrswege. Keine Eisenbahn berührt es unmittelbar; nur, wenn man sich auf der Lehrter Bahn der Elbe nähert, erblickt man in der Ferne seine Thürme und Mauern auf der vorragenden Ufereckе des linken Elbufers. So ist es neuerlich ein in grösseren Kreisen fast unbekannter Ort geworden. Vor einem halben Jahrtausend war es anders. Damals hatte Kaiser Carl IV hier seine Residenz aufgeschlagen und grosse Bauten aufführen lassen. Nachher hielt der erste Hohenzoller in Tangermünde Hof; zwei seiner Söhne, die beiden nachfolgenden Kurfürsten, wurden hier geboren. Aber auch schon unter den Askaniern war es ein wichtiger Waffenplatz, denn vermöge seiner ungewöhnlich geschützten Lage beherrscht es die erste bequeme Elbfuhrt unterhalb Magdeburg. Hierher führten die Strassen von Stendal, Salzwedel und Gardelegen und von hier ging der alte Weg einerseits nach Rathenow, andererseits über Kloster Jerichow auf Brandenburg. Wahrscheinlich war der Platz auch in noch früherer Zeit bewohnt und befestigt, indess sind slavische Reste bis jetzt nicht gefunden worden.

Die ganze Anlage der Stadt, wie sie jetzt erscheint, ist deutsch. Aber sie hat für uns Nordländer manches Ueberraschende. Das liegt namentlich in der grossen Zahl noch erhaltener alter Bauten, ja, man kann fast sagen, in der Bewahrung aller charakteristischen Eigenthümlichkeiten der mittelalterlichen Stadt innerhalb ihrer noch grossentheils stehenden Mauern. Wenn man unten auf der Buschwiese zwischen Elbe und Tanger steht und zu der mauerumgürteten Stadt mit ihren Kirchen und Thoren emporblickt, so meint man ein Bild aus fernen Zeiten und fernen Landen vor sich zu sehen. Die vortrefflichen Illustrationen des Malers Hrn. Die-

trichs in den von ihm und Hrn. Ludolf Parisius herausgegebenen „Bildern aus der Altmark“ (Hamburg 1883) werden auch denen, welche nicht an der Excursion theilnahmen, ein anschauliches Bild davon gewähren. Wir, die wir uns, ausser der freundlichen Leitung der städtischen Autoritäten, auch der Anwesenheit der beiden genannten Herren zu erfreuen hatten, konnten alle diese Erinnerungen mit vollem Verständnisse in uns aufnehmen. Ich muss hier um so mehr auf das erwähnte Prachtwerk verweisen, als der grösste Theil der Bauten das Gebiet unserer Gesellschaft nicht berührt. Aber eines muss ich doch hervorheben. Die alte Kaiserpfalz auf ihrer weithin beherrschenden Höhe über der Elbe ist im dreissigjährigen Kriege grossentheils zerstört worden; nur ein mächtiger Bergfried und einzelne Reste von Gebäuden stehen noch aufrecht, aber am Fusse der Uferecke nagen die Wasser der Elbe und wenn nicht schnell Einhalt geschieht, werden bald grosse Abstürze erfolgen und von den Fluthen davon getragen werden.

Von dem Architektonischen, das uns fremdartig erschien, will ich nur zweierlei erwähnen. Zunächst an der Stephanskirche, welche im Uebrigen dem Backsteinbau des 14. und 15. Jahrhunderts angehört, sieht man, namentlich über den Portalen, höchst zierliche durchbrochene Gitter, gleichfalls aus Backsteinen (Dietrichs u. Parisius a. a. O. Bd. I S. 16), welche in hohem Maasse an orientalische (persische, arabische, byzantinische) Bauornamente erinnern. In dieser Kirche befindet sich auch das alte Schnitzwerk der „Jungfer Lorenzen“ (ebendas. S. 19), welches vielleicht an uralte Sagenkreise anknüpft. — Sodann fiel mir ganz besonders auf das Mauerwerk an dem linken Thurm des Neustädter Thores (ebendas. S. 49). Obwohl derselbe erst im 15. Jahrhundert erbaut sein soll, so rief mir doch die eigenthümliche Abwechselung von Backsteinen, welche in verschiedenartiger Richtung und Färbung, oben in Zickzacklinien, unten in schrägen Parallellinien angeordnet, das gewöhnliche Mauerwerk unterbrechen und in buntester Weise verzieren, den Aufbau der alten grusinischen Thürme, welche man im Thal der Aragwa im südlichen Kaukasus sieht, lebhaft in das Gedächtniss.

Unser eigentliches Tagewerk zertheilte sich in zwei Aufgaben: einmal die Erforschung der vorgeschichtlichen Gräber, zum anderen die Musterung einer Sammlung localer Alterthümer, welche in dem alten, prächtig restaurirten Rathhause zu unserer Belehrung aufgestellt war. Ich werde Beides, soweit es die Prähistorie betrifft, kurz zusammenfassen, indem ich schon hier allen denen, welche sich an diesen Vorbereitungen betheiligt hatten, vornehmlich dem Herrn Bürgermeister und Herrn Apotheker Hartwich, unsern besten Dank ausspreche.

Der Weg zu den Gräbern führte uns südlich von der Stadt zu einem Plateau, welches sich von der Stadt aus längs des Tangerflusses, in geringer Entfernung von der Elbe, ganz allmählich senkt. Die erste Stelle, welche uns interessirte, war der Platz, wo der in der Sitzung vom 10. Februar von mir genauer beschriebene Schädel gelegen hatte. Soweit sich bis jetzt übersehen lässt, hat dieser Platz mit dem demnächst zu erwähnenden Gräberfelde nichts zu thun. Die Entfernung zwischen beiden beträgt fast $^1/_4$ Stunde; ausserdem sind beide durch einen tiefen Terraineinschnitt von einander getrennt. Hr. Hartwich hat mir kürzlich mitgetheilt, dass er dort viele Scherben, eine halbe Urne, durchgeschlagene Feuersteinknollen gefunden habe, aber die Scherben zeigten einen wesentlich anderen Charakter, als die von dem folgenden Leichenfelde; sie seien ziemlich grob, mit grossen, kräftigen Henkeln, äusserst selten verziert. Immerhin ist bis jetzt über diese Stelle, namentlich über die Beigaben, so wenig bekannt, dass es eingehender Untersuchungen bedürfen wird, um das Alter der Leiche festzustellen. Zur genaueren Bestimmung

des Ortes will ich nur hinzufügen, dass die Stelle hart am Abhange gegen den Tanger, links von dem aus der Stadt führenden Wege, gelegen ist.

Unsere Aufmerksamkeit war am meisten auf die zweite, etwas weiterhin rechts vom Wege bei der dort errrichteten Ziegelei gelegene Gräberstelle gerichtet, über welche Hr. Hollmann in der Februar-Sitzung berichtet hat. Soviel man damals urtheilen konnte, glaubten wir dieses Feld der jüngeren Steinzeit zuschreiben zu müssen. Leider waren die Ausgrabungen, welche wir vornahmen, ganz ergebnisslos. Da irgend welche äusseren Anzeichen von Gräbern nicht vorhanden sind, insbesondere Erd- oder Steinaufschüttungen gänzlich fehlen, so konnte nur auf Gerathewohl gegraben werden, und das Glück wollte uns eben nicht wohl. Wir fanden gar nichts. Was zur Bestimmung des Gräberfeldes dienen konnte, waren nur die früheren Fundstücke, welche wir im Rathhause sahen. Dieselben sind in den Besitz des Hrn. v. Alvensleben zu Calbe a. d. Milde übergegangen, welcher die Freundlichkeit gehabt hatte, sie zur Ansicht herzuschaffen. Wir sahen ein schön geschliffenes Feuersteinbeil von etwa 14,5 *cm* Länge, an der flach gewölbten Schneide fast 5 *cm*, am stumpfen Ende 3 *cm* breit, sowie 3 sehr interessante, kleine, dunkelgraue Thongefässe von sehr charakteristischer Form und Verzierung: eine flache Schale, einen Henkeltopf mit weiter Mündung und einen etwas höheren, fast umgekehrt kegelförmigen Topf. Sowohl die erstere, als der letztere, besitzen breite, vorstehende Knöpfe oder Oehre, welche senkrecht durchbohrt, also zum Aufhängen bestimmt sind. Die sehr mannichfaltig und reich in geraden und gebogenen Linien angeordneten Verzierungen sind tief eingedrückt und bestehen aus kurzen Gliedern des sogenannten Sparrenornamentes. Ich behalte mir eine genauere Besprechung dieser sehr alten Geräthe für eine andere Gelegenheit vor, will aber schon hier bemerken, dass sie dem neolithischen Typus völlig entsprechen.

Seit unserem Besuche sind mir sowohl durch Hrn. Maler Dietrichs, als durch Hrn. Apotheker Hartwich weitere Funde zugegangen, welche von diesem Gräberfelde stammen. Da jedoch die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist, so erscheint es mir richtiger, ihrer für diesmal nur ganz kurz Erwähnung zu thun.

Sehr viel glücklicher waren wir an einer noch etwa $^1/_4$ Stunde weiter entfernten Stelle, wo vor Kurzem auf dem seit langer Zeit beackerten und ganz geebneten Blachfelde und zwar auf dem Schröder'schen Acker gleichfalls Gräber entdeckt worden waren. Die Stelle liegt links von einem, mehr südwestlich verlaufenden Feldwege. Hier genügte eine kurze und flache Grabung, um uns auf mehrere, in geringen Enfernungen von einander stehende Urnen mit Leichenbrand zu führen. Sie standen, kaum $^1/_3$ *m* tief, in dem ziemlich lockeren Erdreich, von platten Steinen bedeckt und von einzelnen unregelmässigen Geröllsteinen umgeben, welche man jedoch kaum Steinkisten nennen konnte. Einzelne waren fast ganz zerdrückt, andere dagegen nahezu ganz erhalten. Zweifellos hatten wir hier eines jener Urnenfelder vor uns, die noch Danneil Wendenkirchhöfe nannte, von denen ich jedoch an zahlreichen Orten der Mark und Lausitz, Pommerns und Posens gezeigt habe, dass sie einer weit älteren Zeit angehören.

In der That lehrte die weitere Untersuchung alsbald, dass unzweifelhafte Analogien mit Urnenfeldern diesseits der Elbe vorhanden sind und dass derselbe Culturstrom, dessen Wirkungen wir in unserer Nähe so oft begegnen, in dieser Gegend den Elbstrom überschritten hat. In welcher Richtung, das wird sich erst genau übersehen lassen, wenn weitere Untersuchungen in der Altmark stattgefunden haben; ich scheue mich jedoch schon jetzt nicht, die Vermuthung auszusprechen, dass die Richtung eine ostwestliche war.

Die von uns ausgegrabenen Todtentöpfe hatten das Gemeinsame, dass eine

umgekehrte grössere Thonschale als Deckel über dieselben gestülpt war. Obwohl wir keinen Deckel unversehrt zu Tage gefördert haben, so liessen sich doch ein Paar so weit restauriren, dass man ein deutliches Bild ihrer Form gewinnen konnte. Es sind ganz einfache, in keiner Weise ornamentirte Schalen oder Näpfe, wie sie wohl sonst als Speisenäpfe benutzt sein mögen, mit engem, etwas eingedrücktem Boden, weiter Auslage des Bauches und einfachem, etwas eingebogenem Rande. Die eine ist 7 *cm* hoch, an der Mündung 17,5, am Boden 5 *cm* im Durchmesser; eine andere 8,5 *cm* hoch, an der Mündung 24,5, am Boden 9 *cm* weit. Die Oberfläche ist glatt, fast glänzend, jedoch nicht ganz gleichmässig, die Farbe graubraun oder schwärzlichgrau. Eine hat einen Henkel oder vielmehr einen knopfförmigen Vorsprung am Rande, der mit einer ganz feinen, horizontalen Oeffnung versehen ist.

Die Todtentöpfe selbst sind sowohl in der Grösse, als in der Ausstattung etwas verschieden. Im Ganzen sind sie ziemlich starkwandig, aus dichtem, mit scharfkantigen Gesteinsbrocken durchknetetem Thon, an der Oberfläche, wie es scheint, durch Abstreichen mit einer Flüssigkeit geglättet, stellenweise sogar leicht glänzend, jedoch nirgends polirt. Sie sind sämmtlich aus freier Hand geformt und so schwach gebrannt, dass die Wände auf dem Bruch innen schwarzgrau aussehen. Sie besitzen Henkel oder doch henkelartige Ansätze. Ihre Farbe ist überwiegend eine gelblichgraue. Die grösseren haben eine mehr hohe, längliche Gestalt mit mässiger Auslage des Bauches und kurzem aufgerichtetem Halse, dessen Bildung jedoch nicht genau angegeben werden kann, da er nur an einem einzigen (Nr. 2) nicht abgebröckelt ist. Die Art der Verzierung wird sich am besten aus einer Beschreibung der einzelnen, von uns gefundenen Stücke ergeben.

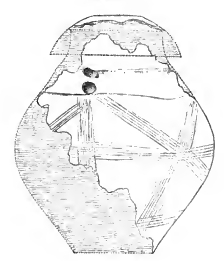
Der Inhalt bestand fast ausschliesslich aus calcinirten, durch starkes Brennen gebleichten und nachträglich durch Zerklopfen zerkleinerten Menschenknochen. Sonstige Beigaben waren sehr spärlich. Indess gelang es mir, aus einer, freilich sehr zerdrückten Urne (Nr. 1) alsbald sowohl Bronze, als Eisen zu gewinnen. Ueber die allgemeine Zeitstellung, frühere Eisenzeit, wird kaum ein Zweifel sein können.

Wir fanden folgende 4 Urnen:

1. Das von mir untersuchte Grab enthielt unter einem platten Deckstein einen zerdrückten Deckel und eine gleichfalls zerdrückte Urne (Holzschnitt 1). Bei aller Sorgfalt ist es nicht gelungen, alle Stücke zusammenzubringen, so dass nur eine sehr fragmentarische Restauration möglich war. Die Stücke sind fast alle 8—10 *mm* dick, äusserlich glatt, leicht glänzend und sehr weich anzufühlen; die Grundfarbe dunkel gelblichgrau, stellenweise schwärzlich und röthlich durch Brand, auf dem Bruch matt und schwärzlich grau. Bestimmte Maasse lassen sich nicht gewinnen, doch kann der Durchmesser des Bodens und der Mündung auf etwa 12—13, der des Bauches auf 26 *cm* veranschlagt werden. Vom (fehlenden) Boden an erweitert sich das Gefäss langsam ansteigend zu dem weit ausgelegten Bauche ganz gleichmässig, um nach oben hin ebenso wieder sich zu verengen. An der Grenze des Halses liegt ein seichter, sehr glatter Absatz (Eindruck); von da steigt der engere Hals mit geringer Einbiegung in die Höhe; ungefähr darf man seine Höhe auf 5 *cm* veranschlagen. Am Uebergang vom Bauche zum Halse sieht man an zwei entgegengesetzten Stellen die Ansatzstücke abgebrochener Henkel mit enger, horizontaler Oeffnung, möglicherweise mehr der Form durchbohrter Knöpfe entsprechend. Die Fläche des Bauches ist ganz überzogen mit einer stümperhaft ausgeführten, aber in einem gewissen Sinne gross angelegten Zeichnung aus geritzten Linien. Dieselben liegen gruppenweise zu 5—8—14 parallel nebeneinander, meist sehr dicht, jedoch in

unregelmässigen Abständen und von sehr verschiedener Tiefe; die meisten sind gerade, viele jedoch auch etwas gebogen. Nur unter den Henkelansätzen ist die Richtung dieser Bündel oder Gruppen senkrecht, und um die Mitte des Bauches und gegen

Holzschnitt 1.



das untere Ende läuft je ein horizontales, jedoch sehr wenig exaktes Bündel herum; die anderen sind schräg gestellt, so dass sie sich an gewissen Punkten schneiden und Kreuzungsstellen von zum Theil sehr buntem Durcheinander bilden. Auf diese Weise entstehen grössere dreieckige, zuweilen unregelmässig viereckige, freie Felder zwischen den Strichzonen. Nach oben ist die Zeichnung durch eine sehr ungenau eingeritzte Horizontallinie begrenzt, nach unten fehlt jeder Abschluss.

Die Urne war gefüllt mit gebrannten und zerschlagenen Knochen eines Menschen, zwischen welche Sand aus der Nachbarschaft eingedrungen war. Zwischen den Knochenstückchen und zwar mehr im oberen Theil erschienen hie und da Bronzeplättchen und durch partielle Einschmelzung veränderte und deformirte Knöpfe von blauem Glasfluss. Bei genauerer Betrachtung und Aneinanderfügung ergab sich sehr bald, dass es sich um segelförmige Obrringe mit blauen Glasperlen auf dem Schliessungsdrahte handelte. Ein reconstruirtes Exemplar (Holzschn. 2) besteht aus einem länglich viereckigen, 1,5 *cm* breiten, aber

Holzschnitt 2.

ganz dünnen, gebogenen Bronzeblech, das aussen schwach gewölbt, innen vertieft ist. Ueber die Mitte desselben ziehen der Länge nach 6 gepresste, erhabene Linien; an jedem Ende schliesst eine ähnliche Horizontallinie das Feld ab. Ausserdem befindet sich an jeder der 4 Ecken ein kleines rundes, durchgedrücktes Loch, mit nach innen oder nach aussen aufgeworfenen Rändern. Aus dem Ende der Platte geht unter schneller Verjüngung ein nach innen gebogener Fortsatz hervor, der in einen runden, bügelförmig gebogenen Draht ausläuft. Dieser trägt an der Uebergangsstelle eine flachrundliche, durchbohrte Glasperle von beiläufig 1 *cm* Durch-

messer. Da keines der überhaupt von uns gefundenen 4 Exemplare vollständig war, so lässt sich nicht genau feststellen, wie der Anschluss am anderen Ende war. Sowohl die Bronzeplättchen, als namentlich die Perlen, sind mit im Brande gewesen: letztere erscheinen äusserlich rauh, unregelmässig, an den Bügel angeschmolzen, von dunkelblaugrauer Farbe, dagegen zeigt der Bruch innen ein schön hellblaues Aussehen. Ausserdem fanden sich noch zwei zusammengehörige, stark gerostete Eisenstücke, die zusammen ein 57 *mm* langes, rundliches, ziemlich starkes Nadelstück mit abgebrochener Spitze und einem hinteren platten, rollenartig eingebogenen Ende, wahrscheinlich also den articulirenden Dorn einer Schnalle, darstellen.

2. Ein fast ganz erhaltenes, grosses und reich verziertes Ossuarium von 32 *cm* Höhe und einem Durchmesser von 11 *cm* am Boden, 25 am Bauch und 13 *cm* an der Mündung. Es ist aus freier Hand geformt, zeigt noch vielfach die Abstriche der Hand, ist auch stärker gebrannt, so dass es theils gelblichgrau, theils röthlich aussieht, ist äusserlich glatt und ohne jedes Ornament. Der Boden ist flach und klein, die grösste Ausbauchung des Bauches unter der Mitte des Gefässes, der Hals wie bei Nr. 1, abgesetzt, kurz, leicht eingebogen, der Rand dick, glatt und leicht vorspringend. An zwei entgegengesetzten Stellen sitzt über dem Halse je ein breiter Henkel, weit genug, um den Daumen durchzulassen.

3. Ein sehr ähnlich geformter Todtentopf (Holzschn. 3), 30 *cm* hoch, am Boden 12, am Bauch 24 *cm* im Durchmesser. Am Uebergange zum Halse sitzen an dem

Holzschnitt 3.



Bauche in regelmässiger Vertheilung 4 etwas platte, horizontal vorspringende, solide Knöpfe mit halbmondförmiger Ausbuchtung. Zwischen ihnen ziehen dicht an einander 2 Reihen kleiner, aber tiefer Grübchen wie Perlschnüre um das Gefäss. Die ganze Fläche darunter, bis nahe an den Boden, ist in 8 Felder getheilt, von denen abwechselnd das eine schmal und glatt, das andere breit und mit tief eingedrückten dreieckigen Stichornamenten verziert ist. Letztere stehen in je 13—14 Reihen neben einander, so jedoch, dass die Einstriche an gewissen Stellen mehr senkrecht, an anderen horizontal oder schräg gerichtet sind. Die Dreiecke sind in der Regel ziemlich regelmässig, zuweilen jedoch mehr rundlich, aber meist mit verlängerter Spitze. Viele sind so ausgeführt, dass die Basis des Dreiecks tief und zwar schräg, also mit überragendem Rande eingedrückt ist, während die Spitze seicht

ausläuft; bei anderen ist dagegen gerade umgekehrt die Spitze tief eingedrückt und die Basis seicht. Jede Abtheilung ist etwas verschieden behandelt.

4. Eine kleinere, mehr schwärzliche Henkelurne mit ganz ähnlicher Anordnung der Verzierungen, wie Nr. 3, 19 *cm* hoch, am Boden 8, am Bauche 19, an der Mündung 14 *cm* weit. Es ist nur ein Henkel vorhanden, mit breiter Fläche und weiter Oeffnung, die bequem einen Finger durchlässt. Der Hals ist wie bei den anderen beschaffen. Die Ornamente sind in 6 Feldern angeordnet, aber einfach mit dem Nagel oder einem ihm gleichenden Werkzeuge eingedrückt.

5. Eine flache Henkelschale, 4 *cm* hoch, 16 *cm* an der Mündung weit, ohne Ornament, von schwärzlich braungrauer Farbe, sehr glatt, mit grossem, flachgewölbtem Boden, weitem Bauch und ganz kurzem, etwas eingedrücktem Halse.

Beiläufig will ich noch erwähnen, dass sich in der Erde um die Urnen ein Paar Bruchstücke grober, eiserner Nägel fanden, die ihrer guten Erhaltung nach wohl als moderne Accidenzien angesehen werden müssen. —

Das waren die Ergebnisse unserer Ausgrabung. Unter ihnen stehen zweifellos die Ohrringe in vorderster Linie des Interesses. Genau dieselben Formen sind nehmlich auch von einigen Punkten diesseits der Elbe bekannt. Eine dieser Fundstellen liegt ganz nahe bei Berlin, westlich von der Cadettenanstalt in Lichterfelde; ich habe darüber in der Sitzung vom 18. October 1879 (Verh. S. 348 Fig. 2—6) berichtet. Eine zweite wurde nach dem Berichte des Hrn. R. Baier (bei E. Friedel, Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend. Berlin 1880, S. 76) in der Nähe von Tempelhof, südwestlich, gefunden. Eine dritte ist das Urnenfeld von Binenwalde bei Ruppin, welches Hr. Schwartz (Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. Neu-Ruppin 1871, S. 20 Fig. 10, 11) beschrieben hat. Die Ohrringe sind so übereinstimmend, auch der Besatz mit Glasperlen so constant, dass wir dieses Fundstück als ein ganz sicheres Leitobjekt behandeln können. Hr. Schwartz war geneigt, seinen Fund der letzten heidnischen Zeit zuzuschreiben, trug aber Bedenken, ihn ohne Weiteres als wendisch zu betrachten, da in dieser Gegend sich wahrscheinlich auch in wendischer Zeit deutsche Ueberreste erhalten hätten. Wenn man indess die Gesammtheit der Funde von Binenwalde, Tempelhof und Lichterfelde zusammennimmt, so wird man kaum Anstand nehmen dürfen, sie, wie auch Hr. Undset[1]) thut, der La Tène-Cultur anzuschliessen, sie also weit vor die Völkerwanderung zu setzen.

Hr. Hollmann hat mir inzwischen mitgetheilt, dass seit unserem Besuche auf dem Tangermünder Urnenfelde ausser weiteren Ohrringen mit Glasperlen und zwei Armbändern von Bronzeblech noch folgende eiserne Gegenstände ausgegraben sind:

„Zwei Ringe von der Grösse weiter Fingerringe.

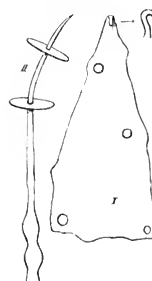
„Eine Scheibe (Holzschn. 4, I), oben zum Haken umgebogen; an einzelnen Stellen scheinen eiserne Niete zu sitzen.

„Eine eiserne Nadel (Holzschn. 4, Fig. II) mit zwei Bronzescheiben, der Rand nach unten gebogen."

Der Charakter des Gräberfeldes wird damit noch bestimmter bezeichnet. Die verhältnissmässig grosse Zahl von eisernen, sowie die Dürftigkeit der Bronzebeigaben, namentlich die mehr blechartige Beschaffenheit der letzteren, beweist genügend, dass wir uns in der ausgemachten Eisenzeit befinden. Auch der Charakter der Funde spricht dafür. Das als „Scheibe" bezeichnete Stück dürfte kaum etwas anderes, als ein Stück eines Gürtelschlosses sein, gleichwie der von mir gefundene „Dorn" zu einer Schnalle gehört haben mag. Auch die eiserne Nadel mit 3 knopf-

1) J. Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. S. 200.

Holzschnitt 4.



artigen Anschwellungen am Ende und den darauf sitzenden Bronzescheibchen passt in diese Umgebung. Hoffentlich wird die weitere Explorirung des Feldes noch mehr Aufschlüsse ergeben, indess genügt das Mitgetheilte, um uns erkennen zu lassen, dass der Culturkreis, zu welchem das Urnenfeld gehört, mehr östliche als westliche Anknüpfungen darbietet.

Von besonderer Bedeutung erscheint es mir, dass, so nahe dieser Culturkreis den lausitzer Funden steht, er doch in mehrfacher Beziehung davon abweicht. So fehlt jene Mannichfaltigkeit der kleinen Gefässe, welche fast alle lausitzer Felder auszeichnet. Die Technik der Ossuarien unterscheidet sich nur in der besonderen Ausgestaltung der Form und der Ornamente, während die Behandlung des Thons, die Formung aus freier Hand, die Glättung durch Abschwemmen, die Anwendung von umgekehrten thönernen Schalen als Urnendeckel auch auf unseren Urnenfeldern wiederkehren. Zweifelhaft erschien mir Anfangs die eigenthümliche Verzierung, wie sie namentlich bei der Urne Nr. 3 (Holzschn. 3) in so ausgiebiger Fülle angewendet ist, insbesondere die Anwendung des Tiefstiches, in dem man eine Art von Reminiscenz der älteren Tiefornamentik erblicken könnte. Aber die ganz verwandte Ornamentik der Urne Nr. 4, wo an Stelle des Tiefstiches der blosse Nageleindruck getreten ist, führt uns sofort in eine Praxis, die in der Lausitz und in Posen weit verbreitet ist. Ich möchte daher, so sehr ich einen gewissen Localcharakter, namentlich in der hohen und mehr schlanken Form der Gefässe, in der Art der Verzierung und in der Solitär-Aufstellung der Ossuarien anerkenne, doch das verwandtschaftliche Verhältniss dieses Culturkreises mit dem lausitzer aufrecht erhalten, nur dass es mir scheint, dass der letztere im Ganzen mehr alterthümliche Züge darbietet, als wir sie in Tangermünde, Lichterfelde, Tempelhof, Binenwalde u. s. w. antreffen. Dagegen dürften die eben erwähnten Urnenfelder einer älteren Periode angehören, als die mit römischen Importartikeln ausgestatteten von Stendal (Borstel), Darzau u. s. w.

Schliesslich habe ich noch dankbar zu erwähnen, dass uns Hr. Hartwich einen mächtigen, wahrscheinlich mittelalterlichen Topf überlassen hat, der in der Stadt selbst gefunden worden ist. Derselbe ist allerdings stark zertrümmert und noch jetzt nicht ganz restaurirt, aber Form und Grösse lassen sich doch ziemlich genau angeben. Er war 18 *cm* hoch und an der Mündung 22 *cm* weit, ungefähr eben so weit auch am Bauche. Der Boden ist kesselartig, also flach gerundet, der Hals ganz kurz und eingebogen, der Rand glatt und etwas nach aussen umgelegt. Das Gefäss besteht aus sehr dichtem und hartem, gut gebranntem, klingendem Thon und hat durchschnittlich 6—7 *mm* dicke Wandungen, aber keine Ornamente. Er gehört wohl zu den grössten Thongefässen dieser Periode.

(26) Hr. Dr. Hans Meyer hält einen Vortrag über

die Igorrotes von Luzon (Philippinen).

Es ist mir die ehrenvolle Aufforderung zugegangen, an dieser Stelle einige Nachrichten über die Reise zu geben, die ich im Herbst des vorigen Jahres in Luzon, der Hauptinsel der Philippinen, gemacht habe.

Da mir der sehr verehrte Vorstand der Gesellschaft die Wahl des Gegenstandes freiliess, erlaube ich mir, m. H., Ihnen einige Mittheilungen über denjenigen Volks-Stamm zu machen, bei dem ich während meiner Streifzüge durch die Insel Luzon am längsten verweilte und den ich demgemäss besser kennen gelernt habe, als die übrige Bevölkerung der inneren Gebirgsdistricte. Es ist das der Stamm der Igorrotes.

Seit lange schon haben die im Innern von Nordluzon lebenden Bergstämme, namentlich ob des Geheimnisses, das ihre Abstammung verschleierte, die Aufmerksamkeit der Ethnographie erweckt, und erst aus neuerer Zeit, erst nach den Reisen und Untersuchungen der HHrn. Semper, A. B. Meyer, Scheidnagel u. A. datiren die Versuche, das Räthsel zu lösen. F. Blumentritt's höchst verdienstvolle Arbeit: „Versuch einer Ethnographie der Philippinen" fasst alle diese Ergebnisse zusammen und kommt schliesslich zu einem Resultat, das in aller Kürze etwa folgendes ist:

Die vermuthlich papuauische Urbevölkerung der Insel Luzon, die Negritos, wurde durch zwei malayische Invasionen derart verdrängt, dass sie heute nur noch in vereinzelten Stammesinseln zerstreut im Land existiren. Die erste Invasion der Malayen jagte die Negritos von der Küste zurück in die Berge der Binnenlandschaften, wo sie ungestört blieben bis zur zweiten malayischen Invasion. Diese trieb die malaiischen Küstenbewohner ihrerseits ins Innere des Landes zurück und nahm Besitz von den Gestaden, wo ihre Stämme noch heute angesiedelt sind. Die Negritos wurden aber von den zurückgedrängten Malayen der ersten Invasion durch Bekriegung und Vernichtung so absorbirt, dass sie jetzt keine zusammenhängenden Stämme, sondern nur mehr blosse Stammesinseln bilden.

Die Malayen der ersten Invasion, die wahrscheinlich von Borneo ausging, sind die Stämme der Igorrotes, Ginanes, Apayáos, Abacas, Catalanganes, Gaddanes u. s. w., die also heute die Berglandschaften des inneren Luzon innehaben, während die Malayen der zweiten Invasion, die Tagales, Pampangos, Visayns, Ilocanos u. s. w. die Küstengebiete bewohnen, wo sie von den im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts anlangenden Spaniern vorgefunden und gelassen wurden.

Es ist natürlich, dass die einzelnen Stämme weder unter sich noch gegen äussere Einflüsse sich absolut abschliessen konnten. Desshalb bestehen Aehnlichkeiten, die in vielen Beziehungen ein gemeinsames Band um alle Malayen Luzons schlingen, und deshalb finden sich bei den Stämmen der ersten Invasion aus jener Zeit, da sie noch am Meer sassen und dem Einfluss der nach den Philippinen Handel treibenden Chinesen, vielleicht auch der Japaner ausgesetzt waren, viele Anklänge an mongolische Einwirkungen. Umsomehr ist aber an der malayischen Abstammung dieser Stämme festzuhalten.

Dies ist das kurze Resumé der Blumentritt'schen Darstellung.

So gut man auch die Malayen der zweiten Invasion, die heutige Küstenbevölkerung, die den Spaniern unterworfen und längst christianisirt ist, kennt, so wenig sind doch die grossentheils noch unabhängigen oder blos nominell unterworfenen heidnischen Malayen des Inlandes erforscht.

Ich hatte mir bei Gelegenheit meiner Reise um die Erde auf Anrathen der HHrn. Bastian und Jagor die Aufgabe gestellt, die nur theilweise bekannten Igorrotes, sowie die noch ganz unbekannten Ginanes zu besuchen, und reiste zu diesem

Zweck nach einem kurzen Aufenthalt in Manila an der Westküste Luzons zu Schiff entlang bis nach San Fernando im District Ilocos Sur, um von dort aus in die Provinzen Benget und Lepanto (die Gebiete der Igorroten) und in den östlichen Theil der Provinz Abra (das Gebiet der Ginanen) vorzudringen. In meiner Begleitung war ein junger Apotheker Namens Au und ein malayischer Diener, die ich beide in Manila engagirt hatte. Aber bereits an der Grenze des Igorrotengebietes war meine Karavane auf 26 Personen, Führer, Dolmetscher und Träger des Gepäckes, angewachsen. Ich zog nun im wilden Stromthal des Rio Agno in die Berge des Districtes Benget hinauf, in dessen Hauptort La Trinidad mir der Gobernador des Districtes Anweisungen zur Weiterreise gab. So verfolgte ich das Stromgebiet des Rio Agno durch die ganze Provinz Benget bis an seinen Ursprung am Monte Datá in Lepanto, bestieg und umkreiste diesen Bergstock, wo die Igorrotes noch am ursprünglichsten zu finden sind, und stieg in das weite Thal des Rio Abra hinab, dessen Lauf ich bis zur Südgrenze der Provinz Abra, bis zum Verschwinden der Igorrotenstämme, folgte. Nach einem Abstecher zu dem ilocanischen Küstenstädtchen Candon, in dessen Nähe ich Negritos zu beobachten Gelegenheit hatte, drang ich unter militärischer Begleitung vom Westen her in die Cordilleren der Provinz Abra ein und erreichte nach vielen Mühsalen Ginâan und Balatok, die Hauptorte der Ginanes. Krankheit und andere Widerwärtigkeiten trieben mich jedoch eher nach der Küste hinab, als ich beabsichtigt hatte, und so kehrte ich im November über Vigan nach Manila zurück.

Es ist mir nicht möglich, heute eine nach allen Seiten vollständige Schilderung des Igorrotenstammes zu geben; ich beschränke mich deshalb auf eine flüchtige Skizze, in welcher ich nur einige Partien, die von anderen Beobachtern unrichtig oder gar nicht gezeichnet worden sind, etwas ausführlicher behandeln möchte.

I.

Blumentritt theilt die Igorrotes ein in Igorrotes im engeren Sinn und in die Busaos und Buriks, denn, sagt er, diese haben eine gemeinsame Sprache, welche nur geringe dialectische Verschiedenheiten aufzuweisen hat, auch unterscheiden sich diese Stämme nur durch Tracht und Tättowirung, während Sitten und Bräuche nur unerheblich von einander abweichen. Es stützt sich diese Eintheilung auf mündliche Mittheilungen des Don Gumersindo Morales, auf die Angaben von Mas und auf Berichte in der Ilustracion filipina, sowie der Ilustr. del oriente. Doch sind diese Quellen nicht unanfechtbar.

Es ist ganz unglaublich und unverständlich, wie wenig Kenntnisse die spanischen Beamten im allgemeinen vom Volksleben in dem Gebiet haben, das ihnen als Wirkungskreis angewiesen ist, und wie sie oft ohne das geringste Interesse für die Stämme und Landesverhältnisse sind, die ausserhalb ihres Gebietes bestehen. Das Aufbringen der Kopfsteuer und das stricte Aufrechterhalten des Tabakmonopols, bei dem so viel für den Beamten selbst abfällt, ist diesen Leuten die Hauptsache, oder wenn sie Pfaffen sind, kennen sie gewöhnlich nichts als ein blindes Eifern gegen die „Salvajes". Aber eine Kenntniss der verschiedenen Stammeseigenthümlichkeiten findet man nur in sehr seltnen Ausnahmen. So ist es erklärlich, dass die Bezeichnung „Igorrotes" so viele falsche Anwendungen erfahren hat. Da die Igorrotes der erste der heidnischen Stämme der ersten Invasion waren, die den Spaniern bei ihrem Vordringen ins Landesinnere sehr viel zu schaffen machten, wurde ihr Name als Gattungsbegriff auch auf andere, gleich widerspenstige, nicht-christliche und nicht-mohamedanische Stämme des Inlandes angewendet, und heute verstehen die spanischen Beamten unter dem Wort „Igorrotes" alle heidnischen Bewohner des inneren Luzon.

Igórrot (Ton auf der ersten Silbe) habe ich aber nur die Bewohner von Benget und Lepanto sich selbst nennen hören. Die Bewohner von Bontok dagegen, die gewöhnlich auch als Igorroten bezeichnet werden, nennen sich je nach den Rancherien, die sie bewohnen, Leute von Besao, Leute von Sagada, Leute von Saksaka u. s. w.; wie dies ebenso die angrenzenden Ginanen thun, mit welchen die Bontokbewohner auch in Typus, Tracht und Sitten sehr viel mehr gemein haben, als mit den Igorroten.

Die Leute von Besao wohnen den Lepanto-Igorrotes am nächsten, weshalb sie wohl zuweilen von diesen selbst Besso-Igorrotes genannt werden, da sie auch eben wegen dieser Nachbarschaft nicht ganz frei von igorrotischem Element sind. Ihr Grundtypus, ihre Tracht und Sitte ist aber die der Bontokleute und nähert sich derjenigen der Ginanes sehr viel mehr, als der der Igorrotes. Die Besaos oder Busaos sind also nur Igorrotes im weiten Sinn der spanischen Bezeichnung.

Was endlich den dritten angegebenen Zweig, die Buriks, betrifft, so habe ich wohl in den Rancherien um den Monta Data herum diese Bezeichnung oft gehört, mir aber von diesen Buriks selbst erklären lassen, dass ihr Name sich allein auf das besondere Muster ihrer Tättowirung bezieht und etwa „buntscheckig" heisst. So giebt es in Cagubatan etwa ein Dutzend Buriks, in Banáo desgleichen; wer sich als Burik tättowiren lassen will, kann es thun, aber einen besonderen Stamm der Buriks giebt es nicht. Es ist leicht möglich, dass diese Buriktättowirung auf eine gemeinsame Abstammung der also Tättowirten hinweist, ich konnte aber keinen Aufschluss darüber erlangen, und sollte einmal eine Rancherie Burik bestanden haben, so sind heute ihre Bewohner unter den Lepanto-Igorroten aufgegangen, von denen sie sich einzig und allein durch ihre Tättowirungsmuster unterscheiden.

Somit bleiben als „Igorrotes" die Bewohner von Benget und Lepanto im Grossen und Ganzen; die Busaos oder Besaos sind ein Theil der Bontokleute und die Buriks ein Theil der Lepanto-Igorroten.

II.
Land und Klima.

Die Heimath der Igorrotes ist Gebirgsland. Das Terrain ist zerrissen, die Bodenerhebungen sind schroff und die Wasserläufe tief eingeschnitten. Benget ist wilderen und düstereren Charakters als Lepanto, wo breitere Gebirgsformationen und offenere Thalbildungen vorherrschen.

In Benget sind die Höhen und Abhänge von Fichtenwäldern bedeckt, nur in den Fluss- und Bachthälern tritt Laubholz auf, während in Lepanto letzteres in Dschungelform alle die feuchten Plateaus der Bergzüge überzieht und nur in den tiefen Thalebenen den Casuarinen Platz macht.

Das Klima ist in Benget kälter als in Lepanto. Der Wechsel der „secas" und „lluvias", der trocknen und nassen Jahreszeit ist dagegen in Lepanto fühlbarer, wo wiederum die täglichen Temperaturschwankungen unbedeutender sind, als in Benget. Das Tiefland von Lepanto bleibt während der „secas" mitunter wochenlang ohne Regen, während der „lluvias" tritt dort wie in Benget regelmässig Nachmittags Gewitterregen ein. In Benget fallen auch in der trocknen Jahreszeit an jedem 4. oder 5. Tag Niederschläge.

III.
Körperbeschaffenheit.

Der Igorrot ist von untersetzter Statur. 1,55—1,60 *m* fand ich als Durchschnittsmaass von 106 Individuen. Doch sind die Benget-Igorroten im Allgemeinen

grösser als die Lepantoleute. Die Muskulatur ist gut entwickelt und die Ausdauer durchweg erstaunlich. Die Hautfarbe ist je nach der individuellen Lebensweise verschieden. Am häufigsten findet sich ein dunkles Kastanienbraun, seltner eine gelbbraune Nuance und nur bei den Weibern der Principes, die sich meist in den Hütten aufhalten, die lichtere Färbung etwa eines gebräunten Europäers.

Die Gesichtsform ist mehr breit wie lang. Die Backenknochen stehen hervor und die Stirn liegt ein wenig zurück. Die Augen sind dunkelbraun. Die Nase der Lepanto-Igorroten ist kürzer und mehr aufgetrieben, ihr Mund breiter und wulstiger als der der Bengetleute.

Das Haar ist schwarz, glatt und glanzlos. Der Bart (wo die Sitte des Haarausreissens nicht besteht wie im westlichen Lepanto) beschränkt sich auf einen Flaum um Kinn und Oberlippe. Die Benget-Igorroten scheeren das Kopfhaar über der Stirn gerade ab oder überhaupt ganz kurz; ihre Weiber lassen es im Nacken hängen oder binden es zu einem Schopf auf. Ebenso tragen es die Lepantoleute.

Die Hände und Arme, oft auch die Brust und theilweise die Beine sind tättowirt. Ein spiralförmiges Sonnenbild auf dem Handrücken trägt fast jeder. Die Zeichnung auf den Armen besteht in aneinander gereihten Feldern von geraden und krummen Linien, die gewöhnlich bis zum Ellenbogen reichen. Federartige Muster auf der Brust sind schon seltener, am seltensten die sogenannten Burikzeichnungen, die sich in parallelen Bandstreifen über Brust, Rücken und Waden erstrecken und dem Burik das Aussehen eines mit einer gestreiften Matrosenjacke und ebensolchen Kniestrümpfen Bekleideten geben. Thierbilder, wie Schlangen und Spinnen, kommen selten vor, Menschenbilder nie.

Die Muster werden mit einem spitzen Eisengriffel, die in eine blaugraue Indigomischung getaucht wird, in die Haut gestochen und brauchen theilweise (bei den Buriks) 3—4 Monate zur Ausheilung und Vernarbung.

IV.
Tracht.

Schmuck, Tracht und Bewaffnung der Igorroten glaube ich nur flüchtig beschreiben zu dürfen, da Specimina von alledem in meiner, dem Königlichen Museum einverleibten Sammlung enthalten sind, die ich Ihnen vorzustellen später einmal die Ehre haben werde.

Kopftuch und Lendenschurz aus Baumwollenzeug oder präparirter Baumrinde sind nebst einer baumwollenen Decke, die nach Art einer Toga getragen wird, aber nur den Oberkörper bedeckt, die Kleidungsstücke des Mannes; Kopftuch und ein kurzer Sarong, in den Philippinen Saya genannt, in manchen Gegenden auch ein baumwollnes kurzes Jäckchen, sind das Gewand des Weibes. Die Kinder gehen nackt bis zum Pubertätseintritt d. h. die Knaben etwa bis zum 12., die Mädchen bis zum 10. Jahre.

Fussbekleidung giebt es nicht.

Als Schmuck dienen Männern und Weibern in gleicher Weise Ketten, Armringe, Wadenspangen und Ohrgehänge aus Pflanzensamen, Glasperlen, Achatstückchen, Messing, Muscheln und Krokodilzähnen, welche letztere von den tropischen Küstenlandschaften herauf kommen und einen besonders hohen Seltenheitswerth besitzen. Als Waffen haben sie das 1—$1^1/_2$ Fuss lange, ein- oder zweischneidige Schlagmesser, wie es sich ähnlich bei den Küstenmalayen findet, schmale lange Holzschilde, die roh geschnitzt, selten verziert sind, und Wurflanzen mit Bambusspitzen, sowie Stosslanzen mit eisernen, pfeilförmigen Spitzen. Pfeil und Bogen kennen sie nicht; Feuerwaffen besitzen sie ebensowenig.

V.

Ansiedlungen.

Die Hütten der Igorroten, auf 4 Pfählen stehend, aus Fichtendielen gezimmert und mit Cogongras gedeckt, enthalten nur einen Raum, in dessen Benutzung sich die Familie theilt. Das Vieh, namentlich Schweine, haust unter der Hütte zwischen den 4 Pfählen und wird durch einen rings um die Hütte geführten Steinwall oder einen Zaun am Ausbrechen verhindert.

Ein grosser Feldstein inmitten des Hüttenraumes bildet den Heerd; Haus- und Feldgeräth hängt und steht an den Dachsparren und Balkenvorsprüngen umher, der Rauch zieht aus der einzigen Oeffnung, der Thüre, ab. Zehn bis zwanzig solcher Behausungen, selten die doppelte Anzahl, bilden zusammen eine Gemeinde, Rancheria; regellos stehen die Hütten nebeneinander. Der Pfad zur Nachbarrancherie führt mitten durch die Ansiedlung. Ich traf keine Rancherie an, die mehr als 250 Bewohner hatte, denn die dann nothwendige Ausdehnung der mühsam an den Thalhängen anzulegenden und abzuerntenden Reis-, Mais- und Camotefelder führt von selbst zur Abtrennung eines Theils der Rancheriebewohner und zur Errichtung von Einzelhöfen (Barrios) oder Nachbarrancherien.

Wo es nur möglich ist, da sind die Hütten auf oder an den Rand eines hohen Fluss- oder Bachlaufes gestellt. Im Thalgrund selbst finden sie sich nur dort, wo wegen der Breite oder Tiefe des Bettes keine Gefahr durch die in der Regenzeit oft erstaunlich rasch und stark anschwellenden Wasserläufe droht.

Landschaftlich sind die Igorrotenniederlassungen von weiter Ferne an den Rodungen erkenntlich, die im Umkreis zur Gewinnung von Feldboden vorgenommen sind. Nur die grösseren Orte wirthschaften geordneter mit einer an die Stelle gebundenen Wechselbestellung. Die kleineren hausen mit der bequemeren Brennwirthschaft arg in den Wäldern und wechseln darum, wenn der Boden nicht mehr recht ertragsfähig ist, von Zeit zu Zeit den Standort. Die Genauigkeit der Croquiskarten kann deshalb in dieser Hinsicht nie von langer Dauer sein.

VI.

Feld und Vieh.

Der Ackerbau gewährt dem Igorroten den Hauptunterhalt, Viehzucht erst in zweiter Linie; die Jagd kommt kaum, der Fischfang gar nicht in Betracht. Reis ist die hauptsächlichste Frucht, darnach ist Mais, dann Camote, die süsse Kartoffel, und endlich Patatas, unsere geschmacklosen Kartoffeln, zu nennen. Wo es das Klima zulässt, wie in den Thälern von Lepanto, wird ferner Zuckerrohr, und diess ausschliesslich zur Bereitung von Basig, Zuckerrohrbranntwein, gebaut; auch Bananen finden sich zuweilen und sehr oft Apfelsinen.

Die Anlage der Reisfelder, welche stets an den Hängen der Fluss- und Bachthäler liegen, ist ein sehr geschickter Terrassenbau. Kanälchen und ausgehöhlte Baumstämme führen das Wasser aus dem oberen Gefälle des Baches oder Flusses herbei und ebenso ist für den gehörigen Abfluss gesorgt. In den hochgelegenen Gebieten von Benget giebt es nur eine einmalige Ernte im Jahr und zwar im Mai, in den tieferliegenden Districten von Lepanto aber eine zweimalige, eine im Januar, die zweite im Juni. Gegen Ende der Regenzeit wird das Vieh, vorwiegend die Carabaos, in die Felder getrieben, um die Stoppeln einzustampfen, worauf die Aussaat in der Art vor sich geht, dass in kleinen Zwischenräumen mit einem eisenspitzigen Pfahl Löcher in den Schlamm gestossen werden, deren jedes eine Hand voll Körner aufnimmt. Auspflanzen des Reises kennt der Igorrot nicht. Die Aus-

saat wird von den Männern besorgt, die Ernte von den Weibern und Kindern. Der Schnitt des Reises geschieht nicht mit der Sichel in Garben, sondern jeder Halm wird einzeln vermittelst eines kleinen Rundmessers geschnitten. Und als Speicher dient in den Hütten der Raum über den Tragbalken des Daches bis zum Dachfirst.

Einfacher ist die Bestellung der Mais- und Camotefelder. Diese brauchen keine künstliche Bewässerung; nach Ausreissen und Verbrennen der Maisstoppeln wird die Regenzeit abgewartet und nach dieser je ein Maiskorn in ein mit dem schon erwähnten Pfahl gebohrtes Loch gesteckt, das Loch durch Daraufschlagen mit dem Pfahl geschlossen und die Aussaat ist fertig. Der Schnitt geschieht mit dem Bolo, dem Waldmesser. Und die Camotefelder bedürfen gar keiner weiteren Bestellung, als der Aberntung der Knollen und Reinhaltung des Ackers; für ununterbrochenes Wachsthum sorgt dieses Rankengewächs, das wie die Erdbeere seine Luftwurzeln auslegt, ganz von selbst.

Die Anpflanzung des Zuckerrohrs geschieht wie bei den übrigen Malayen in Stecklingen, die der Bananen gleichfalls. Kaffee bauen die Igorroten gar nicht, Tabak, dessen Cultur sehr viel mehr Aufmerksamkeit als Fleiss erfordert, in recht schlechter Qualität und sehr geringer Quantität.

Eine rationelle Viehzucht ist den Igorroten unbekannt. Ihre Hausthiere sind Rinder, Carabaos, Pferde, Schweine, Hunde und Hühner, aber sie verstehen weder deren Pflege noch deren richtige Verwendung im Dienst des Menschen. Das Pferd wird wie das Schwein in erster Linie des Fleisches wegen gezogen, und geht es bei grossen Festen hoch her, dann muss der Hund so gut wie das Pferd sein Fleisch hergeben. Ziegen, Schafe, Katzen, Tauben u. s. w. giebt es nicht. Mit Ausnahme des Hundes, der in die Hütte mitgenommen wird, und des Schweins, das unter der Hütte haust, nächtigen die Thiere im Freien, wo sie sich den Tag über das Futter gesucht haben. Der grösste Theil des vorhandenen Grossviehs ist darum, wie diese Missstände ergeben, nicht von den Igorroten selbst gezogen, sondern den Küstenmalayen abgekauft. Daher auch der hohe Werth, den das Fleisch für den Igorroten hat.

VII.

Speisen, Getränke und sonstige Genussmittel.

Fleisch wird nur zu besonderen Gelegenheiten genossen, und dann in welchem Zustand es auch immer sei; ob gebraten, gekocht oder roh, ob frisch oder bereits in Fäulniss übergegangen, ob Muskelfleisch, Darm oder Haut, Alles was die Zähne und der Magen nur verarbeiten können, das wird vertilgt. Bei einem Todtenfest in der Rancherie Tublay, in Benget, sah ich, wie Igorroten die Eingeweide eines soeben aufgebrochenen Büffels verschlangen, ohne den darin sitzenden Koth herauszupressen. Ein wenig rother Pfeffer schien ihnen den Genuss bedeutend zu erhöhen.

Das Braten des Fleisches geschieht an einem Holzspiess über einem offenen Feuer, das Kochen in kupfernen grossen Kesseln oder Thontöpfen und das Räuchern an Stangen über dem Heerdstein in den Hütten.

Die Hauptspeise, der Reis, wird nur in Wasser abgekocht, die Camote entweder gekocht oder in der Asche geröstet, die Bananen ebenfalls geröstet oder frisch, die Apfelsinen nur frisch genossen.

Als Zukost dient Salz, das aus den vielen salzhaltigen warmen Quellen gewonnen oder auch von der Küste heraufgebracht wird, und rother Pfeffer, dessen Büsche durchs ganze Land wild wachsen.

Ein leicht alkoholisches säuerliches Getränk bereiten sie durch einfaches Wässern und Abgähren aus Reis (Siniput), ein anderes, weit schmackhafteres, rumartiges aus gegohrenem Zuckerrohrsaft (Basi). Wo kein Zuckerrohr wächst und allein der Reisbranntwein vorkommt, trägt auch dieser den Namen Basig.

Als letztes Genussmittel ist schliesslich der Tabak zu nennen, dessen Genuss die Igorroten, Männer, Weiber und Kinder, leidenschaftlich ergeben sind. Da sie selbst sehr wenig Tabak bauen, setzen sie einen grossen Theil ihrer Feld- und Bergbauerträgnisse daran, sich in Besitz desselben zu setzen. Die Benget-Igorroten erhandeln viel Tabak aus der angrenzenden Provinz Nueva Vizcaya, die Lepanto-Igorroten aus Isabela, beide aus Ilocos.

Der Tabak wird nur geraucht und zwar aus winzigen, den japanischen ähnlichen Bronze- oder Thonpfeifchen, in die ein Pfröpfchen gestopft wird von der Grösse einer Bohne. In 2—3 Minuten ist der Genuss vorüber. In manchen abgelegenen Rancherien des mittleren Benzet fand ich ein eschenartiges Blatt im Gebrauch als Surrogat des schwer zu beschaffenden Tabaks.

VIII.
Handwerk, Kunst, Bergbau.

Die kleinen Tabakspfeifchen sind dasjenige Erzeugniss des Igorroten, in dem sich sein Kunstsinn am deutlichsten ausprägt. Aus Holz geschnitzt, aus Messing gegossen oder aus Thon geformt, entbehrt keines der Verzierung durch eingetriebene Messingstiftchen, durch schneckenartige oder rosettenförmige Ornamente, und gewöhnlich hängt an jedem noch ein Messingkettchen mit einer gleicherweise verzierten Messingnadel. Aehnliche Muster kehren auf den Messingohrringen, den Arm- und Halsspangen wieder. Ebenso geschickt ist der Igorrote in der Anfertigung von Körben und Körbchen und in der Schnitzerei hölzerner Geräthschaften. Und wo er sich da an die Nachbildung menschlicher Figuren wagt, tritt sofort eine überraschende Aehnlichkeit mit den gleichartigen Produkten der Dayaks von Borneo zu Tage. Solche Figuren finden sich regelmässig an Löffeln, oft an den Wehrgehängen (portaïtak) und bisweilen im grossen Maassstab an den Thürpfosten. In den meisten spricht sich eine obscöne Vorstellung aus[1].

Alle Geräthe, Waffen und Schmucksachen gehen aus Hausarbeit hervor. Von irgend welchem handwerksmässigen Betrieb ist mir nur ein Beispiel vorgekommen und von einem andern habe ich wenigstens einen glaubwürdigen Bericht. Das erstere ist eine Schmiede, das andere eine Töpferei, und beide Betriebe werden von den Igorroten sehr geheim gehalten.

Die Töpferei besteht in der Rancheria Vila in Lepanto und versorgt einen grossen Theil der Rancherien um den Monte Data mit Kochtöpfen; die Schmiede, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, befindet sich vor der Rancheria Bugias in Benget und versieht das obere Thal des Rio Agno mit Messern und Lanzenspitzen. Einige andere Schmieden existiren, wie mir dort in Bugias mitgetheilt wurde, in den nordwestlichen Rancherien von Benget.

Der Mechanismus dieser Schmiede war denkbarst primitiv. Zwei senkrecht in den Boden gerammte hohle Baumstämme von $1\frac{1}{2}$ *m* Höhe, in welchen an Stäben

1) Dass die meisten dieser Figuren Bilder der Anitos, der verstorbenen Ahnen, vorstellen sollen, wie einige Reisende vermuthen, ist mir um so unwahrscheinlicher, als ich nirgends auch nur eine Spur von Cultus wahrgenommen habe, der diesen Bildern dargebracht worden sei. Nur in Cayan bekam ich einmal einige Anitobildchen zu Gesicht, denen man Verehrung zollte: diese aber waren aus Gold gegossen und denjenigen durchaus ähnlich, die Hr. Dr. Bär dem Königlichen Museum meines Wissens von Bontok mitgebracht hat.

zwei Holzscheiben auf- und abgestossen wurden, bildeten das Gebläse. Der durch die Bewegung der Scheiben erzeugte Luftstrom dringt durch 2 Holzröhren, die auf dem Erdboden von den beiden hohlen Baumstämmen auslaufen, nach der Feuerstelle hinaus, und dort wird das Eisen durch Schmieden auf Quarzblöcken mit Hämmern aus Basalt oder Quarz zu Waffen und Geräthen verarbeitet.

Das Schmiedeeisen wird übrigens durch blosses Glühen, Schmieden und Kühlen aus dem Gusseisen gewonnen, das auf ähnliche Weise unweit der Rancherie aus dem dort gegrabenen Roheisen hergestellt wird.

Nur ein geringer Theil des benöthigten Eisens gelangt schon als Schmiedeeisen von der Küste herauf in den Besitz der Igorroten, der grössere Theil wird von diesen selbst gewonnen.

Und ebenso wie Eisen schürfen sie Kupfer, Zink (dieses in geringen Mengen) und Gold. Die reichhaltigsten Kupfergruben liegen am Monte Data, die ertragfähigsten Goldminen bei Suyuc in Lepanto und am Monte de Oro in Benget.

Die Förderung des Eisen- und Kupfererzes geschieht gewöhnlich durch Feuersetzen. Die Wärme und namentlich die in den Erzspalten entstehenden Wasserdämpfe sprengen das Gestein auseinander, das dann geröstet und in Schmelzen von ebenso einfacher Art, wie die erwähnten Schmiedegebläse, ausgeschmolzen wird.

Das Gold wird in den offnen Gruben mit eisernen Harken gebrochen und die Quarze nach den Werkplätzen gebracht, wo sie zwischen Steinen zerklopft und zerrieben werden. Der so entstehende graue Schlamm wird dann auf flachen Schwingen vielfachen Waschungen unterworfen, bis sich die Goldkörnchen alle in einer Ecke abgesetzt haben. Zum Schluss wird der Goldsand zu Scheiben eingeschmolzen und in dieser Gestalt kommt das Metall meistens in den Handel[1]).

Die Grubenarbeit ist Sache der Männer, das Waschen und Einschmelzen besorgen die Weiber. Besitzer der Minen sind in Suyuc die Principes, die je nach den gewonnenen Quantitäten den Arbeitenden einen entsprechenden Tagelohn zahlen.

IX.
Geburtsbräuche und Ehe.

An diese Notizen erlauben Sie mir einige Mittheilungen über das Familienleben anzuschliessen.

Sofort nach der Geburt wird das Kind in kaltem Wasser gebadet. 10 Tage lang badet die Mutter sich und das Kind täglich mehrmals. Die Wöchnerin trägt 3 Wochen lang eine Leibbinde und verlässt während dieser Zeit (wenigstens in Lepanto) die Hütte nicht. Die Haus- und Feldarbeit liegt inzwischen dem Mann und den Kindern ob. Von Zwillingen wird das zuletzt geborene Kind erwürgt, falls sich in der Rancheria Niemand findet, der es adoptiren will. Ebenso wird ein mit der Nabelschnur umschlungenes neugeborenes Kind sofort vergraben, da der Glaube herrscht, ein solches Wesen würde in späteren Jahren den Eltern nach dem Leben stehen. Die Taufe besteht in der Benennung nach demjenigen Verwandten, der dem Kind das erste Geschenk bringt.

Bis zur Verheirathung bleiben die Kinder in der Hütte der Eltern.

Die Behütung der Keuschheit der Mädchen ist eine geradezu ängstliche und Fehltritte werden mit schweren körperlichen Züchtigungen bestraft. Bei den Lepanto-Igorroten muss der Verführer das Mädchen heirathen oder ihr ein voll-

1) Die Benget-Igorroten bringen jährlich im Durchschnitt 5000 Unzen zum Verkauf an die ilocanischen und chinesischen Händler.

ständiges Weibergewand und ein belegtes Mutterschwein schenken, und falls das Mädchen niederkommen sollte, das Kind erhalten. Eine Scheidung aber der geschlechtsreifen Jünglinge und Mädchen einer Rancherie in zwei grosse Hütten, wie sie Lillo de Gracia angiebt, besteht nirgends mehr.

Haben zwei Verliebte die Zustimmung der Eltern zur Heirath, so findet ein Festschmaus statt, bei welchem gebratene Schweine und Reisbasig die Hauptrolle spielen, und während des Schmauses werden die beiden zu Verheirathenden allein in eine Hütte eingesperrt, wo sie, mit Essen und Trinken versorgt, 4—5 Tage bis zur Beendigung des Festes bleiben. Nach dieser Probezeit steht es jedem der beiden Parteien frei, von der Heirath abzustehen. Wenn der Mann zurücktritt, so hat er das Mädchen mit einem Gewand, einem Feldspaten, einem Kochkessel, einem Armband und Ohrringen zu beschenken und die Kosten des Festschmauses zu tragen; tritt das Mädchen zurück, so fallen ihr die Kosten des Schmauses zu. Wird aber das Mädchen schwanger, dann muss ihr der Mann eine Hütte bauen und ihr ein Schwein nebst einem Paar Hühner schenken. Sind jedoch die beiden Parteien mit der Ehe einverstanden, so wird eine Priesterin gerufen, die bei Anwesenheit aller Verwandten unter Anrufung der Geister der Verstorbenen (der Anitos) den Bund fürs Leben weiht.

Die Heilighaltung dieser monogamischen Ehen ist eine äusserst strenge. Kommt dennoch ein Ehebruch vor, so hat der schuldige Theil auf Verlangen des andern die Hütte und Familie zu verlassen und gehört dann wieder der Familie des Vaters an; übt aber der beleidigte Gatte Nachsicht, so kommt der schuldige Theil mit einer harten körperlichen Züchtigung davon.

Für Wittwer besteht bei den Benget-Igorroten eine Trauerzeit von mindestens 3 Monaten. Der Arme, der für seinen Unterhalt zu sorgen hat, muss einen vollen Monat in der Hütte zubringen, der Reiche die ganze Trauerzeit. In Lepanto dauert die Trauer sogar ein Jahr. Erst nach der Trauerzeit darf der Wittwer wieder heirathen.

Die Wittwe gehört der Familie des verstorbenen Gatten an, ebenso ihr Hauswesen und ihre Kinder; verheirathet sie sich wieder, so verbleiben letztere in der Familie des verstorbenen Gatten. Der ehemals betriebene Handel mit Kindern an die christlichen Malayen der Küstenlande hat unter den Igorroten ganz aufgehört; bei anderen Stämmen existirt er noch.

X.
Todtenbräuche und Erbschaft.

Ist ein Igorrot dem Tod nahe, so wird er von seiner Familie vor die Hütte getragen, damit er draussen sterbe und der Geist des Abgeschiedenen, der Anito, dem alle möglichen bösen Absichten gegen die Ueberlebenden beigelegt werden, nicht in der Hütte sein Wesen treibe. Die Leiche aber wird in die Hütte aufgenommen und dort aufgebahrt. Zu diesem Zweck setzen die Benget-Igorroten die Leiche aufrecht auf ein hohes Stuhlgerüst inmitten der Hütte. Bekleidet ist der Todte mit seinem besten Gewand, nur in einer Rancherie auf dem Monte Data fand ich die Sitte, dem Cadaver ein langes Todtenhemd anzuziehen. (Ein Exemplar davon befindet sich im Museum.) Kopf und Brust der Leiche werden mit Tüchern an die hohe Lehne des Stuhlgerüstes festgebunden und die Arme und Füsse auf Querleisten gestützt. Am ersten Tag wird die gesammte Habe des Verstorbenen neben der Leiche ausgebreitet, ein Theil seines Schmuckes wird ihm angelegt, mit den Geldstücken ihm vor den Ohren herumgeklimpert, die Waffen abgeputzt und ihm vor das Gesicht gehalten, kurzum alles gethan, um ihm zu zeigen,

dass sein Hab und Gut in bester Ordnung mit ihm ins Grab wandern werde. Bald aber verschwindet ganz heimlich ein Stück nach dem andern, bis ihm zuletzt nur das Gewand und die wenigen Schmuckgegenstände bleiben, die er auf dem Körper trägt.

Während nun die Leiche aufgebahrt in der Hütte sitzt und von einem Rauchfeuer, das vor ihm entzündet und beständig unterhalten wird, langsam mumificirt wird, ist es die Pflicht aller Verwandten, von nah und fern auf die Benachrichtigung durch den nunmehrigen Familienältesten herbeizukommen und dem Verstorbenen Lebewohl zu sagen. Dass diese Verabschiedung unter Umständen sehr lange dauern kann, davon sah ich ein Beispiel in der Rancherie Tublay in Benget, wo ein Cadaver bereits 23 Tage aufgebahrt sass und immer noch auf den Abschied von entfernt wohnenden Verwandten wartete.

So lange nun die Leiche sich noch in der Hütte befindet, wird vor der Hütte ein Todtenschmaus abgehalten, bei dem es hoch hergehen muss. Auf einem erhöhten, weithin sichtbaren Punkt in der Nähe der Rancherie wird zu Beginn des Schmauses ein Baumfarrnstamm aufgerichtet, an dessen Spitze die mit den Hörnern versehene Hirnschale eines Carabaobüffels festgebunden ist, als Merkzeichen für die Menschen, dass in der Rancherie ein Todtenfest abgehalten werde, und als Merkzeichen für den Geist des Verstorbenen, dass man sein Andenken würdig feiere. Die Quantitäten des bei solcher Gelegenheit vertilgten Fleisches und Reisbranntweins sind mitunter, wenn der Schmaus Wochen lang dauert, so enorme, dass die Familie des Todten durch die entstehenden Kosten von Grund aus ruinirt wird.

Wenn endlich die Verwandten sich vom Todten verabschiedet haben, wird die Leiche in sitzender Stellung mit sammt dem Stuhlgerüst in circa 6 Fuss lange Fichtenholzsärge gelegt und diese in natürlichen Höhlen, an denen die Korallenkalkfelsen des Landes reich sind, beigesetzt, oder wo Höhlen fehlen, in hohle Baumstämme gesteckt oder auch, wie im nördlichen Benget und auf dem Monte Data, in künstlichen Gruben unter der Schwelle der Hütte begraben.

Den Häuptlingen und Reichen der Rancherie errichtet man wohl auch auf einem Hügel eine künstliche Gruft, die das Aussehen einer niedrigen Pyramide hat und aus Steinen aufgeschichtet ist; solche „Luddut" genannten Gräber sind aber selten, ich sah nur ein einziges bei Suyuc in Lepanto[1]).

Die Hinterlassenschaft des oder der Verstorbenen fällt an den überlebenden Gatten, oder wenn dieser schon gestorben, an die Kinder, oder in dritter Linie an die Geschwister. Gewöhnlich weihen die Erben dem Todten einen neuen Mantel und eine gute Waffe, damit der Anito nicht wiederkehre und seine Habe von den Erben zurückverlange.

XI.
Anitos, Religion, Priester, Krankheiten.

Die entwichene Seele des Todten wird nach dem Glauben des Igorroten ein Anito, d. h. ein in menschlicher oder thierischer Gestalt erscheinendes Wesen, das alle die Fähigkeiten besitzt, die unser Volksaberglaube einem sogenannten umgehenden Geist zuschreibt. Wenn die grosse Mehrzahl dieser Anitos als ganz harmlose

1) Beim Wohnungswechsel lassen die Benget-Igorroten und der grösste Theil der Lepanto-Igorroten die Gebeine ihrer Ahnen zurück, um deren Ruhe nicht zu stören; diejenigen Lepanto-Igorroten aber, welche die Todten unter ihren Hütten begraben, nehmen die Gebeine mit sich und begraben sie an der neuen Wohnstätte wiederum unter den Hütten.

Geister gedacht werden, so ist doch der Anito des verstorbenen Familienältesten um so mehr gefürchtet. Ihn denkt sich der Igorrot als ein höchst reizbares und rachsüchtiges Wesen, welches jede Vernachlässigung der schuldigen Rücksicht gegen sich und seine Mitanitos an den lebenden Gliedern der Familie heimsucht. Namentlich schreibt man ihm die Erzeugung von Krankheiten unter Menschen und Thieren zu. Erkrankt ein Igorrot, so ist die erste Frage: wodurch wurde der Anito erzürnt? und was ist zu thun, um ihn zu besänftigen? Erst in zweiter Linie werden Maassregeln gegen die Krankheit als solche getroffen. Zunächst sucht man den erzürnten Anito durch ein Opfer zu beschwichtigen. Es wird hierzu, um den Wunsch des Anito zu erfahren, ein Stein an einem Faden aufgehängt, auf den Stein geblasen und dabei gefragt: Willst Du ein Huhn oder willst Du ein Schwein oder willst Du einen Carabao? Bewegt sich der Stein bei der ersten Frage, so wird ein Huhn geschlachtet, bewegt er sich bei der zweiten, so wird ein Schwein und wenn bei der dritten, ein Carabao geopfert. Von dem geschlachteten Thier werden Stückchen vom Herzen und den Lungen an Holzsplitter gesteckt und vor der Hütte an einen Pfahl aufgehängt, den beträchtlicheren Rest verzehrt die Familie zu Ehren des Anito. Wenn aber die Krankheit dennoch eine ernstliche Wendung nimmt, so schmiert ein Priester, ein Mambunung, den Familiengliedern Blut vom Opferthier auf Stirn und Wangen, welches nicht abgewaschen werden darf, bis der Kranke entweder genesen ist oder stirbt[1]).

Um den Anito, den Urheber aller dieser Uebel, beständig bei guter Laune zu erhalten, haben die Igorroten des nördlichen Benget und am Monte Data vor ihren Hütten Pfähle aufgestellt, an denen in aufgehängten Holznäpfchen oder Bambussplittern dem Anito täglich von der Reis- oder Maismahlzeit eine kleine Gabe dargebracht wird. Neben dem Pfahl steht gewöhnlich noch ein Bänkchen, damit sich der Anito dort bei seinem Mahle gehörig ausruhen könne.

Die eigentliche Spukzeit für die Anitos ist die Nachtzeit nach Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, und nie verlässt deshalb der Igorrot während dieser Zeit das Gebiet der Rancherie, ohne eine absolut zwingende Veranlassung. Muss er aber die Nacht ausserhalb der Hütte zubringen, so umgiebt er seinen Ruheplatz mit verschiedenen Talismanen zur Abwehr des Anito, worunter natürlich Splitter mit Speise nicht fehlen dürfen. Derartig gekennzeichnete Lagerplätze bemerkte ich namentlich im nördlichen Benget vielfach auf meinen Wanderungen.

Ausser dem Glauben an die Anitos ist die Vorstellung des Igorroten von höheren Wesen eine sehr beschränkte und unklare. Fast in jeder .Rancherie lauten die Berichte darüber verschieden. Nur den einen Gott Cabuniang kennen sie fast alle. Er wohnt sowohl in der Sonne und im Mond, als auch auf den Sternen, er hat die Erde geschaffen und verkehrt mit den Menschen durch die Anitos. Das Gewitter

---

1) Es dürfte hier vielleicht eine kurze Bemerkung über die unter den Igorroten vorkommenden Krankheiten am Platze sein.

In den hoch gelegenen Bengetlandschaften sind namentlich Blattern sehr häufig. Ich bin nur sehr wenigen alten Leuten begegnet, die nicht einen mit tiefen Blatternarben bedeckten Körper hatten. Ebenso häufig sind schwere Lungenentzündungen und Asthma. Die meisten Männer sind mit Krampfadern behaftet, und Hautausschläge sowie Krätze, sind so gewöhnlich, wie Schnupfen und Husten. Von Geschlechtskrankheiten fand ich in Benget keine Spur, desto mehr aber in Lepanto. Ueberall, wo dort spanische Militärposten bestehen oder bestanden haben, ist Syphilis und zwar in abscheulichen Erscheinungsformen vorhanden; Gonorrhoe und Fluor albus finden sich gleichfalls, und in den tief liegenden Districten kommen noch Dysenterie und Leberkrankheiten hinzu. Augenentzündungen, die sehr oft Erblindung bewirken, giebt es in Benget wie in Lepanto gleich häufig.

ist eine Aeusserung seines Zornes. Auch hat er zwei Söhne, die den Menschen wohlwollen und die deshalb, wie mir schien, von den Igorroten wenig berücksichtigt werden. Einen eigentlichen Cultus des Cabuniang traf ich nirgends an.

Trotzdem besitzen die Igorroten einen Priesterstand. Es sind das Männer, Mambunungs, oder alte Weiber, Asiteras, welche die Kenntniss ihrer Beschwörungsformeln auf das Erstgeborene ihrer Kinder vererben und damit den Priesterstand selbst zu einem erblichen machen. Die Hauptthätigkeit der Mambunung ist die Einweihung der Schweine, Hunde und Hühner, die ohne ihren Beistand nicht geschlachtet werden dürfen; der Hokuspokus der Asiteras wird dagegen nothwendig erachtet bei Erkrankungen, Leichenbestattungen, Hochzeiten, Hüttenbau, Aufbruch zu Kriegszügen und dergleichen mehr.

Der Igorrot trägt sich mit einer Menge abergläubischer Vorstellungen, die sein Thun und Lassen reguliren. Hauptsächlich das Erscheinen von Thieren, vermuthlich als verkörperter Anitos, spielt darin eine grosse Rolle. Kreuzt beim Lochgraben für die Grundpfähle einer Hütte eine Schlange, ein Frosch oder eine Ratte den Platz, so wird die Stelle sofort verlassen und die Hütte anderswo errichtet. Niest beim Hüttenbau einer der Betheiligten, so schieben sie die Arbeit eine bis zwei Stunden auf, bis eine Priesterin den Ort geweiht hat; wenn aber Jemand während des Hüttenbaues stirbt, so schlagen sie mit neuem Material die Hütte an anderer Stelle auf. Fliegt vor einem Wanderer der kleine rothbrüstige Vogel „uridas“ oder „tiktik“ über den Pfad, so kehrt er augenblicklich um; wird dagegen der Gesang dieses Vogels neben dem Weg hörbar, so gilt dies als gutes Omen. Ebenso veranlasst eine über den Weg schlüpfende Schlange den Igorroten zur sofortigen Umkehr. Wenn bei der Ernte des Reises eine Ratte im Felde sichtbar wird, so hält man mit der Arbeit ein; bis eine Priesterin die Ernte geweiht hat, und fällt ein Meteor vom Himmel, was nicht selten vorzukommen scheint, oder schlägt der Blitz in der Nähe der Rancherie ein, d. h. droht der Gott Cabuniang mit Strafe für irgend ein Vergehen, so wird mit Hülfe eines Priesters ein Schwein geopfert und der Kopf des Thieres aufgepfählt an den Ort des Blitzschlages gestellt, um den zürnenden Gott zu besänftigen.

XII.

Rechtsverhältnisse, Gemeindeverfassung.

Auch in die Rechtsverhältnisse greift dieser Glaube an Omina ein. Gewöhnlich wird eine Streitsache von den Aeltesten der Rancherie in gemeinsamer Besprechung entschieden; können diese sich aber nicht einigen, so muss eine Art Gottesurtheil entscheiden. Mit einem spitzen Bambus oder Holzsplitter wird den beiden Parteien der Hinterkopf geritzt, und wer dabei am meisten Blut verliert, der hat seinen Anspruch verloren.

Eine merkwürdige Art von Schuldentilgung ist unter den Benget-Igorroten Brauch. Wenn dort der Schuldner nicht zahlen kann, erhält er vom Gläubiger ein junges Schwein, das er aufziehen muss, bis es Junge wirft. Von diesen Jungen fällt die Hälfte an den Gläubiger zurück, und ist mit dieser Zahlung die Schuld noch nicht abgetragen, so muss der Schuldner auch von den folgenden Ferkelwürfen so viel abgeben, bis die Angelegenheit beglichen ist.

Die Entscheidung in Rechtsstreiten steht, wie erwähnt, bei den Rancherieältesten, unter welchen naturgemäss die Priester und die Vornehmen die erste Stimme führen. Dieses Collegium der Vornehmen und Priester bildet zugleich den Hauptbestandtheil in der Rancheriegemeinde. Nicht sowohl die Tapfersten, als vielmehr die Reichsten sind die Adligen; es ist eine Art von Plutokratie, die jede

Rancherie beherrscht. Ihnen, den Baknanges (Benget) oder Cadangian (Lepanto), gehört in der Gesammtheit der Grund und Boden; von ihnen müssen die Abiteg (Benget) oder Cailiak (Lepanto), die Plebejer, das Ackerland kaufen, und ihnen gehören die Eisen-, Kupfer- und Goldgruben, in welchen die Abiteg auf Kosten und auf Rechnung der Baknanges arbeiten müssen. Wo die Spanier festen Fuss gefasst haben, da sind freilich diese Unterschiede schon ziemlich verwischt; man hat ihnen die Gemeindeverfassung der christianisirten Malayen der zweiten Invasion aufgezwungen, mit scharfer Abgrenzung des Rancheriegebietes, mit Wahl eines einzigen Ortsvorstehers, mit Einrichtung von Abgaben und Gemeindediensten; aber in den abgelegenen Rancherien besteht, abgesehen von der Wahl eines Ortsvorstehers, eines Capitan, die alte Rancherieverfassung in ihrer alten Ursprünglichkeit um so fester, als dorthin nur höchst selten einmal ein spanischer oder mischblütiger Beamter vordringt und die Igorroten mit Ausnahme einer geringen Taxzahlung von allen jenen Abgaben frei sind, die den christianisirten Küstenmalayen aufliegen.

XIII.
Kopfjagd, Kriegsbräuche, Feste.

Dort in den abgelegenen Rancherien ist auch noch die alte Sitte der Kopfjagd, die wohl allen Malayen der ersten Invasion eigen war, und die heute noch in den meisten unabhängigen Stämmen herrscht, in Uebung. Bei den übrigen Igorroten ist dieser Brauch aber bis auf symbolische Andeutungen verschwunden, welche im nördlichen Benget und am Monte Data darin bestehen, dass bei grossen Festen die jungen Männer in einer grossen Kette um einen roh behauenen Baumstamm tanzen und jenen Spottgesang anheben, welcher ehemals beim Umtanzen der aufgesteckten Schädel erschallte, die ein glücklicher Kopfjäger erbeutet hatte.

Diese grossen Feste der ganzen Rancherie, Cañaos genannt, die auch beim Tod eines reichen Adligen oder eines Priesters oder aus Anlass einer besonders guten Ernte veranstaltet werden, sind übrigens die einzigen, in welchen solche kriegerische Kundgebungen vorkommen. Alle anderen Feste sind durchaus friedlicher Natur. Sie werden je nach ihrer Bedeutung vor oder in der Hütte gefeiert und bestehen in Ess- und Trinkgelagen, in Springtänzen junger Männer, in Gesängen einer Priesterin und Trommelmusik irgend eines dieser Kunst beflissenen Igorroten. Jede respectable Familie besitzt eine solche Tanztrommel, die einem Kanonenrohr nicht unähnlich ist, zu eigen. Soll das Fest im engsten Kreis der Familie stattfinden und Niemand eintreten dürfen, ohne dass er an den Schmauskosten theilnehme, dann hängen sie als Warnungszeichen in Knoten geflochtene Grasbündel über die Thüröffnung und bleiben darum unbehelligt.

XIV.
Sprache.

Zum Schluss möchte ich noch einige kurze Notizen über die Sprache der Igorroten geben, ohne mich auf linguistische Vermuthungen einzulassen, da ich davon nichts verstehe. Die Igorroten sprechen in Benget und in Lepanto vier verschiedene Dialecte. Der eine, die Inibaloi-Sprache genannt, wird im Thal des Rio Agno gesprochen bis hinauf nach der Rancherie Loo, wo das Gebiet desjenigen Lepanto-Dialectes beginnt, der um den Monte Data gesprochen wird. Der zweite Dialect der Benget-Igorroten, Cancanai genannt, ist im ganzen Nordwesten von Benget im Brauch und die zweite Mundart der Lepanto-Igorroten im ganzen Tiefland des Rio Abra. Es sind also scharfe geographische Grenzen, welche die einzelnen Idiome von einander trennen.

Die beiden Dialecte der Lepanto-Igorroten haben schon so viele ilocanische Worte aufgenommen, dass eine Verständigung mit den Ilocanern sehr wohl möglich ist. Diejenigen der Benget-Igorroten sind reiner geblieben. In diesen verursachte mir bei der Aufstellung eines kleinen Vocabulars namentlich die Unreinheit der Vokale grosse Schwierigkeiten. Für e, o und u besitzen sie nur einen einzigen Laut, ein Mittelding zwischen o und ö, das sie erst nach wiederholtem Befragen mehr nach e, o oder u hin accentuiren. Eigenthümlich sind die vielen halben und ganzen Nasallaute, deren erstere dem französischen Nasallaut nahekommen, während die letzteren an das harte Chinesisch anklingen, wie es in Canton gesprochen wird. An unserem deutschen scharfen ch-Laut sind alle vier Dialecte reich und nicht minder häufig kommt das tsch vor. Auf welche Verwandtschaft diese characteristischen Eigenschaften in der Aussprache aber hinweisen, ist mir unbekannt.

Eine Schrift, in welcher Gestalt auch immer, haben die Igorroten nicht.

Hier, m. Hrn., erlauben Sie mir heute die Mittheilungen abzuschliessen; ich hoffe aber, Ihnen später einmal eine ausführlichere Darstellung geben und Ihnen noch einiges Neue über die den Igorroten stammverwandten Ginanes mittheilen zu dürfen; denn die Ginanes sind vom spanischen Einfluss noch total unberührt und deshalb als Typus der heidnischen Malayen der ersten Invasion in den Philippinen gewiss noch interessanter als die Igorrotes. —

Hr. Virchow legt bei dieser Gelegenheit Mittheilungen vor über die

Schädel der Igorroten.

Bei verschiedenen Sendungen von Philippinen-Schädeln, welche ich in der Gesellschaft besprochen habe, fand sich jedesmal ein in seiner Bildung auffällig abweichender, der auch nach seiner Provenienz die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm.

Der erste stammte aus der Sammlung des Hrn. Jagor. Er ist bezeichnet als der eines Cimarronen, der 1856 durch einen Hieb mit einem Jagdmesser am Berge Ysarog auf der Insel Luzon das Leben verloren hatte. Ich besprach ihn in der Sitzung vom 15. Januar 1870 (wiederabgedruckt in dem Reisewerk des Hrn. Jagor S. 360, vgl. S. 371 u. S. 374). Er ist, nach der erneut vorgenommenen Messung, orthomesocephal: Breitenindex 76,8, Höhenindex 74,6.

Einen zweiten Cimarronen-Schädel erhielten wir durch Hrn. Schetelig: ich legte ihn in der Sitzung vom 10. December 1870 (bei Jagor S. 366, 371) vor. Derselbe wurde in der Provinz Albay, gleichfalls auf Luzon, ausgegraben und ist mit dem Namen Baringeag bezeichnet. Er ist hypsimesocephal; Breitenindex 75,7, Höhenindex 78,9.

Ein dritter verwandter Schädel wurde durch Hrn. A. B. Meyer mitgebracht: er wurde in der Sitzung vom 15. Juni 1872 (bei Jagor S. 374) gezeigt. Ein bestimmter Fundort ist nicht angegeben, doch trägt er die Bezeichnung: Igorrote. Er ist ausgemacht orthodolichocephal: Breitenindex 67,6, Höhenindex 73,4.

Endlich erhielt ich einen vierten durch Hrn. G. A. Baer: derselbe wurde in den Sitzungen vom 18. October 1879 (Verh. S. 332) und vom 20. December 1879 (Verh. S. 427) besprochen. Er gehörte einem Igorroten von Cayan auf der Insel Luzon und war durch den Gouverneur des Distriktes von Lepanto, Hrn Lillo besorgt; Hr. Baer nennt ihn „sehr authentisch". Er ist gleichfalls orthodolichocephal: Längenindex 74,3, Breitenindex 72,6.

Bei allen diesen Gelegenheiten, insbesondere bei der letzten, habe ich ausführ-

lich darauf aufmerksam gemacht, dass diese Schädel in einem sehr bestimmten Gegensatze gegen alle anderen Schädel philippinischer Stämme stehen und dass sie sich sowohl von den alten Höhlenschädeln, als auch von denen der Negritos, der Tagalen, der Bicols u. s. w. scharf unterscheiden. Ich hob insbesondere ihre dolichocephale oder höchstens mesocephale Form, ihre geringe Prognathie, die verhältnissmässig hohen Augenhöhlen, die hohe Nase mit schmaler Wurzel und gelegentlich starken Stirn-Nasenwülsten hervor, und bemerkte, dass diese wilde Rasse, soweit wir wüssten, nicht schwarz und nicht kraushaarig sei. Ich schloss mit den Worten: „Das Interesse, sie genauer kennen zu lernen, ist ungemein gross, und ich darf die Aufmerksamkeit sowohl der inländischen Forscher, als der Reisenden ganz besonders darauf hinlenken, weitere Nachrichten über diese Stämme zu sammeln und anthropologisches Material zu ihrer Beurtheilung zusammenzubringen."

Meine wiederholten Mahnungen haben jetzt endlich ihre Frucht getragen und ich habe in erster Linie den Herren Bastian und Jagor zu danken, dass sie ihren Einfluss dazu verwendet haben, die letzten Reisenden zu veranlassen, den nicht zu den Negritos gehörenden wilden Stämmen des Innern Besuche abzustatten. So sind denn zuerst von Hrn. Landau nicht bloss Nachrichten, sondern auch Knochen eingegangen, und wir haben jetzt Hrn. Hans Meyer unseren Dank abzustatten für die sorgfältige Erforschung des eigentlichen Igorroten-Landes.

Bekanntlich hat der Name der Igorroten manches Unsichere an sich, da er zuweilen auf alle centralen wilden Stämme, mit Ausnahme der Negritos, ausgedehnt ist. Hr. Blumentritt (Versuch einer Ethnographie der Philippinen. Ergänzungsheft Nr. 67 zu Petermann's Mitth. S. 24) nennt das „Unfug", aber auch er ist geneigt, Igorroten im engeren und solche im weiteren Sinne zuzulassen, und ich möchte die Frage aufwerfen, wie es gekommen sein sollte, dass dieser Name so allgemein angewendet worden ist, wenn das Volk von jeher nur auf den kleinen Bezirk im Norden von Luzon beschränkt war, wo jetzt die Igorroten „im engeren Sinne" wohnen. Gerade die Schädel, von denen ich gesprochen habe, schienen mir den Gedanken nahe zu legen, dass in der That ein näheres Verhältniss zwischen diesen Igorroten und den Cimarronen von Camarines und Albay, also aus südlicheren Provinzen von Luzon, bestehe. Immerhin mag es mehr gerechtfertigt sein, letztere zunächst auszuscheiden.

Unter den vorhandenen Schädeln und sonstigen Gebeinen nehmen die von Hrn. Hans Meyer mitgebrachten den ersten Rang ein, insofern sie gerade aus dem Gebiet der Igorroten „im engeren Sinne" herstammen und von dem Reisenden selbst gesammelt sind. Er berichtet darüber Folgendes:

„Die beiden Schädel nebst Knochen, Ringen und Gewandresten sind von mir aus einer Höhle bei Cabayan, Provinz Benget, Luzon, geholt worden. Die Höhle liegt ca. $^1/_2$ Stunde von der Igorroten-Rancherie Cabayan entfernt, am Hang eines Hügels und dicht am Pfad, der von Cabayan nach Adasay führt. Sie ist von Korallenkalkfelsen gebildet und hat eine Höhe von etwa 4 Fuss, eine Breite von 8—10 Fuss und eine Länge von 15—20 Fuss. Ehe ich hineingelangen konnte, hatte ich eine Schicht grosser Steine wegzuräumen, die offenbar von den Igorroten zum Schutz gegen Hunde, Füchse u. s. w. oder gegen eine räuberische Hand vor dem Eingang aufgeführt war. In der Höhle standen drei, aus je einem Fichtenstamm gehauene und mit fichtenen Deckeln geschlossene Särge. Die Deckel waren ebenfalls aus einem Stamm geschnitten und durch Holzpflöcke befestigt. Die Länge der Särge betrug 6 Fuss, ihre Form näherte sich sehr derjenigen unserer Särge. Nur der vorderste der drei Särge war ganz intact, die beiden anderen dagegen ziemlich stark zerfallen, so dass ohne viel Mühe die Deckel eingestossen und der In-

halt, soweit er bei Kerzenlicht in dem dunkeln Loche zu erfassen war, herausgenommen werden konnte. Der vorderste, wohl neueste Sarg, widerstand allen Anstrengungen.

„Die Armringe sammt den Gewandresten stammen aus dem augenscheinlich zweitältesten, dem mittleren Sarg; ebendaher die Holzstückchen, welche den Deckel zierten. Der Inhalt des hintersten und wahrscheinlich ältesten Sarges war, abgesehen vom Schädel und den Knochen, vollständig vermodert.

„Unter der Hand eingezogenen Erkundigungen nach, war der vorderste Sarg vor 4 Jahren beigesetzt worden, die anderen mögen schon 30—40 Jahre oder noch länger gestanden haben. Alle drei enthielten Leichen von Igorrotes aus Cabayan."

Leider fehlt in der Mittheilung des Hrn. Meyer eine Angabe über das Geschlecht der beigesetzten Leichen, was um so mehr zu bedauern ist, als, wie ich aus Erfahrung weiss, an den Schädeln vieler Wilden, insbesondere von Insulanern, unsere gewöhnlichen Merkmale in Bezug auf die Bestimmung des Geschlechts versagen. Wie ich die beiden Schädel ansehe, wäre ich geneigt, beide für weibliche zu halten, den einen (Nr. IV) für den einer ganz alten, zahnlosen Frau, den anderen (Nr. V) für den eines jungen Mädchens. Indess erkenne ich vorweg an, dass die Grösse des Schädelraumes und die Beschaffenheit der Haare von Nr. V einigen Zweifel erwecken könnten.

In beiden Fällen sind die Schädelknochen einschliesslich der Unterkiefer vollständig vorhanden, dagegen finden sich von den übrigen Skeletknochen nur die langen Knochen der Extremitäten etwas vollständiger vor, während selbst die Becken wegen Mangels grösserer Abschnitte nicht zu restauriren sind und die Mehrzahl der kleinen Knochen ganz fehlt. Ein linkes Os humeri und 2 entsprechende Scapulae weiss ich gar nicht unterzubringen. Sie sind zu klein für IV und zu entwickelt für V.

Bei der Wichtigkeit der Funde gebe ich zunächst eine gedrängte Beschreibung der Einzelheiten:

1. Von dem Skelet der alten Frau (Nr. IV) ist der Schädel vollständig vorhanden. Da jedoch alle Zähne ausgefallen waren und ein totaler Schwund der Alveolarfortsätze eingetreten ist, so lassen sich die Gesichtsverhältnisse nur für den oberen Abschnitt genauer feststellen.

Der Schädel hat die geringe Capacität von 1210 *ccm*. Auch die Umfangsmaasse sind durchweg klein. Die Form ist ausgemacht hypsimesocephal (Breitenindex 78,3, Höhenindex 81,3). Die gerade Länge des Hinterhaupts beträgt 29 pCt., also beinahe $^1/_3$ der Gesammtlänge.

Die gelbbräunliche Oberfläche ist sehr glatt und besitzt namentlich an der Stirn fast gar keine Wülste oder Vorsprünge; hinten zeigt sich ein ziemlich kräftiger Torus occipitalis mit tiefem und scharfem Absatz, ohne ausgeprägte Protuberanz. Sämmtliche Nähte sind offen und wenig gezackt. Hinter der Coronaria, insbesondere jederseits an dem vorderen Abschnitte der Parietalia oberhalb der Schläfenlinien eine stärkere, fast dachförmige Depression. Am Stirnbein, links, dicht vor und parallel mit der Coronaria, ein 2 *cm* langer, 5 *mm* breiter, unebener, offenbar traumatischer Eindruck.

In der Oberansicht erscheint das Schädeldach sowohl schmal als kurz, der Vordertheil eher breit, die Tubera parietalia wenig abgesetzt und weit nach vorn gestellt. Das Seitenprofil zeigt eine mehr gerade, niedere Stirn, an welche ziemlich schnell eine etwas flache Scheitelcurve ansetzt, aber schon von der intertuberalen Parietallinie an beginnt ein schneller Abfall, der am Hinterhaupt selbst ziemlich

jäh ausläuft. Sehr auffällig ist der ogivale Contour der Norma occipitalis: die oberen Flächen sind dachförmig, die Seitenflächen ziemlich gerade. In der Unteransicht tritt der Eindruck der Breite mehr hervor; selbst das Hinterhaupt, welches übrigens von rechts her etwas eingedrückt und somit schief ist, sieht verhältnissmässig gross aus.

Die Vorderansicht zeigt an der fast geraden und ziemlich vollen und breiten (92 *mm*) Stirn einen breiten, flach gewölbten und tief herunterreichenden Nasenfortsatz von 25 *mm* Querdurchmesser. In denselben greift die ganz gerade Stirnnasennaht hinauf. Die Nasenbeine sind lang, breit und fast ganz platt; erst von der Mitte an ist der Rücken ganz schwach eingebogen und erst am unteren Ende ein klein wenig erhaben. Da die Apertur wohl oben, aber nicht unten (24 *mm*) weit ist, so ergiebt sich ein noch mesorrhiner Index (51). Dagegen sind die Orbitae sehr gross, hoch und fast viereckig; ihr Index (87,1) ist ausgemacht hypsikonch. Die Infraorbitalspalte ungemein weit. Die Wangenbeine liegen mehr an, die Fossae caninae sind sehr tief, der Alveolarfortsatz, soweit sich über sein früheres Verhältniss urtheilen lässt, schwach prognath, die Gaumencurve desselben hufeisenförmig. Wie weit der mesostaphyline Index (82,6) maassgebend ist, lässt sich nicht beurtheilen. Der Unterkiefer ist bis auf einen, vorn fast abgeplatteten Knochenbogen geschwunden; seine Aeste schräg angesetzt und ziemlich lang.

Von sonstigen Skeletknochen sind folgende vorhanden:

a) Ein Os humeri von 273 *mm* Länge, stark gedreht, mit voller Fossa olecrani
b) Ein linkes Os femoris, 385 *mm* lang, mehr zart, mit leicht gebogener Diaphyse, starker Crista posterior, niedrigem Trochanter, kurzem, etwas flachem, unter einem Winkel von 115° angesetztem Halse, kleinem Kopfe. Der Condylus internus steht sehr tief.
c) Die linke Tibia, 302 *mm* lang, von aussen her etwas stärker eingedrückt, aber nicht abgeplattet, mit dem oberen Ende etwas nach hinten gebogen, die Malleolen klein.
d) Die entsprechende Fibula, 291 *mm* lang, zart, mit starker Längsvertiefung.
e) Die beiderseitigen Beckenknochen, verhältnissmässig gross, die Darmbeinschaufeln stark ausgelegt.

2. Von dem jugendlichen Skelet Nr. V ist ein sehr schöner Schädel vorhanden, dagegen ist das Gerippe an sich sehr defekt und von den vorhandenen Röhrenknochen fehlen fast durchweg die noch nicht verschmolzenen Epiphysen. Am Schädel ist die Sphenooccipitalfuge offen, die Weisheitszähne sind noch nicht ausgebrochen, die Kronen der Backzähne noch nicht abgenutzt. Die Stirn ganz glatt, ohne alle Vorsprünge; auch am Hinterhaupt weder Protuberanz noch Torus.

Der Schädel ist für die Jugend des Individuums recht geräumig, 1400 *ccm* messend; auch sämmtliche Umfangsmaasse ergeben grössere Zahlen. Die Form ist orthomesocephal (Breitenindex 76,4, Höhenindex 72,5) und zwar nähert sich der Breitenindex stark der unteren Grenze der Mesocephalie. Die Länge von 182 *mm* ist für diese Bevölkerung gross; die Occipitallänge macht davon 29,6 pCt. aus, nahezu dasselbe Maass wie bei Nr. IV. Sämmtliche Nähte sind offen und ohne gröbere Anomalie; trotzdem besteht beiderseits starke Stenokrotaphie, indem sowohl die Gegend der temporalen Fontanelle tief, fast trichterförmig eingedrückt, als auch die Ala temporalis selbst vertieft ist. Dafür ist nicht bloss der Schläfenfortsatz des Stirnbeins bombenförmig vorgetrieben, sondern auch die Schläfenschuppe mehr vorgewölbt.

Die Oberansicht bietet ein überwiegend jugendliches Aussehen dar: die Tubera

parietalia sind voll und vortretend, obwohl die grösste Breite tiefer unten, an den Schläfenschuppen, liegt. Der Theil des Schädeldaches vor den Tub. par. sieht fast kielförmig aus, doch ist die Stirn gerade und eher breit; auch das Hinterhaupt ist seitlich abgeschrägt und die Oberschuppe springt fast kuglig vor. Im Profil sieht man eine lange, nach hinten schräg abfallende Scheitelcurve; die Schläfenlinien erreichen die Scheitelbeinhöcker nicht. Der Quercontour der Hinteransicht ist leicht ogival, obwohl das Dach mehr abgeflacht ist und die Seitentheile unten convergiren. In der Unteransicht dominirt das lange und obwohl zugeschrägte, so doch grosse Hinterhaupt mit stark vortretenden Cerebellarwölbungen. Apophysis basilaris breit, an dem vorderen Rande des For. magnum mit 2 hanfkorngrossen Höckern besetzt.

Ungleich mehr charakteristisch ist das Gesicht, das übrigens in seinem oberen Theile dem von Nr. IV ganz ähnlich gebaut ist. Unter der glatten, aber breiten (92 *mm*) Stirn sitzt ein 23 *mm* breiter, etwas tief herunterreichender Nasenfortsatz, an welchen sich die ganz abgeflachte, höchst pithekoide Nase mit einer breiten, ziemlich geraden, etwas in den Fortsatz des Stirnbeins herauftretenden Naht anfügt. Die Nasenbeine liegen so sehr in einer Ebene, dass von einem Rücken eigentlich nicht gesprochen werden kann; eine seichte Einbiegung in der Mitte macht die Abplattung eher noch auffälliger. Dagegen tritt der Stirnfortsatz des Oberkiefers, besonders neben den unteren Theilen der Nasenbeine, leicht gewölbt vor. Obwohl die Apertur eher schmal genannt werden kann (24 *mm*), ist doch wegen der Kürze der ganzen Nase (44 *mm*) der Index platyrrhin (54,5). Damit harmonirt die Form des oberen Randes der Apertur: hier schneiden die Nasenbeine fast gerade ab und es bildet sich eine breite, eckige Bucht, welche beiderseits gegen die Oberkiefer herantritt.

Auch das Gesicht im Ganzen, dessen Höhe leider wegen des Verlustes der meisten Zähne nicht genau zu bestimmen ist, ergiebt annäherungsweise ein chamaeprosopes Maass (Index 81,9). An den sonst geraden Wangenbeinen tritt die untere Tuberosität stärker vor. Trotzdem ist der Orbitalindex hypsikonch (86,4): die Augenhöhlen erscheinen gross, tief und hoch, nach oben stärker gewölbt, mit sehr weiten Infraorbitalspalten. Die Fossae caninae tief, der Alveolarfortsatz prognath, sonst kurz (15 *mm*). Die Zähne sehr unregelmässig, namentlich sind links der Eckzahn und die beiden Prämolaren gegenseitig verschoben, so dass der I. Prämolaris ganz nach innen gedrängt, die beiden anderen Zähne aber um ihre Axe gedreht sind. Die Zahncurve ist hufeisenförmig; der Gaumenindex (65,3) leptostaphylin. Endlich der Unterkiefer ist schwach und niedrig, in der Medianlinie 25 *mm* hoch, das Kinn gerundet, mit leicht vortretendem Höcker, der Alveolarrand leicht prognath, die Curve vorn weit, aber die Kieferwinkeldistanz gering (86 *mm*). Die Aeste sind niedrig, aber breit: 47 *mm* hoch, 35 breit. Die II. Molaren stehen mit ihren Kronen schräg nach innen.

Von dem sonstigen Gerippe sind ausser dem Kreuzbein und dem rechten Darmbein nur Röhrenknochen der Extremitäten gerettet, an denen, wie erwähnt, zahlreiche Epiphysen fehlen. Am Arm sind bis auf den Epicondylus sämmtliche Epiphysen um das Ellenbogengelenk verwachsen, dagegen fehlen der Kopf des Oberarm- und die Carpalephiphysen der Vorderarmknochen. Am Oberschenkel und den beiden Tibiae fehlen sämmtliche Epiphysen, selbst die Trochanteren. Darnach dürfte anzunehmen sein, dass die Person ein Lebensalter von 16—17 Jahren gehabt hat. Am Vorderarm sassen noch mumificirte Weichtheile, wahrscheinlich erhalten durch Metallsalze, denn das obere Drittel des Radius ist durch Kupferfärbung grün.

Der (linke) Oberarm ist fast gar nicht gedreht, die Fossa olecrani voll. Am Femur (links) beträgt der Insertionswinkel des Halses 125°. An den Tibiae keine Spur von Abplattung. Das Kreuzbein misst in der Quere fast 9 *cm*; die (rechte) Darmbeinschaufel ist dick, flach und kurz.

Offenbar zu diesem Gerippe gehörig fand sich in der Kiste noch ein zusammengebackenes Packet von grauen Gewebsresten, Fetzen von rothem Netz und schwarze, ganz glatte, sehr straffe Haare von 8—9 *cm* Länge. Unter dem Mikroskop erscheinen die letzteren von der Fläche ganz dunkel und undurchsichtig; auf Querschnitten sieht man sie schwach abgeplattet, im Ganzen rundlich, mit einem kleinen runden, ganz schwarzen Markstreifen, einer dicken, nach aussen schwarzbraunen, nach innen lichteren und mehr gelbbräunlichen Rinde, und einer ziemlich dicken, gelblichen Oberhaut. Die Färbung der Rinde ist durch dichtere oder losere Anhäufungen von körnigem, dunkelbraunem Pigment bedingt. —

Es lässt sich nicht leugnen, dass die beiden Gerippe für eine sichere Kenntniss der Rassencharaktere nicht besonders geeignet sind. Das eine gehörte einer gänzlich zahnlosen Greisin, das andere einem jungen Individuum, wahrscheinlich einem Mädchen von 16—17 Jahren an. Das eine ist also zu alt, das andere zu jung zu maassgebenden Folgerungen. Ueberdiess fehlt ein männliches Gerippe, welches erst das Bild vervollständigen würde. Nehmen wir indess das vorliegende Material, wie es nun einmal ist, so ergeben sich als Hauptmerkmale: Mesocephalie mit ogivalem Contour des Schädeldurchschnittes, Chamaeprosopie, Hypsikonchie, leichte Prognathie und vor Allem eine höchst eigenthümliche, zwischen Meso- und Platyrrhinie schwankende Nase, endlich sehr stark pigmentirtes, schwarzes, straffes Haupthaar. —

Die von Dr. Landau eingesandten Gerippe sind leider weniger gut bestimmt. Nach einem, an die Verwaltung des Königlichen Museums eingeschickten Bericht hat er in der Gegend von Bambang, in der Provinz Nueva Viscaya, zwei „wohlerhaltene" Skelette ausgegraben. Seiner Angabe nach ist auch diese Gegend noch von Igorroten bewohnt. In der That ist sie nur durch den Rio Magat und die Cordillere von dem eigentlichen Igorroten-Lande getrennt, und auch andere Reisende, z. B. v. Drasche, geben hier Igorroten an. Aber es ist noch eine andere Schwierigkeit vorhanden. Es sind nicht 2, sondern 3, freilich unvollständige und zum Theil sehr mangelhaft erhaltene Skelette angekommen, und es hat sich aus den Berichten des Dr. Landau über die Herkunft des dritten Skelets nichts ermitteln lassen. Hoffentlich wird sich das später ausgleichen. In der That hat der eine Schädel so viele Eigenschaften eines Negrito an sich, dass er wahrscheinlich aus der jetzigen Betrachtung ausgeschieden werden muss. Die beiden anderen sind ganz verschieden von ihm. Leider ist der eine derselben ohne Gesicht; der andere dagegen zeigt eine Gesichts- und namentlich eine Nasenbildung, welche mit der eben besprochenen der Schädel von Cabayan völlig übereinstimmen. Ich glaube daher nicht fehlzugehen, wenn ich diese beiden Schädel (Nr. I u. II) gleichfalls als Igorroten ansehe.

a) Der Schädel Nr. I gehörte einem älteren, kräftig entwickelten, wenngleich etwas zart gebauten Manne an. Er besitzt eine Capacität von 1300 *ccm*, also weniger als das junge Mädchen, und demgemäss Umfangsmaasse von mittlerer Länge. Er ist orthodolichocephal (Breitenindex 72,8, Höhenindex 75,0); die gerade Occipitallänge beträgt 32,6 pCt. der Gesammtlänge.

Die Knochen sind mürbe und oberflächlich abgeblättert, an letzteren Stellen weiss, sonst schmutzig braungrau. Die Nähte offen, die Schläfen gut gebildet, die

meisten Knochenvorsprünge schwach, nur die Protub. occip. gross und kräftig. Hinter dem linken Tuber parietale ein flacher traumatischer Eindruck.

In der Ober- und Seitenansicht erscheint das Dach entschieden lang und voll, an den Scheitelhöckern ausgelegt. Die Plana temporalia gross, ihre Grenzlinien bis auf die Tubera par. reichend. Die Norma occipitalis zeigt einen leicht ogivalen Querschnitt, indem das Dach zwischen Pfeilnaht und Tubera pariet. etwas eingedrückt ist. Die Seitenflächen convergiren nach unten. Der Lambdawinkel spitz, seine Schenkel etwas gedrückt. Starke Warzenfortsätze. In der Norma basilaris tritt besonders die Länge des Hinterhaupts hervor. Das Hinterhauptsloch oval, mit dicken Rändern.

In der Vorderansicht erscheint die Stirn, obwohl mässig breit (91 *mm*), doch klein, besonders niedrig, etwas vorgerundet, fast von kindlichem Aussehen. Supraorbitalwülste kaum angedeutet, dagegen der Supraorbitalrand nach aussen etwas vortretend. Das Gesicht macht mehr einen mittleren Eindruck, obwohl der Index (71,9) entschieden chamaeprosop ist. Die Orbitae gross, fast viereckig, besonders hoch: Index hypsikonch (94,7). Der Nasenfortsatz des Stirnbeins breit (24 *mm*), mit einem kurzen, stark gezackten Reste der Stirnnaht; die Stirnnasennaht greift in den Fortsatz ein. Die Nase selbst ist fast ganz flach und breit, beinahe ohne Rücken, unten quer abgeschnitten. Der Index ist platyrrhin (59,1); dem entspricht die breite Apertur, von der aus jederseits eine breite Praenasalfurche schräg auf den prognathen Alveolarfortsatz herabläuft. Tiefe Fossae caninae. Die Oberkieferzähne fehlen durchweg. Der Gaumen leptostaphylin (71,4?), mit hufeisenförmiger Zahncurve.

Der Unterkiefer ist kräftig, vorn stark ausgebogen, das Kinn fast progenäisch, der einzige vorhandene Zahn (Molaris dexter I) tief abgenutzt. Aeste breit (33 *mm*) und hoch (60 *mm*). Sehr weite Spannung der Kieferwinkel (104 *mm*).

Sämmtliche übrige Skeletknochen sind brüchig, etwas verletzt und von mehr graciler Gestalt. Es sind vorhanden:

- 2 Humeri, 255 *mm*, lang, mässig gedreht, mit feinem Loch in der Fossa olecrani.
- 2 Radii und eine Ulna, sämmtlich unten defect.
- 1 rechtes Femur, 380 *mm* lang, mit kurzem Hals, kleinem Kopf, die Knie-Condylen etwas nach hinten gebogen.
- 1 Tibia und Fibula der rechten Seite, erstere nicht platt.

b) Der Schädel Nr. II, gleichfalls männlich, von sehr ähnlicher Gestalt, ohne Gesicht und mit zerstörter Basis. Ob der vorhandene Unterkiefer dazu gehört, ist nicht ganz sicher, derselbe hat ein auffällig gelbbraunes Aussehen, während die übrigen Knochen schwarzbraun sind und die Schädelkapsel überdies mit schwärzlichen, wie verkohlt aussehenden Stellen besetzt ist. Der Schädel ist eminent dolichocephal, wahrscheinlich orthodolichocephal (Breitenindex 70,7, Auricularindex 62,5). Die Knochenvorsprünge sind mehr entwickelt. Alle Nähte offen; in der Lambdoides einige grössere, gegen die Parietalia vorspringende Schaltknochen.

Die Stirn ist voll, gerundet, wenig breit (88 *mm*), niedrig, von fast weiblicher Bildung. Die lange Scheitelcurve beginnt mit einer schnellen Umbiegung der Stirn; Tubera parietalia wenig entwickelt; Hinterhaupt voll und stark gerundet, deutliche, aber schwache Protub. occip. Jederseits ein Ansatz zu einem Proc. frontalis alae tempor. An der Stirn kurze, etwas schräg vom inneren Ende der Orbitalränder aufsteigende Wülste. Die Nasennaht greift eckig in den Fortsatz des Stirnbeins ein; der Rücken der Nase ist ganz schwach gewölbt, niedrig, leider aber sehr bald durch Bruch zerstört.

Der vorhandene Unterkiefer sehr ähnlich dem von Nr. V, aber mit ganz alten, tief abgenutzten Zähnen und zahlreichen obliterirten Alveolen; niedrige, aber breite Aeste.

Von dem übrigen Gerippe finden sich:

einige Wirbel und Rippen;

2 recht kräftige Scapulae mit sehr starker Muskelzeichnung; die hintere obere Ecke ist auffällig rechtwinklig. Höhe 145, Breite 85, Index 58,6 *mm*;

2 Seitenhälften des Beckens, durch Muskelleisten sehr kantig, compakt, mit steilen Schaufeln;

der rechte Ober- und Vorderarm vollständig; links fehlt die Ulna, der Radius ist defekt. Sehr kräftige Knochen. Mässige Torsion des Humerus, nicht durchbohrte Fossa olecrani. Humerus 281, Ulna 234, mit Proc. styloides 240, in der Mitte der Diaphyse sehr platt; Radius 207 (212), am unteren Ende sehr breit.

die Knochen des Ober- und Unterschenkels vollständig, nur die eine Fibula etwas defekt. Femur 400 *mm* (Trochanter bis Condyl. ext. 375), mit sehr sonderbarer Bildung des Halses und Kopfes: der kurze, unter einem Winkel von 130° angesetzte Hals ist so stark nach vorn gewendet, dass der etwas abgeplattete Kopf wie um die Axe gedreht erscheint; zugleich ragt er weit über den Trochanter vor. Trochant. minor sehr gross. An der Diaphyse starke Crista post. Die Knie-Condylen gross und weit nach hinten gedreht. — Tibia 320 (ohne Malleolus 310), voll und kräftig. Fibula 312, stark kantig.

2 kräftige Calcanei und 1 Astragalus.

c) Der Schädel Nr. III ist mürbe und etwas defect, sehr klein (Capacität nur 1050 *ccm*), aber durch eine persistente Stirnnaht ausgezeichnet. Sein Index ist brachycephal (80,4). Sein Gesichtsindex steht auf der Grenze zur Leptoprosopie (90,0); die Orbitae sind hoch, extrem hypsikonch (102,8); die Nase ist am Ansatz schmaler, im Ganzen weniger platt, auch leicht eingebogen, aber stark platyrrhin (60,8). Nur der Oberkiefer ist sehr wenig prognath.

Von den Skeletknochen sind die meisten defect. Ich erwähne das lange Os femoris sinistrum, das, trotz einiger Defekte oben und unten, 370 *mm* misst. Die 330 *mm* lange Tibia ist platyknemisch und zeigt auf der äusseren Fläche die schräge Muskelkante.

In dem Schädel und in einigen Wirbeln steckten zahlreiche krause Päckchen von losen, dicken, gedrehten Fäden eines Gewebes, meist bräunlich gefärbt, dazwischen auch kleinere Fetzen von grauem und blauem Gewebe.

Dass dieser Schädel von den anderen beiden verschieden ist, liegt auf der Hand. Ich würde an sich kein Bedenken tragen, ihn für den eines Negrito zu halten, obwohl namentlich die geringe Prognathie dagegen zu sprechen scheint. Der ungewöhnlich geringe Raumgehalt des Schädels (1050 *ccm*), die starke Platyrrhinie (Index 60,8), die Brachycephalie (Index 80,4), selbst die Platyknemie sind gute Negrito-Merkmale. Wenn ich trotzdem mein Urtheil noch zurückhalte, so geschieht es, weil Hr. Schetelig seiner Zeit einen Schädel mitgebracht hat, der manche Aehnlichkeit darbietet, aber der Angabe nach keinem Negrito-Distrikt entstammt. Es ist der Schädel einer Semarrona llamada Omang, den ich seiner Zeit beschrieben habe und der aus der Provinz Albay stammen soll.

Sehen wir vorläufig von dieser Semarrona und dem Schädel Nr. III ganz ab, so würden von dem vorgeführten Material als Igorroten im engeren Sinne zu betrachten sein:

1. und 2. die beiden Schädel von Cabayan (H. Meyer),
3. der Schädel von Cayan (G. A. Baer),
4. und 5. die beiden Schädel von Bambang (Landau),
6. vielleicht der Schädel, den Hr. A. B. Meyer im December 1871 erworben hat.

Diese 6 stimmen negativ darin überein, dass keiner von ihnen brachycephal ist. Die beiden ersten sind mesocephal, die 4 letzten dolichocephal. Mit Ausnahme des ersten sind sie sämmtlich von mittlerer Höhe; bei jenem freilich beträgt der Höhenindex 81,3. Es scheint das zusammenzuhängen mit der stärkeren Ogivalform des Schädeldaches bei Nr. 1. Sehr viel mehr gleicht sich eine Reihe dieser Schädel in Bezug auf die Gesichtsbildung, namentlich in Bezug auf die Gestaltung der Nase. Diese ist mit Ausnahme des einzigen Schädels von Hrn. A. B. Meyer bei allen platyrrhin und zugleich in 3 Fällen (den beiden von Hrn. H. Meyer und dem ersten von Dr. Landau) in hohem Maasse pithekoid. Der Schädel von Hrn. Baer (Nr. 3), der von Hrn. A. B. Meyer (Nr. 6) und, soweit er erhalten ist, der zweite Schädel von Hrn. Landau haben anders gebildete Nasen, selbst wo sie platyrrhin sind. Die Wurzel ist schmal, vortretend und etwas eingebogen; erst gegen die Apertur hin weitet sich die Nase aus. Immerhin tritt die knöcherne Nase auch hier wenig vor und im Leben war die fleischige Nase unten breit und oben eingebogen, also recht hässlich. Die mir zugekommenen Photographien von Igorroten, namentlich von Weibern, harmoniren damit sehr gut.

Ich habe bisher nur von den Igorroten-Schädeln gesprochen, welche mir direkt vorliegen. Es giebt aber noch einige andere, in der Literatur erwähnte, welche hierher gehören. Das sind in erster Reihe einige von Hrn. C. Semper mitgebrachte, welche neuerlich in den Besitz des Dresdener naturhistorischen Museums übergegangen und von den Herren A. B. Meyer und Tüngel in den Mittheilungen des Königl. Zool. Museums zu Dresden 1878. Bd. III S. 338 kurz beschrieben sind. Einer derselben (Nr. 1380) stammt gleichfalls von Cabayan in der Provinz Benguet, vom Rio Agno: er hat eine Capacität von 1185 *ccm*, ist orthomesocephal (Breitenindex 77,9, Höhenindex 73,1). Ein zweiter (Nr. 1381), von derselben Gegend, hat eine Capacität von 1195, ist dagegen hypsimesocephal (Breitenindex 78,2, Höhenindex 79,6). Hier treffen wir also denselben Gegensatz in den Höhenindices, wie bei den beiden Cabayan-Schädeln des Hrn. Hans Meyer. Ein dritter Igorroten-Schädel des Hrn. Semper stammt von Bontok, N. von Lepanto (Nr. 1379); er wird als weiblich bezeichnet, hat 1285 *ccm* Capacität und ist, wenngleich etwas weniger hoch, hypsidolichocephal (Breitenindex 74,3, Höhenindex 76). Im Ganzen schliessen sich diese Schädel, wie man sieht, den unserigen an. Leider ist in der Beschreibung von der Bildung der Nasen nichts gesagt.

Hr. Semper hatte aber ausserdem noch zwei Schädel von Tinguianes „in der Provinz Nueva Viscaya“ mitgebracht. Die Localität ist nicht näher bezeichnet, was um so mehr zu bedauern ist, da nach der Zusammenstellung des Hrn. Blumentritt die Tinguianen gar nicht in der Provinz Nueva Viscaya, sondern noch weiter nördlich über Bontok, in der Provinz Abra und Ilocos, wohnen. Nach ihm ist es ein durch hellere Hautfarbe und oft adlerartig gekrümmte Nase ausgezeichneter Volksstamm. Der eine Schädel (Nr. 1382) hat 1245 *ccm* Capacität und ist orthodolichocephal (Breitenindex 68,7, Höhenindex 72,8); der andere (Nr. 1383) hat 1285 *ccm* und ist hypsimesocephal (Breitenindex 78,1, Höhenindex 77,2). Auch hier tritt die mehrfach erwähnte Verschiedenheit der beiden Schädel hervor.

Endlich sind noch ein Paar Schädel wenigstens kurz zu erwähnen, welche sich diesen Gruppen annähern: ein hypsimesocephaler ohne nähere Bezeichnung,

als „Inlander, Manilla“, im Dresdener Museum (Nr. 812), und einer von Lilio in der Provinz S. Pablo, jetzt in Paris und beschrieben von den HHrn. Hamy und de Quatrefages (Crania ethnica p. 450): derselbe ist hypsidolichocephal (Breitenindex 71,97, Höhenindex 75,82).

Nach dieser, wahrscheinlich ziemlich vollständigen Uebersicht aller, gegenwärtig in Europa befindlicher Schädel von Igorroten und ihren Nachbarstämmen muss man freilich zugestehen, dass es noch weiterer Nachrichten und weiteren Materials bedürfen wird, um die Frage zu erledigen, ob die Igorroten in zwei Reihen auseinandergehen, wovon die eine die mehr mesocephalen und mehr platyrrhinen Glieder umfasst, während die andere mehr dolichocephal ist und gelegentlich bis zur Mesorrhinie zurückgeht. Möglich wäre es ja, dass diese zweite Reihe auf andere Ursprünge hinwiese.

Vielleicht sind gerade in dieser Beziehung die sogenannten Cimarronen- oder Semarronen-Schädel von Bedeutung, insofern sie gleichfalls der Bergbevölkerung Luzon's, wenngleich aus mehr südlichen Gegenden, entnommen sind. Dahin gehören die Schädel von Jagor (1) und Schetelig (2), welche aus den Provinzen Camarines und Albay stammen. Beide sind mesocephal, der erstere ortho-, der andere hypsicephal, stehen darin also den Igorroten der HHrn. Semper und H. Meyer gleich. Aber ihr Nasenindex steht auf der Grenze zur Mesorrhinie (50) und in der That gleicht ihre Nase mehr derjenigen der Schädel Nr. 3 (Baer), 5 (Landau) und 6 (A. B. Meyer), von denen bestimmt angegeben wird, dass sie von Igorroten kämen.

Die Thatsache, dass in Luzon in grosser Ausdehnung die mehr central gelegenen Gebirgsbezirke von einer ganz abweichenden, dunkelfarbigen, glatthaarigen und mehr langköpfigen, zugleich mehr oder weniger plattnasigen Bevölkerung bewohnt werden, ist jedenfalls jetzt gesichert. Hr. Semper (Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869 S. 136) hatte darüber schon einige generelle Bemerkungen gemacht, ohne sich jedoch auf Einzelheiten, am wenigsten des Schädelbaues, einzulassen. Ich selbst habe in einer der früheren Mittheilungen darauf hingewiesen, dass die nächste Vergleichung auf die Dayak's von Borneo hinführe. Die HHrn. Hamy und de Quatrefages (l. c. p. 451) sind zu demselben Schlusse gekommen. Indess bezieht sich diese Vergleichung hauptsächlich auf die Schädelkapsel. Was die Bildung des Gesichts und namentlich der Nase anbetrifft, so möchte ich darüber nicht zu viel aussagen. Sonderbarerweise ist die Nasenbildung, wie ich sie vorher beschrieben habe, eine so abweichende, dass unter sämmtlichen Nachbarn mir nichts Analoges bekannt ist; ich finde ähnliche, wenngleich keineswegs identische Nasen erst wieder bei Japanern und namentlich bei Goldi-Schädeln vom Amur. Was ich über das Kopfhaar beigebracht habe, spricht gleichfalls für eine mongolische Verwandtschaft, jedoch nenne ich auch hier einen merkbaren Unterschied zwischen dem (mikroskopisch) braunen und nur durch seine Dichtigkeit (makroskopisch) schwarz erscheinenden Haarpigment der Igorroten und dem reinen Schwarz der Japaner.

Auf das Verhältniss dieser Bergstämme zu der alten Bevölkerung, deren Schädel wir aus den östlichen Höhlen der Philippinen kennen, will ich nicht näher eingehen, da ich bei früheren Gelegenheiten darüber ausführlich gesprochen habe. Gegenüber den von Hrn. H. Meyer erwähnten zwei malayischen Einwanderungen, die Hr. Blumentritt annimmt, glaube ich hier eine dritte, wahrscheinlich prämalayische, nachgewiesen zu haben.

I. Schädelmaasse.

Maasse	Cimarrones		Igorrotes				Negrito? Landau	Igorrotes Hans Meyer
	Jagor	Schetelig	A. B. Meyer	Baer senil	Landau I. ♂	Landau II. ♂	III. Sut. front.	IV. ♀ senil
Capacität	1315	1470	1400	1270	1300	—	1050	1210
Grösste Länge	181	185	188	179	184	184	163	168,5
„ Brette	139 p	140 p	127 t	133 t	134 p	130 p	131 t	132 t
Gerade Höhe	135	146	138	130	138	—	—	137
Ohrhöhe	119	116	115	115	119,5	115	105	113
Stirnbreite	90,5	89	90	82	91	98	88	92
Coronarbreite	115	111	110	106	108	115	—	111
Schläfenbreite	111	112	108	105,5	116	110	108	120
Parietalbreite (tuberal)	134	133	117	120	128	124	114	119
Occipitalbreite	113	110	104	109	102	102	103	107
Auricularbreite	116	116	113	110	108	107	106	110
Mastoidealbreite: Basis	119	124	118	122	120	112	114	116
„ Spitze	95	104	96	97	100	—	95	96
Occipitallänge	53	53	57	51	60	—	50	49
Horizontalumfang	497	511	513	488	508	508	472	481
Querer Verticalumfang	312	318	302	298	312	315	296	299
Sagittalumfang	369	391	374	361	376	373	341	352
„ des Stirnbeins	125,5	130	127	126	135	132	116	120
„ des Mittelhaupts	134	133	130	118+10	120	135	125	122
„ des Hinterhaupts	110	128	117	107	121	106	100	108
Gesichtshöhe A.	—	—	—	—	100	—	109?	—
„ B.	64	68	71	!55,5	68	—	66?	64
Gesichtsbreite, a. jugal.	133,5	135	130	125	130	—	121	124
„ b. malar	95	97	98	91	95	—	99	92
„ c. mandibular	—	—	—	—	104	87	96	90
Orbita, Höhe	33	31	36	33	36	—	36	34
„ Breite	40	39	39	36	38	—	35	39
Nase, Höhe	48	52	54	48,5	49	—	46	47
„ Breite	24	26	26	26	29	—	28	24
Gaumen, Länge	51	50?	58	—	53?	—	42?	46
„ Breite	33	42?	32	—	38	—	37	35

II. Berechnete Indices.

Maasse	Jagor	Schetelig	A. B. Meyer	Baer senil	Landau I. ♂	Landau II. ♂	III. Sut. front.	IV. ♀ senil
Längenbreitenindex	76,8	75,7	67,6	74,3	72,8	70,7	80,4	78,3
Längenhöhenindex	74,6	78,9	73,4	72,6	75,0	—	—	81,3
Ohrhöhenindex	65,7	62,7	61,2	64,2	64,9	62,5	64,4	67,0
Gesichtsindex	—	—	—	—	71,9	—	90,0?	—
Mittelgesichtsindex	67,3	70,1	76,3	60,9!	71,5	—	66,6?	69,6!
Orbitalindex	82,5	76,9	92,3	91,6	94,7	—	102,8	87,1
Nasenindex	50,0	50,0	48,1	53,6	59,1	—	60,8	51,0
Gaumenindex	64,7	84,0? Prot. occ. nimia	55,1 Steno-krot.	— Steno-krot.	71,4?	— Proc. front.	88,0?	82,6

(27) Hr. Bastian bespricht die

Expeditionen der Herren Charnay und Passavant.

Die aufgehängten Photographien zeigen die Resultate von Charnay's erfolgreichen Unternehmungen in Mexico, die eine der Grösse der Aufgabe entsprechende Unterstützung in Frankreich nicht nur, sondern auch in New-York (durch die Liberalität eines Förderers wissenschaftlicher Bestrebungen) gefunden hatten, und die jetzt mit den hergestellten Abformungen der Monumente die Räume des im Trocadero neu eröffneten Museums schmücken, zum Theil wahrscheinlich auch für das unsrige werden erworben werden.

Der Expedition des Dr. Passavant, der sich längere Zeit hindurch gründlich auf eine Erforschung des Camerungebietes und der Wege in das Innere Africa's vorbereitete, ist nach einem zugegangenen Briefe ein bedauerlicher Unfall zugestossen, der die Rückkehr nach Europa behufs Erneuerung der Ausrüstung erfordern wird.

(28) Hr. Virchow zeigt eine Reihe, von Hrn. J. C. Schultze gesammelter neuer

Höhlenfunde von Mentone.

Schon in der Sitzung vom 21. October 1882 (Verh. S. 510) habe ich eine Anzahl höchst interessanter Fundstücke vorgelegt, welche Hr. J. C. Schultze aus einer neu erschlossenen und damals von ihm allein besuchten Höhle in der Nähe von Mentone gesammelt hatte. Bei einem erneuten Aufenthalt im Süden hat derselbe während des letzten Winters unter thätigster Mithülfe seiner Frau, nachdem er den Werth der Fundstelle durch unsere Besprechung genauer kennen gelernt hatte, persönlich Grabungen vorgenommen und eine grössere Zahl noch mannichfaltigerer und merkwürdigerer Objekte zu Tage gefördert. Wahrscheinlich werden dies die letzten sein, welche zu uns gelangen, denn bald nachdem er seine Erwerbungen in dem Museum zu Mentone vorgelegt hatte, wurde der Zugang zur Höhle, auf Befehl von Paris her, verboten.

Nach der Angabe des Hrn. Schultze wären gegenwärtig 5 Höhlen bei Mentone bekannt. Er sagt darüber:

„Die Gegenstände, die ich aufgenommen, habe ich hauptsächlich in der dritten Höhle gefunden. Sie hat ungefähr 6 *m* Breite, 10 *m* Höhe und 15 *m* Tiefe. Ein Heerd zum Kalkbrennen war an der Oeffnung angebracht. Das Innere der Höhle ist aber unversehrt geblieben. Die Knochen und Feuersteine befanden sich $1^1/_2$ *m* tief in der Erde, die hie und da mit Felsstücken vermengt war.

„Die vierte Höhle hat 2—3 *m* Breite an der Oeffnung, 15 *m* Höhe und 25 *m* Tiefe; sie verbreitert sich bedeutend, je mehr man vordringt. In dieser Höhle hat man fossile Knochen gefunden. Eine Masse von Knochen und Feuersteinen ist bei $^1/_2$ *m* Tiefe gefunden worden.

„Die erste Höhle enthielt auch Feuersteine und Knochen; die meisten davon sind beim Bau des Kalkofens verloren gegangen.

„Die zweite ist vollkommen durch Felsstücke verstopft worden.

„Alle diese Höhlen sind natürliche und befinden sich in einem festen Kalk, welcher von Elie de Beaumont und Dufrenoy in der geologischen Karte von Frankreich der unteren Kreide zugeschrieben ist.

„In der vierten Höhle hat man das ziemlich gut erhaltene Skelet eines Menschen gefunden, welches jetzt im Museum zu Paris ist.

„1873 wurde in einer anderen Grotte ein menschliches Skelet gefunden, wel-

ches beinahe 2 *m* lang war. Dieses Skelet, wie das erstere, ruhte auf einem Aschenbett, von Waffen aus Feuerstein umgeben."

Die letzteren Angaben beziehen sich offenbar auf die schon in der früheren Besprechung von mir angezogenen Funde des Hrn. Rivière, der übrigens von 9 Höhlen berichtet.

Hr. Schultze hat auch ein Paar photographische Ansichten der Felswand mit den Eingängen der fraglichen Höhlen mitgebracht, welche ich vorlege. Die eine derselben entspricht der Originalaufnahme, nach welcher Pl. I in dem Werke des Hrn. Rivière (De l'antiquité de l'homme dans les Alpes maritimes. Paris 1878—79. Livr. 1—2) angefertigt ist; die andere zeigt im grösseren Maassstabe den Eingang einer der Höhlen. Es ergiebt sich daraus, dass es sich um die Höhlen der Baussi-Raussi oder der Rothen Felsen bei dem Dorfe Grimaldi, Comm. Ventimiglia, handelt (Ebendas. p. 26, 82). Die Pl. I zeigt den Zustand der Felswand vor der Anlage der Eisenbahn von Nizza nach Ventimiglia. Die neue Höhle scheint nach der Mittheilung des Hrn. Schultze näher an Mentone zu liegen.

Gegenüber der ersten Sammlung zeigt die gegenwärtige eine viel grössere Mannichfaltigkeit, da auf meinen Rath auch solche Gegenstände gesammelt wurden, welche dem ungeübten Beobachter unwesentlich erscheinen. Dabei ist der vollständige Mangel an Topfscherben um so mehr bemerkenswerth, als ich die Aufmerksamkeit unseres eifrigen Landsmannes besonders darauf gelenkt hatte. Dieselbe Thatsache hat schon Hr. Rivière (l. c. p. 94) gegen Hrn. A. Issel behauptet. Die Naturobjekte stimmen vielfach mit denjenigen überein, welche Hr. Rivière beschrieben und aus welchen er die Zugehörigkeit der Funde zu der Quaternärzeit, paläolithische Periode, abgeleitet hat. Dagegen bieten die Artefakte vieles durchaus Eigenthümliche, wie ich schon bei der vorigen Sammlung hervorgehoben habe. Ich stelle die Fundstücke in Nachstehendem kurz zusammen:

1. Geschlagene Feuersteine. Ausser einem unregelmässig behauenen Knollen von eckiger Gestalt und etwa der Grösse einer Kinderfaust sind 7 deutlich geschlagene Stücke vorhanden. Drei davon sind dreiseitige, längliche Spähne mit leicht gekrümmter Grundfläche und rundlich gewölbtem Ende; eines, gleichfalls dreiseitig, ganz schmal, am Ende spitz und an den Rändern etwas ausgebrochen. Ein viertes grösseres hat auch die länglichovale, leicht eingebogene Grundfläche, aber die convexe Seite ist nicht weiter bearbeitet, als längs des vorderen gewölbten Randes, der durch kleine Absplisse zugeformt worden ist; das Stück stellt demnach einen Schaber vor. Weiter ist noch ein breites, aber sehr dünnes, wiederum dreiseitiges Stück vorhanden, dessen eine Längswand noch durch eine secundäre schmale Spaltfläche zugeschärft ist. Endlich ist ein kleines, fast scheibenförmiges Stück mit stark vorspringender Schlagzwiebel und sonst scharfem Rande zu erwähnen. Der Feuerstein ist überwiegend dunkel, bräunlich- und bläulichgrau, seltener hellgraubraun. Schlagzwiebeln und glänzende muschelförmige Spaltflächen mit concentrischen Linien finden sich sehr ausgeprägt. Ein etwas grösseres und dickeres Stück von mehr dreieckiger Grundfläche mit schräger Grundlinie hat ein fleckig braunes, aber ganz mattes Aussehen und sieht auf dem Bruch mattweiss aus; es scheint im Feuer gewesen zu sein. Seine obere Fläche zeigt 2 schräge marginale und eine platte mediane Secundärflächen, welche gegen die hintere, stumpfe Spitze zusammenlaufen. Schliesslich wäre noch ein länglich dreiseitiges, etwas unregelmässig geschlagenes Stück aus blaugrauem Kalk zu erwähnen, welches durch secundäre Absprengungen am vorderen Ende gleichfalls eine schaberförmige Gestalt erhalten hat.

2. Geschlagene, theilweise auch unveränderte Thierknochen. Da-

von ist eine beträchtliche Zahl vorhanden, von denen die Mehrzahl jedoch sich nicht genau hat bestimmen lassen. Einzelne sind Theile von Rippen, Beckenknochen u. s. w., die meisten stammen von Röhrenknochen der Extremitäten her. Von letzteren haben einige eine sehr grosse Stärke: so misst an einem Stücke die Rinde 15 *mm* in der Dicke. Fast alle sind äusserst scharfrandig und häufig spitz. Hr. Nehring hatte die Güte, diese Knochen durchzusehen; er hat folgende Thierarten daraus bestimmt:

Lepus cuniculus, Kaninchen.

Cervus elaphus, Edelhirsch.

Cervus (sp?). Backenzähne, Geweihzacke und Stücke von Extremitätenknochen einer grossen Hirschart, welche dem Riesenhirsch sehr ähnlich oder geradezu mit ihm identisch sei.

Capra (ibex?). 5 obere und 2 untere Backenzähne nebst einigen Knochenfragmenten, insbesondere vom Atlas und der I. Phalanx, von einem Wiederkäuer, welcher wahrscheinlich mit dem grossen diluvialen Steinbock identisch sei. „Die Zähne stimmen fast gänzlich mit den von Forsyth Major aus der Grotta di Levrange beschriebenen grossen Steinbock-Zähnen."

Columba (livia), wahrscheinlich von der Felsentaube.

Nach den Angaben des Hrn. Rivière scheint es, dass der grosse Hirsch in Paris als Cervus canadensis bestimmt ist (l. c. p. 17, note 1).

Die von Hrn. Nehring dem Steinbock zugeschriebenen Reste dagegen würden wahrscheinlich mit denen der Capra primigenia von P. Gervais identisch sein (l. c. p. 19, Pl. XIX Fig. 39. p. 86).

3. Einige Landschnecken. Hr. v. Martens schreibt mir darüber:

„Ueber die Landschnecken in den Höhlen von Mentone und einigen henachbarten existirt eine eigene Arbeit von A. Issel in den Atti dell' Accademia di Torino, classe delle scienze fisische e matematiche, Ser. II. T. XXIV, 1867, wonach die Mehrzahl noch jetzt in der Umgegend lebende Arten, einige aber auch nicht mehr als lebend bekannt, doch solchen ziemlich nahestehend sind. Die überschickten Stücke gehören Arten an, welche in der Umgegend noch lebend vorkommen, nämlich Zonites Algirus L. (sp.) und Helix neglecta Draparnaud.

4. Eine grössere Anzahl von Olivenkernen, von denen die Mehrzahl an einem Ende geöffnet ist. Da nach Hrn. Hehn (Culturpflanzen und Hausthiere. 2. Ausg. Berlin 1874, S. 87) der veredelte Oelbaum von Kleinasien eingeführt sein soll, obwohl der wilde Oleaster auch in Griechenland und vielleicht in anderen Mittelmeerländern heimisch war, so schien es mir von besonderem Interesse, den Versuch zu machen, ob an den vorliegenden Kernen die Bestimmung möglich sei. Ich bat also Hrn. Wittmack um eine genauere Untersuchung. Seine Erklärung lautet folgendermaassen:

„Unter den mir übersandten Samen der Olive aus der Höhle befindet sich auch ein Kirschenstein! Dies macht mich stutzig. Auch scheint es Hrn. Nehring und mir, dass wahrscheinlich Thiere (Eichhörnchen oder dergl.) die Steine durchgeschnitten haben. Alle Olivenkerne sind genau gleichmässig schräg durchgeschnitten; auch die sägeartigen feinen Stufen auf den Schnittflächen lassen sich als Spuren der Zähne eines Thieres deuten.

„Der Kirschenstein ist so gross, dass er einer neueren Zeit, wo schon grosse Varietäten der Kirsche in Cultur waren, angehören muss. Ich denke mir nun, dass irgend ein Thier die Höhle als Schlupfwinkel benutzte und die Samen dahin verschleppt hat.

„So skeptisch das klingt, so scheint mir doch die grösste Vorsicht hier geboten.

Gegen meine Ansicht spricht die Kleinheit der Olivensamen. Vielleicht stammen sie aber von verwilderten Bäumen, d. h. von Olea europaea var. Oleaster, bei denen die Früchte sehr klein sind. Namentlich die Varietät mit länglichen Blättern hat sehr kleine Früchte. Uebrigens giebt es auch unter den Varietäten der kultivirten Oelbäume nach Risso's Monographie, die von Alefeld in seiner landw. Flora S. 261 benutzt ist, mehrere, die sehr kleine Früchte haben, folglich auch kleine Samen.

„Der einzige vollständige unter den übersandten Olivensteinen aus der Höhle hat eine Länge von 14 *mm* bei einer Breite von 7,2 *mm*, während die von Ihnen übersandten modernen $18^{1}/_{2}$—19 *mm* lang sind, aber Risso führt unter den Cultur-Varietäten mehrere auf, bei denen die ganzen Früchte nicht länger als die gefundenen Kerne sind. So z. B.

Olea europaea rotundata . . .	Frucht	13 *mm*	×	9 *mm*	
„ „ minima	„	14 „	×	9 „	
„ „ curvifolia . . .	„	12 „	×	8 „	
„ „ hermaphrodita . .	„	11 „	×	10 „	
„ „ atrorubens . . .	„	14 „	×	11 „ .“ —	

Hr. Schultze hält es für möglich, dass der Kirschenstein zufällig unter die Fundgegenstände gekommen sei, giebt jedoch bestimmt an, dass er die Olivenkerne aus derselben Culturschicht mit den übrigen Gegenständen entnommen habe. Eine weitere Bestätigung wäre immerhin sehr erwünscht, da es sich hier um ein culturhistorisch sehr wichtiges Problem handelt.

5. Die Artefakte aus Knochen und Hirschhorn. Wir können sie, wie das vorige Mal, gruppenweise betrachten[1]):

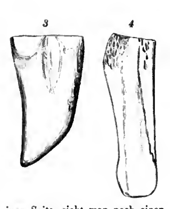
a) 3 stumpfspitzige, konisch gestaltete Pfrieme mit Durchbohrung am hinteren Ende (Holzschn. 1). Einer ist plattrundlich, die beiden anderen fast drehrund, sehr glatt, dunkelbraun, am hinteren Ende gerundet, die Oberfläche ist geschabt, die Löcher zeigen etwas weitere Eingangsöffnungen, sind aber sonst ziemlich gleichmässig gebohrt.

b) 2 aus Röhrenknochen, welche der Länge nach gespalten sind, hergestellte Dolche oder Lanzenspitzen. Das grössere Stück (Holzschn. 2), aus einem Metatarsus von Cervus elaphus gearbeitet, ist 19,5 *cm* lang und stellt ein sehr kräftiges Instrument dar. Auch ist es an den Rändern, wie es scheint, durch langen Gebrauch ganz abgeglättet. Die ganze convexe Oberfläche zeigt feine schräg liegende Schabekritze; nur an der Spitze ist eine so tief- und durch zahlreiche kleine Furchen rauhe Abnutzung entstanden, dass sie wie genagt aussieht. — Das zweite Stück ist kürzer, aber viel breiter und gröber; es misst 13,5 *cm* in der Länge und 3,5 *cm* in der Breite. Beide Stücke sind vorn schräg zugespitzt.

c) 2 gleichfalls aus Stücken gespaltener Röhrenknochen gearbeitete Werkzeuge, die man allenfalls als Meissel be-

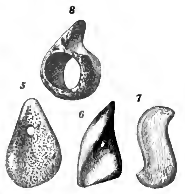
1) Alle Abbildungen sind in $^{1}/_{2}$ der natürlichen Grösse ausgeführt.

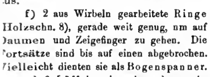
zeichnen könnte. Dies gilt namentlich von dem grösseren (Holzschn. 3), welches an einem Ende in eine 4,5 *cm* breite, ziemlich scharfe Schneide ausgeht. Das Stück ist sehr compakt und an der ganzen Oberfläche künstlich geglättet. Es hat eine Länge von 8 *cm*, eine Dicke von 12 *mm*, ist im Ganzen platt, und läuft am hinteren Ende in eine schiefe, an der einen Seite etwas vorgebogene Spitze aus. Da diese Biegung durch Ausarbeitung des Randes bewirkt worden ist und durch dieselbe eine sehr bequeme Lage des Werkzeuges in der Hand bedingt wird, so muss man wohl den Gedanken, dass dies ein Meissel sei, aufgeben und es als für den Gebrauch des Abhäutens bestimmt ansehen. Auf der einen Seite sieht man noch einen kleinen Abschnitt der Markhöhle; es ist also auch aus einem Röhrenknochen eines sehr grossen Thieres gefertigt. — Das zweite Stück (Holzschn. 4), obwohl sehr viel dünner und unvollkommener, dürfte demselben Zweck gedient haben. Es ist 9,5 *cm* laug, ganz platt, höchstens 3—4 *mm* dick, vorn schräg zugeschärft, hinten gerundet und stumpf, dort 3, hier 2,4 *cm* breit. Vor dem Ende ist jedoch der eine Rand gleichfalls um ein Erhebliches, bis auf eine Breite von 2 *cm*, ausgearbeitet, so dass auch hier das Instrument sehr bequem in der geschlossenen Faust liegt.



d) 3 durchbohrte Hängeschmucksachen (Holzschn. 5—6), den früher besprochenen sehr ähnlich, jedoch noch wieder anders gestaltet. Das eine Stück ist aus sehr grober, aber harter Spongiosa herausgearbeitet (Holzschn. 5), die anderen zeigen grossentheils dichte und ganz glatte Spongiosa. Man hat dazu wahrscheinlich besonders gut vorgebildete Knochentheile ausgewählt, denn die äussere Oberfläche, die höchst eigenthümlich gebogen und an einem Stücke (Holzschn. 6) wie gedreht erscheint, ist nur zum Theil bearbeitet.

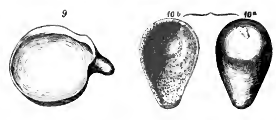
e) 2 S-förmig gebogene platte Knochen (Holzschn. 7) ohne Durchbohrung. Ob dieselben gleichfalls als Schmuckgegenstände zu betrachten sind, weiss ich nicht. Sie sind platt und ziemlich dick (6—7 *mm*) und bestehen auf einer Seite aus Compacta, auf der anderen aus Spongiosa. An jedem Ende laufen sie in eine seitwärts gerichtete, ziemlich scharfe Spitze aus.





f) 2 aus Wirbeln gearbeitete Ringe (Holzschn. 8), gerade weit genug, um auf Daumen und Zeigefinger zu gehen. Die Fortsätze sind bis auf einen abgebrochen. Vielleicht dienten sie als Bogenspanner.

g) 3 Löffel, wie schon das vorige Mal einer dabei war (Holzschn. 9—10). Es zeigt sich aber jetzt, wo grössere Stücke vorliegen, dass zu der Herstellung dieser sonderbaren Geräthe die Pfanne und der noch nicht ganz verschmolzene Kopf des Oberschenkels benutzt wurde. Es bedarf nur geringer Nachhülfe, um daraus löffelartige Schalen zu machen. Das grössere Stück (Holzschn. 9) ist das Acetabulum mit seiner natürlichen Incisur; die beiden anderen, kleineren Stücke



sind Oberschenkelköpfe, die von der Spongiosa-Seite her ausgehöhlt (Holzschn. 10b), an der Aussenseite dagegen ganz unverändert (Holzschn. 10a) geblieben sind.



h) Ein Becher (Holzschn. 11) von sehr umfänglichen Dimensionen. Er ist 5,8 *cm* hoch, 5 auf 3 *cm* weit, hat einen sehr ungleich hohen, aber überall sorgfältig gerundeten Rand, und besteht aus dem Ende eines sehr grossen Knochens, dessen Spongiosa fast ganz ausgeräumt ist. Unten endigt er in einen länglichen, plattrundlichen Fuss, auf dem er sehr bequem steht, und der nach einer Seite in einen platten Fortsatz ausgeht, durch dessen Anwesenheit die Fussähnlichkeit noch gesteigert wird. An diesem Fortsatz lässt er sich auch leicht fassen.

Für die unter c—g beschriebenen Knochengeräthe finde ich weder bei Hrn. Rivière, noch sonst zutreffende Parallelen. Nur für das sonderbarste dieser Geräthe, den stiefelartigen Becher, kenne ich ein Analogon aus unserer Nähe. Beim Anlegen eines Weges wurde im Jahre 1867 in dem Dorfe Minsleben in der Grafschaft Wernigerode ein Becher ausgegraben, der „aus der Rose eines Hirschgeweihes von 3 Zoll Durchmesser durch Ausbohren des schwammigen Gewebes bis auf die festere Rindensubstanz gebildet war und um so grösseres Interesse dadurch erhielt, dass sich auf der von den Perlen der Rose umgebenen Platte ein Hirsch eingravirt findet“ (A. Friederich, Beiträge zur Alterthumskunde der Grafschaft Wernigerode. II. 1868, S. 13, Taf. VII, Fig. 10). Daran schliessen sich ein Paar, durch ihre grosse Aehnlichkeit unter einander ausgezeichneter, jedoch von dem vorliegenden in der Form verschiedener Trinkbecher aus dem Rosenstock von Hirschen, die gleichzeitig auf der Pariser Ausstellung von 1867 erschienen (G. de Mortillet, Promenades préhistoriques à l'exposition universelle. Paris 1867. p. 53 Fig. 19 et p. 80 Fig. 31). Der eine, aus der Sammlung Desor, stammte aus einem Schweizer Pfahlbau; der andere, dem Grafen Costa de Beauregard gehörig, aus einem Grabe in den Chaumes d'Auvenay.

Auf alle Fälle wünsche ich uns Glück zu diesen interessanten Erwerbungen und sage Hrn. J. C. Schultze wiederholt den besten Dank für seine schönen Geschenke.

(29) Eingegangene Schriften:

1. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1883. Nr. 6 und 7.
2. Nachrichten für Seefahrer. 1883. Nr. 18—26.
3. Annalen der Hydrographie. Vol. XI, Heft 5, 6.
4. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XIII, Heft 1.
5. J. Q. Henriques, Expedição scientifica à Serra da Estrella em 1881. Lisboa 1883.

6. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 28.
7. Bolletino della Società Africana d'Italia. Vol. II, Fasc. 3.
8. Archiv für Anthropologie. Band XIV, Heft 3, 4.
9. Castelfranco, Notizie intorno alla stagione lacustre della Lagozza nel Comune di Besnate. Gesch. d. Verf.
10. Castelfranco, Ripostiglio di Vertemate. Gesch. d. Verf.
11. Castelfranco, Tombe Gallo-Italiche. Gesch. d. Verf.
12. Castelfranco, Bronzi eccezionali d'una tomba della necropoli die Golasecca. Gesch. d. Verf.
13. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. Vol. XIII, Fasc. 1.
14. Gozzadini, Di due statuette etrusche e di una iscrizione etrusca. Roma 1883. Gesch. d. Verf.
15. Cosmos. Vol. VII, Heft 7—8.
16. E. Bracht, Bericht über eine Reise in den Orient, speciell über einen Besuch am Todten Meer. Karlsruhe 1883. Gesch. d. Verf.
17. Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris. Tome 6, Fasc. 2.
18. Boletim da sociedade de Geographia de Lisboa. 3. Serie, Nr. 10.
19. Droits de patronage du Portugal en Afriqne. Lisbonne 1883.
20. Catalogus der numismatische Afdeeling van het Museum van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Tweede Druck. Batavia 1877.
21. Notulen van de Algemeene en Bestuurs-vergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XX, Nr. 3, 4.
22. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. Deel XXVIII. 2, 3, 4.
23. Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XV. II, Stuck 2.
24. Nehring, Faunistische Beweise für die ehemalige Vergletscherung Norddeutschlands. Gesch. d. Verf.
25. Wilh. E. Everette, Study of Indian languages of Indians of North America. Vocabulary of Alseeah and Klamath Indians. Gesch. d. Verf.
26. Dr. Wernich's Essay on Beri-Beri in Japan. A Review translated by Baron Ferdinand von Müller. From the Australian medical Journal. Dec. 1882. Gesch. d. Baron Müller.
27. Rev. Peter Macpherson, The religion of the Aborigines of Australia, as preserved in their legends and ceremonies. Sydney 1883. Gesch. des Baron Müller.

Sitzung am 20. Oktober 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Am 22. September ist zu Schwerin unser ältestes Ehrenmitglied, der Geheime Archivrath Dr. Georg Christian Friedr. Lisch im 83. Jahre seines Lebens gestorben. Er war es, der mit Danneil zuerst jene Eintheilung der prähistorischen Archäologie in die 3 Perioden der Stein-, Bronze- und Eisenzeit aufgestellt hat, welche alsbald von den skandinavischen Forschern aufgenommen und die Grundlage der wissenschaftlichen Untersuchungen über die vorgeschichtlichen Alterthümer geworden ist. Er war es auch, der in dem wohlgeordneten Museum zu Schwerin die erste praktische Demonstration von dem Werthe dieser Eintheilung lieferte. Viele Jahre hindurch brachten die Meklenburgischen Jahrbücher, deren Redaktion er selbst besorgte, in immer wachsender Reichhaltigkeit die Funde neuer Ausgrabungen, und es darf wohl besonders daran erinnert werden, dass er wiederum der erste war, der wirkliche Römergräber in unserem Norden nachwies und damit den Anschauungen auch der skandinavischen Alterthumsforscher eine neue Richtung gab. Die Gründung der deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche ihre erste Generalversammlung in Schwerin hielt, war gewissermaassen der Lohn, den Lisch für lange treue Arbeit empfing. Auch unserer Berliner Gesellschaft war er, wenngleich einmal von anderer Seite der Versuch gemacht ward, eine Art von Gegensatz hervorzurufen, ein treuer Freund; so lange seine Kräfte es erlaubten, erfreute er uns direkt mit Zuspruch und belehrenden Mittheilungen. Sein Andenken wird bei uns stets in Ehren bleiben.

Wenige Tage nach ihm, am 27. September, sank zu Lausanne ein anderer hochverdienter Forscher ins Grab, dessen Hülfe in prähistorischen Studien oft und stets erfolgreich angerufen ist, Professor Oswald Heer von Zürich, der erfahrenste Kenner der tertiären und quartären Flora, der Specialgelehrte für die Pflanzen der Pfahlbauten. Obwohl er unserer Gesellschaft nicht angehörte, möge seiner an dieser Stelle doch mit herzlichem Danke gedacht sein.

Auch aus der Zahl unserer ordentlichen Mitglieder haben wir zwei liebe und treue Männer verloren in dem Oberst H. von Brandt, dessen Tod zu Wutzig bei Woldenberg erfolgt ist, und dem früheren Consul Conrad Gärtner, der, erst 45 Jahre alt, am 30. August zu Pontresina gestorben ist.

Zum Ersatz für Lisch ist Hr. Dr. L. Lindenschmit, der hochverdiente Direktor des Mainzer römisch-germanischen Centralmuseums, zum Ehrenmitgliede erwählt worden.

Hr. Stieda dankt für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede.

Als neue Mitglieder werden gemeldet:

Hr. Major Rausch, Direktor der Königl. Geschützgiesserei in Spandau.
„ Kaufmann Julius Lange in Spandau.
„ Kaufmann Theodor Finkh in Stuttgart.
„ Sanitätsrath Dr. Haacke in Stendal.

Königliches Luisengymnasium zu Berlin.
Hr. Prof. Dr Waldeyer in Berlin.
„ Oberlehrer Dr. Bujak in Königsberg i. Pr.
„ Dr. Gruhe in Berlin.

(2) Zu dem 50jährigen Jubiläum des berühmten Sprachforschers, Prof. Dr. Aug. Friedr. Pott in Halle hat der Vorstand folgendes Glückwunschschreiben erlassen:

Hochverehrter Herr!

Unter denen, welche Ihnen zu der schönen Feier Ihrer funfzigjährigen Wirksamkeit als Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität Halle ihre Glückwünsche aussprechen, möchte die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin nicht vermisst werden.

Wenn der Philolog unter den Begründern der vergleichenden Sprachforschung neben Wilhelm von Humboldt, Grimm und Bopp mit hoher Achtung Ihren Namen nennt, wenn ihn Ihre „Etymologischen Forschungen“, ein durch überwältigende Fülle des Stoffs, durch Schärfe des Urtheils und überzeugende Combination unvergleichliches Werk, gelehrt haben, Sie als den Schöpfer der wissenschaftlichen Etymologie auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen anzusehen, wenn ihn die Genialität, mit der Sie Sich in den verschiedenartigsten Sprachgebieten heimisch zu machen wussten, mit Bewunderung erfüllt, so betrachtet Sie der Anthropolog und Ethnolog als seinen zuverlässigen und unentbehrlichen Begleiter und Berather auf den Pfaden seiner Forschungen.

Die Ergebnisse Ihrer gelehrten Arbeiten über die Sprachen der mittel- und südafrikanischen Völker und deren verwandtschaftliche Beziehungen zu einander waren überraschende Entdeckungen, die wesentlich dazu beitrugen, dem Bewohner des dunkeln Erdtheils, welcher bis dahin vernachlässigt worden war, eine erhöhte Theilnahme zuzuwenden. Für die heutigen Afrikaexpeditionen haben Ihre Forschungen die werthvollsten Pionierdienste verrichtet.

Und welch' überaus kostbare Ausbeute gewähren Ihre zahlreichen Schriften dem Ethnologen für die Behandlung der Frage über die Ungleichheit der menschlichen Rassen, über Theilung, Wanderung und Mischung der Völker, über Geschichte und geistiges Leben derselben!

Hochverehrter Jubilar! Empfangen Sie zu Ihrem Ehrentage diesen Ausdruck unserer Verehrung für Ihre Person, unserer Anerkennung Ihrer hohen Verdienste und unseres innigen Wunsches, dass es Ihnen vergönnt sein möge, an der Stätte Ihrer funfzigjährigen, so erfolgreichen Thätigkeit noch lange Jahre in voller Frische des Geistes und Körpers zum Besten der Wissenschaft und zur Ehre der deutschen Gelehrsamkeit durch Wort und Schrift zu wirken.

Berlin, den 7. August 1883.

Die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin.

Darauf ist seitens des Jubilars folgendes Antwortschreiben ergangen:

Halle, am 14. September 1883.

Hochzuverehrende Herren!

Unterzeichneter hat mit einer, für ihn beschämenden Bitte gegenwärtiges Schreiben zu beginnen. Nämlich, ob dessen Verspätung Ihrerseits Gnade vor Recht walten zu lassen. In der Unruhe während meiner mehrwöchentlichen Abwesenheit in böhmischen Bädern, zumal bei so mancherlei mir zu meinem 50jährigen Amts-Jubiläum am 31. August erwiesenen Aufmerksamkeit, ward es dem Octogenarius

schwer, genug ungestörte Stunden zu finden, um all den Anforderungen an seine Dankespflicht „sofort" brieflich zu genügen.

Es war eine übergrosse Freundlichkeit abseiten Ihrer hochachtbaren gelehrten Gesellschaft, eines Draussenstehenden bei dessen allerdings seltenem Erlebniss sich zu erinnern und ihn mit einem, nicht hoch genug von ihm zu schätzenden Beglückwünschungs-Schreiben zu beehren. Es hat eine solche mir geschenkte Theilnahme an meinen, wie sehr auch dem Erfolge nach hinter dem Verdienste, welches Sie mir gütigst zuschreiben, zurückbleibend, doch ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen meinem Herzen, ja, wenn Sie das Wort nicht übel deuten wollen, meiner Eitelkeit in angenehmster Weise wohlgethan.

Sie heben mit Recht hervor, die Allgemeine Sprachwissenschaft, der über ein halbes Jahrhundert meine geringen Kräfte gewidmet waren, biete ausser ihrer, mehr der Philologie zugewendeten Seite, von welcher Disciplin selber indess sie nicht gerade immer liebsam anerkannt worden, noch eine zweite hochwichtige dar, worin dieselbe mit den Ihrer Gesellschaft gestellten Aufgaben einem gemeinschaftlichen Zwecke dient. Sind es doch τὰ ἔθνη und der, wie auch volklich und nach Rassen-Typus geordnete ἄνθρωπος, stets und immer, auf und ab, das Eine vernunftbegabte Wesen, Mensch geheissen, wir selbst, unser Aller Ich, um dessen Erforschung es sich bei Ihnen, wie bei uns Sprachforschern handelt, und wird das, ob auch auf verschiedenen Wegen Gefundene doch mit der Zeit durch gegenseitige Förderung dem beiderseits uns gesteckten Ziele näher und näher bringen.

Sie begreifen nun, meine hochverehrten Herren, dass der Dank, welchen ich Ihnen für Ihre ungemein grosse Güte zu zollen habe, sei es in meinem eigenen, um Vieles mehr aber noch in derjenigen Wissenschaft Namen, welche betreibend ich den drei, von Ihnen genannten Herren, W. v. Humboldt, Grimm und Bopp nachzueifern suchte, ein tief empfundener ist, und nehmen sie daher denselben in wohlwollendster Weise entgegen. Ich wünschte daher auch noch, behufs einer gewissen Bestätigung Ihrer gegen mich ausgesprochenen Ansichten, Ihnen einmal die prachtvolle und mit sinnigen Symbolis ausgestattete Addresse vor Augen bringen zu können, welche mir die hiesige Studentenschaft zu meiner Jubelfeier verehrt hat. Da sitzt nämlich auf einem Schemel in behaglicher Aufmerksamkeit Ihr unterthänigster alter Pott, dem bunten Sprachgewirr lauschend, welches dem, ihn umstehenden Volk von Hottentotten und Zulu, Zigeunern, Indianern u. dergl. m. aus dem Munde geht.

Augenblicklich ist der Hr. Dr. Techmer mit Herausgabe des I. Heftes einer internationalen Zeitschrift, welche der allgemeinen Sprachwissenschaft im weitesten Sinne sich widmet, beschäftigt. Er hat mich veranlasst, dazu eine Einleitung zu liefern, welche Wege und Ziele jener Wissenschaft in Kürze darstellen soll. Der I. Artikel, 4 Bogen in Quart, ist fertig. Der II., von mir noch nicht vollendete, wird eine Uebersicht über die Sprachen der 5 Welttheile, hauptsächlich in Angaben über die zu deren Studium nöthigen Hülfsmittel, zu geben suchen.

Mit Wiederholung meines Dankes und in hochachtungsvollster Verehrung, meine hochgeschätzten Herren,

Ihr ganz ergebenster

Professor Aug. Friedr. Pott

(3) Am heutigen Vormittage hat der Vorstand der Gesellschaft einem der Gründer derselben, Hrn. du Bois-Reymond, zu seinem 25jährigen Amtsjubiläum die Glückwünsche und die Anerkennung der Gesellschaft dargebracht.

(4) Der Vorsitzende bemerkt mit Rücksicht auf eine Notiz des Berliner Tageblatts vom 28. August, dass Besprechungen in Betreff des internationalen Congresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie stattgefunden haben. Von verschiedenen Seiten war der Wunsch ausgedrückt worden, dass der nächste Congress in Berlin abgehalten werden möchte. In einer gemeinsamen Sitzung des Vorstandes und des Ausschusses der Gesellschaft war man jedoch einstimmig der Ansicht, dass es unthunlich sei, einen Congress nach Berlin einzuladen, dessen ausschliessliche Geschäfts- und Publikationssprache statutenmässig die französische ist. Es wurde daran erinnert, dass schon auf dem Congress zu Stockholm der Antrag gestellt sei, auch die Sprachen der anderen grossen Culturvölker zuzulassen, dass jedoch dieser Antrag auf dem Congress zu Budapest abgelehnt sei. Von deutscher Seite könne derselbe nicht wohl wieder aufgenommen werden. Ueberdiess würde zur Einbringung desselben immer noch ein voraufgehender Congress an einem anderen Orte erforderlich sein, da Statutenänderungen immer erst durch einen auf die Einbringung des Antrages folgenden Congress votirt werden dürfen. Unter diesen Umständen glaubte man, so gern man auch sonst bereit sein würde, die Einladung zu einem internationalen Congresse ergehen zu lassen, auf die Ehre verzichten zu müssen.

(5) Dr. Will. Everette übersendet nebst Schreiben d. d. Yakama, Indiana, 10. August, ein neues autographisches Heft von Indian Studies, enthaltend Untersuchungen unter den Tutútĕní-Indianern, W. Oregon.

Der Vorsitzende spricht den besonderen Dank der Gesellschaft aus.

(6) Hr. K. Andree bemerkt in einer Zuschrift, dass die durch Hrn. Fritsch (Verh. S. 186) vorgeschlagene Herleitung des Ausdrucks Ramsnase von Ramses für den deutschen Volksmund an sich sehr auffällig wäre; das Wort käme jedoch von Ramm = Bock und werde bekanntlich am häufigsten von Pferden gebraucht.

(7) Hr. Ludwig Schneider in Jičin schreibt über

Slavische Flussnamen.

„In Virchow's Artikel „Die Burgwälle an der Mogilnitza" (Verh. 1877 S. 245) findet sich die Stelle: „nitza oder nica heisst im Slavischen fliessendes Wasser." Da dieses nicht ganz richtig ist und richtige Etymologie auch für die Prähistorie von grossem Werthe sein kann, so theile ich hier etwas über Bildung der slavischen Flussnamen auf nica mit.

„Als Beispiel greife ich die in Böhmen vorkommenden Namen Dubnice, Březnice, Jilemnice, Rokylnice, Olešnice und Svidnice auf. Die Stammwörter, von denen diese Flussnamen abgeleitet sind, heissen

dub Eiche,	rokyta Weide, salix caprea L.,
brjeza Birke,	olša Erle oder Else,
jilma Ulme	svida Hornstrauch, cornus sanguinea L.

„Von diesen Pflanzennamen sind zunächst abgeleitet die topischen Namen

Dub-no Eichenwald,	Rokyt-no Weidengebüsch,
Brez-no Birkenwald,	Oleš-no Elsengebüsch,
Jilem-no Ulmenwald,	Svid-no Hornstrauchgebüsch,

Formen, welche in Böhmen vorkommen oder vorkamen.

„Die Endform ist dann

Dub-n-ica Eichenwasser, oder Wasser, welches in einem Eichenwalde entspringt,
Brez-n-ica Birkenwasser,
Jilem-n-ica Ulmenwasser,
Rokyt-n-ica Weidenwasser,
Oleš-n-ica Elsenwasser,
Svid-n-ica Hornstrauchwasser,
welche entweder als Flussnamen bis heute bestehen oder in den Namen solcher Orte, welche an den betreffenden Gewässern gegründet wurden, sich erhalten haben.

„Es werden also nicht aus dub, breza, olša die Flussnamen gebildet durch Anhängen von nica, sondern aus dubno, brezno, olešno u. s. w. (die älteren Formen sind duben, brezeň, olešeň u. s. w.) durch Anschluss des Wortes ica, welches in seiner Bedeutung als Wasser an und für sich bei den Slaven bereits längst ausser Gebrauch kam, dagegen bei den Germanen als îs (Eis) sich erhalten zu haben scheint.

„Ob die Sylben issa und essa[1]), welche sich bei den mitteleuropäischen Ariern in alten Ortsbezeichnungen finden, ebenso als zweite Bezeichnung des Wassers (neben ava, acva) dienten, wie bei den osteuropäischen Ariern ica und îs neben woda und water, mögen competentere Kreise entscheiden.“ —

Hr. Virchow hat diese Mittheilung zunächst Hrn. Prof. A. Brückner vorgelegt, der sich darüber in einem Schreiben vom 7. August folgendermaassen äussert:

„Es ist allerdings richtig, dass die Endung nica auf zwei Elementen beruht und auf eine n Endung (no na oder ähnlich) + Endung -ica zurückgeht; die Zusammenstellung von ica mit Eis jedoch ist ein Irrthum.

„Die Endung ica, zurückgehend auf ikja (litauisch ikė), bedeutet nämlich — Nichts. Ihre Funktion ist nur, Substantiva Feminini Generis zu bilden, sei es nun beim Genuswechsel, bei der sogenannten Motion, z. B. polnisch lew der Löwe, lwica die Löwin u. s. w., oder zu einem Adjektivum, z. B. auf -n, ein Subst. Fem. zu bilden. So sind die meisten polnischen Subst. auf -nica entstanden, wie maślnica, maźnica, kamienica, szklanica u. s. w., so sind fast alle Orts- und Flussnamen auf -nica entstanden, Koprzywnica von einem Koprzywno, sei es nun bereits Nomen propr. oder noch Nom. appellat. gewesen u. s. w.; oder endlich zu einem fertigen Subst. Fem. ein neues Subst. Fem. als Deminutivum etc., dziewica nożyce u. s. w.

„Jeder Versuch, in -ica oder -nica und anderen Endungen „bedeutende — Stoff-“ statt „Form-“ Elemente aufzuspüren, verträgt keine ernst gemeinte Erörterung, bleibt Illusion oder freies Spiel der Phantasie, womit der wissenschaftlich Gebildete nichts gemein hat.“ —

Hr. Virchow freut sich der genaueren Aufklärung, möchte aber die Frage aufwerfen, ob denn doch nicht ein näherer Zusammenhang zwischen den zusammengesetzten Flussnamen z. B. Mutnitza (im Spreewald), Mogilnitza (in Posen), Mügnitz (in Pommern) und den einfachen z. B. Neisse (mittelalt. Nyssa) besteht. Seiner Erinnerung nach ist eine solche Beziehung von verschiedenen Autoren angenommen worden. Es wäre gewiss sehr dankenswerth, wenn sich die Slavisten über die Bedeutung dieser Flussnamen äussern wollten. —

(8) Hr. Bartels überreicht im Namen des Dr. G. Beyfuss, Offizier van gezondheid I Klasse zu Batu Djadjar, Preanger Residenz (Hochland von Java) folgende Bearbeitung einer

1) Siehe Henning's Vortrag in der Frankfurter Versammlung (Corresp. Bl. 1882).

Fabel der Bali.

Meines Erachtens verdient die folgende Fabel, welche von den Einwohnern der Insel Bali stammt, einiges Interesse. Die Insel selbst hat ursprünglich mit Java ein Ganzes gebildet, so dass es wohl mit Recht Sicilien des Ostens genannt wurde. Sitten und Gebräuche, Sprache und gesetzliche Bestimmungen sind altjavanischen Ursprungs und haben sich hier in reiner Form zu erhalten gewusst, während sie im Mutterlande nur noch in schwachen Umrissen zu erkennen sind.

Man schätzt die Zahl der Bewohner auf 900 000 und soll dieselbe der Wahrheit nahe kommen, eine Thatsache, die wohl anzuerkennen ist, wenn man weiss, wie schwer es in Indien selbst den tüchtigsten Beamten wird, eine annähernd richtige Statistik zu liefern.

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück.

Die Fabel selbst hat eine hochpolitische Tendenz; sie geht von der Oppositionspartei des Volkes aus, die es müde ist, von dem hochmüthigen Adel gequält und ausgesogen zu werden.

Ein hungriger Tiger[1]) lief beinahe den ganzen Tag durch den Wald, ohne etwas nach seinem Geschmack zu finden. So rastlos und hungernd verfolgt er durch Bäume und Gestrüpp seinen Weg, bis er in die Nähe eines Dorfes gelangt, wo er einen Stall erblickt, in welchem ein fetter Ochse sich am frisch geschnittenen Grase labte.

Da sich kein menschliches Wesen in der Umgegend sehen liess, war die Gelegenheit für unseren Tiger günstig, sich mit wenig Mühe einen trefflichen Braten zu verschaffen.

Anstatt sich aber seiner Beute still zu nähern, lässt er seinen Adelsstolz über seinen grossen Magen triumphiren, stellt sich in hochmütbiger Haltung vor den Ochsen und redet ihn im brüllenden Tone auf folgende Weise an: „Was bist Du für ein unbedeutendes Wesen[2])! Trotzdem Du einen gewaltigen Körper und solche spitzen Hörner hast, lässt Du Dich binden wie ein kleines Kind. Mit Recht sagen die alten Bücher, dass Dein Geschlecht zu nichts anderem taugt, als von mir, dem Könige der Wälder verzehrt zu werden. — Nur dazu haben die Götter Dich so fett gemacht. Vor uns muss sich alles beugen, selbst die Menschheit hat Achtung vor uns. Aber es würde unter meiner Würde sein, viele Worte an Dich zu verschwenden. Komm nur schnell heraus aus Deinem Stall und lass Dich ohne Murren von mir verzehren.“

Der Ochse war nicht wenig erschrocken und antwortete im unterthänigen Ton: „Mit Erlaubniss, Herr Tiger, wenn die heiligen Bücher wirklich derartiges behaupten, dann habe ich nicht den Muth, mich dem zu widersetzen; jedoch, wenn Sie es nicht übelnehmen wollen, möchte ich auch meine Ansicht äussern. Ich habe einmal eine alte Erzählung gelesen, in der gesagt wurde, dass alle Thiere zu einer und derselben Kaste geboren und dass sie ohne Unterschied den Menschen oder richtiger den Göttern, — denn die Menschen sind nichts weiter, als die Repräsentanten

---

1) Mit dem Tiger wird hier der Adel, speciell der Brahmans gemeint, während der Ochse den Sudra vorstellt.

2) Der Tiger in Nieder-Balinesisch, während dieser ihm in der hoch-balinesichen Sprache antwortet. Gerade im Gebrauche der Spracharten spricht sich der Unterschied des Adels und des Volkes im täglichen Leben aus.

der Götter auf Erden, — unterworfen seien [1]). Wenn das nun auf Wahrheit beruht, dann haben Sie eigentlich nicht das Recht, mir gegenüber solchen hohen Ton anzunehmen. — Vielleicht schenken Sie mir keinen Glauben? Gehen Sie dann nur einmal zu meinem Herrn, der da drüben beschäftigt ist, Wein aus seinem Palmbaum abzuzapfen. Der wird Ihnen dasselbe sagen und Ihnen ausserdem den Beweis liefern, dass ein Mensch die Thiere in Gelehrsamkeit bei weitem übertrifft." —

Unser Tiger war nicht wenig in seiner Ehre verletzt, vergass seinen Hunger und eilte zu dem Abzapfer des Palmweins, dem er in strengem Ton befahl, von der Palme, in der er sass, herabzusteigen. „Ich verlange," so fügte er hinzu, „mit Deiner Gelehrsamkeit Bekanntschaft zu machen."

Der Mann erschrak arg, als er den Tiger so sprechen hörte, und Angstschweiss brach ihm aus. Glücklicherweise kamen die Götter ihm zu Hülfe und flüsterten ihm eine List zu, wodurch er sein Leben retten könne. — Und als der Tiger seinen Befehl wiederholte, antwortete er im höflichen Ton: „Mit grossem Vergnügen will ich Dir meine Gelehrsamkeit zeigen, doch muss ich zu meinem grossen Bedauern bekennen, dass ich sie nicht bei mir habe; sie liegt zu Hause. Willst Du mir also erlauben, sie Dir zu holen, dann stehe ich zu Deinen Diensten. Ich fürchte nur, dass Du so lange nicht warten wirst und ich Dich nach meiner Rückkehr nicht mehr finden werde."

„O, darum brauchst Du nicht besorgt zu sein," fuhr der Tiger fort. „Oder denkst Du gar, dass ich deine Gelehrsamkeit fürchte? Binde mich nur an diesen Baum fest, dann kannst du sicher sein, dass ich nicht davon laufen werde." —

Der Mann liess sich das nicht zweimal sagen; eiligst kletterte er herab, schnitt ein Stück Epheu ab und band damit den Tiger fest. Dieser war jedoch nicht wenig entrüstet, sich so, wie ein Kind behandelt zu sehen. „Denkst Du," rief er zornig aus, „dass ein solches Stück Epheu mich, den König des Waldes, halten kann? Da, sieh nur!" Und mit einem Ruck war das spröde Band in tausend Stücke zersprungen. — Auf den Rath des Tigers holte der Mann nun ein Stück Rohr, mit dem er seinen Gegner so kräftig knebelte, dass dieser bald laut aufschrie vor Schmerzen. „Halt ein!" brüllte er, „Du ermordest mich!"

Aber nun war die Reihe an dem Abzapfer des Palmweines, zu lachen und ihn hochmüthig anzulassen. „Das ist meine Gelehrsamkeit," so fuhr er den gebundenen Feind an, „wie gefällt sie Dir? Willst Du etwa noch mehr von ihr kennen lernen?" Der Tiger, der halb todt war, bekannte sein Unrecht und flehte um Gnade. Der Mann war aber taub und erkletterte wieder unbekümmert den Palmbaum, um seine Arbeit fortzusetzen. Erst als sein Tagewerk beendigt war und er im Begriff stand, nach Hause zurückzukehren, liess er sich bereden, sein Schlachtopfer aus den Fesseln zu erlösen.

Es dauerte aber noch geraume Zeit, bis der erbärmlich zugerichtete Tiger sich zu bewegen im Stande war, und er schleppte sich endlich mit grösster Austrengung von der Stelle.

Sobald der Ochse seinen Feind in diesem erbärmlichen Zustand ankommen sah, begann er zu lachen und rief ihm bereits von weitem zu: „Nun, hat Eure Hoheit ihn gefunden? Und wie steht es mit seiner Gelehrsamkeit? Haben Sie ihn tüchtig in die Klemme gebracht?"

---

1) Hier scheint auf eine Schrift der Eingebornen hingedeutet zu werden, in der die Lehre stand (wahrscheinlich nicht rein inländischen Ursprungs), dass ursprünglich nur zwei Gottesdienste bestanden, die balinesische und die mohamedanische Religion, und dass damals alle Menschen gleich waren.

„Ach, sprich nur nicht davon," stöhnte der Tiger, „ich fürchte, dass ich es nicht mehr überleben werde. — So unbedeutend er auch anssah, so schändlich hat er mir doch mitgespielt."

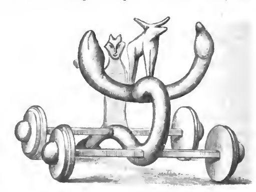
„Ja sehen Sie," versetzte der Ochse, „das ist es eben; die, welche so schön aussehen und ein hohes Wort führen, sind darum noch nicht immer die gelehrtesten. Ich hoffe, dass Sie noch Gelegenheit finden werden, aus der empfangenen Lehre die Nutzanwendung zu ziehen, und hiermit habe ich die Ehre, Sie zu grüssen, das Essen wartet auf mich."

(9) Hr. **Bartels** übergiebt folgende Notiz und Abbildungen über einen nenen

Bronzewagen von Cortona.

Hr. Dr. Ingvald **Undset** hat uns in einer Zuschrift aus Rom[1]) mit einem kleinen etruskischen Bronzewagen bekannt gemacht, welchen das Museum in Corneto besitzt. Derselbe gehört dem interessanten Typus von Bronzewagen an, wie sie sich von Etrurien über die östlichen Alpen bis in unsere norddeutschen Gebiete gefunden haben. Diese Zuschrift veranlasst mich, die Beschreibung eines kleinen prähistorischen, wahrscheinlich ebenfalls etruskischen Bronzewagens zu geben, welchen ich in diesem Jahre in dem kleinen Museum von Cortona sah. Er befindet sich in einem freistehenden Schranke, so dass man ihn von vorn und von hinten betrachten kann. In der Hand habe ich ihn nicht gehabt; in Folge dessen sind die angegebenen Maasse nur approximative.

Der Wagen besitzt vier Räder von dem Umfange eines Markstückes. Sie sind voll gegossen, ohne Andeutung der Speichen. Die innere, der Axe zugekehrte

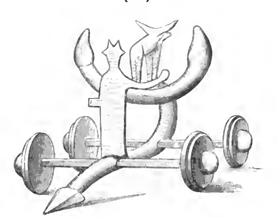


Vorderansicht. $^1/_1$ der natürlichen Grösse.

Seite ist ganz glatt. Auf der äusseren Seite erhebt sich aus der Fläche des Rades einige Millimeter von dessen Peripherie entfernt, eine concentrische Scheibe, welche annähernd dieselbe Dicke, wie das Rad erreicht. Die Nabe des Rades tritt stark glockenförmig hervor und schliesst mit einer Halbkugel ab. Die Vorderräder sind von der gleichen Form und Grösse wie die Hinterräder. Die Axen sind dünn und

---

1) Altitalische Bronzewagen. Zeitschrift für Ethnologie. Band XV, 1883. Verh. S. 197—201.



Hinteransicht.

zierlich, aber nicht rund, sondern vierkantig. Der Langbaum, welcher die Axen mit einander verbindet, ist von etwas complicirter Gestalt. Er ist drehrund, von der ungefähren Dicke des kleinen Fingers. Von der Axe der Hinterräder geht er nicht in horizontaler Richtung zu der Vorderaxe hin, sondern er biegt sich zuerst leicht der Erde zu und steigt dann wieder auf, so dass er einen flachen, nach oben offenen Bogen bildet. Er läuft dann von der Axe der Vorderräder eine kleine Strecke in horizontaler Richtung nach vorn, biegt darauf mit abgerundetem Winkel in die vertikale Richtung nach oben um und verläuft in derselben ungefähr 3—4 *cm* weit. Auch bei dieser Umbiegung ist der Winkel abgerundet. Dieser obere horizontale Verlauf erstreckt sich nur auf 2,5 *cm*. Hier endet der Langbaum nun nicht frei, sondern es fügt sich an ihn ein halbmondförmiges Gebilde an, welches quer zur Längsaxe des Wagens steht. Die Schenkel des Halbmondes sind ebenfalls drehrund und von gleicher Dicke, wie der Langbaum. Die Enden des Halbmondes verdicken sich kolbig und schliessen mit einer abgerundeten Spitze ab. Diese kolbigen Enden machen den Eindruck, als ob sie roh gearbeitete Thierköpfe darstellen sollten. Sie erinnern an Widderköpfe mit gestreckter Schnauze, oder an Schlangenköpfe, wie sie sich in der nordischen Ornamentirung so häufig finden.

Der Langbaum des Wagens erreicht auch an der Hinteraxe nicht sein Ende, sondern setzt sich über dieselbe hinaus nach hinten fort. Nach kurzem Verlaufe in horizontaler Richtung wendet er sich in leichtem Bogen der Erde zu und geht hier in ein dreispitziges Gebilde aus, das nur als eine Art Pflugschar gedeutet werden kann. Mit ihrer unteren, ein breites gleichschenkliges Dreieck darstellenden Fläche liegt diese Pflugschar dem Boden glatt auf. Ihre obere Fläche wird durch vier schmale, im Winkel an einander stossende Dreiecke gebildet. Auf diese Weise charakterisirt sich unser kleiner Wagen also als das Modell eines vierrädrigen, pflugartigen Ackergeräthes. Dass diesem Modelle aber die Bedeutung eines Votivgegenstandes oder eines zu heiligen, rituellen Zwecken bestimmten Stückes zukommt, das scheint mir aus einigen figürlichen Darstellungen hervorzugehen, welche sich auf demselben befinden.

Die eine dieser Figuren ist eine menschliche und steht auf der Hinteraxe des Wägelchens; die andere ist die Darstellung eines Thieres, welches sich auf dem oberen, vorderen Ende des Langbaumes, zwischen den Hörnern des vorher geschilderten Halbmondes befindet.

Die menschliche Figur auf der Hinteraxe ist ungefähr 5,5 *cm* hoch und ganz platt, und hat eine Dicke von nur 1,5 *mm*. Die Beine sind nicht angedeutet und auch die Gürtelgegend ist nicht markirt; es macht den Eindruck, als ob ein langes, einem Talare ähnliches Gewand den Rumpf vom Halse bis über die Füsse hin einhüllt. Der rechte Arm ist erhoben und die Hand, welche durch Oxydation wie eine dicke, unförmliche Faust erscheint, ist, wie bei lebhafter Rede, fast bis zur Höhe des Kopfes elevirt; der Arm ist dabei fast völlig ausgestreckt, nur im Ellbogen leicht gebeugt. Statt des linken Armes tritt aus der Seite des Rumpfes, ungefähr in Gürtelhöhe, ein kleines, nahezu quadratisches Metallstück hervor. Ob das eine schlecht ausgebildete Hand sein soll, oder ob, was wahrscheinlicher ist, hier etwas angelöthet gewesen und jetzt verloren gegangen ist, das konnte ich mit Sicherheit nicht entscheiden.

Der Kopf wird von einem deutlich abgesetzten Halse getragen. Er ist in seinem Hinterhaupt ebenfalls wie der übrige Körper ganz platt. Auf der Gesichtsseite springen aber die in starkem, schräg stehendem Bogen an der Nasenwurzel convergirenden Augenbrauen, die unförmlich dreieckige Nase und die Stirnpartie aus der Fläche hervor, während die Gegend der Augen und des Mundes grubig vertieft erscheint.

Die Peripherie des Kopfes ist nicht rund, sondern die Scheitelhöhe wird durch zwei niedere Dreiecke mit breiter Basis gebildet, während je ein anderes Dreieck in der Gegend der Ohren von dem Kopfe absteht. Hierdurch werden also vier den Kopfumfang überragende Spitzen gebildet, welche wohl ohne allen Zweifel eine Strahlenkrone repräsentiren sollen.

Warum der Künstler diese Figur nicht rund, sondern platt gearbeitet hat, ist nicht recht zu verstehen. Denn dass er die Befähigung besass, auch runde Gestalten zu modelliren, wenn auch nur in roher, primitiver Weise, das beweist die Ausführung des kleinen Thierchens, das er oben auf dem Langbaume zwischen den Hörnern des Halbmondes stehend angebracht hat. Das Thier steht in der Richtung der Längsaxe des Wagens, es blickt nach vorn und kehrt daher dem Männchen auf der Hinteraxe die Hinterpartie zu. Der Leib ist schlank; dem hinteren Körperende scheint ein kurzes Schwänzchen aufzuliegen. Die Hinterbeine sind aus einem Stück gebildet, an dem je eine vorn und hinten angebrachte Längsfurche die Grenze zwischen dem rechten und dem linken Beine angiebt. Die Vorderbeine sind aber jedes für sich gearbeitet. Der Kopf steht in gutem Verhältniss zu dem übrigen Körper. Die Schnauze ist lang und schmal. Nach jeder Seite steht von dem Kopfe ein spitzes, zierliches Gebilde ab, von dem es unmöglich ist, mit Sicherheit zu entscheiden, ob das Hörner oder Ohren sein sollen. Die Species zu bestimmen, welcher dieses ungefähr 3 *cm* hohe Wesen angehört, hat seine grosse Schwierigkeit. Seiner ganzen Erscheinung nach möchte man es am ersten wohl für eine Hirschkuh ansprechen. Wenn man dasselbe aber mit den aus anderen Sammlungen bekannten rohen Thierfiguren der Etrusker oder deren Vorläufer vergleicht, so ist die Annahme auch nicht absolut von der Hand zu weisen, dass der Künstler einen Stier oder eine Kuh darzustellen beabsichtigt habe.

Die Länge des Wagens von der hinteren Spitze des Pflugeisens an schätze ich auf 15 *cm*, seine Höhe bis zur Halbmondspitze auf 6 *cm*. Der strahlengekrönte Mensch ist ungefähr 5,5 *cm* hoch, während das Thierchen, wie gesagt, nur eine Höhe von 3 *cm* erreicht.

Nur schwer widersteht man der Versuchung, sich hier auf weitgehende Hypothesen einzulassen. Es ist aber wohl vorsichtiger, dieselben zu unterdrücken, bis

sich geeignetes Material zur Vergleichung darbietet. Erwähnen möchte ich nur noch, dass wir in dem Wagen und seiner Ausschmückung wohl ohne jeden Zweifel das Symbol des Ackerbaues verbunden mit den Attributen der beiden Hauptgestirne zu erkennen haben. Dass dieses kleine Ackergeräth rituellen Zwecken gedient haben muss (als Tempelschmuck oder Votivgegenstand), ist auch in hohem Grade wahrscheinlich.

Das halbmondförmige Ansatzstück des Langbaumes wird, wie man wohl vermuthen darf, wirklich die Mondgottheit darstellen sollen. Das in der Mondsichel stehende Thier, sei es nun ein Rind oder eine Hirschkuh, hat ja als Begleiterin des Mondes nichts Ueberraschendes. Die menschliche Figur auf der Hinteraxe wird, wie ich glaube, durch die Zacken am Umfange des Kopfes als Personifikation der Sonnengottheit gekennzeichnet. Nicht unerwähnt lassen will ich, dass nicht allein das lange talarartige Gewand, sondern auch ganz besonders die Art, wie die Gestalt den rechten Arm erhebt, an gewisse Darstellungen des Baal erinnert, welche sich in den Gebieten von Massilia und Carthago gefunden haben.

(10) Hr. Th. Liebe berichtet über

zwei Gefässfragmente aus den Pfahlbauten im Barmsee (Ober-Bayern).

Der Barmsee liegt nördlich von dem Weiler gleichen Namens, zwischen Mittenwald und Partenkirchen, von ersterem Ort in $1^1/_2$, von letzterem in 2 Stunden erreichbar. Während eines kurzen Aufenthaltes daselbst hatte ich Gelegenheit, Kenntniss zu nehmen von den sehr interessanten Pfahlbauten im See.

Dieselben ziehen sich in nicht sehr bedeutender Entfernung vom südlichen Ufer dasselbe entlang. Wegen der weithin tief moorigen Beschaffenheit des letzteren ist ein Blick auf die Bauten und eine Untersuchung derselben nur von der Wasserseite aus zu ermöglichen. Was bei ungünstigen Verhältnissen, d. h. bei hohem Wasserstande und starkem Regen zu beobachten war und zu weiteren Untersuchungen anregen dürfte, ist in Kürze Folgendes: Starke (bis 1 Fuss), zum Theil kantig behauene Pfähle stehen auf eine Strecke von etwa 300 *m* meist aufrecht, z. Th. in Doppelreihen. Der Oberfläche des Wassers nähern sie sich mit ihren ziemlich harten Köpfen bis auf etwa 2 *m* Entfernung. Niederliegende Pfähle sind zwischen den aufrechten bemerkbar. Kohle, Thierknochen (Pferd), Gefässfragmente von eisengrauer Färbung, durch reichen Glimmergehalt und die Spuren der Drehscheibe ausgezeichnet, wie die beiden hier vorgelegten, sind dem See an dieser Stelle entnommen worden. Auch in der Nähe des nordöstlichen Ufers sollen sich Reste von Pfahlbauten befinden.

(11) Hr. Oesten bespricht einen vermuthlichen

Kiehnspahnleuchter von einer Insel des Carwitz-Sees (Meklenburg).

Beim Suchen nach Ueberresten aus der Wendenzeit auf einer der Inseln des Carwitzer Sees stiess ich, nach Abräumung der obersten Bodenschicht mit den üblichen wendischen Scherben, in ca. 0,5 *m* Tiefe auf ein horizontales Steinpflaster, welches in einer Fläche von ca. 4—5 *qm* freigelegt wurde. Auf diesem fanden sich sehr zahlreiche Scherben der vorwendischen Zeit, zum Theil von grosser Wandstärke, zum Theil von kleineren Gefässen mit geglätteter Oberfläche, sämmtliche Randstücke ohne Profilirung, in Masse und Herstellungsweise mit den in den Stein-

gräbern der Feldberger Gegend bisher gefundenen übereinstimmend, sehr abweichend dagegen von den stets profilirten slavischen Gefässresten. Die Zwischenräume zwischen den Pflastersteinen waren zum Theil noch mit schwach gebrannter Lehmerde ausgefüllt, welche ausserdem in Stücken reichlich auf dem Pflaster vorhanden war.

An einer Stelle, vielleicht in der Mitte des nicht vollständig frei gelegten Fussbodens, fand sich eine Vertiefung, mit Asche und Kohlenresten gefüllt; neben derselben lagen 2 Feuerstein-Pfeilspitzen und ein kegelförmiger massiver Körper, ähnlich der Spitze eines Zuckerhuts von mässig stark gebranntem Thon mit einer gegen die Basis geneigten Querdurchbohrung.

Der Kegel hat 145 *mm* Höhe, seine Grundfläche 115 *mm* Durchmesser. Um über den Zweck und die Bedeutung dieses Thonkegels ins Klare zu kommen, stellte ich folgende Betrachtung an.

Der Thonkegel ist vermöge seiner grossen und ebenen Grundfläche sehr stabil und daher geeignet, frei auf eine Unterlage hingestellt zu werden und darauf fest zu stehen. Die Durchbohrung, am tieferen Ende 12 *mm*, am höheren 6 *mm* weit, ist konisch und daher dazu eingerichtet, einen hineingesteckten festen Körper festzuhalten. Dieser Gegenstand darf jedoch nicht von sehr harter Masse sein, weil



$^1/_4$ der natürlichen Grösse.

er sonst die glatte Innenfläche des wenig harten Thonkörpers zerstören würde. Steckt man nun einen Holzspahn in dieses Loch, so fällt auf, dass derselbe in einer Neigung nach unten gerichtet festgehalten wird, welche derjenigen gleichkommt, die man dem brennenden Zündholz in der Hand oder einem Kiehnspahn giebt, damit er gut brennt, also nicht wagerecht, wobei ein Spahn erlischt, und nicht zu steil nach unten gerichtet, wobei derselbe in seiner ganzen Länge entflammt. Ich habe nun wiederholt Kiehnspähne in die Durchbohrung des Thonkörpers gesteckt und dieselben am Ende angezündet. Es zeigte sich, dass wenn der Kegel auf horizontaler Unterlage stand, der Kiehnspahn sich gerade in der richtigen Neigung befand, um gleichmässig abzubrennen, und dies auch regelmässig that. Ebenso kann man den Thonkegel bequem in die Hand nehmen, die er gerade ausfüllt, und kann mit dem Licht umherleuchten.

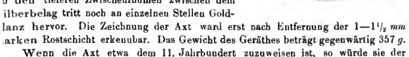
Die Zweckmässigkeit dieses Thonkegels als Kiehnspahnleuchter springt bei dem Versuche, ihn als solchen anzuwenden, in die Augen. Inwieweit hieraus der Schluss, den ich zu machen geneigt bin, berechtigt ist, dass das Object wirklich ein Kiehnspahnleuchter der vorwendischen Zeit ist, überlasse ich gern weiterer Prüfung.

(12) Hr. Jentsch berichtet über eine

silberplattirte Streitaxt aus Guben, die Steinumgrenzung eines Urnenfeldes im Kreise Schwiebus und Kirchenmarken.

1. Guben. Bei Aushebung des Fundaments für eine Remise auf dem Grundstücke des Herrn Weinhändler Pötko ist nördlich von dem Wohnhause Osterberg 14 in der letzten Woche des Juli d. J. eine eiserne Streitaxt mit Silberplattirung gefunden worden. Osterberg heisst die Strasse, welche an der 25 bis 35 *m* hohen ersten Terrasse des halbmondförmigen Höhenzuges im NO. der Stadt emporsteigt. Das Haus Nr. 14 liegt in mittlerer Höhe der Strasse, die den unteren Theil des Berges wie eine Schlucht durchschneidet; über diese erhebt sich das Niveau des Hauses selbst 6—7 *m*. Die Tiefe, aus welcher die Axt stammt, ist nicht genau bekannt, da sie sich in einer von der Ostwand der Unterkellerung der bezeichneten Remise abgestürzten Erdschicht befunden hat; sie übersteigt aber nicht 2 *m*.

Diese Axt ist an der mässig eingewölbten oberen Kante der Platte 13 *cm* lang; die entgegengesetzte innere Seite bildet annähernd einen Viertelkreis. Die untere Spitze, zu welcher hin sich die in der Mitte nur 8 *mm* starke Platte verdünnt, ist abgebrochen. Die Länge der Schneide beträgt jetzt noch 9 *cm*. Das Stielloch ist ungefähr kreisrund und hat einen Durchmesser von 2,3 *cm*; es fasst der Stiel nur auf 3 *cm* Länge, doch ist das Metall hinter demselben nach oben und unten spitz zulaufend zu einer Gesammtlänge von 6,2 *cm* ausgezogen.



Auf beiden Seiten der Platte, auch auf der Fassung des Stiels und an den schmalen Seiten sind durch feine Risse in $^1/_2$ *mm* breite Silberstreifen zerlegte Ornamentplättchen aufgeschmiedet; an drei, von der Stielfassung in die Platte hinein sich ziehende Streifen, deren einer etwa mit einer rohen Nachbildung eines Vogelkopfes abschliesst, setzt ein quer vorgelegter, nicht über die ganze Breite der Platte ausgedehnter Belag an, vor welchen concentrisch ein längerer, aus breiten arabeskenartigen Windungen gelegt ist. Die gesammte Verzierung ist mit einem silbernen Saum umrändert, in welchem ein feines tannennadel- oder fischgrätenartig geordnetes Ornament ausgespart ist.

Die Stellen, welche der Silberbelag deckt, sind mässig aufgewölbt; in ihnen werden durch leichte Vertiefungen schlichte Muster sichtbar. In den tieferen Zwischenräumen zwischen dem Silberbelag tritt noch an einzelnen Stellen Goldglanz hervor. Die Zeichnung der Axt ward erst nach Entfernung der 1—$1^1/_2$ *mm* starken Rostschicht erkennbar. Das Gewicht des Geräthes beträgt gegenwärtig 357 *g*.

Wenn die Axt etwa dem 11. Jahrhundert zuzuweisen ist, so würde sie der Zeit der Regermanisation unserer Gegend angehören.

In dem unmittelbar ostwärts an ihren Fundort anstossenden Terrain ist ungefähr 1,5 *m* tief Thongeräth von der Art der Lübbinchener Pfahlbaufunde ausgegraben worden: dünne, klingende Scherben mit stark geriefelter Aussenwand, ein Fragment mit gekräuseltem Fuss (nicht erhalten), unglasirte Topfkacheln von



15 *cm* Tiefe, ferner Topfstürzen, ähnlich den in den Verh. 1883 S. 252 beschriebenen Deckeln, ausserdem mancherlei Eisengeräth: 3 dreieckige Hacken, eine Sichel mit 12 *cm* langem Stiel, auf welchem noch die den Holzgriff oben zusammen zu halten bestimmt gewesene Oehse sitzt, ein dünner Stab von 22 *cm* Länge, Nägel mit grossem, hutförmigem Kopfe, der 3,5 *cm* Durchmesser hat. Einer etwas höheren Schicht gehörten braunglasirte, quadratische, ca. 13 *cm* tiefe, auf der kreisförmigen Innenseite offene Kacheln mit heraustretenden Figuren (Sphinx, Löwe, gothischer Bogen) an, welche etwa dem 16. Jahrhundert zuzuweisen sein dürften.

Den ganzen Fund hat Herr Pötko dem hiesigen städtischen Gymnasium, welchem er als Schüler angehört hat, geschenkt.

2. Bei Starzeddel Kr. Guben sind in dem nördlichen Urnenfelde (vergl. Zeitschr. f. Ethnol. XIV. S. 129, Verh. 1882 S. 358) durch Hrn. Chausseebauaufseher Zimmermann hier einige Gräber geöffnet, welche in Steinsatz terrinenförmige Urnen mit Kehlstreifen und kleine Beigefässe (Tassen u. dgl., keine Fläschchen), auch eine Bronzenadel von 8 *cm* Länge mit abgeplattetem und eingerollten oberem Ende enthielten. Ferner fand sich eine erhöhte, aus Steinen hergestellte Brandstelle und auf derselben ein 130 *g* schweres, schwach eisenhaltiges, offenbar zufällig entstandenes Schmelzproduct, das man zunächst als Eisenschlacke anzusehen versucht sein möchte, aus tropfenförmigen Massen in Traubengestalt zusammengelaufen, blaugrau. Es besteht aus kieselsaurer Thonerde, 4—5 procentiger kieselsaurem Eisenoxydul und etwas kohlensaurem Kalk (Analyse des Herrn Prorektor Hamdorff). Sämmtliche Gegenstände befinden sich in der Gymnasialsammlung.

3. Da sich nicht zu häufig Gelegenheit findet, ungestört ein ganzes und intaktes Urnenfeld aufzudecken, und da namentlich für die Frage nach der Umgrenzung desselben selten zuverlässiges Material vorliegt, reihe ich eine von Herrn Rittergutsbesitzer O. Schönig auf Birkholz freundlichst mitgetheilte Notiz über ein Todtenfeld bei diesem Orte (Kr. Schwiebus) an. Dasselbe hatte einen Durchmesser von ca. 50 Schritt; die Urnen waren in mässiger Tiefe mit kleinen Beigefässen, aber ohne Steinpackung, doch zum Theil mit einem Deckstein versehen beigesetzt. Um das ganze Urnenfeld lief ein geschlossener Steinkranz, hergestellt durch schlichte Aneinanderreibung von ca. $^1/_3$ *m* im Durchmesser haltender Feldsteinen. — Mit seltener Schonung sind die ziemlich festen Gefässe aus dem Boden gehoben und sammt ihrem Inhalt an anderer Stelle wieder in eine Erdgrube gepackt worden.

4. Der Deutung der Rundmarken an Kirchen als Reste einer Kirchenbusse, die ich aus einem Haveldorfe (Wust) Verb. 1879, S. 437 mitgetheilt und auch in Spandau gefunden habe, bin ich unlängst in Müncheberg begegnet. Unter den bis jetzt bekannt gewordenen 12 Deutungen (zusammengestellt Brandenb. Provinzialblatt 1881 S. 249, vgl. Lausitz. Magazin 1882 Bd. 57 S. 437) ist diese, — abgesehen von der Erklärung nachweislich in jüngerer Zeit ausgeriebener Näpfchen, — die einzige, welche auf allerdings vereinzelt und dunkel fortlebender Volkstradition beruht. —

Hr. Virchow erinnert mit Bezug auf die erste Mittheilung des Hrn. Jentsch daran, dass tauschirte Eisenwaffen schon einigemal auf slavischen Burgwällen unserer Gegend zu Tage gekommen sind. Er selbst besprach in den Sitzungen vom 16. Mai 1874 (Verh. S. 115) und vom 22. April 1876 (Verh. S. 118) ein mit Kupfer- und Silbereinlagen tauschirtes Lanzenblatt von Potzlow in der Uckermark, das letztere Mal unter besonderer Erörterung des Zusammenhanges dieser Arbeiten mit arabischen Handelsbeziehungen des 10. und 11. Jahrhunderts. — Das schöne, mit

Silber tauschirte Schwert von Lippehne, welches Hr. Hauptmann v. Kamienski auf der Berliner Ausstellung von 1880 vorführte (Katalog der Ausstellung S. 84), ist im Moor eines tiefer gelegten Sees, am Eingang zu einer im See gelegenen Wendenburg, gefunden worden. — Es wird daher auch der neue Fund, der übrigens wohl die Darstellung eines Hirsches enthält, der gleichen Zeit zugerechnet werden müssen; jedenfalls dürften aus Nordostdeutschland keine älteren Funde dieser Art bekannt sein. —

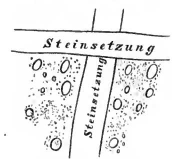
Hr. Voss: Eine Eisenaxt in ähnlicher Form bildet Montelius ab (Antiquités suédoises. Fig. 483). Das Blatt derselben ist mit einem runden Loche versehen. Sie stammt aus dem Gräberfelde von Hemse Annexhemman, Gotland, wo auch eine andere Axt von der Form der sehr reich tauschirten Axt aus dem Grabe von Mammen auf Seeland und ausserdem 1 arabische und 2 deutsche Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts gefunden wurden. Aehnlich reiche Tauschirungen, wie an der vorgelegten Axt, finden sich auch vielfach an fränkischen Alterthümern.

(13) Hr. Siehe in Calau sendet unter dem 10. d. M. Nachrichten über das

Gräberfeld von Zilmsdorf bei Teuplitz.

Durch unser Mitglied, Hrn. Director Schwarzer in Zilmsdorf bei Teuplitz im Sorauer Kreise, hatte ich die Nachricht erhalten, dass ein sehr bedeutendes Urnenfeld aufgedeckt sei.

Ich entschloss mich schon im Juli dort hinzureisen und an Ort und Stelle Inspection zu halten. Zunächst fand ich ein sehr reiches Urnenfeld und dann noch andere, recht interessante Dinge, auf welche ich später zurückkomme. Das Urnenfeld umfasst ungefähr 30 Morgen, welche fünf flachgewölbte Hügel bilden. Vier von diesen Hügeln sind bisher noch nicht untersucht, doch wurde mir von einem



Herrn, der länger als dreissig Jahre dort lebt, versichert, dass auch auf ihnen beim Pflügen sehr häufig Urnenscherben gefunden worden seien. Der eine Berg aber war schon vielfach durch Nachgrabungen zerklüftet, die plan- und regellos, nur zum Erwerb einiger Gefässe angestellt waren. Diesem Treiben ist auf meine Bitte durch die Besitzerin, Frau von Reibnitz Einhalt gethan worden und ist das Nachgraben nur legitimirten Personen gestattet.

Am Freitag den 5. October wurde nun systematisch und plangemäss unter meinen Augen eine Aufgrabung vorgenommen. Auf einem Raum von ca. 8 *qm* wurden ungefähr 60 Gefässe gefunden, von denen 25 ganz heraus befördert werden konnten. Weder über noch unter den Gefässen war eine Steinsetzung bemerkbar, nur zwei Urnen standen auf flachen Steinen. Doch führte merkwürdiger Weise ein Steinwall, aus nebeneinander gelegten Granitfindlingen bestehend, mitten durch

die aufgedeckte Stelle. Die Breite der Steinpackung beträgt ca. $^{3}/_{4}$ *m.* An der nördlichen Seite wurde die Steinsetzung rechtwinklig von einer zweiten gekreuzt. In den Ecken fand ich die Urnen sehr zahlreich, ebenso an den Längsseiten.

Die Gefässe bestanden aus der bekannten Masse des Lausitzer Typus und waren im grossen Ganzen auch diesem entsprechend geformt. Sie waren innen und aussen glatt, meistentheils je mit einem Henkel und zwar häufig sehr grossen versehen. Die Gefässe, welche zwei Oehsen trugen, zeichneten sich durch die Kleinheit der Oehsen aus. Der Bruch der Gefässe war schwärzlich und röthlich und zeigte reichlich Beimischungen von zerkleinerten Granitstücken. Die Form war äusserst mannichfaltig: grosse gebauchte Gefässe, Tassenkopfähnliche, Milchnäpfe, Teller, flache Schaalen wurden gefunden, besonders zahlreich kleine Krüge mit hochgewölbtem Henkel. Interessant war das Auffinden eines Pokales und zweier Gefässe, die ebenfalls pokalartig gestaltet waren, nur zeigte sich an beiden der eine Theil von vier kreisrunden Löchern durchbrochen; der eine von diesen Kelchen zeigte auch den Stiel, der beide Theile verbindet, mit einem durchgehenden Loche versehen (Räuchergefässe?). Eine Eigenthümlichkeit der Gefässe war die Farbe: die meisten waren gelblich, röthlich u. s. w., eine ganze Anzahl jedoch, alle kleineren Krüge insbesondere, sind tiefschwarz und glänzend, ein Bruchstück, auf Papier gestrichen, schreibt genau wie Bleistift; es sind jedenfalls mit Graphit überzogene Gefässe.

Buckelgefässe wurden nicht gefunden, auch bei früheren Nachgrabungen sollen keine derartigen Urnen ergraben worden sein. Es giebt jetzt übrigens mehrere Friedhöfe, auf denen noch kein einziges Buckelgefäss gefunden wurde.

Die Stellung der Gefässe, soweit noch nicht erwähnt, ist folgende typische: In der Mitte steht die grosse, mit Knochen gefüllte Urne, rings umher aufrecht 5 bis 11 kleine Gefässe aller möglichen Formation; es wurden auch ganz kleine, haselnussgrosse Schaalen gefunden. Dies Bild ist nicht ganz constant. Zuweilen ist die Knochenurne liegend, zuweilen auch mit der Oeffnung nach unten. In beiden Fällen ist die Urne durch seitlich und oben resp. unten angebrachte Gefässe und Gefässstücke umhüllt. Auch die Beigefässe sind zuweilen halb und ganz liegend gefunden; dies gilt ganz besonders von den Räuchergefässen.

Die Ornamente zeigen im Ganzen den Lausitzer Charakter, nur sind die Urnen mit Strichverzierungen selten; wenn aber eine mit Strichen verziert ist, so ist die Ausführung über die ganze Urne und von ausserordentlicher Sauberkeit und Eleganz. Am meisten finden sich um den Bauch herumlaufende, 3—12 fache Ringe. Zuweilen ist auch der Henkel und der Rand durch Striche verziert. Die Gefässe sind nach meiner Ansicht mit der Hand geformt. Ueber den Inhalt ist zu sagen, dass die grossen, meist in der Mitte befindlichen Urnen gebrannte Menschenknochen enthielten, ab und zu auch eine einfache Bronzenadel. Die kleinen Gefässe waren mit Sand gefüllt. Von früheren Ausgrabungen sind als durch den Besitzer sicher agnoscirte Funde viele bronzene Nadeln, auch kleine Ringe u. s. w. zu erwähnen. Interessant sind 3 Funde:

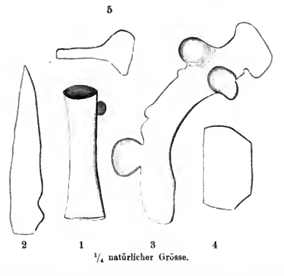
Zunächst eine durchbohrte Streitaxt, von einem mir unbekannten Material, wahrscheinlich sehr feinkörnigem Sandstein von grauer Farbe. Dieselbe ist sehr zierlich gearbeitet und besonders das Bohrloch von einer seltenen Sauberkeit. Da das Steinbeil in der Höhe des Bohrlochs durch einen Sprung in zwei Stücke getheilt ist, so sieht man deutlich die Herstellung des Bohrlochs: dicht nebeneinander laufende, deutlich sichtbare, unzählige concentrische Kreise, welche durch abwechselnde, ganz kleine Erhabenheiten und Vertiefungen gebildet werden und welche

ungefähr den Eindruck hervorrufen, als sei es eine aus unzähligen Windungen bestehende Schraubenmutter. Die eine Oeffnung des Bohrloches misst 17, die andere 20 *mm* und bildet einen correcten Kegelabschnitt. Das Material ist sehr weich, so dass es sich gut schaben lässt. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass dieses Beil als Waffe oder als Geräth zu profanen Zwecken gebraucht worden ist. Die Steinaxt wurde in einer Urne gefunden und ist Eigenthum des Hrn. Amtmann Meyer; hoffentlich gestattet derselbe, dieses interessante Stück der Gesellschaft vorzulegen. Eine gleiche Hoffnung knüpft sich an die beiden Eisenfunde, welche der Besitzerin Frau von Reibnitz gehören. Ich kann nicht unterlassen, dieser Dame für das Gestatten der Nachgrabungen und dabei bewiesene Liebenswürdigkeit und Verständniss für die Sache, meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Der eine Gegenstand aus Eisen ist ein Hohlmeissel resp. celtartiges Gebilde (Holzschn. 1). Der zweite ein messerähnliches Instrument (Holzschn. 2). Als drittes Object fand sich ein sichelförmiges mit mehreren Knöpfen versehenes, an einem Ende umgebogenes Instrument von der Gestalt wie Holzschn. 3. Dazu kommt noch ein unbekanntes Gebilde von der Gestalt des Holzschn. 4 und ein nagelartiges Gebilde (Holzschn. 5).

Ferner wurde in einer Urne, durch Rost innig an einander gekettet, eine eiserne und eine Bronzenadel gefunden.

Sämmtliche Eisengegenstände sind stark verrostet. Ausserdem kam zu Tage eine durchbohrte Glasperle von lasurblauer Farbe.



$^1/_4$ natürlicher Grösse.

Ich muss noch erwähnen, dass die Urnen in 3 Etagen übereinander stehen, dass die Knochenurnen meist zugedeckt sind und dass sich an der einen Ecke des ausgegrabenen Platzes eine solche Menge mit Kohlen vermischter Scherben fanden, dass nur mittelst einer Hacke durchzukommen war. Unter diesen Scherben, deren Ausdehnung wegen Mangels an Zeit nicht erforscht werden konnte, fand sich keine Steinpackung, sondern gewachsener Boden. Ausserdem sind, wie schon erwähnt, sehr lange und schön gearbeitete, mit Knöpfen und Ringen vielfach verzierte Bronze-

nadeln, ferner Fingerringe, kleine Bronzespiralen und einige kleine solide Bronzestücke gefunden worden.

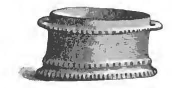
Ausser diesem Gräberfelde zog aber noch etwas anderes meine Aufmerksamkeit an. Einige tausend Schritte von diesem alten Kirchhof beginnt sich die Gegend zu erheben und man trifft in dieser Erhebung, prachtvoll erhalten, ca. 30—40 Steinkreise mit einem Durchmesser von 10—30 Schritten. Die grossen erratischen Blöcke sind mit bewunderungswerther Präcision in Kreisform gesetzt. Zwei von diesen Kreisen wurden aufgegraben, wobei es sich herausstellte, dass dieselben im Jahre 1826 von Mitgliedern der Görlitzer Gesellschaft durchwühlt worden sind.

Es fanden sich nur gebrannte Knochen und vereinzelte Scherben. Die Scherben tragen, soweit dies aus den wenig charakteristischen Stücken sich beurtheilen lässt, den uns bekannten, in der Lausitz häufig gefundenen Typus. Nach Erklärung eines alten Herrn ist über die Hälfte der Steinringe noch nicht untersucht. Leider befinden sich gerade diese in Kieferschonungen resp. Dickichten. Wenn man zwischen diesen Steinringen einen Fusspfad weiter verfolgt, kommt man nach wenigen Minuten an 7 einzeln stehende, ca. 30—40 Fuss hohe Hügel, die Siebenhügel genannt; wegen mangelnder Zeit konnten auch diese nicht untersucht werden. Weiter aufwärts gelangt man auf den Gipfel des Höhenzugs, der in grosser Ausdehnung mit kleinen Granitsteinen gepflastert ist. Ausserdem finden sich in dem Walde sonderbare Längswälle aus Granitsteinen.

(14) Hr. H. Ahrendts zu Müncheberg berichtet unter dem 5. September über eine

thönerne Dose von Platkow.

Eine ähnliche Dose, in Gestalt eines Köberchens, wie solche Hr. Virchow in der Sitzung vom 21. Juli 1877, S. 298 erwähnt, gefunden am Bukatsch'schen Weinberg und wie dieselbe Hr. Jentsch näher beschreibt und abbildet (Sitzung vom 17. Juni 1882, S. 207, Abbildung S. 209 Nr. 1), ist dem hiesigen Verein für Heimathskunde übergeben worden. Sie entstammt dem Acker des Bauern Lückefett in Platkow (nicht Lückefelt, wie bei Beschreibung des in vielfacher Beziehung hochinteressanten Fundplatzes in den Sitzungsberichte vom 18. October 1873, S. 157 Abs. 3 von oben irrthümlich gedruckt ist) und unterscheidet sich insofern von der von Jentsch beschriebenen, als der Boden ebenfalls seitlich ausgezogen und mit Löchern versehen ist, so dass eine Schnur wie bei einem Kober, nicht nur durch die oberen Oehsen, sondern auch durch die unteren Löcher über den Boden hinweg an der anderen Seite hinauf wieder nach oben gezogen und dort vereinigt werden konnte. Ein Deckel ist leider nicht vorhanden. Jedenfalls ist derselbe auch mit 2 Löchern versehen gewesen, um durch Hindurchziehen der Schnur Dose und Deckel zu vereinigen. Sie ist aus Thon gefertigt und im offenen Feuer gebrannt, gelbgrau von Farbe und, wie die beigefügte Zeichnung ergiebt, oben und etwas von unten entfernt mit vorspringenden Leisten versehen, die durch Ekerbungen verziert sind. Die ganze Höhe beträgt 50 *mm*, die Länge oben 66 *mm*, die Breite 40 *mm*, so dass sie in der allgemeinen Gestalt einer Schnupftabaksdose aus Birkenrinde ähnlich sieht. — Dem von Jentsch angeführten und dort noch gebräuchlichen Zweck dürfte unser Geräth ebenfalls gedient haben.



(15) Hr. W. v. Schulenburg berichtet über

Radornamente.

In den Urnenfriedhöfen der Lausitz von Behla (Luckau 1882) und in der Zeitschrift für Ethnologie (XIV. Verh. S. 496—498, XV. Verh. S. 66) ist das Rad mit Kreuz besprochen worden. Selbiges findet sich zweimal abgebildet auch in den Rude stone monuments in all countries von James Fergusson (London 1872), auf welches Werk Hr. Künne mich freundlich aufmerksam machte.

P. 303 auf einem Dolmen zu Herrestrup auf Seeland (Dänemark); vergl. Annaler for Nord. Oldk. VI. pl. X. Hr. Fergusson schreibt: „on it are engraved some halfdozen representations of ships, such as the Vikings were in the habit of drawing etc.“ und setzt den Dolmen in das 8. Jahrhundert.



Dolmen at Herrestrup.

P. 157: the cross in the circle auf einem Steine eines Grabdenkmals von 90 Fuss Durchmesser at a place called Aspatria, near St. Bees in der Gegend von Carlisle in Cumberland. Im Grabe lag das Gerippe eines Mannes of gigantic stature (7 Fuss lang), ein 4 Fuss langes eisernes Schwert (der Griff geziert mit eingelegten Silberblumen): eine Goldfibula or buckle, Theile vom Schild und der Streitaxt, und ein Pferdegebiss, gewissen jetzt gebräuchlichen gleichend. Hr. Fergusson möchte (1872) das Grab in die Wikingerzeit setzen.

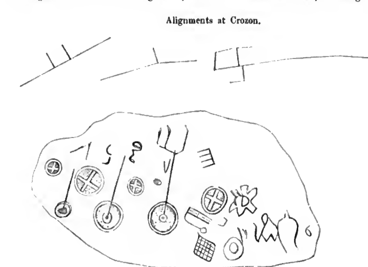
Die concentrischen Halbkreise (zu je 3, 4) auf Steinen bei Fergusson, wie sie ähnlich auf dem von Behla beschriebenen Gefässe von Garrenchen, ebenso in Müschen und sonst in der Lausitz sich finden, gleichwie die bei Fergusson abgebildeten (bei uns nicht seltenen) ein- oder mehrfachen Kreislinien mit Mittelpunkt[1]) kommen hier nicht weiter in Betracht, aber p. 367 gedenkt der Verf. einer 1600 Fuss langen Steinreihe auf der Halbinsel von Crozon (Frankreich), deren eines Ende im Grundriss dem Svastika-Zeichen, unserem Hakenkreuz (vergl. die Erörterungen von Hrn. Virchow in der Zeitschr. f. Ethnol. XIV, Verh. S. 402 und III, Verh. S. 26, Taf. VI), gleicht. Letzteres findet sich auch auf der einen Inschrift des Newton-Steines (Aberdeenshire), welche Hr. George Moore (Ancient Pillar Stones, Edinburgh, 1865) als hebräisch erklärt (nach seiner Ansicht stammen die Sachsen [Isaak] von den Hebräern, die Dänen vom Stamme Dan), das Svastika-

1) Solche zeigte uns auch Herr Krause auf den für das Königliche Museum in Berlin von Herrn Flegel aus Afrika übersandten Gegenständen.

zeichen einseitig als buddhistisches [1]) Symbol deutend; vergl. auch die p. 20. 21 bei Moore gegebenen Inschriften. Hr. Fergusson sagt p. 271 nach Erwähnung der anderen Ogham-Inschrift auf dem Newton-Steine von jener ersteren: „The letters are not Roman. They may be bad Greek, but certainly they appear to be pre-Roman, and therefore probably the earliest Scotch inscription known.“

Gelegentlich der Steine von Stennis (p. 255) gedenkt Hr. Fergussson des holed stone, connected with the circle at Stennis, which seems to be a most distinct and positive testimony to the nationality of this group of monuments. It is quite certain that the oath to Woden or Odin was sworn by persons joining their hands through the hole in this ring stone, and that an oath so taken, altthough by Chris-

Alignments at Crozon.



Side Stone, Aspatria Cist.

tians, was deemed solemn and binding. Dieser Steinschwur bei Odin fand nachweisbar noch um 1781 statt. Ich erwähne dies wegen der Abgelegenheit der Nachricht, nicht um auf gewisse norddeutsche Steindenkmale hinzudeuten, deren Gebiet scheinbar zusammenfällt mit dem Vorkommen des Wode und Gode (vergl. p. 247). Da Sagen Deutschlands, anknüpfend an bestimmte alte Steine, allerdings auch an gewisse andere Stellen und Oertlichkeiten ohne erstere, von Schwüren (Meineiden) in Folge von Grenzstreitigkeiten berichten, möchten manche jener Steine in heidnischer Zeit thatsächlich Schwursteine gewesen sein. Im Forstrevier Lucknitz, an der alten Poststrasse von Cibelle nach Muskau, soll eine Säule mit der Jahreszahl 1748 stehen, woselbst nach der Sage wegen Grenzstreites ein Bauer falsch schwur und später zur Strafe jene setzen musste. Seitdem treibt dort der Nachtjäger sein Wesen, gerade wie am Schwurstein bei Müschen (vergl. Zeitschr. f. Ethnol. XII. S. 260). Derselbe, so geheissen in Schlesien und der Lausitz, gleicht im Wesen durchaus dem wilden Jäger, bis in dieses Jahrhundert in Meklenburg Wode, in

2) Vergl. die Bemerkungen des Herrn Grünwedel: Zeitschr. f. Ethnol. XV, Verh. S. 229.

der Priegnitz (Langobardengau) Gode[1]) genannt, so dass wohl für derartige Steine eine höhere Bedeutnng zu beanspruchen ist.

(16) Hr. W. v. Schulenburg übergiebt folgende Notiz über

Leichenverbrennung bei den Polen.

Thietmar von Merseburg berichtet in seiner Chronik (deutsch von Laurent, Berlin 1848, S. 322), nach Erwähnung der Vorgäuge um 1018 und der Vermählung des Herzogs Bolizlav von Polen: „Zu Zeiten seines Vaters, da derselbe noch ein Heide war, ward einer jeden Ehefrau, die ihren Mann verlor, nachdem derselbe verbrannt war, das Haupt abgeschlagen und so folgte sie ihm nach."

(17) Hr. Virchow zeigt einen, ihm von Hrn. W. Krause in Göttingen übersendeten

Thonkrug mit zwei Böden von Grone.

Derselbe ist auf der Generalversammlung zu Frankfurt im vorigen Jahre von dem Herrn Geber besprochen worden (Correspondenzblatt 1882, Nr. 10 S. 181) unter der Bezeichnung einer „Urne mit Mamellenornament." Nach dem Bericht wurde er vor etwa einem Menschenalter im Dorfe Grone bei Göttingen neben oder in einer Steinsetzung, welche die Arbeiter für einen Heerd hielten, in der Erde gefunden uud dann längere Zeit hindurch im Haushalt eines Bauern als Oel- oder Petroleumkrug gebraucht. Von ihm ging er in den Besitz des Pastor v. Helmolt und von da in den des Professor W. Krause über. Letzterer verglich das Ornament mit dem, welches Cesnola an einer Vase von Cypern abbildet, liess aber die Frage nach ihrem Alter unentschieden.

Das ziemlich geräumige, 25 *cm* hohe, 22 *cm* breite Gefäss ist noch mit einer, aus erstarrtem Oel hervorgegangenen dicken Kruste überzogen und mit einem Strick versehen, welchen der Bauer zum Gebrauche umgelegt hatte. Offenbar war es ursprünglich ein Behälter für Flüssigkeit, vielleicht für Bier, denn es ist sehr praktisch mit zwei grossen flachen Böden, einem unteren und eiuem seitlichen, ausgestattet, so dass man es ebenso bequem aufrecht stellen, als seitlich umlegen kann, um den Inhalt ausfliessen zu lassen. Es hat im Uebrigen eine fast kuglige Gestalt, einen engen kurzen Hals mit leicht ausgeweiteter Oeffnung und jederseits 2 starke, enge, übereinanderstehende Henkel mit senkrechter Durchbohrung, zum Durchziehen eines Strickes, so dass es leicht getragen werden konnte. Das von Hrn. Krause erwähnte Mamellen-Ornament ist ein flacher Buckel mit concentrischen Ringen auf der dem lateraleu Boden gegenüberstehenden Seite des Bauches. Das Gefäss ist gut gebrannt, von fast steingutartiger Dichtigkeit und mit einer Art von Glasur überzogen.

Seinem ganzen Habitus nach erweist es sich als ein mittelalterliches Stück. Man könnte sagen, dass es in vergrössertem Maassstabe die mehrfach bei uns gefundenen Pilgerflaschen wiedergiebt. Vielleicht darf auch an das sonderbare tonnenförmige Gefäss mit 2 Böden und einem trichterförmigen Einsatz erinnert werden, das bei Halberstadt gefunden und in unserer Sitzung vom 15. Januar 1872 (Verh. S. 211) in Abbildnng vorgelegt wurde. —

Hr. E. Krause bemerkt, dass im hiesigen „Märkischen Provinzialmuseum"

1) Paulus Diaconus (I, 9): Wodan sane, quem adjecta litera Gwodan dixerunt ... ab universis Germaniae gentibus ut deus adoratur. Karl Meyer (Sprachdenkmäler der Langobarden, Paderborn 1877, S. 119) hat noch als Lesarten: Godann, Godan, Guodan. Nach Herrn Handtmann ist in der Priegnitz ein Familienname: Gotham, Jotham.

zwei von den gewöhnlich als Pilgerflaschen gedeuteten Gefässen vorhanden seien. Auch in der nordischen Abtheilung des Königl. Museums sei eine ähnliche Flasche von hartgebranntem „Steinzeug" von Retzin zwischen Perleberg und Pritzwalk. Dasneil, der sie eingeliefert hat, bemerkte dazu, sie gleiche „den Lecheln unserer Landleute."

(18) Hr. Virchow hat Berichte der HHrn. Bayern und Dolbeschew über neue Ausgrabungen bei Redkin-Lager und in Nordkaukasien erhalten, deren Besprechung er für eine andere Gelegenheit, sobald die Sachen eingegangen sein werden, vorbehält.

(19) Hr. Virchow spricht unter Vorlegung der Gegenstände über

Gräberfunde der jüngsten neolithischen Zeit aus Cujavien, den Provinzen Posen und Sachsen

(Hierzu Tafel VII und VIII.)

In der Sitzung vom 20. December 1879 (Verh. S. 428) hatte ich die Ehre, der Gesellschaft die ersten Mittheilungen des Hrn. Generals v. Erckert über seine Ausgrabungen grosser, mit mächtigen Steinsetzungen ausgestatteter Gräber in Cujavien zu machen. Insbesondere war es das megalithische Grab von Janischewek, welches unsere Aufmerksamkeit wegen des fast ganz erhaltenen Skelets in Anspruch nahm: ich habe das letztere später montiren lassen und auf unserer Ausstellung im Jahre 1880 konnte es als das erste, vollständig erhaltene Skelet aus der Steinzeit unseres Nordens den Fachgenossen gezeigt werden. Der prächtige Schädel erwies sich als hypsimesocephal (Breitenindex 78,4, Höhenindex 75,8).

Hr. v. Erckert gab damals zugleich eine kurze Notiz über 4 Thongefässe, von denen 2 am Kopf-, 2 am Fussende des Gerippes gestanden hatten. Die Gefässe selbst waren mir nicht zugegangen; nur ein kleines ornamentirtes Bruchstück, dessen Verhältniss zu den Gefässen nicht aufgeklärt war, fand sich in der Sendung und wurde von mir besprochen und abgebildet (ebend. S. 435). Es zeichnete sich durch auffällig tief eingeritzte Ornamente aus, von denen ich hervorhob, dass sie „den Mustern der Steinzeit angereiht werden könnten". Ich darf jetzt erklären, dass es unzweifelhaft ein Bruchstück von dem Henkel eines der sofort zu erwähnenden Gefässe ist.

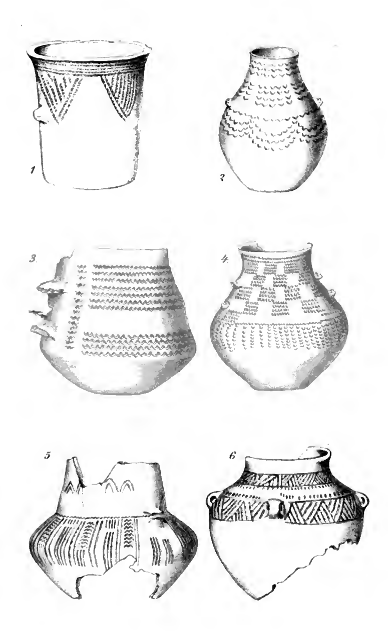
Die 4 anderen Gefässe erhielt ich erst im Mai 1881, indess zwei davon in so zertrümmertem Zustande, dass es erst grosser Restaurationen bedurft hat, um sie wieder in einen präsentablen Zustand zu versetzen. Die grosse Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit welcher die Zusammensetzung der Scherben durch Hrn. Reichert und dann die erforderliche Ergänzung durch Frl. Hilbrecht bewirkt worden ist, verdient eine um so grössere Anerkennung, als die Erhaltung so grosser und charakteristischer Gefässe der Steinzeit ein seltenes und glückliches Ereigniss genannt werden darf. Ich lege diese Gefässe (Tafel VII Fig. 1, 2, 3 und 4) heute vor:

1. Die ganz grosse Urne (Fig. 1), dicht vor welcher nach der Angabe des Hrn. v. Erckert das Gesicht der Leiche lag, ist am Rande nicht ganz zu restauriren gewesen, da kein eigentliches Randstück erhalten ist, welches von der früheren Gestalt dieses Theils eine Andeutung gegeben hätte. Nichtsdestoweniger hat sie noch eine Höhe von 25 *cm* bei einer Bauchweite von 34,5 *cm*. Der platte Boden hat nur 13,5 *cm* Durchmesser; das Gefäss erweitert sich über ihm zu einer mächtigen Wölbung des Oberbauches. Von da verengert es sich sehr schnell bis zu den Bruchstellen des Randes, welche auf der einen (hinteren) Seite bis tief in den Bauch eingreifen. An der einen (vorderen) Seite sitzen 2 vollständig erhaltene, sehr eigenthümliche Henkel oder Oehsen; ihnen gegenüber findet sich neben der grösseren Bruchstelle noch der Ansatz einer dritten Henkelstelle, so dass man



Emil Eyrich del. W. A. Meyn lith.





Emil Eyrich del. W. A. Meyn lith.



wohl als sicher annehmen darf, dass auf jeder Seite ursprünglich 2 solcher Henkel angebracht waren. Auch findet sich, ausser dem schon vorher erwähnten Bruchstück, noch ein zweites vor, nur dass leider bis jetzt keines derselben wieder angefügt werden konnte.

Die beiden erhaltenen Henkel, welche durch einen Zwischenraum von 11,5 *cm* getrennt worden sind, sehr breit und ganz platt, wie angedrückt Sie beginnen in einer Breite von fast 4 *cm* an dem oberen Bruchrande, heben sich dann ein wenig ab, um eine horizontale, plattrundliche, längliche, kanalförmige Oeffnung von so grosser Enge zu bilden, dass höchstens eine dicke Schnur durchgezogen werden kann, und setzen sich, nachdem sie sich bis zu 6 *cm* verbreitert haben, ganz flach an den Bauch des Gefässes an, über welchem sich noch eine längere Strecke eine bis zu 8,5 *cm* sich verbreiternde, schwach erhabene Fläche als ihre Fortsetzung hinzieht, so dass die gerade Höhe etwa 7,5 *cm* beträgt.

Das Gefäss hat eine schwärzliche, vielfach durch Verwitterung und Inkrustation graue Farbe und eine, ursprünglich offenbar überall, glatte und schwachglänzende Oberfläche. Es ist aus freier Hand geformt und schwach gebrannt. Sein oberer Theil ist mit tief eingedrückten Zeichnungen reich ornamentirt. Zunächst, in der Höhe der Henkelansätze, also an dem engsten Theile, sieht man übereinander 3 Reihen grosser, tiefer Gruben, wie von eingedrückten Perlschnüren. Darunter, auf der eingebogenen Partie des Oberbauches, sitzt eine Reihe neben einander gestellter, auf den ersten Blick blatt- oder schildförmiger Figuren: dieselben haben die Gestalt von sphärischen Dreiecken mit nach unten gerichteter Spitze und leicht nach aussen gewölbten Seiten; ihre Fläche ist von je 4 in einander geschobenen, ähnlich gestalteten Dreiecken erfüllt; dabei ist von oben nach unten, von der Basis zur Spitze, ein schmaler senkrechter Strich ausgespart, so dass jedes Dreieck in 2 nahezu gleiche Hälften zerlegt wird. Die Linien, durch welche die Dreiecke begrenzt werden, sind tief und scharf eingeritzt, jedoch nicht etwa durch einen Stempel eingedrückt; in der Tiefe scheinen einzelne durch quere seichte Scheidewände abgetheilt gewesen zu sein, doch ist dies wenig deutlich. — Die Henkel tragen auf ihrer breiten Fläche ein ähnliches Ornament, nur dass es nicht ein Dreieck, sondern eine längliche Zone bildet; dadurch wird es dem bekannten Sparrenornament ähnlich. (Man vergleiche die Abbildung des Henkelbruchstücks von 1879) Links neben den Henkeln endlich ist ein solches längliches, hier fast einem Palmzweige ähnliches, schmales Ornament, nur mit umgekehrter Richtung der Winkel eingeschoben.

2. Ein weiter, fast napfartiger Topf (Fig. 2), bis auf einen Sprung fast vollständig erhalten. Es ist der von General v. Erckert am Fussende des Gerippes gefundene und in seiner Beschreibung mit Nr. 6 bezeichnete. Derselbe ist 14,5 *cm* hoch; seine Durchmesser betragen am Boden 9,5, am Bauche 20, an der Mündung 18 *cm*. Der Boden ist ganz platt. Von da steigt die Wand beinahe ohne Wölbung bis zu der, an der Grenze des oberen Viertheiles gelegenen grössten Ausbauchung an. Letztere springt fast kantig vor. Ueber derselben biegt die Wand etwas schräg nach innen und erreicht, ohne einen eigentlichen Hals zu bilden, in einer Höhe von 3,2 *cm* über der Ausbauchung den fast ganz gerade abgeschnittenen, nur 4 *mm* dicken Rand.

Dieses Gefäss, obwohl recht hart, ist doch, seiner geringen Dicke wegen, auffallend leicht. Es ist aus freier Hand geformt, wenig gebrannt, von schwärzlich grauer Farbe und ziemlich glatt an der Oberfläche. Auch das Material erscheint sehr gleichmässig und dicht, nur hier und da durch glitzernde Flächen eckiger Gesteinsbrocken unterbrochen.

Auf einer Seite sitzen in einer Entfernung von 6 *cm* von einander zwei von unten nach oben durch enge senkrechte Löcher durchbohrte platte Knöpfe; ihre Basis hat eine Länge von 25 *mm*, ihr freier Rand geht in einen 5 *mm* abstehenden Vorsprung aus. Die Durchbohrungsstelle ist nicht genau centrirt, der ganze Knopf nicht besonders sorgfältig gearbeitet. Sonderbarerweise findet sich weder auf der entgegengesetzten Seite, noch sonst an dem Gefässe ein ähnlicher Knopf, so dass man annehmen muss, dasselbe sei an der Schnur, welche durch die Oeffnungen der Knöpfe gezogen war, nur während der Zeit des Nichtgebrauches aufgehängt worden.

Die Ornamente dieses Gefässes stimmen mit denjenigen des unter Nr. 1 beschriebenen im Wesentlichen überein. Zwischen den Henkelknöpfen und in ihrer Höhe ist das Gefäss mit 3 übereinander gelegenen, tief eingedrückten Punktreihen oder Perlschnüren umgeben; eine vierte ähnliche Reihe liegt dicht unter dem Rande. Die einzelnen Punkte oder Grübchen sind nur sehr viel kleiner, als an dem anderen Gefäss; ausserdem sieht man im Mittelpunkt jedes Grübchens einen kleinen centralen Zapfen stehen, woraus hervorgeht, dass die Grübchen mit einem hohlen, aber engen Cylinder, etwa mit einem Strohhalm oder einer durchschnittenen Federpose eingedrückt sind. Dass dies aus freier Hand geschehen ist, dafür spricht nicht nur die Unregelmässigkeit vieler Grübchen, sondern noch mehr die geringe Genauigkeit der Parallelreihen. Auch auf der Fläche des Randes sieht man eine Reihe, jedoch ganz seichter und etwas grösserer Tupfen. Der Raum zwischen der oberen Perlreihe und den 3 unteren ist mit ganz ähnlichen, schildförmigen Dreiecken in einer zusammenhängenden Reihe bedeckt, wie wir sie bei dem vorigen Gefässe kennen gelernt haben, nur dass jedes Schild nur 4 eingeschachtelte Dreiecke enthält. Dabei zeigt sich jedoch noch eine andere Eigenthümlichkeit: in den sehr tiefen Furchen der Seitenlinien erkennt man feine, quere, etwas schräg gestellte Scheidewände, so dass die Linien fast dem Bindfadenornament gleichen, während sie sicher nicht durch Eindrücken eines gedrehten Fadens hergestellt sind. Dazu sind die durch die Scheidewände gebildeten kleinen Fächer zu scharfrandig und eckig. Ich möchte vielmehr annehmen, dass diese Fächer zur Aufnahme weisser Farbe bestimmt waren. Obwohl sich davon an diesem Gefässe mit Sicherheit nichts wahrnehmen lässt, so werde ich doch nachweisen, dass den damaligen Menschen diese Technik bekannt war.

3. Ein höheres Kugelgefäss (Taf. VII Fig. 3), gleichfalls am Kopfende des Gerippes gefunden, Nr. 5 bei Hrn. v. Erckert. Dieses sehr merkwürdige Stück hat im Ganzen eine eiförmige Gestalt, einen völlig kugelförmig abgerundeten Boden und einen engen niedrigen Hals. Es ist 26 *cm* hoch und an der Mündung 8, am Bauche 17,5 *cm* weit. Material und Aussehen, wie bei dem vorigen. Der Mündungsrand ist ganz glatt, der Hals fast gerade, etwa 4 *cm* hoch. An demselben sitzen, einander gegenübergestellt, zwei breite, ganz flach angedrückte „Henkel“, welche dicht unter dem Rande beginnen und sich fast ohne alle Erhebung bis zum Anfang des Bauches fortsetzen, indem sie eine ganz enge, plattrundliche Oeffnung zur Aufnahme einer Schnur lassen.

Auch hier wiederholen sich die Ornamente der beiden vorigen Gefässe, Perlschnüre und Schilder, jedoch in etwas mehr künstlerischer Combination, und es treten ausserdem noch das Zickzack- und das Sparrenornament hinzu. Die Schilder sind in zwei Reihen angebracht: eine, aus 4linigen Schildern zusammengesetzte am Halse, dicht unter dem Rande, und eine zweite, aus 5linigen Schildern, denen aussen noch eine Perllinie hinzugefügt ist, am oberen Theile des Bauches, unter

den Henkelansätzen. In der oberen Reihe ist einmal das Sparrenornament mit nach oben gerichteten Winkelspitzen eingeschoben; dasselbe ist auch auf der Fläche der Henkel angebracht. Unter der oberen Reihe der Schilder, noch am Halse, folgen zunächst übereinander zwei Perlreihen; darunter, schon am Anfange des Bauches, 2 weit ausgelegte Zickzacklinien. Dann erst folgt die zweite Schildreihe. Auf diese Weise entsteht um den ganzen oberen Theil des Gefässes eine breite, höchst gefällige Bordüre.

4. Ein zweites, jedoch gar nicht verziertes Kugelgefäss (Fig. 4), gefunden am Fussende des Gerippes, Nr. 7 bei Hrn. v. Erckert. Es ist 19 *cm* hoch, an der Mündung 9, am Bauche 15 *cm* weit, am Boden ganz kuglig, mit einem geraden, 3,8 *cm* hohen, ganz einfachen Halse und 4, in regelmässigen Abständen von einander um den Anfang des Bauches gestellten, horizontal durchbohrten, henkelartigen Knöpfen. Das Gefäss ist äusserlich sehr rauh und inkrustirt, so dass man die Beschaffenheit seiner ursprünglichen Oberfläche schwer beurtheilen kann. —

Diese 4 Gefässe würden, auch wenn sie sonst keine besonderen Beziehungen hätten, ein besonderes Interesse erregen, nicht nur wegen des Styles und der Ornamentik, sondern schon um des Umstandes willen, dass sie bei aller Verschiedenartigkeit im Einzelnen doch eine ersichtlich zusammenhängende Reihe darstellen. Ich werde darauf zurückkommen. Viel wichtiger aber ist das chronologische Interesse. In dem Grabe von Janischewek fand sich ausser den Thongefässen und dem Gerippe nichts als eine archaische Bernsteinscheibe und ein nicht minder archaisches „Falzbein" von Knochen (vergl. Verb. 1879, S. 434—35). Nur in einem benachbarten Grabe mit ähnlicher Steinsetzung traf man ein Metallplättchen, vielleicht ein Messer oder eine Säge, deren Material bei der chemischen Analyse als Kupfer erkannt wurde (1880, Verh. S. 330). Ich hatte schon damals aus der Gesammtheit der Funde geschlossen, dass es sich um Gräber der Steinzeit handle, welche dem Beginn der Metallzeit nahe liegen.

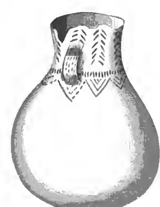
Die Sendungen des Generals v. Erckert im Jahre 1881 erwiesen nicht nur die Richtigkeit dieser Diagnose, sondern auch die weitere Verbreitung derartiger Gräber in Cujavien. Ich darf in letzterer Beziehung auf den ausführlichen Bericht verweisen, welchen ich über die Fundstücke dieser Periode in der Sitzung vom 20. November 1880 (Verh. S. 319 ff.) erstattet habe. Ich will daraus nur hervorheben, dass polirte Aexte aus Feuerstein in Gräbern bei Faliszewo, Chotel und Swerczynek zu Tage kamen und dass ornamentirte Thonscherben und zwar mit den sehr charakteristischen tiefen und scharfen Eindrücken oder Einschnitten von Faliszewo[1]), Tymin, Swerczynek und Czarnocice eingeliefert wurden. Darunter kommt

1) Auf einer anderen Stelle in Faliszewo, in einem Garten des Besitzers, wie es scheint nicht in einem Grabe, wurde ein anderes, sehr schönes Thongefäss ausgegraben (Verh. 1880, S. 319), welches mir gleichfalls erst im Jahre 1881 zugegangen ist und welches ich daher hier mitbehandeln will (Taf. VII Fig. 5), obwohl es sichtlich mit der neolithischen Zeit und den übrigen Thongefässen nichts zu thun hat. Es ist eine schöne glatte schwarze Vase von ganz klassischer Form, einem grossen Pokal ähnlich und mit einem (nicht, wie Hr. v. Erckert sagt, mit zwei) Henkel versehen. Sie ist fast 18 *cm* hoch, am Boden 11, am Bauch über 24 *cm* weit. Von dem platten und engen Boden an erhebt sich ein engerer Theil, gleichsam ein Fuss, der sich nach oben kelchartig erweitert bis zu der stärksten Ausbauchung, welche kantig vortritt und nach oben durch einen scharfen Absatz begrenzt wird. Von hier an beginnt ein kurzer, nur 25 *mm* hoher, etwas eingedrückter Hals, der in einen dicken vorspringenden Rand übergeht. Der einzige Henkel ist stark vorgewölbt und mit einer Oeffnung versehen, welche die Kuppe des kleinen Fingers zulässt. Er beginnt breit am Rande und setzt

hier ganz besonders in Betracht ein Scherben von Tymin (Verh. 1880 S. 325 Fig. 6), welcher ausser einfachen linearen Einritzungen sowohl das Sparrenornament, als die geritzten Schilder zeigt, welche uns bei den Töpfen von Janischewek beschäftigten, sowie ein zweiter von eben daher mit dem Schnurornament, an dem die Einritzungen mit einer weissen kreideartigen Masse gefüllt gewesen zu sein scheinen. Ganz vornehmlich aber ein Randstück von Faliszewo (Ebendas. S. 323 Fig. 5), glänzend und schwarz, mit mehrfachen tief eingedrückten Verzierungen, namentlich Zickzacklinien, und einem Ornament, das zwischen einem Blattkranze und einer Reihe von Fischgrähten oder von Sparren in der Mitte steht, und zugleich, was ganz besonders hervorzuheben ist, mit einer breit angesetzten, platten und von oben nach unten senkrecht durchbohrten Ansa lunata versehen ist.

Ich habe damals eingehend diese Thonüberreste besprochen, insonderheit auch das Vorkommen analoger in sächsischen Bezirken hervorgehoben, und die Uebereinstimmung der senkrechten Durchbohrung, der eigenthümlichen Gestalt und Ansetzung der Henkel, sowie der Zeichnung der Ornamente mit trojanischem Topfgeräth nachgewiesen. Obwohl meine Ausführungen ziemlich unbeachtet geblieben zu sein scheinen, so mag es hier doch genügen, auf ihre Existenz hingewiesen zu haben. Auch will ich über eine Reihe gleichaltriger Funde aus Pommern hier weggehen, deren Vorhandensein im Stettiner Museum ich bei Gelegenheit unserer Excursion dahin erwähnt habe (Sitzung vom 15. Juli 1882, Verh. S. 441). Nur beiläufig sei bemerkt, dass sich auch im Königlichen Museum zu Berlin (I, 2026) ein hierher gehöriges, grosses, schwarzes Gefäss von Stargard in Pommern befindet, das sowohl das Schnur-, als das Stichornament und zwar in Ziekzacklinien zeigt.

Holzschnitt 1.



Dagegen möchte ich noch ein Paar Fundstellen aus polnischen Gebietstheilen aufführen. Zunächst eine den kujavischen nahe benachbarte. In meinen Notizen aus dem Jahre 1875 finde ich, dass ich im archäologischen Cabinet der Krakauer Universität eine Urne von Wieś Kościelna am Goplo-See sah, welche mit der auf Taf. VII Fig. 3 in vielen Stücken verglichen werden kann. Sie ist nach unten kuglig abgerundet, hat einen ganz ähnlich gebildeten kurzen Hals, einen gleichfalls ganz ähnlichen, mehr angedrückten Henkel und endlich ganz analoge eingeritzte Verzierungen. Ich gebe einen Holzschnitt (Nr. 1) davon nach einer Handzeichnung, welche mir damals Hr. von Sadowski machte.

Eine zweite, freilich noch etwas schwierige Stelle liegt weiter nördlich zwischen Schneidemühl und Nakel am rechten Netze-Ufer. Ich erhielt von dem Rittergutsbesitzer Tessmar zu Eichenhagen (bei Bialoslive oder Weissenhöhe, Ostbahn)

---

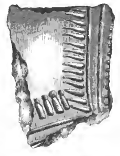
ebenso breit an der Kante des Bauches an; in der Mitte dagegen verschmälert er sich zu einem ganz runden, nur 5 *mm* dicken Theil. — Das Gefäss scheint unzweifelhaft der Eisenzeit anzugehören.

einen Brief vom 12. September nebst einem recht gut erhaltenen, hypsidolichocephalen Schädel und folgendem Fundbericht:

„Die Ausgrabung fand auf der südwestlich vom Gutsgehöft an der Strasse nach Weissenhöhe, nahe dem Rande des Netzethals belegenen Hochfläche statt. Die Ausgrabungsstelle war durch viele Steine und eine kleine, jedoch bereits stark abgepflügte Bodenerhebung aufgefallen. Auf derselben waren bereits früher Splitter von Feuersteinen und Urnenscherben, unter anderen die unter Nr. 1 beigefügten, gefunden worden. Am 8. d. Mon. wurde ebendaselbst in einem Steingrabe ein vollständiges, jedoch bereits sehr vermorschtes Gerippe aufgefunden. Dies bewog mich am 10. in Gegenwart des Herrn Landrichters Schlötke aus Berlin und meines Inspektors eine neue Ausgrabung vornehmen zu lassen. Bei dieser wurde dicht unter der ca. 2 Fuss starken Ackerkrume eine Steinkiste aus grossen flachen, unbehauenen Steinen gefunden; dieselbe war bereits eröffnet oder zerstört, und es wurden in ihr nur viele grosse und kleine Urnenscherben und Feuersteinsplitter gefunden. Der Boden der Kiste bestand aus grossen flachen Steinen. Nach Abhebung derselben wurde etwa einen Fuss unterhalb derselben in der Erde ein vollständiges, gut erhaltenes Gerippe gefunden, welches noch anscheinend unberührt in seiner ursprünglichen Lage sich befand. Dasselbe lag von Osten nach Westen, die Füsse nach Osten, auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt dicht am Leibe, und war vom Fussknöchel bis zur Höhe des Schulterknochens 1,45 *m* lang. Der Kopf lag auf der linken Gesichtsseite, der Brustkasten war von oben eingedrückt. An der linken Seite, nahe der linken Hand wurde das unter Nr. 2 beigefügte Metallstück gefunden, daneben die Metallstücke Nr. 3. Am Fussende wurde das Stück Nr. 4 und ein ganz runder Kieselstein gefunden. Ausserdem befanden sich mehrere Urnenscherben, Nr. 5, und Feuersteinsplitter in der Erde neben und über dem Gerippe; unter demselben lag die Kohle Nr. 6. Ausserdem wurde über den Decksteinen des Grabes der Zahn eines grossen Thieres gefunden, welcher jedoch abhanden gekommen ist. Der Schädel des Gerippes ist der beigefügte, die übrigen Knochen zerfielen beim Herausheben.

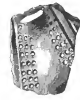
„Es befinden sich anscheinend noch mehrere uneröffnete Steingräber an der Ausgrabungsstelle. In der Nähe derselben, etwa 3—400 Schritt entfernt, habe ich vor einigen Jahren einen sauber gearbeiteten, scharfen Streitkeil von Feuerstein gefunden." —

Holzschnitt 2.



Der eine der von Hrn. Tessmar als Nr. 1 erwähnten Scherben (Holzschn. 2) ist von ungewöhnlicher Dicke (1,5 *cm*) und Festigkeit, von ziemlich gleichmässigem, aussen und innen fast glattem, röthlich grauem Aussehen und etwas stärker gebrannt. Seine Oberfläche zeigt eigenthümliche, tiefe und breite, unregelmässige Ornamente, welche anscheinend grössere freie Felder umgrenzt haben. Zwei tiefe Parallellinien laufen in der Nähe des einen Bruchrandes gerade herab und gehen unter etwas stumpfem Winkel jederseits in zwei analoge Horizontalfurchen über. Längs derselben und senkrecht darauf stehen dicht aneinander kürzere, durchschnittlich 1 *cm* lange, ziemlich gerade Einkerbungen, welche bis nahe an die Begrenzungslinien reichen; die unteren sind in der Weise ausgeführt, dass sie am inneren Ende in ein rundes Grübchen auslaufen, dagegen in der Mitte sehr seicht sind; die übrigen sind ganz gleichmässig ausgeführt und laufen mehr spitz aus. — Der andere Scherben (Holzschn. 3) stammt offenbar von einem anderen

Holzschnitt 3.



Gefässe, das nur 5 *mm* dick war; er sieht äusserlich grau aus, zeigt aber überall, wo er abgerieben wird, ziegelrothe Flächen, muss also stark gebrannt gewesen sein. Am einen Ende steht ein abgebrochener knopfartiger Vorsprung schräg hervor, hinter dem eine quere Vertiefung liegt, offenbar der Ueberrest eines kleinen offenen Oehrs. Von beiden Seiten desselben ziehen, etwas divergirend, tief eingeritzte Linien und zwar auf der besser erhaltenen (rechten) Seite 2 herab. Auch hier ist die Mitte des so umgrenzten Feldes frei (unter dem Oehr), während die Seiten gleichfalls von kleinen Einzeichnungen, die senkrecht gegen die Linien gerichtet sind, eingenommen werden. Sie stellen jedoch keine Striche dar, sondern Reihen von kleinen rundlich-viereckigen Grübchen, welche durch schräge Eindrücken einer breiten Spitze erzeugt sind.

Von den sonstigen Fundstücken ist ein Theil ohne Bedeutung. Nr. 4 ist ein Stück Sphärosiderit, also, wie der runde Kiesel (Feuerstein), ein Naturprodukt. Auch die Feuersteinsplitter sind von keiner charakteristischen Form. Dagegen findet sich unter den Scherben Nr. 5 ausser ein Paar dicken, stärker gebrannten, röthlichen Stücken ein nicht verziertes, schwarzes, glänzendes Randstück von feinerem Aussehen und ein zweites, gleichfalls schwarzes und glattes, dünnes Randstück, welches dicht unter dem Rande ein ganz ähnliches Ornament, wie Holzschnitt 2, trägt: eine Reihe kurzer, senkrechter, dicht an einander stehender, tief eingeritzter Striche und darunter, dicht anschliessend, eine Art von grobem Winkelornament mit sehr dicken Schenkeln und nicht ganz geschlossenen Winkeln. Am auffälligsten ist aber das Metallstück Nr. 3. Dasselbe besteht aus einem unregelmässigen, stark verrosteten Eisenklumpen, über welchem ein dünnes, gebogenes, grün patinirtes Bronzeblech liegt. Ein davon abgelöstes Blechstück trägt einen kurzen Bronzeniet mit plattem Ende. Das Ganze sieht von aussen einem Bruchstück vom Griffe eines Eisenschwertes ähnlich. Es muss ferneren Untersuchungen vorbehalten bleiben, ob diese Gräber der Eisenzeit angehören.

Schon früher war jedoch bei demselben Orte ein Thongefäss gefunden worden, welches durch Vermittelung des Hrn. W. Schwartz an das Königliche Museum gelangt ist (Taf. VIII, Fig. 1. Katalog des Museums I. 5464). Dasselbe hat ungefähr die Form eines modernen Champagnerkühlers oder auch eines Blumentopfes. Es ist sehr roh, äusserlich rauh, von rothgelber Farbe und stärker gebrannt. Seine Höhe beträgt 15,5, der Durchmesser des Bodens 9,5, der der Mündung 12 *cm*. Der Boden ist platt, die Wand gerade, aber etwas schräg nach aussen ansteigend, der Rand etwas vorgebogen, die Mündung weit. Unter dem Rande sind 4 Reihen des Schnurornamentes dicht übereinander angebracht; daran schliessen sich nach unten 5 grosse, mit den Spitzen nach unten gerichtete Dreiecke, deren eine Seite durch eine doppelte Linie bezeichnet ist, während im Uebrigen ihre Fläche durch 8—9, der anderen Seite parallele Linien schraffirt ist. Alle diese Linien zeigen gleichfalls den Schnureindruck. Ziemlich tief, fast in der Höhe der Dreiecksspitzen, tritt ein starker henkelartiger Knopf hervor. (Ein einigermaassen ähnliches Gefäss bei Madsen, Antiquités préh. du Danemark, age de la pierre Pl. 44, Fig. 15.)

Vielleicht dürfte sich hier ein von Kasiski (Beschreibung der vaterl. Alterthümer im Neustettiner und Schlochauer Kreise. Danzig 1881, S. 46 Taf. IV Fig. 64, jetzt im Königlichen Museum zu Berlin Nr. I b, 33) beschriebenes Gefässstück anschliessen, dass bei Zechlau im Kreise Schlochau in einem kleinen Erdhügel gefunden wurde. Jedenfalls gehören hierher die von mir in der Sitzung vom 28. Juni

1875 (Verh. S. 159) erwähnten Scherben von einer Insel im Primenter See, welche deutlich das Bindfaden- oder Kettenornament zeigten. —

Die nenen Mittheilnngen, die ich heute machen möchte, sind hervorgerufen durch die Anknüpfungen, welche wir durch Hrn. Hollmann in Tangermünde gewonnen haben und über welche in der Sitzung vom 10. Fehrnar (Verh. S. 150) berichtet worden ist. Es stellte sich bei Gelegenheit des Besnches, den wir selbst im Juni in Tangermünde abstatteten (Sitzung vom 21. Juli, Verh. S. 371), heraus, dass da zweierlei Gräberfelder nebeneinander liegen: eines mit Leichenbrand, welches Geräthe enthält, die in vieler Beziehung an unsern Lausitzer Typus erinnern, und eines mit Bestattung der Leichen, mit Skeletgräbern, welches einer viel älteren Zeit angehört und in der Hauptsache sich anschliesst an Funde, welche man der jüngsten Steinzeit zurechnet. Ich habe seit dieser Zeit Gelegenheit gehabt, auf einer Reise, die ich im October durch Anhalt und die nördlichen Grenzgebiete des Harzes machte, mehrere Lokalsammlungen zu durchmustern, welche in dem Gebiet von der Saale an nordwestlich his nach Halherstadt sich vorfinden. Bei der Vergleichung stellte es sich herans, dass dort eine grosse Reihe paralleler Fundgegenstände vorhanden ist und dass wir in Tangermünde gewissermaassen an den nördlichsten Zipfel[1]) eines grossen Gehietes gelangt sind, welches sich sowohl nördlich als südlich vom Harz nach Westen erstreckt, sich durch Westfalen und Thüringen fortsetzt nnd noch jenseits des Rheins in gewissen Erscheinnngen bemerkbar wird.

An allen diesen Orten hat man ans Skeletgrähern Thongefässe gewonnen, deren Technik nnd Ornamentik in einer ganz besonderen, wenn auch etwas mannichfaltigen Weise sich darstellt. Einerseits zeigen sie das bekannte Bindfaden- oder Schnurornament, so genannt, weil es so aussieht, als sei ein gedrehter Faden, eine mehr oder weniger dicke Schnur so tief in den weichen Thon hineingepresst worden, dass die Form sich abgedrückt hat. Indess, das Bindfadenornament bildet nur einen Theil einer grösseren Reihe, wie es schon vor längerer Zeit von Herrn Klopfleisch (Die 7. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie nnd Urgeschichte zu Jena 1876, S. 74) an thüringischen Sachen entwickelt ist und wie es in neuester Zeit Hr. Tischler (Schriften der physik.-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Jahrg. XXIII, 1882 S. 17; Jahrg. XXIV, 1883 S. 112) für ein grösseres Gebiet von nordischen Funden, welche sich durch Preussen his nach Russland hinein verfolgen lassen, nachgewiesen hat. Man kann über die Art der Technik, wie im Einzelnen diese Zeichnungen hervorgebracht sind, eine verschiedene Meinung haben. Hr. Tischler hat gewisse Instrumente, namentlich Knochenpfrieme und Feuersteinsplitter, in nächste Beziehung damit gebracht. Ich gebe das ganz anheim. Die Mannichfaltigkeit der Eindrücke, Einstiche und Einschnitte scheint mir mit Nothwendigkeit eine Mehrzahl von Hülfsmitteln voranszusetzen. Die Hauptsache für uns bleibt das diagnostische Element, da wir daranf halten müssen, möglichst dahin zu kommen, die uns erschlossenen archäologischen Pfade weiter zu verfolgen nnd das Gebiet, das sich hier aufthut, in genauester Weise festzustellen. Mir scheint, dass dasjenige Moment, welches am meisten auffallend hervortritt in diesen verschiedenen Bindfaden- und Stichorna-

1) Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich auch noch weiterhin in der Altmark ähnliche Fundstellen ergeben werden. Eine, scheinbar hierher gehörige Urne mit horizontal schraffirten Dreiecken und einem senkrecht und doppelt durchbohrten breiten Oehr erwähnt v. Ledebur (Das Königliche Museum vaterländischer Alterthümer, S. 114, Taf. 11 Nr. 1, 82) von Güssefeld im Kreise Salzwedel, freilich, wie er selbst angiebt, unter sonst sehr abweichenden Gefässen. Auch findet sich eine spätere analoge Erwerbung aus der Altmark unter I. 2078 im Königlichen Museum.

menten, den Tupfen und wie man sie sonst genannt hat, das am meisten charakteristische, worauf sich die Abgrenzung der Localgebiete gründen lässt, die ungewöhnliche Tiefe der Ornamente ist. Die Mehrzahl der Linien und sonstigen Zeichnungen ist tief hineingezogen und zum Theil hineingedrückt in den Thon, zuweilen sogar durch stempelartige Instrumente. Dagegen tritt das, was die nächste Periode, die eigentliche Bronzezeit darbietet, ganz in den Hintergrund. Ich möchte das zunächst an Tangermünder Fundstücken darlegen.

Das Gräberfeld an der Ziegelei vor Tangermünde hat eine gewisse Zahl sehr ausgezeichneter Thongefässe mit Tiefornamentik geliefert. Die schönsten und besterhaltenen, über welche ich schon neulich kurz berichtet habe (Sitzung vom 21. Juli, Verh. S. 371), sind im Besitze des Hrn. v. Alvensleben zu Calbe an der Milde; wir sahen sie in der Ausstellung im Rathhause zu Tangermünde. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, diese Stücke hier vorzulegen, wie ich gehofft hatte. Ich muss mich daher darauf beschränken, auf das früher Gesagte zu verweisen[1]). Von den neuerlichen Ausgrabungen ist mir, ausser einem Paar nachher zu erwähnender Gefässe, ein kleines Bruchstück zugegangen, welches allein schon ganz charakteristisch ist (Holzschn. 4). Es ist stark gewölbt, äusserlich schwärzlich und

Holzschnitt 4.



Natürliche Grösse.

etwas uneben, und zeigt zweierlei Ornamente, welche beide sehr tief eingedrückt sind: einerseits kleine abgerundete viereckige Grübchen mit etwas vorstehendem Centrum, welche in nicht ganz regelmässigen Reihen schachbrettartig angeordnet

1) Nachträglich habe ich durch die Güte des Hrn. v. Alvensleben Abbildungen von 3 seiner Gefässe erhalten, wofür ich ihm meinen besten Dank abstatte. Das eine derselben stimmt in der Form überein mit dem auf Taf. VII Fig. 3 dargestellten; nur ist der Henkel vollständig erhalten und das Ornament, obwohl aus denselben ∧ förmigen Einstichen zusammengesetzt, besteht aus 3 oberen und mehreren unteren horizontalen Zickzacklinien und aus einer grossen Zahl senkrechter, zwischen diese beiden Gruppen eingeschobener Bänder aus Doppelwinkeln ⋁⋁. — Ein zweites Gefäss, das am Rande stark verletzt ist, bildet einen weiten Henkeltopf mit engem Boden, um dessen Bauch ein Ring sehr tiefer, spindelförmiger Eindrücke gelegt ist. — Endlich das dritte Gefäss (Taf. VIII Fig. 2) hat eine sehr zierliche Vasenform, ähnlich dem auf Taf. VIII Fig. 4 wiedergegebenen. An jeder Seite sitzt ein breites, an seinem Rande ausgeschnittenes und daher zweispitziges Oehr mit 2 senkrecht durchbohrten Löchern, eine Art Ansa lunata. Die Ornamente bestehen durchweg aus gestochenen Winkeln und zwar liegen unter dem Halse zunächst 3 horizontale Ringe; dann folgen schachbrettartige Gruppen mit freien Feldern dazwischen; dann in der Höhe der Oehre eine freie Stelle; dann am Anfange des Bauches wieder ein horizontaler Ring und darunter graziöse Guirlanden, aus je 3 ineinander hängenden concentrischen Gliedern bestehend.

sind; andererseits kleine v oder U förmige Eindrücke, die in 9 Horizontalreihen übereinander und so dicht zusammenstossend angelegt sind, dass dadurch eine Zickzacklinie entsteht. Beiderlei Verzierungen wechseln im Umfange des Gefässes mit einander ab.

An diesen Scherben schliessen sich ihren Ornamenten nach ganz nahe an die beiden Gefässe, welche Hr. Hollmann in der Februar-Sitzung (Verh. S. 152) besprochen hat und welche seitdem an das Königliche Museum gelangt sind. Das eine derselben (Taf. VIII, Fig. 3; Museums-Nr. I g 100) ist ziemlich gut erhalten. Es ist aus freier Hand geformt und zwar, wie man namentlich am unteren Theile deutlich erkennen kann, durch Aufeinanderlegen wurstförmiger Thonstreifen oder Thonringe, deren Verklebung sich nachträglich wieder gelockert hat. Es ist ferner wenig gebrannt, von dunkelgrauer Farbe, äusserlich glatt. Seine Form gleicht am meisten der eines modernen Milchtopfes; ein flacher enger Boden, eine sehr schnelle Auslage des Bauches, dessen grösste Ausweitung nicht weit über dem Boden liegt; darüber ein hoher, sich sehr wenig und sehr langsam verjüngender, bis zu dem ganz einfachen und glatten Rande gleichmässig, nur etwas schräg ansteigender Obertheil ohne eigentlichen Hals. An einer Seite ein leider zerbrochener, grosser und auf der Fläche 4 *cm* breiter Henkel mit weiter Oeffnung, deren Spannweite in der äquatorialen Auslage des Bauches 5 *cm* beträgt; der untere Ansatz sitzt ganz tief, in der Nähe der äquatorialen Ausbauchung, der obere eine ganze Strecke unter dem Rande. Die weite, zugleich sehr abstehende Biegung, die grosse Breite und der tiefe Ansatz der Henkel sind höchst charakteristisch. Das ganze Gefäss ist 17,5 *cm* hoch; der Boden hat einen Durchmesser von 7,2 *cm*, der Bauch von 18,5 *cm*. Die Ornamente gehören in dieselbe Kategorie, wie die des eben beschriebenen Scherbens: es sind hauptsächlich horizontale Zickzacklinien, welche aus einer Aneinanderreihung v förmiger Einstiche bestehen. Diese Zickzacklinien liegen in 2, durch eine breite glatte Zone geschiedenen Gruppen: einer oberen, aus 7 parallelen Reihen gebildeten, welche in kurzer Entfernung vom Rande beginnt, und einer unteren, aus 4 Reihen bestehenden, dicht über der weitesten Auslage des Bauches. Die Henkelgegend ist ganz frei geblieben; jederseits neben derselben ist ein senkrechter Streifen von 15 kurzen Querreihen, die aus je 2 zusammengestellten v förmigen Eindrücken bestehen, angebracht.

Das zweite Gefäss (Taf. VIII Fig. 4, Museums-Nr. I g 101) zeigt eine ganz verschiedene Form und Einrichtung. Es hat mehr das Aussehen einer regulären Vase: enger platter Boden, etwas höhere und weniger starke Auslage des Bauches, darüber eine stärkere, zu einem wirklichen, engeren Halse sich zusammenziehende Einbiegung und endlich ein leicht ausgebogener, übrigens einfacher Rand. Die Höhe beträgt 12 *cm*, der Durchmesser des Bodens 6,5, des Bauches 16, der Mündung 8 *cm*. Es ist gleichfalls aus freier Hand hergestellt, von grauröthlicher Farbe, äusserlich glatt. Auf zwei Seiten sitzen, einander gegenüber, an dem eingebogenen Theile die Henkel oder Oehsen, und zwar jederseits 2 übereinander; dieselben stellen platte, am freien Rande halbmondförmig ausgeschnittene, breite Vorsprünge dar, welche von oben nach unten durch je 2 kleine Löcher senkrecht durchbohrt sind. Jeder Durchbohrungsstelle entspricht demnach ein kleiner Vorsprung des freien Randes. Dieses höchst gefällige Gefäss ist auf das Reichste mit tief eingedrückten, aber sehr kleinen v förmigen Zeichnungen geschmückt, welche theils in viereckigen, schachbrettartig angeordneten Feldern, theils in Ringen und Linien (Reihen) angeordnet sind. Zu oberst, dicht unter dem Rande, liegen 2 horizontale Ringe; dann folgt das Schachbrett, welches abwechselnd aus freien und aus mit v förmigen Eindrücken besetzten, in 4 Reihen

übereinander gestellten Feldern besteht. Nur neben der Oehse ist noch ein fünftes Feld unten angesetzt. Darauf folgt wieder eine Horizontallinie, wie die oberen, und endlich am Bauch senkrechte Reihen oder Linien, welche bis über den Aequator herabreichen. Alle diese Linien und Felder sind aus ganz kleinen, nebeneinander gestellten, ∪ förmigen Eindrücken oder genauer Einstichen zusammengesetzt, welche aus dem ∨ förmigen Ornament durch stärkere Auswölbung des Winkels hervorgegangen sind. Offenbar sind sie sämmtlich durch Einstechen eines hohlen, schräg abgeschnittenen Cylinders, vielleicht eines Rohrhalmes oder noch wahrscneinlicher eines Vogelknochens hervorgebracht, denn die Umbiegungsstelle ist stets tief und zugleich schräg eingedrückt, während die Schenkel seicht auslaufen.

Bei den letzten Ausgrabungen ist ferner ein, leider stark zerbrochenes grösseres Gefäss, das nur theilweise restaurirt werden konnte (Taf. VIII Fig. 5), gewonnen worden, welches in Form und Verzierung manches Abweichende von den vorigen darbietet. Obwohl sowohl der Boden und der Rand, als auch grosse Theile des Bauches fehlen, so erkennt man doch, dass der Boden sehr klein gewesen ist; der Unterbauch weitet sich schnell gegen den bis zu 18 *cm* ausgelegten Aequator aus, gleichwie der Oberbauch sich mindestens ebenso schnell und wahrscheinlich ebenso stark gegen den nur 13 *cm* weiten Ansatz des Halses verengert. Der Hals steigt 8 *cm* fast cylindrisch zu der weiten Mündung auf. An der erhaltenen Seite sitzen am Uebergange vom Halse zum Bauche die Ansatzstücke einer zerbrochenen, engen, aber verhältnissmässig breiten Oehse mit horizontaler Durchbohrung; wahrscheinlich war auf der entgegengesetzten, gänzlich defekten Seite eine zweite ähnliche. Die sehr reiche Ornamentik zeigt Folgendes: An der sonst glatten Aussenfläche des Halses sieht man an einer einzigen Stelle, welche dem Rande nahe war, eine Reihe senkrechter Eindrücke; tiefer, etwa im unteren Drittel der Höhe, sind in grösseren Abständen von einander je 2, nahe zusammenstehende, grössere, umgekehrt ∨ förmige tiefe Einritzungen, jede aus 2 ineinander geschobenen ∧ bestehend. Der Winkel des ∧ ist abgerundet. Nächstdem folgt an der Uebergangsstelle vom Halse zum Bauche eine rings herum laufende, aus nach rechts offenen < oder Sparrenzeichnungen zusammengesetzte Linien. An diese schliesst sich eine bis zum Unterbauch herabreichende, abwechselnd aus senkrechten geraden Strichen und schmalen Bändern des Winkel- oder Sparrenornaments zusammengesetzte, recht saubere Verzierung. Jedes der letztgenannten Bänder besteht aus einer grösseren Anzahl, gewöhnlich 8 oder 9, übereinander stehender, aus je zwei ∧ zusammengesetzter, horizontaler Zickzacklinien, welche jedoch nur bis an die äquatoriale Kante des Bauches reichen; am Unterbauch ist in der Fortsetzung des Bandes jedesmal eine Gruppe aus 3 oder 4 senkrechten Parallellinien angebracht. Jedes dieser Bänder ist zu beiden Seiten seiner ganzen Länge nach von 2 Senkrechten eingefasst; daran stösst eine leere Stelle und an diese wieder je eine Gruppe von 3 oder 4 senkrechten Strichen, welche jedoch nicht ganz durchlaufen, sondern oben in der Nähe des Halses durch eine freie Stelle unterbrochen sind. In dieser Weise ist der ganze Umfang des Bauches von abwechselnden Strich- und Sparrenfeldern eingenommen; nur in der Nähe der Oehse ist eine etwas grössere Strecke freigelassen und erst unter der Oehse sind 2 Gruppen von je 3 senkrechten Strichen eingeschoben. Alle diese Striche und Linien sind tief und scharf eingedrückt, aber bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass der Eindruck nicht überall ein gleichmässig fortlaufender ist: bisweilen bemerkt man in der Tiefe in kurzen Abständen scharfe, schräg nach oben gerichtete, kleine Grübchen und von diesen ausgehend an der Seitenwand des Eindruckes kurze schräge Furchen, so das stellenweise fast der Eindruck eines Schnurornamentes entsteht. Aber es handelt sich vielmehr um

schräge Einstiche eines scharf zugespitzten, pfriemenartigen Instrumentes, welches unter starkem Druck über den noch weichen Thon herabgezogen, aber intercurrent immer von neuem eingestossen worden ist.

Endlich ist mir noch ein ganz erhaltenes, bei den neueren Ausgrabungen zu Tage gekommenes kleines Töpfchen zugesendet worden, das ungewöhnlich roh und gänzlich ohne Verzierung ist. Es hat eine Höhe von 7,6 *cm*, einen Durchmesser am Boden von 5,2, am Bauche von 9,4, an der Mündung von 7,2 *cm*. Seine Oberfläche ist gelblichgrau, sehr uneben und mit einzelnen Horizontalfurchen, welche darauf bindeuten, dass das Gefäss aus kleinen Thonwürsten aufgebaut ist. Der Boden ist ganz platt, der Bauch nur wenig ausgelegt, die Mündung weit, der Rand ganz dünn und ungleich. Jederseits unter dem Rande sitzen in einer Linie 2, in einer Entfernung von 5 *mm* von einander angesetzte, also ganz getrennte, stark vortretende und fast zugespitzte Knöpfe, welche in der Richtung von oben nach unten durchbohrt sind.

Das sind die Thongefässe von der Tangermünder Ziegelei, über welche ich aus eigener Anschauung berichten kann. Die Mehrzahl der bisher zu Tage gekommenen ist nach allen Richtungen durch Liebhaber verschleppt worden. Noch niemals ist mir ein Platz vorgekommen, wo der Fanatismus der Sammler in gleicher Weise hinderlich geworden ist für eine wissenschaftliche Untersuchung; nicht nur, dass der Verbleib der Sachen kaum zu ermitteln ist, sondern es ist mir auch da, wo ich den Verbleib ermitteln konnte, abgeschlagen worden, mir die Gegenstände zugänglich zu machen. Nur von einer Stelle habe ich genauere Nachricht erhalten. Hr. Hartwich theilte mit, dass nach der Aussage des Ziegeleibesitzers

Holzschnitt 5.



Holzschnitt 6.



Pieper zwei Gefässe, darunter das am reichsten verzierte von allen, an den Abt Thiele in Braunschweig gegeben seien. Hr. Dr. Noack in Braunschweig hat auf meine Anfrage die grosse Güte gehabt, nachdem Hr. Dr. Thiele in bereitwilligster Weise seine Zustimmung ertheilt hatte, Beschreibungen [1]) und Zeichnungen dieser Gefässe anzufertigen (Holzschn. 5 u. 6). Sie sind nach seiner Angabe etwa 10 *cm* hoch, aus feinem, nicht geschlemmtem, mit einzelnen Quarzkörnern durchsetztem Thon, mit je einem Henkel. Das eine (Holzschn. 5) hat zwei eingeritzte Zickzackreihen mit unsicheren und unregelmässigen Linien, welche jedoch nicht bis an den Henkel herangehen. Bei dem anderen (Holzschn. 6) sei das Ornament besonders sorgfältig und es bestehe aus zwei Zickzackreihen und unter jeder derselben aus einer punktirten Zone, deren Punkte sehr regelmässig in schrägen, rechteckigen Gruppen angeordnet seien. — Anscheinend haben diese Gefässe am meisten Aehnlichkeit mit den auf Taf. VIII Fig. 3 abgebildeten, nur dass die Mündung enger

1) Dabei wird bemerkt, dass sie „in einem Acker am Wege nach Demker, westlich von Tangermünde, ohne weitere Beigaben gefunden" seien. Da die angegebene Richtung der Lage der Ziegelei entspricht, so wird wohl kein Zweifel über die Zugehörigkeit bestehen.

und die äquatoriale Wölbung des Bauches schärfer ist. Auf den ersten Blick erinnern sie fast an slavische Töpfe mit dem Wellenornament, aber die Henkel zeigen sofort, dass sie damit nichts zu thun haben; gerade diese weiten, abstehenden und tief angesetzten Henkel beweisen, dass sie dem hier erörterten Culturkreise angehören.

Auf die sonstigen Verhältnisse des Tangermünder Feldes werde ich ein anderes Mal genauer eingehen. Hier will ich nur bemerken, dass die sämmtlichen Gefässe leer waren und neben Skeletten standen, deren Schädel mehr oder weniger dolicho- oder mesocephal waren. Als sonstige Beigaben fanden sich geschliffene Steinbeile, sehr sauber geschlagene, geschweift-rhomboideale Feuersteinscherben, durchbohrte Zähne von Carnivoren, bearbeitete Knochen und vereinzelt, wie ich noch ausführen werde, geringe Artefakte von Bronze. In der Hauptsache charakterisiren sich diese Funde als Reste aus der Zeit des geschliffenen Steines. —

Vergleichen wir das Tangermünder Thongeräth mit dem cujavischen, so zeigen sich manche nicht unerhebliche Verschiedenheiten. Als solche will ich nur die Kugelform und die hoch angesetzten, flach anliegenden und mit röhrenförmigen Oeffnungen versehenen Henkel der cujavischen Gefässe, sowie die stärkere Entfaltung des Halstheils und die tief angesetzten, weit vortretetenden und mit grosser Oeffnung versehenen Henkel der altmärkischen Gefässe anführen. Dagegen treffen wir in beiden Gruppen Hängegefässe mit senkrecht durchbohrten Oehren, in beiden die tiefe Einritzung der Ornamente und namentlich ein vorzugsweise verwendetes Ornament, das in mancherlei Variationen auftritt. Es ist etwas schwer, jede dieser Variationen mit einem besonderen Namen zu belegen. Die Herren Hartwich und Hollmann nennen es mit einer für die Mehrzahl der Fälle ganz zutreffenden Bezeichnung Winkelornament, indess haben wir schon gesehen, wie der Winkel sich in Fig. 5 in eine Curve und in Fig. 4 geradezu in ein U verwandelt. Die aus solchen Elementen zusammengesetzten Bänder, bei denen die Oeffnung des Winkels nach unten gerichtet ist, können, wenn man sie umdreht, mit einem Tannenzweig verglichen werden und man hat sie in der That als Tannenzweig-Ornament bezeichnet. Gelegentlich passen die Namen des Palmzweig- oder Fischgräbten-Ornamentes noch besser. Wenn die Schenkel eine gewisse Länge erreichen und man den Winkel nach oben wendet, so stellen sie dasjenige dar, was ich in meiner ersten Beschreibung nach einem recipirten Gebrauch Sparrenornament genannt habe und was in der Geschichte der ältesten Bronzeornamentik eine sehr grosse Rolle spielt, indem wir es vom Kaukasus bis nach Irland überall verfolgen können. Offenbar hat bei der Einritzung dieser Zeichen weniger die Absicht vorgewaltet, einen bestimmten Gegenstand nachzubilden oder darzustellen, als vielmehr eine Gewohnheit, welche zuerst durch die Natur des benutzten Instrumentes und die weiche Beschaffenheit des Thons herbeigeführt war und später vom Thon auf die Bronze übertragen wurde. Ich meine daher, dass man in erster Linie weniger die Form, als die Tiefe dieser Ornamentik betonen muss. Man mag nebenbei anerkennen, dass unter den ausgeführten Verzierungen, namentlich an manchen Orten, das Schnur- oder Bindfadenornament sehr häufig hervortritt, aber wenn man eine grössere Zahl solcher Verzierungen genau mustert, so erkennt man bald, wie schwer es ist, sich in jedem Falle klar zu werden, ob es sich um eingedrückten Bindfaden oder um etwas anderes handelt.

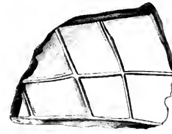
Ich lege zur Vergleichung ein Paar Gefässe vor, welche ich auf meiner letzten Reise durch die Güte des Hrn. Sanitätsrathes Dr. Gründler in Aschersleben erhalten habe. Sie stammen von einem Gräberfelde bei Frose im Anhaltischen

Kreise Ballenstedt, zwischen Aschersleben und Halberstadt. Ich war selbst unter freundlicher Führung des Hrn. Pastor Becker von Wilsleben auf dem betreffenden Platze, der von der Eisenbahn von Aschersleben nach Halberstadt angeschnitten worden ist. Er liegt auf der Höhe, welche den jetzt trockengelegten grossen See[1]) von Frose gegen Südwesten begleitet, ist beackert und ohne alle Spuren früherer Erhöhungen. Die etwas flüchtige Grabung, welche wir veranstalteten, brachte eine grosse Menge von Thonscherben und Thierknochen zu Tage und schien, da auch grössere Klumpen von gebranntem Lehm mit eingedrückten Rinnen an der Oberfläche, sowie Kohlen hervortraten, mehr für einen alten Wohnplatz, als für ein Gräberfeld zu sprechen. Unter den Thonscherben waren grobe und dickwandige vorherrschend, theils ohne alle Verzierung, theils mit tief und grob eingeritzten Linien, welche Rauten oder dreieckige Gurte darstellten (Holzschn. 7), theils mit groben Nageleindrücken. Einzelne hatten oberflächlich eingeritzte Linien, welche sich gruppenweise oder gekreuzt über die ganze Fläche erstreckten. Die Henkel

Holzschnitt 7.

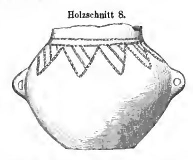






sehr gross, grob und weit. Die Böden platt oder tiegelartig gerundet. Indess fanden sich auch einzelne feinere und glattere, von schwärzlicher oder bräunlicher Farbe, mit sorgfältigerer und breiterer Furchenzeichnung und schöner Biegung der Flächen, die an unsere lausitzer Gefässe erinnerten. Jedenfalls bezeugte Hr. Becker, dass früher auch Skelette ausgegraben seien, und zu diesen dürften die Stücke gehören, welche mir Hr. Gründler überliess.

Holzschnitt 8.



Das eine derselben (Holzschn. 8) ist ein kleines Töpfchen mit fast kuglig ausgelegtem Bauche und einem weiten, leider am Rande abgebröckelten, jedoch wohl nicht erheblich höher gewesenen Halse. Es ist 7,5 *cm* hoch und hat am Boden einen Durchmesser von 4, am Bauche von 8,5, an der Mündung von 5 *cm*. Auf jeder Seite der äquatorialen Ausweitung des Bauches steht ein kleiner, quer durchbohrter Henkel oder besser ein Oehr hervor. Um die Basis des ziemlich cylindrischen Halses laufen zwei Bindfaden-Linien; an diese schliesst sich eine Reihe über den Oberbauch herablaufender, mit der Spitze nach unten gerichteter, spitzwinkliger

1) Aus diesem (oder wie man dort sagt, dieser) See stammt ein Knochenbeil in der Bernburger Sammlung (Katalog der Berliner Sammlung 1880, S. 4, 5). Eine grosse Urne von Frose habe ich aus dem germanischen Museum in Nürnberg notirt.

Dreiecke, je 4 auf jeder Seite zwischen den Henkeln und ein neuntes über dem einen Henkel (rechts). Das Feld jedes Dreiecks ist durch 2 oder 3 Linien, welche der linken Seite parallel liegen, schraffirt. Sämmtliche Linien zeigen schräg gestellte, der Windung einer gedrehten Schnur entsprechende Glieder.

Das zweite grössere Gefäss (Taf. VIII Fig. 6) ist leider sehr defekt. Ihm fehlt der Boden und ein Stück des Unterbauches, sowie Theile des Randes, doch ist seine Form erträglich zu erkennen. Es ist noch immer 17 *cm* hoch und hat eine Mündungsweite von 10, eine Bauchweite von 17 *cm*. Nach unten hin zeigt es eine volle Wölbung; die stärkste Ausweitung des Bauches liegt hoch, dicht unter dem, nur 3 *cm* hohen Halse, der sich unter starker Einbiegung aus dem Körper des Gefässes erhebt und in einen schwach nach aussen vortretenden glatten Rand ausgeht. Am Oberbauch, dicht über dem Aequator, sitzen kleine, quer durchbohrte Henkel oder Oehre; ihre Zahl hat offenbar 4 betragen, gegenwärtig sind nur noch 3, in ganz regelmässiger Vertheilung, vorhanden. Die Ornamente sind in 3, um den oberen Theil des Gefässes herumlaufenden und durch tiefe Strichlinien begrenzten Zonen angeordnet. Zu oberst, am Halse, eine breitere Zone, welche mit einer zusammenhängenden Reihe unregelmässig aneinander geschobener Dreiecke erfüllt ist. Auch hier ist das Feld jedes Dreiecks mit Linien, welche der einen (rechten) Seite parallel sind, besetzt. Jede Seitenlinie dient den zwei aneinander stossenden Dreiecken als Begrenzung. — Eine zweite, ganz ähnliche, nur etwas breitere Zone läuft tiefer zwischen den Henkelansätzen um das Gefäss. — Die dritte Zone liegt zwischen diesen beiden um den Anfang des Oberbauches; sie ist im Ganzen glatt und nach oben und nach unten mit einer Reihe von kurzen, senkrechten Strichen oder genauer Einstichen ausgestattet. — Sämmtliche Linien, welche die Dreiecke begrenzen und erfüllen, stehen gewissermaassen in der Mitte zwischen dem Schnurornament und dem Stichornament. Sie zeigen in der Tiefe eingestochene Grübchen oder Pünktchen und an den Seitenwänden schräge Furchen, und ich halte es für zweifellos, dass sie nicht durch Eindrücken einer Schnur erzeugt sind.

Ich möchte glauben, dass diese eigenthümliche Art der Herstellung der Striche oder Linien dazu bestimmt war, einen Stoff, wahrscheinlich eine weisse Inkrustation, aufzunehmen. Schon bei dem cujavischen Gefässe Nr. 2 (Taf. VII Fig. 2) habe ich eine ähnliche Vermuthung geäussert. Allerdings ist keine Spur von weisser Farbe an den Gefässen von Frose zu erkennen, aber ich sah die Inkrustation sehr schön an einem Gefässe derselben Periode aus Wulfen in der herzoglichen Sammlung zu Gross Kühnau bei Dessau, welche ich unter der gefälligen Leitung des Hrn. Hofrath Dr. Hosäus besuchte (Nr. 681d). Ich will dabei bemerken, dass unter den Gefässen von Wulfen (im Kreise Köthen) auch solche mit senkrecht durchbohrten Knöpfen vorkommen. Ich bezweifle daher nicht, dass bei weiterem Suchen und insbesondere bei nicht zu weit getriebener Reinigung der Gefässe, wodurch gerade solche Ausfüllungsmassen leicht entfernt werden, auch in der Altmark weisse Inkrustationen noch werden gefunden werden. Damit will ich in keiner Weise behaupten, dass in jedem Falle, wo lineare Eindrücke absatzweise erzeugt wurden, die Absicht einer späteren Inkrustation bestehen muss, aber ich glaube diese Absicht annehmen zu dürfen, wo die Eindrücke besonders scharf und schief sind. Um in dieser Beziehung eine, wenngleich etwas weitliegende Vergleichung zu bieten, lege ich einen, der Gesellschaft schon bekannten (Sitzung vom 21. Juli 1877, Verh. S. 347) Thonscherben vor, den Hr. Dr. Finsch seiner Zeit für mich vom Ufer eines Tundra-Sees in West-Sibirien mitgebracht hat; er zeigt dieselbe absatzweise Beschaffenheit der Einritzungen, jedoch nicht in gleicher Tiefe und Schärfe.

Aus verschiedenen Gegenden von Niedersachsen ist das Vorkommen solcher Urnen, wie ich sie hier besprochen habe, schon seit langer Zeit bekannt. Es ist dabei ganz besonders hervorzuheben, dass die Hauptfunde in Kegelgräbern gemacht sind, welche zu den grössten gehören, die wir überhaupt in Norddeutschland haben. Es waren mächtige, spitz zulaufende Kegel von weitem Umfange, die sich fast immer als Massengräber erwiesen haben, in der Weise, dass in den tiefsten Schichten die ältesten Gräber mit Gefässen der eben besprochenen Art sich fanden, während in den höheren und seitlichen Schichten jüngere Gräber vorkamen, namentlich Steinkistengräber. In diesen Steinkisten stiess man schon auf Leichenbrand, während die tieferen Lagen Skelette führten. Ich betone das ganz besonders, da wir hier nicht blos im Geräth, sondern in der ganzen Art der Bestattung einen auffälligen Gegensatz vor uns sehen: in der Tiefe die Alten, welche bestattet wurden, und plötzlich darauf folgend eine allgemein verbreitete Incineration, die mit einer vollständigen Aenderung des Geschmacks in der Technik und Ornamentik verbunden ist.

Aus der Zahl der früheren Publikationen, welche solche Funde behandeln, will ich namentlich eine hervorheben, welche die Sammlung des verstorbenen Augustin, die sich jetzt in Wernigerode befindet, zum Gegenstande hat[1]). Der alte Domprediger hatte schon 1822 auf einem Hügel zwischen Derenburg und Halberstadt eine Ausgrabung veranstaltet. Dieser Hügel führt einen Namen, der sich in Niedersachsen überall wiederholt, wo alte Hügelgräber vorkommen; er heisst der Lausehügel, — ein Name, der vielleicht unseren philologischen Mitgliedern zu weiteren Erörterungen Gelegenheit geben kann. Die Meinung in der Provinz geht dahin, dass der Name als verächtlicher Ausdruck für einen, den heidnischen Vorfahren heiligen Ort gewählt sei und eine Art Verfluchung oder Beschimpfung ausdrücke. Jeder „Lausehügel“, der in jener Gegend zu treffen ist, darf mit Wahrscheinlichkeit angesehen werden als ein Grabhügel. Augustin hat den Lausehügel bei Halberstadt sehr genau untersucht und daraus eine grössere Anzahl von Gefässen gewonnen, von denen eines mit Tannenzweigen, ein anderes mit Schachbrettfiguren verziert ist (S. 11 Taf. V, Fig. 12—13). Indess im Ganzen treten die Ornamente nicht auffällig hervor, dagegen ein Paar andere Eigenthümlichkeiten, die wir schon kennen gelernt haben. Dahin gehören namentlich die auf Tafel VI in grosser Zahl abgebildeten „Milchtöpfe“ mit tief angesetzten, sehr weiten und breiten Henkeln, an welchen gelegentlich auch das Winkel- oder Sparrenornament nicht fehlt.

Mir persönlich war die Eigenthümlichkeit dieses Thongeschirres am meisten aufgefallen, als ich im Jahre 1880 nach dem Schlusse unserer Ausstellung Hrn. Klopfleisch bei der Ausgrabung eines Hügelgrabes im Anhaltinischen, in der Nähe von Bernburg, besuchte. Hr. Klopfleisch hatte die Güte gehabt, mich einzuladen zu der Explorirung des Spitzen Hoch, eines beträchtlichen Kegels auf dem rechten Ufer der Saale unterhalb Latdorf, dessen Ausgrabung er für die Bernburger Historische Gesellschaft veranstaltete. Ich fuhr mit den HHrn. Fränkel und Fischer von Bernburg hinaus. Da habe ich zuerst die Totalität eines solchen Fundes gesehen und mancherlei Sachen wahrgenommen, die insofern von besonderem Interesse für mich waren, als sie, wie ich in meiner Vorrede zu Schliemann's „Ilios“ hervorgehoben habe, eine Reihe von Eigenthümlichkeiten darboten, welche gerade Hr. Schliemann als physiognomonisch für Hissarlik ansah. Bei meiner

1) A. Friederich, Abbildungen von mittelalterlichen und vorchristlichen Alterthümern in den Gauen des vormaligen Bisthums Halberstadt, gesammelt von Christ. Ferd. Bernh. Augustin. Wernigerode. 1872.

letzten Reise traf ich diese Sachen wieder in der Sammlung des historischen Vereins zu Bernburg, wo sie sämmtlich aufgestellt sind. Es wurden bei der Oeffnung des Hügels jüngere und ältere Begräbnissstellen in dem Hügel aufgedeckt: erstere mit Thongeräth, mehr dem lausitzer Typus verwandt, namentlich mit ganz grossen Deckeln, letztere mit dem Bindfadenornament und sehr tiefen Einfurchungen. An Gefässen dieser letzteren Abtheilung fanden sich auch ziemlich tiefsitzende, horizontale, ganz enge Röhren, welche an dem Gefäss entlang laufen, sowie noch tiefer angesetzte plattenartige Vorsprünge, welche von dem Bauch des Gefässes weit nach aussen vortreten und den Eindruck machen, als habe man das Gefäss über einem Heerdloche auf einen Ring oder auf den Rand des Loches aufhängen wollen. Aber diese Vorsprünge sind von oben nach unten durchbohrt, sie waren also zum Durchziehen von Schnüren und zum freien Aufhängen bestimmt. Solche Hängegefässe, denen wahrscheinlich die späteren Hängegefässe aus Bronze nachgebildet sind, machen unter deu aufgehängten Thongefässeu ein verhältnissmässig grosses Contingent aus. Entsprechend haben sie, wie das bei Hängegefässen allgemein gebräuchlich gewesen zu sein scheint, in der Regel keinen eigentlichen Fuss, sondern sind nach unten kesselförmig gerundet, so dass sie, wie einige der cujavischen Gefässe, beim Gebrauche entweder in deu Sand gedrückt oder in einem Thonringe aufgestellt werden mussten.

Aehnliche Besonderheiten des Thongeschirrs treten an verschiedenen Stellen Deutschlands und besonders Norddeutschlands hervor. Wir haben daher allen Grund, sie zu beachten. Neben der Ornamentik ist es die äussere Form, welche uns auffällt, der Styl, vielleicht darf man sogar sagen, die Mode, welche diesen Gefässen die durchgreifenden Verschiedenheiten von dem, was wir sonst bei uns wahrnehmen, gegeben haben. Ich habe durch die besondere Güte des Hrn. Dr. Noack in Braunschweig eine grössere Zahl von Zeichnungen von alten Thongefässen des dortigen städtischen Museums erhalten, welche eine besondere Seite der Keramik dieser Periode gut illustriren. Es kommen nämlich darunter nicht selten eigenthümliche, hohe, becherförmige Gefässe vor, nicht blos seitlich eingebogene oder „geschweifte“, wie Hr. Tischler sagt, sondern vereinzelt auch ganz gerade. Alle diese Becher sind henkellos und mehr oder weniger reich mit horizontalen Bändern und anderen Einritzungen verziert. Ich möchte nur ein Paar als Typen hervorheben. Ein Becher, der mir schon 187[illegible] beim Besuche des herzoglichen Kunstmuseums in Braunschweig auffiel (Holzschn. 9, Nachbildung in Gyps im städtischen Museum A. I a. 450), ist im Jahre 1843 beim Bau der Eisenbahn 19 Fuss tief „unter einem Flötz“ bei Jerxheim ausgegraben worden; daneben fanden sich noch drei andere Gefässe, welche zertrümmert wurden, und „Metall“, das an Reisende verkauft wurde. Nach dem Bericht des Hrn. Noack ist dieser Becher 13,5 *cm* hoch, am Boden 6, an der Mündung 13,5 *cm* weit, grauschwarz und fast völlig erhalten. Vom Boden ab erweitert er sich allmählich bis zu der Höhe von 5 *cm*; von da bis zum oberen Rande ist er concav eingebogen. Um die Aussenseite laufen 4 Bän-

Holzschnitt 9.



der, welche durch eingeritzte Striche gebildet werden; zwischen ihnen liegen abwechselnd freie Felder und solche, welche mit senkrechten Linien bedeckt sind. Spuren von weisser Einlage sind erkennbar. — Sehr ähnlich ist ein Becher, der 1867 bei dem Vorwerk Tempelhof auf der Domäne Achim, unweit von Hornburg, ausgegraben wurde (A. I a 114).

Gegenüber dieser etwas weiten und zugleich niedrigeren Form, welche hauptsächlich dem Nordharz eigenthümlich zu sein scheint, giebt es noch eine engere und schlankere Form, die sich mehr nach Thüringen verfolgen lässt. Dahin gehört ein Becher aus dem Walkenhügel bei Osmarsleben in der Nähe von Güsten (im Anhaltinischen Landkreise Bernburg) in der Sammlung des Hrn. Abt Thiele zu Braunschweig (Holzschn. 10), der mit einer steinernen Streitaxt, zwei Feuersteinmessern und 2 kleineren, gleichfalls in der Sammlung befindlichen Gefässen mit Schnurornament zusammen gefunden wurde. Nach der Mittheilung des Hrn. Noack ist er 19 *cm* hoch und hat an der Mündung 12 *cm* Durchmesser; seine Farbe ist gelbroth und stellenweise etwas geschwärzt, der Boden flachkuglig. Um das Gefäss ziehen in gleichen Abständen 10 Doppelreihen von eingedrückten Punkten, so regelmässig und sorgfältig ausgeführt, als wären sie „mit einer metallenen Punze eingedrückt"; sie sind mit einer weissen Masse (nicht Kreide) ausgelegt. Auf der Mündung liegt ein genau passender, schalenförmiger Deckel, der sehr reich verziert ist: in der Mitte zwei concentrische Doppelkreise aus eingedrückten Punkten; von dem äusseren gehen 7 Gurte, aus je 2 Doppelreihen von Punkten bestehend, bis an den innersten der 3 marginalen Doppelkreise, welche wie die centralen aus Punkten gebildet sind. Alles ist mit Weiss ausgelegt. —

Holzschnitt 10.



Hr. Noack erinnert in seinem Bericht an die von mir in der Sitzung vom 19. Mai (Verh. S. 280) beschriebenen „siculischen" Gefässe mit weisser Inkrustation. In der That findet sich, was ich damals nicht erwähnte, unter den Funden von Villafrati (Ferd. Freiherr v. Andrian, Prähist. Studien in Sicilien, Supplement zu Bd. X der Zeitschr. f. Ethnol. Taf. VI Fig. 7) ein Becher, der mit der weiteren Form von Jerxheim und Achim zum Verwechseln ähnlich ist. Von ungewöhnlicher Häufigkeit sind Trinkbecher von ähnlicher Form und zuweilen fast identischer Verzierung in England, zum Theil auch in Wales und Schottland, jedoch nicht in Irland (John Thurnam, On ancient British barrows. P. II, London 1873 p. 104, Pl. XXXI. Will. Greenwell, British barrows. Oxford 1877 p. 94); sie sind fast ausnahmslos in Skeletgräbern gefunden. Aehnlich verhält es sich mit einem schönen Becher von Polepy in Böhmen, der in der Sitzung unserer Gesellschaft vom 16. Februar 1878 (Verh. S. 39 Taf. VI Fig. 9) vorgelegt wurde. Hr. Tischler (Schriften der phys. ökon. Ges. zu Königsberg, XXIV 1883 S. 112) bildet einen solchen „geschweiften Becher" von einer Scherbenstelle der kurischen Nehrung in Ostpreussen ab und erwähnt 3 Exemplare aus Hinterpommern. Eine grössere Zahl derselben sah ich in der Anhaltinischen Sammlung zu Gross Kühnau und in thüringischen Museen. Von besonderem Interesse an diesen becherförmigen Gefässen ist das häufige Vorkommen von mützenartigen Deckeln und von kugligen Böden. Dadurch nähern sie sich unmittelbar den dänischen Hängeurnen

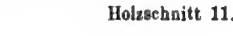
mit Mützendeckeln (Madsen, Antiquités préhistoriques du Danemark. L'age de la pierre. Copenhague 1869, Pl. 43 et 45).

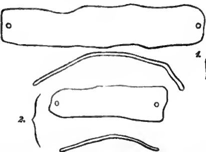
Ueber die „Krüge der Steinperiode" in Meklenburg hat Lisch (Meklenb. Jahrb. Bd. X S. 253, Bd. XXX S. 47. Pfahlbauten in Meklenburg S. 47) wiederholt gehandelt. Eine recht gute Uebersicht der neolithischen Gefässformen aus den niedersächsischen Gebieten nördlich vom Harz, insbesondere nach Exemplaren der Museen zu Münster, Hannover und Hildesheim hat Hr. Lindenschmit (Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. I Heft 3 Taf. IV) gegeben. Ein Paar Hildesheimer Gefässe, sowie höchst ausgezeichnete aus der Sammlung des thüringisch-sächsischen Geschichts- und Alterthums-Vereins zu Halle finden sich auch in dem Photographischen Album der Berliner Ausstellung Heft V Taf. 8 und Heft VI Taf. 7, letztere meist aus der Gegend von Halle. Scherben mit Schnur und Winkelornament bildet Schulthsiss (Kurze Uebersicht und Nachricht der in der Wolmirstedter Gegend gefundenen Alterthümer. Wolmirstedt 1875, Taf. XI Fig. 9, 12, 13, 19, 25, 29, 34) von Gross Ammensleben bei Bleiche ab. Das Königliche Museum zu Berlin besitzt eine grosse Anzahl hierher zu zählender Gefässe, auf welche ich kurz verweisen will, aus Anhalt, der Provinz Sachsen und Thüringen; so von Edendorf bei Magdeburg (I. 1745—51), Crumpa bei Querfurt (I. 5543), Bernburg (I. 3949), Rathmannsdorf und Peissen im Kr. Bernburg (I. 5566 u. 2203), Walter-Nienburg bei Zerbst (I. 4571 b), Calbe a. d. Saale (I. 504, 2192, 2195, 2197, 2218), Könnern und Trebnitz im Saalekreis (I. 2205, 2207, 2222), Schwansee bei Weimar (II. h., 112). Mehrere Gefässe aus dem Himmelreichshau bei Altenburg bildet Hr. Lindenschmit (a. a. O. Bd. II Heft 1 Taf. I Fig. 10—12) ab. Auf verwandte Formen aus Böhmen habe ich in der Sitzung vom 16. November 1878 (Verh. S. 378) hingewiesen, nachdem schon Hr. Voss in der Sitzung vom 21. Juli 1877 (Verh. S. 308) das Vorkommen des Schnurornaments sowohl in Böhmen, als in Ungarn erwähnt hatte.

Wenn wir nun noch einmal auf die Frage zurückkommen: welches ist die Zeit gewesen, in welche diese Bestattungen fielen? in welcher diese Art von Töpfen gemacht wurde? so sind wir seit längerer Zeit daran gewöhnt, sie im wesentlichen als die Zeit des polirten Steins zu bezeichnen. In der That finden sich unter den Beigaben ungemein selten metallische Gegenstände, während Knochengeräthe und polirte Steine in sehr charakteristischer Weise fast regelmässig hervortreten. Dies ist auch in Tangermünde der Fall, wie schon früher berichtet worden ist. Insbesondere sind Waffen und Geräthe aus geschliffenem Stein, namentlich Beile oder zugeschärfte Keile aus Diorit und Kieselschiefer, in Niedersachsen sehr häufig; und noch weit nach Norden hinauf tragen sie den bekannten thüringischen Charakter an sich. Trotzdem kann man nicht behaupten, dass Bronze ganz ausgeschlossen sei. In England hatte Bateman angegeben, die einzigen metallischen Objekte, welche er mit Bechern gefunden habe, seien ein oder zwei Bronzepfrieme gewesen, und er hatte daraus geschlossen, sie müssten in eine Zeit gehören, wo Metall nahezu unbekannt war. Thurnam (l. c. p. 105) bestritt diesen Schluss; vielmehr müsse man annehmen, dass der Gebrauch, Waffen mit in das Grab zu legen, für eine spätere Periode aufgegeben sei. Uebrigens habe er in 6 Gräbern von Wiltshire neben den Bechern Dolche oder Messer von Bronze gefunden. Immerhin ist dies selten beobachtet, und was noch weit mehr auffällt, Angaben über das Vorkommen von Bronzeschmuck fehlen fast gänzlich; letzterer ist aber später und selbst in der Zeit, wo schon Verbrennung eingeführt war, gewöhnlich mit in das Grab gekommen. Hr. Victor Gross (Les Protohelvètes p. 25 Pl. II Fig. 5), der aus dem Pfahlbau von Vinelz ein becherförmiges Gefäss abbildet, rechnet das Thongeräth mit dem Bindfaden-

Ornament der Uebergangszeit vom Stein zur Bronze zu, und Hr. Tischler (a. a. O. S. 120) schliesst sich dem für das osthaltische Gebiet an.

Für das von mir specieller behandelte Gebiet gilt das Nämliche, aber doch mit einem gewissen Vorbehalt. Dass in einem der cujavischen Gräber eine Kupferplatte gefunden ist, habe ich schon erwähnt. Aber gerade in dem Gräberfelde von Tangermünde muss Bronze oder Kupfer häufiger vorkommen. Freilich ist es mir bis jetzt nicht gelungen, auch nur ein einziges Metallstück von da zur Anschauung zu erhalten; sie sind unbegreiflicherweise immer unter den Händen verschwunden, und ich würde darüber kaum zu sprechen wagen, wenn ich nicht in letzter Zeit von zwei verschiedenen Skeletten Knochen und ausserdem Thierzähne erhalten hätte, welche unzweifelhafte Spuren von Kupfer- oder Bronzefärbung an sich tragen. Das eine ist ein Schädel, den ich Hrn. Maler Dietrichs verdanke; das andere sind die Knochen des linken Vorderarms einer erst neulich gefundenen Leiche, um welche, nach Angabe des Hrn. Hartwich, ein Armband, aus zwei Stücken bestehend, gelegen hat. Hr. Hollmann[1]) hat die Güte gehabt, mir Zeichnungen der Flächen- und Randansicht beider Stücke zu übergehen (Holzschn. 11). So unscheinbar und pri-


Holzschnitt 11.



mitiv diese Stücke auch gewesen sein müssen, so ist ihr Verlust doch sehr zu bedauern, da eine chemische Analyse höchst erwünscht gewesen wäre. Die Färbung der Zähne scheint sich dadurch zu erklären, dass sie gleichfalls an der linken Hand des Skelets gelegen haben sollen, was freilich sehr sonderbar ist, da es durchbohrte Thierzähne sind, wie sie sonst gewöhnlich um den Hals getragen wurden. Immerhin können wir jetzt auch für die Altmark den Nachweis führen, dass diese Gräber auf der Grenze oder auf dem Uebergange von der neolithischen Zeit zur Metall- (Kupfer- oder Bronze-) Periode stehen. Damit ist auch für unsere Nähe ein ganz grosser und wichtiger Abschnitt der prähistorischen Zeit sicher festgestellt. Dabei ist aber nicht zu übersehen, dass in vielen dieser Gräber Metall gänzlich fehlt und dass es, wo es vorkommt, meist sehr spärlich und zugleich sehr primitiv gearbeitet ist. Man wird daher allerdings daran festhalten müssen, dass diese Gräber, wie schon die Leichenbestattung zeigt, mehr der neolithischen, als der Bronzezeit angehören.

Für die weitere Untersuchung möchte ich jedoch hinzufügen, dass gewisse Arten der Tiefornamentik sich über die bezeichnete Zeit hinaus fortsetzen. Es finden sich Analogien dazu, bis weit nach Süddeutschland über den Rhein, in der

1) In einem nachträglichen Bericht bezeichnet er sie als „zwei dünne Bronzebleche an der linken Handwurzel, 6 bez. 5 *cm* lang, an den breitesten Stellen wenig über 1 *cm* breit, an jeder Schmalseite einmal durchlocht, etwas gebogen, grün patinirt, am Schnitt goldgelb."

Schweiz und noch darüber hinaus. Aber es giebt gewisse Unterschiede zwischen diesen Funden und den unsrigen, indem die unsrigen älter sind. Ich habe eine ganze Reihe solcher Funde im Süden und Westen verfolgt und es hat sich herausgestellt, dass sie nicht blos Eigenthümlichkeiten im Styl und der Ornamentik an sich haben, sondern ganz constant mit grösseren Massen und sehr hoch entwickelten Formen von Bronze auftreten. Dabei kommt namentlich im Süden eine Erscheinung vor, welche bei uns ziemlich selten beobachtet ist und wahrscheinlich im Norden als constante Erscheinung der jüngsten Stein- und ältesten Bronzezeit bezeichnet werden kann: das ist die Ausfüllung der Tiefornamente mit einem weissen Material, wie ich sie namentlich von der Topfwaare der Pfahlbauten wiederholt besprochen habe.

Ob die Tiefornamente der neolithischen Gefässe sämmtlich mit weisser Masse inkrustirt waren, wird sich schwer entscheiden lassen, da vielfache Umstände dazu mitgewirkt haben, die Ausfüllungsmasse aufzulösen oder verwittern zu lassen. Indess scheint mir kaum ein Zweifel daran zu sein, dass wenigstens alle diejenigen Tiefornamente, deren Linien besondere Fächer oder Grübchen zeigen, für Inkrustation bestimmt waren. Ich habe vorher bei den cujavischen Gefässen eine Art von Scheidewänden in der Tiefe der Strichfurchen beschrieben, wodurch etwas grössere Fächer, wie bei den Email champ-levé, entstehen. Andererseits habe ich bei den Gefässen von Tangermünde und Frose eine besondere Art von Einstichen erwähnt, welche in kurzen Abständen hintereinander in den leeren Strichfurchen zu erkennen sind. Offenbar müssen sie gleichfalls in der Absicht angebracht sein, die inkrustirende Masse besser zu fixiren. Aehnliche Einstiche scheinen ziemlich verbreitet zu sein. So sehe ich an den Zeichnungen, welche Hr. Lindenschmit von sächsischen und westfälischen Gefässen giebt, die Linien der Tiefornamente regelmässig punktirt, was doch nicht zufällig sein kann, obwohl in der Beschreibung nichts davon erwähnt ist.

Die inkrustirende Masse selbst hat sich überall, wo ich sie untersuchte oder untersuchen liess, als Kalk erwiesen, wenngleich nicht gerade als Kreide. So fand ich bei der Untersuchung der Topfornamente von Hissarlik krystalliniechen Kalk (Alttrojanische Gräber nnd Schädel. Berlin 1882. S. 50). Hr. Schliemann, der, einer weit verbreiteten Ansicht folgend, die Masse für Thonerde hielt, hat mir noch besonders einen derartigen Scherben aus der ältesten „Stadt" geschickt, aber auch hier erwies sich die Masse als Kalk. Eine ähnliche Erfahrung habe ich auch neuerlich an westrheinischem Material gemacht.

In den Sammlungen von Worms und Dürkheim liegen sehr schöne Gefässscherben mit blendend weisser Inkrustation der tief eingeschnittenen Ornamente. Hr. Dr. Mehlis hatte die Güte mir einen solchen Scherben (Holzschn. 12) zu überlassen, der aus einem grossen Gräberfelde (Flachgräber) von Albsheim in der Pfalz herstammt. In einer neuerlichen Publikation (Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Leipzig 1883. Abth. VII S. 17 Fig. 5) hat er eine Beschreibung nnd Abbildung gegeben. Ich hatte ein specielles Interesse daran, gerade diese Inkrustation zu untersuchen, weil bei Albsheim reiche nnd vielfach ausgebeutete Lager von Kaolin (verwittertem Feldspath) anstehen. Derselbe wird in schneeweissen Massen gewonnen und zeigt, wenn er ganz trocken ist und man ihn neben die Scherben hält, dasselbe Aussehen, wie die Inkrustation. In Folge dessen hat sich die Meinung am Rhein verbreitet, die Inkrustation

Holzschnitt 12.



sei eingestrichener Kaolin. Ich habe die Masse durch meinen Sohn, Dr. Carl Virchow, analysiren lassen und es hat sich herausgestellt, dass es kohlensaurer Kalk ist. Keine Spur davon ist zu erkennen, dass Kaolin dabei verwendet wurde. Eine aus der Sammlung der Pollichia in Dürkheim entnommene Probe des betreffenden Kaolins ist gänzlich verschieden. Gewiss ein recht charakteristisches Beispiel! Nichts lag näher als die Vermuthung, dass die prähistorischen Leute von Albsheim durch den Anblick des Kaolins zu der besonderen Technik, welche sie anwandten, verleitet worden seien, und doch wird man sich, nachdem die Masse als Kalk erkannt ist, nicht bedenken dürfen, die Technik als eine importirte zu betrachten.

Hr. Köhl (Westdeutsche Zeitschr. f. Geschichte und Kunst II 2 S. 217) rechnet das Gräberfeld von Albsheim der La Tène-Zeit zu. Ich möchte dies schon der Bronzen wegen bezweifeln. Ohne hier in Einzelheiten einzugehen, will ich nur erwähnen, dass ganz kurze, hinten breite Dolchmesser mit 2 Nietlöchern, grosse spiralförmige Armschienen und andere Bronzen von älterem Typus gefunden sind, dass grosse Deckelschalen auf den Gefässen vorkommen, sowie dass es sich um Skeletgräber handelt. Freilich darf nach den zahlreichen Bronzen geschlossen werden, dass dieses Gräberfeld erheblich jünger ist, als das am Hinkelstein bei Monsheim, welches Hr. Lindenschmit (a. a. O. Bd. II, Beilage zu Heft VII Taf. 1 und Heft VIII Taf. 1. Zeitschr. des Vereins zur Erf. der rhein. Geschichte und Alterthümer in Mainz 1868. Bd. III Heft 1 S. 1) so sorgfältig untersucht hat. Hier wurde keine Spur von Metall angetroffen, dagegen menschliche Skelette und zahlreiche Thongefässe mit höchst charakteristischen Tiefornamenten, unter denen sich z. B. auch das cujavische Schild- oder Blattornament (Heft VII Taf. I Fig. 18) wiederfindet, von den kugligen Böden, den tief sitzenden Knöpfen u. A. gar nicht zu sprechen. Sicherlich darf man so verschiedene Funde, wie die von Albsheim und Monsheim, trotz mancherlei Uebereinstimmung chronologisch nicht identificiren. Aber was ich aus ihrer Aehnlichkeit schliessen möchte, das ist, dass die neolithische Technik in die eigentliche Bronzezeit hineingetragen worden ist und dass sie sich in der letzteren in einer gewissen Ausdehnung längere Zeit hindurch erhalten hat.

Dass etwas derartiges auch bei uns im Norden vorgekommen sein dürfte, dafür spricht manche Reminiscenz, die uns in der Ornamentik späterer Perioden entgegentritt. Ich erinnere in dieser Beziehung speciell an die Gefässe, welche wir bei Gelegenheit unserer Exkursion nach Tangermünde selbst aus der Erde herausbefördert haben und welche einem Gräberfelde mit Leichenbrand und zwar meiner Meinung nach einem der La Tène-Zeit entnommen wurden. Ich habe in meinem Bericht (Sitzung vom 21. Juli, Verh. S. 371 insbesondere S. 374 Holzschn. 3) schon darauf aufmerksam gemacht, dass die dort vorkommenden dreieckigen Stichverzierungen an die alten Formen erinnern, und ich will noch hinzufügen, dass auch die (freilich nicht mehr durchbohrten) breiten, vorspringenden und einer Ansa lunata ähnlichen Knöpfe (Oehre), sowie die Deckelschalen die alte Tradition wiederzuspiegeln scheinen. So lässt Hr. V. Gross, wie schon erwähnt, in den Pfahlbauten der Schweiz das Schnurornament erst in der Uebergangszeit zur Bronze erscheinen, und die Tiefornamente mit weisser Inkrustation stehen bei ihm in der vollen Bronzezeit. Aber sicherlich blieben sie nicht bis zur La Tène-Periode. In Dänemark erscheinen genau dieselben Muster der Tiefornamentik, wie in der Altmark, in Anhalt und in Cujavien, in der reinen Steinzeit; man vergleiche nur die berühmten Funde von Stege auf Möen und von Borreby bei Madsen (l. c. Pl. 16 u. 17). Dagegen zeigt die dortige Bronzezeit nur noch spärliche Reminiscenzen (Madsen, Bronsealderen I Taf. 41—43) und zwar mehr in der Form, als in der Ornamentik.

Solche Reminiscenzen treffen wir auf der anderen Küste der Ostsee in Pomerellen und Posen, wo die Gesichts- und Mützenurnen noch in der Eisenzeit nach Form und Verzierung in Parallele gestellt werden können.

Wenn man also auch, wie ich thun möchte, die Frage bejaht, ob nicht in der That ein aus der Steinzeit herübergekommener Modus der Töpferei sich bis tief in die Bronzezeit, ja selbst bis in die Eisenzeit erhalten habe, so wird man doch nicht umhin können, zuzugestehen, dass derselbe sich in den verschiedenen Gegenden landschaftlich verschieden und eigenthümlich entwickelt und in einzelnen Gegenden lange, in anderen dagegen nur sehr kurze Zeit erhalten hat. Je länger er bestand, um so mehr neue Formen darf man neben ihm erwarten, und die Aufgabe der prähistorischen Archäologie wird es sein, die Wege der Abweichungen und Vermischungen im Einzelnen aufzusuchen. So, um auf ein schon einmal angezogenes Beispiel noch einmal zurückzukommen, die alten Stücke von Hissarlik bieten offenbar Anklänge an die nördlichen Gräberfelder, welche uns beschäftigt haben. Die Urnendeckel, die senkrecht durchbohrten Oehre, die rinnenförmig durchlochten Griffe, namentlich die weiss incrustirten Tieformamente gewähren die bestimmtesten Vergleichungspunkte. Man vergleiche z. B. die Abbildungen des Hrn. Schliemann (Ilios S. 216 Fig. 28—35, namentlich das Sparrenornament in Fig. 33) und die colorirte Tafel VIII in meinen „Alttrojanischen Gräbern und Schädeln" mit den hier vorgelegten Zeichnungen. Trotzdem ist der Styl schon in der ältesten Stadt ein auffällig verschiedener und er wird mit jeder folgenden Stufe mehr verschieden. Wir können immer noch einzelne Parallelen auffinden, aber sie sind vereinzelt in der Masse und das Ganze erscheint uns durchaus fremdartig. Wollten wir also wirkliche Beziehungen zwischen Hissarlik und Norddeutschland aufsuchen, so wäre dies ein wenig berechtigter Schritt. Es mag sein, dass einmal die Cultur, welche die alttrojanische Technik beeinflusst hat, mit derjenigen, welche die Beigaben unserer prähistorischen Skeletgräber beeinflusste, materiell zusammenhing, aber dies müsste vor der Gründung der ältesten trojanischen Stadt stattgefunden haben. Denn schon die ältesten Ansiedler brachten Stylformen mit auf den Burgberg, welche in dieser Besonderheit unseren neolithischen Vorfahren gänzlich fremd waren.

Man kann freilich in Frage stellen, ob überhaupt eine gemeinsame Quelle für diese so weit auseinanderliegenden Culturkreise angenommen werden darf. In der That lässt sich auf diesem Gebiete jede Skepsis begreifen. Hr. Harrison Wright hat in einem kürzlich erschienenem Heftchen (A Memorandum-description of the finer specimens of Indian earthenware pots in the collection of the Wyoming histor. and geolog. society. Public-Nr. 4. 1883) eine Anzahl gut erhaltener prähistorischer Töpfe aus Nordost-Pennsylvanien beschrieben und abgebildet, darunter ausgezeichnete „Becher", Gefässe mit kugligem Boden und mit einer Tieformamentik, in welcher unter Anderem das Schnurornament durch Eindrücke einer Fischwirbelsäule ersetzt ist. Einige dieser Gefässe sind altenglischen erstaunlich ähnlich. Man vergleiche z. B. das zwischen Felsen an den Wallenpaupack-Fällen gefundene Gefäss mit breiter Randbordüre mit den Aschenurnen von Dorset und Derbyshire bei Thurnam (l. c. p. 62). Und doch wird schwerlich jemand daraus folgern, dass dasselbe Muster in prähistorischer Zeit von einem Orte aus nach Pennsylvanien und nach England gebracht ist. Wir in der alten Welt setzen uns über solche Sorgen leicht hinweg, und ich erkenne an, dass der Gedanke eines inneren Zusammenhangs unserer prähistorischen Culturbewegung sich nicht so leicht zurückdrängen lässt. Aber wir sollten es lernen, uns davor zu hüten, jeden zufällig etwas genauer bekannten Culturheerd sofort als einen Mittelpunkt weithin ausstrahlender Einflüsse zu betrachten, und auf ihn alles Mögliche zu beziehen. Auch die Local-

entwicklung hat ihre Bedeutung, und an jedem Orte können sich mehrere Culturströmungen gekreuzt haben. So hat, wie es mir scheint, der Uebergang von der Stein- in die Metallzeit sich je nach den Gegenden sehr verschieden gestaltet, und dieselben Formen, die an gewissen Orten ganz neolithisch sind, werden an anderen Orten schon der Bronzezeit, an manchen sogar schon der Eisen-, ja selbst der La Tène-Zeit zugerechnet werden müssen.

Auf ein besonders interessantes Fundgebiet werde ich später noch einmal zurückkommen, nehmlich auf das italienische, namentlich das von Bologna, wo das Schnurornament neben höchst eigenthümlichen Mustern der Tiefornamentik ungewöhnlich lange persistirt hat.

(20) Hr. Wissmann bespricht die

In Innerafrika stattgehabten Völkerverschiebungen und den Tanganyka-See.

Gestern erst von der Reise zurückgekehrt und beschäftigt mit der Ausrüstung einer neuen Expedition, habe ich nicht Zeit gehabt, einen längeren Vortrag vorzubereiten. Ich werde daher zunächst einiges über die Verschiebung der centralafrikanischen Völker, von der Westküste ausgehend bis an die Ostküste, mittheilen, soweit es mir möglich war, die Verhältnisse genauer kennen zu lernen.

Was zunächst die portugiesische Colonie Angola betrifft, die ich von Loanda bis Sanza durchkreuzt habe, so ist hier wenig zu bemerken, da wegen der ausserordentlichen Masse von Sklaven, die in früheren Zeiten aus den verschiedensten Theilen des Innern nach Angola gekommen sind, ein besonderer Typus nicht mehr zu erkennen ist. Zwischen den Sklaven und Sklavionen, die hier eingeführt sind, hat eine vollständige Mischung aus allen Völkern und Stämmen des centralen Afrikas stattgefunden.

Die Farbe der sämmtlichen Völkerschaften von Loanda bis Zanzibar hinüber ist eine ausserordentlich gleichmässige und zwar diejenige, welche die Herren bei meinem kleinen Knaben gesehen haben, den ich vor einiger Zeit zeigte: eine dunkle chokoladenbraune Färbung, die nur wenig nach dem Helleren zu variirt. Die drei Leute, die ich aus der portugiesischen Colonie bis Zanzibar gebracht habe, sind in keiner Gegend als fremdartig aufgefallen. Das ist ein Zeichen, dass der Typus im Grossen und Ganzen ein gleichmässiger ist. Allein gewisse, ganz auffallende Unterschiede treten zwischen diesen, sonst ziemlich gleichmässig aussehenden Leuten um so mehr hervor; das sind ganz besonders die Batua und der von Süden eingewanderte Stamm der Watuta, nördlich von Ubha.

Verlässt man die portugiesische Colonie, so trifft man zunächst auf die Massongo, die meiner Ueberzeugung nach seit langer Zeit an derselben Stelle sitzen, dann auf die Minungo, die eine Mischung zu sein scheinen von den Massongo ähnlichen Völkern und Kalunda, welche letzteren, wie ich später erwähnen werde, aus Anlass von Zwistigkeiten zum grossen Theil nach Westen ausgewandert sind. Ganz auffallend ist aber ein eigenartiger Typus bei den Bangala, am Rande des Gebirges Tala Mungongo. Diese Bangala sind das Erzeugniss einer Mischung der Tupende, der früheren Besitzer dieser Länder, besonders des ausserordentlich reichen Thales Cassange, und eines Theiles der Kalunda. Vor etwa 100 Jahren wanderten die drei Söhne des damaligen Muata Yanwo, des Herrschers des Kalundareiches, mit einem grossen Theil ihrer Anhänger nach Westen aus. Einige blieben, wie schon erwähnt, bei den Minungo hängen; ein anderer Theil blieb bei den Makosa. Diese Makosa sind jetzt noch tributpflichtig dem

Muata Yanwo. Der grösste Theil ging aber in das reiche Thal und überwältigte die dort sitzenden Tupende. Der grösste Theil der letzteren wanderte aus und wir haben diesen Theil bei Kikassa am Kasai wiedergetroffen und zwar rein erhalten, noch mit denselben Namen und in genauer Kenntniss der Vorgänge ihrer Geschichte. Der sitzen gebliebene Theil vermischte sich mit den Kalunda und es entstand der Name Bangala. Es ist dies ein viel lebhafterer und höher stehender Stamm, als die sonstige Küstenbevölkerung; sie sind sehr intelligente Händler und reisen ausserordentlich weit. Es sind dies dieselben Bangala, die vor 12 Jahren die portugiesische Armee schlugen. Sie gehörten bis dahin zur portugiesischen Colonie Angola und sind jetzt frei.

Es kommen dann östlich von den Makosa die Kioque, die von den meisten Reisenden Kioko genannt werden. Ich glaube aber den Namen Kioque für diese Völker aufrecht halten zu müssen. Sie haben ihren Sitz südlich von den Massongo gehabt und sind seit langer Zeit in einer fortwährenden Wanderung nach Norden begriffen. Diese Wanderung hängt zusammen mit ihrem Handel, der sich hauptsächlich auf Elfenbein und Gummi erstreckt. Elfenbein ist in Westafrika schon ein recht seltener Artikel geworden; der Gummi muss seine Stelle vertreten, er steht sehr hoch im Preise. Die Gummiwälder nehmen nach dem Aequator zu an Reichtbum zu. Die Gewinnung des Gummis ist ein vollständiger Raubbau; ein rationelles Vorgehen ist dabei nicht zu bemerken. In Folge davon verlassen die Kioque die Gegenden, wenn sie ausgeheutet sind, und verziehen sich weiter nach Norden. Es mag dies auch mit der Jagd zusammenhängen, denn wo die Kioque sich niederlassen, ist es, als wenn der wilde Hund gejagt hat. Wo der Hyänenhund jagt, ist nämlich für lange Zeit jede Art von Wild verschwunden und für den Jäger nichts zu machen. Den Kioque dichten die Neger dieselben Eigenschaften an, weil sie ausserordentlich zähe Jäger sind. Ein Kioque, der ein Wild angeschossen hat, marschirt Tage und Wochen lang demselben nach. Auf diese Weise wird auch der grösste Theil der Elephanten erlegt, die sie, wenn sie sie krank geschossen haben, Tage und Wochen lang nicht verlassen, bis das betreffende Thier fällt.

Die Kioque stossen zunächst im Norden an das Kalundareich, das mächtige Reich des Muata Yanwo, das sich vom Koango bis über den Lualaba hinaus erstreckt. Muene Pute Kassongo ist der westlichste seiner Unterfürsten, der übrigens schon in Folge der grossen Entfernung eine etwas eigenmächtige Stellung einnimmt und, wie Major v. Mechow erzählt, sich für ziemlich unabhängig hält. Es kommen dann der Reihe nach viele andere Unterfürsten. Die Macht der Waffen des Muata Yanwo ist gleich Null, seine Macht als Fetischero ersetzt dieselbe vollständig. Ein Kaguata, ein Häuptling und Richter zugleich, wird vom Muata Yanwo ausgeschickt mit dem Befehl: nimm dem und dem Fürsten den Kopf. Er begiebt sich mit 3—4 Leuten, die seine Sachen tragen, auf die Reise, erscheint in der Hauptstadt des Fürsten und nimmt in vollständiger Ruhe und unangefochten dem Fürsten den Kopf, ohne dass es Jemand einfällt, gegen den Kaguata aufzutreten, aus Furcht vor den Folgen des mächtigen Zaubers des Muata Yanwo. In Folge der massenhaften Sklavenjagden im Reiche der Kalunda und der willkürlichen Art des Herrschens baut der Kalunda ausserordentlich wenig; sowie man Kalundaländer berührt, hat man mit Hunger zu kämpfen.

Die Kalunda sind grosse, schöne, schlanke Leute, auffallend schlanker und schöner gebaut, als die westlicheren Völker. Die Rauhheit ihrer Sprache, die scharfen R-Laute und die Gutturaltöne fallen auf; daraus erklärt es sich, dass die zunächst nach Norden wohnenden Stämme Tuluba (Plural von Kaluba) heissen.

Dr. Buchuer, der sie vou den Kalunda nennen hörte, schreibt Turruha. Die Tuluba nennen sich selhst auch, hesonders weiter östlich, Baluba.

Man findet auf den Karten ein Volk Tubinsch; dasselbe existirt nicht, sondern dies Wort ist die Bezeichnung für ein niedriger stehendes Volk. Wenn die Tuluba von Tubinsch sprechen, so meinen sie Völker, die Kannibalen sind, die in gar keinem Connex mit dem weissen Mann und seinen Schätzen stehen u. s. w. Es ist also eine veräcbtlicbe und sogar heleidigende Bezeichnung.

Am Kasai trafen wir die Tupende, den grössten Theil der aus dem Cassangethale Ausgewanderten. Wir fanden hier auch mehrfach für Dörfer die Bezeichnung Cassange.

Oestlich von Kasai beginnt ein anderes Völkergebiet, das der Baluba. Zunächst wohnen nördlich die Tukete nnter ihrem Fürsten Kahao, in neuester Zeit die letzte Elfenheinstation. Während wir in Lubnku waren, war dieselhe besucht von einem Portugiesen, dem hekannten Reisenden und Elfenbeinhändler Silva Porto, der jetzt 72 Jabre alt ist. Während wir nach Osten zogen, war er nach Kabao gegangen. Nordöstlich und östlich von den Tukete wohnen die Bakuha. Die Baluba erzählen, dass nördlich Menschen vorkommen mit grossen Köpfen und solche, die sich mit der in die Länge gezogenen Haut ihres Bauches ihre Scham bedecken. Es ist eigenthümlich und interessant, dass das, was ich dort erfnbr, dieselben Nachrichten sind, die Professor Bastian an der Westküste eingezogen hat auf seinen Reisen bis San Salvador. Auch dort hörte er von den Bakuba; nur wurden sie Bakuhi genannt. Man sieht, dass selbst auf so grosse Entfernungen die Erkundigungen ausserordentlich werthvoll sind.

Dann nördlich von diesen Dickköpfen wohnen nach der Erzählung Zwerge, von denen die verschiedensten Geschichten erzählt werden: sie seien hehaart, bellten wie Hunde, wohnten in den Bänmen, führten kleine Bogen mit vergifteten Pfeilen, ihr Hausthier sei der Elephant, den sie wie Ziegen aufzögen, und eine Masse ähnlicher Geschichten.

Da hier zum ersten Mal von Zwergen die Rede ist und wirklich ein Volksstamm zu diesen Geschichten Veranlassung gegeben hat, da ferner wahrscheinlich auch der Chimpanse oder Gorilla, von dem man nicht weiss, wie weit er sich nach dem Innern und nach Süden verbreitet, mit Veranlassung zu diesen Geschichten gegeben hat, will ich die Völker erwähnen, die hier in Betracht kommen.

Stanley hörte am Lualabo von einem Zwergenvolk, dass er Watwa nennt, und französische Missionare, die am Tanganyka gereist sind, erzählen ebenfalls von Batwa. Ich traf die Batua zuerst am Luhi, und verfolgte sie bis zum Tanganyka. Es war ein ganz eigenthümlicher Eindruck, den sie machten: kleine, schlecht gebaute, magere Leute mit wildem Aussehen, scheinbar dicken Köpfen und abschreckendem Aeussern. Sie nehmen eine ganz absonderliche Stellung unter den andern Negern ein, nehmlich eine allgemein verachtete. Ein Neger, mag er heissen wie er will, geht nie in die Wohnung eines Mutua. Der Mutua darf sich ihm nicht nähern, er wird zurückgewiesen.

Die Batua stehen ausserordentlich tief in ihrer Industrie, sie haben nur hölzerne Waffen. Besitzen sie einmal eine eiserne Pfeilspitze, so haben sie sie erworben für ein Thierfell. Sie kleiden sich nicht in die wirklich reichen schönen Stoffe aus dem Bast der Palma vinifera, sondern nur in Felle; sie haben keine Hausthiere, nicht einmal Ziegen und Schweine, wie die anderen Neger, sondern nur ab und zu Hühner und allerdings auffallender Weise einen Hund, der unendlich viel höher steht, als der afrikanische Hund, wo ich ihn auch gesehen habe. Nur die Batua führen diesen Hund und jagen mit ihm in Koppeln. Während sonst

der afrikanische Hund weder, wie man sonst sagt, zum Locken noch zum Hetzen geeignet ist, so zeigt der Jagdhund der Batua etwas Rasse und Blut; er steht höher, ist kräftiger gebaut, sehniger und macht im Grossen einen sehr viel besseren Eindruck. Er wird nur zur Jagd gebraucht. Die Batua sind grosse Jäger; ein Theil von ihnen wohnt in kleinen Dörfern vertheilt, ein anderer zieht herum, jagend, und folgt, wie ich glaube, dem Elephanten, der auch seinen bedeutenden Wechsel hat und in bestimmten Zeiten in dio Savanne tritt, während er in anderen Zeiten gar nicht aus dem Urwalde kommt. Es kultiviren diese Batua nichts, weder Kartoffeln, noch Mais, Hirse oder Tomaten; sie leben nur von Wurzeln und Früchten des Feldes und der Savanne und hauptsächlich von der Jagd. Da diese selbstverständlich oft nicht sehr ergiebig ist, besonders in dem jagdarmen Centralafrika, so verzehren sie auch Heuschrecken, Ratten u. A. Die Batua haben ihre eigene Sprache und ich glaube, dass sie die älteste Bevölkerung sind, die überhaupt noch übrig ist in der Gegend zwischen dem Luhi und dem Tanganyka, und dass die anderen Völker sie erst unterdrückt und zum Theil verjagt haben. Zu dieser Annahme berechtigt vielfach die Ueberlieferung, die andere Neger haben.

So wissen die Völker, die wir von Kasai fast bis zum Tanganyka wiedertreffen, die Baluba oder Mischungen der Baluba mit anderen Völkern, dass sie von Süden in diese Länder eingedrungen sind und einen schwächeren Stamm unterworfen haben. Rein erhalten haben sich die Balubavölker vom Sankua bis zum Lomami, während die Tuschilange Mischungen der Baluba mit einem schwächeren, kleinen, vermickerten Volksstamm sind, der sich tättowirt und in vieler Beziehung tiefer gestanden hat. Die Tuschilange lassen sich gern Baluba nennen. Sie sind schwächer gebaut und schlanker als die Baluba. Geistig ist diese Mischung sehr günstig ausgefallen; sie stehen am höchsten von allen Negern, die ich kennen gelernt habe. Es kennzeichnet sich das in den Fragen, die sie einem vorlegen, und auch sonst in jeder Beziehung. Die rein erhaltenen Baluba sind überall, wo man sie sieht, vierschrötig, stärker, kräftiger mit stärkerem Unterkinn, und haben, wie Hr. Dr. Pogge in seinem Brief bemerkt, ein etwas buldoggenartiges Aussehen, während die Gesichter der Tuschilange durchgehend einen weichen Zug besitzen.

Die Tuschilange erzählen: Der grosse Muata Yanwo Kassongo hatte folgende Söhne: Kassongo, Kanjika, Kasenge und Kapuku Muluba. Diese Söhne schickte der alte Kassongo in die Welt hinaus und sie eroberten sich ihre Länder. Von den Kapuku Muluba stammen die Baluba ab; dieselben seien, so erzählen sie, eingebrochen in diese Gegenden und hätten die kleineren Völker unterworfen. Letztere seien schwache Leute gewesen, die am ganzen Leibe tättowirt waren. Sie hätten sich mit ihnen vermischt und auch die Tättowirung übernommen, denn die Tuschilange tättowiren sich am ganzen Körper. Auffällig ist es, dass der östlichste Theil der Tuschilange immer mehr sich dem Typus der reinen Baluba nähert, während weiter westlich die Leute kleiner und schwächer werden und der Gesichtsausdruck immer weicher wird. Es fiel das sowohl Pogge als mir auf.

Dann folgen die rein erhaltenen Baluba. Zwischen sie ist hier und da ein anderer Volksrest eingemischt, so z. B. die Ngongo, der Volksstamm, der den Dr. Pogge auf seinem Rückmarsch überfallen und mit dem er ein ziemlich ernstes Gefecht gehabt hat. Dies ist ein Stamm, der sich uns gegenüber beim Hinmarsch anders benahm als die reinen Baluba.

Im Norden der Baluba sitzen die Bakuba, welches ein ausserordentlich mächtiger Volksstamm sein muss, denn an den Grenzen war man fortwährend in Aufregung und Furcht vor ihrem Einfallen. Man sagt, sie gehorchen alle dem mächtigen König Luquengo, der etwas östlich vom Moansangoma seine Hauptstadt hat.

Von der Hauptstadt erzählt man, sie sei in 7 Tagen nicht zu umgehen. Ich hoffe, den Bakuba auf meiner nächsten Reise etwas näher zu treten, da ich nach Norden gehen werde und sie jedenfalls treffen muss. Auf der Karte sind hier grosse Dörfer verzeichnet, von denen ich früher gesprochen habe.

In der immens bevölkerten Gegend, in diesen Dörfern, deren jedes eine Republik für sich ist, lebt eingestreut der Stamm der Bassange, der hervorragend kriegerisch ist. Er wohnt in drei Feudalstaaten, die unter Zappu, Zappu Zapp und Mona der Schrecken der ganzen bevölkerten Gegenden sind. Ich halte die Bassange auch für Baluba, vielleicht für die am allerreinsten erhaltenen, während die anderen sich doch schon mit anderen Stämmen mehr oder weniger vermischt haben. Sie haben ganz den Typus, von dem ich sagte, dass er den Baluba eigen sei, das Vierschrötige und Eckige.

In eigenthümlicher Weise traf ich hier auf 2 Gemeinden, die sich Bena Lualaba und Bena Tanganyka nennen. Es war mir nicht möglich zu erfahren, wie diese Namen, weit vom Strom und vom See ab, entstanden seien, denn die Gemeinden wussten vom Tanganyka-See nichts; vom Lualaba wussten sie wohl, konnten sich aber nicht erklären, wie sie zu dem Namen gekommen seien.

Am Lomami setzen sich hier im Süden die Balubavölker weiter fort, während man nach Norden zu schon in andere Bereiche kommt, zunächst in Mischungen mit anderen Völkerschaften und zwar mit denen, die im Norden von Nyangwe wohnen, mit den Wasongora, von denen Stanley uns den entsetzlichen Urwald beschreibt. Die Waregga sah ich mehrfach in Nyangwe, wohin sie kommen, um zu handeln. Sie haben einen eigenthümlichen Typus. Ihr Gang ist ganz anders, er ist ein federnder, leichter und ausserordentlich muskulöser. Auch haben sie eine ganz andere Art von Putz und andere Sitten. Hier beginnen aber schon Mischungen; ausserdem, wo die Araber auftreten, kommen wieder die von allen Seiten herbeigeschleppten Sklaven dazu, die ein Herauserkennen erschweren. Die Bewohner des Lualaba, welche direkt seine Ufer bewohnen und niemals weiter als 500 *m* in das Land hineingehen, sind die Wagenia oder Waenya. Sie gehen weit nach Norden hinauf und in andere Völkerschaften hinein, weil sie sich als Fischervölker an dem Strande halten und in Folge dessen eine gewisse gesicherte Stellung haben; denn ihre Rettung ist der Fluss und sie sind die gewandtesten Bootsleute, die ich in Afrika gesehen habe.

Oestlich vom Lualaba herrschen die Mischungen vor mit den Waldvölkern.

Auf der Grenze zwischen Ubujwe und Manyema traf ich ein kleines Völkchen an, das sich Wasi Malungo nannte. Sie haben auch ihre ganz besondere Eigenart, sie sind auffallend grösser, stärker und schöner, als die Leute von Manyema. Ihre Dörfer sind in ganz vorzüglicher Weise befestigt mit 3 und 4 fachen Pallisadengängen, auch innerhalb des Dorfes sind einzelne Abtheilungen durch Pallisaden abgeschieden. Sie waren sehr gut bewaffnet und machten einen sehr ernsten und kriegerischen Eindruck, so dass meine ziemlich frechen Träger sich sehr zusammennahmen.

Die Wahujwe, die gegen die Wasi Malungo sehr abfallen an Körpergrösse, Auftreten und Aussehen, bewohnen dann die Länder bis zum Tanganyka. An der Westküste des Tanganyka finden sich die letzten Reste der Batua, der sogenannten Zwergvölker. Ganz eigenthümlich war es, dass ich bei meinem Besuch des Lukuga, des Abflusses des Tanganyka, auf ein Volk stiess, das sich Baluba nannte und zwar auf derselben Breite, wo ich die Baluba früher verlassen hatte. Es sind die Bewohner von Urua oder Uruwa. Sie sind Baluba dem Typus nach und erinnern sehr an die Westvölker in ihrem Putz und ihren Sitten. Hier traf ich auch

einmal wieder das lange nicht gehörte Wort Mukelenge, eine Anrede, die so viel bedeutet wie „verehrter Herr". Auch bemerkte ich viele Eigenheiten, welche den Baluba eigen sind, so z. B. das massenhafte Anhäufen von Brennholz bei ihren Häusern.

Oestlich vom Tanganyka beginnt eine ganz andere Art der Bevölkerung. Ich traf zuerst die Wabha, schlanke Gestalten, die von Süden in diese Länder gekommen sind. Dann die Watuta, welche vor 7 Jahren zuerst in diese Gegenden eingebrochen sind. Das grosse Volk der Watuta wohnt weit im Süden. Von ihnen hat sich ein kleiner Theil abgezweigt, ist in diese Gegenden eingebrochen und hat sich in Uniamwesi niedergelassen. Der Mututa wird von den umwohnenden Völkern sehr gefürchtet, weil er ausserordentlich kriegerisch ist.

Oestlich von ihnen wohnen die Waniamwesi. Was ich aus denen machen soll, weiss ich nicht, denn es ist aus ihnen nicht herauszubekommen, von wo sie gekommen sind. Dann kommen die Wagogo, die auch von Süden in diese Länder vorgedrungen sind und ebenfalls an die Watuta erinnern.

Es folgen dann die Küstenvölker, von denen wenig zu sagen ist, weil hier schon Mischungen stattgefunden haben. Es ist aber meine Route ziemlich genau die Grenze der Somalivölker. In zweitägigen Einbrüchen fallen oft die Somali in die Länder der Wagogo ein. Die Masai gehören zu den Somalivölkern.

Zanzibar selbst ist natürlich in Folge der bis dahin in Flor gewesenen Sklaverei eine Karte von Mischungen sämmtlicher Völker der Ostküste und der Völker des weiteren Innern, die von den Arabern herausgeschleppt worden sind.

Ich will noch erwähnen, dass es mir aufgefallen ist, dass ich in Westafrika viel Albinos, in Centralafrika wenig und in Ostafrika nicht einen einzigen gefunden habe. In Westafrika habe ich ausserordentlich viel Albinos, namentlich in der Kolonie Angola, getroffen.

Ueber den Kannibalismus der Stämme ist es nicht leicht etwas zu sagen, weil die Leute ausserordentlich schwer Einblicke gestatten. Man weiss niemals sicher, ob das, was erzählt wird, auf Wahrheit beruht; jedenfalls erzählt man aber von Kannibalismus. Man hört immer die Redewendung: damals, als wir noch Menschen assen. Meines Erachtens sind die Balubavölker alle Kannibalen, mehr oder weniger; speciell unsere Freunde, bei denen wir so lange lagen, waren Kannibalen. Die östlichen Baluba sind es noch. Unsere Tuschilange sagten uns, sie hätten selbst noch Menschenfleisch gefressen, erst seit 10 Jahren, mit der Einführung des Riamba, habe das Menschenessen aufgehört. Ganz besonders soll der Kannibalismus betrieben werden bei den Bassange, bei jenen sehr rein erhaltenen Baluba, die zwischen den grösseren Dörfern sitzen und die wirklich die Plage jener Länder sind. Während wir bei dem Fürsten waren, hatte gerade ein Krieg stattgefunden, und die Leute waren zurückgekehrt mit den Häuptern der Gefallenen und Erschlagenen auf den Speeren. Am anderen Tage sollte der König kommen und uns begleiten, er erschien aber nicht und wir hörten des Nachts Geräusch und Trommeln in weiter Ferne, und erfuhren, dass in jener Gegend, nicht im Dorfe selbst, das Fest abgehalten sei. Sie hatten dort die in den letzten Tagen Gefallenen verzehrt. Man erzählte uns, dass das immer nur bei Nacht geschähe, niemals in den Dörfern selbst. Vom Menschenessen sind ausgeschlossen die Kinder bis zu einem gewissen Jahre und ausserdem die Weiber, die schon geboren haben, sowie jedes Weib bis zu einem bestimmten Alter. Wenn es feststeht, dass sie unfruchtbar ist, hat sie Theil am Menschenessen. Bei den Waregga, behauptet Stanley, auch Beweise von Anthropophagie getroffen zu haben. In Nnyema sagte mir ein Mann: „Bis vor kurzem haben wir auch Menschenfleisch gegessen und zwar auch das von

den an einer Krankheit Gestorbenen, nur haben wir, wenn Jemand an einer Krankheit gestorben ist, die äussersten Glieder der Finger und Zehen abgenommen, eingesalzen, in Blätter gewickelt und ins Wasser geworfen, während wir den ganzen anderen Körper gegessen haben." Durch das Einsalzen und Wegwerfen sollte erreicht werden, dass die Krankheit nicht auf den Essenden überging. Er erzählte weiter, dass sie nicht die in ihren eigenen Dörfern Gestorbenen gegessen, sondern die Leichen gewissermaassen ausgetauscht hätten. Die von einem fremden Dorfe herübergekommene Leiche wird später wieder erstattet durch einen im Dorfe selbst Gestorbenen. Die Batua essen kein Menschenfleisch. —

Ich wollte mir dann noch ein Paar Worte erlauben über den Tanganyka. Es ist speciell der Abfluss des Tanganyka, über den die verschiedensten Gerüchte existiren seit Stanley. Ich glaube, den Schlüssel zur Aufklärung aller dieser sich strikte entgegenstehenden Nachrichten gefunden zu haben. Zunächst will ich bemerken, dass der Tanganyka-See ein Einbruchsee ist; seine Ufer zeigen oft schräg anstehende mächtige Schichten in scharfen Brüchen, so dass, wenn man an seinen Ufern entlang fährt, man die Ueberzeugung gewinnt von einem plötzlich und auf vulkanischem Wege herbeigeführten Bruch der Schichten. Seine colossale Tiefe spricht, so viel ich darüber gehört habe, für diese Annahme und ebenso spricht dafür das Weitere, was ich noch erwähnen will.

Was seinen Abfluss betrifft, so wurde zunächst von Lieutenant Cameron über denselben berichtet. Er fand, ähnlich wie Stanley, ein stagnirendes Wasser am Lukuga-Creek, welches sehr sumpfig und jedenfalls kein Abfluss des Tanganyka war. Es kam darauf später der Capitain Code Hore dorthin und fand einen mächtigen Abfluss; ebenso der englische Reisende Thomsen, und als ich hineinfuhr in die Oeffnung des Lukuga, mussten wir mit allen Rudern arbeiten, um an Land zu kommen und nicht weggefegt zu werden. Mit einer Stromgeschwindigkeit von 1 *m* in der Sekunde jagt das Wasser des Tanganyka dem Lualaba zu. Wie ist das nun zu erklären? Nur dadurch, dass der Tanganyka von der Zeit Stanley's bis zu mir so gestiegen ist, dass er sich jetzt einen Abfluss geöffnet hat. Dieser Abfluss hat aber schon früher sehr lange existirt und der See in seinem jetzigen Spiegel hat schon Jahrhunderte lang existirt. Man braucht nur an irgend welche Stelle des Ufers zu gehen, um zu sehen, dass das jetzige Ufer nicht neu ist. Die mächtigen Sanddünen gehen an einigen Stellen etwa 2—300 *m* in das Land hinein. Die Schrift an den Felsenufern des Tanganyka ist die langer Jahrhunderte. Es genügt das Auge eines Laien dazu, um das feststellen zu können. Ebenso ist das Bett des Abflusses ein so markirtes und mit so starkem Geröll ausgestattetes, dass es kein neues sein kann. Sogleich, wenn man am Ausfluss steht, sieht man eine mächtige Felswand, die von den Wassern des Lukuga abgespült ist, jedenfalls das Werk vieler Jahrhunderte. Also existirt hat der Lukuga schon lange vorher. Wie ist das zu erklären? Die Erklärung giebt der dort stattfindende Vulkanismus. Noch vor 25 Jahren hat aus dem Tanganyka ein Ausbruch stattgefunden von Wasser, Schmutz und Steinen; Proben von einem solchen Ausbruch liegen heutzutage noch in London bei einer der Missionsdirektionen. Dieselben sind von Griffith, der die Station hier inne hatte, dorthin gesandt, nachdem er sie von Arabern erworben hatte, welche das Ereigniss mitgemacht und von den ausgeworfenen Massen mitgenommen hatten. Viele Araber beschreiben diesen Ausbruch und sowohl Capitain Hore als Thomsen und Griffith haben noch Erdstösse erlebt, die sich fortsetzten bis nach Tabora, wo ich selbst verschiedene Erdstösse gefühlt habe. Auch schreibt Thomsen von einem ausgebrochenen Krater zwischen dem Tanganyka und Nyassa. Der Vulkanismus giebt die Erklärung meiner

Meinung nach in folgender Weise: Es hat an den Ufern dieses Einbruchsees abermals ein Nachsturz stattgefunden, in irgend welcher Verlängernng, sei es nach Norden, sei es nach Süden. Stanley sagt, es mache den Eindruck, als wenn es früher zwei Seen gewesen seien. Es zieht sich eine Untiefe quer durch den Tanganyka. Mag es nun ein Nachsturz an den Ufern gewesen sein oder ein Nachsturz seines Bettes selbst, kurz nnd gut, dieser Einsturz hat die Folge gehabt, dass der Spiegel des Sees mächtig gesunken ist. Mit dem Nachsturz des Wassers in die neue Vertiefung ist der Abfluss seiner Funktion enthoben worden und die Masse der kleinen Bäche, die in den Lukuga münden, haben dort Pflanzen und Erdreich zugeführt nnd das Bett ausgefüllt in der Länge der Zeit, so dass das Bett des alten Lukuga endlich vollständig verschwunden war. Allmählich ist der See wieder gestiegen und damals, als Stanley und Cameron dorthin gekommen sind, bis zu der Höhe gelangt, dass er scheinbar an dem Ausfluss hin und her ebbte. Zwischen Stanley und mir aber hat sich daun das überlaufende Wasser zuerst wieder den Weg gebahnt. An dieser Stelle, der einzigen, wo ein Abfluss möglich ist, hat sich zunächst eine kleine Rinne gebildet; demnächst ist Alles wieder nachgerissen und das alte Bett des Lukuga wieder geöffnet worden. Es ist in Folge dessen seit Stanley der Spiegel wieder etwas gefallen, bis jetzt nachweisbarerweise um 12 Fuss, selbstverständlich weil der Strom das Wasser abführte. Ob zu der Zeit, als ich da war, ein vollständiger Ausgleich der Wassermasse stattgefunden hatte oder ob der Spiegel des Sees noch weiter fallen wird, weiss ich nicht; er kann aber jedenfalls nicht mehr viel fallen, da das Bett des Lukuga nicht tiefer werden kann und höchstens ein Unterschied eintreten könnte hinsichtlich der Stromgeschwindigkeit. Einige Kleinigkeiten sprechen für diese Annahme, z. B. die Sylbe Lu ist der Gegensatz eines Deminutivum und heisst etwas Grosses und Mächtiges. Stanley und Cameron brachten schon zu der Zeit, wo der See hin und her ebbte, den Namen Lukuga. Dann sprechen für solche eigenthümlichen und plötzlichen, mit Vulkanen verbundenen Vorgänge die Seefabeln, die Stanley erzählt, und endlich wird man bei dieser Erklärung jedem einzelnen Beobachter gerecht. So lange also eine andere Erklärung nicht da ist, scheint mir dies die Aufklärung der eigenthümlichen, sich widersprechenden Berichte über den Abfluss des Sees zu sein.

Inwiefern die Fauna im Tanganyka und Lualaba einen Beweis für meine Behauptung liefert, kann ich nicht sagen, da ich Kenntnisse in dieser Beziehung nicht besitze. Jedenfalls gaben mir Griffith und Capitain Hore, die ich an der Küste traf, vollständig Recht, als ich ihnen die Sache so auseinandersetzte. —

Hr. Bastian richtet warme Abschiedsworte an den zu einer neuen, auf 3 Jahre berechneten Expedition nach Innerafrika sich rüstenden Herrn Vortragenden.

(21) Eingegangene Schriften:

1. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XIII, Nr. 1.
2. Al Prosdocimi, Le necropoli euganee ed una tomba della Villa Benvenuti in Este. Gesch. d. Verf.
3. Al. Prosdocimi, Notizie delle necropoli euganee di Este. Roma 1882. Gesch. d. Verf.
4. F. v. Hochstetter, Die neuesten Gräberfunde von Watsch nnd St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstädter Periode. Wien 1883. Gesch. d. Verf.

5. Autiqvarisk Tidskrift for Sverige. Bd. 7, Heft 1—3.
6. Revue de l'histoire des religions. Tome VI, Nr. 6.
7. Amtliche Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen. Jahrg. IV, Nr. 3.
8. K. Wehse, Herrschaft, Burg und Ruine Karpenstein. Landeck 1883. Gesch. d. Hrn. Virchow.
9. W. Arnold, Deutsche Urzeit. Gotha 1879. Gesch. d. Hrn. Virchow.
10. Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 59, Heft 1.
11. W. Joest, Das Holontalo, Glossar und grammatische Skizze. Ein Beitrag zur Kenntniss der Sprachen von Celebes. Berlin 1883. Gesch. d. Verf.
12. Annuaire de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. 1882. 1883.
13. Bulletins de l'Académie royale de Belgique. 3. série, Tome I—V. Bruxelles 1881—1883.
14. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. X, Nr. 5, 6 und Extranummer.
15. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XVIII, Heft 2, 3.
16. Revue d'Ethnographie. Tome II, Nr. 3, 4.
17. Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris. Tome VI, Fasc. 3.
18. Baltische Studien. Jahrgang 33. Stettin 1883.
19. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. VII, Fasc. 11, 12, 13, 14.
20. Deutsche geographische Blätter. Herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft zu Bremen. Bd. VI, Heft 3.
21. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1883. Nr. 8, 9,10.
22. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ostasiens. Heft 29.
23. Antiqua, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde. Zürich 1883. Nr. 2—6.
24. Boletin de la Academia nacional de Ciencias en Cordoba, Republica Argentina. Tomo V, Entrega 3.
25. Boletim da sociedade de Geographia de Lisboa. 3. serie Nr. 9, 11, 12; 4. Nr. 1.
26. W. Schwartz, Prähistorisch-anthropologische Studien. Berlin 1884. Gesch. d. Verf.
27. W. Freih. von Tettau, Uebersichtliche Zusammenstellung der in Erfurt und dessen Umgegend gefundenen vorgeschichtlichen Gegenstände. Gesch. d. Verf.
28. Albrecht, Note sur la présence d'un rudiment de proatlas sur un exemplaire de Hatteria punctata Gray. Gesch. d. Verf.
29. Albrecht, Note sur le basioccipital des batraciens anoures. Gesch. d. Verf.
30. Albrecht, Note sur un sixième costoïde cervical chez un jeune Hippopotamus amphibius L. Gesch. d. Verf.
31. Albrecht, Note sur une hémivertèbre gauche surnuméraire de Python Sebae Duméril. Gesch. d. Verf.
32. Albrecht, Mémoire sur le basiotique, un nouvel os de la base du crane. Bruxelles 1883. Gesch. d. Verf.
33. Albrecht, Sur le crane remarquable d'une idiote de Mans. Bruxelles 1883. Gesch. d. Verf.
34. Albrecht, Das os intermedium tarsi der Säugethiere. Gesch. d. Verf.
35. Albrecht, Sur les 4 os intermaxillaires, le bec-de-lièvre et la valeur morphologique des dents incisives supérieures de l'homme. Bruxelles 1883. Gesch. d. Verf.

36. M. von Brandt, Sprache und Schrift der Chinesen. Breslau 1883. Gesch. d. Verf.
37. Verhandlungen der permanenten Commission der Europäischen Gradmessung. Berlin 1883. Gesch. d. Hrn. Virchow.
38. Verhandlungen des wissenschaftlichen Beiraths des Kgl. Geodätischen Instituts zu Berlin im Jahre 1883. Gesch. d. Hrn. Virchow.
39. R. Schomburgk, Report on the progress and condition of the botanic garden of Adelaide and government plantations during the year 1882. Adelaide 1883. Gesch. d. Verf.
40. Fr. Tappeiner, Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette comuni. Innsbruck 1883.
41. Ces. Lombroso, Gasparone. Torino 1882.
42. I Jahresbericht der geographischen Gesellschaft zu Greifswald. 1882—1883.
43. Will. E. Everette, Ethnological researches among the Tutútèné Indians of Western Oregon. Msc. vom Verf. eingesandt.
44. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band XIII, Heft 2.
45. R. Virchow, Ueber die Zeithestimmung der italischen und deutschen Hausurnen. Aus den Mittheil. der Kgl. Akademie der Wissenschaften, Mai 1883. Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 17. November 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Hr. Lindenschmit hat folgendes Schreiben, d. d. Mainz, 23. October, an den Vorsitzenden gerichtet:

„Das gestern erhaltene Schreiben des Vorstandes der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte, in welchem derselbe mir die Ernennung zum Ehrenmitgliede kund giebt, hat mich überrascht und hoch erfreut. Genehmigen Sie meinen ergebensten Dank für diese mir gewährte Auszeichnung von Seiten eines Vereins, der in dem umfassenden Bereiche seiner Aufgaben bereits so Bedeutendes geleistet und so glücklich ist, sich der unvergleichlich vielseitigen Thätigkeit seines verehrten Vorsitzenden in gleichem Maasse zu erfreuen wie seiner Erfolge auf so manchem, bis jetzt nahezu unbetretenem Gebiete der Forschung.

„Wenn es mir nur vergönnt war, im Vergleiche mit einer so weitgreifenden Wirksamkeit, auf mehr beschränktem Gebiete die Erfolge unbefangener Auffassung anzubahnen, so finde ich die werthvollste Anerkennung meiner Bestrebungen in der mir erwiesenen Ehre.“ —

Die HHrn. Aeby und von Fellenberg in Bern sind zu correspondirenden Mitgliedern erwählt worden.

(2) Hr. A. B. Meyer sendet folgenden Nachruf für den verstorbenen S. C. J. W. van Musschenbroek in Leiden:

Am 7. November verschied im Alter von 56 Jahren nach kurzem Krankenlager in Leiden Mr. S. C. J. W. van Musschenbroek, gewesener niederländisch-indischer Resident von Ternate und Manado, wissenschaftlichen Kreisen weithin über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt durch sein vielseitiges Wirken auf den Gebieten der Geographie, der Sprachwissenschaft, der Ethnologie, Zoologie, Botanik und allen mit diesen Disciplinen verwandten Bestrebungen. Viele Jahre als Assistent-Resident in Buitenzorg auf Java thätig, wurde er 1873 nach Ternate, 1875 nach Manado auf Celebes als Resident versetzt und kehrte 1876 zu bleibendem Aufenthalte nach Europa zurück. Nach Absolvirung seiner juridischen Studien hatte er sich im Leidener Museum emsig mit Zoologie beschäftigt, in Buitenzorg bot ihm der dortige berühmte botanische Garten Gelegenheit, seine Kenntnisse in der Botanik zu vertiefen, und während seines langjährigen indischen Aufenthaltes legte er grosse naturwissenschaftliche Sammlungen an, mit denen er die Museen Europa's, in erster Linie diejenigen Leiden's bereicherte, wie auch sein Verweilen unter den Völkern des ostindischen Archipels dazu diente, seine Kenntnisse im Sanscrit, Arabischen, Javanischen, Malaischen, Kawi und anderen Sprachen mehr zu sehr umfassenden zu gestalten. Er liess es sich ferner in ganz hervorragendem Maasse angelegen sein, alle wissenschaftlichen Reisenden, welche den ostindischen Archipel besuchten und mit ihm in Berührung kamen, in jeder Weise durch seinen werthvollen Rath und seine werkthätige Hülfe zu unterstützen, wodurch er sich die weitesten Kreise zu hohem Danke verpflichtet hat. Seine Versetzung von Java

nach Ternate geschah von Seiten der niederländisch-indischen Regierung in der Absicht, ihn an die Spitze einer grossen wissenschaftlichen Expedition nach Neu-Guinea zu stellen, welche von dort ihren Ausgangspunct nehmen sollte, welche jedoch in Folge des inzwischen ausgebrochenen Krieges mit Atjeh nicht zur Ausführung kam. Während seines dann folgenden Aufenthaltes auf Celebes sammelte er die Daten zu seinen 2 schönen Karten vom Golf von Tomini und der Minahassa, welche 1878 und 1879 erschienen. Er hatte sich während seines vieljährigen Aufenthaltes im Archipel die umfassendsten Kenntnisse erworben und schritt sofort nach seiner Rückkehr nach Europa dazu, dieselben nutzbar zu machen. Die niederländische Regierung entsendete ihn 1878 zur internationalen Ausstellung nach Paris, 1880 zur internationalen Fischerei-Ausstellung nach Berlin, 1881 zum internationalen geographischen Congress nach Venedig, und bei der in diesem Jahre in Amsterdam veranstalteten internationalen kolonialen Ausstellung gehörte er zu den leitenden Persönlichkeiten. Noch wenige Tage vor seinem so plötzlich erfolgten Tode wurde ihm die Direction des neu gegründeten kolonialen Museums in Amsterdam übertragen, nachdem er seit seiner Rückkehr aus Indien einer grossen Reihe von wissenschaftlichen Gesellschaften und gelehrten Instituten Hollands und des Auslandes thätig nahe getreten war.

Die Wissenschaften verlieren in van Musschenbroek einen unermüdlichen Förderer und begeisterten Anhänger, mit dem eine Fülle noch unbehobenen Wissens zu Grunde ging, sein Vaterland verlor einen seiner edelsten Patrioten, seine unter den civilisirten Nationen der Erde verbreiteten Freunde betrauern einen treuen Genossen und Gönner, welcher stets bereit war, alle ernsten Bestrebungen zu fördern, zu allem Guten und Schönen aufzumuntern und alle Leistungen rückhaltlos und gerecht anzuerkennen. An allen menschlichen Tugenden war er reich. Seinem Andenken Ehre!

Verzeichniss der hauptsächlichsten Arbeiten von S. C. J. W. van Musschenbroek:

1. Diss. jur. ing. de quaestione, num in venditione rerum immobilium, majoribus et minoribus aetatis competentium, auctoritate judicis opus sit. 1852. 8°. 31 pag.
2. Verslag omtrent de afdeeling Ambarawa na de aardbevingen waargenomen in den Nacht v. 16. tot 17. Julij 1865. Nat. Tijdschr. v. Ned. Indie Vol. XXIX 1867 pag. 1—27.
3. Cachelot-Visscherij in den Nederlandsch indischen Archipel. Getah-Pertja van Celebes-Oostkust. 1877. 55 pag. (T. ter bev. v. Nijverheid.)
4. Iets over de inlandsche wijze van Katoen verwen. 1878.
5. Een bezoek aan de Friesche Wadden. 1878. 8°. 30 pag. (Eigen haard.)
6. Kaart van de Minahassa. 1878. $\frac{1}{100000}$
7. Aanteekening omtrent de Avifauna van Terschelling. 1879. (T. Ned. Dierk Ver. IV.)
8. Kaart met toelichting van de Bocht van Tomini of Gorontalo en aangrenzende Landen 1879 fol. und 4°. 18 pag.
9. Mededeelingen omtrent grondstoffen uit het oostlijk gedeelte van onzen indischen Archipel 1880. 8°. 67 pag.
10. Mémoire offert au congrès de géographie s'assemblant à Vénise. 1881. 8°. 91 pag.
11. La Papouasie ou Nouvelle-Guinée occidentale par M. le Cte Meyners d'Estrey. 1881. 8. 8 pag. (Ind. Gids.)

12. Het Vaarwater van de schipbreukelingen van het stoomschip Koning der Nederlanden. 1881. 8°. 28 pag. mit Karte.
13. Toepassing van fotozinkografie op verveelvuldiging van hydrografische Kaarten. Tijdschr. Aardr. Gen. 1882, 132.
14. Over de afschaffing van de octrooien. Maatsch. v. Nijverheid. 1882.
15. Over de spoorwegverbinding van den Senegal met den Niger en de handelsgemeenschap met Timboektoe. ibid. 1882.
16. Over de verbetering, welke bij de cartographie in den laatsten tijd waren in toepassing gebracht. ibid. 1882.
17. Dagboek van Dr. H. A. Bernstein's laatste Reis van Ternate naar Nieuw-Guinea. 1883. 8° 258 pag. mit Karte.
18. Catalogus der afdeeling Nederlandsche Koloniën van de Internationale Koloniale en uitvoer-handel tentoonstelling te Amsterdam. 1883. Groep II., 10e Klasse: Middelen van bestaan. A. Jacht en Visscherij pag. 87—131. E. Boschproducten pag. 178—214. G. Nijverheid pag. 227—272.

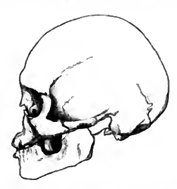
Der Vorsitzende erklärt, dass viele der Anwesenden, welche Hrn. van Musschenbroek zur Zeit, als er hier die Funktion des Kommissars der niederländischen Regierung auf der deutschen Fischerei-Ausstellung versah, kennen gelernt haben, seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine ausgedehnten Kenntnisse in lebhafter Erinnerung halten. Mit tiefer Theilnahme werde man auch in Deutschland den Tod des trefflichen Mannes beklagen, der berufen schien, ein neues Verbindungsglied zwischen Europa und dem fernen Osten zu bilden.

(3) Hr. Virchow berichtet über

ein mit Glyptodon-Resten gefundenes menschliches Skelet aus der Pampa de la Plata.

Nach einer freundlichen Mittheilung des Hrn. v. Martens ist augenblicklich in Genua eine seltene Sammlung von Thier- und Menschenresten aus der argentinischen Pampa ausgestellt, welche zum Verkauf angeboten wird. Dieselbe gehört dem Hrn. Santiago Roth, einem seit längerer Zeit dort angesiedelten Schweizer, und umfasst nach dem uns vorliegenden Katalog (Fossiles de la Pampa. San Nicolas 1882) eine grosse Zahl der interessantesten paläontologischen Stücke. Nach seiner Angabe fand Hr. Roth ein menschliches Skelet in der oberen Pampa-Formation bei Pontimelo im Norden der Provinz Buenos Ayres an einem sanft geneigten Abhange, etwa $^1/_2$ M. von dem Rio de Arrecifes, an einer durch den Regen zum Theil abgeschwemmten und der Humusdecke beraubten Stelle. Der Schädel lag in gleicher Höhe mit der Schale eines Glyptodon nach der Flussseite zu, die übrigen Knochen nach verschiedenen Richtungen zerstreut, ein Oberschenkel und das Becken aber unter dem Schilde des Thieres. Der Schädel nebst Unterkiefer hatte eine verticale Stellung, war aber von dem Atlas und Epistropheus um 1,50 *m* entfernt; unter dem Unterkiefer steckte ein „Instrument“ aus Hirschhorn. Die Knochen der einen Hand waren zusammen, die der anderen, sowie die der Füsse zerstreut. Eine Muschelschale fand Hr. Roth persönlich im Becken; dicht dabei lagen kleine zerbrochene Knochen eines Edentaten, von denen er annimmt, dass das Thier dem Menschen als Nahrung gedient habe. Die Schale des Glyptodon war umgedreht, der Rücken nach unten, die Ränder aus der Erde heraussteheud. Hr. Roth nimmt an, dass der Todte nicht bestattet, sondern nach und nach mit Erde überweht sei, wesshalb auch die zuerst bedeckten Theile sich besser erhalten hätten, als die längere

Zeit der Luft und dem Regen ausgesetzt gewesenen. Von der übersendeten Photographie des Schädels giebt der nachstehende Holzschnitt die Hauptumrisse.



Hr. Carl Vogt, der den Finder persönlich kennt, hat schon früher in den Bullet. de la soc. d'anthrop. de Paris vom 20. October 1881 p. 693 einige weitere Mittheilungen gemacht. Darnach umfasst die von Hrn. Roth im Laufe von 15 Jahren explorirte Fläche einen Raum von etwa 5000 □Meil. längs des Parana, eine weite wellige Ebene ohne jeden Fels, ohne Geröll und Sand, deren Humusdecke etwa 1 *m* stark, aber an den tieferen Stellen durch Wasser fortgeschwemmt ist. Die darunter liegende, eigentliche Pampa-Formation, welche durchweg aus einer sehr feinen thonig-sandigen Erde besteht, hat 2 Etagen: eine obere, lichtere von 5—24 *m* Mächtigkeit, in welcher die Reste von Glyptodon, Hoplophorus, Mylodon, Scelidotherium, Dasypus, Machaerodus, Equus curvidens und zahlreicher Wiederkäuer eingeschlossen sind, und eine tiefere, 1—3 *m* dicke, von dunklerer Farbe, mit Resten des Mastodon, Megatherium, Panochthus, Doedicurus und Taxodon. Beide Etagen seien quaternär, aber niemals finden sich die Knochenreste derselben gemischt vor. Darunter folgt eine Thonschicht von unbekannter Tiefe, die Hr. Burmeister als marin ansieht, was Hr. Roth bestreitet. Das menschliche Gerippe lag in der obersten Quaternäretage. Diese Schichten sind jedoch nach Hrn. Roth nicht aus Wasser abgesetzt, sondern in ähnlicher Weise, wie es Hr. v. Richthofen für den Löss in Centralasien annimmt, durch die combinirte Thätigkeit von Wind und Wasser entstanden. Er führt Beispiele dafür an, wie schnell noch jetzt die Gerippe von Thieren auf der Pampa bedeckt werden.

Hr. Vogt, der nur Photographien der Gegenstände gesehen hatte, erklärt, dass er an der Hirschhornzacke kein Zeichen einer absichtlichen Bearbeitung bemerke, dass jedoch Hr. Roth schon bei einer früheren Gelegenheit neben den Resten eines Scelidotherium eine Feuersteinwaffe ausgegraben habe, die sich jetzt im Besitz des Hrn. Pedro Pico in Buenos Ayres befinde. Eine spätere Bestattung unter dem Schädel des Glyptodon sei übrigens nach Hrn. Roth ganz ausgeschlossen, da in diesem Falle die ganze Schale erst weggenommen und nachher sorgfältig hätte reponirt werden müssen. Jedenfalls ist der Fall ein sehr bemerkenswerther und eine genauere Beschreibung des Schädels wäre von besonderer Wichtigkeit. Nach der Photographie zu urtheilen, ist derselbe kurz und hoch; seine ganze Erscheinung bringt mir unwillkürlich die Schädel aus brasilianischen Sambaqui's in die Erinnerung, welche ich bei früheren Gelegenheiten in der Gesellschaft besprochen habe. Der erste, den ich in der Sitzung vom 11. Mai 1872 (Verh. S. 189) vorlegte, stammte von Dona Francisca: er erwies sich als hypsibrachycephal. Der andere, von der



Insel San Amaro bei Santos, den ich in der Sitzung vom 10. Januar 1874 (Verh. S. 5) erörterte, war orthobrachycephal. Ich habe auch schon darauf hingewiesen, dass die von Hrn. Strobel in den Paraderos von Patagonien gefundenen Schädel gleichfalls brachycephal waren. Eine speciellere Analyse der Einzelheiten nach der Photographie möchte ich nicht versuchen; es mag umsomehr genügen, auf diese Analogien hingewiesen zu haben, als ich früher sehr eingehende Beschreibungen der Sambaqui-Schädel geliefert habe.

Es ist aber dabei nicht zu übersehen, dass auch die Schädel der modernen Pampeos sich in ihren Verhältnissen den hier besprochenen nähern. Ich habe darüber in der Sitzung vom 14. März und 12. December 1874 (Verh. S. 60 und 261) ausführlicher berichtet, indem ich einige Schädel, welche ich der Vermittelung des Hrn. Oldendorff verdankte, und einige in der Sammlung Retzins in Stockholm befindliche beschrieb. Dieselben sind ausnahmslos hypsibrachycephal, aber sie sind auch stark verdächtig, ihre Gestalt zum Theil arteficieller Deformation zu verdanken. Davon ist nun freilich in der Photographie des Hrn. Roth wenig zu bemerken, aber eine Photographie ist ein wenig sicheres Beweis-Objekt. Immerhin ist der Abfall am Hinterhaupt ein sehr steiler und die in der Photographie gegebene Norma temporalis weicht von der meines einen Pampeo-Schädels nur um ein Geringes ab. Ich möchte sagen, dass sie ungefähr die Mitte zwischen dem Sambaqui-Schädel von Dona Francisca und dem eben erwähnten Pampeo-Schädel einnimmt. Indess eine blosse Seitenansicht genügt nicht, um ein ausreichendes Urtheil zu fällen; dazu wäre mindestens noch eine Oberansicht nöthig.

Noch weit ungünstiger steht es mit der Beurtheilung des Gesichts, welches nach der Photographie nicht sehr hoch, aber stark prognath gewesen zu sein scheint. Leider ist der Unterkiefer unzweifelhaft falsch angesetzt. Aber auch unsere Vergleichungsschädel sind in dieser Beziehung übel daran. Der Schädel von S. Amaro hat überhaupt keine Gesichtsknochen und bei dem von Dona Francisca sind sie aus der Verbindung gelöst. Scheinbar ist jedoch der Prognathismus des letzteren Schädels ebenso gross, wenn nicht noch grösser, als der des photographirten, und nicht minder ist dies der Fall bei den modernen Pampeos. Unter diesen Umständen muss ich darauf verzichten, die Frage des Alters des von Hrn. Roth ausgegrabenen Schädels zu beantworten. Sind seine Fundangaben aber richtig, was zu bezweifeln kein Grund vorliegt, so dürfte mit Sicherheit folgen, dass schon diese älteste Bevölkerung brachycephal war. —

Hr. Nehring bemerkt im Anschlusse an das über den Pampa-Schädel gesagte, dass er einen Menschen-Schädel aus den Sambaquis von Santos besitze, welcher in der That ebenfalls eine wesentliche Aehnlichkeit mit dem in Abbildung vorliegenden Schädel aufweise.

(4) Hr. Olshausen überreicht einen von ihm und Fräulein Mestorf erstatteten Bericht

über den Goldschmuck aus dem zweiten Tideringhoog auf Sylt.

Im Kieler Museum befindet sich unter Nr. F. S. 7565 ein Goldschmuck aus dem zweiten Tideringhoog von der Norderhaide auf Sylt, durch Hrn. Handelmann ausgegraben und in seinen „Ausgrabungen auf Sylt“ II., Kiel 1882, S. 6 und 7 abgebildet und beschrieben.

Hr. Handelmann sagt über diesen Gegenstand wörtlich Folgendes:

„Ein aus dünnem Goldblech zusammengebogener Schmuckgegenstand, welcher

75 *mm* lang, in der Mitte 21 *mm* breit ist und an beiden Enden spitz zuläuft. Derselbe ist verziert mit 3 erhabenen und mit erhabenen Punkten besetzten Streifen, der mittlere breiter, die an den Seiten schmäler, welche in der Mitte der Länge nach neben einander herlaufen; zwei ähnliche Streifen begleiten den oberen und den unteren Aussenrand. Diese Verzierung ist mit einer einfachen Punze von hinten durchgeschlagen. Ehe die Punze zur Anwendung kam und die Ränder des Goldblechs völlig umgebogen wurden, war die Rückseite mit der obgedachten weissen Kittmasse bestrichen. Die ganze Arbeit ist roh und ungeschickt; es steht aber ausser Zweifel, dass eine Nachbildung von der verzierten Platte solcher bronzenen Gewandnadeln, wie sie im mittleren Krockhoog, im Nessenhoog vorkommen, beabsichtigt war".

Das Titelblatt zu den „Ausgrabungen" II. giebt als „Gewandnadel aus Hügel No. 15" eine Abbildung der bronzenen Nadel aus dem Krockhoog; die Abbildungen der Vorder- und Rückseite des Goldblechs aus dem Tideringhoog gestatten den Vergleich mit derselben. Der „weisse Kitt" ist die durch einen von uns analysirte Masse, welche aus reiner Zinnsäure besteht (Verhandl. Berlin. Anthrop. Ges. 1883, S. 109 Nachtrag).

Auffallend bei obiger Darstellung Handelmann's ist, dass die von der Rückseite angesetzte Punze indirect, nehmlich durch Vermittelung der weissen Masse, gewirkt haben soll; ist diese Thatsache richtig, so muss der eine Belag an seiner Aussenseite dasselbe Muster vertieft zeigen, welches das Goldblech auf der Vorderseite erhaben enthält. Wie weit dies der Fall, werden wir später sehen, zunächst wollen wir das bei der Punzirung gegenwärtig angewendete Verfahren nach den gefälligen Angaben des Hrn. Hofgoldschmiedes Hugo Schaper zu Berlin schildern.

Der betreffende Gegenstand wird mit der Rückseite auf eine Unterlage von Kitt befestigt, das Muster dann auf die zu verzierende Fläche des Metalls gezeichnet und mit Punzen leicht eingeschlagen (gezogen). Entfernt man nun den Kitt von der Rückseite, so zeigt diese das Muster schwach erhaben. Es wird darauf das Metall auf der Vorderseite gekittet und die Stellen, welche Reliefhöhe haben sollen, von der Rückseite her in den Kitt eingetrieben; dann wird wieder umgekittet und die Vorderseite mit den Punzen bearbeitet, um das Muster in seiner Feinheit und Vollendung herzustellen.

Die Kittunterlage dient im wesentlichen dazu, das betreffende Metallstück festzuhalten; der Kitt muss eine gewisse Elasticität besitzen, darf weder zu weich noch zu hart sein. Hr. Schaper giebt als übliche Mischung für denselben an: 30 Theile gebrannten Gyps, 10 Theile Pech, 1 Theil Theer.

Es ist nun sofort klar, dass die Aussenseite der Kittmasse, welche bei der letzten Bearbeitung mit dem Punzen die Rückseite des Blechs bedeckt, das Muster dieses letzteren selbst durchaus nicht zeigen kann; nur die dem Goldblech unmittelbar aufliegende Innenseite des Pechkuchens würde, wenn als Ganzes abgehoben, das Muster darstellen und zwar en relief, wie die Vorderseite des Metalls; hieraus ergiebt sich aber, dass wenn thatsächlich der weisse Belag genau dasselbe Muster vertieft wieder giebt, das der Goldschmuck erhaben zeigt, die Punze auch wirklich nur von der Rückseite und dazu noch indirect angesetzt sein kann, ein ferneres Ausarbeiten der Vorderseite aber unterblieben ist; dem würde dann der Handelmann'sche Ausdruck: „die ganze Arbeit ist roh und ungeschickt" in gewissem Sinne entsprechen.

Eine erneute Untersuchung des Goldschmuckes (unter Zuziehung des Hrn. Goldschmiedes Hansen in Kiel) hat nun als zweifellos Folgendes ergeben:

Den Reliefknöpfchen auf den erhabenen Mittelrippen der Vorderseite der Gold-

platte entsprechen genau die vertieften Punkte auf der Mitte der Rückseite des weissen Belags, nur sind letztere schärfer und reiner ausgebildet, weil direct durch die Punze eingedrückt. Die Längsrippen selbst fehlen auf der Rückseite des Belags, sie waren also auf dem Golde vorher eingezogen; die Punzenarbeit zerfällt hiernach in einen directen und einen indirecten Theil[1]).

Der Rand des Goldblechs ist saumartig über die weisse Einlage gebogen und durch Aufsetzen der Punze festgedrückt, so dass hier das Goldblech selbst auf der Aussenseite ebenfalls vertiefte Punktreihen zeigt; aber diese letzteren entsprechen im allgemeinen nicht den erhabenen Punkten auf den Längsrippen am obern und untern Rande der Vorderseite, die vielmehr, wie die Reliefknöpfchen der Mittelrippen, durch Eindrücke der Punze auf die weisse Masse hervorgebracht sind; der Saum wurde also erst später umgelegt, und naturgemäss sind die vertieften Punkte der weissen Einlage hier am Rande in der Regel nicht sichtbar, da sie von dem Goldsaume bedeckt werden. An einer Stelle jedoch, wo auf der Vorderseite die Punktreihe des Randes eine etwas abweichende Richtung nimmt, indem sie sich mehr nach innen wendet, erscheinen die Vertiefungen neben dem Goldsaume auf der weissen Einlage.

Die Frage, wie es möglich war, auf die schon vorhandenen erhabenen Rippen die Punkte mit der erforderlichen Genauigkeit zu setzen, ohne dass man doch diese Rippen sehen konnte, da sie ja mit der weissen Masse bedeckt waren, bereitet auf den ersten Blick einige Schwierigkeit. Bedenkt man aber, dass die jetzt aus Zinnsäure bestehende Einlage ursprünglich unzweifelhaft eine Zinnplatte gewesen ist und zwar, wie der Augenschein lehrt, eine sehr dünne, so ist es höchst wahrscheinlich, dass sich beim festen Andrücken des Goldes an das Zinn in letzteres die Rippen abgedrückt haben, wenn auch nur leicht sichtbar, immerhin aber genügend, um der Punze als Führung zu dienen.

Hiergegen spricht nicht der Umstand, dass man jetzt auf dem Zinnbelag keine Spur der Rippen wahrnehmen kann, denn die völlige Oxydation des Metalles zu Zinnsäure konnte die leichten Eindrücke verwischen.

Die Möglichkeit, mittelst der Punze auf dem Goldbleche durch Uebertragung Eindrücke hervorzubringen, muss einerseits der Natur des Zinnes, andererseits der grossen Reinheit und entsprechenden Weichheit des Goldes antiker Schmucksachen zugeschrieben werden; das Verfahren selbst darf man aber immerhin als mangelhaft bezeichnen, da die Schärfe der Eindrücke auf der Goldplatte natürlich verloren ging. Vermuthlich ist dem Künstler die Idee, die Goldplatte mit Reliefknöpfchen zu verzieren, erst gekommen, nachdem er Gold- und Zinnblech vorläufig mit einander verbunden hatte; unerklärt bleibt es allerdings, warum er nicht lieber diese Verbindung wieder gelöst und dann die Verzierung vorgenommen hat.

Da wir es bei dem Object aus dem Tideringhoog mit einem goldplattirten Zinnblech zu thun haben, so mag hier daran erinnert werden, dass von Sacken: Grabfeld von Hallstatt, S. 119 einen Goldschmuck erwähnt, dessen Rückseite mit einer Bleiplatte unterlegt ist[2]), und dass bronzene Armringe, Nadelknöpfe u. d. g. mit aufgestanztem Goldblech häufig vorkommen.

1) Hierbei ist zu bemerken, dass die Abbildung der Rückseite auf S. 7 bei Handelmann allerdings die Längsrippen zeigt; sie giebt aber eben auch die Rückseite der Goldplatte selbst und nicht die des Belags wieder. Von letzterem sind nur geringe Reste erhalten, das meiste noch an einem spitzen Ende unter dem umgebogenen Rand.

2) Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, dass nach Mittheilung des Hrn. Schaper kleine und dünne Gegenstände bisweilen nicht auf Kitt befestigt, sondern einfach mit einer Bleiplatte unterlegt werden beim Punziren. Leider finden wir bei v. Sacken keine Angabe über etwaige Verzierungen des Hallstatter Schmuckes und die Art ihrer Ausführung.



Was nun die Bedeutung des Schmuckes aus dem Tideringhoog anlangt, so hat schon Handelmann die Goldplatte als eine Nachahmung der Platten bronzener Gewandnadeln erkannt. Unzweifelhaft ist der Schmuck auch wirklich ein Theil einer Spange nordischer Form, von welcher die Nadel, der Nadelhalter und die Axe, um die sich die Nadel dreht, fehlen. Waren diese vermissten Theile aus Gold, so würden sie wohl gefunden sein, sofern man nicht voraussetzen will, dass alle drei Stücke schon vor dem Niederlegen ins Grab verloren gegangen. Es ist jedoch an beiden Enden des Objectes das Goldblech zu einer kleinen runden Röhre zusammengelegt, und innerhalb dieser Röhren sieht man die weisse Einlage mit ebenfalls rundlichem, wenn auch vielleicht etwas abgeflachtem Querschnitt. Dieser Umstand lässt vermuthen, dass die Zinnplatte an jenen Stellen sich als Draht fortsetzte, der, beiderseits zu einer Spiralscheibe aufgerollt, am einen Ende die Drehungsaxe, am andern den Halter für die Nadel abgab; solche Spiralen konnten, weil sie im oxydirten Zustande überaus zerbrechlich und an Farbe wenig hervorstechend sein mussten, allerdings während der Ausgrabung sehr leicht trotz grösster Aufmerksamkeit übersehen werden.

Die Spange hätte demnach ungefähr die Form gehabt, wie die bronzene bei Undset: Etudes sur l'âge de bronze de la Hongrie, I., Taf. IV., 2 (Christiania 1880) abgebildete, gefunden zu Werder, Kreis Zauche-Belzig, Reg.-Bez. Potsdam, und aufbewahrt im Märk. Museum zu Berlin; oder besser vielleicht noch, wie die bei Undset, p. 81, Fig. 10 wiedergegebene aus dem Schweriner Museum, gefunden zu Jürgenshagen bei Schwaan in Meklenburg (siehe auch Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. I. 9, Taf. 3, 3). Nur bestand bei unserm Exemplar der Körper aus Zinn, welches mit Gold plattirt war. Die eigentliche Nadel der Fibel würde allerdings, wenn sie ebenfalls aus Zinn gefertigt war, nicht sehr brauchbar gewesen sein, doch nicht so wenig, als man wohl glauben möchte; ein directer Versuch hat gezeigt, dass man mit einer Zinnnadel sehr wohl Zeuge durchbohren kann, ohne dass sie sich biegt; auch erinnern wir an die Zinnnadel aus dem Bagberg auf Amrum, welche der eine von uns beschrieben hat (Verhandl. Berl. anthrop. Ges. 1883, S. 87).

Dass nicht etwa die Goldblechröhrchen an den Enden zufällig abgebrochen sind und so vielleicht bestandene Verlängerungen derselben, welche Nadelhalter und Axe hätten abgeben können, verloren gingen, ergiebt die Betrachtung mit der Lupe, indem das Goldblech glatt abgeschnitten, nicht unregelmässig abgebrochen erscheint. Hierdurch wird die Annahme einer zinnernen Spange noch gestützt.

Im Kopenhagener Museum befindet sich ein Goldblech ähnlicher Form, wie das in Rede stehende; Zinnunterlage enthält dasselbe jedoch nicht, so wenig wie andere Goldbleche dieser reichen Sammlung, die vielmehr häufig Spuren von Bronzeeinlagen zeigen.

(5) Hr. Robert Eisel zu Gera übersendet mit einem Schreiben vom 5. November folgende Mittheilung über eine

Ausgrabung neolithischer Hügel bei Nickelsdorf unfern Crossen, Kreis Zeitz.

Nork schon will bemerkt haben, dass häufig je 7 Grabhügel eine Gruppe für sich bildeten; wäre dies zu bestätigen, so könnte man vielleicht untersuchen, ob solch ein Gebrauch Zusammenhang habe mit der uralten, nicht erst christlichen Legende von den Siebenschläfern oder mit den sieben Monaten des Jahres, welche die Natur im Winterschlaf zubringt. Im Revier 38 des Zeitzer Stiftsforstes (Sachsenberg, Vogelheerdkuppe) liegen z. B. auf dünnbewaldeter, wenige 100 Schritt im

Umfange messender, isolirter Kuppe wirklich sieben Hügel unregelmässig vertheilt beisammen, und da es mir ebensowenig Zufall schien, dass die Stiftsgrenze just diese Kuppe umsäumte, als dass fast alle hiesigen Funde aus prähistorischer Zeit just an Landes- oder Flurgrenzen gemacht worden sind (einige hundert), so ward mir, Dank insbesondere dem freundlichen Entgegenkommen der königlichen Forstbehörden, vergönnt, bisher 4 dieser Hügel abzuheben.

Hügel 1 (40 Schritt Umfang, $1^1/_2$ *m* hoch, oval) zeigte zu unterst dunkelgraurothen Thon (ein Verwitterungsproduct des unterliegenden Buntsandsteins), dann messerrückenstark und nur in der Hügelmitte Holzkohle, meist anhaftend an der Unterseite der nächsten Schicht, nämlich eines 1—2 Zoll mächtigen, unten noch hartgebrannten, ziegelrothen, oben dagegen graugelblichen, ganz weichen Thons. Hierauf Reste eines menschlichen Gerippes, sämmtlich fest eingeknetet in graurothen Thon, im Westen das zerbrochene Schädeldach, weiterhin einige Armknochen, mehr im Osten aber, völlig regelrecht, die sämmtlichen Bein- und Fussknochen; im Ganzen ein Zahn nur, keine Rippe, kein Rückgrat, kein Becken, keine Hände.

Am Kopfende und an der linken Seite dieses wohl auf dem Rücken gelegenen Leichnams waren längliche Sandsteinplatten so auf die schmale Kante gestellt, dass sie sich als Reste zu erkennen gaben einer ehemaligen, etwa $^1/_4$ *m* hohen Grabkammer; im Süden freilich, also rechts vom Gerippe, standen dergleichen Steine nicht mehr aufrecht und im Osten fehlten sie, denn hier schien die Kammer überhaupt offen gewesen zu sein. Während nehmlich der gelbe Thon ringsum genau mit den erwähnten Umfassungssteinen abschloss, verbreiterte sich derselbe im Osten unregelmässig noch um $^1/_3$ *m* über die Grabkammer hinaus. Ohne Zweifel waren es die faulenden Organismen, die innerhalb dieses ihres Bereichs den Urboden desoxydirten, d. h. entfärbten.

Auch die Reste zweier junger Hunde, welche sich, zum Theil vermischt mit den einzelnen menschlichen Fussknochen, hier am Ende der offenen Grabkammer vorfanden, mögen hier desoxydirend mitgewirkt haben. Ich hielt sie anfangs für Fuchsreste neueren Datums, da deren ja auch Hr. Dr. Voss in den nahen Braunshainer Gräbern als nicht selten erwähnt, — ein beiliegendes Vogelknöchelchen bestärkte mich hierin; Hr. Prof. Dr. Liebe jedoch erkannte in ihnen eine Hunderasse zwischen Spitz- und Windhund, letzterem näher stehend und ausgewachsen, einen starken Fuchs noch um 50 pCt. an Grösse übertreffend, wonach (nach ebengenanntem) unsere Thiere etwa zu vergleichen wären mit dem zweiten kleineren Kjökkenmöddinger (der grössere gleicht dem Eskimohunde) und mit dem Canis familiaris intermedius Woldrich's, welcher letzteren abgespalten hat vom C. f. matris optimae, als eine kleinere, dem Windhunde näher stehende Rasse zwischen dem Bronze- und dem Torfhunde (C. f. palustris). So interessant es nun ist, den offenen Eingang zu einer Grabkammer bewacht zu finden durch Hunde, die zu den Füssen ihres Herrn liegen, so sehr ist zu beklagen, dass sich von dieser neolithischen Rasse weder Schädel noch Zahn erhalten hat, nur ein Splitter des einen Schädels kam zum Vorschein. Tödtete die Thiere vielleicht ein Keulenschlag auf den Kopf? Auch hier übrigens zeigt sich eine Berührung mit der Siebenschläferlegende, denn auch jenen Sieben soll das alte Windsymbol (Windhund, Windspiel), auch diesen, sage ich, soll ein Hund als Wächter ihrer Grabhöhle sich beigesellt haben, der auch in mancher vogtländischen Sage (siehe mein Sagenbuch des Vogtlandes) als mitbegraben gilt und zu Zeiten als wieder hervorbrechend auftritt. Ja, am Eingange zum Schlosse Burgk fand man ein solches Windspiel eingemauert.

Weiter im Hügel 1 fanden sich links und rechts vom Kopfe des Todten 3 zerbrochene, jedoch wieder restaurirte Trinkbecher mit reichlichen Schnurverzierungen

verschiedenen Musters (Fig. 1), in Form und Grösse ganz den von Klopfleisch beschriebenen ähnlich, ebenso (nahe der linken Hand etwa) eine von Klopfleisch sogenannte Amphora, gleichfalls mit vielen Schnureindrücken und endlich eine zweite solche, deutlich zwischen den Oberschenkeln stehend (nicht reparabel). Ohne die Anwesenheit der Schenkelknochen hätte man leicht in Versuchung kommen können, dieses so ziemlich die Mitte der Kammer einnehmende Gefäss für bestimmt zu erachten, etwa die Asche eines der Verbrannten in sich aufzunehmen, während davon in Wirklichkeit keine Spur zu entdecken war, sondern eher ein Imbiss darin enthalten gewesen sein mag, wie auch das links stehende grössere Gefäss ebenwohl einen Trunk geborgen hat. Auf den Imbiss komme ich dadurch, weil anhaftend an den Scherben des Mittelgefässes einzelne unzweifelhafte Mäusereste sich fanden und neben ihnen (nach Hrn. Prof. Liebe) ebensolche von Myoxus glis, dem naschhaften Siebenschläfer.

Der geschilderten Grabkammer wurden noch mehrere Stücke geschliffenen Steingeräths entnommen, rechts zur Hand gelegen ein schön durchlochter Serpentin-

1



$^2/_3$ der natürlichen Grösse.

2



$^1/_2$ der natürlichen Grösse.

hammer (Fig. 2). zwei dergleichen grössere und eine kleinere Axt (Fig. 3), endlich ein nur geschlagenes, langes zweischneidiges Feuersteinmesser (Fig. 4), — sämmtlich scheinbar noch völlig unbenutzt.

Vereinzelt am Kopfe lag der Metacarpus eines Rindes, vielleicht von einer Leichenmahlzeit her, obschon deren sonstige Spuren hier fehlen würden; möglich also auch, dass es mit diesem wohl erhaltenen Knochen eine andere Bewandtniss hatte. Schon zweimal nehmlich sind mir im Vogtlande die Insassen alter Heidenhügel bezeichnet worden als „ein Herr von Kuhbein“ (oder von Rindsfoot) und ein übel (d. h. blitz) riechendes Kuhbein wurde dort angeblich solchen als Lohn gespendet, die dem alten Herrn eine musikalische Ovation dargebracht hätten. Nun, der Knochen ist ja ein Blitzsymbol, desshalb wandelte sich auch, zu Haus angekommen, der Uebelriechende in pures Gold; ein Blitzsymbol aber in einer Grab-

kammer könnte wohl nur die Bestimmung haben, die Dämonen zu scheuchen, die etwa den Schlummer des Todten stören möchten.

Diejenigen Thonlagen, die das Innere der Grabkammer füllten, liessen sich in allen 4 Hügeln ungleich leichter bearbeiten und waren ungleich lockerer geschichtet, als das über der Kammer liegende gleiche Material, obwohl man eher das Gegentheil hätte erwarten können, weil die tieferen Schichten offenbar erhöhtem Drucke ausgesetzt waren. Ich muss daher annehmen, dass die Kammern ursprünglich hohl waren und erst durch Nachsturz sich füllten; so erklärt sich auch, mir scheint ungezwungen, dass die vorgefundene Desoxydation der rothen Thone immer nur auf die unterste dünne Schicht der Grabkammer beschränkt blieb, d. h. auf die ursprüngliche Unterlage des einstigen Leichnams, nicht aber auf solchen Thon sich erstreckt hat, von welchem die Knochen selbst unmittelbar umhüllt lagen; denn, war diese Umhüllung eine erst nach dem Nachrutschen der Decke eingetretene, so

3



4





$^1/_2$ natürlicher Grösse.

Natürliche Grösse.

traf sie zwar die Knochen noch an, nicht aber mehr die desoxydirenden Fleischtheile. Auch die scheinbar ganz widersinnige Erhaltung ziemlich zarter Knochen — gegenüber dem Verschwinden fast aller Zähne — kann am ehesten solch ein unregelmässiger, allmählicher Nachsturz verschuldet haben; selbstverständlich blieben just nur diejenigen Theile erhalten, welche vom fallenden Thon gegen Feuchtigkeitsdurchzug genügend geschützt wurden. Das aber, was den Nachsturz der Decke in den Nickelsdorfer Gräbern eine Zeit lang hintan hielt, können keine über die Gräber gelegten meterlangen Steine gewesen sein, — solche fanden sich weder in den Gräbern, noch finden sie sich in deren Umgebung; auch Steinsetzungen nicht, denn in zweien der Gräber fehlen Steine fast ganz; eher möchte man an Aeste denken, die in der Breite der Gräber von reichlich 1 *m* noch am leichtesten zu schaffen und einfach nur quer über zu legen waren. Dann musste ein Grab, welches eine schwerere Decke hatte, als die anderen, wie z. B. Grab 1 (mit einigen 50 Centnern von über

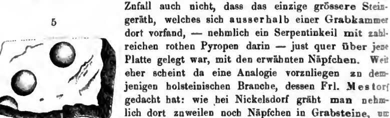
$^1/_4$ Stunde weit herzugeschaffter Platten) auch zuerst zusammenbrechen, hier musste weiter auch die Thonumhüllung am frühesten eintreten, und konnten somit Knochen hier erhalten werden, während die Knochen der übrigen Gräber der Absorbirung bereits erlegen sein konnten, ehe auch dort die Holzdecke nachgab. Der Befund der Gräber 1—4 scheint diesen Vorgängen zu entsprechen. Dass das Herzuschaffen so vieler Steine über die Grabkammer eine längere Zeit beanspruchte, ist einleuchtend; ehe dem Grabe der vorgefundene schützende Thonmantel angelegt war, blieb dann für kleine Thiere, für Mäuse, Siebenschläfer u. a. die Circulation noch eine gewisse Zeit eine offene, jedenfalls der nächtige Zutritt zu dem oben erwähnten Speisegefäss, bei dem diese Thiere schliesslich überrascht und so auch mit begraben worden sind. Den Myoxus seines deutschen Namens willen als hier absichtlich mit begraben hinzustellen, wage ich nicht.

Die dem Steinhügel gegebene Thondecke belegte man schliesslich, dem Dache einer Sennhütte ähnlich, mit grösseren Sandsteinplatten, deren einzelne nur durch je 2 Mann zu heben waren, und hier erst scheinen auf diesem Hügel Opfer- u. dgl. Gebräuche begonnen zu haben. Zwischen jenen Steinen nehmlich lagen bis herab zu der Umgebung des Hügels vereinzelt winzige Knochensplitter mit Brandspuren, ganz kleine Knochenpartikelchen und vereinzelte Scherben verschiedenartiger Gefässe. Die Masse der letzteren gleicht der aller anderen hier gefundenen, nicht aber die Form; diese ist zwar meist nicht mehr nachweisbar (nur ein reich mit Schnureindrücken versehener Krug war darunter), doch keinesfalls identisch mit der für die Grabkammern, wie es scheint, allein üblichen Becher- und Amphorenform. Ein Boden, am Rand durch Zickzack verziert, hat z. B. nur 2—3 *cm* Durchmesser u. s. w.

Nicht ohne Interesse sind die erwähnten Dachsteine selbst; sicher hat man ihnen z. B. solche Exemplare mit Absicht beigesellt, die Dank der Verwitterung etwas absonderliche Gestaltung annahmen, so insbesondere zwei fast runde keulenförmige Stücke von $^1/_4$—$^1/_3$ *m* Länge. Ja die stellenweise schon ziemlich mürben Platten zeigen in erwünschtester Deutlichkeit Dinge eingegraben, welche die Aufmerksamkeit der anthropologischen Gesellschaft schon länger beschäftigten, nehmlich vollkommen regelrechte sogenannte

Näpfchen und Rillen,

letztere an 6—8, erstere in $2^1/_2$ Exemplaren (nahe beisammen, 3 *cm* Durchmesser, $1^1/_4$—2 *cm* tief, ehedem glatt, weil staubig, jetzt rauher anzufühlen), allerdings nur an einer Platte (Fig. 5). Kaum Zufall kann es sein, dass just eben diese Platte inmitten des Hügels auf der höchsten Stelle desselben zu liegen kam und wiederum



Zufall auch nicht, dass das einzige grössere Steingeräth, welches sich ausserhalb einer Grabkammer dort vorfand, — nehmlich ein Serpentinkeil mit zahlreichen rothen Pyropen darin — just quer über jene Platte gelegt war, mit den erwähnten Näpfchen. Weit eher scheint da eine Analogie vorzuliegen zu demjenigen holsteinischen Brauche, dessen Frl. Mestorf gedacht hat: wie bei Nickelsdorf gräbt man nehmlich dort zuweilen noch Näpfchen in Grabsteine, um allerlei Kleinigkeiten hinzu- (dort mehr hinein-) zulegen, welche bestimmt sind, solchen Dämonen als Spielzeug zu dienen, die etwa kommen möchten, die Ruhe dieses Grabes zu beeinträchtigen. Derselbe Gedanke mithin, wie oben bei dem Metacarpus des Rindes. Adler berichtete schon 1837, wie in den Ranisser La Tène-Gräbern ebenfalls irdene Näpfchen (sogenannte Zwerg-

näpfe, von der ungefähren Grösse der unsrigen) mit rothen Thonkugeln bei den Todten vorgefunden wurden; auch diese offenbaren Blitzsymbole sollten dem Todten wohl zur Wehr dienen. (Bälle oder Kugeln in eine Dülle [ein Näpfchen] hinein zu practiciren, ist Aufgabe eines hiesigen Kinderspiels.)

Das auch in einem neolithischen Grabe schon beobachtete Zusammenvorkommen von Näpfchen und Rillen ist schwerlich ein Zufall nur. Die vorliegenden Rillen (Fig. 6) sind 8—20 *cm* lang, 1—5 breit und in der Tiefe rasch zunehmend bis zu 5 und mehr Centimeter. Die grösste Breite und Tiefe endet immer am mürberen Rande der Platten; wo die Rillen dagegen den Rand nicht erreichen, keilen sie sich beiderseits aus. Wer die Verwitterungserscheinungen unseres Buntsandsteins kennt, kann hier an Verwitterung nicht denken, auch an Eiseindrücke nicht, denn nicht selten schneiden sich die Rillen (ohne gegenseitige Berührung) in ihrer Richtung rechtwinklig. Steingeräth zwar scheint sie erzeugt zu haben; dasselbe aber auf solche Weise etwa zu schleifen, kann schwerlich die Absicht gewesen sein, denn die dazu besonders erwählten mürberen Partien waren die am wenigsten dazu geeigneten. Sprengversuche aber und die oft citirten sagenhaften Blutrinnen haben keinerlei Sinn an dünnen Platten z. Th. von kaum $^1/_8$ *qm* Fläche.

6

Hätte man dagegen etwa zur Steinzeit schon um deswillen Rillen ausgehöhlt, wie Näpfchen, um, wie es von der Neuzeit bekannt ist, durch den so gewonnenen Grabsteinstaub zu gesunden, und wäre damit die christlich-mittelalterliche Legende in Verbindung zu bringen, dass es immerdar das Grab des Gerechten sei, welches heilkräftig und Wunder zu wirken im Stande ist, so wäre der Anforderung, den Nickelsdorfer Thatbestand in Connex zu bringen mit z. Th. noch geübtem Gebrauche, so ziemlich entsprochen. Grabsteinpulver „vor den Kropf" empfiehlt eine mir vorliegende Handschrift noch im Jahre 1802; ebenso erzählt mir Hr. Architect Adler in Gera, dass seine Maurer gern, „weil es gesund sei," die fettigen Thonlamellen essen, die sich im hiesigen und Nickelsdorfer Buntsandstein finden und leicht ablösen. Im Mittelalter aber spielten solche Bolusbissen, besonders von der Insel Lemnos, bekanntlich eine so grosse Rolle in der Medicin, dass sie kaum zu bezahlen waren und desshalb viele Magistrate solche „Lemnische Bissen" selbst formiren, mit dem Stadtwappen versehen und als Medicin verkaufen liessen, indem sie auch diesem heimischen Producte Heilkräfte beimassen. Ja noch jetzt nennen die Kinder in Gera den Bolus, den sie in Zechstein- und Buntsandklüften antreffen, „Esserde" und verzehren ihn auch nicht selten noch. Mit einem Worte, sicher ist, dass sich durch Jahrtausende die einfacheren Gebräuche selbst fast unverändert zu erhalten vermochten, äusserst selten aber das Vollbewusstsein ihres Zweckes. Drum zu verschiedenen Zeiten und oft am nämlichen Orte die heterogensten Deutungsversuche! Bei Langenberg z. B., unfern Gera, wusste man schon seit Jahrhunderten nicht mehr, warum man einen sogenannten Frohntanz tanzte (gegen 50 Brochuren des vorigen Säculums mühen sich vergebens, seinen Ursprung zu erforschen), man tanzte ihn aber gleichwohl „bei Strafe" fort, auch zwecklos, — und zwar bis in unser Jahrhundert herein! Ebenso dient ein versteckt erotischer, wahrscheinlich aus der Heidenzeit stammender Zauberspruch

hierorts als „Kinderreim". Ein Brauch also, dem Kindesalter der Menschheit entsprungen, hat sich schliesslich auch hier völlig abgelöst von seinem ursprünglichen Zwecke und sich schliesslich, gleichwie bei den Näpfen und der Esserde, zu der immer noch treu nachahmenden Kinderwelt zurückgeflüchtet.

Zum Hügel zurückkehrend, sei bemerkt, dass unter den aufgewälzten oder geworfenen Steinen auch Elstergeschiebe sich befanden und oben im Hügel 4 ebenso auch ein Stück Grauwacke aus zweistündiger Entfernung. Wäre nicht rings um unsere Hügel fast nur Buntsandstein anstehend, vielleicht hätte ich auch hier ein Cabinet weit zugetragener Opfersteine nachzuweisen vermocht, wie mir dies bezüglich einiger Hügel der sich anschliessenden Bronzezeit nahe Mühlsdorf bei Gera geglückt ist (Verhandlungen des vogtländ. alterth. Vereins Nr. 52/53 S. 71). Was einige obenauf gefundene formlose Feuersteine betrifft, so könnte man diese als Feuer- d. i. als Blitzträger auffassen und sie somit ebenfalls den den Hügel schützenden Dingen beizählen. Den geringen Humus, der schliesslich alle Hügel deckte, lieferte ihnen der Wald, welcher zu jener Zeit, als Gräber hier errichtet wurden, die weite herrliche Aussicht in die Elsteraue wahrscheinlich noch nicht hemmte. —

Hügel 2 (oval, $1^1/_8$ *m* hoch, 50 Schritt Umfang). Noch $^1/_4$ *m* tiefer als der gewachsene Boden, in diesen selbst also gelegt, befand sich die Grabkammer und zwar im Tiefsten ungefähr auf $1^1/_2$ *qm* belegt mit eng zusammengeschobenen flachen Sandsteinplatten, über denen derselbe graulichgelbe Thon sich fand, wie unter dem Leichnam im Hügel 1, doch ohne sonstige Spur mehr des Gerippes, desgleichen ohne Steinumfassung. Die (restaurirte) gewöhnliche schnurverzierte Amphora (Fig. 7) stand im Norden, eine andere nahe der Mitte und an diese gelehnt ein ganz kleines Kännchen, beide letztere ohne Verzierungen. Die sonstige Ausstattung: ein schön geschliffener Serpentinkeil (im Süden) und zwischen den Scherben der grössten Amphora ein fast runder kleiner Belemniten- (Teufelsfinger-) ähnlicher „Donnerkeil", jedoch nicht spitz, wie jene, sondern mit einer noch zollbreiten scharfen Schneide. Den hier fehlenden Becher mochte eventuell ein Frauengrab missen, wofür sich jenes zum Trinken untaugliche Kännchen eingestellt zu haben scheint, — vielleicht ein Toilettengefäss. Zweifelsohne deckten auch hier Aeste die Kammer; gleich über ihnen, bez. über der aus der Kammer gewonnenen und wieder aufgeschütteten Thonmasse stellen sich dann hier und in den folgenden beiden Gräbern die Opferspuren ein: kleine Aschenlager, einzelne Kohlen, seltene Knöchelchen, wenig Feuersteine und Scherben, die wiederum mit der nachgehenden Decke locker hinabfielen in den hohlen Grabraum. Doch liessen sich die Trümmer der hierdurch geschädigten Grabgefässe jederzeit sehr wohl unterscheiden von den nun daneben liegenden Scherben der Opfergefässe, denn während jene noch so beisammen lagen, wie sie die stürzende Decke einhüllte, vereinzelte sich das mit der Decke z. Th. herabgekommene Opfergeräth nur noch mehr und das wenige etwa zusammenpassende lag oft weit von einander ent-

7.



$^1/_4$ natürlicher Grösse.

fernt. Regelrechte kleinere Aschenlagen verblieben, theils anstehend, in der Decke, während abgerissene Stücke bis ins Grab selbst mit hinabgelangten. Nach oben wölbte nur Thon den Hügel, selten eine Scherbe mehr, kaum ein Stein. —

Hügel 3 (fast rund, $1^1/_4$ *m* hoch, 30 Schritt Umfang). Die gelbe Desoxydationsschicht des Urbodens, in einem deutlich mannslangen Streifen das Tiefste anzeigend, erstreckte sich wiederum von Osten nach Westen. Freilich der wahrscheinlich wiederum nach Osten blickende Todte fehlte bereits, doch war von ihm ein breiartig gewordener längerer Schenkelknochen, von Osten nach Westen liegend, noch sichtbar, nicht mehr fasshar. Eine unverzierte Amphora stand bei oder zwischen den Oberschenkeln etwa (restaurirt), nahe der Mitte, der gewohnte schönverzierte Becher (ebenfalls restaurirt) im Norden; im Westen, beim Kopfe vielleicht, wurde eine ganze und eine zerbrochene Serpentinaxt gehoben, dazu einzelne Feuersteinmesserchen, Schaber und Pfeilspitzen, nebst dergleichen Stücken von unbestimmterer Form. Endlich hatte der unausbleibliche Deckensturz auch hier Opferreste mit hinabgelangen lassen in die Grabkammer selbst, nehmlich geringe Aschen- und Kohlenlagen, natürlich ganz zerrissen und untermischt mit Scherben, die mindestens einer Mandel verschiedenartiger Gefässen angehörten, Wannen, Näpfchen u. s. w. Fingertupfe und allerlei Einschnitte am Hals, am Bodenrande u. s. w. hatten diese Gefässe ebenso geziert, als die sonst hier gefundenen Schnürcheneindrücke. Ziemlich oben lag im Thone, der den Hügel wölbte, unter den letzten Opferspuren noch die Rippe eines Hirsches oder einer kleinen Rinderart.

Hügel 4 (fast rund, $1^1/_8$ *m* hoch, 30 Schritt Umfang). Ein Flies flacher Sandsteine bedeckte 2 *m* lang, $1^1/_3$ breit dessen Basis in der Art, dass in der Mitte des oblongen Raumes ein kleineres Oblongum (etwa 1 *m* lang) unbedeckten Urbodens verblieb, der wiederum aus Roth in Gelb gewandelt war. Die Längsrichtung beider Räume war genau die von Osten nach Westen, und wenn der Leichnam auch fehlte, so ist doch seine ehemalige Lage wahrscheinlich auch die des Hügels 1 gewesen, nehmlich mit dem Gesicht nach Osten. Denn hier im Westen, wohl wiederum beim Kopfe, stand der übliche Becher (Fig. 8), die Amphora in der NO-Ecke bei den Füssen. Was dieses Grab auszeichnete, war eine mit grosser Sorgfalt ausgeführte Umstellung des fliesbelegten Grabraumes durch etwas schräg nach Innen stehende Sandsteinplatten, während sich sonst nur ein roh geschliffener Steinkeil vorfand und wenige Feuersteine von unbestimmter Form. Auch hier sind schliesslich die über dem Grabe gehäuften Opferspuren in die Grabkammer hinabgelangt: Kohlen, Asche und wenig Scherben, besonders zu Haupt und Füssen des Todten. Dass dieser Brand aber ursprünglich auch hier nicht etwa im Grabe selbst sich abspielte, war deutlich daraus zu erkennen, dass in die spitzen Winkelräume zwischen Flies und Umfassungsmauer beim Hinabfallen der Decke keinerlei Asche noch Kohle gelangte, sondern vielmehr der hier geschützt gestandene Becher das einzige Gefäss ist, welches fast unversehrt geblieben ist. Die Decke dieses Hügels, mit theilweise grossen Steinen, zeigte da und dort auf letzteren wiederum Rillen; eine derselben befand sich sogar in einem der Steine, welche die Umfassungsmauern bildeten.

8.



$^2/_3$ natürlicher Grösse.

Hügel 5—7 (flacher und weniger hervortretend als Nr. 1—4) sehen einer Unter-

suchung noch entgegen, ebenso wie eine etwas entferntere Gruppe von nur 2 Hügeln, deren einer jedoch $2^1/_2$ *m* hoch ist und gegen 70 Schritt Umfang hat.

Die Vermuthung liegt nicht fern, dass an Orten, wo die Gerippe sich nicht conservirten, die etwa zwischen den Oberschenkeln, d. h. so ziemlich in der Mitte des Hügels gestandenen Gefässe für Aschenurnen gehalten wurden und dass man nur um desswillen der Unregelmässigkeit in der Aufstellung der übrigen Gefässe so oft Erwähnung thut, weil diese durch die ehemalige Existenz eines Leichnams bedingte Unregelmässigkeit auffällig und scheinbar durch nichts gerechtfertigt war; so bei Crossen, Dobra, Hartroda, Prehna, Röpsen u. s. w., alle nahe unserem Nickelsdorf! Endlich konnte dort ein Deckensturz (mit seinem Auftreten von Brandresten im Grabe selbst) der Idee eines Leichenbrandes allerdings Vorschub thun, nicht aber bei Nickelsdorf, nicht praesente cadavere. Obschon endlich Niemand Gleichaltrigkeit und Stammesgleichheit unserer Grabstellen anzweifeln wird, sehen wir dieselben doch in Bezug auf die Bestattungsmethode nicht unwesentlich variiren. Grab 1 hatte allein eine im Osten offene Grabkammer und eine deutliche Brandschicht nur unter, nicht über sich, die 3 anderen, gerade umgekehrt, hatten die Opferbrände nur dicht über ihren Kammern; 1 und 4 würdigte man vieler weit transportirter Grabsteine, 2 und 3 nur einer simplen Thondecke aus nächster Nähe; auf schönen Steinfliesen lagen 2 und 4 gebettet, nur auf Gottes nacktem Erdboden aber die Leichen 1 und 3; endlich scheint der Minnetrank, der dem Genossen galt im Hügel 3, nachgerade zu einem Bachanal ausgeartet zu sein, denn dort ging an Geschirr allein mehr zu Grunde, als auf sämmtlichen übrigen Hügeln zusammengenommen. Nicht Alters-, nicht Stammesunterschiede also möchten diese Varianten erzeugt haben, sondern der Todten Rang, Stand, Ansehen, Charakter, ihr Reichthum, nicht minder wie das Geschlecht, endlich der Geschmack oder die Laune der Hinterlassenen, ja wohl nicht zum letzten die der jeweiligen Ausstattung bald förder- bald hinderlichen momentanen Zustände und Ereignisse.

(6) Hr. A. B. Meyer hat unter Uebersendung zweier Abgüsse von steyrischen Nephrit-Geröllen an den Vorsitzenden folgendes Schreiben d. d. Dresden, 12. November, gerichtet, betreffend die

Nephritfrage.

Da es Sie und andere Herren in Berlin interessiren dürfte, die beiden bis jetzt zu Tage geförderten alpinen Rohnephritfunde wenigstens im Abgusse besichtigen zu können, so sende ich Ihnen anbei einen Abguss des Sann- und einen ebensolchen des Grazer Geschiebes, welche Sie behalten können, und bitte Sie, dieselben nebst den folgenden gelegentlichen Bemerkungen der Anthropologischen Gesellschaft gütigst vorlegen zu wollen. Die Originale dieser 2 Abgüsse befinden sich zu Graz im Museum Joanneum; ich habe im September d. J. sowohl im Sannthale als auch in Graz nähere Nachforschungen über deren Provenienz gepflogen. Die Darstellung der Resultate meiner hierauf gerichteten Bemühungen befindet sich bereits unter der Presse, und zwar veröffentliche ich das über den Sann-Nephrit in den Sitzungsberichten der Dresdner Gesellschaft „Isis“ mit Lichtdruckabbildungen des Stückes und Plan des Fundortes, und über das Grazer Nephritgeschiebe in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft mit Abbildungen im Text. Ich werde Ihnen baldigst Sep.-Abdr. dieser Aufsätze zustellen können.

Anlässlich der Abhandlung des Hrn. Arzruni in der Zeitschr. f. Ethnol. 1883, S. 163 ff. und der sich an seinen Vortrag vom 17. März d. J. über meine

„Nephrit-Publication“ schliessenden Debatte (Verh. 211 ff.) bitte ich mir folgende Bemerkungen zu gestatten.

Sie brechen eine Lanze für die auch „in Zukunft“ Bestand habende „besondere Bedeutung des archäologischen Theiles der Nephritfrage für die Prähistorie“ gegen mich, welcher ich „jetzt annehme, die archäologische Frage sei durch die mineralogische gänzlich in den Hintergrund gedrängt“. Allein ich habe nur die „eminent“ ethnologische Bedeutung der Nephritfrage bekämpft, ich habe nur gesagt, die Nephritfrage sei kein ethnologisches „Problem“, indem ich unter „Problem“ ein Räthsel verstand, welches nicht allein schwer zu lösen ist, sondern auch eines, welches, wenn gelöst, von grosser Consequenz für die Prähistorie wäre. Denn so ist die Nephritfrage vielfach und im Besonderen von Hrn. Fischer aufgefasst worden, wie z. B. das folgende Citat (Corr. Blatt 1881 S. 76 Citat nach Ranke) beweist: „Die die ganze Menschengeschichte bis in ihre tiefsten Falten verfolgenden Gesichtspunkte, welche ich bei der Anlage meines Nephritwerkes von vornherein im Auge gehabt habe, sind denn doch schon jetzt bei den etwas weiter blickenden Forschern glücklich zum Durchbruch gekommen“.

Nur diese eminente Bedeutung der Nephritfrage habe ich in Abrede gestellt und habe gemeint, wie schon Andere vor mir, dass vielmehr eine Aufgabe für die Mineralogen, Geologen und Petrographen vorläge, welche die betreffenden Mineralien in Europa und Amerika zu entdecken hätten, da deren Vorhandensein aus guten Gründen zu erschliessen wäre. Hierdurch — das Vorhandensein des Rohmaterials in Europa und Amerika vorausgesetzt — würde die Nephritfrage zu einer Frage secundärer Bedeutung reducirt werden, denn es handelte sich dann nur noch um die locale Verbreitung der Objecte, keinenfalls um die urgirte von Continent zu Continent. Dass eine solche Frage ebenfalls von wissenschaftlichem Interesse sei, habe ich keineswegs in Abrede gestellt, mich jedoch absichtlich nicht weiter darüber ausgelassen, weil das specielle locale Vorkommen von Nephrit und Jadeit noch so unbekannt ist; wir stehen hier kaum am Anfange einer Kenntniss. Neuerdings hat, was ich hier gelegentlich anführen will, Hr. Zintgraff mitgetheilt, „dass die Chloromelanitbeile aus dem Neuenburger See in soweit von denjenigen aus dem Bieler See verschieden sind, als die letzteren im Allgemeinen eine grössere Durchsichtigkeit zeigen“, was denselben zu der Schlussfolgerung veranlasst, dass „die Beile dieser verschiedenen See'n auch von verschiedenen Blöcken oder Felsen stammen“. Dasselbe hatte Hr. de Mortillet schon im Jahre 1872 für die französischen Jadeitbeile ausgesprochen; er hatte gefunden, dass der Charakter derselben in den verschiedenen Gegenden Frankreichs constant differirt und gemeint, dass jeder dieser Varietäten ein gesonderter Fundort im Lande entspreche.

Warum sollte ich bei dieser Sachlage mich z. B. über die möglichen Verbreitungswege der europäischen Jadeitflachbeile ergehen, wo jede Unterlage fehlt hinsichtlich des natürlichen Vorkommens des Jadeit?

Es ist mir aber keinenfalls in den Sinn gekommen, die archäologische Bedeutung der Nephritfrage in Abrede zu stellen; ich wüsste wenigstens nicht, dass Stellen meines Werkes, welches bis zum 17. März meine einzige Publication in der „Nephritfrage“ gewesen ist, dies besagten. Auf der andern Seite kann ich jedoch nicht so weit gehen, wie Hr. Arzruni, welcher S. 169 seiner Abhandlung von einer „Unsumme von ethnologischen Fragen“ spricht, „die sich an den Gegenstand knüpfen“, und von der „nicht unwesentlichen Rolle, welche der Nephrit im psychischen Leben der Völker besessen hat und auch noch besitzt“. Wenn hiermit gesagt sein soll, dass er eine ähnliche Rolle spielt, wie Metalle, Edelsteine u. dergl., so

stimme ich zu, soll es noch mehr besagen, so würde ich eine solche Ansicht nicht theilen.

Auf S. 212 der Verh. erklärte Hr. Arzruni auf eine Frage Ihrerseits, dass das einzige bisher für Nephrit gehaltene amerikanische Stück, das von Antioquia, aus Jadeit bestehe; dieses Stück besteht nach Hrn. Fischer aus Bronzit, wie ich bereits in meinem Werke S. 65b (Nachtrag) mitgetheilt habe.

In Bezug auf Hrn. Arzruni's Abhandlung kann ich nicht unterlassen, meiner Befriedigung darüber Ausdruck zu verleihen, dass derselbe auf ganz anderem Wege, wie ich, zu demselben Resultate gelangt. Diesem gegenüber, welches entscheidend gegen die Importtheorien spricht, ist es von keiner Bedeutung, wenn ich hier und da Hrn. Arzruni nicht ganz beistimme. Ich bitte Sie mir nur zu gestatten, dass ich mich in einem Punkte rechtfertige. S. 172 heisst es: „Unter den Beweisen, welche Hr. Meyer gegen den Import asiatischen Materials oder verarbeiteter Gegenstände nach Amerika vorbringt, vermisse ich einen sehr nahe liegenden. Alle dortigen Gegenstände, wie er selbst betont, sind lediglich aus Jadeit gearbeitete, denn es ist bisher kein verbürgter Nephrit von daher nachgewiesen worden. Kämen die Gegenstände aus Asien, so würden sich sicher darunter auch solche aus Nephrit finden . . ."

Dass dieser Beweis in meinem Werke zu vermissen ist, hat seine guten Gründe. Ich musste an dem Vorkommen von Nephrit in Amerika festhalten, wenigstens wenn ich mich, wie ich es wohl mit Recht that, auf Hrn. Fischer's Autorität stützte. Dieser hatte z. B. im Jahre 1881 in seiner Abhandlung „über die mineralogisch-archäologischen Beziehungen zwischen Asien, Europa und Amerika (Neues Jahrbuch für Mineralogie II., 208) gesagt: „Gelegentlich bemerkt, bestärkte mich diese Beobachtung nur noch intensiver in der mir mehr und mehr plausibel gewordenen Anschauung, dass das Rohmaterial aller vorhistorischen, in Mexico, Mittel-Amerika, Süd-Amerika gefundenen, aus wirklichem Nephrit hergestellten Amulete, Idole u. s. w. (ich kenne deren aus Autopsie etwa im Ganzen erst 6 bis 10) ursprünglich aus Asien stamme, so gut wie jenes der in den letztgenannten Ländern sogar bis nach Chile ausgestreuten spärlichen Chloromelanit- und reichlichen Jadeit-Zierrathe und Beile!"

Ich habe allerdings einen leisen Zweifel S. 16a meines Werkes Anm. 9 über die Nephritnatur dieser Objecte nicht unterdrücken können, musste dieselbe auf Hrn. Fischer's Autorität hin jedoch gelten lassen[1]). Hierzu trat als fernerer Beweis für das Vorkommen von Nephrit in Amerika das schon oben berührte Beil von Antioquia, dessen Analyse die HHrn. Damour und Fischer im Jahre 1878 (Rev. arch. Vol. 36, 19) veröffentlicht und welches sie für ein Nephritbeil erklärt hatten. Für mich lag kein Grund vor, diese Diagnose in Zweifel zu ziehen, bis Hr. Fischer so freundlich war, mir nach Erscheinen des 1. Theiles meines Werkes mitzutheilen, dass hier ein Irrthum vorliege, welcher leider unberichtigt geblieben sei, es handle sich nicht um Nephrit, sondern um Bronzit. Ich konnte diesen Irrthum nur nachtragsweise im 2. Theile meines Werkes S. 65b kurz berichtigen und bemerkte: „Es fällt damit die einzige Stütze eines Nachweises von Nephrit in Amerika", und: „Jedenfalls vereinfacht sich unser Problem, wenn es sich herausstellen sollte, dass Amerika lediglich Jadeit und keinen Nephrit beherbergt" (S. 66a). In meinem Vortrage „die Nephritfrage", welcher zwar am 17. März noch nicht vorlag, von Hrn. Arzruni jedoch bei Abfassung seiner Abhandlung be-

1) Uebrigens hat Hr. Fischer diese Objecte später (A. f. Anthr. 1882, S. 165) als „möglicherweise ebenfalls in das Bereich des Jadeites fallend" erklärt.

nutzt werden konnte (siehe S. 168 derselben), hatte ich auch schon S. 21 die vermisste Consequenz gezogen, indem ich sagte: „. . . denn wenn man das Rohmaterial einführte . . ; so würde man . . . auch den Nephrit keinenfalls in Asien zurückgelassen haben". Alles dieses unter der Voraussetzung gemeint, dass in Mexico, Mittel- und Süd-Amerika der Nephrit fehlt.

Noch auf eine Bemerkung in jener wichtigen und für die Kenntniss des Nephrit und Jadeit bedeutungsvollen Abhandlung möchte ich zurückkommen dürfen. Seite 173 heisst es: „Vollkommen plausibel erscheint es mir, wenn Hr. Meyer die Annahme einer eventuellen nachträglichen Ummodelung bereits verarbeitet importirter Gegenstände als entschieden unwahrscheinlich verwirft. Wenn er sich aber dabei hauptsächlich auf den Geröllcharakter mancher Stücke stützt, so wäre vielleicht daran zu erinnern, dass dieser einem Stücke auch nach dessen Verfertigung verliehen werden kann. Offenbar wurden auch in den ältesten Zeiten die Ansiedelungen naturgemäss vorwiegend in der Nähe von Wasserläufen oder an Seeufern angelegt. Infolge dessen konnten also bereits fertige oder gar in Gebrauch gewesene Gegenstände unschwer (etwa bei Ueberschwemmungen oder auch sonst durch irgend einen leicht denkbaren Zufall) ins Wasser gerathen, von demselben fortgerissen, dabei abgerundet, abgeschliffen werden und somit einen theilweisen Geröllcharakter erlangen."

Dieser Ansicht vermag ich nicht zuzustimmen. Es handelt sich um amerikanische Objecte, denn für diese hatte ich S. 14a meines Werkes den Beweis eingehender zu führen versucht. Nun setzt aber Hrn. Arzruni's Deutung des Geröllcharakters an den betreffenden Stücken voraus, dass sie (von uns) an Flüssen oder an Seeufern gefunden worden sind, während nachweislich die meisten, fast alle, aus Gräbern stammen; der Geröllcharakter war daher keiner, welcher nach der künstlichen Formung und dem Gebrauche entstanden ist. Auch giebt es viele Stücke, welche im Ganzen eine unregelmässige Geröllform haben und deren Skulptur dieser Form Rechnung trug, was ebenfalls ausschliesst, dass der Geröllcharakter ein später erworbener ist; auf Tafel II. Fig. 2 meines Werkes habe ich z. B. ein solches Stück abgebildet. Ebenso schwer wiegend ist aber der Umstand, dass es sich gar nicht um Erklärung des Geröllcharakters „mancher" Stücke handelt, sondern dass fast alle denselben aufweisen. Wenn ich nun auch im Principe gern zugeben will, dass ein verarbeitetes Stück nachträglich, indem es in einen Fluss oder in einen See gerieth, abgerollt werden konnte, so wird dieses doch immer nur eine Ausnahme gewesen sein, den Geröllcharakter fast aller amerikanischen Stücke lässt es unerklärt. Ob eine nachträgliche Abrollung in Europa, wo wir so viele derartige Objecte in den Pfahlbauten finden, vorgekommen sein mag, bezweifle ich, will aber die Frage momentan unerörtert lassen, da voraussichtlich dieses Argument für die inzwischen in der Steiermark entdeckten Nephritgeschiebe angezogen werden dürfte, was mir vielleicht Gelegenheit giebt, eventuell darauf zurückzukommen.

Seit Publicirung meines Werkes im Anfange dieses Jahres hat die „Nephritfrage" so zu sagen ein neues Gepräge erhalten. Hrn. Arzruni's Entdeckung von der typischen Mikrostructur der verschiedenen Nephrit- und Jadeitvarietäten, welche allerdings in directem Gegensatze zu der von Hrn. Fischer so oft behaupteten Identität aller Funde tritt (A. nennt die Angaben F's über die Structur „ungenügend" S. 176 Anm.), reicht für sich allein hin zur Entscheidung der Alternative: Import oder Lokalherkunft; alpine Rohnephritfunde in der Steiermark, Rohmaterialfunde in Nordwest-Amerika widerlegen ferner und in anderer Weise die exotische

Herkunft unserer Materialien, so dass meiner Ansicht nach die Zeit nicht mehr fern gerückt erscheint, in welcher alle noch vorhandenen „Räthsel“ gelöst sein werden. —

Hr. Virchow: Das von Cilli stammende Stück hat allerdings eine Seite, welche einer ehemaligen Schneide ungemein ähnlich ist, und es liesse sich wohl die Frage aufwerfen, ob man hier ein natürliches Geröll oder einen künstlichen, wiederum in Geröll übergegangenen Steinschliff vor sich hat. Die Fundgeschichte lässt beide Möglichkeiten offen. Indess derartige harte Gerölle, welche in der Form einem bearbeiteten Beil ähnlich sehen, finden sich in der Natur nicht ganz selten, wie ich denn erst von meiner letzten italienischen Reise ein derartiges Stück, das ich bei Genua fand,. mitgebracht habe. Ist das Stück von Cilli ein vom Gebirge herabgeflösstes Geröll, so wird sich Nephrit ja auch dort anstehend finden. — Die Frage von der Herkunft des Nephrit in Amerika ist durch die Funde an der Nordwestküste, von wo unser Museum durch Hrn. Jacobsen Stücke erhalten hat, in eine ganz neue Beleuchtung getreten. Nichts wäre natürlicher, als wenn von der Nordwestküste aus auch Mexico und Centralamerika versorgt worden wären, und nichts weniger überraschend, als wenn, nachdem scheinbar die Nephritfrage für Amerika gänzlich beseitigt war, plötzlich wieder der alte Weg der Tolteken sich als ein Handelsweg für Nephrit erwiese. —

Hr. Bastian: Der Fall ist in der That schon eingetreten, dass ein südamerikanisches Steinbeil als ein nephritisches erkannt worden ist. Mir ist soeben ein Brief des Hrn. Arzruni zugegangen, nach welchem er das Gestein eines dem Königlichen Museum gehörigen Beils von Venezuela als Nephrit erkannt hat[1]). Die

1) In einem am Tage nach der Sitzung geschriebenen Briefe an den Vorsitzenden sagt Hr. Arzruni Folgendes:

„Dass das Beil von Antioquia Bronzit ist, ist vollkommen richtig, und bedaure ich sehr, dass es im Protokoll vom 17. März 1883, Z. f. Ethn. S. 212 durch ein Versehen heisst, als ob ich das besagte Beil für Jadeit halte. Offenbar habe ich mich damals versprochen, denn es war mir bereits damals (aus A. B. Meyer's Werk — Nachtrag) bekannt, dass Fischer die Angabe „Nephrit“, welche von Damour und ihm selbst herrührte, zurückgezogen und sie durch „Bronzit“ ersetzt hatte. Meine Angabe konnte lediglich auf der Fischer'schen beruhen, da ich das Beil selbst weder untersucht, noch gesehen habe.

„Meine Ansicht, dass es zweifelhaft erscheine, ob in Amerika überhaupt Nephrit verarbeitet gefunden worden sei, widerlegt Fischer, indem er auf einige Gegenstände aus dieser Substanz in Amerika hinweist, dabei aber hervorhebt, dass ihm kein Nephrit in Beilform aus Amerika bekannt geworden sei.

„Nun bin ich aber jetzt selbst im Stande, auf ein amerikanisches Nephritbeil hinzuweisen. Es ist das im Ethn. Mus. zu Berlin befindliche, aus der Karsten'schen Sammlung (1852) herstammende Beil von Venezuela, V. A. 25 des Katalogs. Dasselbe ist bereits von Fischer Neph. u. Jad. S. 47 Fig. 62 abgebildet und als Nephrit bezeichnet worden. Neuerdings gestattete mir Hr. Bastian, einen Splitter dieses Beiles abzulösen, und der daraus verfertigte Schliff zeigte mir die typische Nephrit-Struktur. Ganz winzige Reste des Splitters sandte ich gestern an Hrn. Frenzel zum Zweck einer approximativen chemischen Analyse. — Jedenfalls ist dieses Beil von Venezuela der erste sicher aus Nephrit bestehende Gegenstand Amerikas oder sagen wir Südamerikas, denn die übrigen vom Mackenzie-Fluss und andere 3 von Fischer im Arch. f. Anthr. 1879 S. 208 (ich citire sein Citat aus einem Briefe) sind meines Wissens ihrer Substanz nach, d. h. mikroskopisch oder chemisch nicht untersucht worden. — Fischer schreibt mir, er hätte neuerdings auch ein brasilianisches Nephritbeil gesehen, und von A. B. Meyer erfahre ich, dass die beiden, durch die Gebr. Krause aus Alaska mitgebrachten Beile ebenfalls Nephrit seien. Doch fehlt da wie dort eine Analyse oder mikroskopische Prüfung.“

Herkunft dieses Beiles ist eine besonders sicher beglaubigte; es ist seiner Zeit von Dr. Karsten mitgebracht worden. —

Hr. Virchow: Es wird jetzt eine besondere Aufgabe sein, die an so verschiedenen Orten gemachten Funde von angeblichen Nephriten einer genauen Revison zu unterziehen. Denn dass an allen diesen Orten Nephrit anstehen oder als Geröll vorkommen sollte, ist nicht gerade wahrscheinlich. Ich habe mich in diesem Sinne auch an Hrn. Schliemann gewendet und ihn um ein Stück aus der ältesten Stadt von Hissarlik gebeten. Er hat mir kürzlich ein höchst zierliches kleines Beilchen gesendet, indess hat eine erste Untersuchung in der Bergakademie ergeben, dass es ein specifisches Gewicht von 3,275 besitzt, also vielleicht Jadeit ist. Indess möchte ich darauf hinweisen, dass das Interesse an der Herkunft des Jadeit ein fast noch grösseres ist, als das am Nephrit. Der Jadeit ist nur in letzter Zeit ungebührlich in den Hintergrund geschoben worden.

(7) Der Vorsitzende legt eine Reihe von

Kyanotypien von Kurden u. A.

vor, welche ihm Hr. Felix v. Luschan nach seiner Rückkehr nach Europa übersendet hat. Dieselben stammen von der letzten Reise nach dem Nimrud Dagh, welche der junge und strebsame Forscher in Begleitung des Hrn. Humann unternommen hat.

(8) Hr. Generalkonsul Zembsch überreicht als Geschenk eine Reihe von Photographien von Samoanerinnen und Kingsmill-Insulanern. —

Hr. Virchow schildert, im Anschlusse daran,

einen jungen Kingsmill-Indianer.

Hr. Generalkonsul Zembsch hat einen etwa 14—16 Jahre alten, frischen und kräftigen Eingebornen von Makin, der nördlichsten Insel des Gilbert- oder Kingsmill-Archipels, Namens Anto Atu, mitgebracht. Es war mir eine besondere Freude, denselben untersuchen zu dürfen, nicht bloss weil der ungemein intelligente Bursche sich schnell in die Formen unseres civilisirten Lebens gefunden hat, sondern namentlich desshalb, weil es der erste Mikronesier ist, der zu uns gekommen ist.

Sein Körperbau ist schlank und elastisch; ganze Höhe 1,645, Klafterlänge 1,670 *m*. Seine Haut ist dunkelbraun und glänzend, an der Dorsalseite der Hände mehr dunkel graubraun, an der Volarfläche sehr viel heller und mehr gelblich, die Nägel weiss. Iris schwarz. Kopfhaar schwarz, ganz glatt, in keiner Weise lockig, stark.

Der Kopf ausgemacht dolichocephal (Index 73), das Gesicht chamaeprosop (Index 88,8), wenig prognath. Die Lippen voll. Die Nase kurz, mit etwas dicker Spitze, wenig vortretend, aber nicht besonders breit. Das Ohr klein und schmal, mit sehr niedrigen Falten und angewachsenen Läppchen.

Folgendes sind die Kopfmaasse:

Grösste Länge	189 *mm*
„ Breite	138 „
Ohrhöhe	116 „
Gesichtshöhe A. (Haarrand)	185 „
„ B. (Nasenwurzel)	119 „

Mittelgesichtshöhe (Nasenwurzel bis Mundspalte)	76	*mm*	
Gesichtsbreite a. (jugal)	134	„	
„ b. (malar)	94	„	
„ c. (mandibular)	112	„	
Augendistanz (innere Winkel)	35	„	Differenz 66 mm. Länge der Augenspalte 33 mm.
„ (äussere Winkel)	101	„	
Nase, Höhe	53,5	„	Index 72,8.
„ Länge	48	„	
„ Breite	39	„	
Mund, Länge	52	„	
Ohr, Höhe	56	„	

Das Kopfhaar zeigt mikroskopisch fast drehrunde, zuweilen ganz schwach gedrückte Formen; die Farbe erscheint von der Fläche gesehen rein schwarz und undurchsichtig, auf dem Querschnitt sieht man eine dicke ganz farblose Rinde, zuweilen einen engen, schwarzen Markstrang, sonst nur feinkörniges, in kleinen Häufchen auftretendes, blauschwarzes Pigment.

In meiner kleinen Abhandlung über mikronesische Schädel (Monatsberichte der Königl. Akad. der Wiss. vom 8. Dec. 1881 S. 1133) habe ich auch die Schädel der Gilberts-Insulaner besprochen. Ich fand im Mittel von 7 Schädeln ein hypsidolichocephales Maass (Breitenindex 73,5, Höhenindex 76,4), während sich aus den Messungen des Hrn. Krause an 22 Schädeln des Museum Godeffroy ein schwach mesocephales Mittel herausrechnete. Immerhin konnte man, wie ich damals hervorhob, und wie auch der jetzige Fall beweist, „eine gewisse Annäherung an melanesische Formen" anerkennen. Indess beweist das Aussehen und namentlich das Haar von Anto Atu, dass diese Analogie der Schädelform ein isolirtes Phänomen ist und dass sie den im Uebrigen polynesischen Gesammtcharakter der Erscheinung nicht beseitigt. Wenn man westliche Vergleiche sucht, so bieten sich für den Schädelbau in erster Linie die Igorroten der Philippinen dar, über welche wir in der Sitzung vom 21. Juli ausführlich verhandelt haben, aber die Nasenbildung derselben scheint ganz abweichend zu sein.

(9) Der Vorsitzende theilt mit, dass der Ausschuss für die Herausgabe eines von Hrn. Dr. Finsch bearbeiteten illustrirten Katalogs der von ihm auf seiner oceanischen Reise gesammelten Gypsmasken die geforderte Unterstützung votirt hat. Das Heft wird zugleich eine Uebersicht der ethnologischen und anthropologischen Beobachtungen des Reisenden bringen und sich insofern wesentlich über das Niveau eines gewöhnlichen Kataloges erheben. Die Verlagshandlung Asher & Co. hat sich bereit erklärt, denselben als Supplementheft zu der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen zu lassen.

(10) Hr. Lilienfeld übergiebt als Geschenk einen Buschmannschädel von Cap mit vorzeitiger Synostose der Nähte. Derselbe stammt von einer bekannten Person, einem Diener.

(11) Hr. Hartmann berichtet über einen

afrikanischen Soko-Schädel.

Der von Livingstone in Manyema entdeckte und von ihm nicht genauer charakterisirte Anthropoide Soko (Last journals II, p. 52) ist von Lieutenant Wissmann in demselben Gebiete lebend beobachtet worden. Ein von demselben

mitgebrachter weiblicher Soko-Schädel, in dessen Gehirnhöhle sich eine Hymenopterenkolonie angesiedelt hatte, verräth, dass der fragliche Anthropoide ein Chimpanse ist und zur Form des Mandjaruma der Niam-Niam (Troglodytes niger var. Schweinfurthi) gehört.

(12) Hr. Schwartz legt einen Steinhammer aus Kieselschiefer von Thüringen vor, welcher ihm zugegangen ist. Eigenthümlich ist besonders die Schleifung nicht in grösseren Flächen, sondern in schmalen Streifen (etwa 11). Der Hammer ist 13½ *cm* lang und hat fast 12½ *cm* Umfang beim Bohrloch. —

Hr. Voss bemerkt, dass es eine in Thüringen häufig vorkommende Form der Hämmer sei.

(13) Hr. Buchholz bespricht Namens des Vorstandes des Märkischen Provinzialmuseums

neue Funde aus der Mark.

I. Zunächst lege ich das in Guben gefundene silberne Beil vor, über welches Hr. Jentsch bereits in voriger Sitzung berichtet hatte. Hr. Jentsch hat es dem Märkischen Museum eingesandt, damit nach dem dort gebräuchlichen, dem Krause'schen ähnlichen Verfahren der Rost beseitigt, das Silberornament vollständig blossgelegt und das Weiterrosten verhütet werde. Hiernach zeigt nun der Silberbeschlag ein sehr vervollständigtes Bild. Die Zwischenlinien scheinen, nach den wenigen, nicht mit dem Rost abgefallenen Spuren zu schliessen, mit Gold plattirt gewesen zu sein. Das Beil ist jedenfalls als Waffe, als Streitaxt, anzusehen, weil diese reiche Ornamentirung den Gebrauch als Haus- oder Handwerksgeräth ausschliesst. In den mir zur Verfügung stehenden Abbildungen aus anderen Sammlungen habe ich das gleiche Ornament nicht wiedergefunden; es scheint orientalischen (arabischen) Ursprungs zu sein und dem älteren Mittelalter anzugehören, in welchem die Streitbeile noch nicht zu einer zweiseitigen Waffe entwickelt waren.

II. Wie schon die Zeitungen berichtet haben, sind in dem Baugrunde des neuen Schulhauses an der Ecke der Artillerie- und Johannis-Strasse bei 5 *m* Tiefe 2 Pfeile (Holzschnitt) gefunden, welche für unsere Gegend vollständig fremdartig erscheinen, so dass die Vermuthung etwas für sich hat, sie möchten aus den Sammlungen Alexander von Humboldt's herrühren, welcher auf einem benachbarten Grundstück der Oranienburger Strasse gewohnt hat. Diese Pfeile, welche aus einer flachen eisernen Spitze mit 2 Widerhaken und einem 50 *cm* langen Rohrschaft bestehen, lege ich hiermit vor.

III. Herr Handtmann aus Seedorf bei Lenzen, welcher, wie ich beiläufig erwähne, Grund zu haben glaubt, das alte Rhetra, entgegen den Feststellungen von meklenburgischer Seite, in der Gegend von Lenzen suchen zu können, beabsichtigt, in Lenzen einen Verein für Alterthumskunde zu gründen, um das Interesse an dieser Wissenschaft zu verbreiten und vorkommende Funde zum Besten der Forschung zu concentriren. Der Verein würde zur Veranschaulichung auch eine

Sammlung anlegen, deren Stamm einige dem Märkischen Museum zur Begutachtung eingesandte Funde bilden sollen. Es sind dies Folgende:

1. Fundstücke von einer nahe am Bahnhof Lenzen gelegenen Stelle, von welcher schon eine grössere Anzahl von Urnen, z. Th. mit kleinen Bronze-Beilagen, sich im Märkischen Museum befindet. Diese Gegenstände scheinen die Wohnstätte anzudeuten zu dem Urnenfriedhof. Es sind namentlich eine grössere Anzahl von Flintsplittern, von denen einzelne ziemlich gut gelungene prismatische Messer, Pfeilspitzen, Schaber u. dgl. darstellen; immerhin charakterisiren sie sich alle als Abfall von einer Flintgeräth-Werkstätte. Daneben kommen auch 2 Bronzefragmente — von einer kleinen Fibula Dorn und Spirale und von einem Bronzezelt das äusserste Schneidestück — vor, sowie Urnenscherben von dem Typus der germanischen Grabgefässe.

2. Fundstücke von Wustrow, Kreis West-Priegnitz.

Thongefässscherben aller Typen von der germanischen bis zur frühmittelalterlichen Zeit, darunter dicht gestrichelte von einer grossen flachen germanischen Schale, mit dreieckigen Eindrücken versehene, auch von einem flaschenförmigen, siebartig durchlochten Gefäss; ferner wiederum bearbeitete Flintsplitter, Messer, Pfeilspitzen, Schaber und Strichler, sowie ein Spinnwirtel. Der ganze Fund deutet auf eine schon zu germanischer Zeit bestandene und bis zum 12.—13. Jahrhundert fortgesetzte Wohnstätte.

3. Funde von Sandow, Kreis West-Priegnitz.

Einige germanische Urnenscherben, Leichenbrand, die Fragmente einer eisernen Fibula und Proben von Kohlen und Branderde, welche innerhalb einer Steinsetzung in der Nähe von Urnenscherben gefunden sind. Ein mitgesandter Rinderzahn erscheint nicht alt. Ebenso können glasirte, etwa dem 15.—16. Jahrhundert angehörige Scherben hier nicht zur Besprechung gelangen.

4. Funde von Zellin a. O., Kreis Königsberg i. N.

Germanische und mittelalterliche Thongefässscherben.

5. Funde von Gross Woota, Kreis Westpriegnitz.

Scherben einer grösseren germanischen Urne mit Strichverzierung, in den Dreiecken zwischen den Strichen je eine Vertiefung von 1 *cm* Durchmesser, welche von 9 tief eingedrückten dreieckigen Punkten umgeben wird; ein grösseres Feuersteinmesser und ein Nadeldorn von verrostetem Eisen. Von Gross Wootz befindet sich übrigens eine grössere Anzahl germanischer Urnen, ein mit Ringeln verziertes Knochengeräth und ein eisernes Messer im Märkischen Museum (II. 11856—69).

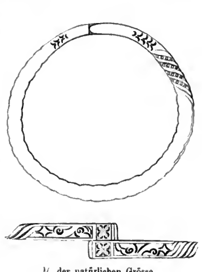
(14) Hr. Voss bespricht zwei von Hrn. Berger in Prag ihm überschickte

Silberringe von Schluckenau in Böhmen.

Herr Dr. Berger in Prag hatte die Güte, mir zwei Silberringe zur Ansicht zuzusenden, welche ich mir erlauben will, Ihnen hier vorzulegen. Dieselben sind vor einigen Jahren beim Bau eines Hauses in Schluckenau, im nördlichen Böhmen, gefunden worden. Es sollen auch Münzen dabei gewesen sein, indess ist keine derselben erhalten. Die Ringe sind von höchst eigenthümlicher Technik. Während sie auf den ersten Anblick an die häufig bei uns im Lande mit orientalischen Münzen gefundenen silbernen Schmuckringe erinnern, zeigen sie bei näherer Betrachtung doch eine wesentliche Abweichung, insofern als unsere nordischen, aus mehreren drellirten Silberdrähten zusammengewunden sind, während die vorliegenden, soweit sich dies ohne Beschädigung der Ringe beurtheilen lässt, aus einigen um einen centralen dickeren Draht gewundenen Drähten bestehen. Hr. Juwelier

Telge hat die Güte gehabt, in Bezug auf die Herstellungsweise verschiedene Proben zu machen und erscheint auch nach diesen obige Annahme die wahrscheinlichste. Der eine der Drähte ist in regelmässigen Abständen mit rundlichen Erhabenheiten besetzt, welche nach meiner Ansicht herausgravirt, nach Ansicht des Hrn. Telge aufgelöthet sind. Der Durchmesser der Ringe beträgt 11,5 *cm*, ihre Stärke 1 *cm*; die Schlussstheile greifen etwas übereinander. Letztere sind vierkantig und mit eingeschlagenen Linear-Ornamenten verziert. Die Mittelfugen dieser Ornamente sowohl, wie die Vertiefungen auf den gravirten Drähten sind mit rother Masse ausgefüllt gewesen, wie es nach einigen noch anhaftenden Spuren zu urtheilen den Anschein hat.

Was nun Alter und Herkunft dieser Ringe anbetrifft, so ist es klar, dass sie mit unseren nordischen Silberringen des 10. und 11. Jahrhunderts in engstem Zusammenhange stehen. Jedoch machen sie einen etwas späteren Eindruck und es ist wohl möglich, dass sie etwas jünger als die bei uns gefundenen sind. Sollen doch auch die slavischen Schläfenringe, welche bei uns gleichzeitig mit den Hacksilberfunden sind, in Böhmen noch auf christlichen Kirchhöfen gefunden sein. Was die Herkunft anbetrifft, so ist wohl anzunehmen, dass die Ringe aus südlichen Gebieten stammen; wenigstens zeigen die ähnlichen Funde aus Galizien und Ungarn eine mehr eigenartige Entwickelung in der Form und Ornamentik dieser Art von Schmucksachen.



$^1/_2$ der natürlichen Grösse.

Für Böhmen ist dieser Fund insofern von besonderer Bedeutung, als bisher erst ein Fund, welcher in nähere Beziehung zu dem vorliegenden zu bringen wäre, vorgekommen ist. Es ist der in der Gegend von Collin entdeckte Grabfund, von dem wir durch Hrn. Schneider in Jičin Nachricht erhielten und der dem Procop zugeschrieben wurde (s. Verh. 1882 S. 94). Ausserdem ist auch in der Nähe von Schluckenau, dem Fundorte des eingesandten Fundes, nämlich in der Gegend von Bautzen, ein sehr reichhaltiger Fund dieser Art vorgekommen, welcher sich jetzt im Besitz des Hrn. Rechtsanwalt Stephan in Bautzen befindet. Da Schluckenau auf der nördlichen Abdachung des Böhmisch-Lausitzischen Grenzgebietes liegt, so dürfte der letztere Fund vielleicht, als derselben Fundregion angehörig, hier besonders in Betracht kommen.

(15) Hr. Voss spricht über die von Hrn. Telge verfertigten und der Gesellschaft vorliegenden

Nachbildungen des Goldfundes von Vettersfelde.

Die einzelnen Gegenstände sind Ihnen schon aus Zeichnungen bekannt, welche Hr. Professor Bastian Ihnen in der Sitzung vom 20. Januar d. J. vorlegte. Ich

werde noch Gelegenheit haben, den Fund ausführlicher zu besprechen und möchte vorläufig nur bemerken, dass derselbe nach meiner Ansicht dem 3. oder 4. Jahrhundert nach Christ. Geb. angehört, aus dem nordpontischen Ländergebiete stammt und einer grösseren Reihe dorthin weisender Funde angehört. Es dürfte überhaupt wohl jetzt, nachdem die Funde römischer Zeit aus unseren östlichen Gebieten nunmehr in stattlicher Zahl und Menge vorliegen, an der Zeit sein, die Verschiedenheiten zwischen diesen Funden und den römischen Fundgegenständen der westlichen Landestheile besonders ins Auge zu fassen und schärfer zwischen ihnen zu scheiden. Es ist höchst eigenthümlich und gewiss von grösster Bedeutung, dass einzelne Gegenstände und Formen, welche bei uns häufig sind, in den westlichen Provinzen selten oder gar nicht vorkommen. So finden wir bei uns z. B. unter den Gegenständen römischer Zeit sehr häufig Sporen verschiedener Form, aus Bronze, Eisen und Silber. Das Königliche Museum besitzt davon gegen zwanzig aus Preussen, Posen, Schlesien, Brandenburg und Sachsen, und in den Sammlungen zu Königsberg sind ihrer noch mehr vorhanden, während in den Sammlungen der Rheinlande Sporen zu den Seltenheiten gehören und, wie mir Herr Dr. Undset mündlich mitgetheilt hat, auch in ganz Italien nur einige wenige Exemplare gefunden sind. —

Hr. E. Krause berichtet über seinen Besuch der

Fundstelle der Vettersfelder Goldsachen.

Am 1. August d. J. besuchte ich mit Herrn Telge Vettersfelde, welches etwa ½ Meile NW. von der Station Jessnitz der Niederschl. Märk. Eisenbahn liegt. Der Fundacker liegt ungefähr 1 *km* NW. von Vettersfelde, nahe dem Kasower Kirchhofe, ist flach und hat meist Sandboden. Er erstreckt sich in seiner Längsausdehnung von NO. nach SW. und ist von drei Seiten von Wald umgeben, die vierte grenzt an nachbarliches Feld; in der Nähe befindet sich eine Thalsenkung, die früher einmal von einem See gefüllt gewesen sein dürfte. Der Besitzer, Büdner Aug. Lauschke, gestattete die Untersuchung und legte selbst mit Hand an. Auf dem südwestlichen Theil des Ackers stand früher Lehm an, der zur Herstellung von Ziegeln ausgebeutet worden ist. Die Ziegelei ist vor etwa 15 Jahren aufgegeben, der Feldofen abgebrochen. Ein Lehmfleck ist unberührt geblieben; dieser barg die Hauptstücke des Fundes; die in einiger Entfernung von ihm gefundenen Stücke sind höchstwahrscheinlich mit dem Pfluge dorthin verschleppt worden. Ueber die Fundumstände erfuhr ich Folgendes: Als Lauschke am 5. October 1882 nach der Aussaat von Roggen die für den Abfluss des überflüssigen Regenwassers erforderlichen „Fahren" anlegte, pflügte er diese nach beiden Seiten auf, wodurch sie tiefer als gewöhnlich wurden. Die Mittelfahre durchschneidet die erwähnte Lehmstelle, auch sie wurde tiefer gelegt, und dadurch griff der Pflug die etwa nur 30 cm unter Terrain liegenden Fundstücke, welche indessen nicht sofort bemerkt wurden. Erst als L. am 7. Oktober, nachdem Regen gefallen war, sich überzeugen wollte, ob die Fahren zweckentsprechend seien, fand er als erstes Stück den massiven Kopfring, daneben einige andere Stücke, welche er wohl für des Aufhebens werth, nicht aber für aus Gold bestehend hielt. Er bot diese Stücke, darunter den Fisch, Köcherbeschlag (?) s. u. w. dem Landrath, Prinzen Carolath-Schönaich, der sich für Alterthümer interessirt, als Geschenk an. Dieser, den Werth der Stücke erkennend, verweigerte die Annahme des Geschenkes, erbot sich aber, behufs besserer Sicherung, zur Aufbewahrung bis zum endgültigen Entscheid über ihren Verbleib. Die weiteren Vorgänge, wie Anbieten an das Märk. Prov. Museum, Besichtigung durch Professor Lessing und endliche Ueberführung in das Königliche Museum sind bekannt. Es

kam mir darauf an, festzustellen, unter welchen Verhältnissen die Gegenstände gefunden sind, ob als Grabfund, ob in einer Ansiedelung oder als Depotfund, ob in einem Gefäss beigesetzt oder frei in der Erde. Die Landleute sind gewöhnlich misstrauisch und verschlossen. Erst nach längerer Unterhaltung erfuhr ich von der Frau und dem Vater brockenweis, dass Scherben, wie zu einem sehr grossen Topf gehörig, aber sehr schwach gebrannt, bei den Fundstücken gelegen hätten, auch mit nach Hause genommen, dort aber verzettelt seien. Ob Knochen oder Brandreste gefunden seien, konnte nicht angegeben werden. Ich schritt deshalb zur eigenen Untersuchung der Fundstelle. Das oben näher beschriebene Ackerstück wurde zuerst nach verschiedenen Richtungen durchschritten, um etwa auf der Oberfläche liegende Scherben oder Knochenreste aufzulesen. Ich fand einen alten Scherben und einen mittelalterlichen. Calcinirte Knochenreste, welche etwa auf einen Begräbnissplatz hätten schliessen lassen, fanden sich durchaus nicht. Dann wurde die engere Fundstelle mit dem Spaten angegriffen. Die grosse Nässe des Bodens, sowie der heftige Regen hinderten uns sehr bei der Arbeit, doch fanden wir ausser Branderde und Kohlenresten einige schwach gebrannte, ihrer ganzen Beschaffenheit nach als alt anzusprechende Lehmstücke mit Abdrücken von Rohrhalmen (oder Ruthen), auf der Gegenseite oberflächlich geglättet, — also anscheinend Theile des Lehmbewurfes einer aus Rohrgeflecht bestehenden Hüttenwand, welche beim Brande der Hütte selbst schwach gebrannt wurden; ausserdem einige wenige, ebenfalls alte, Scherben, darunter ein Stückchen Bodenkante eines dickwandigen, vermuthlich sehr grossen Gefässes. Diese Scherben sind von ziemlich roher Arbeit, die Aussenflächen schlecht geglättet; sie sind schwach gebrannt, aussen röthlich, der Kern schwärzlich; die Masse ist mit kleinen Granitbrocken durchsetzt. Der Bodentheil stimmt nach Aussage der Frau L. mit den von ihr gefundenen Scherben überein. Knochenreste, sowie reguläre Brandschichten wurden nicht beobachtet. Eine ausgiebigere Untersuchung war leider nicht möglich, da wir buchstäblich in einem Lehmsumpf arbeiteten.

Da hier unter den obwaltenden Verhältnissen nichts Erspriessliches weiter zu thun war, liessen wir von weiterer Arbeit vorläufig ab und machten uns an die Untersuchung einer etwa 100 Schritt östlich gelegenen Stelle, an der L. beim Pflügen auf einen grossen Stein gerathen war, den er mangels Handwerkzeuges damals nicht heben konnte, der also unberührt lag. Wir umgruben diesen Stein und legten durch vorsichtiges Graben ungefähr 30 *cm* unter Terrain ein ungefähr kreisrundes Pflaster von 1 *m* Durchmesser frei, auf und neben dem schwarzo Bodenschichten (Brandreste) zu Tage traten. Scherben oder zerschlagene Knochen wurden auf dem



Pflaster nicht gefunden. Nachdem das Pflaster (Heerd) behutsam abgehoben, wurde in der folgenden Schicht und zwar vorläufig nur auf einer Hälfte mit Pflanzenstecher und Kratze sehr vorsichtig weiter gegraben, doch fand ich nur zwei kleine Scherben, von derselben Beschaffenheit, wie die auf der ersten Stelle und einen schwärzlichen, besser geglätteten. Ein senkrechter Abstich durch einen grössten

Durchmesser der Brandstelle ergab den in der Skizze dargestellten Querschnitt. Die Durchsuchung der anderen Hälfte ergab keine Fundstücke, besonders war mir das Fehlen von Knochen auffällig.

Die Fundstelle des Goldes dürfte hiernach also nicht als ein Begräbnissplatz anzusprechen sein, sondern wahrscheinlich als der Ort einer alten Niederlassung, der durch Feuer, vielleicht in Folge feindlichen Angriffs, der Untergang bereitet wurde und deren Bewohner getödtet oder als Gefangene fortgeführt wurden und so nicht mehr an Hebung des zurückgelassenen Goldschatzes denken konnten. Ueber das Alter des Fundes aus den keramischen Beifunden zu urtheilen, dürfte bei dem geringen vorliegenden Material zu gewagt sein, doch möchte ich meiner Meinung dahin Ausdruck geben, dass sie nicht allzuweit in prähistorische Zeiten hinaufreichen, sondern als prähistorisch ziemlich jung zu betrachten sind, da sie nicht die saubere, feine Glättung der Aussen- und Innenflächen zeigen, die wir an älteren Scherben zu finden gewohnt sind, auch stärker gebrannt sind, als die ganz alten. Dies über die Fundstätte selbst.

Die Frage nach etwa zur Vervollständigung des Fundes noch vorhandenen Theilen stiess auf harte Ohren. Die Lauschke's sind so oft angegangen und von den verschiedensten Seiten beeinflusst, auch wohl hintergangen worden, dass sie jetzt sehr zurückhaltend und verschlossen sind. Doch erfuhr ich, dass 2 goldene Kettchen von je etwa 8 *cm* Länge, deren eine in einem Knopf endigte, sowie ein kugelförmiger Knopf, ein Schieber und 2 Ringe auf L.'s Veranlassung zu einer Uhrkette vereinigt wurden, die er selbst getragen, später aber an Hrn. Rentier Wilke in Guben für ca. 100 Mark verkauft hat, wo ich sie selbst sah.

Der Vater des L., ein schon schwacher Greis, erzählte von einer aus 15 bis 16 Kugeln bestehenden Kette, wovon 5—6 Kugeln durch den Pflug abgerissen seien, auch von goldenen Plättchen, wovon der Sohn nichts wissen wollte. Ein im Orte wohnender Invalide soll einige Sachen, wie man vermuthet, gefunden und nach Sommerfeld gegeben haben; ferner sind in Guben selbst einige Stücke eingeschmolzen worden.

(16) Hr. Virchow erstattet Bericht über die

anthropologische Generalversammlung in Trier.

Der stenographische Bericht über die letzte Generalversammlung der deutschen anthropologischen Versammlung liegt in dem Correspondenzblatt zum Theil schon gedruckt vor und die noch ausstehenden Theile werden alsbald in aller Händen sein. Ich kann mich daher auf einige Bemerkungen beschränken, insbesondere über solche Punkte, welche in den Verhandlungen nicht oder nur beiläufig besprochen sind. Ueberdies hatte sich eine etwas grössere Zahl unserer Berliner Mitglieder an der Versammlung betheiligt, wenngleich bei Weitem nicht so viele, als bei dem hervorragenden Interesse gerade dieser Gegend unseres Vaterlandes wünschenswerth gewesen wäre.

Trier ist genau genommen die einzige grössere deutsche Stadt, welche die Erinnerung an die Römerzeit noch in einer Vollständigkeit bewahrt hat, wie wir es sonst nur in Südfrankreich und Italien zu sehen gewohnt sind. Noch bis in die neueste Zeit hat sich die wenig fabrikthätige Stadt, namentlich in ihren östlichen Theilen, in den Grenzen der alten Kaiserresidenz gehalten; gegen Westen ist sie sogar erheblich dahinter zurückgeblieben. Erst in den letzten Jahren hat die Bebauung die Mauern der mittelalterlichen Zeit zu überschreiten angefangen. Noch steht die Porta nigra in einer Vollständigkeit da, wie selbst in Rom nur wenige

Monumente erhalten sind; noch ist das Amphitheater zum grossen Theil vorhanden, die Ruinen des alten Kaiserpalastes erheben ihre Mauern noch weit über die Höhe der modernen Bauten und die Thermen im Westen (in St. Barbara) werden, Dank der Liberalität der Regierung, eben einer ausgedehnten Ausgrabung unterworfen. Das mächtige Grabmonument von Igel (Aquila), einem Dorfe oberhalb von Trier an der Mosel, sucht seines Gleichen in deutschen Landen. Dazu kommt die grosse Zahl alterthümlicher Kirchen, welche in ihren Grundlagen zum Theil bis in die erste Zeit der Einführung des Christenthums in diesen Gegenden zurückreichen. Aus einem altchristlichen Columbarium bei Pallien, dem alten Vicus Voclannionum, der westlichen Vorstadt Triers, stammen zwei herrliche Glasgefässe, ein Becher mit aufgesetzten Fischen, und eine Schale mit der Darstellung des Opfers von Abraham [1]).

Dieser Herrlichkeit der Monumente entspricht die Ausdehnung und die Mannichfaltigkeit der in dem Provinzial-Museum aufgehäuften römischen Fundstücke. Obwohl erst seit wenigen Jahren officiell anerkannt und begünstigt, hat das Museum unter der sammelnden und ordnenden Hand seines Direktors, des Hrn. Dr. Hettner eine Vollständigkeit erreicht, welche es den besten Museen der römisch-germanischen Zeit an die Seite stellt und als eine wahre Zierde unseres vaterländischen Besitzes erscheinen lässt. Nirgends tritt gerade die Uebergangsperiode zu der germanischen Zeit in so häufigen und gut erhaltenen Erinnerungen hervor; wir sehen die Grabsteine germanischer Beamten des niedergehenden Kaiserreiches, darunter den eines alten Landsmannes aus dem Königsgeschlechte der Burgundionen [2]), vor uns; wir verfolgen von Periode zu Periode, wie die Waffen und der Schmuck der Barbaren an die Stelle der römischen traten. In das Einzelne dieser Funde einzugehen, würde hier zu weit führen. Ich will nur ein besonders überraschendes Vorkommen erwähnen, nehmlich unzweifelhaft römisches und ebenso unzweifelhaft glasirtes Thongeschirr in grünen und gelben Farben [3]), wie wir es bisher fast ausschliesslich dem Mittelalter zugeschrieben hatten. Unter den seltenen Kunstschätzen nenne ich nur den in den Thermen gefundenen Torso einer Amazone aus parischem Marmor.

Gegenüber dem Reichthum der römischen und der Trefflichkeit der freilich viel seltneren nachrömischen Funde war es für uns Alle gänzlich unerwartet und, ich darf sagen, unverständlich, das fast vollständige Fehlen gallischer Funde constatiren zu müssen. Wir waren in der sicheren Hoffnung nach Trier gekommen, hier gerade eine volle Anschauung der gallischen Cultur zu finden. Zu unserem höchsten Erstaunen mussten wir uns sagen lassen, dass nicht einmal eine Spur der vorrömischen Stadt der Treverer aufgefunden ist. Keine noch so tiefe Grabung in der Stadt selbst oder in ihrer nächsten Nähe hat, soviel man weiss, jemals Wohnstätten oder Gräber der alten Bevölkerung aufgedeckt. Hr. Hettner ist daher zu der Meinung gekommen, dass die alte Stadt irgendwo in grösserer Entfernung, vielleicht auf den Bergen, gelegen habe. Aber selbstverständlich

1) v. Wilmowsky, Archäologische Funde in Trier und Umgegend. Trier 1873. S. 29 mit 2 Tafeln.

2) Führer durch das Provincial-Museum zu Trier. Zweite Auflage. Trier 1883. (Den Theilnehmern der Generalversammlung überreicht vom Museum.) S. 28. Hariulfus protector domesticus filius Hanhavaldi regalis gentis Burgundionum.

3) Eine Thonvase mit grüner Glasur, bei welcher eine Münze Hadrians gefunden wurde, stammt aus einem mit Sandsteinen umstellten und mit Weinkrugsscherben bedeckten Grabe (Nr. 3746 Führer S 37). Im Museum zu Worms sah ich ein gelbrothes, fast wie glasirt erscheinendes Gefäss, das oben und unten dunkelrothe Zonen hat; ein ähnliches in Dürkheim.

mussten wir uns darein ergeben, von Trier zu scheiden, ohne auch nur die Möglichkeit erreicht zu haben, abgesehen von den Münzen, über die Besonderheiten gallischer Cultur oder gallischer Körper eine Anschauung zu gewinnen.

Bis vor kurzer Zeit fehlte es in der Gegend auch fast ganz an Nachweisen der ältesten prähistorischen Bewohnung. Wenn man erwägt, in welcher Reichhaltigkeit die doch nicht so weit entfernten Höhlen der Maas und ihrer Nebenflüsse in Belgien eine weit zurück, bis in die Zeit des Mammuth und des Renthiers reichende Ausbeute geliefert haben, so musste es in der That überraschend erscheinen, dass im Trierischen Gebiet derartige Funde ganz fehlten. Unser ebenso thätiges, als glückliches Mitglied, Hr. Bracht hat die erste, wenigstens einigermaassen erfolgreiche und durch die Sorgfalt, mit der sie ausgeführt wurde, ausgezeichnete Ausräumung einer Höhle in der Eifel, des Buchenlochs bei Gerolstein bewirkt und daraus eine Fülle von Gegenständen der Quaternärzeit zu Tage gefördert. Dieselben sind jetzt im Trierer Museum niedergelegt und in einer, unserer Versammlung von der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier überreichten Festschrift ausführlich dargestellt worden. Hr. Nehring hat die Fauna, deren Reste zu Tage gefördert wurden, bestimmt; ich will daraus nur das Mammuth, das Rhinoceros tichorhinus, das Renthier, den Höhlenbären und eine Anzahl jener kleinen diluvialen Nager erwähnen, auf welche Hr. Nehring erst die Aufmerksamkeit fixirt hat. Vom Menschen selbst wurde nur ein Brustwirbel gefunden, dessen Erhaltungszustand nach Hrn. Nehring gegen ein diluviales Alter spricht. Auch sonst ist die Zahl der auf menschliche Thätigkeit hinweisenden Stücke, namentlich im Vergleich zu den belgischen Höhlen, auffallend klein. Ein grosser Theil der Thierknochen ist zerbrochen und zersplittert, aber es fehlt an beweisenden Merkmalen für absichtliche Zerschlagung. Von eigentlich bearbeiteten Stücken erwähnt Hr. Bracht (Taf. VII Fig. 5 u. 6) nur zweier zugespitzter Rippenstücke. Von „geschlagenen" Feuersteinen wurden überhaupt nur 7 gefunden und darunter nur einer (Taf. VII Fig. 1) von einer mehr charakteristischen, wenngleich sehr rohen Form; die gewöhnlichen Spähne und Messerchen fehlten gänzlich. Dafür zeigte sich in allen Schichten ein Menge von zerschlagenen Quarzgeröllen, wie sie im Bette der benachbarten Kyll zahlreich vorkommen, indess keines dieser Stücke lässt die Absicht erkennen, ein bestimmtes Werkzeug herzustellen. Unzweifelhaft ist dies recht wenig, ja so wenig, dass man die Frage aufwerfen darf, ob überhaupt eine Bewohnung der Höhle in alter Zeit stattgefunden hat. Für eine Bejahung dieser Frage sprechen hauptsächlich zwei Umstände. Zuerst das Vorkommen ausgedehnter Brandschichten, einer tieferen, in dem Niveau der fossilen Thierknochen, mit grossen Stücken von Holzkohle, und einer oberen, mehr aschenartigen; an einer Stelle im Hintergrunde der Höhle stiess man auf eine, der oberen Schicht entsprechende, ganz mit Asche gefüllte kesselartige Vertiefung. Sodann der Nachweis von Thonscherben. Freilich wurden auch moderne, mittelalterliche und römische gehoben, indess bezeichnet Hr. Bracht 14 prähistorische Stücke, welche in dem rothen Höhlenlehm lagen, zum Theil selbst hinabreichten bis zu den mangangefärbten schwarzen Knochensplittern der tiefen Schicht. Mit Rhinoceros-Resten zusammen wurden keine Scherben angetroffen. Die Thonscherben selbst (Taf. VIII) sind ziemlich rohe, aber doch zu grösseren Gefässen gehörige, zum Theil geglättete und in mannichfaltiger Weise verzierte Bruchstücke. Ausser Nageleindrücken und linearen Einritzungen giebt es auch solche mit regelmässigen, abgesetzten Zonen und andere mit knotigen Gürteln.

Man wird daher in der Beurtheilung dieser Funde vorsichtig sein müssen. Von der Anwesenheit des Menschen während der Zeit der Bildung der tiefsten

Schichten wird kaum gesprochen werden können. Erst nachdem der Höhlenboden bis zu einer gewissen Höhe mit dem Detritus der Wandungen und mit eingespültem Material gefüllt war, sind Brandstellen angesetzt worden, immerhin noch nach den Angaben des Hrn. Bracht in einem Niveau, welches den Ueberresten einer Diluvialfauna, aber wahrscheinlich schon einer jüngeren, entspricht. Die ungemein geringe Zahl der Artefakte weist den Gedanken einer anhaltenden Bewohnung an sich zurück: 7 Stücke von geschlagenem Feuerstein, 14 von Thongeschirr gestatten höchstens, eine gelegentliche Benutzung der Höhle anzunehmen. Es mag sein, dass die zersplitterten Quarzgerölle auf menschliche Einwirkung zu beziehen sind, aber sicherlich gehören die Thonscherben nicht diesen Menschen an. Zu einer Zeit, wo man noch nicht einmal verstand, Feuersteine regelmässig zu behandeln, gab es schwerlich Thongeräth und am wenigsten Thongefässe von dieser Grösse und mit solchen Verzierungen.

Ich fuhr nach dem Schlusse der Versammlung selbst hinaus, um mir das Buchenloch anzusehen. Mein Besuch in demselben konnte irgend ein positives Resultat nicht ergeben, da die Höhle bis auf den Boden ausgeräumt ist. Trotzdem möchte ich die Stelle allen Reisenden empfehlen. Gegenüber von Gerolstein, am rechten Ufer der Kyll, steht eine mächtige Felsinsel aus Dolomit, die sich auf allen Seiten steil über die Umgebung erhebt, die sogenannte Monterlei. In ihrer Mitte sind die zwei, seit lange erloschenen vulkanischen Krater, welche durch die langjährigen Untersuchungen von Eilhard Mitscherlich und durch die Bearbeitung seiner hinterlassenen Aufzeichnungen von Justus Roth so berühmt geworden sind. Zufällig traf ich an der Westseite des einen dieser Krater, der Papenkaule, gerade auf eine Stelle, wo man beschäftigt war, Material zum Wegebau in grosser Menge abzufahren; dadurch war der Wall von vulkanischer Schlacke, die sich hier vor Zeiten aufgethürmt hat, in beträchtlicher Ausdehnung durchschnitten und aufgeschlossen, — für mich ein besonders interessanter Anblick, da ich eben erst vor wenigen Monaten am Aetna die ganz frischen Schlackenkegel des jüngsten Ausbruches begangen hatte. Hier an der Papenkaule lag dieselbe pechschwarze glänzende poröse harte Schlacke, wie ich sie am Monte Principe di Napoli ganz frisch gesammelt hatte, nur stellenweise unterbrochen durch bräunliche oder graue Aschenschichten. An einer Stelle löste ich mitten aus der Wand des Durchschnittes Bimstein, von dem meine Familie ein Stückchen nach Hause brachte; hier erst erfuhr ich von Hrn. Roth, dass niemals früher Bimstein in dieser Gegend gefunden ist. Der Westwall der Papenkaule reicht bis hart an den Westrand der Monterlei selbst, die hier in phantastisch zerklüfteten, ganz steilen Abhängen abfällt. Mitten in denselben, ziemlich hoch oben, liegt der Eingang des Buchenlochs, zu dem man mühselig auf der steilen, durch Abstürze der Wand gebildeten Schurre hinaufklettern muss. Durch eine ziemlich enge Oeffnung gelangt man in eine Höhle mit mehreren Ausbuchtungen und sehr ungleichem Boden, der früher offenbar durch einen kleinen Spalt mit dem Plateau der Monterlei in Verbindung gestanden hat. Hoffentlich wird eine weitere Umschau an diesen Abhängen noch andere Höhlen und damit die Möglichkeit einer weiteren Erforschung des gewiss sehr merkwürdigen Gebietes ergeben, freilich vielleicht erst dann, wenn auf irgend eine Weise das Gerölle, welches jetzt bis über die halbe Höhe die Abhänge bedeckt, weggeräumt werden sollte. —

Sonst giebt es bis jetzt im Trier'schen keine eigentliche Fundstelle für die palaeolithische Periode. Geschlagene Feuersteine sind nur ganz vereinzelt gefunden worden und ihr Vorkommen hat an sich wenig Bedeutung, da sie noch in fränkischen Gräbern Belgiens, wie ich früher im Museum von Namur sah, angetroffen werden. Im Trier'schen sind Pfeilspitzen aus Feuerstein in Gräbern der römischen

Zeit getroffen worden. Ich will dabei bemerken, dass ich im Musée archéologique zu Luxemburg, wohin ich von Trier aus einen Abstecher machte, gleichfalls nur wenige Geräthe von geschlagenem Feuerstein sah.

Reichlicher sind die geschliffenen und zum Theil gebohrten Steingeräthe, namentlich aus Kieselschiefer, für welche Cordel bis jetzt Hauptfundort ist. Auch in Luxemburg sind sie, namentlich in der Form von Flachbeilen, nicht selten. Die zwei schönsten Flachbeile der Trierer Sammlung von Pfalzkyll und Saarburg sind uns von unserer Ausstellung her bekannt. Indess über die meisten Fundstücke dieser Art weiss man nichts Genaueres; nicht wenige sind ganz zufällig gesammelt worden, und ein Urtheil, in welche Zeit sie gehören, dürfte daher im Augenblick schwer abgegeben werden können. —

In reichen und schönen Exemplaren ist dagegen die Bronze vertreten. Hier wurde unsere Aufmerksamkeit ganz vorzugsweise gefesselt durch Artikel des italischen Imports, wie sie schon seit längerer Zeit durch die Untersuchung des Hrn. Alex. Bertrand über die Bronzen von Wallerfangen (Vaudrevanges) in der Nähe von Saarlouis und durch die des Hrn. Schuermans über die Funde von Eyggenbilsen in Limburg bekannt geworden sind. Soweit ich die Fundorte zu übersehen vermag, handelt es sich dabei weniger um das eigentliche Mosel-Gebiet, als vielmehr um die Flussthäler der Nahe und der Saar nebst den anstossenden Bezirken des Hochwaldes. Besonders bevorzugt ist das Fürstenthum Birkenfeld, dessen Sammlung zum grossen Theil nach Trier gesendet und dort für unser Studium mit aufgestellt war. Die frühere Sammlung von St. Wendel, welche ähnliche Fundstücke enthält, ist vorläufig dem Trierer Museum übergeben worden. Wir hatten daher reichliche Gelegenheit, diese schönen Sachen, welche sich an die berühmten Funde in der bayrischen Pfalz und im Elsass anschliessen, im Zusammenhange zu studiren. Für die heutige Uebersicht will ich nur einige der Hauptgegenstände kurz erwähnen:

1. Die Schnabelkannen, welche in jeder Beziehung der etruskischen Form entsprechen. Wir sahen ihrer 6 Stück, von Remmesweiler Kr. St. Wendel, Hermeskeil (Ausläufer des Hochwaldes), Besseringen und Weisskirchen a. d. Saar (Gypsnachbildungen), Schwarzenbach im Birkenfeldischen und eine unbekannter Herkunft. Die von Weisskirchen und Schwarzenbach sind abgebildet bei Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. I Heft II Taf. III, Fig. 1 u. 3. Ausserdem noch 2 von Birkenfeld, eine aus dem Hasselt, eine von Ameisrech.

2. Ein Bronzehelm (einfacher Blechhut), nach einer wenig glaublichen Angabe bei Winningen in der Nähe von Schönecken gefunden, ähnlich denen von Watsch.

3. Zwei aus einem blattförmig gestalteten Blech mit Spiralendplatten gebildete Armreife von Lauterbach bei Ottweiler.

4. Wendelringe. Ich möchte so, zum Unterschiede von den eigentlichen Torques, jene uns so bekannte Art mehrfach gedrehter und mit blattartigen Kanten versehener Halsringe bezeichnen (vergl. Lindenschmit a. a. O. Bd. I Heft XI Taf. III). Sie wurden auf der Versammlung Gegenstand der Besprechung, da Hr. v. Tröltsch auf einer seiner antiquarischen Karten ihre Verbreitung dargestellt hatte, leider auf Grund eines ganz fragmentarischen Materials. Er hat die Güte gehabt, mir eine Abschrift seiner Liste[1]) zu geben, die einige für mich neue Fund-

1) Ich theile die Liste nachstehend mit:

Fundorte von Bronzeringen mit wechselnder Torsion.

1. Wickenroth (Birkenfeld) 2 Exemplare in der Birkenfelder Sammlung.

orte enthält; unsere Gegend fehlt darin ganz. Vielleicht erklärt sich das aus dem Umstande, dass neben den wirklich gedrehten Ringen auch solche vorkommen, welche, obwohl nach demselben Muster, nur gravirt sind; beide gehören indess nahe zusammen, und ich werde daher die wahren und die falschen hintereinander aufführen, umsomehr als ausser denen von Wickenroth die sämmtlichen übrigen gravirt sind. In dem Museum und in der Ausstellung von Trier habe ich 13 (vielleicht 15) Exemplare notirt: Zunächst aus dem Birkenfeldischen 2 von Wickenroth, 3 von Böschweiler, 1 vom Riesenköpfel bei Wolfersweiler, Bruchstücke von mehreren vom Brand zwischen Birkenfeld und Hoppstädt, sodann 2 von Marpingen, 4 von Brandenbusch bei der Hohen Sonne auf dem Wege von Trier nach Bitburg. Gleichzeitig damit wurden wiederholt Knotenringe, sowohl Arm- als Halsringe, gefunden. Wo man Genaueres über die Fundorte weiss, da waren es Hügelgräber und zwar, wie es scheint, solche mit Leichenbrand. —

Wenn über die chronologische Stellung dieser Bronzefunde nicht füglich ein Zweifel bestehen kann, so ist dies in hohem Maasse der Fall mit den alten Steinwällen der Gegend. Allerdings sind die Untersuchungen über die Bedeutung dieser Wälle eigentlich erst eröffnet, und es wird viel genauerer Erforschung darüber bedürfen, wie weit man die einzelnen als „Festungen" anerkennen darf. So entstand schon in der Versammlung selbst ein Streit über den Brandwall von Kirn, von dem ausgezeichnete verglaste Stücke im Trierer Museum liegen, welche mit denen von unseren Oberlausitzer Brandwällen vollständig übereinstimmen. Dagegen habe ich mich bei einem persönlichen Besuche nicht überzeugen können, dass der Steinring um die Dietzelei bei Gerolstein, den Hr. Bracht als einen Wall ansieht, eine künstliche Bildung sei; mir schien derselbe das natürliche Produkt einer vulkanischen Durchbrechung des Sandsteins zu sein.

Ungemein lohnend war die von den Trierer Herren veranstaltete Excursion nach dem Steinwall von Otzenhausen auf den westlichen Abhängen des Hochwaldes. Es ist dies klassisches Gebiet, denn Schwarzenbach, Hermeskeil und Birkenfeld selbst liegen sämmtlich verhältnissmässig nahe, und man fragt sich unwillkürlich, ob die Hügelgräber der Bronzeleute früher oder später, als dieser gegewaltige Steinwall, zu setzen seien. Der letztere führt den Namen Hunring oder auch blos Ring; er liegt auf einem hohen bewaldeten Bergvorsprung, welchen die Leute Dollberg heissen. Derselbe fällt nach Süden, Osten und Westen steil ab und ist hier, ausser von dem eigentlichen Steinringe, noch von einem gleichfalls aus Steinen aufgehäuften Vorwall umgeben; gegen Norden schliesst sich das Plateau des Berges unmittelbar an, und hier ist der Wall einfach, aber von gewaltiger Grösse, denn er erreicht hier eine Höhe von 10 *m* bei einem Durchmesser der Basis von 40 *m*. Die umschlossene Fläche beträgt mehr als 19 *ha*, der Umkreis des Ringes 1360 *m*. — Verhältnisse, welche noch die des Innenringes des Altkönigs (Umkreis 1150 *m*) übertreffen. Eine genauere, durch Karten und Durchschnittszeichnungen erläuterte

2. Grifte
3. Hadamar } Kurhessen, Kgl. Museum in Kassel.
4. Wehlheiden
5. im Flusse Gersprenz, Oberhessen, Gross. Hess. Samml. in Darmstadt.
6. in der Lindner Mark, Oberhessen, Samml. in Giessen.
7. Eichelsachsen (nach Lindenschmit, Alterth. uns. heid. Vorz.), Oberhessen.
8. Aschaffenburg? Berliner Photographien?
9. Uedel (Ede. Provinz Gelderland), Reichsmuseum in Leiden.

Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 9 nach den Angaben der Sammlungsvorstände.

Beschreibung findet sich in dem Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschr. für Geschichte und Kunst (1883 Bd. II Nr. 8 S. 53), auf welche verwiesen werden kann. Ich will nur erwähnen, dass es bis jetzt nicht gelungen ist, die chronologische Stellung des Ringes genau zu fixiren. Der Aufbau der Steinmauer, der für uns an mehreren Stellen durch theilweise Durchschnitte klar gelegt war, ist der denkbar einfachste: eckige Bruchsteine sind übereinander gehäuft, ohne dass irgendwo eine Benutzung von Holz oder Mörtel sichtbar wäre. An der höchsten Stelle stiess man 1,80 *m* unter der Kante auf eine Lehmschicht von etwa 1 *m* Mächtigkeit, welche in Form einer convexen Platte zwischen die Steine eingeschoben ist; an den niedrigeren Stellen fehlte sie. Auf ihr wurden Reste eines römischen Kruges und ein Bruchstück eines spitzen eisernen Gegenstandes gefunden; eine zweite eiserne Spitze (Nagel?) steckte etwas tiefer zwischen den Steinen. Die Erörterungen über die Bedeutung dieser Lehmschicht waren an Ort und Stelle sehr lebhaft. Mir schien die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, dass der Lehm das Verwitterungsprodukt der Steine selbst (Grauwacken-Sandstein) sei, indess erkenne ich an, dass die Annahme mehr wahrscheinlich ist, es habe hier eine spätere Erhöhung des Walles über den alten, mit Lehm und Rasen bedeckten Wallgang stattgehabt, welcher durch diese Aufschüttung vor dem Abspülen durch Regen geschützt worden sei. Jedenfalls fand sich nichts von der Wallconstruktion, welche Caesar von den gallischen Befestigungen angiebt. — Im Innern erhebt sich das Terrain zu einer flachen Kuppe, die sich gegen NW. langsam senkt; hier entspringt eine kleine Quelle, von der aus bei einer Nachgrabung eine Wasserleitung freigelegt wurde. In ihrer Umgebung wurden zahlreiche Topfscherben gefunden, einige römische, jedoch in weit grösserer Anzahl rohe und dickwandige Stücke, welche Hr. Hettner für vorrömische hält. Mir fiel in Luxemburg die grosse Aehnlichkeit derselben mit fränkischen Gefässen auf.

Die grosse Zahl von Steinwällen, welche sich parallel mit dem linken Rheinufer auf den Vorsprüngen der Gebirge hinzieht, legt auf den ersten Blick den Gedanken nahe, dass sie einem „System" von Vertheidigungswerken angehören, wie ein solcher Gedanke bei unseren oberlausitzischen Steinwällen vom militärischen Standpunkte aus in der That entwickelt worden ist. Indess bei genauerer Betrachtung zeigt sich doch eine so grosse Verschiedenheit der einzelnen Steinwälle, dass vorläufig jedenfalls die grösste Vorsicht in der Beurtheilung geboten ist. Ich sah bei Gelegenheit des Brüsseler Congresses den Camp d'Hastedon bei Namur (Compte rendu du Congrès intern. d'anthrop. et d'archéol. préhist. Bruxelles 1872 p. 318 Pl. 68—70, 80—81), der etwa 13 *ha* gross ist und in welchem die belgischen Forscher das Oppidum Atuaticorum zu erkennen glauben. Allein hier finden sich nicht blos Holzeinsätze, welche der Schilderung Caesar's zu entsprechen scheinen, sondern auch zahlreiche Ueberreste aus der Zeit des polirten Steins; selbst ein Jadeitbeil wurde gesammelt. Aehnliche Wälle liegen in der Nähe bei Bonne, sowie bei Jemelle und Olloy (ebendas. p. 323 Pl. 82—85). Vielleicht dass weitere Nachforschungen im Wall von Otzenhausen mehr Analogien bringen werden; der Umstand, dass die Oberfläche seit langer Zeit bewaldet ist und eine reiche Humusschicht sich übergelegt hat, macht es nicht unwahrscheinlich, dass Vieles, was auf der nackten Fläche der belgischen Steinwälle zu Tage lag, hier bedeckt worden ist. — Auf deutschem Boden treffen wir die Steinwälle von Ferschweiler, wo in der Niederburg eine ähnliche Sandschicht aufgefunden ist (Bone, Das Plateau von Ferschweiler bei Echternach, Trier 1876 S. 24). Vielleicht ist auch der Schlackenwall von Kirn an der Nahe aufzuführen, über welchen Hr. Schaaffhausen wiederholt berichtet hat (Sitz. der niederrh. Ges. in Bonn, 9. Januar 1882 S. 7.

Sehr viel grossartiger sind die südlichen Steinwälle in der Pfalz und im Elsass, welche ich im Einzelnen nicht besprechen werde. Ich will nur auf die grosse Analogie hinweisen, welche der mächtige Ringwall um die Kuppe des Donnersberges und die berühmte Teufelsmauer bei Dürkheim darbieten; diese möchte ich in der That für die am meisten verwandten halten. Im Elsass treten schon wieder ganz andere Elemente hervor, so namentlich am Odilienberge, dessen sich die Theilnehmer an unserer Strassburger Versammlung noch lebhaft erinnern werden. Eine vergleichende Darstellung aller dieser Befestigungen halte ich für ein dringendes Bedürfniss der prähistorischen Chronologie des linksrheinischen Landes. —

Zum Schlusse will ich noch ein Paar craniologische Bemerkungen kurz anhängen. Zunächst war ich nicht wenig überrascht, in den Sammlungen auffallend viel brachycephale Schädel anzutreffen. In Trier mass ich von den zahlreichen Schädeln des römischen Todtenfeldes die 5 am besten erhaltenen; davon waren 3 brachycephal (Index 82,0—84,5—85,0), 2 mesocephal (Index 76,2—78,7). Hier könnte man einwenden, dass dies vielleicht Fremdlinge, Kriegsvolk aus fernen Landen, waren. Aber in Luxemburg trat dieselbe Erscheinung an fränkischen Schädeln, so namentlich aus dem durch zahlreiche Beigaben gut charakterisirten Gräberfelde von Greisch hervor. Von 5 gut bestimmbaren Schädeln waren fast alle sehr gross, brachycephal, zum Theil niedrig. Sie erinnerten mich an die Schädel von Sclaigneaux und Heristal, welche ich seiner Zeit genauer beschrieben habe (Archiv f. Anthropol. 1873 Bd. VI S. 96, 100). Die Legende von dem „Reihengräber-Typus" ist hier schwer festzuhalten.

Sodann die Physiognomie der jetzigen Landbevölkerung, namentlich im oberen Nahe-Thal, aber auch im Luxemburgischen ist eminent leptoprosop: starkknochige Gesichter mit grossen Kieferknochen und langen, etwas dicken Nasen. Der häufig offenstehende Mund liess ungewöhnlich grosse und vorstehende Schneidezähne sehen. Mehrmals konnte ich constatiren, dass im Oberkiefer nur zwei, aber sehr breite Schneidezähne vorhanden waren. Die Kinder im Nahethal waren ganz lichtblond, dagegen zeigte sich in Luxemburg viel spanisches Blut in der tief schwarzen Farbe der Haare und Augen der Kinder. —

Hr. Nehring knüpft an diesen Bericht einige Bemerkungen über die Fauna des „Buchenlochs" bei Gerolstein an:

Diese fossile Fauna ist im Wesentlichen von mir untersucht worden, und zwar auf Veranlassung des Hrn. Prof. Eugen Bracht. Letzterer hat vor einigen Jahren die Bodenschichten des Buchenlochs durch Nachgrabungen erforscht, wobei neben manchen Artefacten auch zahlreiche Reste von Thieren zum Vorschein kamen. Soweit letztere zu den grösseren und bekannteren Species gehören, sind sie meistens schon von den HHrn. von Dechen und Schaaffhausen bestimmt worden. Die Bestimmung der Mikrofauna, sowie mancher nur mit Hülfe eines reichhaltigen Vergleichsmaterials feststellbarer Fundstücke war mir vorbehalten.

Die thierischen Reste stammen aus verschiedenen Perioden; sie sind theils diluvial, theils postdiluvial und zeigen alle möglichen Stufen der Fossilität.

Die diluviale Fauna wird durch folgende Species repräsentirt:

1. Ursus spelaeus, Höhlenbär.
2. Canis lupus, Wolf.
3. „ lagopus, Eisfuchs.
4. Foetorius erminea, Hermelin.
5. Myodes torquatus, Halsbandlemming.
6. Arvicola gregalis, Sibir. Zwiebelmaus.

7. Arvicola sp. (agrestis?), eine zweite Wühlmaus-Art.
8. Lagomys sp. (hyperborcus?), eine Pfeifhasen-Art.
9. Lepus sp. (variabilis?), eine Hasen-Art.
10. Elephas primigenius, Mammuth.
11. Rhinoceros tichorhinus, Nashorn.
12. Eqnus caballus, Pferd.
13. Bos sp. (primigenius?), eine Rinder-Art.
14. Cervus tarandus, Renthier[1]).
15. Corvus sp., ein rabenartiger Vogel.
16. Lagopus albns, Moor-Schneehuhn.
17. „ mutus, Gebirgs-Schneehuhn.

In dieser Fauna ist die eigentliche Steppenfauna, wie ich sie bei Westeregeln und anderen Fundorten nachweisen konnte, nicht vertreten; dagegen fehlt es nicht an Species, welche eine schwache, kümmerliche Bewaldung oder selbst das Fehlen des Waldes andeuten, wie Myodes torquatus, Canis lagopus, Equus caballus, Lagopus albns und mutus.

Die Pferde-Reste des „Buchenlochs" gehören derselben mittelgrossen, starkknochigen Rasse von E. caballus foss. an, welche ich bei Westeregeln und bei Thiede so zahlreich gefunden habe. Ueber die Beziehungen dieser Form des Diluvialpferdes zu den heutigen Rassen des Hauspferdes habe ich mich in einer ausführlichen Arbeit ausgesprochen, welche augenblicklich im Erscheinen begriffen ist[2]); alle diejenigen, welche sich für die Frage nach der Abstammung und Heimath unseres Hauspferdes interessiren, werden in dieser Arbeit sehr eingehende Vergleichungen unseres dickknochigen Diluvialpferdes mit den heutigen Pferderassen angestellt finden.

(17) Hr. W. Reiss berichtet über den Verlauf des

fünften Amerikanistencongresses in Kopenhagen,

welchem er als Delegirter der Gesellschaft beiwohnte.

Im Jahre 1882 tagte der Amerikanistencongress zu Madrid. Reiche Schätze aus den in neuerer Zeit erschlossenen Archiven wurden von spanischen Gelehrten zur Vorlage gebracht und der Zeit der Conquista waren im Wesentlichen die Verhandlungen gewidmet. Bei der Wahl des nächsten Versammlungsortes war der Wunsch maassgebend, der vorcolombianischen Zeit, den Entdeckern des Nordens gerecht zu werden. Dazu war Kopenhagen der geeignete Platz. Die viel gerühmte dänische Gastfreundschaft bewährte sich auch diesmal in der glänzendsten Weise und das lebhafte Interesse für die älteste Geschichte ihres Vaterlandes führte dem Congress zahlreiche Mitglieder und Mitarbeiter zu. Der König, der Kronprinz waren die Protectoren, die Minister, die Kammern, hervorragende Gelehrte und reiche Private die eifrigen Förderer des Unternehmens. So konnte es denn nicht fehlen, dass die vom 21.—24. August, unter der bewährten Leitung des Hrn. Worsaae tagende Versammlung glänzend verlief.

---

1) Dazu kommen noch nach Hrn. von Dechen: Cervus euryceros, eine kleine Cervus-Art und Sus priscus.

2) Diese Arbeit ist inzwischen bei P. Parey hierselbst erschienen; sie führt den Titel: „Fossile Pferde aus deutschen Diluvial-Ablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden." Sonder-Abdruck aus den landwirthschaftlichen Jahrbüchern. 1884, mit 5 lithographischen Tafeln.

Der ersten Sitzung wohnten der König, der Kronprinz, sowie die ganze königliche Familie bei. In der Eröffnungsrede wies Hr. Worsaae darauf hin, dass der Enthusiasmus, die allgemeine Aufregung und Theilnahme, welche in unseren Tagen die glückliche Umschiffung Europas und Asiens in der gebildeten Welt erzeugte, nur einen schwachen Begriff von der mächtigen Erregung der Geister geben könne, welche die Entdeckung Amerikas am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts in Europa hervorrufen musste. Die HHrn. Fabié, Bamps und Adam, als Vertreter der Länder, in welchen die vorhergehenden Congresse stattgefunden, begrüssten die Versammlung und sprachen den Dank der Gäste für die ihnen gewordene Aufnahme aus. — Im Saale war das Modell eines alten skandinavischen Schiffes aufgestellt, dessen Original, 25 *m* lang, in einem norwegischen Grabhügel gefunden wurde.

Am 22. August begannen die eigentlichen Arbeitssitzungen. Ohne die Reihenfolge der Vorträge zu berücksichtigen, soll im Folgenden eine kurze Uebersicht der reichhaltigen Verhandlungen gegeben werden.

Der Geologie waren 3 Vorlagen gewidmet: Prof. Lütke sprach über die Arbeiten Lund's, dessen reiches Material fossiler Thiere aus den Höhlen Brasiliens in dem Zoologischen Museum der Universität aufbewahrt und allmählich bearbeitet wird; W. Reiss legte die kürzlich vollendete Arbeit Prof. Branco's über die fossile Säugethierfauna von Punin in Ecuador vor; Hr. Vera erörterte die in historischer Zeit in Amerika eingetretenen Niveauschwankungen.

Den weitaus grössten Theil der Verhandlungen nahmen die Vorträge in Anspruch, welche die Geschichte der alten skandinavischen Entdeckungen behandelten. Hr. Valdemar Schmidt gab eine historische Uebersicht der Neu-Entdeckung Grönlands. Die Anwesenheit der alten Skandinaven in Nord-Amerika wird durch eine Reihe von Ruinen festgestellt und so die Richtigkeit der Sagas erwiesen. Wie kam es nun, dass diese Kenntniss verloren ging? Nach dem Vortragenden lag der Handel und Verkehr mit den transatlantischen Ländern in den Händen der Kaufleute von Bergen. Mit dem Niedergange der Macht dieser Stadt ging auch die Verbindung mit Amerika verloren. Nur unsichere Nachrichten hatten sich erhalten, und erst im Jahre 1579 wurde eine Expedition ausgesandt, um Grönland wieder zu entdecken. Nach mehreren vergeblichen Unternehmungen gelang es in den Jahren 1605—1607 Grönland wieder aufzufinden. Etwa 12 Jahre später erfolgte die Expedition unter Jens Munk, deren Aufgabe es war, die NW.-Durchfahrt zu erforschen. Bisher war nur wenig über den Verlauf dieser Reise bekannt. Neuerdings hat Hr. Lauridsen neue Documente aufgefunden und in einer kleinen Brochure veröffentlicht, welche im Namen des Marineministers den Congressmitgliedern gespendet wurde. Zum Schlusse geht Hr. V. Schmidt auf die Arbeiten von Rink und auf die neuesten, im Auftrage der Regierung ausgeführten Forschungen der HHrn. Steenstrup, Jensen, Holm, Hammer, Sylow, Petersen, Groth und Kornerup über, deren archäologische Funde z. Th. im Sitzungssale ausgestellt waren.

Hr. K. J. V. Steenstrup, ein Mitglied der zuletzt erwähnten Expedition, berichtet über die in Grönland aufgefundenen Ruinen, unter welchen neben Kirchen und Häusern auch Stallungen aufgefunden wurden, ein Beweis, dass die alten Kolonisten Viehzucht trieben. Eine Anzahl von Zeichnungen und Plänen, sowie ein reichliche Auswahl der Fundstücke waren im Saale ausgestellt.

Die alten Skandinavier kolonisirten aber nicht nur, sie unternahmen Reisen bis hoch nach dem Norden, ja sie gelangten wohl bis zu denselben Breiten, welche zu erreichen unseren neuesten Reisenden gelungen ist. Hr. Brynjulfson zeigt nach alten

Manuscripten, dass sie im 13. Jahrhundert den Smith-Sund erreichten, und citirt ein, angeblich aus dem Jahr 1100 datirendes, isländisches Gedicht, in welchem der Aufenthalt in der Melville-Bucht beschrieben wird.

Den Werth der alten Sagas als historischer Berichte der früheren Entdeckungen vertheidigt auch Hr. Löffler: nach seiner Auffassung wäre das alte Vinland in dem heutigen Virginien zu suchen. Ebenso betont Hr. Beauvois den Werth der isländischen Sagas, weist auf die vielen Aehnlichkeiten hin, welche nach den ältesten spanischen Berichten die religiösen Gebräuche der Indianer mit unseren christlichen Gebräuchen darboten, und sucht diese als Ueberreste des durch die skandinavischen Missionare nach Amerika gebrachten Christenthums darzustellen. Gegen eine solche Auffassung protestiren die HHrn. Adam, Fabié und Vinson, wie denn auch bei einem von Hrn. Bamps verlesenen Aufsatze des Abbé Schmidt lebhaft der Zusammenhang zwischen den aufgefundenen kreuz-ähnlichen Zeichen und dem Christenthum bestritten wurde.

Im Auftrage Nordenskjöld's übergab Hr. Bahnson dem Congresse eine Brochure, die Facsimiles dreier vorcolombinnischer Karten enthaltend, auf welchen der Norden von Amerika bereits eingetragen ist. Es sind die Karte von Zeno, nach der venetianischen Ausgabe von 1558, eine Karte aus einem Manuscript der Kosmographie des Ptolomaeus aus dem Jahre 1427, welches in Nancy aufbewahrt wird, und eine Karte desselben Werkes in der Ausgabe von Nicolas Denis aus dem Jahre 1482. Der berühmte Reisende ist der Meinung, dass die Karte von Zeno und die von 1482 nur Copien einer älteren, im Norden Europas ausgeführten Karte seien, welche von einem Italiener nach dem Süden gebracht wurde.

Ausführlich und von ganz neuen Gesichtspunkten betrachtet Hr. Japetus Steenstrup die Zeno'sche Karte. Seiner Annahme nach besteht die 1558 in Venedig veröffentlichte Karte aus zwei ganz verschiedenaltrigen Theilen: der linke, Friesland und Engroveland enthaltende Theil stammt ungefähr aus dem Jahre 1400; der rechte Theil aber aus dem Jahre 1558. Das Frisland der Karte wird, in Uebereinstimmung mit Admiral Irminger, als Island gedeutet, und zwar liefern hierfür die auf der Karte eingetragenen Namen einen kaum anfechtbaren Beweis. Mehrere der Namen sind augenscheinlich Uebersetzungen der isländischen Namen in das Italienische, andere sind italienisirte isländische Worte. Es lassen sich in diesen Namen Spuren eines norditalienischen Dialektes entdecken, so dass wohl Zeno mit Recht als Verfasser angenommen werden darf, der ungefähr im Jahre 1400 in Island sich aufgehalten haben muss. Die Verwechselung der Namen Frisland und Island wurde, wie bekannt, schon zwei Jahrhunderte früher durch die falsch aufgefasste Schreibweise der arabischen Geographen veranlasst. In dem Texte, welcher die 1558 erschienene Ausgabe der Zeno'schen Karte begleitet, kommt auch ein Friesland vor; aber dies Friesland des Textes ist keineswegs Island, sondern „Strandfriesland" in Schleswig. Das Engroveland ist auch keineswegs Grönland; es ist ohne Zweifel die Halbinsel Eiderstedt; die Ortsnamen auf der Karte von Engroveland sind weder grönländischen noch lappischen Ursprungs: sie sind friesländisch; die eingezeichneten Vulkane sind Kalk- und Ziegelöfen und die Berge sind Dünen. Zeno ist also nicht nach Grönland gekommen, wohl hat er Island gekannt, nicht aber Amerika.

Auch Admiral Irminger erörtert Einzelheiten der Zeno'schen Karte: Frisland kann unmöglich die Faröer darstellen; wer die Inseln aus eigener Anschauung kennt, sieht auf den ersten Blick, dass die gegebene Beschreibung durchaus nicht auf die dort vorhandenen Verhältnisse passt.

Spanien war auf dem Congress durch einige seiner hervorragendsten Amerikanisten vertreten; so konnte es nicht fehlen, dass auch der spanischen Entdeckungs-

geschichte gedacht wurde. Hr. Fabié besprach zuerst einige der neu erschienenen spanischen Werke und erörterte dann die von ihm in Angriff genommene neue Ausgabe der „Cosas de Nueva España" des Padre Sahagun, welches Werk mit allen das Manuscript so lehrreich machenden Abbildungen erscheinen soll. Er legt ausserdem die von Fernandez Duro veröffentlichte Arbeit über D. Diego de Peñalosa vor und knüpft daran einige Bemerkungen über die Königreiche von Cibola, Quivira und Teguayo.

Der Linguistik war eine Reihe von Vorträgen gewidmet: Hr. Lucien Adam wendet sich mit grosser Energie gegen die linguistischen Studien Hale's, der die Amerikaner aus Europa einwandern lässt, als ein freies Volk, verdrängt durch die von Osten kommenden Fürstenknechte. — Eine eingehende Arbeit über die Eskimo-Dialecte legt Hr. Rink vor. Nach den Untersuchungen und Zusammenstellungen dieses Kenners des hohen Nordens haben alle Eskimos die gleiche Abstammung. Die westlichen Stämme, die Aleuten, die Tschuktschen, haben sich zuerst vom gemeinsamen Stamme getrennt, dann die mittleren Stämme und zuletzt die Vorfahren der Bewohner Labradors und Grönlands.

Ueber die Mayainschriften spricht Hr. Rada y Delgado; die Schwierigkeiten sind gross, da die Schrift verschiedene Elemente enthält. Die Arbeit Brasseur de Bourbourg's kann nur mit grosser Vorsicht gebraucht werden. Hr. Vinson theilt einiges über die im 17. Jahrhundert in Florida erloschene Timucua-Sprache mit und Hr. Blomme zeigt eine Grammatik der Kichésprache, welche vor etwa 2 Jahren in Guatemala aufgefunden wurde.

Hr. Vahl legt eine Karte Nordamerikas vor, auf welcher die früheren und die jetzigen Wohnsitze der verschiedenen Indianerstämme bezeichnet sind. Die Karte gehört zu einem aus 20 Tafeln bestehenden Atlas, der gegenwärtig von der dänischen Missionsgesellschaft herausgegeben wird.

Ueber die peruanischen Vasen, deren Herstellung und deren Ornamente, macht Hr. Rada y Delgado, Direktor der Königl. archäologischen und ethnologischen Sammlung zu Madrid, eingehende Mittheilungen, unter Vorlegung der Tafeln, welche für eine grossartige Publikation bestimmt sind. Hr. Bamps bringt zur Kenntniss des Congresses seine eingehende mikroskopische Untersuchung südamerikanischer Thongefässe, durch welche eine Klassificirung angestrebt und die Bestimmung einzelner Exemplare gesichert werden kann. Durch Anwendung dieser in der Petrographie gebräuchlichen Methode sind wohl wichtige Resultate zu erlangen.

Hr. Vera gab eine vorläufige Notiz über ausgedehnte Untersuchungen über die von den Indianern angewandten Färbemittel, wozu ihm die reichen Madrider Sammlungen ausreichendes Material lieferten.

Durch eine reiche Auswahl von Abbildungen erläuterte Hr. Stolp seinen hochinteressanten Vortrag über die Entwickelung der Ornamente bei den wilden Völkerschaften.

Baron de Baye erörterte die wichtige Frage der Trepanation.

Hr. Reiss bespricht 3 neue deutsche Werke: Die Steinsculpturen in Guatemala von A. Bastian, Amerikas Nordwestküste von demselben Verfasser, und die Steinbildwerke von Copán und Quiriguá von Meye und Schmidt. Derselbe legt ausserdem Photographien columbianischer Alterthümer vor, sowie die Copie des merkwürdigen, im See von Siecha bei Bogotá gefundenen Flosses, welche er der Güte des Generalconsuls Koppel verdankt.

Am 24. fand die letzte Sitzung des Congresses statt. In reichem Maasse waren die wissenschaftlichen Arbeiten unterbrochen durch glänzende Feste, welche in liberalster Weise den fremden Gästen geboten wurden. Der König berief die

Vorsitzenden und Delegirten nach Schloss Fredensborg. Die dänischen Mitglieder des Congresses arrangirten Abendunterhaltung und festliches Diner, und den glänzende Schluss der in jeder Beziehung wohl gelungenen Versammlung bildete eine am 25. ausgeführte Festfahrt. Allen Besuchern des Congresses wird der Aufenthalt in Kopenhagen stets in dankbarer Erinnerung bleiben.

Man kann Kopenhagen nicht verlassen, ohne der grossartigen ethnographischen und prähistorischen Sammlungen zu gedenken, deren Aufstellung und Anordnung als Muster für derartige Anstalten gelten kann. Umsicht und Eifer der leitenden Gelehrten wetteiferten mit der Opferwilligkeit der Privaten, welche Zeit und Geld zur Verfügung stellen, um diesen Sammlungen ihren hohen wissenschaftlichen Werth zu sichern. Möge es den Herren vergönnt sein, recht bald diese Schätze in ein ihrer würdiges Gebäude übersiedeln zu können, in welchem, mehr noch als dies jetzt möglich, die einzelnen Stücke eine ihrem Werthe entsprechende Aufstellung erhalten und vor allem Sicherung gegen Feuersgefahr geboten wird, um das Land und die Wissenschaft vor unersetzlichen Verlusten zu bewahren. —

Hr. Reiss übergiebt einige Publikationen vom Amerikanistencongress und

Abbildungen colombianischer Alterthümer.

Hr. Benedix Koppel, Generalkonsul der vereinigten Staaten Colombias, hatte die Güte, vorliegende Photographien seiner Sammlung mir gütigst zu überlassen, um sie der Gesellschaft, wie auch seiner Zeit dem Amerikanistencongresse vorzulegen. Es sind Abbildungen verschiedenen Goldschmucks aus dem Hochlande von Bogota und einer Anzahl von Thongefässen aus derselben Gegend. Bei letzteren sind namentlich die aus gebranntem Thon gefertigten Stempel interessant, mit welchen die Verzierungen auf die Thongefässe aufgedrückt wurden.

Hrn. Koppel verdanke ich ausserdem die Möglichkeit, eine genaue Abbildung eines der interessantesten Alterthümer, welche im Norden Süd-Amerikas gefunden worden sind, vorlegen zu können. Die Sage vom Eldorado reizte gleich in den ersten Jahren der Conquista die Spanier zu weitgehenden Eroberungszügen. So auch Belalcazar in Pasto und Popayan von einem Fürsten, der mit Goldstaub bedeckt im heiligen See sich bade, während die Unterthanen vom Ufer aus Goldspenden den Göttern zu Ehren im Wasser versenkten. Diese Nachricht war es, welche den Zug von Popayan nach Bogotá veranlasste und zu der berühmten Zusammenkunft der drei Conquistadoren führte. Seitdem wurde der See von Guatavita und Siecha oft nach Gold durchforscht und mehrfach die Ableitung des Wassers versucht. Bei einer dieser Arbeiten wurde vorliegendes Stück gefunden. Es stellt ein aus spiralförmig aufgewundenen Streifen gefertigtes rundes Floss dar, welches durch weit hervorragende Stangen grösserer Halt gegeben ist. Auf der Fläche steht in der Mitte der Fürst, grösser als die ihn umgebenden Vasallen oder Diener. Die einzelnen Figuren sind in der bekannten Art der Chibcha-Goldarbeiten ausgeführt. Ob das Ganze ein Floss oder eine grosse Tragbahre darstellen soll, darüber sind neuerdings verschiedene Meinungen laut geworden (vergl. diese Zeitschrift Bd. VI S. 160—166).

(18) Hr. Müller-Beeck spricht über

Japan, das Wokwok (Wakwak) der Araber.

Bei meinen Studien über den Verkehr der Völker in Ostasien vor der Zeit der grossen Entdeckungen bin ich auch der Frage näher getreten, welche Inseln wir

unter den „Wâkwâk-Eilanden" zu verstehen haben, die verschiedene arabische Berichte nennen.

Es ist von nicht geringer Bedeutung, festzustellen, dass das Zipangu des Marco Polo den Mohamedanern schon vor 1000 n. Chr., wenigstens dem Namen nach, bekannt war! Dass sie diese Kenntniss erlangen konnten, ist leicht begreiflich, da es heute keinem Zweifel mehr unterliegt, dass arabische oder persische Factoreien in der Gegend des heutigen Kanton bestanden haben.

Unter den arabischen Gelehrten der Neuzeit hat die Erklärung dieser angedeuteten Berichte über die Wâkwâk-Inseln sehr verschiedene Auslegungen gefunden. Neuerdings hat sich Hr. De Goeje[1]), fussend auf zahlreichen arabischen Notizen über Wâkwâk, definitiv für Japan entschieden. Die Art seiner Beweisführung aber erscheint mir gar zu hypothetisch, wenn er auch (Bl. 9) richtig annimmt, dass „Wokwok" die chinesische Bezeichnung in Kanton für die japanische Lesart „Wakoku" ist. Wie kommen aber die Japaner dazu, ihr Land so auszusprechen? und was hat dieser Name mit dem Wunderbaume Wokwok der arabischen Berichte zu thun?

Ich werde mir nun erlauben zu zeigen, dass die Erklärung dieser Wâkwâk-Frage ohne Kenntniss der chinesichen Schriftzeichen, namentlich ohne Kenntniss der japanischen und chinesichen Lesart ein und derselben Zeichen, nicht möglich ist. Damit entzieht sich für den arabischen Sprachkenner das Wort Wâkwâk oder Wôkwôk einer wissenschaftlichen Beurtheilung und derselbe wird bei seiner Untersuchung über die Bedeutung dieses Wortes unwillkürlich auf das arabische Märchen von dem Wâkwâk-Baume geführt. Weil nun die Sage von dem heiligen Soma-Baume Indien's auch mit dem Buddhismus nach China und Japan gewandert ist, und in Japan eine vielleicht noch viel ältere Sage von einem, das ganze Inselreich beschattenden Baume existirt, so kam Hr. De Goeje darauf, in dem Wokwok der Araber Japan zu suchen.

Ehe ich auf die Erklärung der Zeichen eingehe, möchte ich daran erinnern, dass Japan im 8. und 9. Jahrhundert sein goldenes Zeitalter der Literatur hatte, und dass Kunst und Gewerbe, wenn auch noch unter dem directen Einfluss Chinas stehend, sich doch auf so hoher Culturstufe befanden, dass sie von den Nachbarvölkern nicht unbeachtet bleiben konnten. Japan war ferner durch den Verkehr mit Korea, Liu-Kiu und China diesen Völkern ebenso bekannt, wie den Persern die Völker Jemen's.

Daher ist wohl der Schluss berechtigt, dass ein solches Land auch von den Chinesen mit einem ganz bestimmten Namen genannt wurde. Die einheimische Bevölkerung Japan's hatte aber bereits einen in Dokumenten und Büchern gebräuchlichen Landesnamen fixirt. Wir wissen aus den chinesischen Annalen der Tang- (jap. To) Dynastie (618—905), unter welcher Nord- und Süd-China vereinigt wurde, dass die Chinesen den Namen Dschi-pen für Japan anwandten. Dieser Name kam mit der chinesischen Schrift und den chinesischen Werken nach Japan, wurde von den Japanern umgeformt und hat sich als Nippon (Sonnenursprung) bis heute erhalten, ja ist gegenwärtig bei allen Urkunden der characteristischste Name für das Inselreich geworden.

Da der erste diplomatische Verkehr zwischen China und Japan um 203 n. Chr. beginnt, so ist es wahrscheinlich, dass die Namen Nippon und Dschi-pen mehrere

1) Arabische Berichten over Japan. Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde, 2. Reeks, Deel X. Amsterdam 1880.

Jahrhunderte vor der Entstehung der beiden ältesten Geschichtswerke [1]) der Japaner sich gebildet haben.

Weil nun der Mikado des Inselreichs in Mitteljapan (Yamato) residirte und dort der geistige Mittelpunkt des Reiches lag, von wo die Ausbreitung desselben stattfand, so wurde neben noch vielen anderen Bezeichnungen der Name Yamato für die Japaner der maassgebende, zumal dieses Wort zu den allerältesten der japanischen Sprache gehört und gleichsam ein heiliges Wort geworden war. Dai-Nihon-Kuni und Yamato-no-Kuni sind auch in unseren Tagen die allergeläufigsten japanischen Bezeichnungen für das Inselreich Japan!

Es ist nun zu bemerken, dass es für diese alten japanischen Namen eigentlich keine chinesischen Zeichen giebt. Das heisst, wenn der Japaner für diese alten japanischen Namen keine gleichbedeutenden chinesischen Zeichen finden konnte, musste er jene gleichsam übersetzen oder passende Zeichen dafür aussuchen. Yamato schreibt man daher Dai-wa mit zwei chinesischen Zeichen, liest sie aber stets Yamato!

大禾國, Dai-wa-kuni geschrieben und Yamato-no-kuni gelesen.

Chinesisch liesst man aber diese Zeichen Ta-wo-kuo! Da nun Ta oder Tai „gross“ oder „erhaben“ bedeutet, kann man diese Sylbe auch fortlassen und abgekürzt: Wo-kuo sagen; der Japaner sagt dann: wa-koku, wenn er diese Zeichen chinesisch lesen soll. Koku ist gleich kuni (Land) im Japanischen und gleich kuo (Reich, Land) im Chinesischen. Da nun das kuo und auch das koku kurz ausgestossen wird, so hätten wir damit anscheinend schon unsere Wakwak- oder Wokwok-Bezeichnung der Araber gefunden. Bei der Mannichfaltigkeit der Dialecte China's und bei dem eigenthümlichen Tonfall der japanischen Sprache wären aber aus Wakoku und namentlich Wokuo nie der Name Wokwok oder Wakwak entstanden, den wir in so vielen orientalischen Märchen wiederfinden. Mit Hülfe der Kenntniss der Dialecte Süd-China's, speciell desjenigen von Kanton, wissen wir, dass die Silben Wo, huo, u früher auch ha, hua ausgesprochen wurden, dass ferner das k am Ende des kuo nicht fortgelassen wird, so dass hua-kuok und huo-kuok entstehen konnte, — Aussprachen, die sich mit denen von Wokwok und Wakwak der Araber vollständig decken.

Was hat dieser Name nun mit dem Wunderbaum zu thun?

Aus Al-Bîrûnî [2]) wissen wir, dass:

„der Name Wakwak nicht, wie das Volk glaubt, von einem Baum ent-„nommen ist, der Früchte trägt, die so gross sind, wie Menschenhäupter, „sondern . . . . das ist der Name des Landes selbst.“

Die gesperrt gedruckten Worte sind eine Conjectur De Goeje's, der den Text revidirt hat und meint, dass man den fehlenden Nachsatz, wie vorstehend, hinzufügen könne [3]).

Ich werde nun zeigen, dass mit Rücksicht auf einen Wunderbaum ein anderer chinesicher Name für Japan maassgebend geworden ist.

Eins der vielen Bezeichnungen, mit denen die Chinesen das Inselreich Japan benannten, ist: Fu-sang-kuo, ein Name, der fast jedem Japaner auch heute noch als Fusó-koku bekannt ist. (Das chinesische ang oder ung wird in der japanischen Aussprache des Chinesischen zu ó.)

---

1) Nihongi 720 n. Chr. beendigt. Kojiki 711—712 n. Chr. beendigt.

2) Abû Rihân Muhammed al-Bêrûni aus Khârizm † 1039.

3) Aus Reinaud: Fragments arabes et persans relatifs à l'Inde pag. 93 vert. pag. 124 geht dies nach De Goeje nicht hervor (s. dort Bl. 9).

Ich muss an dieser Stelle daran erinnern, dass die Chinesen mit Fu-sang ein Land im Alterthum bezeichneten, das in weiter Ferne gen Osten lag und bei ihnen ein Land der Fabelmenschen und der Wunderthiere war. Dieses hat — unglaublich, aber doch wahr — Deguignes und Leland[1]) veranlasst, den Chinesen die Entdeckung Amerika's, resp. Mexico's, zuzuschreiben! Ihnen folgten Anhänger und Gegner, bis Bretschneider im Jahre 1876[2]) überzeugend nachwies, dass Fu-sang in den Mythen der Chinesen ungefähr dieselbe Rolle spielte, wie die Hesperischen Gärten und die Inseln der Seeligen bei den alten Griechen.

Wenn wir nun die Zeichen für den Namen Fu-sang betrachten, so ergiebt sich, dass Fu = 扶, Sang = 桑 eine Art Maulbeerbaum ist, was aus dem Zeichen sang (jap. só gelesen) hervorgeht. Sang in's Japanische übersetzt, heisst kuwa (Maulbeerbaum), in der Verbindung mit Fu aber kann der Japaner nie anders als Fu-só lesen. Daraus folgt also, dass wir es auch hier mit einer ursprünglich chinesischen Bezeichnung zu thun haben, und das ist für unsern Wunderbaum Wokwok wichtig, den uns die arabischen Berichte beschreiben.

Japan war den Chinesen im Alterthum und Mittelalter ein Land der Fabelmenschen (Zwerge) und Wunderthiere. Die Sage von dem das ganze Inselreich beschattenden Riesenbaume, der uns heute noch in japanischen Märchen vielfach begegnet, deutet wohl auf continentalen Ursprung, ist aber betreffs ihrer Herkunft selbst bei japanischen Gelehrten eine Streitfrage, obgleich es mir mehr als wahrscheinlich erscheint, dass dieselbe ächt-japanisch ist, da in alten Zeiten die Japaner keine Tempel hatten, sondern zu ihren Göttern unter freiem Himmel in der Nähe geweihter Bäume beteten.

Ich kann mich hier nicht auf Hypothesen einlassen, will auch auf die Frage nicht näher eingehen, ob die japanisch-chinesische Sage von dem Wunderbaume in Beziehung zu bringen ist mit der vom indischen Baume, oder ob die erstere älter ist, als der Buddhismus in China und Japan[3]). Für unser Thema genügt es, zu constatiren, dass dieser japanische Wunderbaum bei Ankunft der Araber in Ostasien schon in Bild und Wort verherrlicht und die Sage von ihm im Umlauf war, so dass die Araber, welche Wundererzählungen und Fabeln ebenso wie die Ostasiaten begierig sammelten, an den Küsten Süd-China's neues Material erhielten für die Märchen, die sich in Indien bereits um den Soma-Baum gebildet hatten.

Die Japaner verlegen die Existenz eines solchen Baumes, der bei ihnen nicht vorkommt, natürlich in die Zeit, wo die Götter sich noch auf der Erde umhertrieben. Maler, Dichter und Kunsthandwerker schmückten die Sage immer mehr aus, je nachdem dieselbe von China aus durch die Literatur neue Nahrung empfing. Kinder, Kindsköpfe sollten an diesem Baume gewachsen sein! Nie vergass man aber, darzustellen oder anzuführen, was für eine Art von Baum es war, entweder Conifere oder Maulbeerbaum oder Ahorn, kurz, ein Baum, der in Japan oder China wirklicher Verehrung werth war.

Da nun aus keinem arabischen Bericht hervorgeht, was für ein Baum es gewesen, den die Araber beschreiben, ferner Land, Baum und Volk verwechselt werden, — mit

1) Fusang or the discovery of America by Charles G. Leland, London 1875.

2) Mittheilungen der D. G. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens.

3) Erst in späteren Werken heisst eine Pflanze in Japan Fo-sang d. h. Buddha's Maulbeerbaum. In China bezeichnet man mit Fu-sang einen Zierstrauch, Hibiscus Rosa sinensis, der nach Bretschneider in gar keiner Beziehung steht zu unserem Sagenbaum; also Beweise mehr für die willkürliche Anwendung des Namens Fu-sang!

alleiniger Ausnahme Al Bîrûnî's vielleicht —, so möchte ich daraus folgern, dass diese Berichte durch Vermittlung chinesischer Handelsleute entstanden sind, also eine Mittheilung ungebildeter, abergläubischer Menschen.

Wir wissen, dass die Japaner vor 1000 n. Chr. nach Ningpo und Kanton fuhren. wir können also weiter folgern, dass das arabische settlement, welches um 878 n. Chr., selbst nach Abzug von 50 Procent der in arabischen Berichten angeführten Einwohnerzahl, recht bedeutend gewesen sein muss, doch nie direct mit japanischen Kauffahrern verkehrt hat. Hier in Süd-China fand ja der mohamedanische Fanatismus und die arabische Handelslust an dem Nationalstolz und an der Handelseifersucht der Chinesen den überlegenen Gegner, der mit grosser Energie gegen Ende des ersten Jahrtausends die Anhänger des Islam von den Küsten China's forttrieb.

Es erscheint mir wichtig, die Momente hervorzuheben, welche die Veranlassung waren, dass das Inselreich Japan, sowie seine Bewohner von allen Handelsleuten der damaligen Zeit mit Misstrauen und heiliger Scheu betrachtet wurden.

Wo sonst auf dem derzeit bekannten Erdkreis, als in Japan, schleuderten so zahlreiche Vulkane ihre verderbenbringenden Geschosse auf Dörfer und Fluren und bewegten weithin die Wasser des Meeres!

Hier auf diesen Inseln schien ferner der Boden fast beständig zu wanken und der Glaube an unterirdische Drachen seine Bestätigung zu finden.

Nirgendswo auf der langen Fahrt vom indischen Meere bis nach Ostasien — um speciell von den mohamedanischen Seefahrern zu reden — wehte ein solcher Wirbelwind, wie im Süden Japan's, und machten Strömungen die Fahrt nach diesem östlichen Inselreich unmöglich.

Die östliche Grenze des südchinesischen Meeres war gleichsam durch die häufige Bahn der Tai-fung[1]) vorgezeichnet, deren verheerende Wirkungen sich auch zeitweilig an den Küsten Süd-China's zeigten.

Diese Gründe haben die Mohamedaner veranlasst, im 7., 8. und 9. Jahrhundert nie die Häfen Süd-Japan's aufzusuchen!

Sie waren deshalb darauf angewiesen, nur durch chinesische Dolmetscher mit Japanern zu handeln — wenn dies überhaupt geschehen ist — und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass uns aus den frühen Nachrichten der Araber nur unzureichende Berichte über ein Inselreich erhalten sind, von dem die europäischen Völker zuerst durch Marco Polo Kenntniss erhielten.

(19) Hr. Bastian macht folgende Mittheilung:

Von unserem ruhmvollen Reisenden erhielt ich gestern noch ein Telegramm:

Lebewohl Allen

Wissmann

aufgegeben in Hamburg, 11 Uhr 20 Minuten Vormittags, also wahrscheinlich im Augenblick der Abreise. Unsere Hoffnungen und Wünsche begleiten ihn, insbesondere auch für die Ethnologie. Noch vor seinem Fortgange von Berlin ist durch Hrn. Lieut. Wissmann, im Interesse wissenschaftlicher Forschung, die hochsinnige Verfügung getroffen, dass seine sämmtlichen Sammlungen in der Hauptsache in den Bestand des Ethnologischen Museums übergehen werden, so dass grossartigster Bereicherung unserer Kenntnisse aus den bevorstehenden Entdeckungen entgegenzusehen ist.

1) Hier heisst Tai nicht gross, sondern ist das erste Zeichen von Tai-wan (Formosa

(20) Eingegangene Schriften:

1. Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ancon. Lief. 9. Gesch. d. Verf.
2. Archivio per l'antropologia e la etnologia. Vol. XIII Fasc. II.
3. Boletin de la Academia nacional de ciencias en Cordoba (Republica Argentina). Vol. IV Entrega II, III, IV. Vol. V Entrega I, II.
4. Actas de la Academia nacional de ciencias en Cordoba. Tom. IV Entrega I.
5. Expedicion al Rio Negro, Patagonia. Entrega II Botanica. Entrega III Geologia.
6. Verwaltungsbericht des Märkischen Provinzialmuseums. 1882/83.
7. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. VII Fasc. 15.
8. Annalen der Hydrographie. Jahrg. XI Heft X.
9. Nachrichten für Seefahrer. Jahrg. XIV Nr. 41—44.
10. W. Blasius, Ueber Spermophilus rufescens Keys. u. Blas., den Orenburger Ziesel. Gesch. d. Verf.
11. P. Albrecht, Sur la valeur morphologique de l'articulation mandibulaire, du cartilage de Meckel et des osselets de l'ouie. Gesch. d. Verf.
12. Annales du Musée Guimet. Tome III, V.
13. Revue de l'histoire des religions. Tome VII Nr. 1.
14. Catalogue du Musée Guimet par L. de Milloné. Première partie.
15. Association Lyonnaise des amis des sciences naturelles. Compte rendu de l'année 1882. Gesch. d. Hrn. Lortet.
16. Muséum des sciences naturelles de Lyon. Rapport à M. le Maire par M. le Dr. Lortet. Gesch. d. Verf.
17. Archives du Muséum d'histoire naturelle de Lyon. Tome III. Gesch. d. Hrn. Lortet.
18. Antiqua, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde. 1883. Nr. 7.
19. Bulletins de la société d'anthropologie de Lyon. Tome II Nr. 1.
20. Congrès international des Américanistes. Procès-verbal. Copenh. 1883.
21. A. E. Nordenskjöld, Trois cartes précolombiennes représentant une partie de l'Amérique (Groenland) 1883.
22. Jens Munk's Navigatio septentrionalis, udgiven af P. Lauridsen. Kyöbnh. 1883.
23. Daniel C. Brinton. The books of Chilan Balam, the prophetic and historic records of the Mayas of Yucatan. Philadelphia.
24. Notice sur les Musées ethnographiques et archéologiques de Copenhague. 1883.
25. Henry Philipps, A brief account of the more important public collections of American Archaeology in the United States. 1883.
26. Edwin A. Barber, Catalogue of the Collection of tobacco pipes in the Pennsylvania Museum and School of Industrial Art. Philadelphia 1882.

Nr. 20—27 durch Hrn. Reiss von dem Kopenhagener Congress mitgebracht.

Ausserordentliche Sitzung vom 24. November 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung mit der erschütternden Nachricht von der Ermordung des Hrn. Fr. Ad. de Röpstorff, correspondirenden Mitgliedes der Gesellschaft.

Vor wenigen Augenblicken erhalte ich von Hrn F. Jagor die nachstehende Mittheilung:

„So eben lese ich in der Times 22. November folgendes Telegramm aus Calcutta 21. November: In Port Blair ist ein Schiff aus Camorta angekommen, welches Kunde von der Ermordung des Hrn. de Röpstorff, Superintendent of the Nicobars, bringt. Hr. de R. und seine Frau waren die einzigen Europäer auf Camorta; der Rest der Bevölkerung bestand, abgesehen von den Eingebornen, aus einigen hundert Sträflingen und einer Sepoy-Wachtmannschaft aus Madras unter einem Havildar. Der Havildar, der vom Superintendent amtlich bestraft worden war, lauerte ihm auf und erschoss ihn, als er mit seiner Frau ausritt. Darauf tödtete sich der Mörder. Frau v. Röpstorff zeigte grossen Muth. Sie schleppte die Leiche ihres Mannes in das Haus, gab die nöthigen Befehle an die Sepoys und sandte einen Bericht über das Vorgefallene nach Port Blair. Major Protheroe, Superintendent der Andamanen, begab sich sofort nach Camorta."

Unsere Gesellschaft zählte unter ihren correspondirenden Mitgliedern wenige, welche mit gleicher Hingebung und Uneigennützigkeit den ganzen Ertrag ihrer Forschungen ihr zur Verfügung stellten. Noch im Laufe dieses Jahres haben wir eine Fülle der mannichfaltigsten ethnologischen Gegenstände, darunter Stücke seltenster Art, empfangen, deren genauere Besprechung nur aus dem Grunde verzögert wurde, weil wir noch nähere briefliche Aufklärungen erwarteten. Die letzte Sendung, welche erst vor Kurzem eingegangen ist, bestand in einer werthvollen Abhandlung über die Behandlung der Todten auf den Nicobaren, begleitet von linguistischen Beigaben, zu umfangreich, um in der gewöhnlichen Art unseren Publikationen eingefügt werden zu können. Wir waren eben damit beschäftigt, die Vorbereitungen zu treffen, um dieselbe als besonderes Supplementheft erscheinen zu lassen, und es war eine Correspondenz eingeleitet, um die nöthige Verständigung herbeizuführen. Nun ist das Alles plötzlich und auf so schreckliche Weise unterbrochen worden.

Hr. v. Röpstorff war Däne von Geburt und, soweit bekannt, zur Zeit der Abtretung der Nicobaren an England aus dem dänischen Dienst in den englischen übergetreten. Längere Zeit hindurch hatte er die Sammlungen seines Vaterlandes vorzugsweise mit seinen Geschenken bereichert. Aber er beklagte stets die Zerwürfnisse, welche die Politik zwischen Dänemark und Deutschland herbeigeführt hatte, und er war bemüht, dieselben auszugleichen. Eine anonym erschienene Schrift[1]) behandelt die Wege zu einer solchen Ausgleichung; ja, er trug kein Bedenken, seine Gesichtspunkte in einem besonderen Memoir an entscheidender Stelle vorzutragen. Von der Zeit an, wo er unser correspondirendes Mitglied wurde, und

1) Danmark af en Fader. Et alvorligt ord til Landsmand fra en i Udlandet bosat Dansk. Kjöbenh. 1882.

wo er sah, dass wir seinen Bemühungen durch ausgiebige, genügend illustrirte Veröffentlichungen dankten, wo er sich überzeugte, dass in Berlin ein Centralpunkt der ethnologischen Forschung begründet war, schloss er mehr und mehr seine erfolgreiche Thätigkeit den Bestrebungen unserer Gesellschaft an, in solchem Maasse, dass in letzter Zeit, namentlich bei Gelegenheit der eben in Calcutta stattfindenden ethnologischen Ausstellung, ein Conflikt mit den englischen Behörden drohte.

So klein das Gebiet seiner Forschungen räumlich war, da es eben nur die Gruppen der Andamanen und der Nicobaren umfasste, so grosse Schwierigkeiten bot es dar, wegen der Unzugänglichkeit der wilden Bevölkerungen und der besonderen Verhältnisse der Verbrechercolonie, welche die englische Regierung dort gegründet hat. Nachdem er längere Zeit hindurch die linguistischen und socialen Verhältnisse der Andamanesen und Nicobaresen zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hatte, war es ihm in letzter Zeit gelungen, bis zu der Urbevölkerung der Nicobaren, den bis dahin ganz unbekannten Shombengs, vorzudringen. Eine ausführliche Abhandlung in unserer Zeitschrift berichtet darüber. Eben mit neuen Untersuchungen beschäftigt, hat er den Tod durch Verbrecherhand erlitten.

So ist nun auch der Name Röpstorff unter die Zahl der Blutzeugen der Wissenschaft eingetragen. Die Kugel des Mörders hat in einem Augenblick ein Leben geschlossen, welches ausschliesslich der Erfüllung der Pflicht und der Hingebung an die Wissenschaft gewidmet war. In unserer Erinnerung ist das Gedächtniss des edlen Mannes unauslöschlich eingetragen. Aber wir würden unseren Empfindungen nur einen unvollkommenen Ausdruck gewähren, wenn wir nicht in diesem Augenblicke der treuen Gefährtin gedenken wollten, welche seit Jahren fast alle Gefahren mit ihm getheilt hat und welche auch in dem schrecklichen Augenblick, der ihr den Gatten raubte, den hohen Muth und die seltene Gegenwart des Geistes bewährte, die der Verstorbene mit Stolz und inniger Liebe wiederholt öffentlich anerkannt hat. Möge ihr die Zuversicht einigen Trost gewähren, dass die hohen Ziele, welche Hr. de Röpstorff im Dienste der Wissenschaft unter schwersten persönlichen Opfern verfolgte und welchen sie selbst mit Begeisterung und Hingebung sich angeschlossen hatte, in dem Gedächtniss der Zeitgenossen und der Nachwelt vollste Anerkennung finden werden. —

(2) Die herrliche ethnologische Sammlung des Hrn. Dr. Riebeck, welche demnächst ganz in den Besitz des ethnologischen Museums und des Kunstgewerbe-Museums übergehen soll, hat ihre würdige Aufstellung in der Halle des Kunstgewerbe-Museums gefunden; der Vorstand des letzteren übersendet Einladungen zu der am 26. d. M. stattfindenden Eröffnung. Indem der Vorsitzende den Dank der Gesellschaft dafür ausspricht, weist er zugleich auf das für unser Vaterland ganz neue und hoffentlich folgenreiche Beispiel hin, welches Hr. Riebeck giebt, indem er eine so grosse und kostbare Sammlung, wie sie vor ihm kein Privatmann zusammengebracht hat, ohne irgend eine Entschädigung dem Staate schenkt. Auch die Entsagung verdient besondere Erwähnung, dass Hr. Riebeck darauf verzichtet, ein neues Specialmuseum zu gründen. In hochherzigster Weise erkennt er an, dass auch eine grosse Nation alle Anstrengungen darauf concentriren muss, zunächst an einem Centralpunkte das Vollständigste zu erreichen, was durch Vereinigung aller Kräfte erreicht werden kann. Wenn auch getheilt, wird seine Sammlung in den grossen Museen unserer Stadt in ihrer besonderen Bedeutung stets erkannt werden.

(3) Hr. Schliemann übersendet sein neues Werk über Troja, welches die

Ergebnisse seiner letzten, ausgedehnten und wahrscheinlich für immer abschliessenden Ausgrabungen auf Hissarlik und in der Troas darlegt. Der Vorsitzende dankt dem Ehrenmitgliede der Gesellschaft für diesen erneuten Beweis seiner Theilnahme.

(4) Die Direktion des Berliner Aquariums theilt mit, dass sie in Unterhandlungen steht, um das behaarte Kind Krao, genannt the missing link, hierselbst öffentlich zu zeigen. Der Vorsitzende verweist auf die in den Sitzungen vom 20. Januar (Verh. S. 118) und vom 10. Februar (Verh. S. 166) gemachten Mittheilungen und spricht die Anerkennung der Gesellschaft für die Bemühungen der unermüdlich thätigen Direktion des Aquariums aus, welche durch die Versammlung von Repräsentanten aller 4 anthropoiden Affen so viel zu einer objektiven Vergleichung dieser merkwürdigen Geschöpfe gethan hat. Vielleicht werde gerade in dieser Umgebung der menschliche Typus des behaarten Kindes um so deutlicher hervortreten.

(5) Hr. Virchow zeigt Photographien des von Lieutenant Wissmann von seiner centralafrikanischen Reise mitgebrachten und in der Sitzung vom 19. Mai (Verh. S. 284, vgl. S. 453) vorgestellten

Negerknaben von Ukusso.

Hr. Lieutenant Wissmann hatte die Güte, mir zu gestatten, den kleinen Negerburschen, den er vor einem halben Jahre der Gesellschaft vorstellte, zu untersuchen und photographiren zu lassen. Letzteres ist durch Hrn. Photographen Carl Günther in der vortrefflichsten Weise geschehen, und ich kann die ersten Proben davon hier vorlegen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Hrn. Günther noch besonders unseren Dank ausdrücken für seine stets bereite Gefälligkeit, unseren Wünschen nachzukommen. Im Laufe der Zeit hat er schon eine recht bemerkenswerthe Sammlung von Rassentypen zusammengebracht, welche zu den besten gehören, die überhaupt existiren. Es wäre nur zu wünschen, dass eine grössere Zahl von Mitgliedern, als dies bisher der Fall gewesen ist, ihn durch Abnahme von Blättern auch einigermaassen entschädigte für die nicht unerheblichen Aufwendungen, welche er gemacht hat. —

Der kleine Bursche wurde von Hrn. Wissmann in Nyangwa von Arabern, die ihn geraubt hatten, gekauft. Sein Name lautet Sánkuru und sein Alter mag auf etwa 11 bis 12 Jahre geschätzt werden. Er ist ein Djómba aus Dumbi, einem Dorfe in Ukusso (nicht, wie es im früheren Sitzungsberichte heisst, Wakusu) im Lande der Papaagayen, westlich vom Lualaba, in 2—4° S. Br.

Seine ganze Erscheinung ist die eines ausgemachten Negers. Der Aufenthalt in Europa, namentlich im mütterlichen Hause des Hrn. Wissmann, hat seine Entwickelung ungemein begünstigt. Nicht blos hat sich sein Körper gekräftigt, er ist voller geworden, ein Bild bester Gesundheit, sondern auch seine geistige Entwicklung hat grosse Fortschritte gemacht. Er trägt europäische Kleidung und bewegt sich mit grosser Freiheit, auf Alles aufmerksam achtend. Er hat etwas Deutsch gelernt, ja er schreibt sogar in deutschen Lettern seinen Namen und kleinere Sätze. Dabei hat sich seine Gemüthsrichtung als eine ungemein gutmüthige und freundliche erwiesen.

Hr. Stabsarzt Dr. Wolff, einer der Begleiter des Lieut. Wissmann auf seiner neuen Reise, der es auch übernommen hat, die anthropologischen Aufgaben in möglicher Vollständigkeit zu verfolgen, brachte mir noch den Tag vor der Abreise den Knaben, der nun auch wieder seiner Heimath zugeführt werden wird, in das Patho-

logische Institut, und wir nahmen noch einmal an ihm die gewöhnlich auszuführenden Messungen vor. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein von mir für die Zwecke der Körpermessung neu construirter Maassstab geprobt, den ich ein anderes Mal genauer besprechen werde. Hier sei nur bemerkt, dass es sich gegenüber der Schwierigkeit des Transportes auf einer centralafrikanischen Reise darum handelte, ein leicht zusammenlegbares und doch festes Instrument herzustellen, das aller Orten ohne besondere Vorbereitung benutzt werden kann. Ich will noch erwähnen, dass Hr. Wissmann trotz aller Bedenken sich entschlossen hat, meinem dringenden Ansuchen zu entsprechen, eine genügende Zahl von Gypsbüchsen mitzunehmen, um von den Haupttypen, welche die Expedition antreffen wird, Gesichtsmasken zu nehmen. Hoffentlich wird es so gelingen, wenn auch in beschränktem Maassstabe, diese Expedition auch anthropologisch zu einer so nachhaltigen zu machen, wie es die Reise des Hrn. Finsch nach Oceanien gewesen ist.

Die Hautfarbe unseres kleinen Sánkuru ist im Allgemeinen eine gesättigt chokoladenbraune mit einem mehr gelblichen Grundton. Die Stirn ist am dunkelsten; ihre Farbe entsprach ungefähr der Nr. 4 fg. der Radde'schen Farbentafeln. An der Gesichtshaut zeigten sich ausserdem zahlreiche, schwarze Flecke. Die Hände boten äusserlich die Farbe Nr. 33, de, innen Nr. 33, pq, mit einer Hinneigung zu Nr. 34, d, dar. Es sind dies wesentlich Farben, welche aus Orange und Carmoisin gemischt sind. — Das schwarze Haar bedeckte in Form einer ganz dichten und kurzen, aus engen Röllchen zusammengesetzten, wolligen Perrücke den Kopf. Die einzelnen, ganz dicht zusammengelegten Spiralröllchen haben einen Durchmesser von 2—3 *mm*. Unter dem Mikroskope erscheinen die Haare dünn, seitlich etwas abgeplattet, von plattovalem Querschnitt; von der Fläche aus betrachtet, ist die Farbe tief schwarzbraun (nicht bläulich) und das Haar undurchsichtig; auf dem Querschnitt fehlt der Markstrang, vielmehr ist die Mitte ziemlich farblos, dagegen der übrige Theil des Haares bis zur Oberfläche hin durchsetzt mit getrennten Häufchen eines feinkörnigen, braunschwarzen Pigments, zwischen denen die Substanz ungefärbt erscheint. — Die Augen vortretend, glänzend, mit ganz schwarzer Iris.

Der Kopf erschien in der Haarbedeckung fast rundlich, indess ergab die Messung ein ausgemacht dolichocephales Maass (Index 72,3) bei recht beträchtlicher Höhe (Auricularindex 67,7), so dass man den Kopf ohne Weiteres als hypsidolichocephal bezeichnen kann. Ungewöhnlich breit (108 *mm*) und vortretend ist die Stirn. Das Gesicht ist chamaeprosop (Index 87,3) mit stark vortretenden Jochbogen. Die Nase kurz und breit (Index 86,3), im Ganzen flach, mit besonders kurz endigender Kuppe. Die Lippen ungemein dick, vortretend, von blaugraurother Färbung, der Mund lang (49 *mm*).

Die Körperhöhe maass 1,449 *m*, um 115 *mm* weniger als die Klafterlänge. Der Nabel bedeutend über die Mitte der Körperhöhe, in 905 *mm* Entfernung vom Boden. Die Armlänge ergiebt 94 pCt. der Beinlänge. Die Spitze des Mittelfingers erreichte fast das Knie. Der Fuss gross und nach vorn sehr plump; seine Länge von 254 *mm* ist nur 5,9 mal in der Körperhöhe enthalten. Die II. Zehe überragt um ein Geringes die I. Obwohl der Knabe jetzt Stiefel trug, war doch die innere Seite des Fusses fast gerade, zwischen I. und II. Zehe ein deutlicher Zwischenraum, die kleine Zehe nicht gekrümmt, sondern am meisten nach aussen vortretend.

Das Weitere wird aus folgenden Maassen hervorgehen:

I. Kopfmaasse.

Grösste Länge	192 *mm*	Ohrhöhe	130 *mm*
„ Breite	139 „	Stirnbreite	108 „

Gesichtshöhe A. (Haarrand)	187 *mm*	Distanz der Augenwinkel innen	35 *mm*
„ B (Nasenwurzel)	110 „	„ „ „ aussen	101 „
Mittelgesichtshöhe (Nasenwurzel bis Mund)	66 „	Nase, Höhe	44 „
Gesichtsbreite A. (jugal)	126 „	„ Länge	37 „
„ B. (malar)	81 „	„ Breite	38 „
„ C. (mandibular)	95 „	Mundlänge	49 „
		Ohr, Höhe	52 „

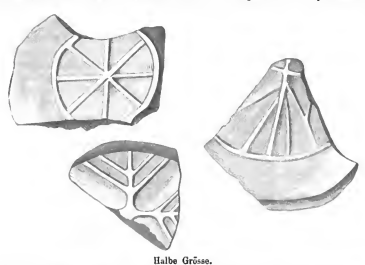
II. Körpermaase.

Ganze Höhe	1449 *mm*	Handlänge	183 *mm*
Klafterlänge	1564 „	Handbreite	80 „
Brustumfang	730 „	Nabelhöhe	905 „
Schulterbreite	324 „	Trochanterhöhe	768 „
Schulterhöhe	1192 „	Kniehöhe	469 „
Ellbogenhöhe	884 „	Mall. ext. Höhe	75 „
Handgelenkhöhe	649 „	Fuss, Länge	245 „
Mittelfingerhöhe	470 „	„ Breite	90 „

(6) Hr. L. Zapf zu Münchberg in Bayern übersendet mit folgendem Brief vom 20. d. M. Hrn. Virchow, im Anschlusse an dessen Mittheilungen in der Sitzung vom 19. Mai (Verh. S. 252), Zeichnungen von

erhabenen Bodenornamenten aus dem Burgwall Waldstein im Fichtelgebirge.

„Meine Waldsteinsammlung wird demnächst an den historischen Verein in Bayreuth übergehen, und konnte ich mir nicht versagen, vorher noch einige der charakteristischen erhabenen Bodenornamente für die geehrte anthrop. Gesellschaft



Halbe Grösse.

zu Berlin zu zeichnen, da sich möglicherweise doch früher oder später anderwärts Seitenstücke finden. Dasselbe Ornament findet sich in entsprechender Vergrösserung auch auf grossen Topfböden, wie ich denn z. B. einen dergl. von 14 *cm* Breite oder Durchmesser besitze.

„Sehr zutreffend haben Sie in der Maisitzung die Mannichfaltigkeit der Gefäss-

formen angedeutet; ich habe gegen 30 variirende Randstücke, und wechselnd ornamentirte Deckel- und Wandstücke in grosser Anzahl. Klumpen Lehms und Thons, sowie eine (flaschenhalsähnliche) Thonform mit einem auf solcher gefertigten Stücke weisen auf die ehemalige Töpferwerkstätte hin. Bemerkenswerth sind verschiedene (vielleicht jüngere) glasirte Stücke, darunter zwei mit innen aufgelegten graufarbigen Verzierungen.

„Weiteres wird mein 1884 in Ranke's „Beiträgen" mit Abbildungen erscheinender Fundbericht enthalten."

(7) Hr. Handtmann in Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe berichtet über

Käsenäpfe, Kunkeln und Kiebitzberge.

Durch das Correspondenzblatt Nr. 9 Septbr. 1883 S. 95 neu erinnert erlaube ich mir, folgende drei kleine Notizen zu senden über heimatliche Anthropologie.

1. Käsenapf. Nicht bloss fern im Schwarzwald und Elsass, sondern auch ganz nahe bei Berlin, z. B. zu Zellin a./Oder Kr. Königsberg giebt es dergleichen. Unzählige Käse half ich vor ca. 30 Jahren in solche irdenen „Käsenäpfe" ein- bez. ausklicken (wie der terminus technicus lautet). Ich werde, da ich selbst nicht recht Gelegenheit habe, dorthin zu kommen, Auftrag geben, dass von dort aus möglichst bald entweder aus einer der dortigen Töpfereien (Heller, Both, Sprott) oder aus dem Haushalt meiner Stiefmutter ein Exemplar solches heimischen Hausindustriewerkzeuges an das Märkische Museum gelangt.

2. Die „Spindel und Kunkel", welche Herr v. Schulenburg, Zeitschrift 1882 Verh. S. 36 abbildet und bespricht, Herr Dr. Voss auf's Neue im laufenden Jahrgang aus Tübinger Gegend (wo ich dieselbe sah) erwähnt, war in den 50er Jahren in der Neumark noch sehr in Gebrauch, jetzt nicht mehr. Im Jahre 1868 sah ich ganz nahe bei Berlin in Dorf Gröben bei Ludwigsfelde (Anhalter Bahn) mit solcher Spindel wiederholt den alten Küster Hoffmann, auf der Ofenbank sitzend, spinnen.

3. Ein kleines Thongefäss, sehr erinnernd an das, Verh. 1882 S. 505 abgebildete Milch-(?)Töpfchen, ist vor einigen Tagen ganz unversehrt im losen Sande des Kiebitzberges bei Gandow nahe Lersen gefunden worden. Dasselbe wird z. Z. in der Oberpfarre Lersen aufbewahrt. Es stand ganz allein für sich. Doch enthält besagter Kiebitzberg merkwürdige Scherben, welche bis jetzt noch nicht untersucht sind, im nächsten Sommer aber unter Herrn v. Schulenburg's Oberleitung energisch untersucht werden sollen.

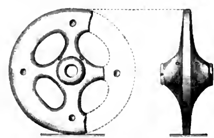
Betreffend Kiebitzberge habe ich bereits vor einigen Tagen Hrn. v. Schulenburg meine persönliche Ansicht mitgetheilt, dass ich dieselben grösstentheils für künstliche Gebilde halte, also für Tumuli. Ich bitte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf „Kiebitzberge" zu lenken, insbesondere darauf, ob und wieweit sich mit solchen Namen die Sage von der „goldenen Wiege" verknüpfe. —

Herr Virchow bemerkt zu dem zweiten Gegenstande, dass er die alterthümliche Weise des Spinnens mit frei herabhängender Spindel auf seiner letzten Reise in Sicilien überall angetroffen habe. Seine Aufmerksamkeit wurde zuerst in Taormina darauf gelenkt, wo er die Frauen auf den offenen Tennen der Häuser durchweg damit beschäftigt sah. Er macht übrigens darauf aufmerksam, dass Herr Schliemann in seinem neuen Buche über Troja S. 335 eine ausführliche Abhandlung über „die Spindelwirtel und das Spinnen bei den Alten" geliefert hat.

(8) Hr. Forrer jun. in Hottingen bei Zürich schreibt über

ein Thonrad von Wollishofen.

Einer bisher unberührt gebliebenen Pfahlbaute bei Wollishofen (Zürichsee) wurde jüngst eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Artefacten enthoben. Dieselben lassen diese einstige Seeansiedlung als der reinen Bronzezeit angehörend erkennen. —



½ der natürlichen Grösse.

Veranlassung zu diesem Schreiben giebt mir ein höchst interessantes Fundstück von dieser Stelle: ein Rädchen aus feinem Thon gebrannt, wie es die beifolgende Abbildung zeigt. Besonders charakteristisch sind die 4 Speichen und die auffallend grosse Nabe, welche auf beiden Seiten gleich weit vorsteht.

Im Uebrigen verweise ich auf eine s. Z. im Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde „Antiqua" erscheinende Mittheilung über diesen Fund.

Sollten Ihnen Funde ähnlicher Art (Räder oder Wagen aus vorgeschichtlicher Zeit, Bronze oder Thon) bekannt sein, so würden Sie mich durch gefällige diesbezügliche Mittheilung sehr zu Dank verpflichten! —

Hr. Voss: Ein ähnliches Thonrad befand sich in der prähistorischen Ausstellung hierselbst 1880, dem Museum schlesischer Alterthümer zu Breslau gehörig. Es ist abgebildet in dem photographischen Album der Ausstellung Sect. IV. Taf. 6 und bei Büsching, Heidnische Alterthümer Schlesiens Taf. IX Fig. 4, Breslau 1820. Es stammt aus einem Grabe bei Mondschütz Kr. Wohlau (Katal. der Ausst. S. 559 Nr. 26). Büsching berichtet darüber a. a. O. Folgendes: „Bei Mondschütz fand Hr. von Köckeritz in einem Grabe dieses Rad, vollständig einem Wagenrade gleichend, mit vier Speichen. In einem anderen, mehrere Schritte von jenem ersten entfernten Grabe fand sich ein zweites solches Rad, diesem vollständig gleich. Beide, grosse Seltenheiten, da dergleichen in Schlesien noch nie gefunden worden, kamen als gütiges Geschenk in die Sammlung (Verzeichnet B. LXXV 545, 553). Zwei kupferne Räder mit langen Naben wurden im Jahre 1740 in einer Urne bei dem Judenkirchhofe zu Frankfurt a. d. Oder von zwei Mädchen beim Sandholen gefunden. Sie haben etwa 1½ Zoll im Durchmesser und finden sich auf der Königl. Kunstkammer zu Berlin [1]). Ein ähnliches Rad lag bei Albano in einer tempelartigen Urne, wie die darüber erschienene Abbildung ausweist [2])."

Ein anderes Exemplar, aus der Augustin'schen Sammlung stammend und vielleicht in der Gegend von Halberstadt gefunden, leider etwas beschädigt, ist von

1) Vergl. v. Ledebur: Das Königl. Museum vaterländischer Alterthümer 1838 S. 70 ff. und Virchow, Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1876 S. 240.

2) Virchow: Ueber die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen. Sitzungsber. d. Kgl. Akad. d. W. zu Berlin. 26. Juli 1883 S. 36 ff. Verh. d. Ges. 1883 S. 321 Fig. 1

Hrn. Rittergutsbesitzer Augustin auf Ziegelsdorf bei Burg dem Königl. Museum hierselbst geschenkt worden (Katal. I Nr. 5040). Leider fehlen weitere Angaben.

(9) Hr. Nehring übersendet folgende Mittheilung des Hrn. Stud. A. Wollemann über die

Ausgrabung einer Höhle im Ith bei dem Dorfe Holzen (Harz).

Oestlich vom Dorfe Holzen bei Eschershausen erstreckt sich eine Felspartie kluftenreichen Dolomitgesteins, welches dem obern Jura und zwar dem Korallenoolith angehört[1]). In diesem Dolomitfelsen befindet sich eine 57 *m* lange gangartige Spalte, welche in dortiger Gegend allgemein den Namen „rother Stein" führt. Schon zu verschiedenen Zeiten waren von Schatzgräbern, welche in der Nacht ihr Wesen in der Höhle trieben, zum allgemeinen Entsetzen der umwohnenden Bevölkerung zahlreiche Menschenknochen ans Licht gefördert, was natürlich zu den

Holzschnitt 1.

T. Treppe 1,3 *m* tief, E. Dolomitgeröll mit zahlreichen Topfscherberben. d. Absturz, etwa 20 *m* in die Tiefe. D. Heerd IV mit Drahtspirale (Holzschn 5) u. Bohrer (Holzschn 3). C. Heerd III mit Lanzenspitze (Holzs. 7). b. Knochenhaufen mit Pfriemennadel (Holzschn. 2). Heerd II. x—y. Querschnitt bei B. Heerd I mit Streitaxt (Holzschn. 4) u. Pfeilspitze (Holzschn. 6). * Brunnen.

Grundplan der Holzener Höhle. Maassstab 1 : 400.

N. Nord, S. Süd, O. Ost.

Profil der Ablagerungen am Boden der Höhle bei Heerd I.

Maassstab 1 : 20.

a. Sinterschicht, b. Culturschicht, c. Sinterschicht. d. Schicht mit Talpa europaea, Foetorina Erminea, Mus sylvaticus, Arvicola glareolus, Rana temporaria. e. Schicht mit Arvicola amphibius und Myodes lemmus. f. Schiefrige Sinterschicht ohne Einschlüsse. g. Rother Thon mit glänzenden Sinterscherben. h. Dolomit.

wunderlichsten Geschichten über die Höhle Veranlassung gab. Durch diese Funde wurde der Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde in Wolfenbüttel aufmerksam auf den rothen Stein und beauftragte mich, denselben genau zu durchforschen, und ich begann die Höhle vom äussersten Ende an systematisch zu durchgraben. Zunächst war eine etwa 3 *cm* starke Sinterschicht zu durchschlagen; darauf trat eine schwarze, mit Holzkohlen, Topfscherben und grösstentheils zerschlagenen Menschenknochen stark untermengte „Culturschicht" zu Tage, welche sich vom

1) Vergl. R. v. Seebach, „Der hannoversche Jura." S. 51.

äussersten Ende der Höhle etwa 40 *m* mit verfolgen liess bis in die Nähe des Einganges. Ihre Stärke war an den verschiedenen Punkten sehr verschieden. So war sie dort, wo ich zu arbeiten begann, nur etwa 4—5 *cm* stark, während sie nahe am Eingange, wo sie plötzlich aufhörte, in einer Mächtigkeit von über 30 *cm* auftrat. Besonders stark waren 4 Stellen mit dieser Culturschicht bedeckt, und zwar drei Plätze am Ende der Höhle und einer nahe am Eingange. An diesen Stellen fanden sich zugleich die grössten Anhäufungen von Topfscherben und zerschlagenen Knochen, so dass ich annehmen zu dürfen glaube, dass hier einst die Heerde der ehemaligen Bewohner standen.

Wie es scheint, haben hauptsächlich die geräumigsten Oerter, also der äusserste Theil der Höhle und dann eine Strecke nahe am Eingange, als dauernder Wohnplatz gedient, denn hier standen die Heerde, während an den engen Stellen nur selten einmal ein Feuer angezündet wurde, wie durch das sporadische Auftreten von Holzkohlen und die geringe Mächtigkeit der Culturschicht an diesen Punkten genügend bewiesen wird. Ausserdem wurden von mir keine Geräthschaften an den engen, sondern ausschliesslich an den weiten Stellen der Höhle aufgefunden. Dieselben waren hier wahrscheinlich beim Gebrauche in die Asche gefallen, auf diese Weise für die Besitzer verloren gegangen und haben sich so glücklich bis auf unsere Zeit erhalten.

In der Nähe des Einganges hörte die Culturschicht plötzlich auf; von dort ab war der Boden der Höhle überhaupt nicht mit Kalksinter, sondern nur mit Dolomitgeröll bedeckt, zwischen dem sich auffallender Weise sehr viele Topfscherben fanden. Besonders zahlreich waren dieselben an einer Stelle, wo es etwa 1 *m* in die Tiefe ging (Holzschn. 1, T). Dieses erkläre ich mir so, dass an dem noch jetzt sehr schlüpfrigen Punkte die ehemaligen Bewohner der Höhle oft ausglitten, wenn sie denselben von draussen mit gefüllten Gefässen kommend passirten, wobei ihnen diese zuweilen entfielen und zerbrachen.

Sehr auffallend war die Anhäufung von Menschenknochen an den Heerdstellen, und zwar waren, was mir besonderer Beachtung werth zu sein scheint, die Röhrenknochen sämmtlich zerschlagen und angebrannt, so dass an den Feuern ohne Zweifel einst Menschen verbrannt wurden. Entweder sind diese Knochen meiner Ansicht nach Reste von Leichenverbrennungen, von Menschenopfern, oder Mahlzeiten der Höhlenbewohner. Wenn auch der Kannibalismus unserer Vorfahren bis jetzt nicht nachgewiesen ist und von vielen Forschern bestritten wird[1]), so weist doch die ganze Art und Weise, wie sich in der Höhle bei Holzen die Menschenknochen vorfanden, entschieden darauf hin, dass dieselben Reste von einst hier gehaltenen Mahlzeiten sind. Denn Leichenverbrennungen oder Opfer würden von den Bewohnern kaum an dem eignen Wohnplatze angestellt sein, und für einen solchen muss ich die Höhle in Rücksicht auf die zahlreichen Topfscherben, die Geräthschaften und die Stärke der Culturschicht entschieden halten. Besonders aber stützt sich meine Ansicht darauf, dass ich fast sämmtliche Röhrenknochen an den Heerdstellen zerschlagen und angebrannt vorfand, während alle, kein Mark enthaltenden Knochen unverletzt waren. Nach meiner Meinung sind diese Knochen bei den Mahlzeiten zertrümmert, um Mark und Saft aus ihnen zu geniessen; zu welchem Zwecke sollten dieselben aber bei Gelegenheit von Leichenverbrennungen oder Opfern zerschlagen sein?

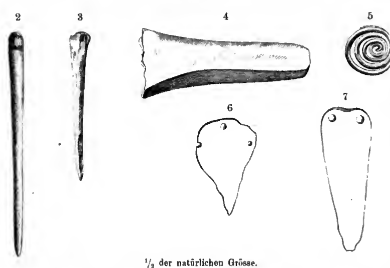
Die einzigen unverletzten Röhrenknochen fanden sich in einem (in Holzschn. 1 mit b bezeichneten) Knochenhaufen unter einer Sinterdecke von 15—20 *cm*; sie

1) Vergl. Dr. Ratzel, Vorgeschichte des europäischen Menschen, S. 115.

rühren von einem ziemlich starken und zwei schwächeren Individuen her. Sie waren wahrscheinlich von dem schräg gegenüberliegenden Heerde, nachdem sie abgenagt waren, in diesen Winkel, welcher durch eine vorspringende Felsenkante theilweise verdeckt wurde, geworfen, um später zerschlagen und ausgesogen zu werden, waren dann aber vergessen und bald eingesintert.

Die Topfscherben, welche, wie oben erwähnt, sich hauptsächlich an den Heerdstellen und ausserdem zwischen dem Dolomitgerölle in der Nähe des Einganges fanden, rühren von Gefässen her, welche theilweise aus ungeschlemmtem, schlecht gebranntem, theilweise aus geschlemmtem Thone hergestellt sind, doch waren alle diese Gefässe ohne Drehscheibe verfertigt.

Die übrigen von mir aufgefundenen Geräthschaften sind sämmtlich aus Bronze oder Knochen gearbeitet, während ich kein einziges Steingeräth fand, falls man als ein solches nicht etwa einen Feuersteinsplitter ansehen will, welcher an der am Ende der Höhle befindlichen Heerdstelle lag. Ausser den schon erwähnten Gegenständen barg die Culturschicht sechs Geräthschaften[1]), von denen zwei aus Knochen gearbeitet sind, nämlich eine 14 *cm* lange Pfriemnadel (Holzschn. 2), welche unter



$^1/_3$ der natürlichen Grösse.

einer Sinterdecke von 14 *cm* auf dem erwähnten Knochenhaufen lag, eine gut geschliffene Spitze hat und überhaupt sehr regelmässig gearbeitet ist. Ferner ein bohrerartiges Instrument (Holzschn. 3), welches ebenfalls glatt geschliffen ist und an der Heerdstelle nahe am Eingange lag. Von bronzenen Geräthschaften fanden sich eine Streitaxt (Holzschn. 4), eine Drahtspirale (Holzschn. 5), eine Pfeilspitze (Holzschn. 6) und eine Lanzenspitze (Holzschn. 7). Die Länge der Streitaxt beträgt 10,5 *cm*; leider fehlt an ihr die wahrscheinlich scharfe Kante. Die Pfeilspitze und Lanzenspitze besitzen Löcher, um sie im Schafte befestigen zu können. Letztere trägt in den Löchern noch die Stifte, welche zur Befestigung dienten.

Auffallender Weise fanden sich im Vergleiche zu der grossen Anzahl von

1) Dieselben sind in den beigefügten Holzschnitten in $^1/_3$ der natürlichen Grösse wiedergegeben.

Menschenknochen in der Culturschicht nur sehr wenige Thierknochen, ausser den Fledermausknochen, welche sich über die ganze Höhle verbreiteten und theilweise noch vollständig recent waren. Ausser diesen enthielt die Culturschicht nur Reste von Hirsch (vertreten durch eine Augensprosse), von Reh und Wildkatze.

Unter dieser Culturschicht stiessen wir, nachdem abermals eine etwa 2 *cm* starke Sinterschicht ohne Einschlüsse durchbrochen war, auf eine dunkelbraune, thonig-sandige Schicht, welche zahlreiche kleine Knochen enthielt. Sie war im Maximum nur 5 *cm* stark und zog sich besonders an den Seitenwänden der Höhle hin, während sie in der Mitte fehlte. Sie enthielt Reste von Arvicola glareolus, Arv. arvalis, Talpa europaea, Foetorius Erminea, Mus sylvaticus und Rana temporaria, ausserdem war in ihr sehr zahlreich eine Höhlen bewohnende Conchylie (Hyalina cellaria); in ihr waren also nur Thiere vertreten, welche noch jetzt unsere Wälder und Felder bevölkern. Allem Anscheine nach sind die Knochen dieser Schicht sämmtlich Reste von Eulengewöllen; an manchen Stellen konnte man sogar noch deutlich gewöllartige Conglomerate erkennen.

Diese Schicht ging an einigen Stellen allmählich in eine ebenfalls Knochen führende Kalksinterablagerung über, in welcher leider die Knochen so fest eingesintert waren, dass es fast unmöglich war, dieselben herauszupräpariren. Dass diese Schicht nur so sporadisch auftrat und die Knochen darin alle einzeln von Kalksinter umschlossen waren, ist wohl daraus zu erklären, dass die Höhle während der Diluvialzeit nur selten von Eulen bewohnt wurde. Infolge dessen bildeten sich nicht starke Schichten von Eulengewöllen, sondern die Gewölle lagen einzeln am Boden der Höhle, zerfielen bald, und so wurde jeder einzelne Knochen von Kalksinter umschlossen.

Unter dieser diluvialen Ablagerung, oder wo sie fehlte, unmittelbar unter der vorhergehenden, folgte eine Schicht von fast homogenem, hell klingendem Sinter mit schiefriger Structur. Sie enthielt keine Einschlüsse, liess sich bis in die Nähe des Einganges verfolgen und trat fast an allen Punkten der Höhle in einer Mächtigkeit von 30 *cm* auf. Diese Schicht war bei ihrer Bildung offenbar nicht, wie die oberen Ablagerungen, durch lebende Organismen und deren Reste gestört. Unter ihr stiessen wir auf eine etwa 5 *cm* starke Schicht von rothem Thone, untermengt mit kleinen glänzenden Sinterscherben, unter welcher dann überall der alte Dolomitfelsen stand.

Das Resultat meiner Ausgrabung ist nun kurz folgendes: Die Höhle im Ith war in den ersten Zeiträumen nach ihrer Bildung von keinem lebenden Wesen bewohnt. Erst zur Diluvialzeit siedelten sich Fledermäuse und vorübergehend Eulen in ihr an, welche den damals noch überall häufigen Lemming und die noch jetzt bei uns lebende Arvicola amphibius jagten. Allmählich wurde die Diluvialfauna von unsern Waldthieren verdrängt, und die jetzt die Höhle dauernd bewohnenden Eulen jagten und verzehrten schon die damals bereits eingewanderten Waldmäuse, Waldwühlmäuse, Maulwürfe u. s. w. und bewahrten durch ihre Gewölle deren Knochen bis auf unsere Zeit auf.

Darauf ergriff der Mensch Besitz von der Höhle, wodurch die Eulen offenbar vertrieben wurden, während die Fledermäuse ruhig mit den Menschen zusammen in der Höhle weiter lebten, denn in der Culturschicht fanden sich nur Fledermausknochen, während die anderen kleinen Thiere dort nicht vertreten waren. Der Mensch, welcher die Höhle bewohnte, besass schon Geräthe aus Bronze und Knochen, sowie Töpfe, welche theilweise noch aus schlecht gebranntem, ungeschlämmtem, theilweise schon aus gut geschlämmtem Thone hergestellt waren; der Gebrauch der Drehscheibe war ihm noch vollständig unbekannt. Er jagte schon Hirsch, Reh und

Wildkatze, also Thiere, welche noch heute zu unserer Waldfauna gehören, und verzehrte auch Menschen. Der diluviale Mensch dagegen, welcher nur Geräthe aus geschlagenen Feuersteinen kannte und die diluvialen Thiere, besonders das Rennthier, jagte, bewohnte die Höhle noch nicht. —

Hr. Virchow: Die Mittheilung des Hrn. Wollemann ist von besonderem Interesse, da wir bisher aus Norddeutschland noch fast gar keine Nachrichten über Wohnplätze der Bronzezeit haben. Die vorgelegten Zeichnungen der Fundgegenstände zeigen jene alten Typen, welche wenigstens in unseren Gegenden gewöhnlich ohne Begleitung von Eisen gefunden werden, obwohl sie im Süden schon der beginnenden Eisenzeit angehören. Ich mache namentlich auf die zweischneidigen Bronzeblätter mit Nietlöchern am hinteren Ende aufmerksam, welche für Pfeilspitzen etwas gross sind und wahrscheinlich zu Wurfspiessen gehörig waren. Ueber diese Formen, welche sich unmittelbar in die zweischneidigen Dolchmesser fortsetzen, habe ich in meinem Buche über Koban S. 76 ausführlich gehandelt. Dazu stimmen sehr gut der Bronzekeil und die Bronzespirale, die offenbar von irgend einem grösseren Stücke, einem Armringe oder einer Fibula, abgebrochen ist. Auch die Knocheninstrumente reihen sich ungezwungen an. Da nun jede Spur eines Steingeräthes vermisst wurde, so darf man wohl keinen Zweifel darüber hegen, dass hier Menschen der ausgemachten Bronzezeit, wenn auch nur vorübergehend, gehaust haben. Denn der Mangel aller Hausthierknochen, sowie die äusserst spärliche Ausbeute an Knochen von Jagdthieren schliesst jeden Gedanken an eine dauernde Bewohnung der Höhle aus.

Die Annahme, dass diese Menschen Kannibalen waren, mag angesichts der vielen aufgefundenen Menschenknochen, die leider nicht vorliegen, sehr wahrscheinlich sein. Aber sie wäre eine Neuigkeit ersten Ranges, denn bis jetzt hat sich eine derartige Vermuthung immer nur auf Menschen des Steinalters gerichtet, und selbst für diese ist sie, wie Hr. Wollemann selbst erwähnt, noch keineswegs sicher gestellt; für die Bronzezeit, also doch immerhin für eine Periode schon vorgerückter Cultur, lässt sich ohne absolut zwingende Gründe eine derartige Hypothese nicht füglich acceptiren. Es wird sich also darum handeln, durch eine genaue wissenschaftliche Prüfung der einzelnen Knochen die Zulässigkeit stattgehabter Menschenfresserei festzustellen. In erster Linie wäre dabei zu ermitteln, wie vielen Individuen die gefundenen Knochen angehört haben, was ja keine grosse Schwierigkeit machen kann. Ein einziger Mensch liefert schon eine grosse Anzahl einzelner Knochen. Wären aber z. B. nur einige Individuen in der Höhle getödtet und über das noch brennende Heerdfeuer hingestreckt worden, so liesse sich der beschriebene Befund recht wohl durch einen Ueberfall durch eine feindliche Schaar erklären. Nächstdem wäre freilich eine eingehende Untersuchung der besonderen Art von Zertrümmerung, welche an den Knochen stattgefunden hat, nothwendig, um zu entscheiden, ob die Zertrümmerung zufällig, z. B. durch die Fusstritte späterer Besucher, durch Raubthiere, oder absichtlich herbeigeführt ist. Vorläufig dürfte es daher angezeigt sein, das entscheidende Urtheil noch zu suspendiren.

(10) Hr. Ingvald Undset übermittelt durch ein Schreiben d. d. Venedig. 21. Oktober folgenden Bericht über

eine Runenspeerspitze aus Italien.

Hierzu Tafel IX.

Auf einem Ausflug nach Torcello, um in dem dortigen kleinen Museum die Reste aus dem alten Altinum und die gefundenen Alterthümer aus den ältesten An-

1/2.

a.

b.

J. T. Hansen del.

W. A. Meyn lith.


THE ASTOR LIBRARY

siedelungen an den Lagunen-Inseln zu studiren, habe ich am 18. Oktober eine interessante Entdeckung gemacht, wovon ich sofort der Gesellschaft einen Bericht unterbreite[1]).

In dem einen Schrank wurde ich auf eine bronzene Lanzenspitze von ungewöhnlicher Form und Grösse aufmerksam; da der Custode zugleich sagte, dass sie eine „etruskische Inschrift" trage, habe ich das Stück einer genaueren Untersuchung unterworfen. Beim ersten Anblick der Rückseite, mit der Triskele und dem Hakenkreuz, wurde ich an die Runenspeere von Müncheberg und Kowel erinnert; als ich die andere Seite zu sehen bekam, erkannte ich sofort, dass die Inschrift keine etruskische sei, sondern altgermanische Runen darstelle.

Die Form dieser bronzenen Lanzenspitze ist von den Typen der Bronzezeit, wie auch von den Formen der griechischen und etruskischen Bronzelanzen absolut verschieden; aus der Völkerwanderungszeit jedoch kennen wir diese Form mit dem flachen, breiten, schwach dachförmigen Blatt als eine charakteristische. Aber stets sonst in Eisen; bei diesem Exemplar in Bronze müssen wir an die glänzende Ausrüstung eines Häuptlings oder an ein sacrales Stück denken.

Glücklicherweise war mit mir mein Freund, der dänische Architekturmaler J. T. Hansen, der sofort die nöthigen Skizzen und Messungen vornehmen konnte, wonach er mir die beigelegte schöne Zeichnung (Taf. IX, halbe Grösse) ausgeführt hat.

Die Speerspitze ist 41,5 *cm*. lang, wovon die Dülle 12,5 *cm* einnimmt; die grösste Breite des Blattes beträgt 10,8 *cm*, die Dülle misst 4 *cm* im Durchmesser. Die Rundung der Dülle verliert sich fast sofort im Blatt. Weiter wird die Mittellinie des Blattes als ein flacher Dachrücken erkennbar; sonst ist das Blatt ganz flach, aber ziemlich dick und kräftig. Die Dülle hat unten zwei Löcher und ist mit eingravirten Linien verziert; wo das Blatt anfängt, ist ein V-förmiges Zeichen gravirt, die Enden der Linien sind mit Punkten markirt. Diese Decoration ist an beiden Seiten identisch.

Wo das Blatt am breitesten ist, finden sich an beiden Seiten Zeichen und zwar zu beiden Seiten der Mittellinie. Auf der Vorderseite sind es links 5 Runenzeichen zwischen einem kleinen Kreis und einem langgestreckten Bogen, rechts ein Symbol, das wohl als der klassischen Darstellung von Jupiters Donnerkeil entnommen betrachtet werden darf. Auf der Rückseite sieht man links einen grossen Bogen, mit je drei Halbkreisen an den Enden, rechts die Triskele und die Crux ansata, beide mit 3 Sternchen an den Enden der Linien. Die Runen, wie die übrigen Zeichen und Symbole, werden gebildet von kleinen Sternen und Kreisen, die zwischen gravirten Linien tief und scharf eingestempelt sind. Die Erhaltung des Stückes ist eine vorzügliche, nur die äusserste Spitze ist ein klein wenig verbogen; die Figuren aber stehen alle scharf und deutlich; nirgends ist etwas zweifelhaft.

Die Besprechung der Inschrift überlasse ich ganz dem Runologen und Germanisten vom Fach; auch über die Zusammenstellung und Bedeutung der symbolischen Zeichen werde ich keine weitere Auseinandersetzung versuchen.

Als ich nach Venedig zurückgekommen war, fuhr ich sofort zum Hrn. Battaglini, dem Director und Maecen des kleinen Museums in Torcello, und von ihm habe ich über das interessante Stück Folgendes erfahren:

Er wurde auf diese Lanzenspitze etwa im Februar 1883 in dem Hause eines

1) Dem Direktor des Museums in Torcello, Hrn. Cavaliere Nicolo Battaglini, Consul für Chile in Venedig, bin ich zu besonderem Dank verpflichtet für die Auskünfte über Herkunft des betreffenden Objectes und für die Bereitwilligkeit, womit er mir die Veröffentlichung gestattete.

Bauern in Torcello aufmerksam, als er einen Knaben damit spielen sah. Mit einer kurzen Handhabe versehen, diente die Lanzenspitze dort als Feuerschaufel am Heerde; mindestens ein Menschenalter hindurch sei das Stück in diesem Bauernhause so benutzt worden. Hr. Battaglini hat die Bronzelanze sofort um 25 Francs für das Museum in Torcello erworben; über die Inschrift habe er nach Rom geschrieben, von wo ihm mitgetheilt wurde, dass dieselbe etruskisch sei. Ueber die Herkunft des Stückes konnte der Bauer nichts sagen; „es war immer im Hause als Feuerschaufel gewesen, mindestens seit seiner Kindheit."

Wahrscheinlich ist diese Lanzenspitze in früherer Zeit dort ausgegraben; ich kann hinzufügen, dass die Spuren der ursprünglichen Patina, soweit sie noch, namentlich an der Handhabe, erkennbar sind, entschieden auf Fund im Moorboden deuten. Es bleibt zu erwähnen, dass die Einwohner von Torcello auch vielfach nach dem nahen Festlande zu Erdarbeiten hinüberfahren; es ist daher auch wohl möglich, dass unser Runenspeer auf dem gegenüberliegenden Festlande ausgegraben worden ist und nicht auf der Lagunen-Insel.

Besonderes Interesse bietet dieser Runenspeer (gothisch? longobardisch?) dar als das erste bekannt gewordene Runendenkmal der Germanen in Italien. —

Hr. Prof. Henning in Strassburg, an den Hr. Undset zunächst seinen Bericht nebst Zeichnung gesendet hatte, äussert sich darüber unter dem 4. November folgendermaassen:

Die Aehnlichkeit der Lanzenspitze von Torcello mit der 1866 bei Müncheberg gefundenen ist eine sehr frappirende. Verschieden an beiden ist nur das Material, die Grösse und Form, sowie im Einzelnen die Technik; völlig entsprechend dagegen und meist identisch sind das ganze Arrangement der Verzierung, fast alle einzelnen Ornamente, sowie endlich die Runeninschrift selber.

Ueber die letztere füge ich auf Undset's Wunsch noch einige Erläuterungen hinzu. Sie ist ebenso von rechts nach links zu lesen, wie die Müncheberger. Beide werden eingeschlossen rechts durch einen Kreis, links durch einen langgestreckten Bogen.

Der erste Buchstabe soll klärlich dasselbe alterthümliche R sein, wie auf der Müncheberger Spitze. Sehr auffallend bleibt jedoch, dass von dem Hauptstab nur das obere Drittel vorhanden ist, während derselbe nothwendiger Weise bis unten hin hätte geführt werden müssen. Da nun Undset ausdrücklich hervorhebt, dass alle Figuren scharf und deutlich dastehen und nirgend etwas zweifelhaft sei, so müssen wir uns schon nach einer besonderen Erklärung umsehen. Denn an eine innerhalb der Runenschrift mögliche Variante kann nicht gut gedacht werden, weil in ihr niemals der Hauptstab, höchstens die Seitenäste eines Zeichens reducirt werden. Am nächsten liegt deshalb wohl die Annahme, dass der untere Lauf des Striches bereits auf dem Original, welches der südländische Künstler hier reproducirte, durch eine Beschädigung undeutlich geworden oder verschwunden war.

Eine wirkliche Variante bietet dagegen die zweite Rune. So wie sie dasteht, ist sie ein völlig sicheres N, während wir auf der Müncheberger Spitze ein A vorfinden. Alle übrigen Zeichen sind identisch: das dritte ist hier wie dort dasselbe N, bei dem auch der Querbalken jedes Mal in gleicher Richtung steht; das vierte ist dieselbe Ing-Rune, deren beide Bogen sich nur auf unserem Denkmal berühren; das fünfte endlich ist dasselbe A, nur dass hier die Seitenäste nicht schräge, sondern gerade laufen.

Wenn wir nun für die dritte Rune, welche meistens den Lautwerth von NG besitzt, deren ganzen Namen ING einsetzen, was auch auf der Müncheberger Spitze

nothwendig ist, so erhalten wir die Lesung RNNINGA. RNN ist aber eine ganz unmögliche Lautgruppe, welche nimmermehr richtig sein kann, und wir werden deshalb fast mit Nothwendigkeit zu der Annahme geführt, dass auf unserem Speere das N an zweiter Stelle nur fehlerhaft für das richtige A der Müncheberger Spitze steht, vermuthlich, weil wiederum auf dem Original der obere Theil dieser Rune ebenso beschädigt und unkenntlich geworden war, wie der Hauptstab der ersten. Die Inschrift sollte zweifellos auch hier RANINGA lauten.

Dies ist aber sicher ein Eigenname, der in den Urkunden der späteren Jahrhunderte noch mehrfach als Raningas, Raningus etc. nachzuweisen ist, was an anderer Stelle auszuführen sein wird. Schwanken kann man aber, ob es der Nominativ Pluralis (als Bezeichnung des ganzen Geschlechtes) ist, oder, was weniger wahrscheinlich, die schwache Form des Nom. Sing. neben der regulären starken Form Raning.

Der etymologische Sinn des Namens ist ein sehr auszeichnender und kriegerischer. An die nordische Göttin Rân (aus Rahana contrahirt) kann schon darum nicht gedacht werden, weil das a in den deutschen Namen immer kurz ist. Vielmehr ist Raning eine patronymische Ableitung von Rano, dessen ursprüngliche Bedeutung uns die altnordische Sprache erhalten hat; in ihr bezeichnet rani den Schnabel der alten keilförmigen Schlachtordnung, welche nach dem spitzen Eberkopf svînfylking zubenannt wurde. Hier an der Spitze der Schlachtordnung war aber nach feststehenden Nachrichten der Platz der Edelinge und Anführer, denen dann, geschlechterweise geordnet, die übrigen Krieger folgten. Und so konnten die vorn stehenden wohl „Raninge" genannt werden, ebenso gut wie etwa von her „das Heer, die Schaar", der Hering als derjenige, der in einer grossen Schaar sich aufzuhalten pflegt.

In den Zügen der Völkerwanderung muss ein Mitglied dieses alten semnonischen Geschlechtes von Müncheberg an den Golf von Venedig gekommen sein, wir wissen nicht, bei welcher Gelegenheit und mit welchen Gefährten. Aber er bewahrte noch treu die alten Traditionen seines Geschlechtes, wenn er sich hier ein ganz ähnliches Schmuckstück anfertigen liess, wie es einst seine Vorfahren im Norden besessen. Es macht in der That ganz den Eindruck eines Familienwappens; von all den merkwürdigen Ornamenten kehrt nur ein einziges nicht wieder, — die Peitsche, vermuthlich, weil das in der alten suebischen Heimath noch lebenskräftige Symbol hier im Süden nicht mehr seine volle Bedeutung bewahren konnte. —

Hr. Virchow: Es ist mir in der Zwischenzeit noch ein Brief des Herrn Undset aus Venedig, 8. November zugegangen, der mich bestimmt hatte, die Mittheilung zurückzuhalten. Hr. Undset schreibt, dass ihm, nachdem er die beinahe völlige Uebereinstimmung der Inschrift mit der Müncheberger erfahren, Zweifel aufgestiegen seien, ob es sich nicht doch möglicherweise um eine moderne Nachbildung handeln könne. Inzwischen scheint mir aus der Gesammtheit der vorliegenden Thatsachen hervorzugehen, dass nur eine ganz absichtliche Fälschung möglich sein könnte; gegen die Annahme einer solchen sprechen jedoch so viele innere und äussere Gründe, die ich aus Achtung vor den betheiligten Personen nicht erst auseinandersetzen will, dass ich mich entschlossen habe, die öffentliche Mittheilung auf meine Verantwortung zu wagen. —

Hr. Voss: Zu dem Triquetrum auf der Müncheberger Lanzenspitze, abgebildet bei Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde 1880 u. Katalog der präh. Ausstellung 1880, Supplem. S. 11, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass an dem sehr reich mit Bronze beschlagenen Wagen, welcher vor

wenigen Jahren in Dänemark in einem Torfmoor gefunden wurde und sich jetzt im Museum zu Kopenhagen befindet, ein noch etwas schwungvoller ausgeführtes Triquetrum, ebenfalls mit je 3 Punkten an dem Ende der einzelnen Schenkel verziert, auf einem Bronzebeschlagstück des Wagens eingravirt ist. Es ist wohl anzunehmen, dass beide Zeichen dieselbe symbolische Bedeutung haben.

(11) Hr. W. Schwartz berichtet über einige kulturhistorische Beobachtungen, welche er bei seinem letzten Sommeraufenthalt in Friedrichsroda gemacht. Während er in früheren Jahren in Flinsberg den sogen. kyklopischen Steinbau in seinen primitivsten Formen habe studieren können[1]), sei ihm diesmal in dem tannenreichen Thüringen eine volksthümliche, aber höchst entwickelte Holzbaukunst entgegengetreten, deren Formenreichtum in den Verzierungen ihn besonders interessirt habe. Sei diese Verschiedenheit durch die lokalen Verhältnisse bedingt, so zeige sich in beiden Fällen andrerseits, wie eben durch die betr. Bedingungen und des Lebens Nothverhältnisse innerhalb derselben sich menschliche Kunstfertigkeit ganz naturgemäss mit der Zeit in einer gewissen Vollendung mit dem vorhandenen Material entwickle, — ein Moment, welches auch bei der Frage über die Bearbeitung der Metalle mehr, als gewöhnlich geschähe, berücksichtigt werden sollte.

Speciell habe ihn dann noch die Art des Steinklopfens für die Chausseen interessirt, welche dort stehend verrichtet werde, während in der Mark die Steinklopfer dabei gewöhnlich knieten. Hätten diese dann einen kurzen gewöhnlichen Hammer, so gebrauche man dort einen über ein Meter langen mit einem eisernen Schlägel in Form der alten prähistorischen Steinhämmer von 9 *cm* Länge, mit dem Bohrloch in der Mitte und einem Stiel von einer jungen frischen Tanne. Der Hammer werde, wie man beim Mähen die Sense fasse, mit beiden Händen gefasst und dabei eine auffallende Gewandtheit und Sicherheit beim Schlagen entwickelt. Hr. Schwartz legte ein solches Exemplar vor, und wies auf die eigenthümliche, einfache Befestigung des Schlägels durch ein paar kleine Holzkeile, die oben in den Stiel hineingetrieben sind, hin, sowie auch auf die Schwungkraft, welche die frische, zähe Tanne gebe, die allerdings nach Angabe eines Arbeiters nur etwa 8 Wochen vorhalte. Dächte man sich übrigens einen derartigen Stiel bei einem prähistorischen Steinhammer und diesen dann als Waffe benutzt, so wäre es eine höchst gefährliche, zwischen Hammer und Schleuder zwischeninne stehende.

(12) Hr. Max Bartels zeigt

russische Ostereier.

Das Osterfest ist bekanntlich das höchste Fest der Russen und hierbei spielen die Ostereier eine viel grössere Rolle als bei uns. Ich lege Ihnen hier einige Ostereier vor, welche mir mein Bruder Fritz Bartels, landwirthschaftlicher Administrator der Herrschaft Kowalowka bei Nemirow in Podolien zugeschickt hat. Sie sind von den dortigen Tagelöhnern gearbeitet worden. Die Herstellung dieser Ostereier wird mir von meiner Schwägerin als sehr schwierig bezeichnet. Mit Hülfe einer feinen Blechröhre werden mit geschmolzenem Wachs aus freier Hand diejenigen Ornamente aufgezeichnet, welche weiss bleiben sollen. Darauf wird das Ei (es handelt sich um natürliche Hühnereier) roth gefärt. Nun werden wieder die Partien in derselben Weise mit flüssigem Wachs überzogen, welche man roth zu behalten wünscht, und darauf wird das Ei schwarz gefärbt. Nachdem das Wachs entfernt

1) Vergl. Schwartz, Prähist. Studien 1883 S. 360 ff.

ist, hat man auf schwarzem Grunde rothe und weisse Verzierungen; auch gelbe kommen noch bisweilen vor. Ich lege Ihnen diese Dinge vor als einen erneuten Beweis, dass eine im Ganzen doch auf ziemlich niederer Culturstufe stehende Bevölkerung dennoch eine grosse Fertigkeit und ein hervorragendes Geschick in der Erfindung sowohl, als auch in der Ausführung geschmackvoller Ornamente besitzen kann. Eines der Eier zeigt ganz deutlich das Hakenkreuz.[1])

(13) Hr. Capt. Jacobsen berichtet, unter Vorlegung ethnologischer Gegenstände, über seine

Reise nach der Nordwestküste von Amerika.

Mit dem Berliner Hilfs-Comité für Vermehrung der ethnologischen Sammlungen der Königlichen Museen in Berlin schloss ich am 27. Juli 1881 einen Vertrag, worin ich mich verpflichtete, die mir von der Verwaltung der Ethnologischen Abtheilung der Königlichen Museen angewiesenen Reisen behufs Sammlung von ethnologischen Gegenständen mit den mir vom Hilfs-Comité zur Verfügung gestellten Mitteln zu unternehmen.

Als mein erstes Reiseziel wurde mir von der Verwaltung der ethnologischen Abtheilung die Nordwestküste Amerika's bezeichnet. Ich begab mich Ausgangs Juli 1881 nach Hamburg, um mich daselbst mit dem Dampfer Austria am 31. Juli nach New-York einzuschiffen, welches ich nach einer 17tägigen Fahrt am 17. August erreichte, fuhr mit der Pacific-Bahn nach San Francisco und traf hier am 26. August ein. Am 30. August schiffte ich mich mit dem Dampfer Dacota nach Victoria (Vancouver Island) ein und erreichte diesen Ort am 2. September. Meine Absicht, mit einem Indianer-Canoe nach Queen Charlotte Island zu gehen, wurde dadurch vereitelt, dass augenblicklich keine derartige Gelegenheit vorhanden war. Ich nahm daher Veranlassung, die Indianer-Reservation bei Sonish zu besuchen. Es existiren hier nicht viele ethnologische Gegenstände von Werth, und konnte ich sonach nur einige Kleinigkeiten erwerben. Nach meiner Rückkehr nach Victoria bot sich mir Gelegenheit, von einem Indianerstamme der Westküste Vancouvers einige Sachen, meistentheils Flechtwerk, wie Körbe und kleinere Hausgeräthe zu kaufen. Am Sonnabend, den 10. September, glückte es mir, mit einem alten Dampfer, der Hudson Bay Cie. gehörig, die Ostküste von Vancouver hinaufzugehen. Wir legten am 11. in Departure Bay an, wo Kohlen eingenommen wurden, und fuhren dann weiter bis Alert-Bay. Unter den daselbst wohnenden Nimpis-Indianern acquirirte ich verschiedene Gegenstände, als Masken, ein hölzernes Götzenbild, Tanz- (Ceremonien-) Ratteln, sowie auch allerlei Hausgeräthe aus Holz und Flechtwerk. Am 13. Septbr. langten wir in Bella-Bella an, wo besonders hübsche hölzerne Schnitzereien angefertigt werden. Es gelang mir, u. a. Tanzmasken und einen sehr seltenen Häuptlings-Ceremonienstab zu erwerben, ich machte ausserdem noch Bestellungen auf ein Canoe und auf einen Häuptlingsthron, bekam auch einige Musik-Instrumente zu kaufen. Am selben Tage (13.) legten wir noch bei einem Indianerdorfe an, von

1) Nach der Sitzung machte mich Hr. Dr. Jagor darauf aufmerksam, dass er ähnliche Eier aus Rumänien mitgebracht habe. Hr. Sintenis hat solche Eier in Griechenland, Hr. Prof. Ascherson und Hr. v. Schulenburg haben ähnliche in der Wendei angetroffen. Hr. Jagor giebt noch an, dass die vornehmen malayischen Damen sich eines ganz ähnlichen Verfahrens der Färbung und Ornamentirung bei der Herstellung ihrer Kattungewänder bedienen. Er hat Proben von den verschiedenen Stadien der Bearbeitung und auch ein kleines, einer Miniatur-Theekanne ähnliches Geräth aus Kupferblech mitgebracht, mit dessen Hülfe die Wachsornamente gezeichnet werden.

den Weissen Chinamanshat darum genannt, weil der in der Nähe des Dorfes befindliche Felsen eine grosse Aehnlichkeit mit einem chinesischen Hut hat. Hier sah ich bei einer Häuptlingsfrau den grössten Lippenpflock, den ich je wahrgenommen habe, er war 3 Zoll lang und 2 Zoll breit. Ich erwarb einige dieser Lippenpflöcke, sowie einige andere Hausgeräthe aus Holz.

Am 14. fuhren wir ohne irgendwo anzulegen zwischen einer grossen Anzahl dicht bewaldeter Inselgruppen und langten um 10 Uhr Abends in Fort Essington, am Skinar River gelegen, an. In der Umgegend wohnen die Chimsian-Indianer, welche den Haida-Indianern in der Verfertigung von Holzschnitzereien gleich stehen. Die Chimsian-Indianer bewohnen folgende Dörfer: Fort Essington, Matlacatla, Fort Simpson und Kitkatla. Wie mir mitgetheilt wurde, bewohnen diese Indianer im Innern noch verschiedene andere Dörfer, die ich jedoch nicht besucht habe. In Fort Essington machte ich durch die Hilfe des daselbst wohnenden Traders Cunningham verschiedene gute Einkäufe an Tanzmasken, Tanztrachten, einigen Medizinmann-Verzierungen, verschiedenen Alterthümern in Stein, alten Aexten, Messern etc. Ich hielt mich hier bis zum 19. September auf, miethete an diesem Tage 4 Chimsian-Indianer mit einem grossen Canoe und landete Abends spät in Kitkatla. Dort verbrachte ich den ganzen 20., kaufte verschiedene Tanzmasken und eine alte Streitaxt von Knochen mit wunderbar schönen Schnitzereien. Dieselbe wurde viele Generationen hindurch von den Besitzern aufbewahrt.

Am 21. fuhr ich von Kitkatla ab und besuchte die kleine unbewohnte Insel Bonilla, wo ich durch einen starken Sturm 4 Tage lang aufgehalten wurde. Am 25. Morgens 3 Uhr gelang es mir abzukommen und ich erreichte das geradeüber in einer Entfernung von 50 engl. Meilen liegende Queen Charlotte Island bei Cap Chroustscheff, woselbst ich übernachtete. Am 26. machte ich in Skidegate Station und besuchte daselbst das erste Haidadorf Goldharbour, wo ich verschiedene Einkäufe machte. In Begleitung eines Indianers als Dolmetscher ging ich mit einem kleinen, einer Oil Co. gehörenden Dampfer, der in Skidegate stationirt und auf welchem ich mein Canoe unterbrachte, herunter nach Camchewas Dorf, von da am 28. weiter nach Skidans und langte Abends spät in Clou an, einem der grössten Dörfer auf Queen Charlotte Island. Ich machte hier verschiedene Einkäufe von ethnologischen Gegenständen, ging am 29. wieder nach Skidans zurück, erwarb auch hier einige Sachen und ging dann nach Camchewas weiter, woselbst ich am 30. eintraf. Am 1. Oktober fuhr ich zurück und langte Abends wieder in Skidegate au. Ich verblieb hier bis zum 4. Oktober, indem ich verschiedene Gegenstände einkaufte, steinerne und silberne Schnitzereien, hölzerne Masken und Tanzschmucksachen. Am 5. traf hier der Hudson Bay Dampfer Outter an, auf dem ich mich einschiffte und am 6. Masset am Dixon Entrance erreichte. Hier glückte es mir, einen grossen Pfahl und einige andere Sachen einzukaufen.

Wegen der vorgerückten Jahreszeit war ich genöthigt umzukehren. Wir gingen von Masset am 7. Oktober nach Fort Simpson und Matlakatla, am 8. nach Bella-Bella, und trafen am 9. in Fort Rupert am Nordenge von Vancouver Island ein. Am 10. charterte ich eine kleine Sloup, erhielt einen sehr guten Dolmetscher und langte am 11. in Noute auf Hope Island an. Hier gelaug es mir, von den Hametza (einer Kaste unter den Indianern, die noch Kannibalen sind) sehr seltene Masken, Blanquets, Hüte aus Cedernrinde und Mäntel zu erwerhen, auch Fisch- und Jagdgeräthe. Ich segelte noch am selben Tage (11.) wieder ab, und erreichte am 12. Alert Bay, wo ich noch einige Einkäufe machte. Am 13. kam ich in Mameklika auf Knight Island gelegen, an. Hier waren bis jetzt noch nie Weisse gewesen, weshalb es mir möglich war, viele Einkäufe zu machen. Am 14. fuhr ich wieder

ab und langte am 15. im Indianerdorfe Kweka an, wo ich ebenfalls ethnologische Gegenstände erwerben konnte. Es wurden hier gerade grosse Feste gefeiert. Am 16. fuhr ioh wieder nach Fort Rupert zurück und blieb hier bis zum 19. Ich engagirte einen andern Dolmetscher, ging über Land nach Quatsino Sound an der Westküste von Vancouver, besuchte die zwei dort gelegenen Dörfer, kaufte manche seltene Sachen ein und langte am 24. wieder in Fort Rupert an. Am 31. Octbr. schiffte ich mich auf dem Dampfer Princess Louise ein und erreichte Victoria am 1. November. Ich beuutzte meinen Aufenthalt hier, um die bis jetzt erworbenen Gegenstände zu verpacken und nach Europa zu verschiffen.

Meinen früher gefassten Entschluss, die Westküste von Vancouver Island zu besuchen, führte ich nunmehr aus, indem ich mich am 11. November auf einem kleinen Schooner einschiffte; ich langte am 15. in Barclay Sound an. Hier besuchte ioh die sämmtlichen Indianerdörfer, ging den Alberni-Canal hinauf und besichtigte die daselbst befindlichen zwei Indianerdörfer. In Alberni kaufte ich eine knöcherne Keule, welche ganz den Keulen gleicht, die die Maori in Neu-Seeland benutzen. Am 21. fuhr ich von Alberni-Canal ab, besuchte während der Fahrt die an dem nördlichen Ufer gelegenen Dörfer und langte am 24. in Clayoquot Sound an. Hier war es sehr schwierig, wegen der herrschenden Winterstürme Mannschaften zu engagiren. Nachdem mir dies endlich im Dorfe Ahauset gelungen war, fuhr ich nach Hesquiat, wo ich am 28. eintraf, machte hier verschiedene Einkäufe, engagirte neue Mannschaft und langte am 2. December Abends 10 Uhr in Kynquot Sound an. Ich besuchte die hier gelegenen 6 Dörfer und begab mich am 7. December auf den Rückweg nach Victoria. Am selben Tage erreichte ich Esperanza Island, wo mir während der Nacht die ganze Mannschaft weglief. Ich war hierdurch gezwungen, nach dem nächsten Dorf zu gehen, bekam dort am 11. neue Mannschaft, landete Abends spät in Nootka Sound und reiste am 12. wieder ab. Am Nachmittage überfiel uns ein fürchterlicher Sturm, welcher uns beinahe zur See abtrieb; es gelang mir jedoch nach den grössten Anstrengungen, in der Nacht am Estevan Pt. zu landen und blieben wir hier bis zum 16. liegen. Im Dorfe Hesquiat, wo wir anlegten, war es mir unmöglich, wegen der bereits sehr vorgerückten Jahreszeit und der vielen starken Stürme neue Mannschaft zu engagiren. Zu meinem Glück langte am 23. ein Schooner aus Victoria an, welcher die Bestimmung hatte, nach Kynquot Sound zu segeln. Der Schooner blieb bis zum 28. in Hesquiat liegen. An diesem Tage schiffte ich mich ein und erreichte Frendly Cowe am Nootka Sound. Hier hat Capitain Mares um 1776 einen Handelsposten errichtet, 1788 landete hier Capitain Cook. Der Capitain des Schooners, mit dem ich reiste, legte hier einen Handelsposten an, und benutzte ich die Gelegenheit, nach dem Guaquina-Arm zu reisen. Ich erreichte diesen Ort noch am 28. und kam am 31. wieder nach Frendly Cowe zurück. Hier blieb ich bis zum 6. Januar 1882, segelte dann nach Nuchatlitz Island, wo ich am 7. eintraf, nahm ein Indianer-Canoe, fuhr nach Ehatteseth, wo während der Nacht von den Eingeborenen ein grosses Fest, verbunden mit Maskentanz, gefeiert wurde, kaufte viele Sachen, namentlich Masken, und langte am 8. Januar wieder an Bord des Schooners an. Wir lichteten am Montag die Anker und erreichten noch an diesem Tage zum zweiten Male Kynquot Sound. Am 12. traten wir die Rückreise nach Victoria an, erreichten am 14. den Barclay Sound und trafen am 18. Januar wieder in Victoria ein. Ich blieb hier bis zum Februar, ordnete und verpackte die bis jetzt gewonnenen Gegenstände und expedirte dieselben mit einem Schiff der Hudson Bay Co. nach Europa.

Da ich während der kalten Jahreszeit in Vancouver Island nichts unternehmen konnte, so hatte ich mir vorgenommen, während der Wintermonate nach Arizona

zu geben, um dort zu sammeln. Ich machte mich am 1. Februar 1882 nach Catuma auf, langte hier am selben Tage an, reiste am 2. Morgens 8 Uhr weiter nach Calama und traf Abends in Portland, Oregon ein. Ich verliess Portland am 4. und erreichte San Francisco am 7. Hier erhielt ich von Europa aus Depechen des Inhalts, mich wiederum nach Vancouver Island zu begeben. Ich schiffte mich deshalb am 20. auf einem Dampfer ein und langte am 23. wieder in Victoria an. Hier war ich bis zum 1. März mit den Reisevorbereitungen beschäftigt. An diesem Tage ging ich nach Fort Rupert ab, wo ich am 3. Morgens eintraf. Ich miethete hier eine Sloop mit Mannschaft, um nach Quatsino Sound, Westküste, zu segeln. Am 8. fuhr ich von Fort Rupert fort, langte am 9. in Hope Island an und erreichte Quatsino Sound am 11. März. Ich machte hier bis zum 1. April Sammlungen, und erreichte am 4. wieder Fort Rupert, verpackte hier die eingekauften Sachen und kehrte mit denselben am 15. nach Victoria zurück, wo ich am 17. wieder eintraf. Mein Aufenthalt hier währte bis zum 2. Mai, während welcher Zeit ich die sämmtlichen Sachen nach Europa expedirte.

Am 2. Mai begab ich mich mit einem Dampfer nach Cuwichen, engagirte hier Indianer, ging den Golf of Georgia hinauf, besuchte die grösseren Indianerdörfer und legte am 6. in Nanaimo an, verliess diesen Ort am 9. und erreichte am 10. Abends Cap Comux. Ich besuchte sowohl hier wie in Bute Island, wohin ich am 12. abreiste, mehrere Indianerdörfer, eines derselben auf Malaspina Island. Auf dem Rückweg fuhr ich die Küste herunter bis zum Howe Sound, setzte hinüber nach Nanaimo und fuhr von dort zurück nach Victoria, wo ich am 17. wieder eintraf. Die Indianer in verschiedenen Gegenden am Georgia Golf sind bereits soweit von der Kultur beleckt, dass ich nur wenige Alterthümer sammeln konnte.

Während meiner Abwesenheit von Victoria waren aus Europa Depechen für mich eingetroffen, die mich beorderten, sofort nach Nord-Alaska zu gehen. Ich benutzte die Zeit meines Aufenthalts hier, um die gesammelten Gegenstände zu ordnen, zu verpacken und nach Europa zu verschiffen, fuhr dann, da es von Victoria aus keine Gelegenheit nach Nord-Alaska giebt, am 20. Mai nach San Francisco, woselbst ich am 23. eintraf. Leider musste ich hier bis zum 13. Juni warten, ehe ein Schiff die Reise nach St. Michael antrat, begab mich dann an diesem Tage an Bord eines Schooners, langte am Sonntag den 16. Juli in Unalaska an, ging am 18. weiter und traf in St. Michael am 25. Juli ein. Hier kaufte ich ein grosses Eskimoboot, ein sogenanntes Umiak, verliess St. Michael am 3. August und erreichte am 5. die Mündung des Yukon River. Ich fuhr nunmehr diesen Fluss ununterbrochen etwa 900 engl. Meilen weit bis zur Mündung des Tannana River hinauf und langte daselbst am 27. an, machte die nöthigen Vorbereitungen, den Fluss entlang wieder zurückzukehren und begann die Rückreise bereits am 29. Nun besuchte ich sämmtliche Dörfer bis zur Mündung des Yukon River, sammelte viele prähistorische Gegenstände sowohl in Stein wie in Mammuthknochen und erwarb auch ein Paar Mumien und Köpfe. Ich muss hierbei erwähnen, dass die Bewohner des unteren Yukon, welche zum Eskimostamme gehören, sehr schöne Tanzmasken besitzen, von denen ich viele acquirirte. Leider hatte ich das Unglück, dass mir zweimal mein Boot infolge von heftigen Stürmen mit Wasser angefüllt wurde, wodurch ich viele Sachen verlor, u. a. meinen Revolver und mein Rifle. Am 19. September traf ich wieder in St. Michael ein, trocknete, ordnete und verpackte die erworbenen Sachen, womit ich bis zum 10. Oktober fertig wurde, und übergab dieselben dann der Alaska Co. zur Weiterbeförderung.

Meine Absicht war jetzt, von St. Michael aus nach dem Norden vorzudringen. Ich versah mich mit allem Nöthigen, kaufte Hunde und Schlitten und trat meine Reise am 15. Oktober an. Ich ging fortwährend die Küste entlang bis zur Norton

Bay, wo ich eine Station anlegte. Das Wetter wurde jetzt dermaassen ungünstig, es fiel in grossen Massen Schnee, der nicht trocken war, dass es mir rein unmöglich wurde, weiter nordwärts vorzudringen. Ich versuchte deshalb nach Westen vorwärtszukommen und rüstete zu dem Zweck eine Expedition aus über die Golownin Bay nach Cap Prince of Wales. Ich verliess Norton Bay am 16. November und folgte der Küste bis Newiarsnarlok. Da die Bay sich hier leider vollständig eisfrei zeigte, so war ich gezwungen, meinen Weg über das Gebirge zu nehmen. Hier entdeckte ich in ungefähr 64° 15′ nörd. Br. und 162° 30′ westl. L. eine heisse Quelle, von der mir schon vorher die Eskimo's erzählt hatten, welche ich Lake Bastian nannte. Nach einer höchst mühseligen 4tägigen Reise über das Gebirge, auf welcher uns u. a. auch das Futter für die Hunde ausging, und während der wir uns mit wenigen getrockneten Fischen begnügen mussten, erreichten wir am 21. Abends völlig erschöpft Singrak. Hier haben sich fünf Amerikaner niedergelassen, die einige von ihnen entdeckte Blei- und Silberminen mit Erfolg ausbeuten. Wir wurden von den Besitzern freundlich aufgenommen und sehr gut verpflegt. Ich machte von hier aus einen Abstecher über die Golownin Bay nach Iguitok, wo gerade ein grosses Fest zur Erinnerung an die im abgelaufenen Jahre Verstorbenen gefeiert wurde, welches 5 Tage andauerte und wobei von Seiten der Anverwandten der Verstorbenen viele Geschenke an alle Anwesenden verabfolgt wurden. Hier engagirte ich mir einen guten Führer für meine Reise nach Cap Prince of Wales, der zufällig dort zu Hause war, und kehrte am 24. nach Singrak zurück. Am 25. früh trat ich nun die Weiterreise an, traf am 26. in Eratlewik ein und ging bis zum 1. December über das Gebirge. Hierbei hatten wir durch die grosse Kälte sehr viel zu leiden. Am 1. December traf ich in Kawiarsak ein, kaufte von den dortigen Einwohnern verschiedene Curiositäten und setzte die Reise am 4. fort. Wir besuchten mehrere Dörfer, bis wir in die Nähe von Cap Prince of Wales anlangten. Leider zeigte sich hier kein Eis, so dass ich persönlich nicht weiter vordringen konnte, da auch das Gebirge mit den Schlitten unmöglich zu überschreiten war. Ich schickte deshalb einen Mann ab, um für mich Gegenstände zu erwerben, und, nachdem derselbe am 6., versehen mit verschiedenen Sachen, bei mir wieder eingetroffen war, trat ich meine Rückreise am 8. Decbr. an. Ich schlug zurück denselben Weg ein, den ich auf meiner Hinreise genommen hatte, und traf am 18. wieder in Singrak ein, woselbst ich von den Amerikanern wieder sehr gut aufgenommen und auf's Beste verpflegt wurde, was mir sehr nöthig war, da mich die höchst beschwerliche Reise, namentlich der grosse Frost, sehr mitgenommen hatten. Nach einem 4tägigen Aufenthalt brach ich am 22. Decbr. mit frischen Kräften wieder auf, um nach Norton Bay zurückzukehren. Auf dieser Tour hatte ich das Unglück, dass ich mit dem Schlitten auf dem Eise einbrach, wobei mir leider viele Sachen verloren gingen. Am 26. langte ich in meiner Station in Norton Bay an, verblieb hier einige Zeit, um mir und den Hunden die uns nöthige Erholung zu gönnen, und machte den Plan, von hier aus nach dem Kotzebue Sound vorzudringen, wo noch viele Nephritsteine vorhanden sein sollen.

Ich verliess Norton Bay am 13. Januar 1883, fuhr den Koyuk-River ungefähr 30 Meilen weit hinauf, ging über eine Bergkette und entdeckte einen von den Weissen noch nie gesehenen Fluss, welcher von den Eingeborenen Unalitschok genannt wird, und der in den Kangek- (nicht Kunguk-) River mündet. Bis zu dieser Stelle haben wir noch Nadelhölzer angetroffen. Der ganze Landstrich von Norton-Bay bis zur Mündung des Kangek in den Kotzebue Sound ist unbewohnbar und bisher noch von keinem Weissen betreten worden. Wir langten an der Mündung des Kangek River am 29. Januar an, setzten am 1. und 2 Februar über die Hottam-

Halbinsel und erreichten den Sellawik River am 3. Februar. Hier bekamen wir zum ersten Mal eine Menge von Fischen, meistentheils Häringe, zum Futter für die Hunde. Wir verweilten 3 Tage, während deren wir sämmtliche Dörfer der am Sellawik River wohnenden Eskimo's besuchten, wobei ich hübsche Sachen in Nephrit, sowie auch andere steinerne Schmuckgegenstände sammelte. Am 8. Februar traten wir unsere Rückreise an und erreichten unsere Station an der Norton-Bay am 20., gingen am 22. weiter und trafen den 26. in St. Michael, Handelsposten der Alaska Commercial Co., wieder ein, wo ich mich wieder unter Weissen befand. Ich hielt mich hier bis zum 18. März auf und beschäftigte mich während dieser Zeit mit dem Ordnen und Verpacken der sämmtlichen gesammelten Gegenstände, damit dieselben mit den übrigen, schon im Depot befindlichen mit erster Gelegenheit nach Europa geschickt werden könnten.

Mein nächster Reiseplan war jetzt, über den Yukon, Kuskoquim und Nushagek River und über die Halbinsel von Alaska nach Cook Inlet zu gehen. Ich brach am 18. März mit 3 Schlitten auf, erreichte am 29. Andriewskoy am Yukon River, wo ich mir neue Hunde und einen anderen Führer nahm, ging am Montag den 2. April weiter quer über die Tundra gegen die Westküste bei Cap Vancouver zu und traf daselbst am 5. April Abends ein. Die Gegend zwischen dem Yukon und Kuskoquim River ist von Eskimo's dicht bevölkert, und machte ich daselbst Einkäufe von seltenen Arbeiten in Stein und Knochen. Ich fand hier die Angabe des Reisenden Nielsen bestätigt, wonach der Yukon River einen Ausfluss nach der Vancouver Bay hat. Vom 6. ab verfolgte ich die Küste von Cap Awinoff bis zur Mündung des Kuskoquim River, ging diesen Fluss an seinem linken Ufer 150 Meilen weit hinauf, und langte am 15. April in Mamtratlaremuten an, wo ich meine Leute vom Yukon River ablohnte, und neue engagirte, auch frische Hunde nahm. Ich hielt mich hier 3 Tage auf, verpackte die gesammelten Sachen, trat am 18 die Rückreise auf dem rechten Ufer an und erreichte das Dorf Kwinnekoarremuten am 20. April. Da das Eis an der Küste bereits aufgebrochen war, so musste ich meinen Weg über Land fortsetzen. Ich trat meinen Marsch am 20. an, ging den Agalik River eine Tagesreise weit hinauf, schlug dann den Weg über das Gebirge ein und erreichte den Toreak River am 24. Abends. Diese Reise war dadurch eine äusserst beschwerliche, dass wir uns und die Schlitten mühsam und unter Aufbietung aller Kräfte die steilen Felswände hinauf- und wieder herunterarbeiten mussten. Da sämmtliche Flüsse bereits wieder eisfrei waren, so war ich genöthigt Schlitten und Hunde zurückzulassen und meine Weiterreise per Kajaks (kleine Fellböte) fortzusetzen. Ich erreichte Cap Constantin am Abend des 29. und traf in Fort Alexander am Nushagak River am 1. Mai wohlbehalten ein. Die Alaska Commercial Co. hat hier einen Handelsposten, dem ich die sämmtlichen auf dieser Reise gesammelten Gegenstände, wohl geordnet und verpackt, zur Weiterbeförderung übergab. Es hielt für mich äusserst schwer, Mannschaften zu engagiren, noch schwerer aber, die nöthigen Böte zu erhalten, und musste ich daher bis zum 18. Mai hier bleiben, ehe es mir gelang, mich mit Allem zu versehen. An diesem Tage verliess ich Fort Alexander, verfolgte die Küste von der Bristol Bay bis zum Kwichak River, ging diesen Fluss hinauf, durchfuhr den Iliamna Lake von Westen nach Osten, fuhr in den Nusdktoligno River ein und landete am 4. Juni an dem Handelsposten gleiches Namens. Ich entlohnte meine Leute und ging am 5. über die Bergkette bis nach Cook Inlet an der Iliamna Bay herunter, das ich Abends erreichte. Es gelang mir hier, neue Mannschaften, sowie 2 Fellböte zu engagiren. Wir fuhren die Küste von Cook Inlet entlang bis zum Dorf Thajonak, wo ich am 11. eintraf

Am 13. setzten wir über Cook Inlet und erreichten am Morgen d. 14. Fort Kenai. Hier verpackte ich die gewonnenen Gegenstände und fuhr dann am 16, mit neuer Mannschaft versehen, die Nordküste von Kenai Halbinsel entlang bis Fort Alexander, das ich am 21. erreichte. Mein Vorhaben, nach der Insel Kadiak überzusetzen, wurde dadurch vereitelt, dass es mir unmöglich war, Mannschaften zu gewinnen. Ich ging deshalb erst den Kachekmak Golf hinauf und nahm bei dem alten Indianerdorf Kardanak Ausgrabungen vor, die von Erfolg waren, kehrte darauf wieder nach Fort Alexander zurück und traf hier am 1. Juli ein. Endlich am 7. Juli bot sich mir eine günstige Gelegenheit, nach Kadiak überzufahren. Ich erreichte die Insel am 9. und charterte hier einen Schooner, um nach Prince William Sound zu segeln. Ich fuhr am 13. Juli von Kardiak ab und erreichte Kinega, am Sound gelegen, am 19. Ich sammelte auf den Inseln Kinega und Knight verschiedene Mumien und Köpfe, machte auch unter den Eskimo's gute Einkäufe, fuhr dann weiter bis Nutzik, einem Eskimodorfe, wo ich am 23. eintraf, verliess dasselbe am 27. und traf am 28. in dem Indianerdorfe Iggiak ein. Von hier aus fuhr ich am 29. nach dem Dorfe Alaganak, wo ich sehr hübsche Einkäufe machen konnte. Die hiesigen Indianerstämme haben viele Sachen, welche denen der Haida- und Chimsian-Indianer ähneln; sie sind wahrscheinlich mit den letztgenannten verwandt. Am 30. schiffte ich mich wieder ein und langte am 2. August an Cap Martin an. Hier hielt ich mich eine ganze Woche lang auf, und sammelte unter den Yukatas-Indianern verschiedene Sachen. Wegen widriger Winde und starker Stürme war ich leider gezwungen, von meinem Vorhaben, nach Sitka zu gehen, abzustehen, wozu auch noch der traurige Umstand hinzukam, dass unser Proviant ausging. Ich musste daher am 11. August meine Rückreise nach Kadiak antreten, welche Insel ich nach einigen kleinen Abweichungen am 18. wieder erreichte. Hier erhielt ich die Nachricht, dass in den nächsten Tagen ein Schiff von Cook Inlet nach San Francisco gehen würde, und da ich nunmehr meine Sammlungen in Alaska beendet hatte, so entschloss ich mich, diese Schiffsgelegenheit zu benutzen. Ich fuhr in einem Schooner von Kadiak nach Kenai und traf daselbst am 22. ein. Das betreffende Schiff war bereits angelangt, ich erhielt einen Platz, und wir verliessen die Halbinsel am Abend des 28. August. Es erhoben sich nach unserer Abfahrt leider äusserst heftige Gegenwinde, so dass wir die Strecke bis Barren-Island in 7 Tagen zurücklegten, während die Fahrt bei günstigem Wetter nur einen Tag dauert. Am 23. September langte ich endlich in San Francisco wohlbehalten an.

Ich fand bei meiner Ankunft bereits Ordre vor, auf meiner Rückreise Arizona zu besuchen, um auch dort noch Sammlungen zu machen. Ich verliess demgemäss San Francisco, nachdem ich zuvor sämmtliche eingetroffenen Sachen wohl verpackt, gehörig geordnet und dann zur Weiterbeförderung nach Europa übergeben hatte, am 11. Oktober und reiste auf der Süd-Pacific-Bahn nach Fort Yuma in Arizona, wo ich am Freitag den 12. Oktober eintraf. Ich besuchte hier die Indianer-Reservationen am 13. und 14., machte verschiedene Einkäufe, setzte am 14. meine Rückreise fort, traf am andern Morgen in Maricupa ein, besuchte 3 Tage hindurch verschiedene Dörfer der Pimus- und Maricupas-Indianer, sammelte zu meiner Zufriedenheit manche Gegenstände, besichtigte auch die Stadt Phönix, in der ich von einem Amerikaner einzelne Sachen erwarb, kehrte dann nach Maricupa zurück und fuhr von dort mit der Bahn am 19. nach Tucon. Ich besuchte noch die dort ansässigen Papajus-Indianer auf einen Tag und fuhr dann direkt nach Washington. Von hier gelangte ich über New-York nach Hamburg und traf am 23. Novbr. 1883 wohlbehalten in Berlin ein.

(14) Hr. Hartwich macht Mittheilung über

vermuthlich wendische Funde bei Tangermünde.

Im Laufe dieses Sommers wurde auf dem Grundstück der Tangermünder Zucker-Raffinerie eine grössere Strecke planirt, bei welcher Gelegenheit eine ganze Anzahl von Urnen und einige andere Objekte zu Tage gefördert wurden. Leider standen die Gefässe ausserordentlich flach, so dass sie ohne Ausnahme bereits früher durch den Pflug mehr oder weniger zerstört waren. Sämmtliche Urnen, bei denen darauf geachtet wurde, standen in Steinen; von einer etwaigen Bedeckung, sei es durch Steine oder durch flache Gefässe fand sich keine Spur. An mehreren Stellen zeigten sich Anhäufungen von Steinen, die vielfach im Feuer gelegen hatten, und grössere Partien kohliger Erde, endlich wurde noch ein etwa faustgrosser Granitstein gefunden, der deutliche Spuren von Abnutzung zeigte. Ausserdem wurden Thier- und auch Menschenknochen in grosser Menge gefunden; da auf diesem Platz früher der Galgen gestanden, muss man sie wohl gerichteten Verbrechern und verscharrtem Vieh zuschreiben.

Die gesammelten Scherben, die ich hiermit vorlege, zeigen, dass mit einigen Ausnahmen die Gefässe sämmtlich sehr roh gearbeitet waren; aus den Ornamenten glaube ich schliessen zu dürfen, dass sie wendischen Ursprungs sind. Eines der gefundenen Bodenstücke ist durchbohrt; es ist das erste derartige Stück, welches ich gesehen, ich vermag daher nicht zu beurtheilen, ob die Durchbohrung eine ursprüngliche ist, doch glaube ich nach dem massenhaften Vorkommen von Steinen versichern zu dürfen, dass früher auf diesem Felde nicht nach Steinen gesucht wurde, bei welcher Gelegenheit das Loch vielleicht mit einem Visitireisen gemacht sein könnte. Der Inhalt wenigstens der einen Urne scheint aus zerkleinerten Knochen zu bestehen, eine Probe dieser Masse lege ich bei. Ferner wurde zwischen den Scherben eines zerbrochenen Gefässes ein zugespitzter Knochen gefunden, ausserdem eine eiserne Lanzenspitze, von welcher letzteren der Finder nicht mehr anzugeben vermochte, ob sie ebenfalls unter Scherben lag. Endlich fand sich ein Stück egbogenen Bronze- oder Kupferblechs, dessen Ursprung aber einigermassen zweifelhaft ist, denn als ich es fand, klebten Theilchen Dünger daran; möglicherweise ist es also mit diesem auf den Acker gebracht; andererseits kann es aber, da, wie erwähnt, alles sehr flach lag, auch beim Pflügen damit in Berührung gekommen sein.

Höchstens zwei Minuten südlich von dieser Fundstelle liegt hart am Elbufer das Dorf Calbau (auch Calbu, Calbuw, Calhuwe, Calebu, Calebow, Calebaw), welches wendischen Ursprungs ist. Die Einwohner haben ihre Nationalität lange, mindestens bis zum Ende des 15. Jahrhunderts bewahrt, was vielleicht darin seinen Grund hatte, dass sie in einem gewissen Schutzverhältnisse zur Burg Tangermünde standen. Nach Carls IV. Landbuch hatte jeder der Einwohner, die sich vom Fischfang nährten, am Weihnachtsabend 15 Neunaugen und am Sonnabend vor Ostern für 2 Pfennige Fische an die Burg abzuliefern, ausserdem hatten sie die Einwohner derselben unentgeltlich über die Elbe zu fahren, mussten das Holz für die Burgküche herbeischaffen und die Gemächer ausfegen, wofür ihnen Speise und Trank gereicht wurde. „Besonders müssen (sie) dem Amte mit dem Halse, so oft ihnen geboten wird und wozu man sie bedarf, gleich als eigene Leute dienen und Gehorsam leisten“ (Beckmann, Beschreibung der Mark Brandenburg).

Dagegen waren sie nicht nur von Abgaben frei, sondern erhielten sogar seit 1373 eine kleine Rente aus dem Tangermünder Zoll und 1377 Zollfreiheit bei Einführung ihrer Fischereigeräthe aus Brandenburg. 1465 wurde ihnen ausschliesslicher Gerichtsstand vor dem Dorfgerichte und vor dem Gerichte auf der Tanger-

münder Schlossbrücke (bis Ende des 14. Jahrhunderts das höchste Gericht in der Mark) gewährt.

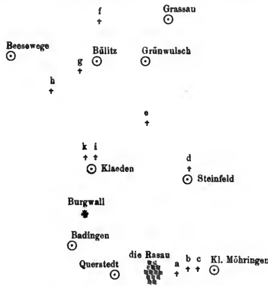
Bie 1792 besass Calbau keine Feldmark, sondern es waren den Einwohnern zwei Elbwerder zum Fischereibetriebe gegeben. Trotzdem heisst der bei Calbau gelegene Theil der Tangermünder Feldmark das „Calbau'sche Feld" und etwa bis Ende des 14. Jahrhunderts existirte neben dem Dorfe „wendisch Calbau" ein „deutsch Calbau". Götze (Geschichte der Burg Tangermünde) nimmt an, dass man den Wenden ihre Feldmark weggenommen und sie mit Deutschen besetzt hätte.

Wie ich glaube, haben wir in den vorgelegten Resten Spuren der alten Calbauschen Wenden vor uns. —

(15) Hr. Hartwich berichtet ferner über

Hünenbetten der Altmark.

Im Jahre 1881 (S. 220 d. Verh.) berichtete Hr. Virchow über eine grosse Anzahl von Hünenbetten im Kreise Salzwedel, welche nebst einigen im Magdeburgischen und Anhaltischen vorkommenden das östliche Ende einer zusammenhängenden Reihe ähnlicher Monumente darstellen, welche sich von der holländi-



schen Provinz Drenthe durch Hannover bis zur Elbe erstreckt. Da ich in diesem Sommer gelegentlich einer Excursion eine wenn auch weit geringere Anzahl solcher Monumente, welche die östliche Grenze dieser Reihe nicht unerheblich hinausrücken, kennen lernte, möchte ich mit einigen Worten die Aufmerksamkeit auf dieselben lenken. Diese Gräber, 7 an der Zahl, liegen im Kreise Stendal, östlich von Bismark.

Ich führe sie hier kurz auf und erwähne dabei zugleich ein paar andere interessante Punkte, die ich gesehen:

1. Zwischen Klaeden und Badingen einen Burgwall, östlich vom Wege. Die westliche Seite des Walles ist am höchsten, der Durchmesser beträgt 90 Schritt,

eine Erhöhung in der Mitte habe ich nicht bemerkt. Da ich nur einen Tag auf die Tour verwenden konnte und noch ein zweiter Marsch vor mir lag, wurde nicht gegraben.

2. Zwischen Querstedt und Kl. Möhringen befindet sich eine wüste, etwas moorige Gegend, die Rassau, die im Volke, als von Gespenstern bewohnt, arg verschrieen ist; vermuthlich ist es ein wüstes Dorf. Die Generalstabskarte von 1858 führt an dieser Stelle eine „Kirche Rassau" auf, deren letzte Reste sich noch jetzt in einem Gestrüpp am Wege befinden sollen.

3. Oestlich davon steigt der Heidberg nicht unbedeutend an, auf dem 3 Hügel gefunden wurden (a, b, c), die wohl künstlichen Ursprungs sind; sie zeichneten sich durch sehr regelmässige Form und eine Vertiefung auf der Spitze aus.

4. Nördlich davon, bei der Kirche des Dorfes Steinfeld liegt ein prächtiges, fast vollständig erhaltenes Hünenbette (d). Die Träger sind etwas auseinander gewichen, so dass die Deckplatten zwischen ihnen auf der Erde liegen. Diese eigentliche Grabkammer umschliesst ein zweiter Steinkreis; am Südende der Kammer liegt auf 3 Blöcken ein mächtiger flacher Stein, der beim Anschlagen einen hellen Ton von sich giebt: „der klingende Stein von Steinfeld." Daran schliesst sich eine 30—40 Schritte lange Allee von Steinblöcken, die auf das Grab zuführt. — Dieses Grab ist jetzt das einzige bei Steinfeld, früher sind sie zahlreicher gewesen. Beckmann (Beschreibung der Mark Brandenburg) führt ausser dem erwähnten (die Eigenthümlichkeit des klingenden Steines ist ihm bekannt) noch 2 grosse und eine Anzahl kleinerer Hünenbetten auf.

5. Das folgende (e) liegt vor dem Dorfe Grünwulsch in einem Gebüsch, es ist wie die folgenden von dem früheren Besitzer von Klaeden, Domherrn von Levetzow, geöffnet. Dieses und das nächste (f) bei Grassau habe ich nicht selbst gesehen.

6. Ein Hünenbett bei dem Dorfe Bülitz (g), von dem nur die Grabkammer und 7 Steine des äusseren Kreises erhalten sind. Am Grabe steht eine Steintafel mit folgender Inschrift: „Hünengrab | von 21 Steinen | möge auch zu ferneren Zeiten erhalten | bleiben | gehört dem Besitzer von Klaeden | und Darnewitz | weiland | Herrn C. L. W. A. Theodosius | von Levetzow | sic ben. den 29. Januar 1861 | Römer 15 v. 12 | Es wird sein die Wurzel Jesse und der auferstehen wird zu herrschen über die Heiden, auf den werden die Heiden hoffen." Aehnliche Tafeln sollen an den Gräbern von Grassau und Grünwulsch stehen. Beckmann bildet Taf. I Fig. 1 ein Grab ab, von dem ich nicht entscheiden kann, ob es dieses oder

7. ein anderes beim Dorf Besewege ist (h), von dem nur noch 2 Steine erhalten sind.

8. Ebenfalls bis auf wenige Reste zerstört sind 2 Gräber (i, k) in nächster Nähe des Dorfes Klaeden. Beckmann führt dort 3 an.

9. Da es wohl zur selben Gruppe gehörte, sei erwähnt, dass früher ein Grab zwischen Bellingen und Dabrenstedt lag, von dem jede Spur verschwunden ist. Es würde das am weitesten östlich gelegene gewesen sein.

Im Schlosse Klaeden befindet sich eine Anzahl von Alterthümern, die beim Oeffnen einzelner dieser Gräber gefunden sein sollen: Urnen, die eine mit Gruppen senkrecht verlaufender kurzer Linien, eine andere mit schräg über den Bauch gehenden flachen Wülsten, sodann mehrere ganz ohne Ornamente, ferner einige durchbohrte Steinhämmer, von denen mir einer dadurch auffiel, dass er an der Schneide sich verbreitert. Einige andere Sachen konnten mir wegen Abwesenheit des Besitzers nicht gezeigt werden.

(16) Hr. Fritsch spricht über

die Bedeutung des Sator-Spruches.

Wer die Sitzungsberichte unserer Gesellschaft durchsieht, findet an vielen Stellen des Sator-Spruches Erwähnung gethan und mancherlei Versuche aufgezeichnet, dem Zauberspruch eine angemessene Deutung zu geben. Obwohl dabei manches Interessante und Zutreffende angeführt wurde, so ist es doch nicht gelungen, der richtigen Deutung auf die Spur zu kommen, was sich bereits aus der bemerkenswerthen Divergenz der verschiedenen Meinungen ergiebt. Es dürfte daher, schon um überflüssige Discussionen zu vermeiden, angezeigt sein, endlich die richtige Lösung der Formel, die ein glücklicher Fund mir an die Hand gab, mitzutheilen, zumal sich daran einige allgemeine, recht lehrreiche Betrachtungen knüpfen.

Besonderen Scharfsinnes bedurfte es nicht, die Deutung zu erlangen, sondern dieselbe steht gar schön gedruckt zu lesen in einem zu Nürnberg 1764 erschienenen Buche: Onomatologia curiosa, artificiosa et magica, und selbst noch in neuerer Zeit brachte ein wenig gelesenes Schweizer Journal, die neue Alpen-Post (Bd. IX, 4) aus obigem Werke entnommene Notizen darüber.

Es ergiebt sich, dass eine der zuletzt versuchten Erklärungen (vergl. Bericht über die Maisitzung d. anthrop. Gesellsch. vom vorigen Jahre), welche den Spruch mit der heiligen Dreieinigkeit in Verbindung bringen wollte, die von der Wahrheit am weitesten entfernte ist. Ich weise auf dieselbe nur deshalb hin, weil sie zeigt, dass derartige Dinge im Lauf der Zeit durch den Gebrauch unlösbar werden können, etwa wie eine durch Abnutzung unlesbar gewordene Inschrift. Ausser einem mystischen Zeichen, welches Gott Vater unter der symbolischen Figur des Auges darstellte, sollte „Sator arepo“ = Jesus Christus, „Opera rotas“ = Heiliger Geist gesetzt werden.

Hierbei fehlt nun vor allen Dingen das Wort „tenet“, weil der vollständige Spruch bekanntlich lautet: Sator arepo tenet opera rotas, und nur in dieser vollständigen Form ist er lösbar. Es ergiebt sich durch die genauere Betrachtung desselben, wie bereits von Hrn. W. Schwartz in seinem interessanten Aufsatz über das Vor- und Rückwärtslesen solcher Zauberformeln eingehend erörtert wurde (vergl. Zeitschr. f. Ethnol. 1883), dass die eigenthümliche Buchstabenstellung es erlaubt, ohne Veränderung des Lautes den vollständigen Spruch vor- und rückwärts zu lesen. Demnach ist es auch möglich, denselben, wie der ursprüngliche Gebrauch es vorgeschrieben haben soll, in Form eines Quadrates zu schreiben, so dass alsdann jederseits dem Leser, gleichviel an welcher Ecke er zu lesen beginnt, stets der benannte Spruch in die Augen springt. (Vgl. die nebenstehende Aufstellung.)

sator arepo tenet opera rotas
a a
t t
o o
r r
a a
r r
e e
p p
o o
t t
e e
n n
e e
t t
o o
p p
e e
r r
a a
r r
o o
t t
a a
sator arepo tenet opera rotas

Die fünfundzwanzig Buchstaben des Spruches sind demnach symmetrisch geordnet, und zwar kommt einer darunter, das „n“, nur einmal vor und muss als der dreizehnte Buchstabe placirt werden; zwei Buchstaben, „s“ und „p“, erscheinen je zweimal und erhalten die Plätze 1 und 25, beziehungsweise 9 und 17; die übrigen fünf Buchstaben a, e, o, r, t finden sich zu je vieren

und vertheilen sich in gleichen Abständen links und rechts von dem mittleren „n“.

Die für das mystische Rückwärts- und Vorwärtslesen nothwendige symmetrische Buchstabenstellung **erzwingt folglich ihre Verbindung mit einander**; es ist somit ungerechtfertigt, in den zufällig entstehenden Worten einen tieferen Sinn zu suchen und zu fragen, wer etwa der „Arepo“ gewesen sei? oder was „Sator tenet opera“ eigentlich bedeute? Der doppelte Zweck dieser kabbalistischen Buchstabenspielerei wurde auch ohne tieferen Sinn der entstandenen Worte schon erreicht, wie der Erfolg es beweist; d. h. die symmetrische Anordnung wirkte auf den uneingeweihten Beschauer fremdartig, zauberhaft, und hielt ihn, indem sie zu unfruchtbaren Deutungsversuchen verleitete, von der Erkenntniss ihres wesentlichen Inhaltes ab.

In der That haben nehmlich die 25 Buchstaben eine tiefere Bedeutung und sind nicht etwa willkürlich zusammengelesen, sondern vermuthlich in manch einsamer Stunde von einem müssigen Mystiker künstlich ausgeklügelt worden. Um diesen wahren Inhalt der Formel aber zu erkennen, ist es nothwendig, **die symmetrische Stellung der Buchstaben aufzugeben**, welche die Bedeutung geschickt verhüllte. Es ergiebt sich dann bei passender Ordnung derselben, dass der Spruch eine ganze Reihe von direkten Anrufungen des Satans enthält, dessen Hülfe bei solchen Beschwörungen ja stets ein grösseres Vertrauen geschenkt wurde, als der heiligen Dreieinigkeit, und dass er so eine Art En-tout-cas-Beschwörung im Mönchslatein des Mittelalters ausdrückt. Ich lasse hier die interessantesten dieser Anrufungen mit den zugehörigen Nummern der Buchstaben des Satorspruches, aus dem sie hergeleitet sind, folgen:

1 2 3 6 13 4 5 10 11 8 9 7 16 20 19 15 14 24 23 12 25 17 18 21 22
Satan, oro te pro arte, a te spero!
4 1 2 3 6 13 10 5 16 14 11 12 19 20 9 15 24 7 18 17 22 21 23 8 25
O Satan, oro te, rapta reportes!
1 2 3 6 13 11 8 7 4 5 13 15 12 16 9 14 21 24 17 19 20 18 25 23 22
Satan, ter oro te, opera praesto!
1 2 3 6 13 4 5 22 23 18 7 8 16 9 10 19 11 20 25 17 24 15 12 21 14
Satan, oro te, reo portas pater!
1 2 3 6 13 11 8 7 4 5 10 15 12 19 14 9 20 21 24 23 16 22 17 18 25
Satan, ter oro te, reparato opes!
1 2 3 6 13 9 24 11 8 7 4 5 10 25 15 20 21 12 23 14 17 19 16 18 22
Satan, pater, oro, stare te proeo!
1 2 3 6 13 9 8 7 12 10 24 17 5 16 19 14 25 11 20 15 16 21 22 23 18
Satan, pereo a pro, restat, oro te!
1 2 3 6 13 4 5 10 11 8 12 15 24 9 17 20 7 14 18 19 16 25 23 21 22
Satan, oro te et appare e rostro!

Mit der heiligen Dreieinigkeit hat also der Spruch in der That blutwenig zu schaffen, vielmehr muss „Vater Satan“ die Sache allein auf sich nehmen; es sei denn, dass Jemand geneigt ist festzuhalten, die Satansanrufungen seien zufällig in den der heiligen Dreieinigkeit geweihten Spruch hineingekommen. Gegen eine solche Behauptung zu polemisiren dürfte als überflüssig erscheinen.

In der That spielt aber auch die Dreieinigkeit gelegentlich in den Zauberformeln eine Rolle, wie an der oben citirten Stelle ebenfalls ausgeführt worden ist. Eine noch heutigen Tages, am häufigsten allerdings scherzweise von Taschenspielern und solchen, die es werden wollen, gebrauchte Formel, das kabbalistische „Abracatabra“ wird in sehr plausibler Weise auf die Dreieinigkeit zurückgeführt. Es

handelt sich dabei um die drei Buchstaben „A" „B" „R", sowie deren Verdoppelungen zur phonetischen Abrundung des Ganzen; dem gleichen Zweck dient das dem zweiten Wort eingefügte „c" und „t". Die drei Buchstaben werden gedeutet als die Anfangsbuchstaben der arabischen Worte Ab (Vater), Ben (Sohn), Ruḥ (Geist) und können so in der That als eine symbolische Darstellung der Dreieinigkeit betrachtet werden.

Für Jemanden, der mit stetig erhöhtem Genuss im Buche der Natur blättert und stets mit einem gewissen Widerstreben den Staub auf den gewalkten Lumpen unserer Bibliotheken in seiner friedlichen Ruhe stört, ist es übrigens ein eigenthümliches Gefühl, welches, offen gestanden, von einer gewissen Schadenfreude nicht ganz frei ist, dass die Bedeutung des Sator-Spruches vollständig vergessen werden konnte, obwohl sie in keineswegs erstaunlich alter Druckerschwärze niedergelegt war. Es kommt hinzu, dass die wiederholten Debatten über den Gegenstand die öffentliche Aufmerksamkeit ausdrücklich auf die Lücke unseres Wissens hingewiesen hatten und sogar in verschiedenen Zeitungen zur Lösung des Räthsels aufgefordert worden war. Trotzdem ist keiner der Herren Schriftgelehrten hilfreich eingetreten und hat das wissensdurstige Publikum durch eine entsprechende Notiz klug gemacht; offenbar hat der Teufel als Protektor doch erheblich an Ansehen verloren, und andererseits ist die Literatur des Jahres 1764 noch nicht alt genug, um wieder ausgegraben zu werden.

Wie dem auch sei, jedenfalls darf man im Hinblick auf dies kleine, tragikomische Unglück hoffen, dass eine gelegentlich etwa passirende Unterlassungssünde der Nichtberücksichtigung eines bestaubten Autors des jüngeren Alterthums oder der älteren Jetztzeit auch von Seiten der gewiegten Literaturkenner keine allzu harte Verurtheilung finden sollte. —

Hr. v. Schulenburg: Als Hr. Handtmann den Gebrauch mittheilte (Z. f. Ethn. 1883, Verh. S. 248), auf den Hr. Fritsch sich bezieht, hat er nicht die Worte des Satorspruches erklärt, sondern nur die Zeichen der Dreieinigkeit (Auge, Kreuz, Pfeil), welche den Zauberspruch in christlichem Sinne weihen. Es beruht also auf einer irrthümlichen Annahme, wenn Hr. Fritsch darin den Versuch einer Erklärung der Satorworte sieht. —

Hr. Fritsch bemerkt dazu, dass er nur citirt hat, was an der angeführten Stelle steht. Ist diese „irrthümlich", so dürfte die Mehrzahl der Leser demselben Irrthum verfallen.

(17) Hr. Prof. Gustav Oppert aus Madras hält einen Vortrag über

die Verschiedenheiten des Sprachcharakters und deren natürliche Ursache.

Der Vortrag wird im Text der Zeitschrift für Ethologie (Heft I des neuen Bandes) erscheinen.

(18) Eingegangene Schriften:

1. Verhandlungen der Gesellschaftaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. X Nr. 7.
2. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkundo zu Berlin. Bd. XVIII Heft 3.
3. Bolletino della Società Africana d'Italia. Napoli 1883. Anno II Fasc. IV.
4. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XIII Nr. II.
5. Antiqua, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde. 1883. Nr. 8.

6. Sepp, Der Bayernstamm, Herkunft und Ausbreitung über Oestreich, Kärnthen, Steyermark und Tyrol. München 1882. Gesch. d. Hrn. Virchow.
7. J. Namur, Ein Blick in die geologischen und mineralogischen Verhältnisse des Mosel- und Sauerbeckens. Luxemburg 1883. Gesch. d. Hrn. Virchow.
8. Ausgrabung römischer Reste in Heidelberg. Bericht über die in den Jahren 1875—78 vorgenommenen Ausgrabungen auf den Bauplätzen des Academ. Krankenhauses und der Irrenklinik mit 4 Blatt Zeichnungen von Bezirksbauinspektor Schäfer. Gesch. d. Hrn. Virchow.
9. H. Schliemann, Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882. Leipzig 1884 Gesch. d. Verf.
10. A. Friederich, Abbildungen von mittelalterlichen und vorchristlichen Alterthümern in den Gauen des vormaligen Bisthums Halberstadt, gesammelt von Chr. Friedr. Bernh. Augustin. Wernigerode 1872. Gesch. d. Verf.
11. Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. Tome XIII Livr. 7.—11.

Sitzung vom 15. December 1883.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Der Vorsitzende erstattet statutenmässig den

Verwaltungsbericht für das Jahr 1883.

In meinem, Namens des Vorstandes zu erstattenden Verwaltungs-Berichte für das Jahr 1883 werde ich mich, Angesichts der vielen neuen Vorlagen, möglichst kurz fassen, obwohl eine Reihe von erheblichen Ereignissen die Gesellschaft betroffen hat. Indess ist Ihnen im Laufe des Jahres regelmässig von allen Vorgängen Mittheilung gemacht worden, und ich darf annehmen, dass die Mitglieder von allem Wichtigeren unterrichtet sind.

Der Mitglieder-Bestand unserer Gesellschaft hat sich in diesem Jahre erfreulich gehoben. Wir haben, nachdem in den letzten Jahren ein gewisses Schwanken auf und ab stattgefunden hatte, uns jetzt über das erste halbe Tausend der Mitglieder erhoben: in der officiellen Liste unseres Schatzmeisters, welche als Grundlage für diesen Bericht dient, stehen am Schluss des Jahres 512 Mitglieder verzeichnet. Der Bestand am Schluss des vorigen Jahres war 476; wir sind also um ein Erhebliches vorwärts gekommen. Unter den ordentlichen Mitgliedern, die wir verloren haben, im Ganzen 22, befindet sich eine Anzahl geschätzter Männer, welche durch den Tod abgerufen wurden. Es sind die HHrn.: Kaufmann Karls, Consul Gärtner, Oberst v. Brandt, Prof. Albrecht, Fabrikbesitzer Saeger und Geh. Sanitätsrath Veit. Die übrigen 16 sind ausgeschieden. Inzwischen ist durch den Zutritt von 56 neuen Mitgliedern der Bestand von 512 erreicht, den ich angegeben hatte. Wir nähern uns damit langsam dem Punkte, wo, wenn die alten Mitglieder uns treu bleiben und sich in gleicher Weise bemühen, uns neue Freunde zu verschaffen, wir einigermaassen hoffen dürfen, endlich die Zahl zu erreichen, welche für unsere Veröffentlichungen von nicht unerheblichem Interesse ist. Ich darf wohl daran erinnern, dass nach dem Vertrage mit unserem Verleger bei einem Bestande von 570 Mitgliedern Honorar gezahlt werden soll für die Abhandlungen, welche in der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen, — ein Umstand, der von erheblicher Wichtigkeit für uns ist und dessen Mangel uns in dem alten Jahre in einige Unbequemlichkeiten verwickelt hat. Da die Gesellschaft so viele Ausgaben hat, waren wir nicht in der Lage, auch nach dieser Richtung einzutreten.

Auch in den Kreisen unserer correspondirenden und Ehren-Mitglieder haben wir sehr schwere Verluste erlitten. Schon in früheren Sitzungen habe ich des Todes zweier Männer gedacht, die zu den Begründern der modernen deutschen Alterthumswissenschaft gehören, des Hrn. Lisch in Schwerin und des Hrn. Baron von Osten-Sacken in Wien, von denen der eine die erste wissenschaftliche Ordnung unseres Materials durchgeführt, der andere durch seine weltberühmten Untersuchungen des Gräberfeldes von Hallstatt einen grossen Abschnitt der mitteleuropäischen Cultur zum ersten Male festgestellt hat. Eben ist noch eine neue

Todesnachricht eingegangen, die des Nestors der Anthropologie überhaupt, des alten Sven Nilsson in Lund, der am 30. November sein arbeitsvolles Leben abgeschlossen hat im Alter von 96 Jahren 8 Monaten 22 Tagen, — seit den Zeiten des ehemaligen Präsidenten des Brüsseler Congresses, d'Omalins-d'Halloy der älteste Forscher, den wir unter uns hatten. Nilsson hat das jetzt erst ins volle Licht tretende grosse Verdienst, dass er, nachdem er in seiner ursprünglichen Stellung als Professor der Zoologie die Fische des Nordens in vollem wissenschaftlichem Sinne bearbeitet hatte, seine Thätigkeit auf die archäologische Erforschung seines Vaterlandes, namentlich der Provinz Schonen, richtete. Sie alle kennen seine bahnbrechenden Arbeiten über das Stein- und Bronzealter und die daraus erwachsene Theorie über die phönicischen Einflüsse im Norden, — Arbeiten, welche den ersten grossen Anstoss zu weitgehenden Untersuchungen in der comparativen Prähistorie gegeben und gewissermaassen den Enthusiasmus entzündet haben, welcher sich seitdem auf diesem Gebiete entfacht hat. Wir haben gerade heute das Vergnügen, Hrn. Undset, unser sehr fleissiges correspondirendes Mitglied, unter uns zu sehen, der eben aus Italien zurückgekehrt ist mit Nachrichten über phönicische oder ihnen sehr nahe stehende Funde längs der Ostseite des adriatischen Meeres. So erwachen gewissermaassen von Neuem, wenngleich in etwas veränderter Gestalt, Gedanken, welche eine Zeit lang durch die Opposition gegen Nilsson's Theorie gänzlich begraben schienen. Der Name des grossen Archäologen wird auch ohne diese Anknüpfungen aus unserer Erinnerung nicht schwinden. Er war, genau genommen, der erste wirkliche Naturforscher, der sich der Prähistorie zuwendete; er ist es gewesen, der die strengeren Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung in dieses neue Gebiet einführte. Seinem Vorbilde folgend, sind die jüngeren Naturforscher mehr und mehr an Fragen herangetreten, welche bis dahin fast ganz der klassischen Archäologie vorbehalten, aber von ihr vernachlässigt waren, so dass gegenwärtig ein grosser und wichtiger Theil dieses ausgedehnten Arbeitsfeldes fast mehr der Naturwissenschaft, als der eigentlichen Archäologie zugefallen ist. Wer, wie ich, sich des unschätzbaren Vorzuges der Freundschaft des seltenen Mannes rühmen durfte und das Glück gehabt hat, unter seiner eigenen Leitung seine prähistorischen Sammlungen in Lund studiren zu können, darf niemals vergessen, wie mächtig der Eindruck war, welchen diese bescheidene und ruhige und doch so kraftvolle und arbeitsame Persönlichkeit ausgeübt hat.

Ich habe ausserdem manches bedeutenden Forschers auf dem Gebiete der Urgeschichte und Prähistorie schon im Laufe des Jahres gedacht, der dahingeschieden ist. Ich erinnere an Oswald Heer und van Musschenbroek, sowie an unseren hochgeschätzten Freund Röpstorff, dessen schreckliches Ende ich in der letzten Sitzung anzeigen musste. Heute habe ich wieder den Tod von François Lenormant zu melden, der in Paris gestorben ist mitten in einer grossen Arbeit, welche bestimmt war, die Alterthümer des Orients in zusammenhängender Form der gebildeten Welt vorzuführen. Wir haben keine direkten Beziehungen zu ihm gehabt; die allgemeinen Verhältnisse der Deutschen zu ihm waren sogar etwas ins Schwanken gerathen durch die Zweifel, welche sich an der Zuverlässigkeit einzelner seiner Funde ergeben und zu Streitigkeiten geführt hatten, die zum Theil ziemlich herbe Formen annahmen und die dazu angethan waren, den grossen Namen, den sein Vater ihm hinterlassen hatte, einigermaassen zu verdunkeln. Nichts destoweniger werden wir anerkennen müssen, dass ein Mann von weitumfassendem Wissen und seltener Befähigung der Darstellung dahingeschieden ist, dessen Schriften noch lange Zeit mit Nutzen consultirt werden dürften.

Was unsere eigene Thätigkeit angeht, so will ich kurz hervorheben, dass wir

in diesem Jahre die Zahl unserer Sitzungen durch zwei ausserordentliche vermehrt haben, eine im Februar, die andere im November, und dass wir, wie gewöhnlich, eine Excursion gemacht haben im Laufe des Sommers, diesmal nach Tangermünde, wo wir ganz neue und fruchtbringende Beziehungen eröffnet haben, die uns, wie ich hoffe, noch für längere Zeit beschäftigen und an einer Stelle, wo wir bisher fast im Leeren tappten, hoffentlich eine Fülle der besten Funde bringen werden.

In unseren Sitzungen hatten wir, wie ich von Neuem mit grossem Danke anerkennen muss, häufig Gelegenheit, durch unsere correspondirenden Mitglieder mit den werthvollsten Einsendungen erfreut zu werden. Ich erinnere an das, was Hr. Undset uns aus Italien gebracht hat, an die Zusendungen, welche Hr. Victor Gross in immer erneuten und immer interessanten Funden uns aus den Schweizer Pfahlbauten zugeführt hat, an die zahlreichen und seltenen Geschenke, die wir der Güte des Hrn. v. Röpstorff verdanken, an die vielen und noch mehr in Aussicht stellenden Mittheilungen, welche wir von unseren kaukasischen correspondirenden Mitgliedern, dem General v. Erckert und Hrn. Bayern erhielten. Ich kann diese Erwähnung der correspondirenden Mitglieder nicht schliessen, ohne zugleich mit Dank hervorzuheben, wie auch eine grosse Zahl anderer bedeutender Forscher, welche nur als Gäste unter uns erschienen oder als Freunde uns ihre Hülfe schenkten, uns durch ihre Mittheilungen erfreut und belehrt haben. Ich erwähne zuerst Hrn. Wissmann, der jetzt seine neue grosse, dreijährige Reise nach Central-Afrika angetreten hat, Hrn. Hans Meyer, der uns seine Studien über die Igorroten vorgelegt hat, Hrn. Oppert, den wir erst neulich gehört haben, Hrn. Riebeck, dessen bewunderungswürdige Sammlung heute noch der Betrachtung ausgestellt ist, ferner die HHrn. Finsch, Zembsch und Hernsheim, welche die prächtigsten Sammlungen aus Oceanien heimbrachten, und mit besonderer Genugthuung der Reisenden aus dem Nordwesten Amerikas und dem Nordosten Asiens, der Gebrüder Krause und des Hrn. Jacobsen, endlich des Hrn. Dr. Brühl in Cincinnati und des Baron Ferd. v. Müller in Melbourne.

Es wird selten ein Jahr zu verzeichnen sein, wo so grosse Schätze, nicht bloss an neuem Wissen, sondern auch an thatsächlichem Material für die Ethnologie nach Berlin kamen, als es gerade in diesem Jahre der Fall war. In einer, in der That überwältigenden Reichhaltigkeit ist von allen Seiten der Zufluss zu uns gelangt, so dass das Bedürfniss, endlich die Räume des neuen ethnologischen Museums zu eröffnen, ein ausserordentlich dringendes geworden ist. In der That sehen wir mit einem wahren Schrecken, wie eine dieser werthvollsten Kisten nach der anderen in den Kellern des Museums verschwindet. Der Bau des neuen Gebäudes ist inzwischen soweit vorgerückt, dass wir hoffen dürfen, im Laufe des Jahres den Beginn des Einzugs zu erleben. Dann erst wird die Zeit kommen, wo wir uns dieser Schätze in vollerem Masse werden erfreuen können, als es in diesem Jahre leider der Fall war, wo nur einige Eingeweihte in der Lage waren, eine Anschauung von den neuen Erwerbungen zu gewinnen.

Ich darf dann wohl daran erinnern, dass auch in anderer Beziehung unsere Verhandlungen fruchtbarer gewesen sind, als wir im Anfange des Jahres erwarten konnten. Der Fleiss der Mitglieder und das gute Glück hat uns vielfach unterstützt. Ich habe schon erwähnt, welche werthvollen Anhaltspunkte uns gerade die Excursion nach Tangermünde gewährt hat. Wir werden wahrscheinlich darauf noch wiederholt zurückkommen müssen. Ich darf dann erinnern an den grossen Goldfund von Vettersfelde, der jetzt durch die Bearbeitung des Herrn Furtwängler in einer so anschaulichen Weise der Welt vorgeführt ist und der als Unicum in der norddeutschen Alterthumskunde dasteht. Ich kann ferner hervorheben, wie

insbesondere unsere Bestrebungen, dem Nephrit auf die Spur zu kommen, ohne dass wir den Verdiensten des Hrn. A. B. Meyer Abbruch thun, den Vorzug gehabt haben, dass wir auf dem geraden Wege einer immer tiefer greifenden, wissenschaftlichen Untersuchung der Lösung der Frage nach der Natur desjenigen Nephrits, der in Europa gefunden wird, namentlich durch die Arbeiten des Hrn. Arzruni, näher gekommen sind, als es jemals früher der Fall war. Hr. Olshausen hat durch seine Forschungen über die Verwendung von Zinn an alten Metallarbeiten ein ganz neues und unerwartetes Gebiet der Beobachtung erschlossen. Die Aufmerksamkeit, mit welcher namentlich die Lausitz jetzt in archäologischer Beziehung durch die HHrn. Jentsch, Behla, Siehe, Weineck, v. Schulenburg unter Beobachtung gestellt ist, liefert die erfreulichsten Ergebnisse. Fräulein Mestorf, die HHrn. Handelmann, Treichel, Brückner, Ludwig Schneider und viele Andere sind unermüdet in der Theilnahme, mit der sie uns neue Thatsachen aus dem weiten Gebiete unseres Nordostens zuführen. Unser junger Freund Joest, auf dessen erprobte Fähigkeit im Beobachten und Sammeln wir die grössten Hoffnungen setzen, hat inzwischen seine neue Weltreise angetreten, auf der unsere herzlichsten Wünsche ihn begleiten.

Eines will ich hier noch erwähnen, obwohl es streng genommen nicht hierher gehört, von dem ich hoffe, dass es Ihre Zustimmung haben wird. Ich war in diesem Jahr zum ersten Mal in der Lage, über die Einkünfte der Stiftung zu verfügen, welche auf Anregung von Mitgliedern dieser Gesellschaft zu Stande gekommen und mit meinem Namen bezeichnet worden ist. Ich habe im Einverständniss mit den Mitgliedern unseres Vorstandes und Ausschusses geglaubt, die erste Verwendung aus diesem Fonds in derselben Richtung machen zu sollen, welcher meine letzten grösseren Arbeiten gewidmet waren. Ich habe zwei Reihen von Untersuchungen im Kaukasus anstellen lassen: eine, welche Hr. Bayern geleitet hat, im kleinen Kaukasus, die andere, welche Hr. Dolbeschew übernommen hat, in Nord-Kaukasien. Beide haben reiche Ergebnisse geliefert. Hr. Bayern hat das schon von früher her bekannte, aber unvollständig explorirte Gräberfeld von Redkin-Lager untersucht, welches am Abhange der armenischen Gebirge in der Schlucht der Akstafá liegt, ungefähr in der Richtung, in welcher einst die medischen Heerzüge sich gegen das Thal der Kurá bewegt haben müssen. Hr. Dolbeschew hatte die Aufgabe übernommen, Theile von Ossetien und der Kaberda zu durchforschen, welche bisher ausserhalb der archäologischen Forschungsgebiete lagen. Von ihm ist noch nichts angekommen. Die Ergebnisse der Ausgrabungen, welche Hr. Bayern geleitet hat, schwimmen auf der See, um über Hamburg hierher gebracht zu werden. Welche Gesammtresultate daraus hervorgehen werden, sollen Sie später erfahren. Ich glaubte jedoch, schon bei dieser Gelegenheit Mittheilung machen zu müssen, in welcher Weise ich über die Mittel verfügt habe, welche so viele Freunde mir bereitwillig in die Hand gelegt haben.

Die Verhältnisse der Gesellschaft zu den Behörden haben sich, wie bisher, auf der Basis des grössten Vertrauens bewegt. Der Herr Cultusminister hat uns, wie Sie wissen, einen erhöhten Beitrag bewilligt und noch etwas mehr für das nächste Jahr in Aussicht gestellt. Wir hoffen auch, dass in nächster Zeit unter Mitwirkung der verschiedenen Ministerien endlich das erreicht werden wird, was wir als die Grundlage künftiger gesicherter Thätigkeit betrachten, nehmlich, dass wir Corporationsrechte erlangen. Unser Gesuch hat das Justizministerium passirt und ist eben zurückgekehrt nach dem Cultusministerium, so dass wir hoffen dürfen, im Laufe der nächsten Monate endlich die Sache erledigt zu sehen. Damit hängt der Antrag auf provisorische Statutenänderung zusammen, der Ihnen für heute unterbreitet ist

und den ich bei dieser Gelegenheit motiviren darf. Es handelt sich darum, für die von den Ministerien etwa geforderten Aenderungen unserer Statuten die Möglichkeit einer schnellen Erledigung zu haben. Nach unseren Statuten kann nur in der December-Sitzung über Statutenänderungen abgestimmt werden. Wir würden also, sobald der heutige Tag vorübergegangen sein wird, ohne dass wir wissen, was uns etwa auferlegt werden dürfte, bis zum December 1884 warten müssen, um diese Aenderungen herbeizuführen, und erst dann würden wir darauf rechnen können, Corporationsrechte zu erlangen. Nun hängt an unseren Corporationsrechten aber wiederum die Gewinnung der Rechte einer juristischen Person für die nach mir benannte Stiftung, von der wir ebenfalls wünschen, dass sie einen völlig legitimirten Charakter erhalten möchte. Wir haben also alles Interesse, die Sache zu beschleunigen, und um das herbeizuführen, wird Ihnen der Antrag unterbreitet, der Ihnen in der Einladung gedruckt mitgetheilt ist. Das wäre also eine ganz provisorische Bestimmung, die von selbst wegfällt, sobald die Corporationsrechte ertheilt sein werden. Ich hoffe, dass der Vorschlag auf kein Bedenken stossen wird.

Ich muss ebenso mit Dank anerkennen, dass die General-Verwaltung der Kgl. Museen und speciell unsere Freunde, welche die Verwaltung der ethnologischen Abtheilung führen, immerfort in der angenehmsten Weise uns entgegen gekommen sind in allen guten Dingen, die wir irgendwie erwarten konnten. Im Laufe des nächsten Jahres wird die definitive Gestaltung des Verhältnisses berathen werden müssen, welches die Gesellschaft künftig zu dem Museum einnehmen soll, wenn die neuen Gebäude bezogen werden und wenn, wie wir erwarten, dort auch für uns ein Heim geschaffen sein wird. Die Hoffnung, dort einen Sitzungssaal und Arbeitsräume zu erhalten, haben wir immer festgehalten, und es wird Gegenstand dieser weiteren Verhandlungen sein, dafür eine bestimmte Rechtsform zu suchen. Natürlich wird dieselbe Ihrer Genehmigung unterbreitet werden. — Ich darf ebenso hervorheben, dass Vorstand und Beamte des Märkischen Provinzial-Museums uns in liebenswürdiger Weise und regelmässig mit ihren neuen Erwerbungen vertraut gemacht haben. Ich danke den Herren recht sehr für die anhaltenden und dauernden Beziehungen, welche Sie mit der Gesellschaft unterhalten.

Gegenüber der deutschen anthropologischen Gesellschaft, zu der wir nach der neuen Ordnung unserer Statuten im vorigen Jahre in eine etwas losere Beziehung, wenigstens formell, getreten sind, ist materiell keinerlei Aenderung eingetreten; wir bezahlen unsere Beiträge nach wie vor, wir empfangen von da die Correspondenzblätter, wir alle sind Mitglieder der deutschen Gesellschaft, und ich kann nur hoffen, dass Sie im nächsten Jahre auch zeigen werden, wie sehr Sie geneigt sind, sich praktisch an den Arbeiten der Gesammtgesellschaft zu betheiligen, wenn es die äusseren Verhältnisse gestatten. Sie wissen, dass die nächste General-Versammlung in Breslau stattfinden wird, wahrscheinlich im Anfange des August, also sehr nahe bei uns, und Sie werden daher wohl in grösserer Zahl auf dem Platze sein, als wir sonst gewöhnt waren, unsere Mitglieder bei diesen häufig etwas fernen Versammlungen zu sehen.

Das Letzte, was uns am meisten beschäftigt und beschäftigen muss, sind unsere publicistischen Leistungen. Dieselben liegen Ihnen ziemlich vollständig vor. Die 5 Hefte, welche im Laufe dieses Jahres erschienen sind, müssen an alle Mitglieder gelangt sein. Es bleibt nur dasjenige Heft übrig, welches die Sitzungen bis heute einschliesslich umfassen wird, und von dem wir hoffen, dass es in diesem Jahre etwas früher herauskommen wird als sonst. Leider muss ich auch diesmal anmelden, dass wir nicht im Stande gewesen sind, mit dem uns zugebilligten Raum auszukommen; wir werden wieder eine Ueberschreitung an Drucksachen haben. In-

dess ist das an sich ein gutes Zeugniss, und ich denke, dass der gegenwärtige Band der Verhandlungen in der Reihe unserer Publikationen einen durchaus ebenbürtigen Platz einnehmen wird.

Ein besonderes Supplementheft soll den illustrirten Katalog der Gypsmasken des Hrn. Finsch enthalten, welcher in ausgiebigster Weise die mikronesischen, polynesischen, melanesichen, malayischen u. s. w. Typen, die er in so fleissiger Weise gesammelt hat, zur Anschauung bringen wird. Bei der grossen Bedeutung, welche wir dieser Sammlung beilegen, hat der Ausschuss bereitwillig die Mittel bewilligt, um diese Publikation zu ermöglichen. Möge der fleissige Forscher darin zugleich eine Anerkennung seiner aufopfernden Arbeiten sehen!

Was schliesslich die Sammlungen der Gesellschaft betrifft, so habe ich zunächst besonderen Dank abzustatten an Hrn. Reichert, der auch in diesem Jahre mit unermüdlicher Thätigkeit sowohl der Bibliothek, als der ethnologischen Sammlung einen grossen Theil seiner Tage gewidmet hat, mit dem erfreulichen Resultat, dass allmählich eine vollständige Uebersicht und Ordnung durchgeführt ist Ich habe immer noch die Hoffnung, dass wir in nächster Zeit einen Katalog werden drucken lassen, damit Sie alle übersehen können, was wir haben, und damit Sie es in grösserer Ausdehnung benutzen können. Ich muss übrigens bemerken, dass die Benutzung der Bibliothek schon jetzt eine recht rege gewesen ist und dass sie vielen Mitgliedern grosse Vortheile geboten hat. Unsere Bibliothek hat sich im Laufe des Jahres um 102 Nummern, im Tausch um 45 Zeitschriften erweitert. Die Zahl unserer Photographien dagegen ist sehr wenig gewachsen. Wir haben nicht in der Reichhaltigkeit, wie das früher der Fall war, durch die Güte unserer Mitglieder Zuwächse gehabt. Ein grosser Theil von den 20 Nummern, die überhaupt hinzugekommen sind, ist gekauft worden, so dass ich nicht umhin kann, den Mitgliedern für den Fall, dass Sie Reisen unternehmen, die Vermehrung unserer Sammlungen bestens zu empfehlen.

Die ethnologische Sammlung ist im Laufe dieses Jahres um 45 Nummern vermehrt worden und schliesst im Ganzen mit 285 Nummern ab. Wir haben von Zeit zu Zeit Austänsche mit dem Königlichen Museum veranstaltet, indem wir einen Theil unserer ethnologischen Erwerbungen an das Museum abgegeben und dafür unsere anthropologischen Sammlungen verstärkt haben. Wahrscheinlich wird das auch in nächster Zeit wieder eintreten Daraus erklärt sich, dass die Sammlung keinen grösseren Umfang hat.

Die osteologische Sammlung ist durch zahlreiche Schädel und Skelette verstärkt worden. Von letzteren erwähne ich besonders die reichen Gaben des Hrn. Stieda, ostkaukasische Männer betreffend, sowie das Skelet und den Schädel von La Tène, deren Ankauf durch das freundliche Entgegenkommen der HHrn. Aeby und v. Fellenberg vermittelt wurde; von ersteren die Philippinen-Schädel, welche Hr. Hans Meyer und Dr. Landau gesammelt haben, die Westaustralier, die Baron Müller geschickt hat, endlich die Tangermünder Schädel aus der neolithischen Zeit, die wir der Aufmerksamkeit des Hrn. Hartwich verdanken.

In Bezug auf die Kassenverhältnisse wird unser Schatzmeister die Uebersicht vorlegen; ich bemerke, dass es uns gelungen ist, nicht nur das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen herzustellen, sondern auch einen kleinen Bestand in das neue Jahr hinüberzunehmen. Die Prüfung der Rechnungen durch den Ausschuss hat inzwischen schon stattgefunden und es ist von ihm die Decharge statutenmässig ertheilt worden.

Ich selbst habe nun wiederum während einer dreijährigen Periode den Vorsitz der Gesellschaft geführt. Nach der weisen Bestimmung unserer Statuten bin

ich für das nächste Jahr nicht wieder wählbar. Ich freue mich, dass es mir gestattet ist, nach einem so langen, an Ergebnissen fruchtbaren Zeitraum die Geschäfte der Gesellschaft in eine andere, hoffentlich noch glücklichere Hand legen zu können. Für die Nachsicht, die Sie mir schenkten, und für die stets wachsende Theilnahme nicht blos von hörenden, sondern auch von mitarbeitenden Mitgliedern sage ich meinen aufrichtigen und herzlichen Dank. Als wir das Jahr begannen, befand ich selbst mich eben in dem Beginn einer sehr langsamen Reconvalescenz von einem schweren Krankheitsanfall, der mir den Gedanken an die künftige Leitung und die weitere selbständige Entwickelung der Gesellschaft recht nahe gelegt hatte. Jetzt, wo es mir gegönnt gewesen ist, noch einmal ein Jahr hindurch die Geschäfte der Gesellschaft zu führen und durch eigene Arbeiten etwas zu ihrer Fortbildung und ihrem Gedeihen beizutragen, empfinde ich um so mehr die Verpflichtung, Ihnen allen und auch den vielen sonstigen Freunden, welche mir die werthvollsten Zeichen Ihrer Theilnahme gewährt haben, zu sagen, wie sehr mich der Zuspruch gestärkt und bei der Wiederaufnahme meiner Thätigkeit gehoben hat.

(2) Der Schatzmeister, Hr. Ritter, erstattet den Kassenbericht. Die Decharge wird seitens der Gesellschaft ohne Widerspruch genehmigt.

(3) Der Vorsitzende bringt die vom Vorstande und Ausschusse vorgeschlagene Statutenänderung zur Abstimmung. Dieselbe wird einstimmig angenommen. Sie lautet:

Zusatz zu § 36 Abs. 3 der Statuten:

Behufs Herbeiführung derjenigen Aenderungen der Statuten, welche von der Königlichen Staatsregierung zur Ertheilung der Rechte einer juristischen Person für nothwendig erachtet werden sollten, kann eine Aenderung der Statuten auch in einer anderen ordentlichen Sitzung, als in der December-Sitzung, beschlossen werden.

(4) Hierauf findet die Wahl des Vorstandes für das Jahr 1884 statt. Durch Acclamation wird gewählt Hr. Beyrich zum Vorsitzenden, die HHrn. Virchow und Bastian zu Stellvertretern desselben. Die übrigen Mitglieder des Vorstandes werden in ihren Aemtern bestätigt.

(5) Als neue Mitglieder sind angemeldet:

Hr. Dr. jur. Carl Dettenborn — Halle a. d. Saale.
„ Dr. jur. Eugen Zintgraff — Berlin.
„ Forstmeister von Binzer — Berlin.
„ Dr. Ossowidzki — Oranienburg.
„ Kaufmann Robert Rosenberg — Berlin.
„ Kaiserl. Deutscher Consul G. Travers — Hongkong.
„ Dr. Cahnheim — Dresden.

Die Herren Aeby und von Fellenberg danken für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern.

(6) Der 6. Russische archäologische Congress findet vom 15. (27.) Aug. an in Odessa statt.

(7) Hr. Ingvald Undset übersendet d. d. Budapest, 27. November 1883, folgenden zweiten Bericht über

die Runenlanze von Torcello.

Nachdem ich jetzt die unten angeführte Mittheilung von Hrn. Dr. Tischler erhalten habe, lasse ich die schon angekündigte weitere Besprechung der Runenlanze von Torcello folgen.

Gleichzeitig mit dem früheren Aufsatz über die Auffindung dieses interessanten Stückes schrieb ich einige Worte darüber an die nordischen Runologen, meinen Lehrer und Freund Professor Dr. Sophus Bugge in Christiania, und die HHrn. Prof. Dr. Georg Stephens und Dr. L. Wimmer in Kopenhagen.

Von Hrn. Prof. Dr. Bugge erhielt ich umgehend einen Brief, aus dessen Inhalt ich hier Folgendes anführe:

„Ihre Mittheilungen über die Speerspitze mit Runeninschrift aus dem Museum in Torcello haben mich selbstverständlich im höchsten Grade interessirt. Ich schreibe Ihnen sofort meine dadurch veranlassten Betrachtungen.

„Sie bemerken mit vollem Recht: In Hauptform, Ornamenten, heiligen Zeichen, Stelle, wo die Inschrift angebracht ist, stimmt ja die neue Speerspitze mit denen von Kowel und Müncheberg völlig überein. Ich vermuthe, dass sie eine Abbildung der Müncheberger zur Vergleichung bei der Hand nicht gehabt haben; ich schicke Ihnen darum anbei eine Zeichnung der Inschriftseite des Müncheberger Speeres. Wenn Sie diese Zeichnung mit der Torcello-Lanze vergleichen, werden Sie, glaube ich, mit mir einverstanden sein, dass ein ganz besonderes Verhältniss zwischen der Müncheberger und der Torcello-Speerspitze stattfindet (bezüglich der nicht beschriebenen Seite ist das Verhältniss ganz derselben Art). Dies besondere Verhältniss lässt sich wahrnehmen, nicht bloss bezüglich der Stelle, wo die Inschrift angebracht ist, sondern auch bezüglich der Inschrift selbst; es lässt sich, soweit ich sehe, nur durch eine der folgenden drei Alternativen erklären:

1. der Müncheberger Speer und der Torcello-Speer sind im Alterthum von einem und demselben Fabrikanten verfertigt worden, — oder
2. der Torcello-Speer ist eine im Alterthum verfertigte Nachahmung des Müncheberger Speeres, — oder eines anderen damit übereinstimmenden Speeres aus derselben Fabrik. — Oder
3. die Torcello-Speerspitze ist eine moderne, gefälschte Nachahmung der Müncheberger.

„Als ich auf die durchgehende Aehnlichkeit auch in der Inschrift zwischen beiden Speerspitzen aufmerksam wurde, kam bei mir der Gedanke an die Unächtheit des Torcello-Speeres auf, aber ich wagte nicht, dem Gedanken Raum zu geben, weil Sie nichts in dieser Richtung äussern. Ich zeigte dann Hrn. Professor Rygh Ihre Zeichnung, verglichen mit der Abbildung der Müncheberger Lanzenspitze, und machte ihn auf das besondere Verhältniss zwischen beiden Inschriften aufmerksam: auch ihm kam dann die Torcello-Lanze etwas verdächtig vor; er wagte aber auch nicht, seinem Verdacht Raum zu geben, weil Sie nichts darüber geäussert hätten. Hrn. Prof. Rygh schien der Umstand verdächtig, dass die Speerspitze aus Bronze ist, und auch, dass ihre Figuren von denen der Müncheberger im Material abweichen, während sie bezüglich der Form übereinstimmend sind.

„Ich hebe folgende Einzelheiten in Bezug auf die Inschrift hervor. Die erste Rune an der Müncheberger ist ᚱ, eine ächte Runenform, auf der von Torcello dagegen ʃ, eine Form, die als eine „Unform“ zu bezeichnen ist. Die zweite Rune an der

Müncheberger ist ᚨ (A), wodurch man einen voll geschriebenen Namen erhält (nur mit der Eigenthümlichkeit, dass ᛜ N͡G, wie bisweilen sonst die ganze Sylbe ing bezeichnet); ich habe RAN(I)N͡GA gelesen. Auf der Torcello-Lanze dagegen ist die zweite Rune ᚾ. Dann fehlt in der Schrift der Vocal, der hier in der Aussprache vorhanden sein muss, und was noch mehr auffallend ist, N ist zweimal geschrieben, einmal mit dem Querstrich nach links ᚾ, das andere Mal mit dem Querstrich nach rechts ᚾ.

„Sowohl Prof. Rygh, wie ich, möchten darum sehr wünschen, dass die Aechtheit der Torcello-Speerspitze bestimmt constatirt würde; aber Ihr Schweigen über diesen Punkt fällt so schwer ins Gewicht, dass wir keine bestimmte Meinung haben dürfen. Wenn die neue Runenlanze von Torcello ächt ist, muss ich eine der oben angeführten Alternativen 1 oder 2 für die richtige halten“.

Wie schon in meiner früheren Mittheilung angeführt, wurde ich beim ersten Anblick der Torcello-Lanze von der Aehnlichkeit in der Ausstattung mit den Runenlanzen von Müncheberg und Kowel betroffen. Ich hatte aber keine Abbildung von diesen bei der Hand und in Venedig keine Gelegenheit, eine solche einzusehen; die Müncheberger Inschrift stand mir nicht so deutlich im Gedächtniss, dass es mir klar wurde, dass die Uebereinstimmung eine so auffallende war. Der Umstand, dass diese Lanzenspitze in der Form der Völkerwanderungszeit aus Bronze war, brachte mich im ersten Moment dazu, an eine Fälschung zu denken; aber das Stück sah gar nicht neu aus; die ganze Arbeit war eine so sorgfältige, die Manier, in welcher die Runen und Zeichen eingeschlagen waren, eine so eigenthümliche, und, was mein Zeichner mir sofort bemerkte, mit der Decorationsweise einiger Fibeln und anderer Schmuckstücke aus der Völkerwanderungszeit, die wir in Rom zusammen untersucht und gezeichnet hatten, so übereinstimmend, dass ich für jenen Umstand eine andere Erklärung suchen zu müssen glaubte. Bronzene Lanzenspitzen aus der Völkerwanderungszeit waren mir sonst nicht bekannt; es schien mir aber nicht unwahrscheinlich, dass es sich hier um ein sacrales Stück oder um die weitstrahlende Waffe eines Häuptlings handeln könne. Der Fundbericht war so bestimmt und wurde mir mitgetheilt von Hrn. Battaglini selbst, der das Stück bei dem Bauer zufällig entdeckt hatte; an dem Stück selbst konnte man deutlich sehen, dass es durch lange Zeit in Asche und Feuer gedient hatte, was auch genügend erklärte, dass die Patina so zerstört war; dass es sonst so wohl erhalten war, wurde durch die wahrscheinliche Herkunft aus einem Moor auch ganz erklärlich. Ich glaubte somit, nicht an der Aechtheit des Stückes zweifeln zu können.

Durch Prof. Bugge's Brief, der mich auf die so höchst auffallende Aehnlichkeit der neuen Runenlanze mit der Müncheberger aufmerksam machte, wurde ich nun stark alarmirt. Glücklicher Weise traf sein Brief mich noch in Venedig. Ich begab mich sofort zu Hrn. Battaglini, sprach den Wunsch aus, das Stück noch einmal genau untersuchen zu dürfen und zu dem Zweck die Schlüssel der Glasschränke des Torcello-Museums zu erhalten. Mit der grössten Bereitwilligkeit kam er meinem Wunsche entgegen, stellte mir seine grosse barca mit 4 Mann (der Tag war ziemlich windig) zur Disposition und fuhr selbst mit hinaus nach Torcello.

Als Resultat dieser neuen Nachforschungen und Untersuchungen kann ich nun Folgendes anführen:

Das Stück ist nicht, wie im ersten Aufsatz angeführt, in diesem Jahre dem Museum in Torcello zugegangen, sondern im Februar oder März 1882. Der Bauer, in dessen Hause es angetroffen wurde, ist jetzt ein Mann von 50—60 Jahren; da die Lanzenspitze schon in seiner Kindheit als Feuerschaufel im Hause diente, kommen wir mit der wahrscheinlichen Ausgrabung des Stückes aus der Erde mindestens

50 Jahre in der Zeit zurück. Dieser Fundbericht kann nicht bezweifelt werden; ich hatte zwar keine Gelegenheit, den betreffenden Bauer zu sprechen und aus seinem Munde den Bericht zu hören, aber die Mittheilungen des Hrn. Battaglini, des verdienten Verfassers der Geschichte von Torcello und des Begründers des dortigen werthvollen Museums, sind für mich über jeden Zweifel erhaben.

Dass die Inschrift der Lanzenspitze bei dem Museum für eine etruskische galt und auch seitens der archäologischen Direction im Cultusministerium in Rom für eine solche erklärt worden war, hält den Verdacht einer Fälschung vom Museum und überhaupt von Italien fern, denn wenn das Stück moderne Arbeit wäre, müsste es von einem, mit den älteren Runen und mit den in Norddeutschland gefundenen Runenspeeren vertrauten Manne gemacht sein. Der Umstand, dass diese schön und mit grösster Sorgfalt gearbeitete Lanzenspitze als Feuerschaufel im Hause eines Bauern auf der kleinen, abseits gelegenen Lagunen-Insel angetroffen wird, und weiter, dass dieser Bauer das Stück sofort dem Museum überlässt, nur so viel Entschädigung fordernd, dass er sich eine andere Feuerschaufel kaufen könne [1], — spricht entschieden dafür, dass das Stück dort aussen in der Erde seiner Zeit gefunden worden ist. — Wenn die Lanzenspitze nicht antik sein sollte, müsste man sich etwa folgende Combination vorstellen: dass im vorigen Jahrhundert etwa ein antiquarischer Amateur in Deutschland nach dem Müncheberger Speer (damals wusste ich noch nichts über den Zeitpunkt der Auffindung dieses „Originals") eine Nachahmung in Bronze hätte machen lassen, und zwar mit Absicht weit grösser, wie das Original, und mit einigen Aenderungen in der Dekoration und in der Inschrift, — dass diese Nachahmung so vielleicht durch Tausch in die Hände eines italienischen Amateurs im Venetianischen gelangt wäre, — dann auf seinem Gute in die Erde verloren gegangen, und schliesslich von einem Arbeiter aus Torcello zufälligerweise wiedergefunden, nach Hause mitgenommen und dort als Feuerschaufel in Gebrauch genommen wäre, — eine Combinationsreihe, die mir doch so unwahrscheinlich schien, dass ich sie sofort abweisen zu müssen glaubte.

Vom Stücke selbst ist Folgendes zu sagen: Das wichtigste Kriterium wäre die Patina, aber damit ist in diesem Falle nicht viel anzufangen; durch den (halbhundertjährigen) Gebrauch der Lanzenspitze im Feuer ist die Patina ganz zerstört; die Oberfläche ist jetzt schwarzbraun und wie angebrannt; eine durch Oxydation erzeugte Oberflächen-Schicht ist nicht mehr zu erkennen. Nur an der Dülle sind Spuren einer Patina, die am meisten an Moorfund-Patina erinnern. Uebrigens ist das Stück, wie schon angeführt, merkwürdig wohl erhalten: die Linien, welche die Conturen der Runen und Zeichen bilden, stehen so scharf und fein, als hätte sie der Grabstichel gestern gezogen. Eine frühere Oxyd-Patina mag, wie gesagt, weggebrannt sein, aber eine ähnliche vortreffliche Conservirung lässt sich ja sehr oft an Gegenständen beobachten, die im Moor oder unter besonderen Umständen gefunden worden sind. Nur die Ornamentlinien an der Dülle sind unten und in der Mitte so stark abgenutzt, dass sie theilweise kaum mehr erkennbar sind; möglicherweise kann diese Abnutzung zum Theil neu sein, indem das Stück hier oft angefasst wurde während der langen Zeit, wo es als Feuerschaufel diente. — Ueber die technische Herstellung der Zeichen und der Runen habe ich früher gesprochen: die Contourlinien sind mit dem Grabstichel gezogen: mit punzirten Kreisen und Sternchen sind die Zwischenräume ausgefüllt. Diese Arbeit ist mit der grössten Sorgfalt und Sauberkeit gemacht. Eine ganz analoge

1) Der Bauer forderte nur eine neue Feuerschaufel für die Ueberlassung des Stückes; da die Lanze dem Hrn. Battaglini so interessant schien, bezahlte er dem Manne 25 Francs.

Decorationsweise ist mir bekannt an Fibeln- und anderen italischen Schmuckstücken aus der Völkerwanderungszeit, die ich aus einer Privatsammlung in Rom habe zeichnen lassen für eine Abhandlung, die ich für die Gesellschaft vorbereite; an modernen Bronzearbeiten erinnere ich mich nicht eine solche Arbeit gesehen zu haben.

Die Vergleichung der zwei Inschriften stellt sofort ausser Frage, dass hier ein innerer Zusammenhang besteht, und dass die Müncheberger Inschrift die correctere ist. Die erste Rune in unserer Torcello-Inschrift zeigt ja eine Unform; die Krümmung des linken Stabes nähert sich sehr der Form auf dem Müncheberger Speere und lässt bestimmt schliessen, dass hier ein ᚱ wiedergegeben ist. Die Variationen in der zweiten Rune, + anstatt ᚨ, und in der Form der vierten, ᛃ für ᛃ, scheinen zu beweisen, dass der Verfertiger des Torcello-Speeres einige Kenntnisse, wenngleich mangelhafte, des Runenalphabetes gehabt haben muss. Auch in den heiligen Zeichen lassen sich einige Variationen beobachten; eine nur vergrösserte Bronze-Copie des Müncheberger Speeres ist der von Torcello somit keinesfalls.

Mein Resultat nach diesem zweiten Ausfluge nach Torcello war, dass ich mich nicht hatte überzeugen können, dass hier eine moderne Fälschung vorläge; auf der anderen Seite fühlte ich mich aber auch nicht von jedem Zweifel befreit gegenüber der so auffallenden Aehnlichkeit mit der Müncheberger Lanzenspitze. Ueber einen Punkt fühlte ich mich jedoch beruhigt: um eine moderne, seitens des Torcello-Museums oder in Italien überhaupt verfertigte Nachbildung nach einer Zeichnung des Müncheberger Speeres konnte es sich hier nicht handeln.

Da es für die Beurtheilung dieses Verhältnisses von entscheidender Bedeutung war, die Fundgeschichte der Müncheberger Lanze zu kennen, und ich darüber nichts Bestimmtes wusste, auch in Venedig keine Gelegenheit haben konnte, einschlägige Literatur einzusehen, so schrieb ich gleich beim Empfang des Bugge'schen Briefes an Hrn. Dr. Voss in Berlin mit der Bitte, mich darüber zu informiren. Dr. Voss theilte mir gütigst umgehend mit: „Die Runenlanzenspitze wurde beim Bau des Bahnhofes Müncheberg im Jahre 1865 gefunden und ist wahrscheinlich sogleich in den Besitz der Sammlung des Vereins für Heimatbskunde in Müncheberg gelangt. — In der Blell'schen Sammlung in Tüngen sah ich einen Bronzeabguss eines Gypsabgusses der Speerspitze; Blell hielt denselben für ein ächtes Stück, während Tischler schon seine Bedenken geäussert hatte, die ich auch nur bestätigen konnte."

So bestimmt die Mittheilung über das neue Datum der Auffindung der Müncheberger Lanze das Alter der von Torcello zu beweisen schien, so machte die Nachricht von der Bronzecopie bei Hrn. Blell mich doch etwas bedenklich. Wohl konnte unser Stück von Torcello kein Abguss sein, da es mehr wie doppelt so gross, in einer andern Technik hergestellt und mit der grössten Sorgfalt gearbeitet ist, aber konnte nicht derselbe Künstler, der den Blell'schen Bronzeabguss gemacht hat, auch freiere Nachahmungen in Bronze in die Welt gesetzt haben? Ich schrieb darüber sofort dem Hrn. Dr. Tischler und habe jetzt von ihm folgende Antwort bekommen:

„Die Blell'sche Lanzenspitze ist einfach eine Fälschung, ein einfacher, ungeschickter Abguss der Müncheberger (Voss glaubt, nach einem Gypsabguss, ich glaube nach dem Original). Es ist ein Sandabguss, daher die Zeichen zum Theil undeutlicher und überhaupt nur da vorhanden sind, wo die Silberausfüllung verschwunden ist; wo das Silber erhalten war, ist die Fläche ganz glatt. Auch zeigen sich am Abguss alle Defekte des Originals, abgeblätterte Stückchen, Rostgruben u. s. w. Ich fand dies durch genaueste Vergleichung mit der Berliner Photographie, später sah sie noch

Voss. Es ist also keine Nachbildung, sondern ein einfacher Abguss, ohne jede Bedeutung, mithin für diese Frage werthlos."

Ueber den wichtigsten Punkt, woher Hr. Blell seinen Abguss erhalten hat, und inwiefern der Verfertiger des Abgusses auch freie Nachbildungen gemacht hat, kann also nichts angegeben werden.

Nach alle dem, was ich hier vorgeführt habe, muss der Runenspeer von Torcello von dem gegen ihn erhobenen Verdacht freigesprochen werden. Ich stütze mich dabei namentlich auf den Fundbericht, der nach meiner Meinung nicht angezweifelt werden darf. Da aber der innere Zusammenhang zwischen den Runenlanzen von Müncheberg und Torcello unverkennbar ist, so muss man annehmen, dass die von Torcello eine im Alterthum gemachte Nachbildung der Müncheberger ist, oder dass beide eine andere dritte wiederholen[1]).

Ich habe über diese Angelegenheit so ausführlich berichtet, so zu sagen die ganze Procedur vorgelegt, weil die Sache so wichtig ist, und weil ich jedem die Gelegenheit bieten wollte, aus dem ganzen Material sein eigenes Urtheil zusammenzufassen.

Nachtrag. Berlin, 15. December. So eben erhalte ich einen Brief von Hrn. Professor Henning in Strassburg, aus dem ich Folgendes hier anführen will:

„Da Ihnen die Literatur vielleicht nicht so zur Hand ist, möchte ich Ihnen nachträglich noch Folgendes mittheilen:

„1. Ebenso wenig, wie nach dem Original, kann die Spitze von Torcello nach der ersten Publikation (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1867) angefertigt sein, wegen der hier vorhandenen grossen Ungenauigkeiten, welche auf der neuen Spitze sich nicht finden.

„2. Auch die zweite Publikation, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum XIV (1869), kann nicht zu Grunde liegen, weil die Vorderseite in ähnlichem Maasse fehlerhaft ist und die Rückseite ganz fehlt.

„3. Kann auch die Publikation bei Stephens II (1867/68) nicht zu Rathe gezogen sein; die Abweichungen sind zu grosse, als dass ein Zusammenhang wahrscheinlich wäre.

„4 Dagegen hat es mich frappirt, dass auch in der Abbildung bei Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde I, 167 (1880) und danach im Kataloge der Ausstellung (Berlin 1880), Supplement S. 11, der Hauptstrich der ersten Rune zu kurz ausgefallen ist.

„Nur mit der letzten Publikation scheint mir ein Zusammenhang wenigstens denkbar. Damit Ihnen dies nicht Jemand nachträglich entgegenhalte, möchte ich Sie im vorweg darauf hinweisen, obwohl ich diese Verkürzung des ersten Striches

---

1) Hr. Battaglini theilte mir mit, dass ein Arzt aus dem Estensischen oder Padovanischen, der die Torcello-Lanze gesehen hätte, ihm erklärte, dass auch er eine Bronzelanze mit etruskischer Inschrift besässe, gefunden bei Este. Dieser Bericht hat mir keinen Eindruck gemacht; ich vermuthe nehmlich, dass es sich hier um einen Votiv-Nagel aus Bronze handelt mit „euganeischer" Inschrift (im „nordetruskischen" Alphabete). Das Museum in Este besitzt eine grosse Menge solcher bronzener, grösserer und kleinerer Votiv-Nägel, mit vielen anderen Votiven dicht bei Este auf einer alten Tempelstätte ausgegraben; der Ort heisst chiusura Baratela. Dieser Fund wird von Ghirardini in den Notizie degli scavi nächstens publicirt werden. — Ich habe aber doch den Collegen und Freunden in Este geschrieben, um über jene „Lanze mit Inschrift" vielleicht Näheres und Sichereres erfahren zu können.

nur für eine der sonstigen Ungenauigkeiten der betreffenden Abbildung halte. Aber bemerkenswerth ist dies Zusammentreffen immerhin.

„Also vor dem Herbst 1880 könnte die eventuelle Nachbildung nicht angefertigt sein, und dann müsste, meines Erachtens, nothwendig auch der Museumsdirektor darum wissen. Hier ist also die hohe Meinung, die Sie von dem Manne haben, sehr wichtig. Für besonders schwerwiegend halte ich ferner die abweichende, aber wie mir scheint, alterthümliche Art der Ornamentirung. Fügen Sie doch gleich etwas über die Analogien hinzu, auf die Sie in Ihrem Berichte verweisen". . . .

Dem Wunsche Professor Henning's entsprechend füge ich hinzu, dass die Analogien, auf die ich bezüglich der Dekorationsweise zunächst hingewiesen habe, in Rom, in der Sammlung des Hrn. Augusto Castellani, des berühmten Goldschmiedes, sich befinden. Es sind eine grosse Fibel und mehrere flache runde Knöpfe aus Bronze, die mit anderen Alterthümern aus der Völkerwanderungszeit aus einem Skeletgrabe bei Rieti herrühren. Diese Gegenstände sind mit eingestempelten Ornamenten von Kreisen, Doppelkreisen und mit einem Kreise gefüllter Vierecke dekorirt (Sternchen kommen nicht vor). Diese Ornamente bilden Reihen und sind in ganz ähnlicher Tiefe und Schärfe eingestempelt, wie an unserer Spitze von Torcello, so dass sowohl mein Zeichner wie ich beim ersten Anblick der Speerspitze an jene Stücke von Rieti erinnert wurden. Diese Gegenstände aus Rieti werden in einer Arbeit über die Alterthümer aus der Völkerwanderungszeit in Italien abgebildet werden, die ich später in dieser Zeitschrift zu publiciren beabsichtige.

Schliesslich ressümire ich meine Ansichten über die Runenlanze von Torcello dahin:

Aus dem Stück selbst lässt sich ein entscheidendes Kriterium nicht entnehmen, weil die Patina fast ganz zerstört ist. Die Abnutzung der Ornamentlinien an der Dülle, die hier vorhandenen Patinaspuren, die sorgfältige Ausführung und die mit anderen sicheren italischen Alterthümern aus der Völkerwanderungszeit übereinstimmende Dekorationsweise, — dies alles spricht für die Alterthümlichkeit der Lanzenspitze. Dass hier eine nach einer Abbildung aus dem Jahre 1880 angefertigte Nachbildung vorliegen sollte, scheint mir undenkbar. Wäre die Torcello-Spitze eine moderne Nachbildung der Müncheberger, so müsste sie in Müncheberg selbst kurz nach der Auffindung des dortigen Runenspeeres angefertigt sein, — vielleicht von demselben Manne, der den Blell'schen Bronzeabguss gemacht hat. Für mich aber schwindet jede Möglichkeit, dass die Torcello-Spitze modern sei, vor dem mir von Hrn. Battaglini, einem Ehrenmanne, mitgetheilten Fundbericht und den Fundumständen; seine Mittheilungen dürfen, nach meiner Ansicht, nicht angezweifelt werden.

(8) Hr. Virchow zeigt einen ihm von Hrn. Schliemann mit dem Ersuchen, ihn der Gesellschaft vorzulegen, übersendeten

Ohrring aus der ältesten Stadt von Hissarlik.

In seinem Werke Ilios, Leipzig 1881 S. 284 Fig. 122 führt Hr. Schliemann einen kleinen Schmuckgegenstand auf, von dem er S. 286 sagt: „Von Silber ist das merkwürdige Gehänge eines Ohrringes, das in seiner Form einem primitiven Schiffchen gleicht und vermittelst eines dünnen Drahts am Ohre aufgehängt war. Ich würde es überhaupt nicht für einen Ohrring gehalten haben, hätte ich nicht eine grosse Anzahl ähnlicher Gehänge aus Gold in der dritten Stadt gefunden. Die Abbildung lässt an eine Fibula denken, an der nur die Nadel fehlt. Dafür ist aber das Goldblech viel zu dünn und dies ist noch viel mehr bei den in der dritten, der

verbrannten Stadt gefundenen Ohrringen gleicher Form der Fall, welche alle aus sehr dünnem Goldblech verfertigt sind.“ Einer dieser letzteren ist Ilios S. 559 Fig. 917 abgebildet. Hr. Schliemann sagt darüber S. 561: „Sie haben die Gestalt eines primitiven Bootes und bestehen aus einfachem Goldblech. Die beiden Enden sind spiralförmig rundgebogen und mit den Löchern dieser Spiralen wurden sie durch einen dünnen Golddraht in das Ohr gehängt. Jeder dieser bootförmigen Ohrringe ist mit 21, mit der Punze gemachten, hervorstehenden Punkten verziert.“

Leider ist von keinem dieser Gegenstände der Schlussdraht gezeichnet, und so wahrscheinlich es ist, dass ein solcher vorhanden gewesen ist, so war der Zweifel doch nicht ganz beseitigt, ob es sich hier wirklich um Ohrringe gehandelt habe. Unzweifelhaft gleicht die Form des Gegenstandes in hohem Maasse der alten Bogenfibula, wie ich sie so zahlreich im Kaukasus gefunden habe. In meinem Buche über Koban (S. 31 Anm. 1) habe ich diese Aehnlichkeit besonders hervorgehoben, mich jedoch damit beruhigt, dass Hr. Schliemann das Stück mit einem primitiven Schiffchen verglich. Dieser Vergleich, sagte ich, zeige, „dass der Bügel ausgehöhlt, also jedenfalls von der kaukasischen Fibelform verschieden war.“ Alle Nachforschungen nach diesem Stück in unserem Schliemann-Museum waren leider vergeblich; auch die persönliche Musterung des Hrn. Schliemann im Sommer führte zu keinem Ergebniss.

Inzwischen war das Stück sowohl von den HHrn. Dumont und Chaplain, als von Prof. Jebb als Fibula angesprochen worden. Hr. Schlieman hat diese Auffassung in seinem neuen Buche Troja, Leipzig 1884 S. 54 Anm. und S. 269 energisch zurückgewiesen und wiederholt versichert, dass weder in den vorhistorishen Ansiedelungen auf Hissarlik, noch in der lydischen Ansiedelung eine Spur von Fibula vorkomme.

In einem Briefe vom 29. November berichtet er jetzt, dass er unter der grossen Masse der in Athen gebliebenen Nadeln der 4 untersten Städte von Hissarlik nun doch den vermissten Ohrring gefunden habe und dass er ihn mir zur Prüfung und zur demnächstigen Uebergabe an die hiesige Trojanische Sammlung übersende. So bin ich denn in der glücklichen Lage, das viel discutirte Stück hier vorzulegen.

Es ergiebt sich nun sofort, dass ich die Beschreibung des Hrn. Schliemann missverstanden hatte. Wie schon erwähnt, hatte ich aus seiner Vergleichung mit einem Boot gefolgert, dass das Stück „ausgehöhlt“ sei, dass es also eine gewisse Aehnlichkeit mit der uns geläufigen Form unserer prähistorischen Ohrringe oder auch mit der altitalischen Fibula, welche man „Kahnfibula“ (a navicella) nennt, besitze. Dies ist aber keineswegs der Fall; im Gegentheil, der Bügel ist ganz platt und eben, so dass er, von der Kante gesehen (Holzschn. 2), eine ganz gerade Zeichnung ergiebt. Somit nähert sich das Stück allerdings in unverkennbarer Weise der kleinen Bogenfibula mit plattem Bügel, welche ich aus einem Kindergrabe von Koban (Atlas zu meiner Abhandlung. Taf. I Fig. 4) abgebildet habe, nur dass bei dieser blos an einer Seite eine spiralförmige Drehung des Drahtes vorhanden ist, während auf der andern der gewöhnliche Falz zur Aufnahme der Nadel angebracht ist.



Natürliche Grösse

Trotz dieser Aehnlichkeit glaube ich nicht, dass man das Stück von Hissarlik als eine Kinderfibula ansprechen darf. Es erscheint dazu zu klein und zart. Es misst nehmlich an seiner Basis nur 25 *mm* (Länge), während der Radius bis zum äusseren convexen Rande (eine gerade Basislinie vorausgesetzt) 15 *mm* beträgt. Der

Bügel selbst oder vielleicht besser die Platte hat in ihrem mittleren Theil, wo sie am breitesten ist, 8 *mm* im Querdurchmesser, dagegen nur 1 *mm* Dicke. Die Platte, die man allerdings mit dem Längsdurchschnitt eines Bootes vergleichen kann, bildet einen sehr regelmässigen Halbmond, dessen beide Hörner sich jederseits in einen feinen, drehrunden, kaum 1 *mm* dicken Draht fortsetzen. An dem einen (in der Zeichnung Fig. 1 rechten) Horn ist der Draht sofort in eine doppelte, mit ihren beiden Windungen etwas divergirende Spirale gebogen, deren Ende so stark mit Rost bedeckt ist, dass man nicht genau erkennen kann, ob dasselbe abgebrochen ist oder von Anfang an angedrückt war. Jedenfalls bemerke ich keine Andeutung davon, dass der Draht an dieser Stelle weiter gegangen ist. Die Spirale liegt, wie aus der Seitenansicht (Holzschn. 2 unten) ersichtlich ist, nicht in derselben Ebene mit der Platte, sondern auf der einen Seite. Dasselbe gilt von der anderen (in Fig. 1 linken, in Fig. 2 oberen) Spirale. Hier läuft zunächst der Draht 4 *mm* weit frei, in einer schwachen, etwas seitlich gewendeten Curve und bildet dann nahezu 2 vollständige Spiralwindungen, an deren Ende er in einer rauhen, gleichfalls verrosteten Bruchstelle ausgeht. Beide Spiralen sind demnach in derselben Richtung von der Platte abgebogen. Auch ist es sehr wahrscheinlich, dass der Draht hier weiter ging. Dies konnte nun freilich eben so gut in Form einer geraden Nadel, wie bei einer Fibel, oder in Form eines ringförmig gebogenen Bügels, wie bei einem Ohrringe, der Fall sein. Für letztere Annahme spricht einerseits die dünne Beschaffenheit des Drahtes, welche zur Befestigung eines Kleidungsstückes wenig Sicherheit bot, andererseits der Mangel einer zur Aufnahme einer Nadel geeigneten Einrichtung, wie etwa eines Falzes am anderen (rechten) Ende. Auch darf erwähnt werden, dass für eine Fibel die Platte verhältnissmässig gross erscheint.

Wäre von den goldenen Stücken der verbrannten Stadt ein einziges vollständig erhalten, so würde die Deutung ungleich zuverlässiger sein. Aber leider scheint von allen 9 „Ohrringen" kein einziger unversehrt gefunden zu sein. Immerhin weiss ich keine näherliegende Deutung, als die von Hrn. Schliemann angegebene. Handelt es sich aber auch um einen Ohrring und nicht um eine Fibula, so wird man doch nicht anstehen dürfen, anzuerkennen, dass die uns nun so bekannt gewordene Form der Bogenfibula in diesem Ohrringe gleichsam präformirt vorhanden ist, und es erscheint um so seltsamer, dass man, nachdem diese Form einmal gewonnen war, nicht alsbald auch zu der Erfindung der Bogenfibula gekommen ist. Das Problem dieser Erfindung complicirt sich dadurch. Während ich früher nachzuweisen gesucht habe, dass die Bogenfibula durch einfache Biegung einer ursprünglich geraden Nadel entwickelt worden ist, muss ich jetzt wenigstens die Möglichkeit zugeben, dass dieser Vorgang schon früher an dem Ohrringe ausprobirt sein mag.

Die genauere Prüfung des Stückes hat aber noch eine andere Ueberraschung ergeben. Als dasselbe in meine Hände kam, hatte es eine mattschwärzliche Grundfarbe, auf welcher zahlreiche hell- und graugrüne, etwas erhabene, unregelmässige Flecke verbreitet lagen. Hr. Schliemann hatte angenommen, es sei Silber. Aber die vielfach hervortretende grüne Patinirung machte mich bedenklich, und als ich an einer kleinen Stelle die tiefere Schicht blosslegte, zeigte sich eine rein kupferrothe glänzende Färbung. Hr. Juwelier Telge erbot sich in freundlich entgegenkommender Weise, seinerseits die Prüfung vorzunehmen. Er legte mit grosser Vorsicht einen kleinen Theil der Platte frei und überzeugte sich, dass sie aus reinem, unlegirtem Kupfer bestehe. Er glaubte dabei aber eine Art von Zeichnung wahrzunehmen, und ich bat ihn daher, eine etwas grössere Stelle freizulegen. Dabei ergab sich, dass zunächst unter der Patina eine härtere, ziemlich glatte, dunkelrothbraune Schicht

sitzt, auf welcher eine Anzahl, etwa 4, breiter, seichter, ornamentartiger Streifen oder Eindrücke, der Längsrichtung der Platte entsprechend und parallel mit einander, erscheinen. Hr. Telge war geneigt, diese Schicht für eine Art von Email zu halten. Allein die mikroskopische Untersuchung lehrte, dass auch nicht eine Spur von Glasfluss darin enthalten ist; es ist durchweg eine rothbraune, vollständig in Säure lösliche, bröckelige Masse. Hr. Salkowski constatirte auf chemischem Wege, dass es reines Kupferoxyd ohne die mindeste Beimengung von Silber ist.

Unter dieser Oxydschicht sitzt die eigentliche, ganz unangegriffene Kupfermasse, welche glänzendroth und durchweg feinfaserig, mit dem Verlauf der Fasern in der Längsrichtung der Platte, erscheint. Es dürfte daraus folgen, dass das Stück gehämmert und ausgezogen, nicht gegossen ist.

Somit gehört dasselbe, wie die anderen von Hrn. Schliemann Ilios S. 285 erwähnten, welche Hr. Chandler Roberts analysirte, zu den reinen Kupfergeräthen, welche für die älteste prähistorische Ansiedelung von Hissarlik so charakteristisch sind, — eine Thatsache, welche von nicht geringerer Bedeutung ist, als die Form des Stückes, so wichtig dieselbe für die Entwickelungsgeschichte der Metallformen auch angesehen werden muss.

(9) Hr. Friedel übergiebt einen Bericht des Prof. Dr. F. C. Noll über

Steingeräthfunde aus der Gegend von Frankfurt a. M.

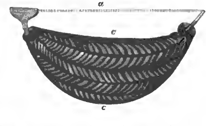
Ich erhielt kürzlich ein Jadeit-Beil in Vilbel, einem Ort, den die Römer bewohnten, — der zweite derartige Fund aus hiesiger Gegend. Grösste Länge 72 *mm*, die rundliche Schneide 31 *mm* breit; nach hinten verjüngt das Beil sich stark. Das erste Stück ist in Heddernheim, der Römer-Niederlassung in unserer Nähe gefunden. Was machten die Römer mit dem Jadeit? Weiter wird es interessiren, zu hören, dass ein Herr Ritter im Taunus, woselbst man bislang dergleichen Fundstücke nicht kannte, 65 Stein-Beile u. s. w., dabei 7 Hohlmeissel, gesammelt hat. Das Material ist zum Theil Westerwald-Basalt, zum Theil noch festzustellen. Meiner Ansicht nach können 2 Stücke davon aus dunkelgrünem Jadeit sein, doch sind sie noch mineralogisch zu bestimmen. Die Form der Geräthe ist eine feine, elegante; manche sind freilich stark verwittert. Sie stammen aus Orten, die auf Abhängen liegen, mit südlicher Neigung. Aus den Thälern hat der genannte Sammler Steinwerkzeuge noch nicht auftreiben können. In Bezug auf die gedachten Fundstücke füge ich hinzu, dass die Schneide abgebrochener Aexte als Keil zum Holzspalten gedient zu haben scheint. Stücke von 40—50 *mm* Länge zeigen an ihrem abgebrochenen Ende beiderseits Aussprünge, die durch Hiebe, welche auf das Bahnende geführt wurden, entstanden sind. Diese Benutzung scheint mir unzweifelhaft, es sind einige Stücke der Art dabei.

(10) Hr. Dr. Anger, jetzt Gymnasialdirector in Graudenz, berichtet in einem Schreiben an den Vorsitzenden, dass er am 24. November an letzterem Orte eine Alterthums-Gesellschaft gegründet habe, welche bereits 40 Mitglieder zählt, und welche beabsichtigt, ein eigenes Museum anzulegen. Für letzteres sind die 3 Privatsammlungen der HHrn. Scharlock, Florkowski und Bohm zugesagt. Hr. Anger berichtet in demselben Schreiben über die Auffindung von Brandpletter bei Rondsen, 1 M. von Graudenz, wo zusammengebogene eiserne Schwerter, Schildbuckel, Lanzenspitzen, darunter eine mit gewellter Verzierung, Fibeln, Messer, Spinnwirtel und Ceremonialurnen gefunden wurden.

(11) Hr. W. Schwartz macht Mittheilung über neue, höchst interessante Funde auf dem bekannten

Gräberfeld bei Kazmierz in Posen

nach zwei Briefen des Freiherrn v. Hardenberg in Posen. Derselbe hatte dort einer Ausgrabung beigewohnt und schreibt über dieselbe unter dem 5. December:



„Vor einigen Tagen besuchte mich Hr. Fehlan und theilte mir mit, dass er nach meinem Weggange von Kazmierz noch viele Sachen gefunden, so eine Menge Bernstein- und Thonperlen, grosse eiserne Ringe und nebenstehend skizzirte Fibula, die er mir im Original zeigte und die wohl ein Unicum sein dürfte. Die in der Skizze dunkel gehaltenen Striche bedeuten Vertiefungen. Das Ganze ist sehr plump, aber ganz eigenthümlich.“ —

Weiter heisst es in einem Briefe vom 7. desselben: „Nachstehend beehre ich mich, das vollständige Verzeichniss der Kazmierzer Funde mitzutheilen als Nachtrag zu meiner Skizze der Glas-Fibula in dem Briefe vom 5. Den Bernstein-Schmuck habe ich noch nicht gesehen, derselbe muss aber nach Hrn. Fehlan's Beschreibung prachtvoll sein.

Fundbericht: I. Eisen. 2 Ringe von 25 *cm* Durchmesser, 1 Ring von 20 *cm* Durchmesser, 2 Ringe von 11 *cm* Durchmesser, 3 Ringe von 9 *cm* Durchmesser, 1 Ring von 5 *cm* Durchmesser, 1 Meissel, 1 sichelartiges Messer, 1 Lanzenspitze, 1 Celt, 2 Pferdetrensen mit Resten von Bronze.

II. Bronze. 1 Fibula, 1 Nadel mit gewundenem Kopf, 1 Reif von 7 *cm* Durchmesser, 1 Celt, 1 kleines Ohrgehänge.

III. Bernstein. Schmuck von Perlen und Ringen und einem grösseren medaillonartig geformten Stück, — eine Kette von 2 *m* Länge bildend.

IV. Glas. Diverse blaue Perlen, diverse blaue Perlen mit gelber Zeichnung, die erwähnte Fibula mit Heftnadel von Bronze (Holzschn.).

V. Thon. Verschiedene Urnen.

Hr. Schwartz hofft von Hrn. Fehlan, der leider längere Zeit leidend gewesen, noch einen weiteren Bericht über das zu erhalten, was überhaupt, seitdem er Posen verlassen, noch in Kazmierz gefunden. In Betreff des Bernsteinschmuckes erinnert er an den gleichfalls kostbaren Schmuck, bestehend aus einem grossen Bernsteinring mit 2 Bronze-Berloques, welchen er selbst früher dort gefunden und s. Z. auf der Berliner anthropologischen Aussellung gezeigt hatte. —

Hr. Virchow erklärt, dass diese Fibel bis ins Kleine mit der in den Gräbern Arnoaldi in Bologna vorkommenden Form übereinstimmt; er verspricht in der nächsten Sitzung ein entsprechendes Exemplar aus Bologna vorzulegen. —

Hr. Undset bestätigt die Uebereinstimmung, macht weitere Mittheilungen über Vorkommen und Verbreitung dieser Fibelform in norditalischen, bez. etruskischen Gräbern des 6. oder 7. Jahrhunderts v. Chr. und verweist auf die Aehnlichkeit der Glasmasse mit jener der kleinen Balsamfläschchen und den möglichen Ursprung der Fabrikation in Phönicien.

(12) Hr. Zieske übersendet Fundgegenstände und Bericht über

Steinkistengräber mit Gesichts- und Mützenurnen bei Schloss Kischau in Westpreussen.
Hierzu Tafel X.

In meinem Heimathsorte, Schloss Kischau im Berenter Kreise, wurden mir gelegentlich eines Besuches im Sommer 1880 von glaubhafter Seite mehrere Stellen in der Nähe des genannten Ortes als Fundstellen von Urnen bezeichnet. Es sind dies folgende:

1. unmittelbar südlich des Weges von Kischau nach Neuhof, auf einem ausserhalb der eigentlichen Grundstücks-Grenzen liegenden, zum Kruggrundstück in Kischau gehörigen Feldstücke, dicht an der Chwarsnauer Grenze;

2. der vorbezeichneten Stelle gegenüber auf der andern Seite des Weges auf dem zu dem Steckel'schen Grundstücke gehörigen Feldstücke;

3. auf der Chwarsnauer Gemarkung, nördlich des Weges von Kischau nach ersterem Orte, unmittelbar an der Kischauer Grenze;

4. unmittelbar bei Schloss Kischau auf dem von der Chaussee und den beiden aus dem Dorfe führenden Wegen eingeschlossenen Hügel;

5. im Orte selbst, in der Nähe des Brunnens im Steckel'schen Garten.

Die entferntesten dieser Stellen liegen noch nicht 3 *klm* auseinander. Die Gegend, von dem Flüsschen Ferse durchzogen, ist wasserreich; mehrfach finden sich in der Nähe der prähistorischen Begräbnissstätten jetzt trockene Seebecken.

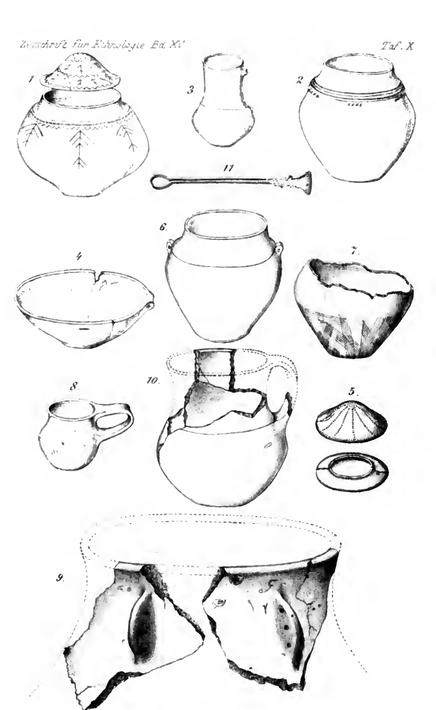
Die Umstände gestatteten mir im selben Jahre auf der erst bezeichneten Stelle nähere Untersuchungen vorzunehmen, welche ich im Sommer 1881 fortsetzte.

Die betreffende Stelle befindet sich an der Lehne eines nicht steil abfallenden Hügelplateaus. Der sandige Boden ist wahrscheinlich erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts der Beackerung werth erachtet worden. Aus meiner Knabenzeit, Ende der fünfziger Jahre, erinnere ich mich, dass dieses Feld meist brach gelegen hat; von Urnenfunden war damals noch nichts bekannt. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass auf der betreffenden Stelle grössere Steine gelagert waren, wenigstens deuteten darauf einzelne Exemplare derselben, die ich als Knabe noch am Wege liegen sah. In den letzten Jahrzehnten ist die Erde durch die Einwirkung des Pfluges von den höher gelegenen mehr nach den tiefen Stellen der Lehne geschält worden. Hierdurch wurden an ersteren flach liegende Steine vom Pfluge freigelegt, die sich als Decksteine von Steinkistengräbern erwiesen. Zur Zeit meiner Untersuchung waren die Gräber an den höchstgelegenen Stellen fast sämmtlich zerstört.

Die Abmessungen der Gräberstelle, die von oben erkennbar nicht begrenzt war, betrugen etwa 60 Schritte in der Länge und 50 Schritte in der Breite.

An den tiefer gelegenen Stellen der Hügellehne gelang es mir, mittelst eines Visitireisens sehr bald die Lage einer grösseren Zahl von Steinkistengräbern festzustellen. Dieselben wurden nun mit der erforderlichen Vorsicht freigelegt und erwiesen sich meist als vollständig intakt. In Beziehung auf die Lage zu einander liess sich bei einem Theil derselben eine gewisse Regelmässigkeit erkennen. So wurden mehrere Gräber aufgedeckt, die in einer Reihe parallel und mit nahebin gleichem Abstand (etwa 6 Schritte) nebeneinander lagen.

Die Längsrichtung der Gräber war von Nord nach Süd, mit geringer Abweichung von der Nordrichtung nach Osten. Die Erdschicht über der Steindecke der Gräber hatte eine Mächtigkeit von 30—80 *cm*. Grössere Steine fanden sich in derselben nicht. Bei dem Aufgraben wurde derart verfahren, dass zunächst die Deckplatten freigelegt und dann ringsum ein Graben gezogen wurde. Alsdann



W. A. Meyn lith.



zeigte sich das Grab als nebenbin regelmässig rechteckige Steinkiste. Die äussere Länge der Steinkisten betrug 100—175, die äussere Breite 45—85, die Höhe 40—50 *cm*.

Umfassungswände und Decke der Kiste bestanden aus grossen Steinplatten von einem röthlichen Stein, der sich nach Art des Schiefers schon durch Aufschlagen mit einem andern Stein in dünne Platten sprengen und anderweit roh bearbeiten lässt. Eine solche Bearbeitung hatten auch augenscheinlich die Grabplatten erfahren. Sie waren meist von viereckiger Gestalt, bis 150 *cm* lang und 80 *cm* breit, bei einer Dicke von 10—20 *cm*. Bei einzelnen derselben gehörte die volle Kraft zweier Männer dazu, um sie abzuheben. Zum Deckel der Kiste waren vorzugsweise grosse Platten verwendet, doch reichte eine einzelne nur in seltenen Fällen zum Deckel oder zur Längswand. Es waren dann zwei oder auch noch mehr verwendet. Die Platten stiessen nicht mit genau gearbeiteten Kanten aneinander, sondern griffen in der Regel etwas übereinander, um eine dichte Ein-



schliessung herbeizuführen. Zu den Seitenwänden waren in einzelnen Fällen auch gewöhnliche Rundsteine, wie sie an Ort und Stelle gefunden werden, augenscheinlich aushülfsweise, etwa in der Weise verwendet, dass drei Umfassungswände aus Platten, die vierte aus Rundsteinen bestand. Letztere hatten auch zum Ausfüllen kleiner Lücken zwischen den Platten gedient. Bemerkenswerth erscheint, dass ich von einem Vorfinden jenes röthlichen Gesteins, ausser in roh bearbeitetem Zustande aus Urnengräbern, in dortiger Gegend nichts habe erfahren können. Ein Bindemittel für die Platten und Rundsteine (Lehm, Mörtel oder dergl.) war nicht vorhanden. Nichtsdestoweniger waren die Steinkisten doch so sorgfältig gefügt, dass das Ganze nach vollständiger Freilegung seine Form mit nahezu senkrechten Seitenwänden selbst dann behielt, wenn sich Jemand auf die Eindeckung stellte. Die an Ort und Stelle aufgenommene Ansicht eines solchen freigelegten Steinkistengrabes ist in vorstehendem Holzschnitt gegeben.

Nach Abhebung der Deckplatten zeigte sich das Innere bis zum Rande sorgfältig mit Erde gefüllt, so dass sich ein hohler Raum unter den Platten nicht vorfand. Die Annahme eines nachträglichen Eindringens der Erde in das Innere der Steinkiste ist nach der Sachlage ausgeschlossen. Der im Innern der Kiste befindliche Erdwürfel behielt in der Regel auch nach Beseitigung der Seitenplatten die bisherige Form bei. Es wurde alsdann unter Anwendung grösster Sorgfalt, meist mit blossen Händen, zur Beseitigung der Erde geschritten. Leider zeigten sich jedoch dann die im Innern des Erdwürfels befindlichen Thongefässe so durchweicht, und daher so wenig haltbar, dass es nur in verhältnissmässig wenigen Fällen gelang, sie in unversehrtem Zustande von der Stelle zu rücken.

Im ersten der (am 11. Juni 1880) geöffneten Gräber befanden sich fünf Urnen und als Beigabe eine Schale mit einem auf dem Boden derselben stehenden Henkeltöpfchen. Die Urnen standen dicht an einander. Sie waren sämmtlich mit Deckeln in Halbkugelform versehen, die mit einem Falz in die Oeffnung der Urnen passten. Eine dieser Urnen unterschied sich schon durch ihre Grösse von den andern vier. Sie war ohne Deckel 29 *cm* hoch und hatte einen Umfang in der Ausbauchung von 1 *m*. Die obere Oeffnung der Urne hatte 16 *cm* Durchmesser. Besonders bemerkenswerth an derselben aber waren zwei Ohrenansätze, die unweit des oberen Randes, nicht diametral einander gegenüber, sondern auf etwa ein Drittheil des Umfanges angebracht waren. Die Ansätze standen nicht senkrecht, sondern unter einem Winkel von etwa 60° zur Urnenwandung. Jedes dieser Ohren (denn das haben sie sicher darstellen sollen) hat am Rande 3 Durchbohrungen, die einen Draht von mittlerer Stärke durchzulassen im Stande sind. Von den sämmtlichen fünf Urnen gelang es nur zwei Bruchstücke der grössten Urne mit den beiden Ohrenansätzen von der Stelle zu schaffen, das andere zerfiel. Ich hebe hervor, dass ich von Darstellung der Nase oder anderer Theile des Gesichts an der Urne nichts wahrgenommen habe, wenn nicht eine Einritzung in der Nähe des einen Ohres für die rohe Darstellung eines Auges gehalten werden kann. Ob einer weitern Einritzung über dem einen Ohre in der deutlichen Gestalt eines § eine Bedeutung beigelegt werden kann, lasse ich dahingestellt (Taf. X Fig. 9). Der Thon der Urne ist von dunkelgrauer Farbe und mit Glimmerstückchen durchsetzt. An der Innen- und Aussenfläche scheint die Urne mit einem schwarzen, mattglänzenden Ueberzug versehen zu sein. Der Inhalt der Urne bestand im obern Theil aus Sand, welcher feinkörniger und weisser war, als der in der Nachbarschaft freiliegende, im untern aus Asche und Knochenresten. Die Knochen waren als von Menschen herrührend auch für den Laien erkennbar. An besonderen Beigaben enthielten vier der Urnen nichts, die Ohrenurne zwei durch Edelrost zusammengehaltene Bruchstücke eines bronzenen (Finger-?) Ringes und eine anscheinend durch Einwirkung des Feuers deformirte blaue Glasperle mit durchgehendem Bronzehaken. Von Eisen befand sich in diesem Grabe keine Spur.

Vollständig erhalten blieb das in Fig. 8 dargestellte Henkeltöpfchen; von der darunter stehenden Schale (Fig. 4) ein Bruchstück, welches die ganze Form erkennen lässt. Die Schale hat ein Oehr, welches wahrscheinlich zum Durchziehen einer Schnur oder eines dünnen Lederriemens für den Transport gedient hat. Schale und Töpfchen enthielten nichts als Erde; die Prüfung der letzteren ohne weitere Hülfsmittel liess keinen Schluss auf einen etwaigen früheren Inhalt dieser Gefässe zu.

Der Boden des Steinkistengrabes bestand aus grossen Steinplatten.

In dem zweiten, am selben Tage geöffneten Grabe befanden sich drei grosse und eine kleinere Urne ohne Beigaben; bemerkenswerth erschien die

letztere Urne. Sie konnte bis auf den Deckel, welcher zerfiel, mit ihrem Inhalt fortgeführt werden. Erst auf dem weiteren Transport erlitt sie Beschädigungen. Die Form dieser Urne ist Taf. X Fig. 3 wiedergegehen. Sie hatte augenscheinlich Henkel gehabt; nach dem Befunde an Ort und Stelle bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, dass der Henkel bereits abgebrochen war, als die Urne, oder besser der Krug, in die Steinkiste gesetzt wurde. Dieses Gefäss zeigte in seiner Form, in der Absetzung des Halstheils und der Glätte der Oberfläche eine bemerkenswerthe Vollkommenheit: es ist so dünnwandig, wie unsere heutigen Thongefässe. Seine Oberfläche ist mit einem schwarzen mattglänzendem Ueberzuge versehen. Bemerkenswerth, wie der Krug, ist auch sein Inhalt; er besteht aus kleinen Erdklumpen, welche ganz kleine Knochenreste ohne Brandstellen und ohne Asche enthalten; die Knochenstückchen zusammen genommen füllen kaum einen Esslöffel. Es bleibt fast keine andere Annahme übrig, als dass man es mit den Resten einer dem hier bestatteten Todten mitgegebenen Fleischspeise zu thun hat.

Im Juni des Jahres 1881 wurden von mir an derselben Stelle sieben Steinkistengräber aufgedeckt. Zwei dieser Gräber enthielten nur je eine Urne. Eine der letzteren enthielt als Beigabe zwei Bronzeplättchen, die nur als unbestimmbare Bruchstücke bezeichnet werden können. Im dritten der geöffneten Gräber befanden sich drei Urnen, Beigaben waren in denselben nicht. Das vierte Grab enthielt gleichfalls drei Urnen. In zwei der letzteren befanden sich Beigaben von Eisen und zwar ein Ring und ein Bruchstück (Kopf) einer Nadel, dessen Form trotz der starken Rostschicht deutlich erkennbar ist.

Das fünfte Grab (Holzschn. S. 557) war von aussen 175 *cm* lang, im Mittel 60 *cm* breit und 50 *cm* hoch. Es glich im Allgemeinen den anderen, hatte darin jedoch etwas Besonderes, dass eine Platte von der Seite her in das Innere der Steinkiste griff und so einen besonderen Raum abtrennte, in welchem eine Urne Platz gefunden hatte. Im Ganzen standen vier Urnen in dem Grabe und zwar in einer Reihe in der Längsrichtung des Grabes, die am südlichen Ende stehende durch die eingreifende Steinplatte abgesondert. Alle Urnen enthielten Aschenreste und Knochenstücke, anscheinend von Menschen herrührend. Am Nordende waren Rundsteine gleichsam für späteren Gebrauch bereit gestellt. Nach der Art der Anlage schien wenigstens der Zweck der Stütze für die angrenzende Steinplatte ausgeschlossen. Die Art der Herstellung dieses Grabes möchte dafür sprechen, dass nicht eine gleichzeitige Beisetzung sämmtlicher vier Urnen stattgefunden hat. Man könnte vielmehr annehmen, dass man es hier mit einem Familienbegräbniss in dem Sinne zu thun hat, dass die Asche der Familienglieder nach ihrem verschiedenzeitigen Ableben Aufnahme in dem nach Bedarf vergrösserten Steingrabe gefunden habe. Bei allen anderen Gräbern kam ich eher zu der entgegengesetzten Annahme: das Steingrab ist von vornherein für die darin befindliche Zahl von Urnen hergestellt worden und diese haben gleichzeitig darin Aufnahme gefunden. Im letzteren Falle erscheint die Annahme am meisten begründet, dass beim Ableben des Familien-Oberhauptes Weiber oder Sklaven getödtet wurden, um ihm entsprechende Begleitung in das Jenseits zu schaffen.

Eine der diesem Grabe entnommenen Urnen blieb wohlerhalten; sie hat zwei Oehre, anscheinend zum Durchziehen einer Schnur, diametral einander gegenüber, ist von röthlichem, scharf gebranntem Thon und zeigt deutlich die Spuren der Bearbeitung auf der Drehscheibe. Verzierungen befinden sich auf derselben nicht (Taf. X Fig. 6). Der zu dieser Urne gehörige, aber später verloren gegangene Deckel hatte gleichfalls ein derartiges Oehr. Sonstige Beigaben an Gefässen oder Schmuckgegenständen befanden sich in diesem Grabe nicht.

Im sechsten der geöffneten Gräber befanden sich drei grosse Urnen und drei kleinere Gefässe. Erstere standen in Dreieckform dicht neben einander. Es gelang hier die drei grossen Urnen und ein grösseres Bruchstück eines der kleineren Gefässe dem Grabe zu entnehmen. Erstere drei standen in Dreieckform dicht neben einander. Sie sind Taf. X Fig. 1, 2 und 7 dargestellt.

Die in Fig. 1 dargestellte Urne und deren Deckel haben Strichverzierungen, in welchen sich das Bild eines befiederten Pfeiles wiederholt. Die Urne war zur Hälfte mit Asche und Knochenstückchen gefüllt, darüber befand sich Sand bis unter den Deckel. Auf dem Boden der Urne lag ein Bronzehaken und das in Fig. 11 dargestellte zangenartige Instrument. Es besteht aus Eizen, nur der darauf befindliche Ringschieber ist von Bronze.

Die zweite, in Fig. 2 dargestellte Urne hat am Halstheil zwei Rillen und darunter eine Blattverzierung, in welcher sich die Vierzahl wiederholt. Diese Urne konnte mit ihrem gesammten Inhalt fortgeführt werden. Er besteht aus Knochenstücken, mit nur geringen Aschenresten. Die Urne war zur Hälfte leer, es fehlte die sonst übliche Sanddecke. Oben auf den Knochenstücken lag ein Eisenring. Unter den Knochenstücken ist das grösste ein Stück des Schädels von 10 *cm* Länge und Breite (wahrscheinlich vom Stirnbein).

Die dritte Urne (Fig. 7) hat auf ihrer unteren Hälfte rohe Strichverzierungen, welche anscheinend mit einem sechszackigen Instrument ziemlich regellos eingekratzt sind. Diese Urne war nur mit Erde, ohne eine Spur von Asche oder Knochenresten, gefüllt. Ebenso enthielten die drei kleineren Gefässe, von denen eines in Fig. 10 dargestellt ist, nur Erde.

Im siebenten und letzten der im Jahre 1881 geöffneten Gräber waren die Urnen sämmtlich zerdrückt. Nur ein Urnendeckel blieb unzerbrochen (Fig. 5). Er zeigt Punktverzierungen und ist ausnehmend dickwandig. Der Falz am untern Theil zeigt eine sehr rohe Arbeit. Aus dem Inhalt der Urne wurden herausgelesen: Ein gut erhaltener Ring von Eisendraht, ein Stückchen Bronzedraht, eine anscheinend durch Feuer deformirte blaue Glasperle mit durchgehendem Bronzedraht; mit der Perle ist ein Stück Eisen durch Rost und Schlacke verbunden, ferner mehrere Bruchstücke von Eisenringen mit daran befindlichen Resten von Glasperlen. Letztere sind anscheinend durch die Einwirkung des Feuers zerstört.

Hinsichtlich der aufgefundenen Eizenringe ist Folgendes bemerkenswerth: Das Drahtstück, aus welchem die Ringe hergestellt sind, scheint ohne geeignete Werkzeuge roh abgebrochen zu sein. Es ist dann ebenso roh in Ringform derart zusammen gebogen, dass die beiden Enden etwas übereinander greifen. Es liegt hiernach die Annahme nahe, dass die Ringe im Handelswege nicht als solche, sondern als nicht verarbeiteter Eisendraht in jene Gegend gekommen und erst an Ort und Stelle mit ungeeigneten Werkzeugen weiter verarbeitet worden sind. Die Hersteller des Drahtes selbst waren sicher auch im Besitz von Werkzeugen, um einen besseren Schluss der Ringe zu fertigen. Wahrscheinlich waren diese Ringe nicht in erster Linie Schmuckgegenstände, sondern Tauschmittel, vertraten also die Stelle von Geldmünzen. —

Erklärung der Tafel X.

Fig. 4, 8 und 9 aus dem ersten, Fig. 3 aus dem zweiten Grabe. Fig. 5 aus dem fünften, Fig. 1, 2, 7, 10 u. 11 aus dem sechsten, Fig. 5 aus dem siebenten Grabe der zweiten Reihe.

Fig. 1 Mützenurne mit Zickzack- und Perllinien, sowie mit Tannenzweig-Ornamenten.

23 *cm* hoch, 32 *cm* im grössten Querdurchmesser. Fig. 2 Knochenurne mit Tupfen, 27 *cm* hoch, Bodendurchmesser 12, Bauchdurchmesser 28 *cm*. Fig. 3 Schwarzer Henkelkrug, 20 *cm* hoch, an der Mündung 10, am Bauche 15 *cm* weit. Fig. 4 Schale mit Oehr, 5,5 *cm* hoch, an der Mündung 16 *cm*, am Boden 4,5 *cm* im Querdurchmesser. Fig. 5 Mützendeckel mit Punktreihen in Seiten- und Unteransicht, 5,5 *cm* hoch, 13 *cm* im Querdurchmesser, die Oeffnung im Boden 7,2 *cm* weit. Fig. 6 Ossuarium mit 2 Oehren, ohne Verzierung, 27 *cm* hoch, an der Mündung 16, am Bauche 27 *cm* weit, Durchmesser des Bodens 12 *cm*. Fig. 7 Zerbrochene Urne mit gekreuzten Einritzungen am Unterbauche, jetzt noch 13 *cm* hoch, 28 *cm* weit, Bodendurchmesser 12 *cm*. Fig. 8 Henkeltöpfchen, 6,5 *cm* hoch, an der Mündung 6, am Bauche 7 *cm* weit, Bodendurchmesser 4 *cm*, Auslage des Henkels 3,8 *cm*. Fig. 9 Bruchstücke einer Ohren- (Gesichts?) Urne, Weite der Mündung 16,5, des Bauches 32 *cm*. Fig. 10 Henkeltopf, 8,2 *cm* hoch, am Bauche (in einer Höhe von 2,9 *cm*) 8 *cm* weit, Durchmesser des Bodens 4,2 *cm*. Fig. 11 Eiserne Pincette mit Bronzeschieber, 9,5 *cm* lang, am vorderen Ende 1,4 *cm* breit.

Hr. Virchow: Ich habe zunächst die sehr angenehme Pflicht, Hrn. Zieske, der mit so grosser Sorgfalt diese Ausgrabungen geleitet und beschrieben hat, den Dank der Gesellschaft auszusprechen. Seitdem ich in der Sitzung vom 12. März 1870 (Zeitschr. f. Ethnologie Bd. II S. 73) zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf die pomerellischen Gesichtsurnen lenkte, hat sich eine stattliche Literatur über diesen Gegenstand entwickelt. Trotzdem fehlt es noch immer recht sehr an eingehenden Fundberichten, welche auch die sonstigen Thongefässe und Beigaben vollständiger behandeln, und es ist daher höchst erfreulich, dass diesmal ein so ausgiebiges und mannichfaltiges Gräberfeld genügend beschrieben ist.

Dass es sich hier um eine Nekropole aus der Zeit der Gesichtsurnen handelt, kann nicht zweifelhaft sein. Der Fundort Kischau liegt in Pomerellen und zwar im südlichen Theile des Kreises Berent, nicht allzuweit von Kamerau, wo schon im Jahre 1853 eine Gesichtsurne zu Tage gefördert wurde. Die beiden Bruchstücke mit dreimal durchbohrten Ohren (Taf. X Fig. 9), welche leider allein von einer grösseren Urne erhalten wurden, gleichen vollständig den Ohren gut erhaltener Gesichtsurnen, bei denen manchmal noch Bronzeringe oder Kettchen, zum Theil mit blauen Glasperlen, in den Löchern der Ohrringe hängend angetroffen wurden. In diesem Falle waren freilich alle 6 Löcher leer, aber unter den Trümmern der gebrannten Knochen im Innern der Urne wurden die Reste eines kleinen platten Armreifes aus Bronze und eine durch den Brand veränderte blaue Perle mit durchgehendem Bronzedraht aufgelesen. Hier kann in Bezug auf die Uebereinstimmung kein Zweifel bestehen, wenn auch sonst von Gesichtstheilen nichts erhalten ist. Denn die Striche und Flecke, welche sich an den beiden Scherben zeigen, haben damit nichts zu thun; es sind eben nur ausgesprungene oder sonst angefressene Stellen.

Noch in einer anderen Urne (aus dem siebenten und letzten Grabe) sind blaue Glasperlen, darunter eine mit durchgehendem Bronzedraht, vorhanden, welche neben Bronze- und Eisendraht aufgefunden wurde. Die Urne selbst ist leider nicht erhalten worden, wohl aber ein recht charakteristischer Deckel (Taf. X Fig. 5). Letzterer ist roh, dick und schwer, von der bekannten Mützenform, innen hohl, mit sehr breit ausgelegter, flacher Basis und von gedrückt konischer Gestalt. Seine Oberfläche ist mit radiär herablaufenden Punktreihen bedeckt. Der sonst häufig vorkommende Vorsprung (Falz) an der Basis, welcher zum Einsetzen des Deckels in die Gefässmündung diente, ist wenig ausgebildet und ganz niedrig.

Glücklicherweise ist ein anderes Gefäss mit Mützendeckel (Taf. X Fig. 1) vollständig erhalten. Es ist dasjenige, in welchem sich ausser calcinirten Knochen ein Bronzehaken und die sehr gut conservirte eiserne Pincette mit Bronze-

schieber (Taf. X Fig. 11) vorfand. Der Deckel hat dieselbe Form, wie der vorige, nur dass die Basis ganz platt, ohne jeden Vorsprung ist. Dagegen ist nicht blos der Deckel, sondern auch die Urne selbst sehr reich verziert mit Zickzacklinien, Punktreihen und hängenden „Tannenzweigen" (wohl nicht Pfeilen, wie Hr. Zieske interpretirt). Aehnliche Tannenzweige zeigt der Mützendeckel einer Gesichtsurne von Stangenwalde und der Bauch einer anderen von Hoch-Redlau (G. Berendt, Die pommerellischen Gesichtsurnen. Königsberg 1872. Taf. II Fig. 9 und Taf. III Fig. 18), ferner der Hals einer solchen von Neukau (Berendt, Nachtrag. Königsberg 1878. Taf. II Nr. 49). Henkel oder Oehsen sind an der betreffenden Urne von Kischau nicht vorhanden.

Von besonderem Interesse ist es, dass ausser den Mützendeckeln noch eine grössere Schale (Taf. X Fig. 4) vorhanden ist, wie sie sich bei Gräbern unserer Gegend so oft als Deckschale ausweist. Nach der Angabe des Hrn. Zieske stand jedoch diese Schale als Beigabe neben den Urnen, und in ihr stand wiederum jenes merkwürdige Töpfchen mit ganz grossem, fast horizontal abstehendem Henkel (Taf. X Fig. 8), dessen Technik eine fast archaische Beschaffenheit darbietet. Die Schale selbst, oder vielleicht besser die Schüssel, ist weit und tief, aussen ganz glatt und mit einer ganz engen Oehse am Rande versehen.

Unter den übrigen Gefässen erscheint mir am meisten erwähnenswerth die kleine Henkelvase (Taf. X Fig. 3) aus dem zweiten Grabe, auf welche schon Hr. Zieske besonders aufmerksam gemacht hat. Sie zeichnet sich nicht blos durch ihre schlanke Form und den hohen, aber weiten Hals aus, die sich ganz ähnlich bei vielen Gesichtsurnen wiederfinden, sondern namentlich durch ihre tiefschwarze und glänzende Farbe. Denkt man sich den grossen, leider abgebrochenen Henkel hinzu, so ergiebt sich die Form eines recht gefälligen Kruges.

Zwei grosse Gefässe (Taf. X Fig. 2 u. 6) nähern sich schon mehr den Formen der Ossuarien aus den posenschen Gräberfeldern, während Fig. 10 durch Gestalt und Grösse des Henkels abweicht. Die Strichverzierung am Untertheil der Urne Fig. 7 erinnert an die, in der Sitzung vom 21. Juli, Verh. S. 373 Fig. 1, beschriebene Urne von Tangermünde.

Die Metallbeigaben sind im Ganzen spärlich und noch mehr ärmlich. Von Bronze sind ausser allerlei Drahtstücken und Drahtringen nur ein Paar verbogene und durch den Brand veränderte Blechstücke, sowie Reste eines stark gebrannten platten Armreifs aus dem ersten Grabe vorhanden, — lauter wenig charakteristische Stücke. Am meisten typisch erscheinen die auf Bronzedraht gezogenen, ziemlich grossen blauen Glasperlen, welche gleichfalls den Tangermündern ähnlich sehen. Auch von Eisen sind ausser der erwähnten Pincette nur grössere offene Ringe mit übereinandergeschobenen Enden und Reste einer Knopfnadel vorhanden. Waffen fehlen gänzlich. Alle gefundenen Metallgegenstände sind entweder Schmuck- oder Gebrauchssachen.

Schon in meinem ersten Vortrage über die Gesichtsurnen hatte ich der in letzteren gemachten Bronze- und Eisenfunde gedacht und darnach die Stellung der Gesichtsurnen chronologisch zu bestimmen gesucht. Nach alle dem, was seitdem bekannt geworden ist, wird man nicht anstehen dürfen, sie der älteren Eisenzeit zuzuweisen. Man muss dazu nehmen, dass es sich um Brandgräber handelt und dass gewöhnlich eine Mehrzahl von Urnen in einer Steinkiste beigesetzt wurde. Das mitgekommene Bruchstück einer der Steinplatten zeigt, dass letztere aus dem bei uns für solche Zwecke so vielfach verwandten rothen Quarzit bestehen.

In vielen Stücken zeigt sich demnach eine gewisse Verwandtschaft mit den

Gräbern des lausitzer Typus. Nur enthalten diese gewöhnlich eine grössere Zahl von Beigefässen, namentlich kleineren, und ihre Ausstattung mit Steinplatten ist häufig eine sehr unvollkommene. Im Ganzen machen daher die Gesichtsurnenfelder den Eindruck eines etwas höheren Alters. Aber zu einer sicheren Entscheidung scheinen mir auch jetzt die Thatsachen noch nicht ganz auszureichen. Nur beiläufig will ich darauf hinweisen, dass die Zeichnungen, welche nicht selten auf den Gesichtsurnen eingeritzt sind, am nächsten den Felseinritzungen in Skandinavien stehen, wie ich denn erst in der Sitzung vom 20. Oktober, Verh. S. 447, 452 darauf hingewiesen habe, wie ähnlich die „Mützendeckel“ der skandinavischen Thongefässe aus der Steinzeit, zum Theil auch die der niedersächsischen „Becher“ aus dem Anfange der Bronzezeit, den pomerellischen und posenschen Deckeln sind. Offenbar sind diese Dinge nicht sämmtlich gleichaltrig, aber es scheint mir der Gedanke nicht wohl abzuweisen zu sein, dass ein innerer Zusammenhang der Culturbewegung in solchen Anzeichen erkennbar wird.

Möge daher der Vorgang des Hrn. Zieske noch viele Nachfolger finden! Vorläufig dürfen wir es als eine günstige Fügung betrachten, dass die Gesammtheit dieser Funde uns erhalten bleibt. Hr. Zieske hat dieselben zu meiner Verfügung gestellt; ich denke sie an das Königliche Museum abzugehen.

(13) Hr. Bastian berichtet über die im Kunstgewerbe-Museum z. Z. ausgestellte

Sammlung des Herrn Dr. Riebeck und neue Erwerbungen des Königlichen Museums.

1. Die grossartige Sammlung, welche in nächster Nähe unseres Sitzungslokals ihre Pracht entfaltet hat, ist Ihnen bekannt, und ebenso das Verdienst dessen, der dem ethnologischen Studium diese werthvollsten Bereicherungen verschaffte, Hr. Dr. E. Riebeck aus Halle.

Da der Hochsinn des Eigenthümers die Sammlung wissenschaftlicher Bearbeitung zur Verfügung gestellt und sie ihrem grösseren Theile nach für Berlin bestimmt hat, wird sich im Laufe der Zeit Gelegenheit bieten für das reiche Detail, das sie einschliesst, und der bei einer früheren Sitzung (wegen damals verzögerter Aufstellung der Sammlung) zurückgestellte Bericht hat in der Zwischenzeit, als vorläufig allgemeiner, seine Erledigung insofern gefunden, als in nächster Woche bereits ein als Führer bei der Besichtigung geeigneter Catalog der Benutzung zugänglich sein wird, verfasst von Dr. Grünwedel für das Ethnologische und Dr. Papst für das Kunstgewerbliche.

Da die Sammlung sich vielfach auf dem zwischen beiden Instituten oft zweifelhaften Grenzgebiete bewegt, wird sie, ausser in das ethnologische Museum, auch in das kunstgewerbliche übergehen, abgesehen von den für eigenen Besitz reservirten Stücken. Die Sammlung, als Ergebniss einer Rundreise, begreift zunächst diejenigen Gegenstände, welche aus einer solchen durchschnittlich zurückgebracht werden, aber auch diese bereits über das gewöhnliche Maass hinaus, in Bezug auf verständige Auswahl sowohl, als in Bezug auf Umfang des Erworbenen.

Ihren ethnologisch bedeutungsvollen Charakter erhält die Sammlung dann aber durch eine Reihe von Special-Erforschungen, theilweis mit Einsetzung persönlich eigener Mitarbeit, theilweis durch systematisch angelegte Aufträge von Sachverständigen an Ort und Stelle. Hierfür ist zunächst die, unter Besprechung mit Dr. Schweinfurth in Cairo, nach Socotra unternommene Expedition zu nennen, deren Durchführung bereits eine nicht jedem Reisenden gegebene Ausdauer und

Thatkraft beweist. Daran schloss sich die Erwerbung einer für das Somali-Gebiet ausnehmend vollständigen Sammlung.

Es folgte dann die Reise in Indien, wo von den einzelnen Provinzen systematisch Serien zusammengestellt wurden, nach Art derjenigen, welche als musterhaft hervorragend durch Dr. Jagor unserem Museum angefügt worden sind. Besonders wichtig für die Ethnologie tritt dabei die Repräsentation hervor, welche aus den Neilghiri-Bergen von den dortigen Stämmen beschafft ist, aus der primären Einfachheit eingeborener Schichtung. Auf diese, als den natürlichen Ausgangspunkt genetischer Methode, die uns das Sein aus dem Werden verstehen lehrt, wird überall zunächst die Aufmerksamkeit zu richten sein, und so stellt sich diese Aufgabe vornehmlich auch auf der hinterindischen Halbinsel, mit ihren Cultur-Einflüssen aus Indien und China her, eingeschlungen in selbständige Entwickelung auf dem Boden kambodischer Vorgeschichte, vielfach verwickelter Probleme. Es wird vor Allem einer näheren Kenntniss der dortigen Hügelstämme bedürfen, auf den zugänglichen Angriffspunkten von den Berghügeln Assams und dem annamitischen Grenzgebirge aus, sowie in oft directerem Anschluss an die in Birma und Siam noch zerstreuten Reste, von demjenigen Theile des Golfes, wo sie am nächsten an die Küste herantreten, in Chittagong eben, wohin Dr. Riebeck jene bahnbrechende Reise unternahm, die uns zuerst für die Gesichtspunkte ethnologischer Sammlungen dieses bisher verschlossene Gebiet eröffnet hat. Mit welcher Energie die hier entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden, mit welch festem Sinn den Strapazen und Beschwerden getrotzt wurde, wird aus dem für die Veröffentlichung vorbereiteten Bericht hervorgehen, und finden sich einige Andeutungen bereits in dem in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde abgedruckten Schreiben.

Nach Beendigung dieser Exploration wurde dann in Birma und besonders in Siam die Einleitung zu jener glänzenden Ausstellung getroffen, wie sie jetzt vor Augen liegt, von dort und von Ceylon.

Die Expedition, von welcher der junge Reisende früher, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, durch ein betrübendes Familienereigniss zurückgerufen wurde, schloss mit China und Japan, von denen sich eine Mannichfaltigkeit ausgewählter Kostbarkeiten zusammengefunden hat, welche die Bewunderung des Beschauers allzu genugsam auf sich ziehen, um noch besonderen Hinweises zu bedürfen.

Freuen wir uns zunächst über dieses günstige Vorzeichen für die Ethnologie in ihrem gegenwärtigen Nothstand, wenn solche Helfer eintreten, nicht nur in grossmüthiger Verwendung der zu Gebote gestellten Mittel, sondern auch als active Mitarbeiter auf dem weiten Untersuchungsfelde, das sich zum Aufbau einer inductiven Wissenschaft vom Menschen nach allen Richtungen hin zu öffnen beginnt.

Auch nach seiner Rückkehr hat Hr. Dr. Riebeck der Ethnologie seine warme Theilnahme bewahrt, wie jetzt wieder bewiesen, in Aussendung des in linguistischen Kreisen bekannten und geschätzten Sprachforschers, Dr. A. Krause nach den Niger-Ländern Afrika's, wohin die Abreise in diesem Monate noch statthaben wird. Auch von dort stehen ethnologische Sammlungen in Aussicht, gleich denjenigen, welche Dr. Riebeck's eigene Handanlegung in so ausgiebiger Weise gespendet.

Da in Folge dieses königlichen Geschenkes die Sammlungen für den dem Königlichen Museum bestimmten Theil unter die Erwerbungen desselben gerechnet werden können, will ich bei der hier gebotenen Gelegenheit einige weitere anschliessen, die Erwähnung in erster Linie verdienen.

II. Vor allem ist wiederum tiefschuldiger Dank der Kaiserlichen Admiralität abzustatten, indem, wie kürzlich die Oster-Insel, durch Thätigkeit der deutschen

Marine abermals ein beachtenswerther Inselfleck Oceaniens der ethnologischen Anschauung gewonnen ist.

Als durch besondere Eigenthümlichkeit markirt, hatten bereits seit länger die Hermit-Inseln die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und liessen deshalb den durchschnittlichen Mangel ausgiebigen Materiales aus dieser Localität bedauern, da ausser dem für die oceanische Inselwelt eigenartig dastehenden Museum in Hamburg, fast kein anderes von dorther versorgt war. Bei dem wegen Excesse gegen deutsche Handelsleute auf den Hermiten veranlassten Beschluss, für die Regelung derselben deutsche Kriegsschiffe dorthin zu senden, fand eine seitens des Königlichen Museums an die Kaiserliche Admiralität gerichtete Eingabe wohlgeneigte Aufnahme, und da für Sicherung der Beutestücke die entsprechenden Anordnungen getroffen wurden (besonders durch Hrn. Capt. z. S. Karcher, der den Stabsarzt Dr. Kunze mit der Leitung beauftragt hatte), sind der ethnologischen Abtheilung kostbare Schätze zugeführt worden an Schnitzereien, Geflechten u. s. w.

III. Ausnehmender Dank wird dann Hrn. Capt. z. S. Zembsch geschuldet, der während seines Generalconsulats in Samoa sich in freundlichster Weise, wie bereits früher, des ethnologischen Interesses des Königlichen Museums angenommen und dasselbe bei seiner jetzigen Rückkehr reich versehen hat.

IV. Eine ausnehmend interessante Erwerbung bot sich ausserdem als zufällige in diesen Tagen, indem ein auf der zeitweise unbewohnten Insel Kermandec ausgegrabenes Thongefäss zum Kauf angeboten wurde, das bei seiner Zugehörigkeit zu den aus Fiji bekannten Formen, bei der Benutzung der substanzielleren Canoes dieser Insel-Gruppe durch Samoaner und Tonganer, einen Anhaltspunkt für Stationen in den nach verschiedenen Richtungen kreuzenden Wandersagen der Maori gewähren könnte.

V. Gleichzeitig kann ich Ihnen die Photographien einer in ihrer Art einzig dastehenden Sammlung vorlegen, durch welche die bedeutungsvolle Cultur der Chibcha, auf die ich bereits mehrfach zurückzukommen Gelegenheit hatte, in umfangreichstem Maasse zur Vorstellung gebracht wird. In voriger Sitzung erst wurde uns durch Dr. Reiss' freundliche Vermittlung eine Nachbildung des in Bogotá befindlichen Goldflosses vorgelegt, das in seiner Herkunft aus der Siecha-Lagune, oder, wie man früher glaubte, von Guatavita, für eine aus den spanischen Chronisten bekannte Sage alter Chibcha zur Bestätigung dienen kann, und das durch den Hochsinn des gegenwärtigen Besitzers zur schliesslichen Niederlegung im Königlichen Museum zu Berlin bestimmt ist. Ein anderer Charakterzug jener Mythologie findet sich unter den Objecten der jetzigen Sammlungen illustrirt, nämlich die Erzählung von dem Opfer des Guesa, alle 15 Jahre zur Regelung der Einschaltung (zum Zwecke einer Einwirkung auf den geordneten Gang der für fruchtbare Ernten erforderlichen Jahreswechsel) dargebracht. Nach altem Herkommen war eine Familie des Thals San Juan bestimmt, den Knaben zu liefern, der in einem Tempel unter den der Gottheit selbst gezollten Ehrenbezeugungen und unter Ausstattung mit allen Genüssen des irdischen Lebens erzogen wurde, um dann nach dem Ablauf der 15 Jahre auf dem vom Culturheros Bochica gewanderten Wege seinem Todesziel entgegenzugehen, mit Pfeilen am Pfahl erschossen, um der Gottheit des Mondes die Aufträge der Menschheit zu überbringen, wie in ähnlichen Gesichtspunkten die Chibcha bei ihrem Leichenfest Papageien, die sprechen gelernt, opferten, ebenfalls mit solcher Absicht eines überirdischen Verkehrs (analog den von Galliern, Scythen u. s. w. in den classischen Berichten mitgetheilten Vorstellungen).

(14) Hr. Victor Gross schreibt in einem Briefe d. d. Neuveville, 4. Decbr., über

das Alter der Torques-Ringe.

Hr. Dr. Köhl spricht in seinen Bemerkungen in der Sitzung vom 16. Juni (Verh. S. 298) die Meinung aus, dass aus der Bronzezeit kein sicher constatirter Fund eines metallenen Torques bekannt sei, und bezieht sich dabei speciell auf meine Funde im Pfahlbau von Corcelettes. Allein bis jetzt sind schon 3 Stück aus schweizer Stationen der Bronzezeit bekannt: eines von Auvernier[1]) (Desor, Le bel âge du bronze Pl. III Fig. 12), eines von Cortaillod (Protohelvètes Pl. XVI Fig. 14) und endlich ein wahrer Torques von Möringen (Protoh. Pl. XVI Fig. 1 et 2). Somit ist es nicht überraschend, dass die Halsringe auch in kaukasischen Gräbern vorkommen, und man muss annehmen, dass sie nicht aus römischer Zeit stammen, sondern mit den übrigen Fundgegenständen derselben Localität gleichaltrig sind.

(15) Hr. Finsch übersendet mit einem Briefe d. d. Bremen, 10. November

Zeichnungen und Malereien seines jungen Neubritanniers.

Mein Papuabursche Tapinowane Torondoluan aus Matupi ist vor etwa 4 Wochen mit einem directen Schiffe von Hamburg aus in seine Heimath befördert worden. Aus seinem Nachlasse sende ich Ihnen einige Coloritproben, die Sie vielleicht interessiren dürften, da sie am Besten für den Farbensinn der sogenannten „Wilden“ sprechen. Wenn die Neu-Britannier auch überhaupt kein Wort für „Farbe“ besitzen und die wenigen Farben (roth, weiss, schwarz) nur nach den Naturstoffen benennen, so unterscheiden sie doch Farben sehr gut; diese Proben werden mehr zeigen als grosse Farbentafeln. Der Junge colorirte diese Bilder ganz ohne alle Anleitung und Anweisung.

(16) Mittheilungen der HHrn. Handelmann, Jentsch, Behla, v. Schulenburg, v. Kanitz, Friedel, Schierenberg, Virchow und E. Krause, sowie des Fräulein Mestorf werden in dem Bericht der Januar-Sitzung zur Veröffentlichung gelangen.

(17) Eingegangene Schriften:

1. Burmeister, Atlas de la description physique de la République Argentine. Deuxième Section. Deuxième livraison. Mammifères. Buenos-Ayres 1883. Gesch. d. Veef.
2. Burmeister, Supplement zur Beschreibung der Bartenwale. Die Seehunde der Argentinischen Küsten. Gesch. d. Verf.
3. Nachrichten für Seefahrer. Jahrg. XIV Nr. 45—48.
4. Annalen der Hydrographie. Jahrg. XI Heft XI.
5. W. Gruber, Beobachtungen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie. Heft 4. Berlin 1883. Gesch. d. Verf.
6. Cosmos. Vol. XII Nr. IX.
7. Revue d'ethnographie. Vol. II Nr. 5.
8. P. Albrecht, Note sur le Pelvisternum des Édentés. Bruxelles 1883. Gesch. d. Verf.
9. Boletim da sociedade de geographia de Lisboa. 4. serie Nr. 2, 3.

1) Desor selbst (p. 23) giebt an, dass das Stück von Colombier sei. Red.

10. Luciano Cordeiro, La question du Zaire. Lettre à M. Behaghel. Lisbonne 1883. Gesch. d. Verf.
11. Stanley's first opinions. Portugal and the Slave trade. Lisbon 1883.
12. Antiqua, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde. 1883 Nr. 9, 10.
13. Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for the year 1881. Washington 1883.
14. Transactions of the Anthropological Society of Washington. Vol. I. Washington 1882.
15. Edwin A. Barber, Mound-Pipes. Gesch. d. Verf.
16. Derselbe, Indian Music. Gesch. d. Verf.
17. Report of the proceedings of the numismatic and antiquarian society of Philadelphia for the year 1881. Philadelphia 1882.
18. A. Treichel, Volksthümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreussen. IV. Gesch. d. Verf.
19. Derselbe, Die Kräuterweihe in Westpreussen. Gesch. d. Verf.
20. Derselbe, Botanische Notizen. V. Gesch. d. Verf.
21. Derselbe, Zoologische Notizen. III. Gesch. d. Verf.
22. Fr. Hernsheim, Südsee-Erinnerungen (1875—1880). Mit Vorwort von Dr. O. Finsch. Berlin 1883. Gesch. d. Verf.

Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

---

burg, S. 247. — Prähistorische Saubohnen von Müschen, Spreewald. **Wittmack**, S. 248. — Urnenfeld von Dergischow bei Zossen. **A. G. Meyer**, S. 249. — Gräberfeld bei Ragow und benachbarte Plätze in der Niederlausitz. **Siehe**, S. 250; **Virchow**, S. 251. — Scherben von dem Burgwall Waldstein im Fichtelgebirge. (Mit 4 Holzschnitten.) **Zapf, Virchow**, S. 252. — Gespaltener Schädel von Oefeli und Nadelbüchse von La Tène, Schweiz. (Mit 2 Holzschnitten.) **V. Gross**, S. 253; **Virchow**, S. 254. — Kaukasische Gräberfelder und sonstige ethnographische Notizen. **F. Bayern**, S. 256. — Körpermessungen russischer Völker. **v. Erckert**, S. 264. — Photographie eines deformirten Schädels aus einer Höhle von Süd-Mindanao. **Schadenberg**. S. 265. — Bericht über eine Reise in Kleinasien und Syrien. **F. v. Luschan**, S. 266. — Lhota-Elgut. **Elsner v. Gronow**, S. 266. — Hügelgräber bei Lorsch und prähistorische Wohnstätten bei Holzhausen, Homburg v. d. Höhe. **Kofler**, S. 267. — Zusendungen von den Nikobaren. **v. Roepstorff**, S. 268. — Funde auf der Insel bei Jankowo. **Pahlke, Schwarz**, S. 269. — Laugwitzer Fund. **Senf**, S. 269; **Voss**, S. 272. — Pfahlbauten bei Schussenried und im Olzreuther See in Württemberg. **Frank, Voss**, S. 273. **Nehring**, S. 275. — Prähistorische Funde aus der Gegend von Oschersleben (Prov. Sachsen) **Nehring**, S. 275; **Voss, Virchow**, S. 276. — Stand der prähistorischen Forschungen in Italien. **Virchow**, S. 276. — Wakusu-Knabe. **Wissmann**, S. 284. — Eingegangene Schriften. S. 284.

Sitzung am 16. Juni 1883. Correspondirende und ordentliche Mitglieder S. 285. — Aztekische Kindermaske. **Ch. Rau, H. Fischer**, S. 285. — Böhmischer Burgwall Zamka. **Osborne**, S. 285. — Prähistorisches aus den Kreisen Guben, Sorau, Crossen und der Name Heinchen. **Jentsch**, S. 286. — Funde aus dem Kreise Lübben. (Mit Holzschnitt.) **Weineck**, S. 288. — Volksspiele. **Handelmann**, S. 292. — Thongefässe von Borgstetterfelde, Holstein. (Mit 6 Holzschnitten.) **Handelmann**, S. 294. — Funde in Rheinhessen. **Köhl**, S. 296; **Virchow**, S. 298. — Tumuli in Bulgarien. **Elmer. Virchow**, S. 299. — Holzlade mit Bronzegeräth von Koppenow, Pommern. **Neitzke**, S. 300. — Thongefässe von Radewege bei Brandenburg a. H. (Mit 2 Holzschnitten.) **Stimming**, S. 300. — Sammlungen von Adamaua und Südcentralafrika, vom Amazonas, der Osterinsel und den Agomes. **Bastian**, S. 301. — Zur Kenntniss Hawaii's. **Bastian**, S. 302. — Photographien von Alaska-Indianern. Aurel **Krause**, S. 303. — Ausgrabungen bei Samthawro, Kaukasus. **Bayern**, S. 303. — Bronzegussform von Koban, Kaukasus. (Mit 2 Holzschnitten.) **Dolbeschew**, S. 305; **Virchow**, S. 306. — Amerikanischer Zwerg. **Virchow**, S. 306. — Rasse von La Tène. (Mit Holzschnitt.) **Virchow**, S. 306. — Protohelvetier von **V. Gross. Virchow**, S. 317. — Italische Prähistorie. (Mit 3 Holzschnitten.) **Virchow**, S. 317. — Eingegangene Schriften. S. 327.

Sitzung am 21. Juli 1883. Neue Mitglieder. S. 329. — Abreise des Hrn. **Joest**. S. 329. — Amerikanisten-Congress in Kopenhagen. S. 330. — Kaukasische und finnische Skelette. **Stieda**, S. 330. — Reisen im Kaukasus. **v. Erckert**, S. 330. — Fibula aus der Tschetschna und Schädel von Koban, Kaukasus. (Mit 2 Holzschnitten.) **Virchow**, S. 331. — Der dwatsche Hans. **E. Lemcke**, S. 340. — Ethnographisches von den Nicobaren. **v. Röpstorff**, S. 342. — Westaustralische Schädel. Baron **Müller**, S. 342. — Alte Ansiedelungen bei Schlagsdorf (Guben), La Tène-Funde, Flurnamen. (Mit Kartenskizze.) **Jentsch**, S. 343. — Sculpturen von Chettim aus Nazaret. **Sepp**, S. 346. — Symbolische Kröten und Echiniten. **Handelmann**, S. 346. — Frosch und Krötenaberglaube in Ostpreussen. **E. Lemcke**, S. 346. — Schulzenstab und nordischer Budstock. (Mit Holzschnitt.) **Treichel**, S. 347. — Satorformel (Mit Holzschnitt.) **Treichel**, S. 354. — Ringwälle des Altkönigs im Taunus. **Kofler**, S. 355. — Indianersprachen von West-Oregon. **Everette**, S. 356. — Schottische Medaillen. **Cochran-Patrick**, S. 356. — Klassifikation der Rassen. **Keane**, S. 356. — Böhmische Funde. **Schneider**, S. 356. — Menschliche und thierische Reste vom Spandauer Bronzefund. **Nehring**, S. 357. — Methoden zur Erhaltung von Gold- und Holzsachen. **E. Krause**, S. 360. — Trapezförmige (rhomboidale) Feuersteinscherben. (2 Holzschnitte.) **E. Krause, Virchow**,

---

Autoren-Register.

Sach-Register.

C.

D.

E.

F.

I. J.

K.

L.

M.

N.

O.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

(For supplement to this volume see volume 16 —

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm), Berlin, Schönebergerstr. 17a.

